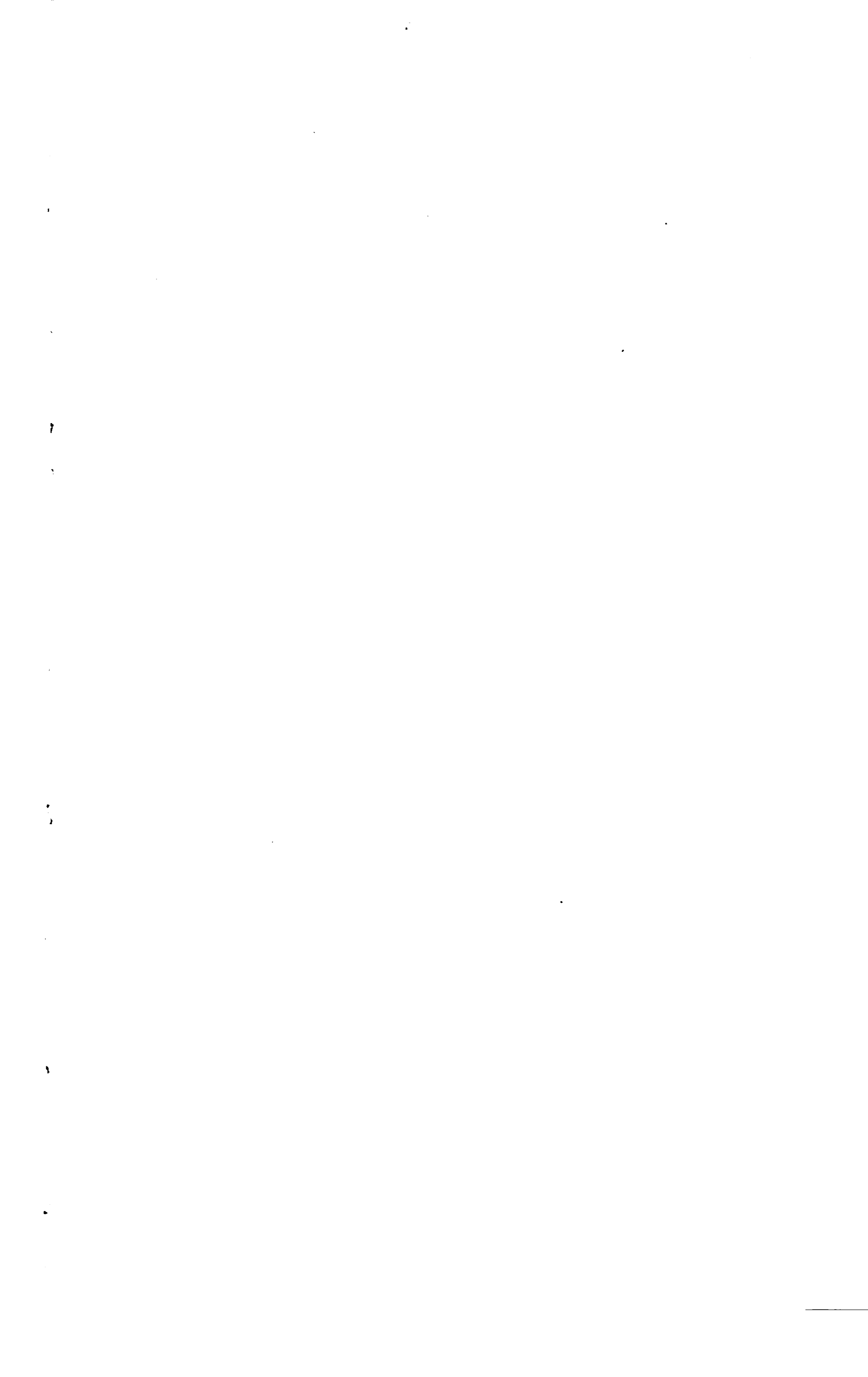










Westermanns
Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Herausgegeben von Friedrich Spielhagen.

Ein Familienbuch
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Fünfundfünfzigster Band.

Oktober 1883 bis März 1884.

Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann.
1884.

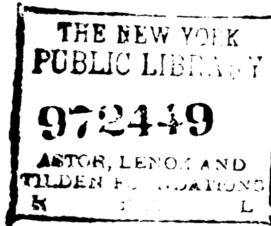
Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

herausgegeben von

Friedrich Spielhagen

Achtundzwanzigster Jahrgang. Fünfundfünfzigster Band.





Verzeichnis der Mitarbeiter

am

fünfundfünfzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Baisch, Otto, in Berlin, 342. — Bitter, C. H., in Berlin, 37, 170, 466, 594, 729. — Brachvogel, Udo, in New-York, 322. — Brugsch, Heinrich, in Charlottenburg bei Berlin, 342. — Curtius, Ernst, in Berlin, 677. — Dessau, Bernhard, in Fürth, 414. — Dornblüth, Friedrich, in Rostock, 753. — Elcho, Rudolf, in Berlin, 219, 367. — Floerke, Gustav, in Zürich, 322. — Förster, Wilhelm, in Berlin, 59. — Frenzel, Karl, in Berlin, 509, 654. — Gerstenberg, K. v., in Hamburg, 832. — Hiller, Ferdinand, in Köln a. Rh., 816. — Jensen, Wilhelm, in Freiburg i. B., 1, 145, 281, 427, 559, 695. — Jokai, Maurus, in Pest, 90. — Kaden, Woldemar, in Neapel, 188. — Kohut, Adolf, in Berlin, 311, 720. — Koppel, Ernst, in Rom, 271. — Lay, Max, in Straßburg, 136. — Lessing, Julius, in Berlin, 115, 801. — Lipp, F. A., in Straßburg, 80. — Lorm, Hieronymus, in Dresden, 580. — Malvers, Ernst, in Berlin, 737. — Müller, Karl, in Alsfeld, 627. — Muyden, Gustav van, in Friedenau bei Berlin, 202, 618. — Polakowsky, Helmut, in Berlin, 397. — Pröhle, Heinrich, in Berlin, 247, 602. — Ring, Max, in Berlin, 46. — Roquette, Otto, in Darmstadt, 775. — Rosenberg, Adolf, in Berlin, 264. — Scherzer, Karl v., in Leipzig, 637. — Schoener, R., in Rom, 687. — Soldan, Friedrich, in Worms, 544. — Spielberg, Hans v., in Berlin, 452. — Stern, Adolf, in Dresden, 22. — Vogel, August, in München, 769. — Voß, Richard, in Berlin, 474. — Wald-Zedtwitz, E. v., in Potsdam, 73. — Zabel, Eugen, in Berlin, 531. — Zimmern, Helen, in London, 548.

Inhalt

des fünfundfünfzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum fünfundfünfzigsten Bande.



Die Pfeifer vom Dusenbach.

Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

Wilhelm Jensen.

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen
Zum Ritt ins alte romantische Land!
Oberon.

I.

Einem fallenden Glutballe gleich stieß die Sonne auf den hügelgewellten Horizont des weiten lotharingischen Hochlandes, aber von Südwest her schnob blauschwarzes, fliegendes Sturmgewölk gegen sie hinan. Es veränderte in jedem Augenblick seine Gestalt; wie ein wilder Jagdzug wälzte es sich herauf, dumpf knurrende Rüden umkreisten ihn. Manchmal funkelten ihre schillernden Augen; da reckten sich gigantische Leiber vor, Rosse und Reiter, geharnischt, mit wehenden Helmbüschen. Reisige Massen drängten dichtgeballt hinterdrein, die Pferde bäumten, gelb, blau und blutrot blitzten die Waffen. Dann rollte, luftverfinsternd, das Gestampf und Getümmel der Schlacht an den öden Bergen des Wasichin um, wie das fünfzehnte Jahrhundert den Wasgau benannte.

Eine häuser- und menschenleere Hocheinsamkeit war's. Nur in tiefer Ferne, nicht mehr erkennbar, lagen drunten im Oberrheinthal Städte und Dörfer, hier oben sah der Blick rundhin kein Anzeichen von Menschenleben. Raben krächzten und der kreisende Weih schrie scharftönig herunter, doch auch sie bargen sich vor dem Grimm des ausbrechenden Unwetters. Wie fluglahm herabfallend, stürzten sie in die schwarzen Tannenwälder nieder, aus deren unabsehbarer Decke sich der nackte Hochkamm des Gebirges aufgipfelte.

Ihm entgegen wand sich ein kaum zu unterscheidender, schmaler Steig. Er glich nur einem Wildpfad, verlor sich oft in Busch und Gerank, und Quellbäche rieselten in ihm entlang. Aber ab und zu verriet er wieder Spuren eines von Karst und Axt durch die Wildnis gebrochenen Saumweges. Dann und wann, bei einer Lichtung des dunklen Gezweigs, tauchte westwärts der kahle Doppelhöcker des „Brüschbückels", an Farbe und Gestalt einem gespenstischen Riesenkamelrücken ähnlich, über den Waldmassen in die Luft.

Auf sein aschgraues Gestein loderten die ersten Blitze herunter; unsichtbar tief unter ihm zur Rechten, in enger Thalschlucht geborgen, mußte die halb rappoltsteinische, halb lothringische Stadt Markirch liegen, „wo man im Elsaß knetete und in Lothringen buk“.

Ein Fußtritt knackte dürres Holz, und es raschelte im Gestrüpp. Jemand mochte von der alten Hohenstaufenstadt Kaysersberg oder von Schnierlach aus sich einen Pfad übers Gebirg nach Markirch hinüber suchen. Doch der Schritt tönte nur langsam zwischen den Rottannen herauf, in Pausen verstummte sein Laut, als ob der Wanderer erschöpft anhalte.

Da hob ein Kopf sich nun ins Freie, wo auf heidigem Grund nur die Krummholzkiefer und da und dort ein Eibenbaum noch aus dem Felsboden aufwurzelten, und eine flüchtige Spanne Zeit lang sah man ihn, geblendet von dem blutroten Sonnenfeuer umgossen. Aber es war kein Mann, sondern ein junges, hochgewachsenes Weib. Sie ging in der ärmlichen Volkstracht des Landes, ein grobes Gewand fiel ihr vom Nacken lang bis auf die Fersen, während es nach vorn, wunderlich verkürzt, die Füße in plumpen Schuhen und seine Knöchel darüber unbedeckt gewahren ließ. Die letzteren hatten nichts von dem derben Knochenbau einer Bauerndirne, und auch das weiße, mit einem alten Schleierrest umwundene Gesicht sprach nicht von harter Arbeit in Sonnenbrand und Regen. Doch schnitten sich unjugendlich tiefe Leidfurchen durch die Stirn, und die blauen Augen drunter lagen glanzlos in dunkle Höhlungen eingesunken. Kraftvoll, fast von unnatürlicher Wucht des Körpers erschien ihre Gestalt, allein der Anschein trog, sie war von aller Kraft verlassen. Ihre Brust keuchte wie unter einer erdrückenden Last, sie griff mit den langen, mageren Fingern einer schönen Hand nach dem dürren Geäst eines blitzzerspaltenen, abgestorbenen Kieferstammes, um die brechenden Kniee daran aufrecht zu halten.

Es war der letzte Sonnenblick, in den ihre Augen hineingestarrt. Der Spätsommertag hätte noch eine Weile andauern sollen, denn der rote Himmelsball versank noch nicht, doch, die Strahlen auslöschend, peitschte der Sturm jetzt das wilde Wolkenheer drüber. Mit erstem Vorstoß hier oben packte er auch das Haar des jungen Weibes, riß den dürftigen Schutz davon und stiebte die langen, weichen Fäden ihres goldblonden Gelocks irrflatternd von Schläfen und Scheitel zurück. Gedankenleer ging ihr Blick dem durch die Luft fortgewirbelten Schleier nach, mit rasender Hast hatte das schwere Gewölk im Nu die eben noch blaue Wölbung ihr zu Häupten überjagt. Nur ostwärts hinüber, gerad in der Richtung der windenttragenen, leichten Kopfhülle, lag noch ein kleiner heller Himmelsfleck, und in sein heiteres Licht stiegen weit drüben vom Rücken eines Vorberges des Wasgenwaldes die Zinnen und Türme dreier nachbarlich gesellter Burgen hinein. Seltsam flimmerte noch auf ihnen das letzte, einzige Glanzspiel der Sonne, und die hohlumränderten Augsterne des Weibes blieben starr darauf haften, wie in brennender Sehnsucht, noch einmal den winzigen Rest des Himmelslichtes in sich aufzunehmen. Doch nun schoß der dunkle Vorhang auch darüber hinunter und alles losch aus.

Die Wolke war auf den Bergkamm herabgekommen und umwogte sie. In langen, schleppenden Nebelkleidern zogen gespenstische Gestalten heran und tanzten im Kreis um sie rund; wie ein Hohnlachen raunte es von den unablässig auseinander rinnenden Zügen. Mit breiter, zornschnaubender Wucht fuhr der Wettersturm wider ihre Brust, rang mit ihr, sie zu Boden zu werfen. Ein Dutzend irr-angstvoller Herzschläge lang kämpfte sie gegen ihn mit dem unbewußten Willen des Lebens, und seine wilden Stöße fauchten ohnmächtig an ihr vorüber. Doch dann zitterte ihr ein plötzlicher Wehelaut von den Lippen und sie fiel haltlos in die Kniee. In einem Moment der Stille war's, nicht der Feind von außen hatte sie bezwungen, sondern ein anderer in ihr selbst sie zur Erde gebrochen.

Regen schoß jetzt herab, und knatternde Schloßen zerschlugen die Blätter der Eibe, unter der sie umgesunken dalag. Der Tag war in vorzeitige Nacht verwandelt, die nicht mehr wich; nur ab und zu zischte ein Schwefelblitz durch das Geprassel, und das Krachen des Donners rollte mit zehnfältigem Echo an den Bergwänden um. Doch sie hörte es nicht; in Pausen, die sich immer mehr verkürzten, rang sich ein dumpfes Stöhnen von ihrem Mund in die Finsternis. Ihre Hand griff aufzuckend über den Kopf empor, und die Finger umklammerten einen Gegenstand, auf den sie trafen. Blutstropfen quollen aus ihnen hervor, denn es war der Zweig einer Stechpalme, um die sie sich zusammengekrampft hielten, aber sie fühlte es nicht. Über ihr tobte der Aufruhr des Himmels fort, zuletzt übertäubte ein kurzer, geller Aufschrei sogar das Gebrüll der Wolken. Dann ward es totenstill droben und drunten. Nur geisterhafte blaue Flammen funkelten noch hin und wieder aus der verhängten Luft, und nur der Tropfenfall raschelte bei einem nachschauernden Windhauch vom Baumgezweig herab. Dann und wann tönte ein leises, schwachstimmiges Wimmern darein; wie die Nacht weiterschritt, sahen allmählich die Sterne auf die lautlos schlafende Bergwelt herunter.

* *
*

Ziemlich in der Mitte zwischen den Städten Kaysersberg und Markirch lag nordwärts von der ersteren das Dorf Altweier. Dreitausend Fuß hoch über dem Rheinthal, bildete es die höchstgelegene Ortschaft im Wasgengebirg, mit seinen armseligen Behausungen weithin durch Berggestrüpp, Stein und Heiderücken verstreut, als hätte graue Riesenfaust einmal eine Hand voll Menschendürftigkeit aus den Wolken in die Wildnis heruntergeworfen. Hier war sie, gleich den Disteln und Ginsterbüschen, seit unbekannter Vorzeit fortgewuchert, mutmaßlich schon von Keltentagen her, denn weder die Deutschen im Elsaß noch die Franken drüben in Lothringen verstanden die Sprache der Bewohner des Dorfes. Ein wortarmer Überrest der ausgestorbenen Urbevölkerung, gurgelte sie in häßlichen Kehltönen, vereinzelt mit völlig entstellten Redeausdrücken der Nachbarländer untermischt, zumeist Tierlauten ähnlicher als menschlicher Zunge. So glichen auch die Bauerngehöfte vielfältig mehr großen Stollen und Felslöchern vom Fuchs und Dachs als Menschenwohnungen; die besten waren roh aus umborkten Waldstämmen gezimmerte Hütten; die Zugänge vor ihnen starrten von kotigen Lachen und die rauchschwarzen Wände drinnen von Schmutz. Die Insassen kannten es nicht anders, denn von drunten stieg niemand zu ihnen herauf, und sie selbst kamen kaum einmal im Leben zu einer der Städte im Thal hinunter. Wie die Vorväter seit Jahrhunderten gelebt, führten sie ihr Dasein weiter, hartschwielig an den Fäusten und den nackten Füßen, die nur die Bejahrten und die Weiber mit plumpen Holzschuhen bekleideten. Ohne Kenntnis eines Dinges, das über die Kammwälle ihres Berggürtels hinausreichte, wuchsen die Burschen und Dirnen auf, bis der Trieb der Natur wechselseitiges Begehren in ihnen wachrief. Unterschied von arm und reich setzte dem kein Hindernis entgegen; das Paar, welches unter sich übereingekommen war, ging kurzen Wegs zu der kleinen Kirchenkapelle an einem Schluchtrande des Dorfes und ließ sich vom Pfarrer mit einer von diesem selbst kaum verstandenen lateinischen Formel zu christlicher Ehegemeinschaft zusammensprechen. Nur bei solchen Anlässen unterschied sich der „geistliche Herr" von ihnen durch einen übergeworfenen, verschabten Chorrock, in den anderen Tagesstunden mühte er sich, gleich den Bauern, mit Hacke und Grabscheit um seinen Lebensunterhalt. Er mußte ein Kind aus dem Dorfe sein, sonst hätte die Gemeinde seine Sprache nicht begriffen. Öfter war die Pfarrei jahrelang nicht mit einem solchen zu besetzen und lag, von den Behörden im Elsaß vergessen, völlig verwaist. Dann heirateten die Dorfbewohner ohne geist-

liche Beihilfe, zeugten Nachkommen, die sich ungetauft in fast nacktem Naturzustand mit den jungen Schweinen, oft kaum von diesen unterscheidbar, in den Wegsümpfen zwischen den Hütten umherwälzten, und ließen sich von dem Strohsack, auf dem sie ihren Atem ausgehaucht, ohne letzte Ölung in den steinichten Boden um die Kirchenmauer hineinscharren. Aber sobald wieder ein Pfarrer droben eintraf, ward jedesmal die fehlende Taufe und der verabsäumte Grabsegensspruch sorglich nachgeholt; nur die Notumstände, nicht heidnischer Sinn oder Mangel an Frömmigkeit hatten die Gemüter zu ihren eigenmächtigen Lebens- und Sterbenshandlungen veranlaßt. Im Gegenteil, die Vorschriften und Satzungen der Kirche machten fast ihr einziges und unverbrüchliches Gesetz aus; jede feinere Gesittung war ihnen unbekannt, doch anvererbte christliche Gewöhnung trat an die Stelle derselben und ließ die Abwesenheit weltlicher Ordnung und Rechtspflege niemals entbehren. Dennoch lag der Segen des Himmels nicht mit übermäßiger Sichtbarkeit auf der Gemeinde, weder auf der Viehzucht noch auf den Äckern und ihren Bebauern. Wolf, Luchs und Bär brachen oftmals zwischen die weidenden Rinder, Schafe und Ziegen herein und verschleppten ihre Beutestücke in unzugängliches Dickicht der unabsehbaren Wälder; den Anbau von Kornfrucht ließ die Hochlage und magere Beschaffenheit der Erdkrume nur an wenigen geschützteren Stellen und in günstigen Jahren zu, doch auch im besten Sommer vernichtete wilder Wettersturm und Schloßensturz nicht selten plötzlich die mühsam herangereiften Ähren dicht vor der Ernte. Fast am wenigsten indes noch sprach sich eine besondere Fürsorge der Vorsehung in der leiblichen und geistigen Begabung der Dorfbewohner aus. Beinahe ausnahmslos waren diese von untersetzter, unansehnlicher, wenig kraftvoll entwickelter Gestalt, die Mädchen ohne jede Anmut der Jugend, unschön an Wuchs und Zügen und vorzeitig alternd. Sie teilten dies vielleicht mehr oder minder mit der hartarbeitenden Bevölkerung auch anderer weltabgeschiedener Gebirgsgegenden, aber es kam etwas hinzu, das ihnen auf der Stufenleiter des Mißgeschicks der Geburt einen traurigen Vorrang einräumte. Unter dreien dort in die Welt geborenen Kindern gelangte mindestens eines nicht zu einer naturgemäßen Entwickelung seiner körperlichen und seelischen Fähigkeiten, sondern blieb häufig an Leib und Geist unter der Stufe eines aufgeweckteren Tieres zurück. Auf dünnen, haltlos-gebrechlichen Beinen schleppten die Verkrüppelten sich schon als Kinder mit greisenhaften Gesichtszügen, dicken Wulsten am Halse und blöd grinsenden, aufgeworfenen Lippen umher. Das borstige Haar sträubte sich am stirnlosen Vorderkopf fast auf die fahlen Brauen herab, unter denen den Begegnenden ein paar scheu-stiere Augen anglotzten. Bei manchen nahm das Wachstum nach dem ersten Jahrzehnt nicht mehr zu, andere taumelten in Mannesgröße mit unförmlich gedunsenen Körperrumpfen. Die am schlimmsten Verwahrlosten betrieben den Tag hindurch als einzige Beschäftigung, sich unter widrigen Kehltönen um zufällig aufgefundene eßbare Gegenstände zu balgen und diese heißgierig zu verschlingen; nur wenige schritten so weit in der Ausbildung ihres Gehirns vor, daß sie, stumpfsinnig vor den Thüren sitzend, hölzerne Löffel und Näpfe auszuhöhlen erlernten oder ihnen bei Aushilfefällen die Leitung des Viehes anvertraut werden konnte. Drunten im Rheinthal ward das Dorf deshalb spöttisch als das „Kielkropfnest“ bezeichnet, aber kaum jemand hatte es mit Augen gesehen, und die eigenen Bewohner gewahrten, von der Gewohnheit des Anblicks abgestumpft, kaum den halb tierischen Zustand der leiblichen und geistigen Krüppel mehr. Der Himmel über ihnen, der Boden unter ihnen waren rauh und hart wie der Notzwang ihrer Lebensfristung. Aber so hatten sie's von Urvätern als Erbteil übermacht bekommen und war's geblieben, und auch der Gang von vier weiteren Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag hat wenig daran verändert.

Wohl stundenweit im Umkreis lagen die zu Altweier gehörigen Behausungen zwischen den wechselnden Hebungen und Einsenkungen des Hochgeländes verstreut, im Winter vielfach oft lange Monde durch unübersteigliche Schneewälle voneinander getrennt. Doch richtete sich der Wert der Besitzungen nicht nach ihrer Nähe oder Entfernung vom ungefähren Mittelpunkt der Ortschaft. Am weitesten von diesem gegen Westen hinaus, vom Waldrand einer schroff ansteigenden Felshalde sah unfraglich das bestgebaute und umfangreichste Gehöft des Dorfes herab; sein graues, fast plattes Dach war mit großen Steinen gegen den Sturm beschwert, und ein Zaun, aus Holzprügeln verflochten, umfriedigte das Haus. Es gehörte dem Bauern Veit oder Guy Loder, wie gewöhnlich sein Vorname nach keltischer Überlieferung geheißen wurde. Er wohnte dort mit seiner Frau, deren Taufname Tille mutmaßlich aus Ottilie verkürzt worden, beide noch ziemlich jung an Jahren, obgleich man es beiden gleich wenig ansah. Sie hausten in dem höchstbelegenen Hof Altweiers kinderlos und ohne andere Gesellschaft als diejenige eines halben Hunderts von Schafen, welche zur Winterzeit den Schutz des Gebäudes mit ihnen teilten und im Sommer zwischen den Blöcken des langgestreckten Halderückens weideten. Doch der Besitz derselben hob sie bei den denkbar einfachsten Bedürfnissen ihres Daseins an Lebensgunst über die Mehrzahl ihrer Ortsnachbaren hinaus. Der Mann schor die Wolle ab und die Frau bereitete sie für den Händler drunten in der Stadt Markirch zu; an den hohen Festtagen des Jahres trug sie sogar ein Stück gebratenen Lammfleisches auf den Tisch. Das geschah in keinem zweiten Hause des Dorfes, wo die Insassen sich ausschließlich von Milch, Käse und Brotsuppen nährten, in die um Weihnacht, Ostern und Pfingsten ein Brokken verschnurrter Speckschwarte hineingeschnitten wurde. So lebten sie auskömmlich und sparten noch obendrein für einstige alte Tage, denn in ihrer Wandlade sammelte sich mancher Kupferheller und verwandelte sich im Gang der Jahre zu einem abgegriffenen silbernen Batzen, sei's mit dem unkenntlichen Bildnis von des Kaisers Majestät darauf oder aus der Prägstube der weitmächtigen Grafen von Rappoltstein und der Herren von Rathsamhausen.

Trotzdem waren Veit Loder und seine Frau nicht völlig zufrieden, aber sie redeten nicht davon. Gesprächigkeit lag überhaupt weder in ihrer Art noch in der aller sonstigen Zugehörigen des Dorfes. Doch saßen sie, zumal im Winter, vereinsamter als die anderen, und auf die Dauer ward das Geblök der Schafe im Pferch nebenan eine etwas eintönige Unterhaltung. Dann ging wohl eine Weile ein Wechselwort zwischen ihnen von den Lippen, bis sie gemeiniglich beide zugleich verstummten und, in das knatternde Herdfeuer schauend, jedes schweigsam einen Gedanken, der doch der nämliche war, für sich hinunterwürgte. Mitunter stand der Mann auch einmal plötzlich auf und that etwas sonst wenig Bräuchliches unter seinen Stammesgenossen, indem er der Frau mit seiner derben Hand zu rauher Liebkosung übers Gesicht strich. Dann scharrte sie achtsam die Kohlen unter die Asche, um am nächsten Morgen Feuer zünden zu können, und sie gingen in ihre windumrüttelte und schneeumstarrte Schlafkammer hinüber. Aber Jahr um Jahr blieb sich's gleich, daß keine rechte Zufriedenheit und Fröhlichkeit in ihrem Leben einkehrte.

Nun war's ein Frühmorgen im Anfang des September. Veit Loder stand im ersten Sonnenaufgangsstrahl vor seiner Thür, über das spiegelnde Wasser im Brunnentrog gebückt, und verkürzte sich mit einer Schafwollschere die blondwirbeligen Haare. Seine Frau kam hinzu und sagte: „Schneidst dir am Freitag die Haar, willst, daß sie dir ausfallen?" Er antwortete: „Thut man's am Freitag, wachsen sie lang," und klippte die widerspenstigen Struppen ab. Sie tupfte mit dem Finger auf die Stirn: „Weiß es längst, bist da nicht — Freitag ist ein Unglückstag." — „Freitag ist ein Glückstag," erwiderte er, „zumal heut, denn 's ist unserer lieben Frau Ge-

burt.“ — „'s ist der Tag, an dem sie unseren Heiland gekreuzigt haben,“ entgegnete Tille Loder, und er sagte: „Wenn du's anders willst, ist's Freias Tag, die Saaten- und Kindersegen bringt.“

Es war ein alter Widerspruch zwischen ihnen, aber das letzte war ein übles, unbedachtes Wort. Die Frau versetzte nichts darauf, doch drückte sie ihre weiße Zahnreihe scharf in die Lippe; erst als er hinzufügte: „Am Freitag muß man bei Sonnenaufgang ins Feld gehen, dem bleibt's Zipperlein aus dem Fuß,“ da stieß sie unmutig heraus: „Bist ein Narr — hab nicht verspürt, daß du Freias Segen ins Haus gebracht. Lauf ins nasse Gras vom Wetter heut nacht, was du heimbringst, geschieht dir recht!“ Und verdrossen nahm sie einen Stecken und trieb die blökend sich um sie drängenden Schafe nach ihren Weideplätzen zu.

Der Himmel lag über allem mit köstlicher, wolkenloser Bläue. Fern drunten im Ost schimmerte in Duft und Glimmer das Rheinthal, wie eine graue Nebelbank stieg jenseits das Schwarzwaldgebirge drüber auf; nach Westen aber sah benachbart der Doppelgipfel des Brüschbückels, den die Welschen drüben in Lothringen Bressoir benannten, über den noch sommergrünen, morgenfrischen Waldgürtel. Im Beginn der Nacht war ein wildes Unwetter durch die Berge des Wasichin gegangen, davon hingen noch helle Tropfen an den Blättern und Halmen. Aber wohin die Sonne voll und warm ihren Glanz warf, trank sie dieselben schnell auf, als habe sie mit durstenden Lippen darauf gewartet.

Veit Loder hatte die Welt oftmals so gesehen und er fand nichts Besonderes daran. Der Gedanke, daß es schön sei, war ihm noch nie gekommen, und so verfiel er auch heute nicht darauf. Nur daß seine Frau mit der Nässe recht gehabt, ließ sich nicht verkennen, denn das triefende Gekräut wusch ihm die Beine bis zu den Knieen hinan. Doch gerade deshalb kehrte er nicht um, sondern stieg weiter aufwärts. Er war auch mißmutig und wollte auf seiner Rechthaberei stehen, es sei gut und heilsam, am Freitagmorgen beim Sonnenaufgang durch Wald und Busch zu laufen. So stapfte er, wenn's ihm gleich kein Vergnügen machte, gewohnheitsmäßig weiter; Dorn und Nesseln bekümmerten ihn nicht, seine Waden waren hart und gefühllos, wie aus Holzknorren geschnitten, und nicht minder derbdrähtig seine Nervenstränge in Leib und Kopf.

Aber da fiel, zum erstenmal in seinem Leben vielleicht, ihm doch jählings ein rüttelnder Schlag durch die Glieder, daß er angewurzelt stehen blieb und nur mit starr aufgeweiteten Lidern vor sich hinaussah. Er war vom letzten Kieferrand auf den kahlen Hochkamm getreten, und auf ein Dutzend Schritte vor ihm lag unter einem vereinzelten Eibenbaum eine Weibesgestalt lang ausgestreckt, als ob sie die Nacht dort durchschlafen und noch nicht aufgewacht sei. Doch selbst aus der Entfernung sprach die fast schneeweiße Farbe ihres Gesichtes zugleich, sie würde überhaupt nicht wieder aufwachen, sondern sei tot. Und wie Veit Loder nun dichter hinzutrat, blieb ihm darüber nicht der geringste Zweifel mehr. Sie mußte schon seit mancher Stunde leblos so daliegen, denn ihre Stirn und Hand fühlten sich kalt an wie ein nächtiger Stein, obwohl die Sonne rund um sie her liebliche Frühwärme ausgoß.

Sehr groß, sehr zart dennoch von Bau und sehr schön, obwohl dürftig bekleidet, bot die Leiche sich dem Beschauer dar, daß er augenblicklich erkannte, sie könne nicht aus einem Bauerndorf von hüben oder drüben herstammen. Sie mochte wohl einen bitterlichen Todeskampf durchgerungen haben, aber jetzt waren alle wilden Zuckungen desselben vom Antlitz weggeschwunden und sie glich mit dem aufgelösten Goldhaar einer großen, vom Sturm umgeknickten weißen Sternblume; ihre blutlosen Lippen schienen fast von einem Lächeln umspielt. Offenbar war sie von dem gewaltigen Ungewitterausbruch am Abend zuvor hier überrascht worden, erschöpft und wegunkundig in der

Finsternis umgesunken und unter den dicht herabgestürzten, noch da und dort aus den Schatten aufblinkenden Schloßen im Schlaf erstarrt.

Das sagte sich Veit Loders wenig geschulter, indes für einfache Verstandesschlüsse nicht unbrauchbarer Kopf. Doch als er diese Folgerung noch kaum zu Ende geführt hatte, lief ihm etwas heiß und kalt zugleich durchs Blut. Es war ganz frühmorgenstill rund umher, und die Tote verhielt sich nach altem Herkommen ohne jegliche Regung, aber dennoch kam jetzt ein leiser, wimmernder Ton von ihr herauf. Wie von ihrer rechten Hand klang er in die Höhe, die zuletzt noch ein Stück ihres dürftigen Gewandes krampfhaft über sich gerafft zu haben schien, und obschon es dem Betrachter unter gemeinen Umständen nicht an Mut gebrach, sträubte sich ihm das Haar doch noch mehr als von seiner Naturmitgift zu Kopfe, denn unverkennbar bewegten die schmalen Finger der eiskalten Hand sich auf einmal merklich hin und her. Das war zu viel für Veit Loders ungewöhnlich stark in Anspruch genommenes Hirn; mutmaßlich hatte ein böser Geist dem fremden Weibe hier das Genick gedreht und hauste noch in ihrem Leichnam fort, und hastig ein Kreuz über Stirn und Brust schlagend, drehte auch er den Fuß, um davonzulaufen. Da kam der wimmernde Ton noch einmal lauter vom Boden und schlug plötzlich unter der Kleidfalte neben der großen Hand eine ganz winzig kleine in die Luft herauf.

Der Bauer wußte kaum, daß er seinen Arm niedergestreckt, die tote Hand und den übergeschlagenen Gewandsaum fortgezerrt hatte. Ungläubigen Blickes noch starrte er auf ein kleines, neugeborenes Kind hinunter, das auf einem Büschel von wildem Thymian neben seiner leblosen Mutter dalag. Die Sonne fiel jetzt warm über den schmächtigen, frostverschrumpelten Körper; das that ihm sichtlich wohl, denn der Mund hörte auf zu weinen und die Lider von zwei gentianenblauen Augensternen schlugen sich in die Höhe.

Es dauerte natürlich eine Weile, ehe Veit Loder zu einer Art von Besinnung gelangte, was er da vor sich habe und ihm bei dem absonderlichen Fall eigentlich zu thun obliegen könne. Eine Zeit lang streckte er erst dem Kinde abwechselnd bald den einen, bald den anderen Finger hin und sah mit großen, kindisch vergnügten Augen drein, wie die Händchen desselben sich fest darum zusammenklammerten. Dazu lachte er, obwohl der Anblick der Toten nicht gerade zur Lustigkeit anregen konnte, und wiederholte: „Gelt, macht's dir Spaß? Halt fest! Macht's dir Spaß?“

Dann aber brach sich auf einmal die Vernunft in seinem Kopfe Bahn, er zog seinen Lodenrock aus, wickelte das Kind sorgfältig hinein, nahm es in beide Arme und ging rückwärts seinem Gehöft damit zu. Etwa ein paar hundert Schritte ungemein bedachtsam und vorsichtig, doch allmählich losch die Vernünftigkeit in seinem Blick wieder hin. Er fing an, schneller zu gehen, er lief, er sprang über Geröll und Strauchwerk bergab. Zuletzt glich er einem Wildeber, der durch den Wald bricht, und so stürzte er heimwärts, doch nicht ins Haus, sondern linksab vorbei, auf die Weidehalde hinaus, zwischen die Schafe hinein, daß sie aufgescheucht in langen Sätzen auseinanderstoben. „Tille, ich hab's!“ rief er.

Seine Frau saß als Hüterin auf einem Felsblock und antwortete mißlaunig: „Bist toll geworden, daß du die Tiere vom Fressen jagst? Was hast?“

„Das Kind — unsers — deins — meins —“

„Heilige Mutter Gotts, der Mann ist verrückt worden!“ schrie Tille Loder aufspringend.

„Hab's gesagt, Freias Tag bringt Kindersegen, zumal wenn's Mariä Geburt obendrein ist.“

Und er öffnete, doch jetzt wieder ängstlich behutsam, eine kleine Lücke in seinem Rock und redete und rappelte durcheinander, daß die Frau kaum die Hälfte begriff und nur, die Hände über den Kopf schlagend, wiederholte: „Unsere liebe Frau

von Dusenbach steh uns bei — steh uns bei in Gnaden und Barmherzigkeit!"

Aber endlich hatte sie's gefaßt und kam zu einem anderen Wort: „Was ist's denn, ein Bub oder Mädel?"

„Weiß nicht; kann man noch nicht wissen!"

Frau Tille Loder war vielleicht nicht ganz im Unrecht, daß sie im Begriff stand, auf die Antwort hin ihren Mann mit noch etwas stärkerem Ausdruck als vorher der Hirnschwäche zu bezichtigen, aber sie kam nicht weiter als: „Ich glaub, Veit, du bist —", denn sie zerrte jetzt zugleich gewaltsam die Rockwindel auf und schrie: „O der Bub — o der hübsche, liebe Bub! Unsere liebe Frau von Dusenbach sei's tausendmal bedankt!"

„Ist's wirklich einer?" sagte Veit Loder, neugierig dreinschauend. Und dann lachte er hell auf: „Hätt's mir von dir auch nicht anders denken können, Tille!"

Sie befühlte mit ihren rauhen Fingern sorglich das winzige Hälschen des Kindes und stieß beruhigt aus: „Alle Heiligen nehmen's in Schutz! Wie glatt es ist! Fühl her, Veit! Das wird kein Kielkropf!"

„Pah!" antwortete er mit herausforderndem, fast beleidigtem Ton; „unser Bub ein Kielkropf!"

Da fingen die kleinen Lippen wieder an zu wimmern, mutmaßlich vor Hunger, doch Frau Tilles mütterliche Erkenntnis reichte für den Augenblick noch nicht so weit, sondern sie rief, das Kind ängstlich an sich reißend: „Müssen's gleich vor den bösen Wichten behüten, Veit, und zur Kirche mit ihm, daß es noch an diesem hochheiligen Tag die Taufe bekommt!"

Sie ließen die glotzenden Schafe allein fortweiden und liefen nebeneinander zur Kirche hinunter. Sie waren beide närrisch und dachten nichts weiter, als daß sie nicht mehr einsam am Herd zu sitzen und ihre verschwiegene Kümmernis für sich hinunterzuwürgen brauchten. Der Pfarrer sah verwundert auf das, was sie mit sich brachten, und sagte erstaunt: „Hat der Himmel doch noch eins beschert, Tille? Hab nichts davon gewußt, daß es um den Weg sei."

„Ich auch nicht," lachte der Bauer, „wir zweibeid nicht. Vielleicht wird's so noch besser, als hätten wir drum gewußt."

Kopfwirr waren sie und dachten an nichts anderes. Als der geistliche Herr frug: „Wie soll's denn heißen?" versetzten sie gemeinsam: „Nach dem Vater natürlich!" und der Bauer fügte stolz hinzu: „Guy soll er getauft werden, Guy Loder, Veit klingt nicht gut genug für ihn."

Erst allmählich vermochte der Pfarrer herauszubringen, daß die Mutter des Kindes wildfremd und unbekannt noch droben auf der Berghöhe tot liege. Während Frau Tille mit dem weinenden Knaben zu ihrem Hause hinanlief, um ihn hurtig in Leinwindeln einzuwickeln und ihm Milch am Herd zu wärmen, stiegen, von Veit Loder geführt, Männer aus dem Dorf zum Gebirgskamm empor und trugen die Leiche des jungen Weibes herab. Niemand kannte sie; offenbar war sie dort oben auf einem Wegziel, dem sie zugeschritten, in der Einsamkeit von Geburtswehen überfallen worden und hilflos in Nacht und Unwetter verdorben. Nur ihr Kind hatte sie mit einer letzten Anstrengung durch Überschlagen des Kleides in fast wunderähnlicher Weise noch vor dem Erfrieren behütet. Der Pfarrer sprach ein Gebet an ihrem Grabe, und sie ward in das harte Steingeröll an der Kirchenmauer eingescharrt. Keine Nachfrage nach ihr drang zu dem weltabgelegenen Ort herauf; ab und zu sprach wohl einer von ihr, der von Altweier da und dort ins Thal hinunterkam. Aber sie ward nirgendwo vermißt, und niemand konnte Auskunft geben, wer sie gewesen. Gar manches Menschenleben ging im Deutschen Reich durch Unfall oder Gewaltthat zu Grunde, ohne Kunde zu lassen, woher es gestammt; Unkraut wucherte über dem Grab, und die Zeit deckte rasches Vergessen darauf.

* *
*

So hatte der Findling vom Bergkamm droben, wenn es etwas Gutes war, am Leben zu bleiben, immerhin noch Gunst

des Schicksals genossen, seinerseits im Gehöft am Haldenrand ein Schutzdach vor Wind und Wetter, Kost und Kleidung gefunden, und alles schlug ihm vom ersten Tage gut an, daß er wie ein junger Vogel im Nest gedieh, als könne es auf Erden nicht anders sein. Schon mit dem Beginn des neuen Jahres schimmerten ihm seine Zähnchen zwischen den roten Lippen hervor, ohne daß ihr Kommen ihm jemals Schmerz oder Krankheit verursacht gehabt, und als der Tag seines Erscheinens in der Welt sich zum erstenmal wiederholte, lief er bereits auf kräftig-munteren Füßen umher, kletterte bald, wenn die Schafe am Morgen ausgetrieben wurden, auf eines derselben hinauf und ritt, sich an dem dicken Wollenvließ festhaltend, stolz mit zur Weide hinaus. Sommerglut und Winterschnee lösten sich nach uraltem Brauch ab, und wie es nicht minder Brauch in Menschenköpfen ist, vergaßen Veit Loder und seine Frau im täglichen Weiterhaspeln der Lebensarbeit zuerst halb und allgemach beinahe ganz, daß der blondlockige Teilhaber ihrer Hauswirtschaft nicht von ihrem eigenen Fleisch und Blut gekommen. Er hieß sie Vater und Mutter und wußt's nicht anders, und noch weniger als sie hatte jemand sonst im Dorfe Anlaß, sein Gedächtnis überflüssigerweise mit der unbekannten Herkunft des „Lodersbuben" beschwert zu erhalten. Die Bewohner von Altweier dachten so wenig mehr daran, wie daß vor Jahren der Fuchs einem Nachbarn eine Gans von der Weide geholt, und im übrigen fanden ihre Augen und Ohren auch selten Gelegenheit, sich ihre überdunkelte Erinnerung nach dieser Richtung aufzufrischen. Ihre Art war nicht geselliger Natur, und die beträchtliche Entfernung zwischen der Mehrzahl ihrer Behausungen diente nicht als Hilfsmittel häufigerer Verkehrsanknüpfung. Sie lebten in der Umgebung ihrer vier Pfähle zumeist wie die Schnecken, krochen, soweit der Boden verhältnismäßig eben war, umher und kehrten um, sobald ihnen eine unbequeme Erhöhung in die Quere kam. Das geschah aber nach jeder Himmelsgegend meistens ziemlich rasch und besonders westwärts gegen den Kamm des Gebirges, wo Veit Loders Steinbach vom Föhrensaum herabsah. So blieb ein Begegnen mit den Insassen desselben fast nur auf das sonntägliche Zusammentreffen in der Kirche beschränkt, an dem der Knabe selbstbegreiflich in den ersten Jahren nicht Anteil nahm. Dann gelangte er allerdings öfter, bald sogar an jedem Morgen dahin, doch die Zeit hatte inzwischen ausgereicht, das Bauerngedächtnis bei Mann und Weib mit einer dicken Spinnwebschicht zu überlagern, durch die kein Gedanke an abgethane Dinge mehr heraufschimmerte.

Der Grund für die spätere tägliche Wanderung Guys lag aber darin, daß er gleichmäßig an leiblichen und geistigen Kräften gedieh und hauptsächlich durch die letzteren oftmals die Köpfe seiner Eltern in große Verwunderung, ja mit seinen Fragen sogar nicht selten in arge Verlegenheit setzte, denn woher sollten sie alles das wissen, was er von ihnen beantwortet zu haben wünschte. Eine Weile half der Bauer sich mit der Entgegnung: „Das weiß niemand auf der Welt, Bub," und Frau Tille fügte mütterlich abmahnend hinzu: „Danach muß man nicht fragen, Guy," doch auf die Länge ward es beiden immer krauser in der Vorratskammer ihrer Gedanken, und in einer Herbstnacht, die der Südwest durchheulte, fragte Veit Loder plötzlich einmal: „Schläfst, Tille?" — „Nein, kann's nicht," antwortete sie, „der Wind geht zu arg." Dabei hörte sie indes, daß er sich in der Finsternis im Bett aufsetzte, und er entgegnete: „Der Wind thut's nicht." Darauf schwieg er eine Zeit lang, bis er hinterdreinfügte: „Weißt, Tille, hast's vergessen, 's ist eben nicht unser Blut, anders früg er nicht so viel Dumm's." Da seufzte sie, daß unter ihr die Bettstatt knackte: „Weiß es die heilige Mutter Gotts, Veit, von uns hätt er die Dummheit nicht." — „Und drum hab ich für ihn nachgedacht, wie's ein Vater muß," sagte der Bauer, „wenn uns eh was ankäm, daß er nicht

verhungert wie ein Schaf, dem die Rupfzähne fehlen —"; aber das Ergebnis seines Denkens fügte er eine lange Weile nicht bei, sondern nur das Stroh raschelte unter ihm, als ob es sich gegen die Anstrengung seines Gehirns aufsträubte. Endlich seufzte die Frau abermals: „All sein Unglück ist's eben, daß er am Freitag auf die Welt gekommen ist." Doch auf diese Äußerung stieß Veit Loder ärgerlich aus: „Schnatterst wie 'ne Ente, Tille — 's ist eben sein Glück, sonst hätt er gar nichts — nun hast mich in allem gestört, was ich ausgedacht gehabt," und er legte sich mißmutig zurück und schnarchte wie eine Säge, die im Baumstamm auf einen eingekeilten Pfropf von hartem Holz gestoßen. Den Seinigen indes giebt's der Herr im Schlafe, daß auch während desselben ihre Gehirnthätigkeit nicht rasten kann, und als der Bauer am Morgen die Augen aufmachte, rief er triumphierend noch ins erste Gähnen hinein: „Daß er zum Herrn Pfarr in die Schul soll und selber mal geistlicher Herr im Dorf wird, sonst kann nichts aus ihm werden — das hättst du dir in deinem Kopf nicht ausgedacht, Tille!"

Das mußte sie allerdings zugeben, und sie fügte sich in diese Notwendigkeit, wenn auch schweigend; zugleich jedoch gab der Ausdruck ihres Gesichtes volle Zustimmung, wie es von vornherein bei ihrem kirchenfrommen Sinn nicht anders zu erwarten stand. So kam Guy mit sieben oder acht Jahren — die Erinnerung seiner Eltern vermochte sein Alter bereits nicht mehr genau festzustellen — täglich am Frühmorgen zum Unterricht in das Haus des Pfarrers, der für das Beneficium einiger Säcke mit Wolle und dann und wann einer Lammskeule sich völlig bereit erzeigte, den Knaben in allen Erfordernissen der göttlichen Wissenschaft zu unterweisen, soweit der Lehrer selbst darüber gebot. Seine Herrschaft erstreckte sich freilich auch nach dieser Richtung nicht übermäßig weit, sondern stand in ziemlich entsprechendem Verhältnis zu derjenigen, welche er über Erdengüter ausübte, denn er war eigentlich nur ein paar Jahre im Münsterstift zu Basel als Ministrant gewesen und möglicherweise in seine heimatliche Bergeinöde weniger aus besonderem Fürbedacht für das Seelenheil von Altweier zurückgeschickt worden, als weil man drunten am Rhein nicht viel Zuversicht daran gewonnen, einen Eckpfeiler für gewichtigere geistliche Prachtbauten aus ihm herauszumeißeln. Seitdem hatten Sonnenstille und Windsbraut drei oder vier Jahrzehnte lang über ihm in seiner ärmlichen, an die kleine Kirche angebauten Behausung gewechselt und er in ihnen zwei Dorfgeschlechter vermittels geweihten Wassers in die Christenheit eingeführt, zur erfreulichen Mehrung derselben ehelich zusammengesprochen und mit seinem Geleitssegen aus dem harten Erdendienste zur verheißenen großen Mühelosigkeit jenseits aller Regenwolken und Sonnenhitze wieder entlassen. Ob der Wind ihm indes während dieser treulichen Amtsverwaltung unter das nach und nach angeblasene graue Haar auch einen aufgereiften Flugsamen noch tieferer Erkenntnis der weltlichen und himmlischen Dinge heraufgetragen hatte, war nicht leicht zu bemessen und vor allem durchaus gleichgültig, da niemand im Dorf eine Wage dafür besessen hätte. Aber jedenfalls war er ein wackerer Mann, der, mit einem angeborenen Sinn für das Gute zur Welt gekommen, das Böse eifrig schalt und obendrein noch durch den Erfolg als unzweifelhaft bethätigte, daß er einen Schüler ohne Beihilfe ruchloser Geister, vielmehr lediglich durch göttliche Gelehrsamkeit in die außerordentliche Kunst des Lesens und Schreibens einzuweihen verstand. Ja, allmählich lehrte er ihn diese doppelte Fertigkeit nicht allein in deutscher Sprache ausüben, sondern brachte ihm sogar das Verständnis seines lateinischen Breviers bei, so daß der junge Adept befähigt wurde, bei den sonntäglichen Versammlungen der frommen Gemeinde als der einzige den Wortsinn der geheimnisvoll wirksamen Bitten, Lobpreisungen, Danksagungen und Beschwörungen aufzufassen, welche die anderen nur mit

gläubigem Gemurmel, Bekreuzungen und fleißigen Kniebeugungen zu begleiten vermochten. Dergestalt erhob er sich gar bald in noch äußerst jungen Jahren schon solchermaßen an fast unglaubhafter Fülle des Wissens und Könnens nicht nur über seine Altersgenossen, sondern selbst über die eingescheuerte Ernte der weißesten und weisesten Köpfe des Ortes, daß leichtlich zu besorgen stand, es möge üble Frucht von Mißgunst und Schelsucht daraus für ihn erwachsen. Allein zum Glück befand sich eine derartige Regung nicht in der Gemütsbeschaffenheit der Dorfeinwohner vorgebildet, und es war kein einziger unter ihnen, der ihn um seinen Vorsprung in den Kunstfertigkeiten des Geistes beneidete.

Mit der christlichen Frömmigkeit, welche Guy auf diese Art scheinbar aus doppeltem Springquell in sich eintrank, hatte es aber, wenigstens nach der einen Seite, eine eigene Bewandtnis. Nicht als ob die Rechtgläubigkeit seiner Pflegeeltern jemals einer Versuchung ausgesetzt und mit dem geringsten Makel behaftet gewesen wäre; sie hatten niemals davon vernommen, daß etwas Derartiges an menschlicher Verworfenheit überhaupt möglich sein könne. Doch wenn sie am langen Winterabend wärmebedürftig um die flackernden Holzscheite auf dem Küchenherd hockten und aus den draußen vorüberheulenden Wolkenmassen plötzlich einmal unvermutet ein gelber Blitz mit schetterndem Krach herunterfuhr, so stand Veit Loder rasch schweigsam auf, trat in den anstoßenden Hürdenpferch und kam mit einem erkrankten Schaf auf den Armen zurück, das er sorglich vor der Thür in den niederströmenden Regen hinaushielt, damit der Blick Donars es von seiner schlimmen Seuche befreie. Gewöhnlich kehrte er dann zufrieden ans Feuer, mit dem sicheren Zuvertrauen, daß alsbald das Tier wieder genesen werde, weil er deutlich draußen den langen roten Bart des Wettergottes gewahrt und derselbe mit dem mächtigen Steinhammer zusagend heruntergedonnert habe. Und wenn am Sommersonnenwendtag um die Abenddämmerstunde fernab aus dem dunklen Forstgrund das heisere Wolfsgebell heraufkläffte und ein einsamer Rabe unter dem falb auslöschenden Gewölk des Himmelsbogens hinzog, da deutete der Bauer seinem Sohn wohl aufwärts, ob er den alten Mann im weiten, grauen Faltenmantel sehe, der, mit nur einem Auge unter dem breitrandigen Hut herabschauend, den kärglich sprießenden Saaten besseres Gedeihen gab. Das war Wodan, der Weltvater, der den Lebendigen zu helfen suchte und die Toten in der Erde vor Unglimpf behütete, und Frau Tille wußte bei dargebotenen Anlässen nicht minder zu berichten, daß sie das treffliche Wachstum ihres Flachses der Sorglichkeit verdanke, mit der sie von Kindheit auf niemals einer Katze noch einem Marienkäfer, den Lieblingen der guten Frau Berchta, ein Leids angethan. Davor warnte sie Guy ebenfalls, wenn es ihm im Leben wohl ergehen solle, und gleicherweise vor den boshaften Zwergen, Hauskobolden und grünhaarigen Nixen, die überall in den Bergklüften, Erdhöhlen und Wassern hausten, wogegen die Schwanenjungfrauen als Töchter Wodans dem Begegnenden Glück brächten, wenn er den Mut habe, eine von ihnen anzurühren und festzuhalten. Dazu lehrte sie ihn beim Hüten der Schafe draußen Heils- und Zauberkräuter unterscheiden, gab ihm Schutzmittel an gegen bösen Blick, Werwolfskunst und Alpdruck, zählte ihm die guten und schlimmen Tage des Jahres auf und prägte ihm ein, was er an denselben thun und lassen müsse. Das hörte der Knabe stumm und aufmerksam, doch mit groß verwunderten Augen an, bis er einmal frug, warum es denn geschähe und wie es möglich sei, daß Gott Vater und Sohn und die heilige Jungfrau Maria, die doch allein allmächtig im Himmel und auf der Erde seien, all solche Dinge in der Welt zuließen; man könne doch das eine nur für wahr glauben oder das andere. Dann aber wurden Veit Loder und seine Frau mit Recht aufgebracht über solche kindische Vermessenheit und antworteten: „Wirst leider einfältig im Kopf

bleiben dein lebenlang und meinst klüger zu sein als all unsere Vorväter, die's so gewußt und oftmals mit Augen gesehen und mit Ohren gehört." Und seinen erfahreneren Kopf arg in die Weiche legend, fügte der Bauer wohl begütigend und mit befriedigtem Selbstbewußtsein hinzu: „Kannst's freilich noch nicht begreifen, Bub, erst wenn du zu Verstand kommst wie wir, daß es alles das Gleiche ist, bloß heißt man's zuweilen anders, weil's natürlich ganz verschieden voneinander ist. 's nützt nicht, daß ich mit dir davon red, sonst wollt ich's dir klar machen, daß du so wenig mehr drüber nachzudenken brauchtest wie ich."

So unterließ Guy freilich allgemach das Fragen, allein das Denken wußte er darum doch nicht zu lassen. Zumal wenn er einsam auf dem Berge saß und die Schafe hütete, die jetzt schon lange seiner Obacht allein anvertraut waren. Dann dachte er über die christlichen Heilslehren des alten Pfarrers nach, zu dem er allmorgendlich zum Unterricht hinuntersprang, und über das, was allstündlich fast als irgend eine geheimnisvolle Macht über die Lippen seiner Eltern raunte, und was von beidem eigentlich die Welt so schön und wundersam gemacht habe, wie sie rund um ihn dalag. Und eines Tages kam es auf einmal mit einem jähen Schreck über ihn, daß er in seinem Kopf und Herzen an Wodan, Donar und Berchta, an Zwerge, Kobolde und Nixen nicht glaube, doch ebensowenig an Gott Vater, Sohn und die heilige Jungfrau Maria. Wie's so gekommen, wußte er nicht, aber es war so, er konnt's sich nicht mehr hehlen. Und doch klopfte ein unsägliches Verlangen in ihm, daß etwas da sein möge, das mit einem behütenden Auge auf ihn herabschaue, wie er auf seine Herde, mit dem er zutrauensvoll reden und zu dem er seine suchenden Gedanken tröstlich hinaufflüchten könne. Er fühlte dies große, gütige Wesen auch um sich her und in sich selber vorhanden, und plötzlich schlug er, von einem Schauer überlaufen, die Augen weit über sich auf. Da stand es hoch über ihm im unendlichen Himmelsblau, ebenso rätselvoll und wunderreich wie die alten und die christlichen Götter. Alles Schöne, Freudige und geheimnisvoll Belebende stammte nur von dem großen, warmblickenden Auge, und nur wohin dies liebreich herabsah, kam die Blume mit fröhlichen Farben aus der Erde hervor, hoben bunte Falter zu flattern und Vögel zu singen an und wurde das Menschenherz in der Brust weit und sehnsüchtig, als ob ihm Flügel wüchsen, sich einem märchenhaften Glücke entgegenzuschwingen. Die Sonne war's, das herrliche, Licht, Wärme und Leben niederspendende Himmelsantlitz, das man vor dem Strahlenglanz seines leuchtenden Goldhaares nicht unterscheiden konnte, aus dessen Macht und Güte das alles gekommen und mit jedem Tage neu wiederkehrte, und wundersam getröstet und beglückt hob der Knabe bittend und dankbar die Hände zu ihr empor. Er empfand, es war ihm eigentlich nicht jählings in die Erkenntnis geraten, sondern hatte schon lange, von früh auf überdämmert in ihm gelegen. Doch nun wußte er's, und ihm war's selig zu Mute, als ob er in einem besonderen Verhältnis zu dem großen, schönen Wunder da droben stehe, ihm all seine Fragen vorbringen dürfe und im Ziehen der weißen Wolken, im Flimmern der Halme rundum, im Summen der Kieferzweige Antworten darauf erhalte. Und obwohl es ihm erschien, daß alle Menschen auf der Erde, wenn sie auf die Sprache nur acht gäben, gleichen Teil daran haben müßten, war's doch auch ein Geheimnis, das er für sich allein bewahren mußte und anderen Menschenohren nicht anvertrauen durfte, sondern nur den Tieren und Pflanzen, die es ebensowohl wußten und verstanden wie er. Das sagte ihm jedes klug und zutraulich blickende Vogelauge, jede emsig von Kelch zu Kelch schwirrende Biene, jedes Blatt, das sich freudig im Windhauch bewegte. Sie alle wiegten sich im Sonnenglück wie im Schoß einer großen gemeinsamen Mutter, die auch die seinige war, und träumten, lächelten und

hielten flüsternd geheime Zwiesprache. Darauf lauschte er die langen Stunden hindurch, die er alltäglich in der Gebirgseinsamkeit zwischen ihnen verbrachte, denn es klang ihm umher wie leise Stimmen von Schwestern und Brüdern, die von all den Dingen redeten, nach deren Verständnis sein Herz in sich Begehr trug. Doch zu Haus hockte er stumm im Winkel des engen, rauchigen Raumes und befrug seine Eltern nicht mehr um ihre gereiften Erfahrungen über die Seltsamkeiten des Lebens, und obwohl er beim Unterricht in den Anfangswissenschaften des geistlichen Berufs nach wie vor gleichmäßige Fortschritte machte, schüttelte der gute Priester doch manchmal sein graues Haar und meinte, der Lodersbub habe ehmals einen offeneren Kopf für die tiefere Heilserkenntnis verheißen, und bis zum Papst in Rom werde er es schwerlich bringen. Freilich sei's auch nicht zu erwarten und zu verlangen, daß der Tannzapfen weit vom Baum abfalle, denn daß Guy Loder nicht in Wirklichkeit von dem knorrigen Kieferstamm Veit Loders abgesproßt war, hatte der Pfarrer gleich allen übrigen Dörflern mindestens für den täglichen Gebrauch längst nicht mehr im Gedächtnis bewahrt.

Ein eigentümlich fremdartiger Anblick aber war's, wenn der Knabe an sonnigem Tage so auf einem Felsstück oder Heidebüschel zwischen den weidenden Schafen in der Bergesstille dasaß. Von jeher trug er im Sommer und Winter nur das gleiche und einzige, von Frau Tille ihm zurechtgeschneiderte, allgemach erweiterte und verlängerte Gewand aus Lammvließstücken, die ihre weiße Zottenseite nach außen kehrten, doch war er, wenigstens mit seinen oberen und unteren Gliedmaßen, demselben im Wachstum immer voran, so daß die halben Arme und die Beine bis zu den Knieen unbedeckt daraus hervorsahen. Das machte sich seine Freundin, die Sonne, weidlich zu nutze und verbrannte sie zu einem fast goldbraunen Ton, wie sie abends beim Untergang am Waldsaum die Äste der Rotkiefern aus dem grünen Nadelbesatz herausglühen ließ, aber der feinen Gestaltung seiner Hände und Füße unter der gebräunten Haut that sie nichts an, und wenn er die letzteren emporhob, bewegten sie sich leicht und lautlos wie auf den schmalen Sprunggelenken eines Rehs. Gar schlank und hoch aufgeschossen schmiegte sein Körper sich unter das zottige Fell, draus hob sich auf schmächtigem Hals der Kopf mit dem langen, lichtglänzenden Haar, daß er von weitem im Sonnenflimmern einem großen Blütenkelch des wilden Hafermarks ähnelte, das da und dort von feuchtem Quellgrund auf hohem Stiel herübernickte. Und man konnte ihn fast immer schon aus der Ferne gewahren, denn er mied auch am heißen Mittag den Schatten und hielt sich stets so, daß rundhin der volle Strahlenglanz des Himmels um ihn funkelte. Davon träumte er des Nachts, daß er so sitze und auf die schimmernde Welt zu seinen Füßen hinunterblicke; Schöneres konnte sein Herz sich nicht erdenken. Am liebsten und häufigsten aber lag er droben, wohl eine halbe Wegstunde noch über dem Gehöft auf einer freien, mit langem, haarfeinem Gras bewachsenen Kuppe ausgestreckt, deren zarte Halmsprossen seiner Herde am schmackhaftesten mundeten. Nahe von Westen schauten die Zwillingshöcker des Brüschbückels auf ihn herab, während ostwärts hinüber der Blick sich bis ins Unendliche erweiterte. Den Tag hindurch hielt wohl Duft und Dunst den Gesichtskreis verschleiert, doch mit dem schrägeren Niedergang der Sonne hob sich allgemach und rasch und rascher der blaue Wall des Schwarzwaldes aus der Tiefe drunten herauf, bis er, oftmals wie in Gold und Purpur getaucht, über der Rheinebene schwamm. Dann schossen auch rechts von ihm blaue und weiße Zacken in die krystallene Luft, sie wuchsen aneinander und reckten sich in den Äther, unendlich fern, Wolkengebilden gleich, doch unverrückt, stets jede wieder an der nämlichen Stelle. Nun strahlten sie in silbernem Glanz und nun lief ein goldiger Schimmer von ihnen herab, zuweilen immer reicher und heißer aufglühend, bis es rätselhaft wie das rote Gelodder eines

Weltenbrandes am Himmel stand. Mit staunender Scheu hing das Auge des Knaben an dem schönen Wunder, das auch die Sonne noch im Scheiden ihm zum Gruß darbrachte, aber sein Blick weilte trotzdem nicht lange darauf, denn etwas noch Mächtigeres zog ihn von den fernen, namenlosen Bergriesen in die Nähe zurück. Deshalb vor allem saß er täglich dort oben, wo unter ihm die dunklen Rücken des Wasgenwaldes sich auseinander bogen, daß zur Hälfte sichtbar aus ihrem Einschnitt vom Thalrande des Gebirges her ein Bergkegel heraufstieg, von dem an drei Stellen massiges Turmgequader und zackiges Gemäuer gegen die Luft hinausstach. Auch darüber wob sich bei vollem Tage zumeist ein nebelndes Schleiergespinst, doch mit dem Herannahen des Abends schien's, als richte die Sonne immer flammender ihre Goldpfeile dorthin und meißele Zug um Zug die graurötlichen Felswände des Vorberges aus seiner Umgebung hervor. So blieb sie auf ihm ruhen, während Dämmerschatten alles andere um ihn überrann, zuletzt schwamm er, allein in Goldlicht getaucht, einsam zwischen dem schwarzen Tannenmeer des Vorgrundes. Dann unterschied Guy deutlich drei stolze Schloßburgen, die sich von seinem Gestein und aus seinen grün schillernden Laubgewinden abhoben. Die höchstgelegene krönte den obersten Gipfel und sah mit mächtigem Turmbau ins Land, doch hoher Tannenwald umher gürtete das übrige vor dem Einblick. Frei dagegen sprang darunter von der Mitte des Bergrückens die zweite Burg hervor, umfangreicher und zierlicher an Gestaltung trotz ihrem stolzen Mauer- und Zinnenwerk; eine Reihe hochgewölbter Fensterbogen wandte sich, aus dunklem rotem Sandstein gerundet, geradher nach Westen. Gegenüber aber, kaum mehr als doppelte Steinwurfslänge entfernt, hob sich auf jähem Absturz, fast zugangslos erscheinend, die dritte Burg; am kleinsten, wie trotzig aufgereckter Felsenhorst eines Geiers, drohte sie von dem wildzerklüfteten Geblöck herunter. Der Knabe wußte auch die Namen der drei Ritterschlösser, nicht von seinen Pflegeeltern, denn Tille Loder hatte ihm nur zu sagen vermocht, daß drüben unter ihnen die allerheiligste Behausung unserer lieben Frau von Dusenbach liege. Doch durch den Pfarrer hatte er erfahren, die letzte, geringfügigste Burg heiße auch, wie sie sich anschaue, Geiersberg oder Giersberg, und gehöre dem hochedlen Geschlecht der Herren von Egisheim zu eigen, deren Stammschloß im Wasgau unfern über der Stadt Rufach aufrage. Die oberste dagegen sei der Hochrappoltstein, und die dritte und schönste unter ihr habe bis vor kurzem den gleichen Namen getragen, bis dem heiligen Ulriko darin eine kostbar ausgestattete Kapelle geweiht worden, seitdem werde sie Sankt Ulrichsburg benannt. Beide letzteren Burgen aber dienten dem Hause der großmächtigen Grafen von Rappoltstein zum Wohnsitz, deren Herrschaft sich wohl fast über das halbe Elsaß erstrecke, und obendrein trügen sie vom Kaiser wie vom Frankenkönig noch Städte, Schlösser und Länder zu Lehen.

So klar jedoch lag gemeiniglich, wenn der Abend nahe rückte, vor allem die Ulrichsburg im letzten Sonnenscheidelicht vor dem Blick Guy Loders, daß es ihm oftmals war, als sehe er über die wohl vier Wegstunden weite Entfernung hin die Zugbrücke auf- und niedergehen und Bewegung von menschlichen Gestalten unter dem gewölbten Thorbogen. Er konnte aber kein Auge davon wenden, sondern mußte unausgesetzt hinüberblicken, so lange die wundersame Helle darauf ruhte. Dann schien's, als wolle die Sonne seiner Sehkraft noch mehr zur Hilfe kommen, so scharf und jeden Schatten weglöschend leuchtete sie unter alle Vorsprünge der Dächer und Erker, bis in die kunstreichen Fensterwölbungen hinein, daß seine Einbildungskraft ihm in den Nischen derselben Gesichter heraufgebar, die miteinander redeten, sich grüßten, scherzten und lachten. Nur zerflossen ihre Züge ihm immer unbestimmt vor den Augen, denn er vermochte sich aus seiner Kenntnis keine anderen als diejenigen der Männer und

Weiber von Altweier zu gestalten, und dawider sträubte sich eine fast zornige Verneinung in ihm; sie mußten anders sein; doch wie, wußte er sich nicht vorzustellen. Und wie er so mit weit offenen Lidern saß, überlief es ihn stets zuletzt mit einem wunderlichen Schauer, als winke und ziehe ihn etwas geheimnisvoll nach den beglänzten Mauerzinnen hinüber, daß er unwillkürlich mit der Hand in das Wurzelgeflecht um seinen Sitz griff, sich daran festzuhalten und nicht wider Willen von seinen Füßen fortgetragen zu werden. So vergaß er alltäglich, daß sein Vater ihn schalt, wenn er zu spät mit der Herde zum Stall heimkehrte, bis wie mit einem jähen Ruck die Sonne auch von dem letzten überstrahlten Erdenfleck drunten schwand und alles plötzlich in geisterhaftem Grau versank. Da fuhr er schreckhaft zusammen; die Schafe waren klüger gewesen als er, hatten sich schon zu dichtem Rudel aneinander gerottet, das ihm mit mahnendem Blähen ein Dutzend kalter Schnauzen ins Gesicht reckte, und hastig schritt er ihnen im Zwitterlicht der Berghöhe und durch den schon tiefdunkelnden Tannengürtel zum Gehöft voran.

Nicht immer jedoch saß er dort oben allein, wenigstens seit dem jüngsten Sommer nicht mehr, sondern manchmal in einer verwunderlich schweigsamen Genossenschaft. Die hatte sich einmal in einer heißen Mittagsstunde zu ihm gesellt, wo alles unbewegt flimmernd und wie traumhaft schlafend um ihn her lag; auch die Schafe kauerten schläfrig auf dem grünen Boden, wie hoch über ihnen als ihr Widerspiel die reglose weiße Wolkenherde im Blau des Himmels, und nur dann und wann tönte einmal leise das Rupfen eines halb zaudernden Gebisses von der Grasnarbe herüber. Da reckte sich durch die Stille vom gelbblühenden Ginsterrand des Föhrenwaldes ein Doppelpaar schneeheller Hörner auf und zwei langbehaart schwarze Ziegen, nur mit einem weißen Bleßfleck zwischen den Augen, hoben die Köpfe hinterdrein. Dann folgte ein junges Menschenkind, seltsam von Art und Aussehen, und noch mehr in der Weise, wie es sich behutsam heranbewegte. Fest auf den Haldenhang niedergedrückt, ringelte es sich, einer braunen Schlange ähnlich, lautlos auf den Sitz Guy Loders zu, sich behend mit den Armen und Beinen fortwindend, bis es ihm auf einige Schritte Entfernung genaht war und, stumm den Kopf emporrichtend, ihn bittend und demütig ansah. Vom Nacken bis zu den Knieen war es nur in ein grobes, vielfach zersplissenes Sackgewand von der Farbe dürrer Herbstblätter eingehüllt, und man konnte ihm nicht anschauen, ob es ein Knabe oder ein Mädchen sei. Doch ließ der erste Blick erkennen, daß es zu der Zahl der traurigen Abkömmlinge des Dorfes gehöre, denen die Natur schon bei der Geburt ihr Lebensrecht verkümmert hatte. Zwar trug der Hals keinen entstellenden Wulst und die Gliedmaßen zeigten sich nicht unförmlich und für ihre Zwecke unzulänglich gebaut, die Bewegung der Hände und Füße verriet eher eine über den Anschein des schmächtigen Körpers hinausreichende Kraft und Geschicklichkeit. Aber das greisenhafte Gesicht mit der niedrigen, kaum vorhandenen Stirn und dem gebleichtem Flachs gleichenden Haar deutete unverkennbar sofort auf das schlimme Erbübel aus Vorväterzeit hin. Es war nicht abstoßend, doch von blöder, leerer Ausdruckslosigkeit, die krankhaft weiße Haut von der Sonne nicht gebräunt, aber mit zahllosen gelben Sommerflecken übersäet. So hockte die unschöne, absonderliche Erscheinung, wohl fast gleichalterig mit dem Knaben, vor ihm da, einem Einbildungsgeschöpf ähnlich, das die Phantasie sich in der heißen Mittagsstille aus gescheckter Blattwerk, Pfriemgräsern und Wurzelknorren zusammengestalten konnte, und blickte ihm tonlos ins Gesicht.

Er kannte indes sowohl die beiden schwarzen Ziegen als das geistesarme Hirtenkind, hatte es schon öfters, freilich stets nur aus einiger Weite, gesehen und wußte, daß es ein Mädchen und taub und stumm sei. Auch ihren Namen wußte er, Bettane,

der aus dem Keltischen herstammte und die Kleine und Dünne bedeutete; so paßte derselbe, wie mit Vorbedacht für sie gewählt. Ihr Hierhergeraten an seinen Lieblingsaufenthalt aber war ihm sehr unerfreulich, da sie ihm seine schöne Einsamkeit raubte, und er sagte, ihr mit der Hand zurückwinkend, fast unwillig: „Was suchst du hier oben?“

Dann bedachte er erst, daß sie seine Stimme ja nicht hören könne, doch zugleich überkam ihn wunderlich die Erkenntnis, daß sie ihn trotzdem genau verstanden. Ihr Blick hatte mit ängstlicher Erwartung auf der Bewegung seiner Lippen gehaftet, nun schüttelte sie traurig den Kopf, und es lag eine deutliche Antwort darin, daß sie nichts anderes als ihn hier oben gesucht und seine Worte ihr gesagt, er wolle sie nicht bei sich haben. So richtete sie sich in die Höhe, um wieder von dannen zu gehen, nur ihr Gesicht blieb ihm noch schweigsam mit einer kummervoll an der Wimper blinkenden Thräne zugewandt. Dabei gewahrte sein Mißmut zum erstenmal in ihrem blöden Antlitz die Augen, und es überraschte ihn, daß er noch nie zuvor ähnliche gesehen. Sie waren sammetweich und von der Farbe einer übersonnt aus dem Schnee hervorgrünenden Frühlingsmatte, die vom Heraufleuchten tausend kleiner, gelber Blumenkelche ein goldiger Schimmer überrinnt. Und auf einmal befiel's ihn reuig, daß er im Begriff gewesen, einem armen Mitgeschöpf hartherzig eigensüchtiges Unrecht anzuthun, und er fügte freundlich hinter seine ersten abweisenden Worte drein: „Die Sonne gehört dir ja auch und ist deine Mutter wie meine; darum bleib, Bettane, wenn es dir hier oben so gut gefällt.“ Das verstand sie, nach seinem Munde schauend, ebensowohl wie seine Abwehr vorher, und auch, daß er ihren Namen wußte und gesprochen, denn bei der Lippenregung desselben lief ein freudig zitternder Glanz durch ihre Augen. Und einen Moment gewann ihr Gesicht fast einen anmutenden Ausdruck, so war es ganz von überströmendem, glückseligem Dank angefüllt. Dann kauerte sie sich stumm zu seinen Füßen hin, die schwarzen Ziegen kamen meckernd heran, legten sich neben sie und leckten ihr dann und wann die kleinen Hände, und ohne sich zu rühren, blickte sie beinahe unverwandt mit den weichschillernden Augen zu Guy Loder auf. Er empfand, sie fühlte sich sicher geborgen bei ihm, und es war ein Glück für sie, so in der Sonne an seiner Seite daliegen zu dürfen, ohne sich vor den Schlägen ihrer rohen Eltern und den Mißhandlungen durch ihre zum großen Teil tierisch verwahrlosten Unglücksgenossen im Dorf fürchten zu müssen.

Sie störte den Knaben aber nicht nur nicht in seinem Umhersinnen und Träumen, sondern bald fehlte ihm etwas, wenn er allein ohne sie auf der Bergkuppe saß, und er schaute umher, ob nicht das Aufblinken der weißen Hörner am Waldrande ihr Herzukommen ankündige. Die beiden Ziegen waren unzertrennlich von ihr; fast als seien sie die Hüterinnen des Mädchens, wichen sie nicht von den Fersen ihrer kleinen nackten Füße. Von Tag zu Tag indes erkannte Guy deutlicher, daß er sich in seiner Meinung über den Zustand Bettanes geirrt habe, ihr nur das Gehör und die Sprache fehle, sie sonst jedoch weder leiblich noch geistig verkrüppelt sei. Im Gegenteil erwies sie sich für ihr Alter, ihr Geschlecht und den zarten Bau ihrer Glieder von nicht erwarteter Stärke und unerschrockenem Mut, durch den sie ihren Gefährten sogar einmal vor schlimmem Unheil bewahrte. Vom Dickicht her hatte sich unvermerkt ein großer Wolf herangeschlichen und eines der Schafe an der Kehle gewürgt; erst wie die Herde wild auseinanderstob, ward ihr Hirte des blutgierigen Räubers ansichtig, flog furchtlos auf ihn zu und warf sich über ihn, um ihm das jammervoll blökende Tier zu entreißen. Nun ließ der Wolf seine Beute fahren und packte wütig mit fletschendem Gebiß das Fellkleid des Knaben, in dem seine Zähne sich einen Augenblick verfingen, doch gleich darauf zerriß er es ihm über der Brust und drohte, seine spitzen Hauer

tödlich in diese selbst einzuschlagen. Da traf ihn der Schlag eines scharfen, wuchtigen Felsstückes gerade zwischen die glühenden Augen, daß er betäubt abließ und heulend in schreckhaften Sprüngen über die Halde zum Wald zurücktaumelte. Wie Guy, seine plötzliche Befreiung selbst noch nicht begreifend, dem Wolf ungläubig nachblickte, stand Bettane neben ihm, hielt den Stein noch mit den schmalen Fingern umspannt, warf ihn jetzt aber hurtig zu Boden und streckte die Hand nach dem klaffenden Zahnriß in dem Gewand des Knaben aus. Dabei sprachen ihre Augen so verständlich wie mit Worten ängstlich die Frage: „Hat er dir schlimm weh gethan?“ und sie glitt sorgsam tastend über die halb entblößte Brust Guys. Doch hatte ihre Beihilfe diesen im richtigen Zeitpunkt vor gefährlicher Verwundung behütet und die feine, rosige Haut zeigte nur ein paar unbedeutende Eindrücke der vom Schafpelz abgestumpften Zähne des Raubtieres. Darüber strich sie einigemal leise mit der weichen Handfläche hin, und dann ging ihr auf einmal ein glückseliges Lächeln um die Lippen, daß er sie erstaunt ansah. Sie hatte bisher nicht zu lachen noch zu lächeln verstanden und es plötzlich zum erstenmal gelernt.

Auch sonst lernte sie allmählich mancherlei und wußte sogar, ihn zu belehren. Mit unbeirrbarer Sicherheit las sie stets die Worte von den Regungen seines Mundes ab und erwiderte darauf mit einem Nicken oder Schütteln des Kopfes oder vielfältig anderen, nicht mißzuverstehenden Zeichen. Aber sie hatte solche auch ausfindig gemacht, um selbst mit ihm zu sprechen, und er war täglich neu überrascht, wie klug und schnell sie die Augen, Finger, Steinchen, Blumen, Holzstückchen und hunderterlei andere kleine Dinge handhabte, um damit Worte herzustellen und ihm den Sinn, welchen sie ihnen zugelegt, beizubringen. Mit dem hurtigen Vorstellungsvermögen der Jugend und dem Verlangen, sie in ihrer Hilfslosigkeit zu unterstützen, verstand er bald fast alles, was sie auszudrücken suchte; oftmals hob sie, wenn er etwas sagte, rasch die Finger zu einem neuartigen Zeichen, daß dieses hinfort das eben von ihm ausgesprochene Wort bedeute. So bereicherte sich ihr Redeschatz, und seine Auffassung bewahrte jeden Zuwachs desselben getreulich im Gedächtnis. Für einen Fremden wäre es ein absonderliches Bild gewesen, in der Sonnenstille oder dem Windsummen auf der Bergkuppe der Unterhaltung der beiden Kinder beizuwohnen, von denen jedes achtsamen Blickes nicht mit dem Ohr, sondern dem Auge die Sprache des anderen aufnahm. Dann brachte Bettane eines Morgens noch etwas Neues hinzu. Sie hatte mit einer alten, verscharteten Messerklinge, die vermutlich als wertlos fortgeworfen worden war, ein Stückchen Kälberrohr abgeschnitten, verstopfte die Ausgänge des hohlen Stieles und kerbte eine Weile daran herum; darauf setzte sie es an die Lippen und blies leise pfeifende und flötende Töne daraus hervor. Verwundert hörte der Knabe ihr zu und frug, von wem sie das gelernt habe, und sie antwortete, über sein staunendes Gesicht erfreut, in ihrer Sprechweise, daß sie einmal einen Mann gesehen, der es so gemacht, am Wegrain gesessen und damit die Eidechsen aus ihren Erdlöchern hervorgelockt habe. Und wie sie weiterblies, fing es bald um sie her an, leise zu rascheln, und guckten klugäugige Eidechsenköpfchen zwischen dem Heidekraut und den Felsritzen nach ihr empor. Auch eine von den großen, goldgrün wie Edelgestein gleißenden war darunter und kam immer näher heran, bis sie auf das braune Kleid des Mädchens schlüpfte und dort unbeweglich dreinlauschte, daß es Guy plötzlich halb erschreckend einbildnerisch vor dem Blick schillerte, als leuchte eines der Augen Bettanes von ihrem Knie auf, denn genau mit der nämlichen Farbe lag das zierliche Tier im Sonnengeflimmer da. Darüber vergaß er eine geraume Weile das Merkwürdigste an dem neuartigen überraschenden Vorgang, ehe er auf die Frage verfiel: „Wie weißt du, was Flöten ist, da du es doch nicht hörst?“ Aber sie schüttelte mit einem geheimnisstillen Lächeln den Kopf

und erwiderte, auf ihr Ohr deutend: „Doch — nicht da wie du —“ und ihre Hand wies nun in ihre Augen wie hinter dieselben hinein — „aber hier höre ich's,“ und beglückt, daß der Versuch ihr so wohl gelungen, holte sie geschickt neue, wechselnde Töne aus dem Rohr hervor. Allein nun bemächtigte sich auch der Knabe ihrer Erfindung oder Nachahmung des fremden Pfeifers, dachte nach und stellte bald mit wachsendem Verständnis und gewandter Hand aus verschiedenen Gegenständen kunstvollere und tonreichere Flöten her. Damit beschäftigten sie sich fortan wochenlang fast vom Morgen zum Abend und hielten, so lange die Sonne warm herabfiel, unausgesetzt ihre kleine, aufmerksam horchende, farbig-glitzernde Zuhörerschaft um sich versammelt. Es war eine neue, ungekannte Freude für Guy, ein wunderliebliches Gefühl, so zu sitzen und die Klänge hervorzulocken, die der leise Windhauch summend über die sonnige Berghalde forttrug.

Wenn aber allmählich der Tagesglanz auf dieser hinschwand, die Welt umher zu verblassen anhob, immer schwärzer die breiten Tannenwaldstreifen drunten vorzukriechen schienen und nur in ihrem Einschnitt die Bergkuppe drüben am Saum des Rheinthales mit ihren drei Schloßburgen noch in Goldlicht gebadet zwischen den Schatten aufstieg, dann hingen die Blicke des Knaben wie von je unverwandt an den beglänzten Erkern, Söllern und Fensterbogen; sein Mund schwieg, doch ein sehnsüchtig-traumhafter Schimmer redete zwischen seinen Lidern. Auch Bettane sah stumm mit hinüber, aber eine fremdartige Unruhe ging immer dabei in ihren Augen hin und wieder. Nur einmal hob er unwillkürlich den Arm und deutete ihr auf die noch klarer als gewöhnlich überleuchtete Ulrichsburg; da stieg es wie eine tödliche Angst im Blick des Mädchens herauf, sie schüttelte hastig den Kopf, griff nach seiner Hand und wies in die fahl einbrechende Dämmerung hinaus, daß es hohe Zeit sei, den Heimweg anzutreten. Und auf diesem ging sie nicht wie sonst heute demütig hinter ihm, sondern blieb an seiner Seite und behielt seine Hand unausgesetzt mit der ihrigen umfaßt, bis sie an das Gehöft Veit Loders hinunterkamen. Dort blieb sie noch stehen, als wollte sie etwas sagen, doch es war schon zu dunkel für ihre Sprache, und noch einigemal scheu zurückblickend, wanderte sie langsam mit den beiden Ziegen weiter, ihrer kaum notdürftigsten, freudlosen Behausung zu.

* *
*

So war der Sommer, seine Hochgezeit überschreitend, wieder einmal in den Anfang des Septembermondes getreten — es mochte zum vierzehnten- oder fünfzehntenmal geschehen sein, seitdem Veit Loder den Knaben in gar winzig anderer Gestalt unter dem Eibenbaum aufgefunden — und Guy kehrte am Abend nach gewohntem Brauch mit Bettane zum Dorf zurück. Er schlief auch wie sonst, nachdem er sich auf sein Heulager ausgestreckt, alsbald ein, doch im Traum, der über ihn kam, saß er immer noch droben auf der Bergkuppe, und im letzten Spätgeleucht grüßten und winkten ihm die glanzhellen Burgzinnen vor den schlafbefallenen Augen fort. Dazu summte der Dämmerwind mit raunender Stimme eine wunderliche Weise, und der Schläfer regte manchmal Hand und Fuß, bis er, die Arme vor sich hinausstreckend, Kopf und Brust auf der Bettstatt emporrichtete. Eine Weile verharrte er so mit festgeschlossenen Lidern, dann stand er lautlos auf und trat in seinem weißen Fellrock vor die Thür. Draußen lag jetzt eine fast tagesklare Vollmondsnacht, und durch diese ging er schlafwandelnd langsam den Pfad bis zu der Stelle hinan, wo täglich seine Herde um ihn weidete. Unbeweglich blieb er dort oben stehen, bis ihm ein großer Vogel mit fauchendem Flügelschlag am Gesicht vorüberschoß und ein schriller Eulenschrei ihm plötzlich die Augen starr aufriß. Erwachend, fuhr er schreckhaft zusammen und nahm gewahr, wo er sich befinde, doch stand das Traumbild ihm noch flimmernd

vor dem Blick. Aber gleich darauf überlief's ihn mit noch gewaltsamerem Schauer, denn das Bild rann vor seinen weitaufgeschlagenen Lidern nicht auseinander, sondern blieb, nur nicht in Abendsonnenlicht gebadet, sondern im weißen Mondenglanz funkelten die glanzrieselnden Dächer, Mauern und Türme so nah, wie er sie noch niemals gewahrt, als müsse man sie in kürzester Frist erreichen können und ein Vogel schwinge sich in wenig Augenblicken zu ihnen hinüber. Noch geheimnisvoller denn je glimmerte und spiegelte es in den hochgewölbten Fensterhöhlen, der Nachtwind rauschte dazu, und Guy Loder war's, als hebe derselbe ihm die Sohlen von selbst empor und trage ihn über die Berghalde von dannen. Er kam auch in Wirklichkeit tiefer an dieser hinunter, denn er schritt geradeaus den schimmernden Schlössern entgegen, doch erst wie die letzteren seinem Gesicht entschwanden, gelangte es ihm zum Bewußtsein, daß nicht der Wind, vielmehr seine eigene Bewegung der Füße ihn fortführe. Ein flüchtiges Zaudern hielt ihn mit dem Gedächtnis seiner Hirtenpflicht am kommenden Morgen an, aber der vieljährig alte Drang war zu übermächtig in ihm geworden, und er sagte sich beschwichtigend, in einer Stunde werde er drüben sein, könne alles in der Nähe betrachten, wonach so lange sein heimliches Sehnen gestanden, und noch vor Sonnenaufgang seine Herde wie alltäglich auf die Weide hinaustreiben. So eilte er weglos in der Richtung weiter, die er innegehabt, aber sie führte ihn weit tiefer abwärts, als er sich vorgestellt, denn er hatte die Hochfläche des Gebirges noch nie verlassen gehabt. Finstere Waldmassen nahmen ihn in ihre Schluchten, und steil schossen in den Tobeln die Berglehnen zwischen rauhem, abgestorbenem Astgestrüpp dichtgedrängter Tannen hinunter. Dickicht verstrickte ihm Hand und Fuß, daß er mühsam mit der ganzen Kraft seines Körpers hindurchbrechen mußte, manchmal versank er bis halb zum Knie in eisigkalten, brüchigen Quellgrund. Und immer ging's noch in die Tiefe, er sah nichts mehr rund umher, als dann und wann einen blassen Lichtstreif hoch über sich in den murrenden Nadelwipfeln; wenn er atemlos und erschöpft rastete, zitterten unter ihm die Beine. Nur allmählich kam als einziger Ton der Nacht ein Surren und Schnurren stärker aus der Tiefe vor ihm herauf, dem kletterte er mit gedankenleerem Naturtrieb zu. Gar drangsalvoll lange Zeit noch, bis es näher und lauter wie schäumendes, strudelndes Wasser klang; zuletzt rollte er ausgleitend über einen weichen Hang dicht an den Rand desselben nieder. Ein weißliches Schaumblinken kündete ihm nur noch, daß es ein durch Steingeblöck herabstürzender Wildbach sei, sonst ließ sich nichts mehr erkennen, denn der Mond war schon lange hinter den hohen, schwarzen Bergwänden der Thalsohle versunken. Kein Zeichen deutete die Richtung, nach welcher der Ankömmling gestrebt, doch wenn auch, wäre er zu matt gewesen, sie weiter zu verfolgen. Seine bloßen, schmerzenden Füße wollten nicht mehr, und seine Augen waren todesmüde. Sie fielen gleichzeitig mit dem Umsinken seines Körpers auf den grasverwachsenen Boden zu, und er schlief jetzt traumbildlos unter tiefen Atemzügen ein.

Als er die Lider nach mehreren Stunden wieder öffnete, lag er im ersten Frühlicht und sah geraume Zeit verwundert um sich, wo er sei. Neben ihm rauschte und plätscherte der Bach, doch durch weniger engen Thalgrund, als es ihm in der Nachtfinsternis erschienen, denn drüben jenseits des Wasserbettgerölls wand sich an diesem noch eine Wegstraße entlang, schlecht und steinholperig, immerhin indes so breit, daß sie sogar Raum für ein Fuhrwerk darbot. Sie kam von links her mit ziemlich starkem Gefälle über eine Einsattelung des Gebirges herab, und auf ihr wanderten in Zwischenräumen bedächtigere und eiligere Menschengestalten fort. Alle bewegten sie sich in der nämlichen Richtung wie der Fluß, Männer, Weiber und Kinder, teilweise Bauersleute, doch zum Teil nicht in ländlicher, sondern dem

Knaben fremdartiger Tracht, sämtlich aber offenbar in einer Kleidung, die sie festtäglich herauszuschmücken bemüht gewesen. Auch von Ochsen gezogene Karren schlenkerten langsam vorbei, und nach ihnen ein Wagen, mit zwei Maultieren bespannt, mit Tannenreisig und bunten Spätsommerblumen verziert, der erste, den Guy Loder je mit Augen gewahrte. Lachende Frauen und Mädchen saßen auf den zu Bänken übergelegten Brettern desselben, ihre Gesichter stachen morgenfrisch unter farbigen Kopftüchern und großen, dunklen, geflügelten Hauben hervor. Eine rief laut: „Da liegt ein Schaf beinah im Wasser!“ allein eine andere antwortete: „Nein, 's ist ein hübscher Bub im Schafsrock, er hat sich müd zum Fest gelaufen, der arme Kerl,“ und neugierig wandten sich alle Augen im Weiterrollen nach der anderen Seite des Baches hinüber. Alte Weiber kamen auch mühselig, Rosenkranzschnüre niederfingernd, des Wegs geschritten, und Männer mit schweren Traghutzen über den Schultern; so zog es beladen, schellenklingelnd, schwatzend, summend und pfeifend vorbei, und der Aufgewachte schaute erstaunt drein, daß hier unten im Thal schon in erster Morgenfrühe solch lebendiges Getriebe einherziehe. Er vergaß über dem unbekannten Anblick eine Weile ganz, wie und wozu er selber hierher gekommen, bis ihm die Erinnerung gemach aufdämmerte und es ihn zunächst mit Schreck überfiel, daß er nicht droben im Gehöft sei und seine Eltern und die Schafe vergebens auf ihn warteten. Aber nun säumte ein Goldgeflimmer geradeaus vor ihm die Spitze eines hohen Bergkegels, die Erde und die Menschen auf ihr lachten so heiter und die Wellen rauschten und rieselten so lustig, daß er dachte, er wolle nur einmal so weit vorgehen, um die Thalkrümmung sehen zu können, ob er von dort vielleicht die Felswand mit den Burgen darauf vor sich gewahre. So sprang er in die Höhe, suchte sich eine Furt durch den Bach, glitt vom feuchten Steinmoos ab und platschte ins Wasser, daß es bis zum Gesicht silberblinkend um ihn heraufspritzte und -sprühte. Auch das war lustig, wie es droben auf dem Hochkamm nie gewesen, und er lief fröhlich die Straße entlang vorwärts bis zur Biegung und dann bis zur nächsten, denn das Thal schlängelte sich gleichartig ausblicklos zwischen den hohen Waldlehnen fort. Von den Leuten um ihn herum achtete jetzt keiner mehr auf ihn, jeder schien es begreiflich und selbstverständlich zu finden, daß er hastig mit des Weges dahinzog. Ihm klopfte das Herz wohl noch bei dem Gedanken, wie er mit jedem Schritt sich weiter von seinem Dorf entferne, und er sagte sich zuletzt bestimmt: Jetzt nur noch dorthin an die Ecke, dann kehre ich um. Aber als er an die Stelle gelangte, da thaten die Berge sich plötzlich auf, dicht vor ihm schon stiegen riesenhaft große Häuser, wie es ihn bedünkte, aus dem Boden, eines neben dem anderen, immer mehr, unabsehbar, ein breiter Thorbogen unter mächtigem, hohem Quaderturm führte zwischen sie hinein, und ganz nah darüber nickten und flimmerten im Sonnenglanz vom rötlichen Felsrücken die stolzen Schloßburgen auf die Dächer herab; doch nur die beiden nachbarlich von der Mitte des Berges niederschauenden, die dritte, hoch darüber belegene vermochte er von hier unten nicht zu erblicken.

Er war aber in der Nacht auf den Gebirgsweg heruntergeraten, der von der Stadt Markirch an der lotharingischen Grenze über den Sattel des Wasgenwaldes ins Strengbachthal hinüber und weiter gegen die Rheinebene abwärts führte, und die Häuser mit dem Thorturm vor ihm bildeten den Beginn der langhingestreckten, festummauerten und für die Zeit weitansehnlichen und volkreichen Stadt Rappoltsweiler, die sich gleichwie ein gekrümmter, zu Stein erstarrter Fluß zwischen der letzten Einschnürung der Berggelände ins Freie hinausergoß. Aus der Weite betrachtet, mochte sie ruhig und schweigsam zwischen den rebenbedeckten Abhängen daliegen, doch wie Guy Loder kaum den Fuß in sie hineingesetzt, war's ihm, als ob er in das, Auge und Ohr betäubende Gewimmel eines riesenhaften

Ameisenhausens entrückt worden sei. Überall in der langen Hauptstraße der Stadt drängte sich Kopf an Kopf, reckte sich vorauslugend auf, tauchte wieder unter und trieb und riß ihn willenlos mit entlang, wie eine Forelle vom Sturzwasser eines Wolkenbruchs stromab geschwemmt wird. Durch ein abermaliges hohes Thor inmitten der Gasse ging's, vor dem schmalen Durchschlupf sich stauend, stoßend und quetschend, dann atmete er etwas freier auf, denn der Raum zwischen den Häusern erweiterte sich zu marktartiger doppelter Breite der bisherigen Engnis, daß er, an den Rand des Menschenschwarms hinausgespült, zum erstenmal stehen bleiben und sich auf sich selbst besinnen konnte. Doch wie sein Kopf dies kaum versucht, da kam es dicht vor ihm mit Klingklang und Singsang gegen ihn heran, ein Durcheinander von schrillen und stillen, lauten und leisen Tönen und Weisen, wie er noch niemals im Leben etwas Annäherndes vernommen: ein Beckengeklirre und Pfeifengeschwirre, ein Zimpern von Lauten und Dröhnen von Pauken, ein hüpfender Reigen von heimeligen Geigen, nun Flötengejubel und Hörnergeblase und Dudelsackwimmern und Zinkengeklimper, Schalmeien, Syringen und Schreien und Singen, Guitarrengeschnarre, Geschmetter, Geschetter, ein Gleiten und Streiten auf kreischenden Saiten, auf klingenden Wellen ein Schwellen und Gellen, sich schmiegend und wiegend und schweifend und schleifend, die Gassen durchschallend und himmelan hallend, die Sinne betäubend, wie Wasser, das stäubend und tausendfach wallend aus blauenden Lüften und quirlenden Klüften in brausendem Schwall und in donnerndem Fall über Klippen strebt und sich senkt und hebt, sich umwirrt und umwebt, bis es tosenden Schaums sich im Abgrund begräbt. So quoll und schwoll es plötzlich überflutend von hundert pfeifenden, blasenden, jodelnden, trillernden Lippen, fiedelnden, paukenden, klimpernden, klappernden Händen, umwogt von tausendkehligem Volksgejauchz über Guy Loders Ohren und Geistessinne herein, daß er betäubt auf den dicht an ihm vorübertreibenden klingenden Schwarm hinstarrte. Ein langer Zug wohl von zweihundert Mannsköpfen war's, alten und jungen, schwarzen, braunen, blonden, grauen und weißen, deren jeder ein Musikinstrument blies, strich oder schlug, und alle hüpften, tanzten und sprangen dabei, waren mit Federn oder Bändern auf dem Hut und Sträußen vor der Brust festlich herausgeputzt und blickten mit kecken und lustigen, lachenden und feurigen Augen um sich. Dem Knaben aber war's vom nächsten Herzschlag an in dem unbeschreiblichen Getöse wie einstmals den Kindern in der Stadt Hameln an der Weser, als der Rattenfänger mit seiner Querpfeife lockend durch die Gassen wanderte; er vergaß alles, was sonst für ihn auf der Welt war, was er vordem gesehen, gedacht, gewollt und gelebt, und mußte mit hinter dem Zuge drein. Stundenlang folgte er demselben im drückenden, jubelnden Gedränge durch die lange Straße auf und ab, ehe er einmal ungewiß, doch mit glanzrinnenden, wie geistesabwesenden Augen jemanden ansprach, was der Aufzug bedeute und ob es alltag so hier unten sei? Der Befragte aber maß ihn und seine Kleidung mit spöttisch-verwunderndem Blick und antwortete kurz: „Kommst wohl vom Kielkropfsnest herunter, daß du in der Stadt bist und nicht weißt, daß heut Mariä Geburt und Pfeifertag ist in Rappoltsweiler?“ Damit drehte er sich eilig ab, denn er hatte Wichtigeres zu thun, und der Knabe wußte kaum mehr als zuvor, nur daß er zum erstenmal den Namen der Stadt erfahren, in die er durch seine nächtige Wanderung geraten.

(Fortsetzung folgt.)





Gottfried Kinkel.

Von

Adolf Stern.

Die neueste deutsche Litteraturgeschichte ist im allgemeinen arm an Dichter- und Schriftstellergestalten, bei denen das Interesse an der Persönlichkeit der Teilnahme für die litterarischen Leistungen vorausgegangen ist, dieselbe wohl gar übertroffen hat. Jene Naivetät unserer Sturm- und Drangperiode, welche die Genialität auf Treu und Glauben nahm und zahlreiche Genies bewunderte, welche die Leistungen schuldig blieben, kam den letzten Jahrzehnten um so mehr abhanden, je energischer während der „jungdeutschen" Gärungsperiode noch einmal der Anlauf genommen worden war, jede der belletristisch-publicistischen Litteratur angehörige Existenz mit dem Nimbus der Bedeutung und der Größe zu umgeben. Ja, man darf sagen, daß die ausgesprochene Gleichgültigkeit unserer Zeit gegen persönliche Schicksale und individuelle Entwickelungen der Poeten, so notwendig und ersprießlich sie nach einer Seite hin gewesen ist, auf der anderen das Verständnis mancher edlen und liebenswürdigen poetischen Natur gefährdet und gehemmt hat. Wir erinnern an Eduard Mörike, an Heinrich Leuthold, in gewissem Sinne selbst an Friedrich Hebbel und Gottfried Keller, lauter Dichter, zu deren vollem Genuß und vollem Verständnis die Teilnahme an ihrem persönlichen Leben unerläßlich ist. Dagegen hat es auch in unseren Tagen Poetenerscheinungen gegeben, deren Werken gegenüber dieser persönliche Anteil meist minder erforderlich war, die ihn aber, dank gewissen Erlebnissen und Eigenschaften, ungesucht und in ungewöhnlich reichem Maße empfangen haben. Das denkwürdigste Beispiel solchen persönlichen Anteils, welcher der Würdigung des poetischen Schaffens voraufging und diese Würdigung entscheidend förderte, hat in unseren Tagen Gottfried Kinkel dargeboten. Dreiunddreißig Jahre hindurch hat sich jene Stimmung des deutschen Publikums gegenüber Kinkel erhalten, welche in den verhängnisvollen Sommertagen des Jahres 1849 durch die damaligen Lebensschicksale des Dichters erweckt worden war. Über keinen zweiten unter den neuesten deutschen Dichtern existierte lange vor seinem Abscheiden eine so reichhaltige biographische Litteratur; beinahe hätte man sagen können, daß sich eine Mythe um den historischen Kern dieses nun ausgeklungenen Poetenlebens gebildet habe. Die Verbreitung von Kinkels Dichtungen hielt mit dem allgemeinen Interesse an seinen Erlebnissen nicht einmal Schritt; trotz der siebenundvierzig Auflagen des Gedichtes „Otto der Schütz" gab und giebt es Tausende, die von Kinkels Revolutionstagen, von seiner Gefangenschaft und Befreiung, seinem Schicksal im Exil mehr erfahren haben als von seinen poetischen Schöpfungen und Versuchen. Auch die Kritik, die sich sonst in Deutschland so energisch an die Sohlen des Talentes zu heften pflegt, hat sich

über Kinkel selten genug vernehmen lassen; der panegyrische Ton ist beinahe nie vom Tone eingehender Prüfung und tieferer Würdigung abgelöst worden. Dafür haben sich allerdings in neuester Zeit ein paar vereinzelte Stimmen erhoben, welche jede Schätzung des Dichters Kinkel schlechthin für eine Überschätzung erklären, ja A. Görth versteigt sich in seiner „Einführung in das Studium der Dichtkunst“ (Leipzig, 1883) gar zum Nachweis, daß Kinkel nichts Besseres gewesen sei als ein recht armseliger „Dilettant“. Wer erinnert sich hierbei nicht unwillkürlich der an Schiller geschriebenen goldenen Worte Göthes: man müsse seine Zeitgenossen zwingen, gegen einen alles herauszusagen, was sie auf dem Herzen haben, damit die feindseligen Stimmungen und abweichenden Meinungen nicht erst nach dem Tode zu Tage träten. Daß Kinkel dies nicht vermocht hat, wird unfehlbar jetzt nach seinem Tode neben dem verdienten Preise die bitterste Gegnerschaft zu Worte kommen lassen.

Gottfried Kinkel entstammte dem protestantischen Pfarrhaus zu Oberkassel an der Sieg, einem ehemalig nassauischen reformierten Außenposten mitten im katholischen Lande, und ward als der jüngste Sohn des schon betagten Pfarrers Johann Gottfried Kinkel am 11. August 1815 geboren. Seine Eltern neigten in ihrem Glauben wie in ihren Lebensanschauungen zu einer gewissen Strenge und Freudlosigkeit, welche nicht ohne Einfluß auf die Jugend des begabten Knaben blieb. Den ersten Unterricht auch in den alten Sprachen empfing er von seinem Vater; zehnjährig wurde er 1825 zum Gymnasium des nur eine Stunde von seinem Geburtsort entfernten Bonn entsendet, wo es ihm rasch gelang, sich auszuzeichnen, und wo im Verkehr mit jugendlichen Genossen sich das echt rheinische lebensfreudige Naturell Kinkels zuerst geltend machte. Nur eben sechzehnjährig bestand Gottfried seine Maturitätsprüfung, verweilte aber dann noch beinahe ein Jahr im elterlichen Hause, bevor er zum Studium der Theologie die Universität Bonn bezog. Den Aufenthalt an der rheinischen Hochschule vertauschte er im Herbst 1834 mit demjenigen in Berlin, wo er zwei Semester hindurch die reichsten geistigen Anregungen empfing und dem erwachenden poetischen Gestaltungsdrange schon größere Aufgaben zu stellen begann. Wie die Titel („Des Kreuzes Triumph“, „Prexaspes“ u. a.) dieser epischen und dramatischen Erstlinge verraten, empfing Kinkel zu dieser Zeit auch seine poetischen Stimmungen noch wesentlich aus seinen religiösen Überzeugungen und theologischen Studien. Doch wagte er zu dieser Zeit schon Theaterkritiken zu schreiben, um sich den Genuß dramatischer Darstellungen verschaffen zu können, und war allein dadurch seinen seitherigen Auffassungen etwas entrückt.

Im Herbst 1835 ward er nach Bonn heimgerufen und verlor im nächstfolgenden Jahre beide greise Eltern durch den Tod. Die erschütternden Eindrücke gefährdeten im Verein mit den Anstrengungen, denen er sich für das Examen als Licentiat der Theologie und behufs seiner Habilitation als Privatdocent an der Bonner theologischen Fakultät unterzog, seine Gesundheit derart, daß er im Jahre 1837 eine Reise nach Italien nicht nur zum Vergnügen, sondern zu seiner Wiederherstellung planen mußte. Freilich sollten mit derselben auch Studien zur Geschichte der christlichen Kunst verbunden werden. Kinkels Vorlesungen als Docent hatten guten Erfolg gehabt, in ihm aber begannen leise Zweifel aufzusteigen, ob er die Laufbahn des Theologen weiter verfolgen könne. Nicht die wachsende Neigung zur poetischen Darstellung war die Mutter solcher Zweifel, sondern die Erkenntnis, daß er mit den Anschauungen und Bestrebungen der religiösen Orthodoxie im Grunde wenig gemein habe. Er suchte bereits eifrig nach einem Boden, auf dem er sich wissenschaftlich selbständig behaupten könne. „Noch bleibt das dritte übrig: der Kampf des Christentums für die Idee des Schönen, die Ergänzung der christlichen Kunst. Die Theologen behaupten meist, das sei ein

gleichgültiger Punkt; der rechte Mensch aber weiß das Christentum erst dann heimisch auf Erden, wenn der Geist Materie geworden ist und das Gebild sich verkörpert hat. Die Richtung aufs Schöne bringt erst der Kirche die Eintracht, sie wird als großartiges Gefühl des Menschengeschlechtes das Kleinliche hinwegthun.“ So lautet ein Tagebuchblatt Kinkels vom Jahre 1838, und aus dieser ihn beherrschenden Stimmung heraus sind die Schwankungen ohne Mühe zu erklären, die in den nächstfolgenden Jahren in seinem Leben und Streben sichtbar wurden. Er suchte eine Vermittelung zwischen den Idealen, mit welchen er aufgewachsen war, und zwischen den neuen, die ihm das Leben in Welt und Kunst gegeben hatte. Die italienische Reise vom Herbst 1837 bis zum Frühjahr 1838 brachte ihm reiche Anschauungen, aber keine Lösung des inneren Konflikts. Mit wissenschaftlicher und litterarischer Arbeit ließ sich dieser Konflikt zunächst gleichfalls nur betäuben, nicht aber lösen. Die Vorlesungen des jungen Privatdocenten hatten wachsenden Erfolg, er ward gleichzeitig als Religionslehrer am Gymnasium zu Bonn und als Hilfsprediger der evangelischen Gemeinde zu Köln angestellt. Diese äußeren Erfolge schienen ihn bei der Theologie festzuhalten. Auch die Verlobung, welche er in dieser Zeit einging, verband ihn wiederum mit dem Lebenskreise, aus dem ihn eine zur Zeit noch verborgene geistige Entwickelung allmählich hinwegdrängte. Kinkels ältere Schwester Johanna verlobte sich mit dem Pfarrer Wilhelm Bögehold, der Dichter selbst ward der Bräutigam von Bögeholds jüngerer Schwester Sophie. Aber mit Mißtrauen und schlecht verhehlter Abneigung beobachtete man gleichwohl seinen persönlichen Verkehr mit einer Anzahl von jüngeren poetisch angeregten Männern, welche sich zu einer Art von Dichtergesellschaft verbunden hatten. Die Seele dieser Gesellschaft war Kinkels nachmalige Frau, Johanna Mockel, die Tochter eines Bonner Gymnasiallehrers, welche, einst mit seiner Schwester Johanna befreundet, ihm zuerst im väterlichen Pfarrhaus zu Oberkassel entgegengetreten war. Johanna Mockel hatte inzwischen bei ausgeprägtem, ja eminentem musikalischem Talent eine vorzügliche musikalische Ausbildung gewonnen und war ihrer begonnenen Laufbahn als Pianistin und Musiklehrerin durch eine frühe und sehr unglückliche Verheiratung mit dem Buch- und Musikalienhändler Mathieux in Köln für einige Zeit entrückt worden. Seit sie in das Haus ihrer Eltern zurückgekehrt war, nahm sie ihre musikalischen und gelegentlich poetischen Bestrebungen wieder auf und trat durch die von ihr begründete handschriftliche Zeitung „Der Maikäfer“ und den ebenso getauften Poetenverein Kinkel und seinen Freunden näher. Für den Dichter aber wurde der intime Verkehr mit der geistig beweglichen charakterstarken jungen Frau mit jedem Tage unentbehrlicher. Er ahnte noch nicht, daß seine Freundschaft Leidenschaft sei, als der Bonner Stadtklatsch schon längst im klaren darüber war. Er empfand nur, wie fern er geistig seiner Braut stehe und wie der Bund mit ihr zur drückenden Fessel für das ganze Leben zu werden drohe. Gleichwohl fehlte wenig, daß er es als seine Pflicht erachtet hätte, die Geliebte ihrem Schicksal zu überlassen und die Ungeliebte heimzuführen. Als ihm aber vergönnt ward, im Herbst 1840 Johanna aus den Fluten des Rheins zu retten, in welche sie aus einem sinkenden Kahn gestürzt war, da schlug auch bei ihm die verhaltene Glut in hellen Flammen empor. Er löste mit offenem Eingeständnis der Sachlage sein Verhältnis zu Sophie Bögehold und verlobte sich mit Johanna Mathieux. Die Ehe war nur dadurch möglich, daß sie, die von ihrem Manne getrennte Katholikin, zur evangelischen Kirche übertrat und man eine gesetzliche Scheidung einleitete. Und bis es dahin kam, hatten die Liebenden schwere Kämpfe zu bestehen. Kinkel verlor infolge der gehässigen Deutungen, die man dem ganzen Verhältnis gab, seine Stellung als Lehrer am berühmten Erziehungsinstitut der Frau Thormann zu Bonn und

die Hilfspredigerstelle an der evangelischen Gemeinde zu Köln. Die theologische Fakultät sah mit äußerstem Mißfallen und nicht unberechtigtem Mißtrauen die Wendung, die in Kinkels persönlichem Leben eingetreten war. Johanna Mathieux galt als freigeistig, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ihr Einfluß Kinkel noch rascher von den Überzeugungen seiner Jugend hinwegführte, als es sonst geschehen sein würde. In ihr lebten eine starke Willenskraft und eine unruhig suchende Seele, welche empfänglich für die Lehren der neuesten Philosophie war; sie interessierte sich lebhaft für jene geistigen Bewegungen der ersten vierziger Jahre, die Kinkel zunächst noch als „das völlig Neue, das Ungeheure, Zerschmetternde" erschienen. So wenig sich sagen läßt, daß die Heldin Dorothea in Johanna Kinkels Roman „Hans Ibeles in



Gottfried Kinkel.

London" ein Selbstporträt der letzteren sei, so unverkennbar ist die Ähnlichkeit gewisser Züge. Die besondere Mischung von schwärmerischer Empfindung und nüchterner energischer Realität, welche die Gestalt der Dichtung erfüllt, scheint auch Johanna zu eigen gewesen zu sein. Jedenfalls half sie mit ungewöhnlicher Tapferkeit die schweren Jahre überwinden und ihrer Leidenschaft ein gesellschaftliches Existenzrecht erkämpfen. Am 22. Mai 1843 fand die Hochzeit Kinkels und Johannas statt. Im gleichen Jahre veröffentlichte Kinkel die erste Ausgabe seiner „Gedichte" (Stuttgart, 1843), in der auch das kleine epische Gedicht „Otto der Schütz", welches er im Jahre zuvor beim poetisch-schönen Stiftungsfest des Maikäferbundes vorgetragen hatte, zuerst erschien. Trotz mancher Sorgen und der Nötigung, für den Erwerb

zu arbeiten, kamen jetzt glückliche, von wahrhaftem Frohsinn belebte Jahre. Die Wirksamkeit Kinkels als Docent ward mit jedem Semester erfolgreicher, seine Vorlesungen zur Kunstgeschichte brachten ihm reichen Ertrag, Frau Johanna nahm ihren vorzüglichen Musikunterricht mit gutem Gelingen wieder auf, aus gemeinsamen Erinnerungen und Anschauungen, aus gemeinsamer Neigung zur poetischen Darstellung und dem Glückgefühl dieser Tage erwuchsen die Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel, unter ihnen Gottfrieds novellistisches Meisterstück, die Erzählung „Margret". Die öffentliche Meinung, immer vom Erfolg abhängig, wendete sich dem jungen Ehepaare jetzt ebenso entschieden wieder zu, als sie sich von den Verlobten abgewendet hatte. Allerdings hatte Kinkel erneute Kämpfe in seiner — der theologischen — Fakultät zu bestehen. Aber dieselben endeten in ganz naturgemäßer Weise damit, daß er zur philosophischen Fakultät übertrat und sich fortan ausschließlich der Kunstgeschichte widmete. Franz Kugler, eben damals vom Minister Eichhorn zum Referat über Kunstangelegenheiten in das preußische Kultusministerium berufen, interessierte sich warm und lebhaft für den jungen Fachgenossen, der zugleich wie er selbst Poet war. Er bewirkte, nachdem Kinkel im Jahre 1845 durch den ersten Band seiner „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern" (Bonn, 1845) seinen litterarischen Ruf auch auf wissenschaftlichem Gebiete begründet hatte, die Ernennung Kinkels zum außerordentlichen Professor der Kunstgeschichte. Es war in gewissem Sinne die glücklichste Zeit in des Dichters Leben; wenn sein Ruf und Ruhm zunächst über kleinere Kreise namentlich der geliebten rheinischen Heimat nicht hinausreichte, so stand er dafür im Vollgefühl jugendlicher Kraft, im Einklang mit sich selbst, im Genuß eines häuslichen Glückes, das durch die Geburt wohlgedeihender Kinder noch wesentlich erhöht war, von lebendiger Hoffnung zu Arbeit und Genuß gestärkt. Ein Hauch seiner damaligen Stimmung durchdringt das größere Gedicht „Der Grobschmied von Antwerpen", welches er um diese Zeit begann und weiterführte, aber erst in völlig veränderter Lebenslage beenden durfte.

Denn langsam zogen die Wolken bereits herauf, welche den Ausblick in eine sonnige Zukunft gewaltig verdunkeln sollten. Die politische Erregung, die seit dem Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms IV. alle preußischen Provinzen und namentlich die Rheinlande erfüllte, ergriff natürlich auch den erregbaren und hochgemuten Poeten; er schloß sich, wie die Mehrzahl aller Gebildeten, den liberalen und nationalen Bestrebungen an, welche schließlich zur Einberufung des vereinigten Landtags und der gänzlichen Umgestaltung der seitherigen preußischen Verhältnisse führten. Bei dem Widerwillen, welcher in gewissen Regierungskreisen obwaltete, der ganzen Bewegung auch nur das leiseste Zugeständnis zu machen, fehlte es nicht an peinlichen Reibungen und Maßregelungen aller Art. Ein Gedicht Kinkels: „Männerlied", das er im „Jahrbuch rheinischer Dichter" veröffentlichte, erregte solchen Anstoß, daß ihm nicht nur für ein Jahr lang sein Gehalt entzogen, sondern auch eine schon eingeleitete vielverheißende Berufung nach Berlin wieder rückgängig gemacht ward. Sicher glaubte sich die Regierung hierbei in ihrem guten Rechte, und die genaue Grenzlinie zwischen der männlichen Meinungsäußerung und den äußeren Pflichten echter innerer Loyalität ist auch heute noch nicht gezogen. Aber eine billige Beurteilung der Aufwallungen in Wort und Lied wäre vorzuziehen gewesen; der Verbitterung, in welche Kinkel gleich zahlreichen Meinungs- und Schicksalsgenossen hineingetrieben ward, ist sicher ein großer Anteil an dem Auftreten des Dichters in den beiden Sturmjahren 1848 und 1849 zuzuschreiben.

Von vornherein stand Kinkel, als die Märzstürme losbrachen, zwar nicht unter den Äußersten, aber unter jenen Entschiedenen, welche in der Glut ihrer Wünsche und Erwartungen die realen Verhältnisse

ganz außer Augen setzten und, die Natur des eigenen Volkes verkennend, eine große deutsche Republik für möglich hielten. Bereits im April 1848 entwarf Kinkel das Wahlprogramm für die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M., zur preußischen Nationalversammlung in Berlin. Im Mai gehörte er zu den Gründern eines „Demokratischen Vereins" in Bonn und ward der Hauptwortführer desselben; im Juli übernahm er die Redaktion der „Bonner Zeitung" und gab derselben eine demokratische Richtung und Haltung. Je klarer sich mit dem scheidenden Sommer herausstellte, daß der entfesselten revolutionären Kraft im deutschen Volke eine erhaltende Kraft von weit überlegener Stärke und mindestens gleicher Kurzsichtigkeit gegenübertrete, um so enger schloß sich Kinkel an die Partei an, welche auch jetzt noch hoffte, die Erwartungen des Frühlings in Wirklichkeiten zu verwandeln. In dieser Zeit muß es gewesen sein, daß Kinkel zu dem nachmals berühmten Sprachforscher August Schleicher die Meinung aussprach, daß in Revolutionen jederzeit die äußerste Partei das Feld behaupte — eine Wahrheit, deren Kehrseite dem zum Politiker gewordenen Poeten in den nächsten Monaten allzu fühlbar werden sollte. — Vorderhand empfand er nur den kleinen socialen Krieg, welchen seine antidemokratischen Mitbürger ihm machten; viele alte Freunde und Bekannte des Hauses zogen sich zurück, Frau Johanna büßte wiederum die meisten ihrer Musikstunden ein und allerhand Verleumdungen über sie und den Gatten durchschwirrten die rheinische Luft. In der wilden Erregung der nächstfolgenden Monate gingen diese Erfahrungen gleichsam unter; die Ereignisse in der äußeren Welt aber waren wahrlich nicht danach angethan, eine leidenschaftliche Natur zum Frieden zu mahnen. Im Dezember 1848 erfolgte der Erlaß der preußischen oktroyierten Verfassung und des Wahlgesetzes, auf Grund dessen die neuen Kammern zusammentreten sollten. Kinkel ward in Bonn für die zweite Kammer gewählt und nahm an den Sitzungen derselben in Berlin vom 26. Februar 1849 bis zur Auflösung am 27. April desselben Jahres teil. Er saß hier auf der äußersten Linken; seine glänzenden Reden erregten Teilnahme und Bewunderung selbst bei Gegnern. Die Hoffnungen auf eine neue große Volkserhebung, welche bereits stark im Schwinden waren, wurden durch die Ablehnung der deutschen Kaiserkrone wie der Reichsverfassung der Frankfurter Nationalversammlung seitens des Königs und der preußischen Regierung hochgeschwellt. Eine ungeheure Mehrheit bangte vor der einfachen Wiederherstellung der Zustände vor 1848, die jetzt zu drohen schien. Aber nur eine verschwindende Minderheit leitete aus ihrer Sehnsucht nach der Nationaleinheit das Recht ab, sie mit den Waffen zu erkämpfen, und vollends ein winziger Bruchteil der Minorität wollte den Anlaß ergreifen, um seine republikanischen Ideale zu verwirklichen. Die ganze Bewegung des Mai 1849 litt an ihrer inneren Zwiespältigkeit, und ihre Führer und Teilnehmer mußten dies in der bittersten Weise erfahren.

Als Kinkel nach der Auflösung der Kammern nach Bonn heimkehrte, war die ganze Rheinprovinz in fieberhafter Bewegung. Der Augenblick schien gekommen, um die Principien, welche seit dem Neujahr die von ihm begründete „Neue Bonner Zeitung" samt dem Beiblatte „Spartakus" verfochten hatte, zum Siege zu führen. Und doch fand man sich, sobald es sich um Thaten handelte, in einer denk- und fragwürdigen Ratlosigkeit. Am Ende gebar der kreißende Berg eine Maus: einen Zug von Bonn nach Siegburg, um das dortige Landwehrzeughaus zu stürmen. Kinkel warnte am 9. Mai vergeblich vor dem Unternehmen, schloß sich aber dann am 10. Mai demselben an. Ihn trieb dasselbe Motiv vorwärts, was in jenen stürmischen Tagen so viele Männer wider ihre eigene Einsicht zu Entschlüssen drängte. Man wollte in dem Augenblick, wo kurzsichtigere, aber kühne Naturen losbrachen, nicht der Mutlosigkeit beschuldigt werden;

man war sich bewußt, die Glut geschürt zu haben, die nun in hellen Flammen aufschlug. Der bewaffnete Zug, der in ziemlicher Verwirrung schon von Bonn aus angetreten wurde, löste sich bald vollständig auf; Kinkel eilte demnächst nach Elberfeld, welche Stadt sich für die Reichsverfassung erhoben hatte. Als er anlangte, war die Niederlage seiner Sache auch hier entschieden. Der naheliegende Gedanke, wie andere still heimzukehren und stillschweigend einzugestehen, daß er sich geirrt habe, konnte in der Überreiztheit seines Zustandes und nachdem er sich einmal gewaltsam von Haus und Herd losgerissen, nicht lebendig werden. So folgte Kinkel der Strömung, welche die politischen Flüchtlinge jenes unglücklichen Maimonats nach der Pfalz und nach Baden trieb. Dort hatte für einen Augenblick die Revolution gesiegt, eine Revolution, von der selbst demokratische Parteigenossen geurteilt haben, daß sie die sinnloseste und kopfloseste des tollen Jahres gewesen sei. Kinkel stellte sich der provisorischen Regierung der Pfalz, die zu Kaiserslautern amtete, zur Verfügung. Er arbeitete im Bureau der Kriegsverwaltung, die übrigens nur ein Chaos war. Die geringen Hoffnungen, welche Kinkel noch auf einen glücklichen Ausgang der Sache gesetzt und die ihn in den ersten Tagen veranlaßt hatten, eine Denkschrift über die Mittel zu entwerfen, den pfälzisch-badischen Aufstand weiter auszudehnen, erstarben angesichts der Unfähigkeit und des Wirrwarrs. Der Dichter begriff, daß es hier nur einen Ausweg gebe, sich mit Ehren aus dem übeln Handel zu ziehen: er verzichtete auf organisatorische und agitatorische Thätigkeit und trat in Baden, wo noch etwas bessere Ordnung und festerer Zusammenhang herrschten als in der Pfalz, in ein Freicorps als gemeiner Soldat ein. Wie er später in seiner Verteidigungsrede vor dem Kriegsgericht selbst betonte: er wollte sich rein erhalten von allem Schmutz, der sich an diese Revolution gehängt hatte. Dies vermochte er am besten, wenn er der einmal ergriffenen Sache als einfacher Wehrmann diente. In der Compagnie Besançon der von Willich geführten Freischar nahm er an dem kurzen Feldzuge der badischen Revolutionsarmee gegen die Baden occupierenden Preußen teil. Die Gefechte zwischen dem 19. und 24. Juni führten zum Rückzug der von dem Polen Mieroslawski kommandierten Aufständischen; hinter der Murglinie versuchte man sich umsonst noch zu behaupten. Am 29. Juni nachmittags stand die Compagnie Kinkels zwischen Muggensturm und Rotenfels im Feuer. Kinkel ward leicht verwundet, wollte zurückgehen, um sich verbinden zu lassen, und fiel einer preußischen Feldwacht in die Hände. Er ward zunächst nach Karlsruhe abgeführt und im Rathausturme mit anderen Gefangenen verwahrt. Seine Gattin Johanna eilte auf die Nachricht seiner Verwundung und Gefangennehmung nach Karlsruhe, vermochte aber nichts zu erreichen als eine kurze erschütternde Zusammenkunft. Nach der Eroberung von Rastatt ward der Gefangene in die dortigen Kasematten überführt und das Material für seinen Prozeß vor dem Kriegsgericht gesammelt. Trotz mancher redlichen Bemühung, auch von politischen Gegnern, Kinkels Schicksal günstiger zu gestalten, war zunächst kaum Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens vorhanden. Ein Teil der Konservativen jener Tage beschimpfte sich durch einen Blutdurst und eine kleinlich-gehässige Rachsucht, welche noch heute einem konservativ und loyal Gesinnten die Schamröte ins Antlitz treibt. Gewisse Stimmen in der „Neuen Preußischen Zeitung“ verlangten Tag für Tag Kinkels Tod, und selbst als das Kriegsgericht am 4. August den Angeklagten nur zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt hatte, arbeitete man daran, den König zur Kassation des Urteils zu bestimmen, um den Bonner Professor doch noch erschießen zu können. In der That ließ sich König Friedrich Wilhelm IV. wenigstens zu einer Verschärfung des Erkenntnisses bestimmen, denn eine Verschärfung war es, daß die Festungshaft in Zuchthausstrafe umgewandelt ward. Fast

zwei Monate währte der entsetzliche lautlose Kampf um Kinkels endliches Geschick, ebenso lange mußte er in den Rastatter Kasematten verbleiben, und erst mit seiner Abführung in das Zuchthaus zu Naugardt in Pommern war sein Leben wirklich gesichert. Freilich welch ein Leben! Keine vermeintliche Schmach ward dem Poeten erspart, er mußte in grauer Züchtlingskleidung Wolle spinnen, und als der Direktor des Zuchthauses seinem Gefangenen Erleichterungen zu gewähren begann, wurde die Versetzung des letzteren in das Zuchthaus zu Spandau angeordnet. Zuvor aber hatte Kinkel eine sehr eigentümliche und schmerzensreiche Reise nach dem heimatlichen Rheine zurückzulegen. Im April 1850 ward er unter polizeilicher Bedeckung nach Köln gebracht, um wegen seiner Teilnahme an dem verunglückten Siegburger Zeughaussturme und an den Bewegungen in Elberfeld vor Gericht gestellt zu werden. Die Geschworenen sprachen ihn nach einer glänzenden Verteidigungsrede frei. Auf sein Schicksal im ganzen konnten zunächst diese Freisprechung und noch mehr die Ovationen, mit denen er beim Austritt aus dem Assisensaal von den erregten Massen begrüßt wurde, nur einen ungünstigen Einfluß haben. In Spandau galt es wieder zu „spulen“ und die Hände blutig zu arbeiten, um nicht hinter dem vorgeschriebenen Pensum zurückzubleiben. Doch blieb sein Mut um so mehr aufrecht, als schon in den nächsten Monaten die Kunde zu ihm drang, daß Pläne für seine Befreiung entworfen seien. Im Mittelpunkte des Unternehmens stand der gegenwärtige nordamerikanische Staatsmann und Publicist Karl Schurz, der bis zum Frühling 1849 in Bonn Philologie und Geschichte studiert hatte und Kinkels getreuester Schüler, sein Gehilfe bei der Redaktion der „Neuen Bonner Zeitung“ und schließlich sein Schicksalsgenosse während der Tage des badischen Aufstandes gewesen war. Unter falschem Namen, als angeblicher Student der Medizin, begab sich Schurz im Sommer 1850 nach Berlin. Seine Parteigenossen stellten ihm genügende Mittel zur Verfügung, und seine Energie, seine umsichtige Klugheit überwanden die schwersten Hindernisse. Als ein erster komplizierter Plan, Kinkel geradezu aus dem Zuchthause herauszuführen, an allerhand Zufälligkeiten gescheitert war, wurde in der Nacht vom 6. November 1850 die Zelle des Gefangenen durch einen Nachschlüssel geöffnet, derselbe zu einem nach der Potsdamerstraße gelegenen Dachfenster des Hauses geführt und mittels eines von der Straße aus heraufgeholten Taus, an dem er sich herabließ, in die Arme von Karl Schurz gefördert. Wagen waren bereit gestellt; in derselben Nacht noch ward die Fahrt über Oranienburg nach Strelitz und von dort nach Rostock angetreten. Die Verfolgung war glücklich auf eine falsche Route nach Bremen und Hamburg geleitet worden. In Rostock blieb der Befreite einige Tage versteckt, und der Schiffsreeder Bookelmann ließ eiligst seinen Schoner „Anna“ mit Getreide nach New-Castle befrachten. Am Bord dieses Schiffes verließen Kinkel und Schurz Deutschland und landeten am 1. Dezember 1850 auf englischem Boden. Johanna Kinkel eilte samt ihren Kindern über Paris dorthin und feierte ein beglückendes Wiedersehen mit dem befreiten Gatten.

Aber freilich trat nun die ernste Frage der Zukunft an die im großen und ganzen mittellose Familie heran. Eine kurze Zeit wirkte die Flüchtlingsumgebung, in welche Kinkel eintrat, auf ihn derartig ein, daß er von einer Fortsetzung der revolutionären Agitation träumte. In diesem Sinne unternahm er eine Reise nach den Vereinigten Staaten, wo durch Kinkels Auftreten und öffentliche Vorträge ein großer Fonds gesammelt werden sollte. Der ganze Ertrag der Sammlungen aber belief sich auf 10000 Dollars und war sehr geeignet, auch den entschiedensten Enthusiasten zu ernüchtern. Auch der persönliche Verkehr mit den Londoner deutschen und sonstigen Exilierten, welche trotz des gemeinsamen Unglücks in häßlichstem Partei- und Koteriehader lebten, mußte ernstes Nachdenken

erwecken. Kinkel sah, daß er London als eine neue Heimat betrachten und sich hier das Bürgerrecht durch ernste, angestrengte Arbeit gewinnen müsse. So zog er sich aus den Kreisen der politischen Agitatoren, welche fortfuhren, für die nirgend begehrte deutsche Republik zu wirken, völlig zurück, bemächtigte sich mit seltener Willenskraft der englischen Sprache und begann jede Art von Unterricht zu erteilen, die in seinem Bildungskreise lag. Deutsche Sprache von den bescheidensten Anfängen der Grammatik und des Stils bis zur tiefeingehenden Erklärung der Meisterwerke unserer Litteratur, Geschichte und Geographie, Kunstgeschichte in ihrem ganzen Umfang waren die Gegenstände seiner Stunden und Vorträge. Er ward bald an den verschiedensten Anstalten ein gesuchter Lehrer und warf sich entschlossen in die Eigenart englischer Arbeit und englischen Erwerbes, bei denen jede Kraft aufs äußerste angespannt und die Zeit bis auf die Minute ausgekauft werden muß. Die Elasticität seines Naturells und die nachhaltige Gesundheit, deren er sich erfreute, setzten Kinkel in den Stand, täglich zehn und zwölf Unterrichtsstunden zu erteilen und noch einige Stunden der ernsten Vorbereitung auf seine höheren Klassen und Kurse zu widmen. Die anfänglich bedrängte Lage der Familie, welche Johanna Kinkel in einigen der köstlichsten Scenen ihres „Hans Ibeles in London“ humoristisch festgehalten hat, verwandelte sich bald in eine günstige; die Wohnung in St. Johns Wood ward mit einem Hause im Norden von Hydepark vertauscht, in welchem sich hinreichender Raum für Kinkels Vorlesungen und Kurse und für Johannas wieder aufgenommenen Musikunterricht fand. Auch die Dichtung, welche lange Zeit von der sturmumtobten Schwelle des Kinkelschen Hauses gewichen war, fand sich wieder ein. Kinkel schrieb 1856 die Tragödie „Nimrod“ (Hannover, 1857), und Johanna wob aus Wahrheit und Dichtung den nach der Seite der Sittenschilderung hin sehr bedeutenden mehrerwähnten Roman „Hans Ibeles in London“. Inzwischen aber hatten die persönlichen Schicksale des Dichters in seinem Heimatlande die Teilnahmlosigkeit, welcher der moderne Dichter so oft begegnet, gründlich beseitigt. Von den früher unbeachtet gebliebenen „Gedichten“ Kinkels erschienen rasch nacheinander mehrere Auflagen, „Otto der Schütz“ fand seinen Weg in die weitesten Kreise des Publikums, die 1850 zuerst gesammelten „Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel“ wurden fleißig gelesen und namentlich die Erzählung „Margret“ in zahlreichen Anthologien, Mustersammlungen und Klassikerproben abgedruckt. — Allmählich kam eine stille Befriedigung über die Exilierten. Die Angriffe jener politischen Flüchtlinge, die Kinkel den Verzicht auf die große Politik nicht verzeihen konnten und auf sein steigendes Wohlergehen mit echt germanischem Neid blickten, hörten zwar nicht ganz auf, aber die hochgeachtete Stellung, die sich der Dichter unter den schwierigsten Verhältnissen errungen hatte, gestattete über diese Angriffe hinwegzusehen.

Da ward Kinkels Leben im Jahre 1858 von einem schweren Schlag getroffen. Seit längerer Zeit litt Johanna an Herzbeklemmungen, und einige sehr plötzliche und qualvolle Anfälle des Übels hatten die Ihrigen erschreckt. Am 18. November des genannten Jahres scheint einer jener Anfälle wiedergekehrt zu sein, während sich Frau Kinkel allein in ihrem Schlafzimmer befand. Wahrscheinlich eilte sie, um frische Luft zu schöpfen, an das nur zwei Fuß über dem Boden des Zimmers befindliche Fenster und verlor, indem sie sich anstrengte, dasselbe emporzuschieben, das Gleichgewicht. Jedenfalls stürzte sie sechsundvierzig Fuß hoch in den Hof des Hauses hinab und ward durch den Sturz getötet. Die Familie selbst und die Totenjury, welche nach englischer Sitte ihr Verdikt abzugeben hatte, waren überzeugt, daß hier ein verhängnisvoller Zufall obgewaltet habe. Fernerstehende und Klatschsüchtige konnten nicht verhindert werden, von einem Selbstmord zu fabeln, obschon nichts in Johanna Kinkels Natur und

Familienverhältnissen die Annahme eines solchen Verzweiflungsschrittes nahelegte. Die Bestattung Johanna Kinkels gab Anlaß zu einem der schönsten Gedichte Ferdinand Freiligraths. Der tiefgebeugte Kinkel suchte sich mutig wieder aufzurichten; im Kreise seiner Kinder und unter fortgesetzter Arbeit gelang ihm das. Am 31. März 1860 schloß er eine zweite glückliche Ehe mit einer jungen deutschen Erzieherin, Minna Werner aus Königsberg. Der Wunsch, sich der aufreibenden Thätigkeit als gesuchter und nunmehr gefeierter Lehrer entziehen und sich wieder streng wissenschaftlich bewähren zu können, gewann während der nächsten Jahre Raum in seiner Seele. Die ungeheure Arbeitslast, welche er auf sich genommen, ward durch seine Beteiligung an dem deutschen Vereinsleben in London nicht gemindert; für stille Studien und namentlich für litterarische Verwertung dieser Studien blieb dem Vielbeanspruchten keine Zeit. So begrüßte es Kinkel als eine glückliche Schicksalswendung, daß sich ihm Anfang 1866 die Aussicht auf die Professur der Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich eröffnete. Die hierauf bezüglichen Unterhandlungen wurden rasch und zur Zufriedenheit beider Teile zu Ende geführt. Am 8. August 1866 schrieb Kinkel einem jungen Freunde in Deutschland: „Im April bin ich zum Professor der Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich ernannt worden, wohin ich im September abgehe. Von da an füllten Abwickelung von Geschäften, Abschied und politische Aufregung (man war im Sommer des entscheidungs- und ereignisschweren Jahres 1866!) alle Zeit aus, und erst jetzt komme ich dazu, meine Korrespondenzreste abzuthun. — Vielleicht führen uns unsere Wege auf dem Kontinent zusammen; man wird England müde, weil man der Arbeit in England müde wird. Sonst nicht. Wäre ich unabhängig, würde ich wohl in London regelmäßig leben."

In Zürich war Kinkel ein langer und heiterer Lebensabend noch in vollster Frische des Geistes, mit voller Lust an deutschem Wirken, wissenschaftlicher wie poetischer Arbeit, gegönnt. Das neue Amt brachte ihm die Genugthuung, sich ausschließlich auf Kunstgeschichte und einzelne Partien der Litteraturgeschichte beschränken zu dürfen. Seine Vorlesungen fanden bei den Studierenden der technischen Hochschule, bei zahlreichen Hörern, die anderen Kreisen von Zürich angehörten, enthusiastischen Beifall. Sein von Natur großes Rednertalent hatte er in vieljähriger, unablässiger Übung gesteigert, der lebendigen Anschauung, dem feinen Verständnis der Kunstwerke, dem Wissensreichtum, den er sein nannte, stand der vollendetste, klarste Ausdruck immer zu Gebote, ja man hätte gelegentlich etwas mehr Ringen mit der Sprache, etwas minder glänzenden Schliff der Rede wünschen können. Die seltene Rednerbegabung führte naturgemäß zu einer fortwährenden Redebereitschaft Kinkels für alle erdenklichen Zwecke und Bedürfnisse. Den eigentlich wissenschaftlichen Vorträgen, die er in verschiedenen Schweizerstädten und seit 1871 auch in Deutschland hielt, gesellten sich große Reden namentlich für die Leichenverbrennungsagitation hinzu. Kinkel war der beredteste und unermüdlichste Anwalt dieser Sache, welche bei alledem nur geringen Anklang fand und über die Anfänge nicht hinausgediehen ist. Auch die Politik nahm ihn und nicht immer in der glücklichsten Weise in Anspruch. Er beteiligte sich an den Bestrebungen der polnischen Emigration in der Schweiz, die ihren sichtbaren Mittelpunkt in dem polnischen Nationalmuseum zu Rapperswil fanden. In der Broschüre „Polens Auferstehung die Stärke Deutschlands" (Wien, 1868) sprach er seine Überzeugung von der Notwendigkeit der Herstellung eines freien Polens, wenn auch unter Berücksichtigung der inzwischen erfolgten Germanisierung eines großen Teiles des altpolnischen Gebietes unumwunden aus. Der Krieg von 1870 zu 1871 hinterließ ihm jene geteilte Stimmung, unter welcher alle litten, die im Exil von der kosmopolitischen Völkerverbrüderung

geträumt hatten. Er vermochte sich des Stolzes auf die Heldenleistungen seines Volkes nicht zu entschlagen und sah in der Wiedererstehung des Deutschen Reiches sein Jugendideal lebendig verwirklicht. Und doch war in der neuen Gestaltung der deutschen Dinge so vieles, was nicht zu seinem alten Sehnen und Wähnen stimmte; doch hatte er die zwei Jahrzehnte, die zwischen der achtundvierziger Revolution und der Kaiserproklamation von Versailles lagen, in der Fremde verbracht; und noch jetzt, auch in der deutschen Schweiz, wirkten mancherlei fremde Eindrücke auf ihn und verkümmerten ihm den reinen Anteil an Deutschlands Erfolgen. Übrigens trat in seinen Anschauungen und Urteilen nach 1870 so deutlich wie in seinen Erlebnissen von 1849 hervor, daß er von Haus aus nichts weniger als ein Mann der Politik, am allerwenigsten ein praktischer Politiker neuesten Stiles sei; nur eine Zeit, welche gewaltsam ihre Söhne aus jeder anderen Lebensbahn in die politische drängt, vermochte Kinkel seinem eigentlichen innersten Berufe so fortgesetzt zu entfremden.

Die Züricher Zeit war trotz alledem litterarisch wieder so ergiebig als die glücklichen Jugendjahre am Rhein. Die lang vorbereitete zweite Sammlung seiner „Gedichte“ (Stuttgart, 1868) erschien, in ihr und aus ihr ward jenes erzählende Gedicht „Der Grobschmied von Antwerpen“ mitgeteilt, von dem nur der kleinere Teil in die Tage des Maikäferbundes zurückreichte und das erst spät beendet worden war. Auf kunsthistorischem Gebiete eröffnete Kinkel seine neue Thätigkeit mit der Monographie „Die Brüsseler Rathausbilder des Rogier van der Weyden“ (Zürich, 1867) und gab Mitte der siebziger Jahre eine Sammlung kunstgeschichtlicher Abhandlungen als „Mosaik zur Kunstgeschichte“ (Berlin, 1876) heraus. Kurze Zeit vorher hatte Kinkel seine langjährige Sehnsucht, Rom wiederzusehen, gestillt. Er war dort mit Hermann Hettner zusammengetroffen, dem er „zur Erinnerung an die römische Begegnung“ seine Studien sandte und dabei selbst dem in der That vortrefflichen Aufsatze über den Kupferstecher Wenzel Hollar den Vorzug gab. Im übrigen konnte er berichten, daß er seit dieser Begegnung „ziemlich sorglos und meist sehr gesund gelebt habe“ und in heiterer Stimmung neuer Thätigkeit entgegengehe. Diese Stimmung blieb ihm noch Jahre hindurch erhalten. Im Jahre 1878 erwarb er ein Haus „Zur Limmatterrasse“ in der Gemeinde Unterstraß, inmitten eines schattigen Gartens gelegen und durch eine köstliche Aussicht auf den Ütliberg und die Stadt bevorzugt. Aber das Glück in dem schönen neuen Heim erlitt 1879 eine schwere Erschütterung durch den Tod des jüngsten Töchterchens zweiter Ehe, Gerda. In der Stimmung, welche mit diesem Verlust über Kinkel kam, erfaßte ihn ein unbezwinglich Sehnen:

> Noch einmal zu der Vorwelt grünen Auen
> Zurückzuschauen

und in einer Dichtung den persönlichen Schmerz wenn nicht zu überwinden, so doch zu lindern und zu verklären. Diese letzte Dichtung: „Tanagra, ein Idyll aus Griechenland“, trat erst in Kinkels Todesjahr in eben diesen Blättern in die Öffentlichkeit.* Die Jahre zwischen 1880 und 1882 vergingen ihm in gewohnter Weise; rüstiger geistiger Arbeit folgte das, was ihm Genuß war: ein Aufenthalt in irgend einem schönen Thale der Schweiz und eine erfrischende Fahrt nach Deutschland oder Italien. Seine letzten Ferien verlebte der Dichter mit seiner Familie zu Sachseln im Sarnenthal (Unterwalden) und ging darauf nach Mailand und Venedig. Ende Oktober begann er seine Vorträge am Polytechnikum, aber bereits am Freitag den 3. November hielt er den letzten derselben. An diesem Tage verspürte er beim Schreiben eine Lähmung der rechten Hand. Am 8. November traf ihn ein zweiter Schlaganfall, der ihn der Sprache zwar noch nicht völlig beraubte, aber schon die schlimmsten Befürchtungen erweckte. Am

---

* S. „Monatshefte“ Bd. LII, S. 1.

Montag den 13. November verschied er. Am 16. November ehrte Zürich den entschlafenen Dichter durch eine weihevolle und äußerlich imposante Totenfeier im Fraumünster, woran Tausende teilnahmen und bei welcher der nächste Kollege Kinkels am Polytechnikum, Professor Johannes Scherr, die Trauerrede hielt.

Kinkels Ruf und Stellung als Dichter gründet sich im Gegensatz zu der Vielproduktion der meisten modernen Poeten auf eine mäßige Zahl von Schöpfungen. Seine poetische Totalität ist von keiner ureigenen Schöpferkraft durchdrungen, sondern zeigt ein stetes Vorwiegen traditionell poetischer Elemente, ein gelegentliches Überwiegen des Rhetorischen über Empfindung und Gestaltung. Gleichwohl ist die Anschuldigung des Dilettantismus und die Behauptung, daß Kinkel lediglich reproduzierendes Talent gewesen sei, eine unmotivierte Härte. Kinkel gehörte zu jener Dichtergruppe, welche im Anfang der vierziger Jahre der Litteraturdoktrin des jungen Deutschland gegenübertrat. Während die unter dem Einfluß dieser Doktrin stehenden Schriftsteller und Poeten den Bruch mit aller poetischen Tradition suchten, pflegten die Zugehörigen der bezeichneten Gruppe (deren bedeutendster Vertreter Emanuel Geibel ward) den Zusammenhang mit allen noch irgend lebenskräftigen Überlieferungen der klassischen und der romantischen Dichtung. Vom Boden des Gegebenen und einer gewissen Nachbildung aus erhoben sie sich zur Selbständigkeit, die sonach niemals eine so energische, scharfgeprägte, gleichsam in die Augen springende ward wie diejenige der umwälzenden und kraftgenialen Naturen. Die Behauptung und Weiterbildung des klaren und reinen poetischen Ausdrucks, die Pflege der sprachlichen Schönheit überwiegt bei den Poeten dieser Art die Freude an der Fülle des Lebens und der künstlerischen Bewältigung und Organisation großer Massen. Gleichwohl läßt sich nicht sagen, daß dieselben darum des eigenen Lebens vollständig entbehren. Kinkels Lyrik, so wie sie sich in den beiden Sammlungen seiner „Gedichte“ von 1843 und 1868 darstellt, tönt vielfach in den Weisen und lebt in den Stimmungen, welche von alters her als die allgemein poetischen gelten. Aber diese Weisen sind doch jederzeit von einem eigenen Klang durchdrungen, in die überkommenen Stimmungen fließt ein Tropfen aus dem Quell persönlichster Empfindung. Die Abendlieder Kinkels, die „Elegien an Johanna“ sind Proben hierfür. Subjektiver erscheinen jene Gelegenheitsgedichte, in denen der Poet entscheidende Momente seines Lebens zusammenfaßt. Der prachtvolle „Gruß an mein Weib“ (1843) und das Gedicht „Von den achtzehn Gewehrmäulern“ (1849), das er in Voraussicht des Todes durch Pulver und Blei in den Rastatter Kasematten schrieb, stehen hier in erster Linie. Im ganzen ist es eine glückliche optimistische Natur, die aus den lyrischen Dichtungen uns entgegentritt, selbst die schwersten Lebenskämpfe rauben ihr nicht Spannkraft, Genußfreudigkeit und Hoffnung. Und so üben diese rheinische Frische, dieser elastische Lebensmut auf den Leser der Kinkelschen Gedichte eine stille Anziehungskraft aus. Im Zusammenhang der Lektüre ergiebt sich, daß die Wortfülle einzelner Gedichte ihren Stimmungsgehalt mindert — und doch fühlt man andererseits, daß diese Fülle dem redefrohen Rheinländer gemäß ist und daß ihm die knappe Begrenzung des Ausdrucks schlecht zu Gesicht stehen würde. Von besonderem Wert und den Kern des eigentlichen Talentes Kinkels bloßlegend, sind die kleinen epischen Bilder, die sich unter seinen Gedichten finden. Wenn wir hiervon „Scipio“, „Dietrich von Bern“ und die poetische Erzählung „Ein Schicksal“ hervorheben, so haben wir die Weite des Kreises bezeichnet, den Kinkels Phantasie umspannt. Bilder aus Welt und Vorzeit steigen lebendig vor seinem inneren Auge auf, rasch erfaßt er einen, einige poetische Züge, die ihm sympathisch sind, und mit sicherer Leichtigkeit stellt er die Bilder auch vor die Seele des Lesers. Diese besondere Begabung mußte ihn früh auf das epische Gedicht hinweisen.

Und in der That wurden die drei zu verschiedenen Zeiten entstandenen kleinen Epen „Otto der Schütz“, „Der Grobschmied von Antwerpen“ und „Tanagra“ die Hauptschöpfungen Kinkels. Im Umfang gleichen diese epischen Gedichte den kleineren poetischen Erzählungen unserer mittelalterlichen Dichtung, an die sie auch in der Gestaltung und im Ton des Vortrags anzuknüpfen versuchten, ohne darum einem künstlichen Archaismus zu huldigen.

Das älteste und populärste dieser Gedichte: „Otto der Schütz“, kann trotz seiner weiten Verbreitung keineswegs als das vortrefflichste erachtet werden. Es beruht auf einem einfachen Stoff; der Vorgang, den es darstellt, würde ohne Mühe und Zwang in ein paar Balladen, ja in einer Ballade konzentriert werden können. Prinz Otto von Hessen und Thüringen entflieht der ihm drohenden Mönchskutte, kommt an den Hof des Grafen Dietrich von Kleve, gewinnt als Schütz und Jäger des Grafen das Herz seines blonden Töchterleins Elsbeth, wird von dem ihm nachgesandten Ritter Homberg rechtzeitig erkannt und nimmt die „Maid von Lohengrin entstammt“ zum Weibe. Der Dichter hat der Überlieferung aus seiner Erfindung nur wenige kleine Züge hinzugefügt, unter denen der im Schlußgesang geschilderte Sieg der Liebe Elsbeths über ihren fürstlichen Stolz der gewinnendste ist; er leiht dem schlichten Abenteuer keinen tieferen Grundgedanken und setzt alle seine Kraft an die im wesentlichen beschreibende Ausbreitung und Detaillierung der Erzählung. Das fröhliche Leben am Rhein, „gespeist von Kraft, getränkt vom Wein“, dient der Schützensage zum Hintergrund, und seine farbige Schilderung ist in Wahrheit die Aufgabe des Dichters. Da fehlt es denn nicht an stimmungsvollen Genrebildern: das Nachtlager Ottos im Wald am Niederrhein, die erste Begegnung mit dem Förster, die Rettung Elsbeths aus dem Weiher auf der Jagd, die darauf folgende Rast im Försterhause sind die Glanzstellen der Dichtung. Vieles andere fällt in das Gebiet der überflüssigen, die Handlung hemmenden Deskription. Auch die Leichtigkeit des Vortrags schlägt in einzelnen Bildern und Wortwendungen in Trivialität um, die Ausführung ist mannigfach ungleich und überspringt bald ein wichtiges Moment, bald verweilt sie behaglich auf einem unwichtigen. Gleichwohl war die Wirkung der Dichtung im großen Publikum eine vollberechtigte. „Otto der Schütz“ ist eines der neueren Gedichte, welche die gesunden und lebenskräftigen Elemente der Romantik in sich aufgenommen haben, der lyrische Schmelz und der rasche Fluß der kleinen Erzählung helfen über die angedeuteten Mängel rasch hinweg. Und dazu herrscht in der Masse auch der heutigen Gebildeten eine Anschauung, die es mit künstlerischen Dingen so lax nimmt, daß sie sich einer Schöpfung, wie „Otto der Schütz“ immerhin bleibt, jede Kritik von vornherein versagen muß.

Kinkels zweites erzählendes Gedicht: „Der Grobschmied von Antwerpen“, erscheint in Umfang, Anlage und im Ton des Vortrags dem ersten mannigfach verwandt. Allein es ist gehaltvoller, straffer in der Charakteristik, realistisch kräftiger und energischer in der Detaillierung als „Otto der Schütz“. Seine sieben Historien erscheinen knapper und gedrängter vorgetragen als die Abenteuer des erstgedachten Liedes, ein poetischer Grundgedanke geht durch die Erzählung hindurch, die Vorgänge selbst sind reicher und bedeutsamer und die Kunst des Poeten erscheint wesentlich gereifter als in dem ersten kleinen Epos. Es handelt sich hier um die Künstlersage von Quintin Masseys, der aus einem trefflichen Schmied ein noch trefflicherer Maler geworden, den die Liebe umgewandelt und zur Vollendung geführt hat — ein uraltes, nie zu erschöpfendes, ewig junges Thema.

Auch Kinkels Schwanenlied, das Idyll „Tanagra“, ist eine kunstgeschichtliche Episode, in der er ein poetisches Motiv erblickt hat. Es erzählt die Heimkehr des jungen Bildhauers Praxias, welcher sich als Söldnerhauptmann im Lager des Antigonos und im Getümmel der Diadochen-

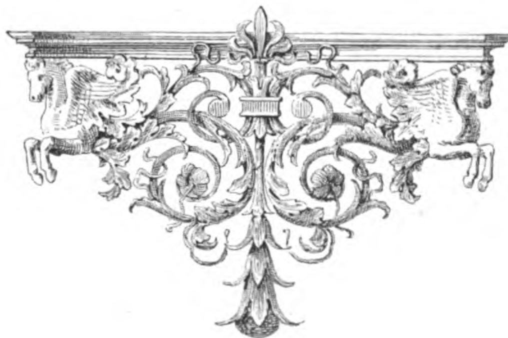
kriege ein Stück Welt beschaut. Wir landen mit Praxias im Hafenstädtchen am Busen von Korinth, rasten mit ihm im Bergwald des Kithäron, wandern mit ihm über die Berge nach Böotien hinab und endlich nach Tanagra, wo ihm das verlassene Vaterhaus steht. Zu seiner Überraschung findet Praxias dies Haus nicht verlassen; ein Schaffner, den er nicht kennt, öffnet und begrüßt ihn, er kann sich am wohlerhaltenen Herde niederlassen und aus gutgefüllter Vorratskammer laben. Die Stadt, die einen neuen Dionysostempel bauen läßt, hat den Bildner und Gießer Agathon von Athen berufen, um das Bild des Gottes herzustellen. Der Alte ist für den Augenblick nach Paros gegangen, um sich einen passenden Marmorblock für sein großes Werk zu suchen. Unterdes haust Praxias allein in dem wiedergewonnenen Heim und nimmt zaghaft und gleichsam versuchend die seit Jahren vergessene Künstlerarbeit wieder auf. An kleinen, kaum spannenhohen Skizzen wird er sich bewußt, daß er der Alte geblieben. Rasch genug faßt er ein Interesse an den kleinen Werken und ruft sich schaffend vor allem das Bild der Jungfrau vor die Augen, die er am Abend der Heimkehr, ehe er die eigene Schwelle überschritt, erblickt hat. Als nach einigen Tagen der alte Agathon wieder anlangt und alsbald großes Wohlgefallen an dem jungen Kunstgenossen verrät, gewinnt Praxias den Mut, seine kleinen Kunstwerke dem greisen Meister vorzuweisen. Lebendig empfindet Agathon, welche Anmut, welch lebendigen Schönheitssegen diese Kleinkunst den Armen ins Haus tragen kann. Voll Erstaunen aber erkennt er in dem Abbild der Jungfrau die Züge seiner Tochter Helena, der kunstreichen Malerin. Er führt den jungen Freund mit ihr zusammen; sie entnimmt dem kleinen Kunstwerk, in dem er sie dargestellt, wie tiefen Eindruck sie auf ihn gemacht, und da sie ihm nicht zu zürnen vermag, kann sie ihm die Liebe, um die er wirbt, auch nicht versagen. Es ist unnötig, den Lesern dieser Blätter, in denen „Tanagra“ zuerst erschienen ist, ins Gedächtnis zu rufen, wie anmutig und gewandt die einfache Geschichte mit der kleinen kunsthistorischen Episode in Verbindung gesetzt ist. Die Verherrlichung der Thonbilder von Tanagra steht natürlich in zweiter Linie; wer keine gesehen, würde sich nach der Schilderung im Gedicht kaum eine rechte Vorstellung davon machen können; das Idyll in erster. Der Dichter verleiht dem Stoff, der zu einer Prosaerzählung selbst der einfachsten Art kaum ausgereicht hätte, jene Reize, die eben nur vermittels der gebundenen Rede zu Tage treten können. Der glückliche Wechsel von rasch erzählender und ruhig verweilender, breit schildernder Vortragsweise, das leise und doch wirksame Anschlagen aller Stimmungen, die oft ein einziger Vers glücklich erfassen kann, das edle Gleichmaß des Ausdrucks — alles vereinigt sich, um Kinkels „Tanagra“ zu einer anmutenden Schöpfung zu machen. Es sind, wenn man will, durchaus traditionelle Vorzüge, die im behaglichen Ausgestalten eines günstig liegenden, nicht im Ringen mit einem völlig neuen, mächtigen oder spröden Stoff gewonnen werden. Reproduktion aber darf darum diese Art der Gestaltung nicht genannt werden, und eine Litteraturepoche, in der man die gedachten Vorzüge schlechthin nicht mehr zu schätzen wüßte, dürfte keineswegs zu den glücklichen gezählt werden.

Unter den wenigen Prosadichtungen Kinkels ragt die rheinische Geschichte „Margret“ hoch hervor und ist der einzige, allerdings entscheidende Beweis für das energische novellistische Talent unseres Poeten. Die Novelle hat vor allem, was Heyse als erste Bedingung einer guten Novelle angesehen wissen will: eine scharfe Silhouette. Ein eigentümlicher Vorgang, ein ungewöhnliches Schicksal, welches ein getrenntes und doch im Innersten zusammengehöriges Liebespaar unter erschütternden Umständen wieder zusammenführt und vereint, ist hier mit energischer, schlichter und wirksamer Lebendigkeit vorgetragen; die beiden Charaktere, um deren Liebe, Schuld und Trennung, Prüfung und

Wiedervereinigung es sich handelt, erkennen wir bis in die letzten Tiefen der Seele. Die Erzählung selbst, mit so raschem Gang sie vorschreitet, öffnet Ausblicke nach allen Seiten; die Schlußsituation, das Wiederzusammentreffen Nikolas' und Margrets im winterlichen Zitterwald und vor den Wölfen enthält eine Fülle ursprünglichster Poesie und gehört zu jenen poetischen Erfindungen, welche sich, einmal gelesen, niemals wieder vergessen lassen. Wir dürfen bedauern, daß ein vielbewegtes und ablenkendes Leben dem Dichter eine weitere Entfaltung dieser Kraft nicht gegönnt hat; die Novelle „Margret" aber wird noch sicherer als die epischen Dichtungen Kinkels Namen in unserer Litteratur erhalten.

Das dramatische Talent war Kinkel versagt; der rhetorische Zug seines Naturells und die epische Anschauung hinderten gleichmäßig eine wirklich dramatische Gestaltung. Der bedeutendste Anlauf, den er auf dem Gebiete des Dramas nahm, die oben erwähnte Tragödie „Nimrod" (die unseres Wissens nur spät und an einer einzigen Bühne, Leipzig, vorübergehend zur Darstellung gekommen ist), ist eine gedankenreiche, symbolisierende Dichtung, welche den mythischen Stoff mit Beziehungen auf die Gegenwart und ihre politischen Anschauungen ausstattet, ohne ihn doch völlig lebendig und charakteristisch gestalten zu können. Die im wesentlichen epische Darstellung der ältesten Volksgruppen zeigt auch in diesem Drama sehr deutlich, wohin das Talent Kinkels neigte.

Ein rascher Tod hat ihn verhältnismäßig früh aus der Fülle des Wirkens und Genießens entrafft. Für seine Sinnesweise, die gern auch im Äußeren die Jugend festhielt und sich des Schwunges in Haltung und Rede erfreute, ist dieser Hintritt, wie auch Johannes Scherr in seiner Gedächtnisrede hervorhob, eine besondere Gunst des Schicksals mehr gewesen. „Die traurigen Hinfälligkeiten des Greisenalters sind ihm erspart geblieben. Über das quälende Gefühl der Abnahme physischer und psychischer Kräfte ist er hinweggehoben worden. Er hat als ganzer Mann unter uns gelebt und als ein solcher ist er von uns gegangen. So bleibt er des nicht gemeinen Vorteils teilhaft, im Andenken der Menschen zu stehen als ein Rüstiger und Tüchtiger, als ein in voller Waffenrüstung auf der tosenden Walstatt des Lebens Gefallener."





Vergessene Opern.

Von

C. H. Bitter.

II.

Da ich mich gerade noch bei der komischen Oper und infolge der Besprechung der „Bezauberten Rose“ auch bei der Zauberoper befinde, möchte ich eine Erinnerung wachrufen, die, seit langen Jahren verklungen, wohl mit Recht wieder geweckt werden kann.

Ich will von Nicolo Isouards „Cendrillon“ sprechen, einer Zauberoper, die, seit 1810, dem Zeitpunkt ihrer Entstehung, lange Jahre hindurch über alle Bühnen Europas gegangen, in ihrem Wert und, gut aufgeführt, in ihrer Wirkung keineswegs verloren hat. Ich habe sie vor etwa zwanzig Jahren in mittelmäßiger Darstellung gesehen und war doch von der Schönheit der Musik und von dem graziösen Reiz dieser alten, auf der einfachsten Harmonie aufgebauten Melodien erfüllt.

Das sehr gut gearbeitete Buch ist von Etienne, dem damals beliebten Textdichter zu Paris und späteren Pair von Frankreich, gedichtet. Es behandelt die Fabel des Stückes richtigerweise lediglich als Märchen, abweichend von Rossinis gleichnamiger Oper, in welcher der des märchenhaften Zaubers entkleidete Inhalt zur einfach komischen Oper geworden ist; ich könnte hinzusetzen: vielleicht nicht zum bleibenden Vorteil der Schöpfung des Meisters von Pesaro, wenn ich nicht anerkennen müßte, daß auch Isouards reizende Arbeit dem Los der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Der seiner Zeit in Frankreich hochberühmte Tonsetzer, der Vorgänger Boieldieus, hat es wie wenige vor und nach ihm verstanden, dies Märchen mit dem Schimmer echten Goldes zu umkleiden, dasselbe in jenen zarten poetischen Duft zu hüllen, ohne den es zur gewöhnlichen Komödie hätte werden müssen.

Schon die Ouverture mit ihren träumerischen Hornmelodien, zwischen welche die Harfe, ein für das Theater zu jener Zeit noch wenig gebrauchtes Instrument, hineinklingt, und mit ihrer ebenso fein gegliederten als feurig entwickelten thematischen Arbeit gehört den besten Instru-

mental=Kompositionen der französischen Oper an.

Aber auch sogleich die ersten Nummern, der stolze Gesang der Schwestern Aschenbrödels, die sich zum Ball bei dem Prinzen vorbereiten, mit dem von dem Herde aus dazwischen geworfenen Liede: „Jüngst war ein flinker Knabe“, dann die hinzutretende Klage Alidors: „Ach, habt doch Mitleid mit mir Armen“, ferner die zwischen Zorn, Galle und hochmütig aufschwellender Eitelkeit wechselnde Stimmung der Schwestern, endlich die tröstenden Worte Alidors: „Mein liebes Kind, gieb dich zufrieden“, sind wahre Perlen reich und melodisch fließenden Gesanges und bilden ein herrliches Ensemblestück. Nicht weniger charakteristisch-anmutig und fein gearbeitet ist die Romanze Aschenbrödels: „Ich bin bescheiden, unterthänig“, in welcher sich die ganze Zartheit eines kindlich-frommen Gemütes ausspricht. Wenn man jene romanzenartige Liederform der älteren französischen Oper mit derjenigen Liedform vergleicht, deren ich im Anfange dieser Erörterungen gedacht habe: den Operettenliedern von Wenzel Müller, dann ist es unschwer erkennbar, wie viel feiner der Komponist der „Cendrillon“ bei seiner Arbeit gedacht und geschrieben hat als der alte Wiener Kapellmeister. Aber beide stehen auf der Grundlage künstlerischen Schaffens. Wird man dasselbe von den coupletartigen Liedern der jetzigen komischen Spieloper sagen können? Mindestens stehen die Couplets von Strauß und Millöcker, die mit der eigentlichen Handlung der Oper gar keinen Zusammenhang haben und oft nur den Zweck verfolgen, das Publikum durch pointierte Verse lokalen oder politischen Inhalts zu amüsieren, und bei denen die Instrumentation nicht selten den vollsten Kriegslärm der großen Oper atmet, weit, sehr weit gegen jene einfachen Liederformen zurück. Man mag über die neue Spieloper denken, wie man will, diese Lieder in derselben passen wie die Faust zum Auge. Das demnächst folgende Duo zwischen Clorinde und Thisbe, den beiden hochmütigen Schwestern, steht jenem einfachen Liede in ebenso brillantem Gesange als kühnen Passagen gegenüber.

Es würde zu weit führen und dem Zwecke dieser Zeilen wenig entsprechen, wollte ich der Oper, deren Inhalt ich als bekannt voraussetzen darf, im einzelnen folgen. Für meine Auffassung erhält dieselbe sich vom Anfang bis zum Schluß auf gleicher Höhe. Ungemein anmutend treten in mehrfachen Wiederholungen die Worte Alidors: „Mein liebes Kind, gieb dich zufrieden“ aus dem Rahmen der fortschreitenden Musik mit einer gewissen Plastik hervor.

Ob diese alte Oper bei einer Wiederbelebung unter den jetzigen Bühnenverhältnissen Erfolg haben würde? Es ist dies eine schwer zu beantwortende Frage. In jedem Falle würde neben einer in den Hauptrollen vorzüglichen Darstellung eine Ausstattung erforderlich sein, welche in duftiger Poesie aus dem goldenen Zauberlande des Märchens in die Kunstwelt unserer Tage hinüberführt.

Man hat an einzelnen Bühnen Isouards „Cendrillon“ als ein für Kinder berechnetes Ausstattungsstück behandelt. Wohl den Kindern, denen solche Gaben geboten werden, wohl dem Publikum, welches mit reinem Kunstsinn für Werke Empfänglichkeit zeigt, die in so edler und einfacher Gestalt sich auch als Kindermärchen darstellen lassen.

Neben „Cendrillon“ hat Isouard eine andere Oper hinterlassen, welche, bedeutender noch als jene, auf keiner Bühne fehlen sollte, die echten Kunstprincipien huldigt. Sie ist dennoch vergessen; ich meine „Joconde oder die Abenteurer“. In diesem reizenden Werke erhebt sich der Komponist zu wahrhaft klassischer Höhe. „Joconde“ ist eine der besten komischen Opern, die überhaupt je geschaffen worden sind. Man darf sie unzweifelhaft auf eine Stufe stellen mit dem Besten, was Isouards Nachfolger in der französischen Spieloper geleistet haben, mit der „Weißen Dame“ und dem „Johann von Paris“ Boieldieus und mit Aubers „Maurer“ und „Fra Diavolo“.

Eine Oper wie „Joconde" wird selbst bei der mattesten Darstellung den Wert einer gediegenen, innerlich festgestellten Kunstrichtung zur Erscheinung bringen. Anlage und Ausführung, der Gegensatz der Effekte und Empfindungen, harmonische und melodische Bildung, alles steht an seiner Stelle, ohne Unordnung oder Gezwungenheit nebeneinander, eins entwickelt sich organisch aus dem anderen und alles ist durchweht von jenem chevaleresken Geiste altfranzösischer Courtoisie, mit jenen feinen Nuancen, welche der Musik ihren Charakter aufprägen. Daher der zarte Reiz, der Adel in den Formen und Melodien, jenes geistige Element, welches hier die durch viele Nachfolger breitgetretene Bahn der komischen und Intriguenoper noch im Geiste der Klassicität beherrscht; daher das wohlthuende Gefühl, daß man sich bei dieser Musik und mit den durch sie geschaffenen Gestalten in guter Gesellschaft befindet.

Ich habe „Joconde" noch im Jahre 1856 in Wien gesehen, in mittelmäßiger Darstellung. Nur Ander und Beck standen auf der Höhe ihrer Aufgaben; und doch war der Beifall, mit dem das durch Verdi, Bellini, Donizetti und Meyerbeer überreizte und verwöhnte Publikum fast jeder einzelnen Nummer folgte, ein enthusiastischer.

Die Intrigue des Stückes, dessen Verfasser gleichfalls der obengenannte Etienne ist, ist an sich einfach, ein gegenseitiges Auf-die-Probe-stellen von zwei Kavalieren und ihren Damen, welches durch den Hinzutritt einer durch ein ländliches Fest gegebenen Verwickelung ein höheres Interesse und einen befriedigenderen Ausgang nimmt als Mozarts einer ähnlichen Idee folgende Oper „Cosi fan tutte."

Fast jede Nummer dieses Werkes bewährt ihren Meister in vollkommenstem Maße. Wenn man einzelnes hervorheben sollte, dann würden Jocondes Arie in d-dur: „Weit bin ich schon die Welt durchlaufen", und der überaus reizende Wechselgesang zwischen Joconde und Melida: „Wonnevoll und mit Entzücken", zu nennen sein, letzterer ein vollendetes Meisterstück melodischer Charakteristik und graziösen Gesanges.

Ich würde ferner das Duett zwischen Melida und Robert: „Gnädiger Herr, sehn Sie, ich zittre", und das prächtige gesangreiche Finale des ersten Aktes hervorheben, in welchem das stolze marschartige Thema, welches die beiden ungetreuen Liebhaber angestimmt haben, ungeachtet seines schwungreichen Glanzes doch so vollständig auf dem Boden der komischen Oper verbleibt.

Im zweiten Akt wird alles andere und vielleicht alles, was Isouard geschrieben hat, überragt von dem Quartett: „Ha, wie die Stunden schleichen", in welchem das schlaue Bauernmädchen sich ihr Rendezvous mit ihrem Bräutigam gegeben hat, während jeder der beiden von ihr gleichfalls bestellten vornehmen Herren glaubt, daß der andere der beglückte Liebhaber sei und der zwischen Lukas und Käthchen gewechselte Kuß beide in großer Erregung vertreibt. Dies Stück enthält eine solche Fülle an melodischem Reiz und eine so feine harmonische Behandlung und die Charakteristik der Situation wie der Personen zeigt dabei so viel Leben und eine solche Frische des Empfindens bei an sich einfacher Gestaltung, wie man kaum in einem anderen Musikstück ähnlicher Art finden wird.

Nicht ohne lebhaftes Bedauern habe ich dies Meisterwerk Isouards den vergessenen Opern beifügen müssen.

Eine andere komische Oper, von der wohl nur noch wenige mehr als den Namen kennen werden und die doch nicht bloß in ihrem Ursprungslande Italien, sondern auch in Deutschland lange Zeit hindurch Theaterfreunde und Musikenthusiasten entzückt hat, steht auf einem ganz anderen Standpunkte. Es ist dies Rossinis „Italienerin in Algier". Rossini hatte diese Oper bekanntlich 1813 für Venedig geschrieben, in demselben Jahre, in welchem sein „Tancred" entstanden war. Mit diesen beiden Opern hat er die ersten Stufen einer Berühmtheit be-

schritten, in welcher er lange Zeit hindurch keinen Rivalen neben sich gehabt hat.

Der unglaubliche Erfolg beider Opern stellte ihn sofort in seinem Vaterlande wie fast in ganz Europa auf den höchsten Platz unter den Opernkomponisten.

Der Inhalt des Buches der „Italienerin“ hat ihm hierbei wenig Hilfe geleistet. Die dürftige, fast sinnlose Fabel hatte für ihn und für das Karnevalspublikum von Venedig nur den einen Wert, daß sie dem noch jugendlichen Komponisten Gelegenheit gegeben hat, für eine komische Oper jene übermütig sprudelnde Musik zu schreiben, deren Glanzlichter er nur noch in seinem einige Jahre später komponierten „Barbier von Sevilla“ zu überbieten vermocht hat.

Wenn dasselbe Stück ohne Musik in entsprechender Darstellung auf die Bühne gelangt wäre, dann würde man es höchstens als eine sehr mittelmäßige Posse haben betrachten können. Mit Rossinis Musik ist es ein Prachtwerk in seiner Art geworden, das noch heute seine anregende Wirkung nicht verfehlen würde, wenn es noch Sänger gäbe, die es singen könnten.

Diese fehlen aber mit wenigen Ausnahmen ganz.

Aus der altitalienischen Gesangsschule des vorigen Jahrhunderts war zu Rossinis Zeit vielleicht jene tiefe und höhere musikalische Bildung der Sänger und Sängerinnen, denen in Bezug auf die Ausschmückung und die Veränderung in den Reprisen ihrer Arien die größten Aufgaben gestellt werden durften, verloren gegangen. Aber die außerordentliche Technik und der Geschmack in der Kunst des Gesanges, beides war auf seiner vollen Höhe geblieben, hatte sich vielleicht mit der Erweiterung der Aufgaben der Oper gesteigert. Namen wie die Lablaches, Tamburinis, Rubinis, der Malibran, der Pasta, Grisi und so vieler anderer Künstler und Künstlerinnen ersten Ranges und, in unsere Zeit hineinragend, wie Henriette Sontag und Sabine Heinefetter werden noch lange ihren Glanz behalten, wenn auch ihre Stimmen längst verklungen sind und ihre Gräber zerfallen sein mögen.

Wenn die Arien der italienischen Tonsetzer des vorigen Jahrhunderts, unter diesen auch die der deutschen Komponisten Graun, Hasse, Naumann, nur von Sängern und Sängerinnen von großer Bedeutung mit der ihnen gebührenden Wirkung gesungen werden konnten, so war es natürlich, daß die großen Opern dieser alten Meister, von denen manche auch jetzt noch nicht unterschätzt werden dürfen, wie hoch man ihren Wert in ihrer Zeit gestellt haben mag, mit dem Aufhören der Sängerschulen, auf denen ihre Stütze beruhte, verblassen und in Vergessenheit zurücksinken mußten. Auch die Sänger der Rossinischen Oper haben aufgehört, die duftigen Blüten, mit denen des vielbewunderten Meisters Werke überladen waren, auszustreuen. Aber ein gleiches Maß von Erlöschen des Glanzes ist für Rossini zunächst noch nicht zu erwarten, weil bei dem großen Erfolge seiner Opern doch noch andere Faktoren mitgewirkt haben als bei den alten Italienern und ihren deutschen Kunstgenossen, die eben ausschließlich für den Bravourgesang ihrer Zeit geschrieben hatten.

Denn die blendenden Klangwirkungen, welche in den Ensemblesätzen der Rossinischen Oper zur Erscheinung kamen, waren für diese Musikgattung ein neues Element.

Nicht als ob das Ensemble in der Oper etwa von ihm erfunden worden wäre. Man hatte es seit Jahren gekannt, aber nicht in dieser sinnlich strahlenden Wirkung, welche in den mehrstimmigen Rossinischen Sätzen fast berauschend wirkten.

Bei den Tonsetzern der vorhergehenden fünfundzwanzig bis dreißig Jahre war der Aufbau und die Abrundung der mehrstimmigen großen Tonsätze, insbesondere der Finales, bis zur Vollendung gediehen. Aber diese waren lediglich auf die dramatische Wirkung berechnet. Der geneigte Leser möge auf diese Bemerkungen hin die großen Ensembles aus „Figaro“, „Don Juan“, „Cosi fan tutte“, dem „Unterbrochenen Opferfest“ oder aus den schon oben besprochenen komischen Opern

betrachten. Ich zweifle nicht, daß er mir beitreten wird, wenn er diese Stücke mit den Ensemblesätzen der Rossinischen Oper vergleicht, welche an sich meistens keine dramatischen, sondern nur rein musikalische Zwecke verfolgten. Sie stehen nach dieser Seite hin überall an ihrer richtigen Stelle; aber die dramatische Wirkung steht an zweiter, die Klangwirkung an erster Stelle. Sie gestaltet sich in Verbindung mit der Melodie zu einem musikalisch vollendeten Ganzen, ohne daß es gerade nötig wäre, daß das Stück für die Oper, der es angehört, speciell geschrieben worden wäre. Es sind eben Wirkungen und Erfolge für sich, die gesucht werden, ohne daß der dramatische Zusammenhang anders als nebensächlich dabei in Frage käme.

Hierin gerade unterscheidet sich Rossini am meisten von seinen Kollegen der klassischen Oper. Es würde wohl niemand für möglich halten, daß die Ensembles der obengenannten Opern anders als gerade in diesen ihren Platz hätten finden können.

Zudem wollte Rossini gar nichts anderes, als für den Gesang als solchen schreiben. Wenn er hierbei zugleich zufällig oder mit Absicht dem Charakter oder der Situation entsprechend mehr gab als bloßen Gesang, so geschah dies, weil sein außerordentlicher Genius ihn gewissermaßen instinktiv dazu drängte. Diesem seinem Hauptgesichtspunkt entsprechend hat er auch stets die Orchesterbegleitung in den leichtesten Formen behandelt, die denkbar waren und die der Gesangsstimme ohne irgendwelche Schwierigkeit in jedem Augenblicke folgen, sich ihr anschmiegen konnten.

Alles in allem genommen ist es Rossinis unbestreitbar großes Verdienst, daß er den Klangwirkungen der menschlichen Stimme auf der Bühne sowohl im Einzelgesange als besonders auch im Ensemble zu ihrem vollen Rechte verholfen hat.

Freilich werden die spielende Anmut und der einschmeichelnde Charakter der Rossinischen Arien ihre Wirkung versagen, wenn sie nicht von Sängern gesungen werden, welche der Rossinischen Musik gerecht zu werden im stande sind. Geschieht dies aber, so wird niemand im Zweifel sein, wo er für den geradezu frenetischen Beifall und die beispiellosen Erfolge der Rossinischen Opern in damaliger Zeit die Gründe zu suchen hat. Es ist eben das wenn auch rein äußerliche, doch blendende Kolorit, welches jene berauschenden Wirkungen hervorgebracht hat; ich bin aber fern davon, behaupten zu wollen, daß dies ohne wirklich künstlerische Grundlagen geschehen sei. Deren sind viel vorhanden, und gerade die großen Ensemblesätze in ihrem Aufbau und in ihrer technischen Arbeit legen hierfür sicheres Zeugnis ab. Ich werde später für diese meine Ansicht weitere Nachweise aus anderen Rossinischen Opern („Gazza ladra", „Cenerentola", „Othello", „Semiramis") beibringen. An dieser Stelle will ich nur des wunderschönen Quartetts im ersten Finale des „Tancred" gedenken: „Ah, se giusto il ciel tu sei", welches bei einfachster Struktur in der Melodie wie in der Stimmwirkung noch jetzt dem Besten angehört, was die ältere Oper uns hinterlassen hat. Auch der „Tancred" Rossinis gehört nahezu der Vergessenheit an, und dies würde in viel größerem Maßstabe der Fall sein, wenn nicht diese Oper als eines der Hauptfundamente des Ruhmes ihres Meisters eine so bedeutende musikalisch-historische Stellung zu beanspruchen hätte, während man noch jetzt in ihr neben den dem fiorierten Gesange gewidmeten Glanzstellen den wahrhaft überwältigenden Reichtum der Melodien zu bewundern hätte, welche nicht bloß in der berühmten Arie: „Di tanti palpiti", sondern in einer sehr großen Reihe anderer Stücke der Oper wie funkelnde Juwelen aus ihrer Umgebung hervorragen.

Auch der „Italienerin" fehlt es an solchen hervortretenden Schönheiten nicht. Wollte man bei Rossini irgend einen besonderen Wert auf die Ouverture legen, so würde man von der zu dieser Oper komponierten sagen können, daß sie in

merkwürdig bestimmter Weise die Zuhörer auf die lustige Entwickelung der ihr folgenden Handlung und des melodiös anmutigen Charakters der Musik vorbereitet. Sie ist nicht viel besser als die meisten übrigen Rossinischen Ouverturen, aber sie paßt genau zu der Oper, es müßte denn sein, daß man mehr specifisch türkischen Orchesterlärm verlangen wollte. Aber eine ideal-türkische Instrumentaleinleitung, wie der geneigte Leser diese aus „Belmonte und Constanze“ kennen wird, hätte Rossini ja doch nicht bieten können. Das Duo zwischen Mustafa und Lindoro: „Könnt ich diesen Schritt je wagen“, ist in seiner Art ein Meisterstück jovial-charakteristischer Komik und steht dem prächtigen Terzett des zweiten Aktes: „Papataci! Was ich höre“, völlig ebenbürtig zur Seite. In beiden Stücken ist eine Laune und Heiterkeit entwickelt, wie wenige komische Opern der älteren und neueren Zeit diese zu überbieten vermögen, wobei freilich eine meisterhafte Volubilität der Sprache und eine vollendete Kunst des Gesanges vorhanden sein müssen, um diese Stücke in mustergültiger Weise zur Geltung zu bringen. Diesen beiden Stücken steht das Duett des ersten Aktes zwischen Isabella und Taddeo: „Kein Geschicke soll mich beugen“, gleichberechtigt zur Seite. In allen diesen Gesängen herrschen jene spielende Anmut und Grazie vor, die der komischen Oper Rossinis so gut zu Gesicht stehen.

Über diesen Stücken aber steht noch das Finale des ersten Aktes, welches in seiner breiten Anlage, in seinen lebhaft bewegten Formen, der perlenden und prickelnden Grazie seiner melodischen Entwickelung, seiner humoristischen Steigerung und in seinen Klangwirkungen von Rossini selbst kaum übertroffen, nur in dem Finale des ersten Aktes des „Barbier von Sevilla“ erreicht worden ist.

Ich habe mit Absicht von den Arien der „Italienerin“ nicht gesprochen, weil diese den sonstigen Rossinischen Arien in so hohem Grade gleichen, wie dies bei Musikstücken desselben Meisters, welche im wesentlichen immer nur denselben Zwecken dienen sollen, stets der Fall sein wird.

Diese Musikstücke sind mit sehr geringen Ausnahmen nach derselben Schablone gearbeitet. Der melodische Reiz und die anmutig pointierte, reichlich für die Fioritur angelegte Struktur derselben entbehrt mehr, als dies der Fall sein sollte, der Innerlichkeit und Tiefe. Aber die Grazie und Leichtigkeit dieser Arien kann überall ihrer Erfolge sicher sein. Wo die vorstehend angedeuteten Eigenschaften sich mit dem Inhalte des Textes decken, da läßt ihr schillernder Glanz auch eine gewisse Charakteristik zu.

Ich verweise hierbei auf die bekannte Arie der Rosina im „Barbier“: „Una voce poco fà“, sowie auf die dieser sehr ähnlich gestaltete Arie der Ninetta in der „Gazza ladra“: „Ach, mir schlägt das Herz vor Lust!“ Ein Musterstück der schablonisierten Arie Rossinis findet sich in der Arie Lindoros im ersten Akt der „Italienerin“: „Armes Herz, trag deine Leiden“, welche namentlich in dem reizenden Allegro eine Fülle von gesangsreicher Anmut ohne tieferen Inhalt ausstrahlt und, von Jäger und seinem Nachfolger gesungen, enthusiastischen Beifall erregte.

In dieser Oper, nicht der ersten Rossinis, aber derjenigen, in der er zuerst sich auf seinen die spätere Zeit dominierenden Standpunkt gestellt hat, steht der Meister von Pesaro vollständig fertig vor seinem Publikum. Mag es sein, daß er in späteren Arbeiten, bis zur „Belagerung von Korinth“, namentlich in den Arien breiter, in einzelnen Stücken seiner zahlreichen Opern vertiefter erscheint — im Grunde sind diese fast durchweg desselben Charakters und derselben Anlage wie die vorbesprochenen, soweit sie komischen, wie „Tancreds“, soweit sie ernsten Inhalts waren.

Ältere Theaterbesucher Berlins werden, was ich oben bemerkt habe, bestätigen, wenn sie sich des zündenden Eindrucks erinnern, den die „Italienerin in Algier“

bei ihrem ersten Erscheinen auf der Bühne der Königstadt gemacht hat. Die Darstellung war eine geradezu meister- und musterhafte. Henriette Sontag (Isabella), Jäger (Lindoro), Wächter (Mustafa) und Spitzeder (Taddeo) bildeten ein Ensemble ersten Ranges, aus welchem der entzückte Zuhörer ersehen konnte, wie Rossini gesungen und gespielt werden müsse. Ähnliches ist in der jetzigen Kaiserstadt an der Spree in der komischen und Spieloper (ich erinnere noch an die meisterhafte Darstellung von Boieldieus „Weißer Dame“ und Aubers „Schnee“) dem Publikum nie wieder geboten worden, während zu gleicher Zeit die Königliche große Oper unter Spontinis Leitung der ernsten dramatischen Musik in selten großartiger Weise gerecht wurde. Wo ist je wieder in dieser Art ein Opernpersonal zusammengefunden worden wie dasjenige jener Zeitperiode, in welcher eine Milder, Schulz, Seidler, Schätzell neben Bader und Blume die Opern von Gluck, Spontini, Mozart, Weber darstellten, und wo sich diesen als Gäste eine Schechner, Schröder-Devrient, Heinefetter und ein Wild hinzugesellen konnten.

Man glaube nicht, daß bei diesen Bemerkungen die Vorliebe für die gute alte Zeit über mich gekommen ist. Mögen später auch vielfach Kräfte ersten Ranges für sich und mit anderen an beiden Bühnen gewirkt haben, ein so vollständiges Personal für die beiden, verschiedenen Aufgaben dienenden Bühnen ist nicht zum zweitenmal zusammengefunden worden.

Übrigens habe ich die „Italienerin“ noch später in demselben Theater mit großem Beifall aufführen sehen. Damals sang Demoiselle Vio, die spätere Gattin Spitzeders (soviel ich weiß, die Mutter der bekannten Adele Spitzeder), die Isabella, ein Herr Schäfer den Lindoro und Spitzeder mit seiner herrlichen Stimme und mit seinem unverwüstlichen Humor den Taddeo. Die übrigen Kräfte waren nicht ersten Ranges, aber doch sehr gute und das Ensemble mit Chor und Orchester vorzüglich.

Von den komischen Opern Rossinis ist neben dem bis jetzt nicht vergessenen „Barbier“, an welchem durch mittelmäßige und schlechte Aufführungen so viel gesündigt wird,* vor allem dessen „Cenerentola“ zu nennen, welche vier Jahre jünger ist als die „Italienerin“, sechs Jahre jünger als Isouards „Cendrillon“ und von der der jetzigen Generation kaum noch etwas mehr bekannt sein dürfte als von dieser schönen Oper des französischen Tonsetzers.

Ich habe mich über den Charakter der Rossinischen Musik so ausführlich ausgesprochen, daß mir für diese besondere Oper nur noch wenig zu ergänzen bleibt. Auch über den Text (von Feretti) habe ich schon Andeutungen gemacht. In ihm ist von dem reizenden Märchen nichts mehr übriggeblieben. Alles ist auf den Zuschnitt der komischen Oper zurechtgearbeitet, nicht ohne Glück, aber doch in einer Form, der der poetische Zauber nahezu ganz abgestreift ist.

Die Musik gehört dem Besten an, was Rossini überhaupt geschrieben hat. Sie ist bis auf einen gewissen Punkt vertiefter als die früheren Opern und enthält Stücke, wie der melodienreiche Meister deren sonst kaum geschaffen hat. Nicht als ob derselbe irgendwie seine ganze Art zu schreiben geändert hätte. Was seine „Cenerentola“ bietet, ist durchweg derselbe Charakter, den wir aus der „Italienerin“ und aus dem „Barbier“ kennen. Aber der Humor und die feine Berechnung der Wirkungen, beides ist reifer, sicherer, treffender, in sich gedrungener als in den früheren Opern, wennschon der „Barbier“, der übrigens viel leichter darstellbar ist, in sich mehr abgeschlossen sein mag. Doch ist die Komik des Don Magnifico und des Dandini, so weit auch beide Figuren voneinander verschieden sind, eine hochvollendete, der Vater

* In Berlin haben in der Italienischen Oper des Viktoriatheaters vollendete Darstellungen des „Barbier“ stattgefunden, in denen die Artôt, Padilla und de Carion als letzte Ausläufer der Rossinischen Schule mitwirkten.

der Cenerentola giebt dem Doktor Bartolo nicht das geringste nach an sprühender Laune und lustiger Beweglichkeit, welche sich fast in jeder Nummer ausdrückt.

Das Duett zwischen ihm und Dandini im zweiten Akt ist ein Meisterstück an lebendigem Humor und glücklichen Einfällen, und das Sextett desselben Aktes dürfte in seiner Art kaum übertroffen sein. Mit Meisterhand zeichnet Rossini die Verwirrung in den Gemütern der handelnden Personen, und in unvergleichlicher Weise drückt er diese in den lebhaftesten Formen seiner Melodik und in den blendendsten Klangwirkungen aus. Es ist ein Stimmengeflecht der feinsten Art, das sich dem Hörer hier darstellt, von wunderbarer Plastik übergossen, in vollendeter Form und in genauester Kenntnis der Mittel wie der Wirkung.

Nicht ohne Interesse ist der Vergleich dieser Oper mit Isouards liebenswürdiger „Cendrillon“ in Bezug auf die Musik. Hier alles märchenhaft duftig, voll Adel, in den feinsten Seelenstimmungen gezeichnet, die sich insbesondere in den Partien des Aschenbrödel, des Prinzen und des Erziehers Alidor ausdrücken; dort in Rossinis Oper alles voll von realistischer Komik, von feinen Gesangseffekten, von Wohlklang und übersprudelndem Fioriturenglanz. Nichts ist verschiedener als diese beiden Opern, welche denselben Gegenstand darstellen, beide hochinteressant und von großem Wert, beide in ihrer Zeit mit rauschendem Beifall gekrönt, beide auch jetzt als Meisterwerke anerkannt und beide vergessen.

Mag man übrigens über Rossini und seine leichtfertige Art zu schreiben urteilen, wie man will, man wird immer auch einem großen Teil der Opern, die vor dem „Tell“ geschrieben sind, ihren besonderen Wert lassen und zugestehen müssen, daß deren Komponist sich in ihnen weit über das Niveau der meisten Tonsetzer erhebt, welche jetzt mit mehr Ansprüchen und geringerem Rechte die Bühne beherrschen.

Wenn ich dies zunächst von den komischen Opern des Meisters von Pesaro ausspreche, so möchte ich doch noch meine Reihe vergessener Opern durch einige Schöpfungen Rossinis aus dem ernsten Genre vervollständigen. Denn nicht wenige von diesen stehen auf einer Höhe, die, auch wenn sie nicht mehr auf den Bühnen salonfähig sind, doch ihre Berechtigung hierfür nicht in Zweifel ziehen läßt.

Ich wende mich zunächst zu der „Diebischen Elster“, einer Oper, die, unmittelbar nach der „Cenerentola“ entstanden, lange Zeit hindurch für seine beste Arbeit galt und sich unglaublichen Beifalls zu erfreuen hatte.

Das Textbuch, in der deutschen Übersetzung als „historisches Schauspiel“ bezeichnet, ist eigentlich sehr ernsten Charakters, wenn auch die Ursache der Verwickelung, welche ein tugendhaftes Mädchen auf das Schaffot führt, als nichts weniger denn tragisch bezeichnet werden kann und sonst von irgend einer inneren Verwickelung nicht die Rede ist. In dem Orte, in welchem die Handlung spielt, bestanden, wie es scheint, drakonische Gesetze, welche den kleinsten Hausdiebstahl mit dem Tode bestraften. Nun sucht der fündhafte Oberrichter, welchem Ninetta, eine Magd im Hause eines reichen Landmannes, nicht zu Willen sein wollte und die von dem Sohne ihres Herrn geliebt wird, sich an ihr zu rächen; und weil sie in den Verdacht kommt, Silber aus dem Hause, dem sie angehört, gestohlen zu haben, wird sie nicht bloß zum Tode verurteilt, sondern auch soll dies Urteil an ihr sofort vollstreckt werden. Noch gerade zu rechter Zeit entdeckt man, daß die gestohlenen Gegenstände: ein Löffel, eine Gabel und ein Geldstück, von einer Elster in ihr Nest getragen waren.

Mag diesem Vorgange vielleicht eine Thatsache zu Grunde gelegen haben, ein elenderes Motiv für eine Tragödie als dieses wird kaum zu finden sein.

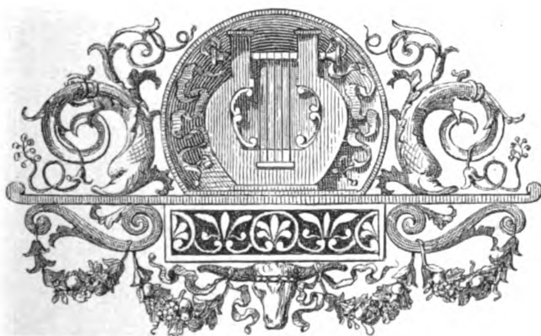
Nicht ohne Geschick ist im übrigen der Text zu einer komplizierten Handlung aufgebauscht.

Rossini hat im ganzen diesen musikalisch so behandelt, daß man, wenige Scenen ausgenommen, nicht glauben würde, in einer tragischen Oper zu sein. Erst im zweiten Akt tritt dem erstaunten Zuschauer die schreckliche volle Wahrheit entgegen, die man, mindestens nach jetzigen Begriffen, nicht für möglich halten würde. Aus diesem Grunde schon würde diese Oper in heutiger Zeit nicht mehr bühnengemäß sein.

In der Musik findet sich der volle Meister ausgeprägt, wie ich ihn oben bereits zu charakterisieren versucht habe. Die mit besonderer Sorgfalt gearbeitete und sehr wohlklingende Ouverture, in der das berühmte Crescendo von großer Wirkung ist, wird noch hier und da in Konzerten gespielt. Ich habe sie noch vor kurzer Zeit auf dem Markusplatz von Venedig gehört. Die Arien, Duette, Ensembles und große Finales in vollster Ausgiebigkeit und mit allen Vorzügen und Schwächen Rossinis wechseln miteinander in reichem Maße ab. An sich werden Arien wie die der Ninetta: „Ach, mir schlägt das Herz vor Lust“, des Gianetto: „Komm, sieh, wie mit Verlangen“, und des Podesta: „Ja, mein Plan ist wohlgelungen“ (im ersten Akt), geschulten Sängern von Geschmack und vollendeter Technik stets Gelegenheit zu vorzüglichen Kunstleistungen und dem Publikum reichen Genuß bieten. Das große Terzett des ersten Aktes, in welchem Ninetta die wüsten Liebesanträge des Podesta zurückweist, ebenso das erste Finale erheben sich zu großer dramatischer Wirkung und dürfen als Muster Rossinischer Ensemblesätze betrachtet werden. Nicht weniger ist das Duo des zweiten Aktes: „Bedenke, daß man morgen“, in welchem — bei Rossini eine seltene Erscheinung — sich das erste Thema des Allegro der Ouverture in voller Ausdehnung wiederfindet, als ein hervortretendes Stück der Oper zu bezeichnen. Rossini hat überhaupt in diese Komposition alles niedergelegt, was er an Gesang in dem besten Sinne, wie er diesen verstand, und an Melodie geben konnte, und die Klangwirkungen der mehrstimmigen Sätze und der großen Massen stehen keiner der besten Leistungen des Meisters nach.

Und doch — für die Opernbühne in unserem heutigen Sinne paßt diese Oper nicht mehr, und sie würde selbst hierfür nicht passen, wenn es noch Sänger gäbe, die den Aufgaben, welche die Partien der Ninetta, des Gianetto, des Fernando und des Podesta stellen, gewachsen wären.

(Fortsetzung folgt.)





Die Marienburg,

das hohe Haus des deutschen Ordens.

Von

Max Ring.

Ueber die riesige Weichselbrücke bei Dirschau, ein Wunderwerk der neueren Architektur, führt die preußische Ostbahn nach der am rechten hohen Ufer des breiten Nogatstromes gelegenen Stadt Marienburg, an deren Nordende die Hauptburg des deutschen Ritterordens, „die deutsche Alhambra, die Perle aller mittelalterlichen Schloßbauten und das charakterische Denkmal edler, ernster Ritterlichkeit“ mit ihren mächtigen Mauern sich stolz über die niedrigen Häuser der Stadt erhebt und auf die üppigen Fluren der beiden Werder herabblickt, umschwebt von großen historischen Erinnerungen, die mit der Geschichte und dem Namen des preußischen Staates eng verknüpft sind. — In jenen fruchtbaren Niederungen lebten in alten Tagen die Pruzzen, ein slavischer Volksstamm, gegen den der Herzog Konrad von Masovien den damals bereits mächtigen und berühmten Orden der deutschen Ritter 1226 zu Hilfe rief. Entstanden aus einem Pilgerhause, das ein frommer Deutscher 1128 zu Jerusalem zur Aufnahme kranker und hilfloser Pilger stiftete, erwarb sich dieser halb geistliche halb weltliche Verein durch seinen musterhaften Lebenswandel und seine kriegerische Tapferkeit bald ein hohes Ansehen. Papst und Fürsten wetteiferten, den frommen Brüdern ihre Gunst zu beweisen und sie mit Gütern und Ländereien zu beschenken. Nachdem die christliche Macht im Orient durch Sultan Saladin gefallen war, strebte vor allen der Ordensmeister Hermann von Salza, einer der größten Staatsmänner seines Jahrhunderts, danach, den Schwerpunkt des Ordens nach dem Abendlande zu verlegen, so daß er ohne Zaudern dem an ihn ergangenen Ruf Folge leistete und den von ihm ernannten Landmeister Hermann Balk mit hundert Rittern, denen bald neue Scharen nachfolgten, nach Preußen sandte. Mehr als fünfzig Jahre wütete der Kampf zwischen Deutschen und Slaven, der mit der Besiegung und Bekehrung der heidnischen Preußen endete. Das so gewonnene Gebiet schenkte Konrad von Masovien zum Dank dem tapferen Orden als ewiges Eigentum und Papst und Kaiser bestätig-

ten urkundlich die reiche Schenkung. Zur Sicherung und Befestigung des eroberten Landes wurden an den Ufern der Weichsel und Nogat starke Burgen errichtet, unter denen die Marienburg bald die erste Stelle einnahm.

Im Jahre 1274 unter dem Landmeister Konrad von Thierenberg gegründet, von seinen Nachfolgern allmählich erweitert, wuchs die Burg zugleich mit ihren Herren, deren Schicksale, Größe und Verfall sie teilte. Je mächtiger der Orden sich entwickelte, desto größer und mächtiger wurde auch sein Haus. Wahrscheinlich im Jahre 1280 entstand zuerst der Nordflügel des Schlosses bis zum Portalturm, der den Kapitelsaal, die Kapelle und wohl auch den Konventsremter umfaßte. Kurze Zeit darauf wurde die nordwestliche Ecke des Nordflügels dem Portalbau angehängt und dann in periodischen Absätzen der Westflügel und nach und nach das übrige Schloß erbaut, nachdem der damalige Ordensmeister Siegfried von Feuchtwangen 1309 den bisherigen Hauptsitz des Ordens von Venedig nach Marienburg verlegt und den Titel eines Hochmeisters angenommen hatte. Einer seiner nächsten Nachfolger, wahrscheinlich Werner von Orseln, schmückte das Innere der Schloßkirche und errichtete vor derselben das herrliche Portal mit der sogenannten goldenen Pforte, während der Hochmeister Dietrich von Altenburg die St. Annenkapelle stiftete. Von demselben rührt auch die Anordnung des Kapitelsaales, die Anlage des Konventsremters und der Bau des mittleren Schlosses an Stelle der alten Vorburg her, welche die Wohnungen der Knechte, die Vieh- und Pferdeställe sowie die Magazine für die Kriegsmaterialien und Vorräte enthielt. Auch die neue Vorburg und die Pfahlbrücke über der Nogat mit dem schützenden Brückenthor verdankt ihm ihre Entstehung. Dagegen darf die Einrichtung der prachtvollen Hochmeisterwohnung und das kolossale Marienbild an der Ostseite der Kirche mit aller Wahrscheinlichkeit dem Hochmeister Winrich von Kniprode zugeschrieben werden, unter dem der Orden sein goldenes Zeitalter erlebte.

Im Jahre 1410 erlitt der Orden, dessen wachsende Macht den Neid und die Eifersucht der Nachbarn, besonders des Polenkönigs Jagello, erregte, in der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg eine furchtbare Niederlage, von der er sich nicht mehr zu erholen vermochte. Mehr als 30000 Mann verloren ihr Leben; die Marienburg wurde belagert und die Ostseite der Hochmeisterwohnung fast gänzlich zerstört. Zwar wurde dieselbe nach dem Frieden wieder aufgebaut, ebenso die drei beschädigten Türme vor dem Burggraben ausgebessert und der sogenannte Buttermilchturm in der Nordwestecke an der Nogat mit dem dahinter gelegenen Bollwerk erweitert und verstärkt, aber trotzdem erlag der Orden der Übermacht seiner Gegner. Im Jahre 1457 fiel die Marienburg durch Verrat der Söldnertruppen in die Hände der Polen, und der Hochmeister mußte seinen Sitz in Königsberg aufschlagen. Der verheerende Krieg endete erst 1466 durch den Frieden von Thorn, in dem der Orden ganz Vorderpreußen (Westpreußen) verlor und gezwungen wurde, Hinterpreußen (Ostpreußen) von der Krone Polen zum Lehen zu nehmen. In der stolzen Marienburg hausten jetzt die polnischen Starosten mit dem Schwarm ihrer rohen Heiducken und Unterbeamten, welche das Schloß verwüsteten und verfallen ließen. Über dreihundert Jahre blieb das Bollwerk der Deutschen im Besitz der Polen, bis Marienburg 1772 bei der ersten Teilung des Königreichs Polen an die preußische Regierung kam.

Diese verwandelte aus Nützlichkeitsgründen das halb zerstörte Schloß in eine Kaserne für die Garnison der Stadt und später in ein Vorratshaus. Der herrliche Konventsremter wurde zum Kriegsmagazin erniedrigt und das Prachtgeschoß des Hochmeisterbaues zu Arbeiterwohnungen benutzt. Der Oberbaurat Gilly machte sogar 1801 den Vorschlag, das hohe und mittlere Schloß ganz abzu-

brechen und die alten Ziegel zum Aufbau eines neuen Magazins zu verwenden. Nur die großen Kosten der Abtragung verhinderten die Ausführung dieses barbarischen Planes; doch wurde das Gebäude durch die Umwandlung in ein Kriegsmagazin gründlich ruiniert, alle bisher noch erhaltenen Gewölbe, Säle und Gemächer des nördlichen und östlichen Flügels mehr oder minder zerstört, die Bartholomäuskirche, der bis an den Graben vorspringende Teil des Schloßportals und der achteckige Turm an der Westecke des nördlichen Flügels gänzlich niedergerissen. Zum Glück begeisterte sich der Sohn des Oberbaurats Gilly für die Herrlichkeit des mittelalterlichen Meisterwerkes und zeichnete die Trümmer des alten Schlosses, welche Sepiabilder Friedrich Frick 1803 veröffentlichte. Alle Kunstfreunde waren davon entzückt und zugleich über den beabsichtigten Vandalismus empört. Diesen Gefühlen lieh der bekannte patriotische Dichter Max v. Schenkendorf in einem Aufsatz des „Berliner Freimütigen" (Jahrgang 1803, Nr. 136) einen beredten Ausdruck, indem er gegen die Vernichtung des wunderbaren Denkmals deutscher Kunst und Geschichte energisch protestierte. Diesmal fand der Mahnruf eines Dichters rechtzeitig Gehör; sogleich ließ der Minister v. Schrötter, der selbst die Umwandlung in ein Kriegsmagazin angeordnet hatte, das Zerstörungswerk einstellen, während der König in einer besonderen Kabinetsordre für die Erhaltung der alten Marienburg Sorge zu tragen befahl.

Leider mußte jedoch infolge des unglücklichen Krieges mit Frankreich die bereits beschlossene Wiederherstellung der Marienburg vorläufig unterbleiben. Erst nach dem Frieden erinnerte der Oberpräsident v. Schön, der Retter und Erhalter der Burg, an das gegebene Versprechen und beantragte die völlige Restauration des Schlosses bei dem Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg. Der König genehmigte die Vorschläge des Ministers, der die Ausarbeitung des Entwurfes und Kostenanschlags dem durch die Herausgabe eines Werkes über altdeutsche Baukunst rühmlichst bekannten Architekten Costenoble in Magdeburg anvertraute. Dieser unterzog sich seiner Aufgabe mit enthusiastischem Eifer, wobei er von dem mit allen dortigen Verhältnissen durch langjähriges Studium eingeweihten Prediger Häbler in Marienburg so kräftig unterstützt wurde, daß er bereits 1816 seine Pläne zur Begutachtung einreichen konnte, welche auch von Schinkel gebilligt wurden. Danach sollte zunächst der westliche Flügel des mittleren Schlosses, der Konventsremter und Hochmeisterbau, in Angriff genommen werden. Zu diesem Zweck wurde vorläufig aus den französischen Beutegeldern die geringe Summe von 9655, mit den bewilligten Zuschüssen im ganzen 11588 Thaler angewiesen. Mit diesen unbedeutenden Mitteln, aber mit hoher Begeisterung und freudigem Mut begann v. Schön das große Werk, welches bald in der Nähe und Ferne die lebhafteste Teilnahme fand. Eine Anzahl angesehener Männer, an deren Spitze der Prediger Häbler, der Landrat Hüllmann, der Bauinspektor Gersdorf aus Marienburg und der bekannte Geschichtsforscher Professor Voigt aus Königsberg standen, widmeten ihre Kraft und ihre Kenntnisse dem echt vaterländischen Unternehmen. Zugleich beteiligten sich die Kreise, Städte, Korporationen der Provinz, heimische und auswärtige Geschichts- und Kunstfreunde, vor allem aber der damalige Kronprinz und nachherige König Friedrich Wilhelm IV. an der Wiederherstellung des alten Schlosses.

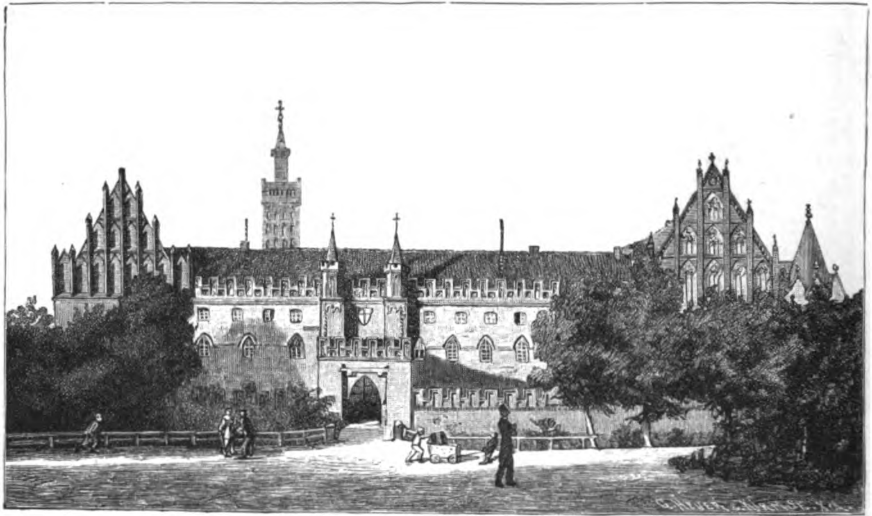
Gegenwärtig bietet die Marienburg nach ihrer Restauration ein imposantes romantisches Bild, wenn sie auch nicht ganz die frühere Größe und Herrlichkeit erreicht. Über den Graben vor dem nördlichen Flügel führt eine gemauerte Brücke, in der Ordenszeit die „Zugbrücke", durch das wiederhergestellte große Schloßportal zu dem Eingangsthor. Zu beiden Seiten desselben läuft eine mit Zinnen versehene Mauer, welche sich an der nordöstlichen



Ansicht der Marienburg.

Ecke an einen viereckigen Turm, den sogenannten „Großkomthurs Danzk“, anschließt und in der nordwestlichen Ecke an der Stelle endet, wo bis 1802 der achteckige Turm stand, der 1854 aus Beiträgen der in den beiden Werdern ansässigen Mennoniten in seiner altertümlichen Gestalt wieder aufgebaut wurde. Das Portal trägt einen mit Zinnen geschmückten Altan; über demselben prangt an der Mauer zwischen zwei schlanken, hoch über die Zinnen emporsteigenden Türmchen das „Hochmeisterschild“ mit dem schwarzen Kreuz und offen und durch den „trockenen Graben“ begrenzt.

Unmittelbar aus dem Schloßhof kommt man in den weltberühmten Konventsremter, das unerreichte Meisterwerk gotischer Baukunst. „Es ist,“ schreibt Schnaase in seiner „Geschichte der bildenden Künste“, „ein länglicher Saal, durch hohe spitzbogige Fenster beleuchtet, in welchem drei schlanke Granitsäulen ein Palmengewölbe tragen, das an Leichtigkeit und Eleganz alles übertrifft, was die gotische Baukunst aller Länder in ihren schönsten Werken



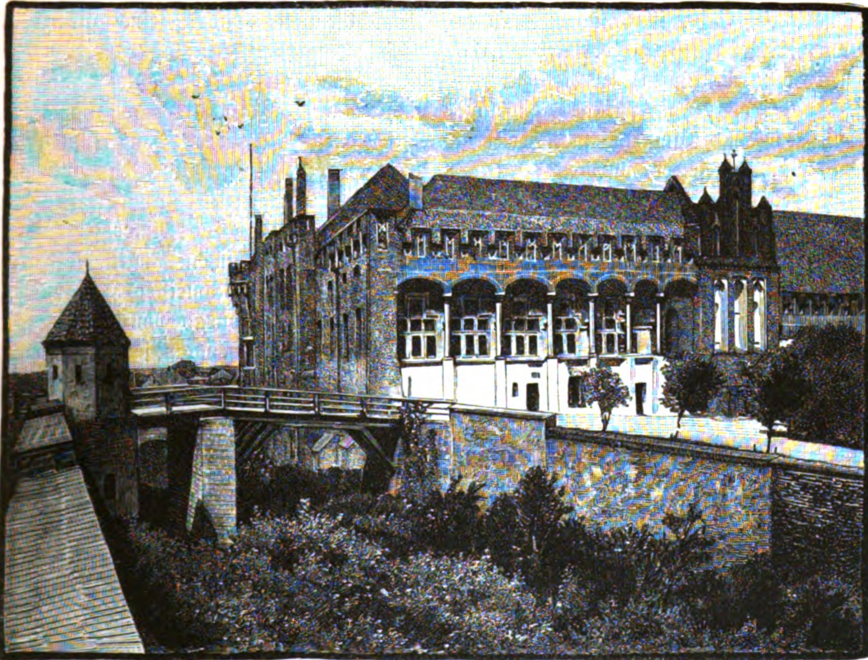
Hauptportal der Marienburg.

Adler (s. Abbildung am Schluß dieses Aufsatzes). Die Nordwestecke dieses Flügels ist mit einem schönen Giebel geziert, der 30,50 m breit, 19,25 m hoch aus gebrannten Steinen aufgemauert und mit Stuck- und Steinornamenten dekoriert ist. Ein zweiter nordöstlicher Giebel des nördlichen Schloßflügels ist aus Formsteinen mit neun sich abstufenden Pfeilern ausgeführt und hat eine Höhe von 15,75 m. Zwischen beiden Giebeln zieht sich eine 56 m lange Brustwehr mit vierundzwanzig Zinnen. Der innere Schloßhof, zu dem man durch das Eingangsthor gelangt, ist 116,50 m lang und 55 m breit, auf der Ost-, West- und Nordseite geschlossen, auf der Südseite

geleistet hat. Von den zarten Pfeilern in kühnem Schwunge aufsteigend und beim Durchblick von verschiedenen Standpunkten die mannigfaltigsten Durchschneidungen gewährend, trägt das Gewölbe den Charakter ritterlicher Gewandtheit und Eleganz, zugleich den der Strenge und Einfachheit, ohne jede Spur des Üppigen und Weichlichen.“ — Der Konventsremter ist 32,24 m lang, 16,12 m breit und 9,75 m hoch; sein Spitzgewölbe ruht auf schlanken achteckigen Pfeilern, die aus einem Stücke rot und schwarz gemischtem, feinkörnigem Granit bestehen: Kopfgesimse und Füße von gelblichem Sandstein, mit sinnigen Ornamenten verziert. So zeigt

das Kopfgesimse des nördlichen Pfeilers in erhabener Arbeit Adam und Eva im Paradiese vor dem Baum der Erkenntnis, ihre Vertreibung und ihre Strafe, Adam hackend und Eva spinnend an der Wiege ihres jüngsten Kindes, hinter der ein älterer Knabe steht. Um den Fuß schlingen sich Arabesken von Blumen und Larven. An dem Kopfgesimse des mittleren Pfeilers ist eine dreifache Reihe von Blumen angebracht, an dem Fuße desselben schöne altdeutsche Figuren. Der dritte Pfeiler zeigt eine Gesellschaft lustiger Spielleute und Tänzer, der Fuß Larven mit Narrenkappen und Eselsohren, wie sie der Humor mittelalterlicher Baumeister zu bilden liebte. Von jedem Pfeiler erheben sich gleich den zierlichen Fächern einer schlanken Palme oder den anmutigen Wasserstrahlen einer Fontäne vierundzwanzig leichte, graziöse Rippen, welche das kühne Gewölbe bilden. Sämtliche Rippen ruhen auf reizend mit Blumen und Köpfen geschmückten Kragsteinen. Rings um die Wände laufen gemauerte Sitzbänke, die mit Steinplatten belegt und mit roten Polstern bedeckt sind. Vierzehn hohe, 1,33 m breite Spitzbogenfenster geben das nötige Licht; dieselben sind teils aus farbigen, mit Laubwerk verzierten Glastafeln zusammengesetzt, teils enthalten sie wertvolle Glasmalereien, Wappen und allegorische Figuren, welche die westpreußischen Kreise und Städte gestiftet haben.

In alten Zeiten war der Konventsremter der gemeinsame Speisesaal. Um zwölf Uhr, wenn das dritte Tagesgebet, die sogenannte Sexte, beendet war, begaben sich alle Brüder nach dem Remter und ließen sich an den großen gedeckten Tischen nieder. An der „Gebietigertafel“ nahmen der Hochmeister, der Großkomtur, der Treßler (Schatzmeister) und die anderen hohen Beamten Platz. An der zweiten Tafel, dem Konventstisch, saßen sämtliche Ritter, die Priester und Laienbrüder. Der Jungentisch war für die jungen Herren bestimmt, welche die übliche Probezeit noch nicht bestanden hatten. Die übrigen Tafeln wurden von den oberen Dienern des Hoch-



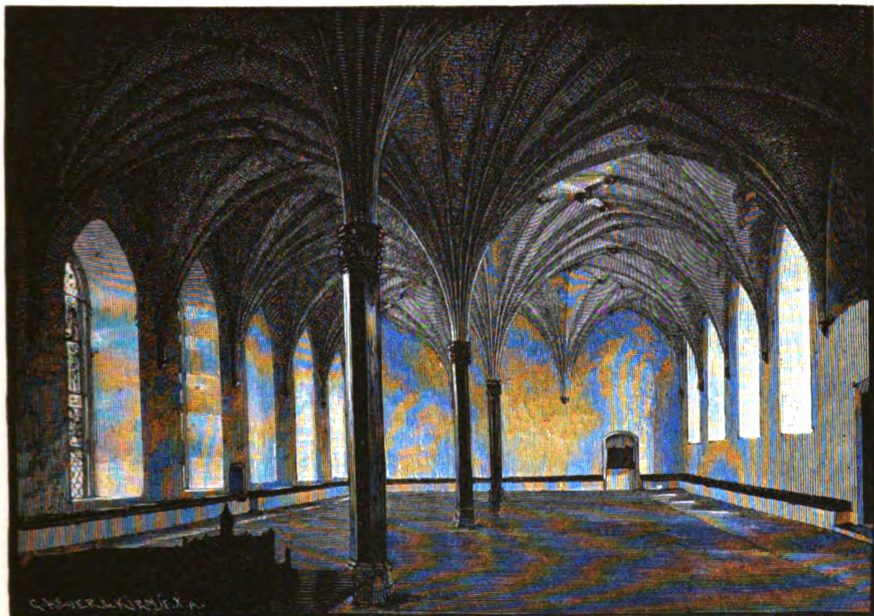
Das Hochmeisterschloß der Marienburg.

meisters und des Ordens eingenommen. Die Aufwartung bei Tisch besorgten die Remterjungen. Vor und nach dem Essen beteten die Priester den gewöhnlichen Segen, die Laien ein Paternoster und Ave Maria; außerdem wurde während der Tafel von einem dazu bestimmten Vorleser an einem besonderen Tische ein religiöser Vortrag gehalten. Um drei Uhr nachmittags, sobald die Vesper gesungen war, versammelten sich die Brüder wieder in dem Remter, wo sie sich die Zeit mit Damezichen, Schachspiel und anderen erlaubten Unterhaltungen vertrieben. An hohen Festtagen fanden hier die sogenannten Kollationen statt, lustige Festgelage, wobei es hoch herging und mancher Krug mit edlem Wein geleert wurde. Im Jahre 1872, bei Gelegenheit der ersten Säkularfeier Westpreußens, welche der Kaiser, der Kronprinz und der Prinz Karl durch ihre Gegenwart beehrten, strahlte der Remter wie früher in hellem Kerzenglanz. Wie vor fünfhundert Jahren saßen an den langen Tafeln die Edlen des Landes um ihren Herrn beim fröhlichen Mahle, so daß man sich in die goldene Zeit des Ordens zurückversetzt glaubte, besonders in dem Augenblick, als die ehrwürdigen Rittergestalten, vom Hochmeister bis zum Jungherrn und Knappen, in der alten Landestracht, dem weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze, in feierlichem Zuge in den inneren Schloßhof ritten, um den Kaiser zu begrüßen.

Unmittelbar an den Konventsremter stößt das „Hochmeisterschloß“, welches sich von Norden nach Süden bis hart an den trockenen Graben in einer Länge von 57 m erstreckt. Der westliche Teil bildet einen vorspringenden, 28,32 m langen und 26 m breiten Flügel. Das mächtige Gebäude hat bis zu den Zinnen eine Höhe von 25,38 m und wird von weit vortretenden Strebepfeilern umgeben, die oben unterhalb des Zinnenganges überwölbt und so miteinander verbunden sind, daß sie als Teile des Hauses selbst erscheinen. In früheren Zeiten waren diese Gewölbe mit länglichen Luken versehen, aus denen heißes Wasser, geschmolzenes Pech und siedendes Öl auf die Belagerer herabgegossen werden konnte. Während die Seite nach dem Hofe durch ihre zierliche Schönheit einen leichten und gefälligen Eindruck macht, imponiert die entgegengesetzte, der Nogat zugewendete Mauer durch ihre Kühnheit und Großartigkeit. Das Hochmeisterschloß enthält, mit Ausnahme des vordersten, am Hofe gelegenen Teiles, vier übereinander liegende Geschosse, von denen sich besonders das oberste oder „Prachtgeschoß“ durch seine glänzende Architektur auszeichnet. Durch den unter der Kapelle befindlichen Haupteingang tritt man zunächst in den 18,15 m langen und 7 m breiten Hausflur mit altertümlichem spitzbogigem Kreuzgewölbe, das sich auf starken achteckigen Granitpfeilern stützt und durch bunte Glasfenster erleuchtet wird. An den Wänden hängen die Bildnisse der alten Hochmeister Hanno von Sangerhausen, Konrad von Jungingen, Konrad von Wallenrodt u. s. w. Zwischen diesen Gemälden sind alte Harnische und Waffen aufgestellt, dem Eingang gegenüber ein Ritter in voller Rüstung mit geschlossenem Visier. Von dem Hausflur läuft in westlicher Richtung ein 21 m langer, 3,50 m breiter und 8 m hoher Korridor, dessen Gewölbe aus Kreuzkappen besteht und mit gegliederten Rosetten verziert ist. Die fünf Fenster desselben zeigen schöne Glasgemälde, welche den Heiland, den Erzengel Michael mit dem Flammenschwert, den Ritter St. Georg, König Saul mit David und den Stifter der Universität Königsberg, Herzog Albrecht von Preußen, mit dem ersten Rektor Georg Sabinus darstellen. In der Seitenmauer vor dem dritten Fenster befindet sich die von behauenen Kalksteinen umgebene Öffnung eines runden Brunnens, „Meisters Born“, der 18,10 m tief durch alle Geschosse hinabgeht und in der Tiefe mit Granitblöcken eingefaßt ist; daneben eine Steinplatte, auf der früher des „Meisters Handfaß“, eine zierliche Urne zur Aufbewahrung des Wassers, stand.

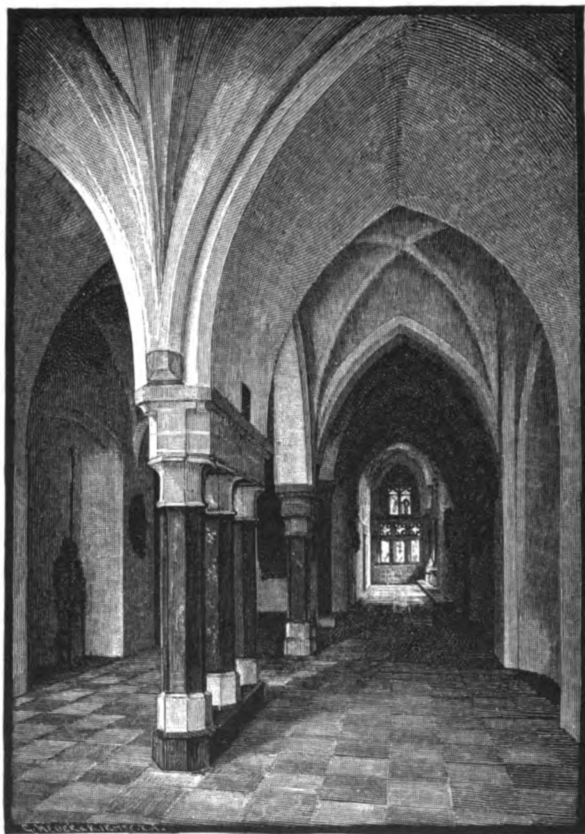
An der südlichen Wand dieses Korri-

dors ist der Eingang zu dem kleinen Meisterremter, von dem eine Wendeltreppe auf hundertundzwölf Steinstufen aus dem Kellergeschoß bis zu den Zinnen emporführt. Durch die hohe weite Pforte, unmittelbar links von dem letzten Fenster des Ganges, gelangt man in des „Meisters großen Remter“, den schönsten und prächtigsten Saal des ganzen Schlosses, der 15 m lang, 15 m breit und 10,25 m hoch ist. Sein Gewölbe, im reinsten Spitzbogenstil ausgeführt, mit Gurten und Rosetten reich verziert, hat eine Spannung von 7,10 m und ruht in der Mitte auf einem einzigen achteckigen Granitpfeiler, dessen Schaft aus einem Stück besteht. Der große Remter hat eine Doppelreihe von zehn Fenstern, die durch zwei Stuckkreuze in drei Fächer geteilt werden. An der Wand gegen Osten, dem Eingang zunächst, steht die breite „Schenkbank“, von welcher die auf einer Wendeltreppe aus der Küche und dem Keller des Hochmeisters heraufgebrachten Speisen und Getränke in den Saal getragen und herumgereicht wurden. Auf derselben Seite ist ein großer Kamin mit herabhängendem Mantel, über dem sich eine eingemauerte Kugel befindet, welche 1410 bei der Belagerung des Schlosses aus dem polnischen Lager in den Remter schlug. Die Glasgemälde der zehn Fenster stellen nach Zeichnungen von Wach und Kolbe die wichtigsten Momente aus der Geschichte des Ordens dar: die Krankenpflege in Jerusalem, die Belehnung des Hochmeisters Hermann von Salza durch Kaiser Friedrich II., die Zerstörung des Klosters Oliva durch die heidnischen Preußen, die Gründung der Burg Thorn durch den Landmeister Hermann Balk, den Einzug des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen in die Marienburg, die Auszeichnung des Hochmeisters Heinrich von Hohenlohe durch den französischen König Ludwig IX., den Empfang der englischen Gesandtschaft durch den Hochmeister Konrad Zöllner von Rothenstein, den Kampf des Hochmeisters Heinrich von Plauen mit den Polen bei der Belagerung der Marienburg und die Verteidigung



Der Konventsremter.

Luthers auf dem Reichstage zu Worms durch den letzten Hochmeister Albrecht von Brandenburg. — Während der kleine Remter zum Speisesaal für den Hochmeister und die Gebietiger des Ordens sowie für angesehene Gäste bei besonders festlichen Gelegenheiten diente, wurden in dem großen Meisterremter in der goldenen und des „Meisters Stübchen", die erst später miteinander vereinigt und mit vier Glasgemälden geschmückt wurden. An des Meisters Stube stößt des „Meisters Gemach", das die Südostecke dieses Schloßflügels einnimmt und zwischen dem Schloßhof und trockenen Graben liegt. Das in der Polenzeit fast völlig zerstörte Zimmer

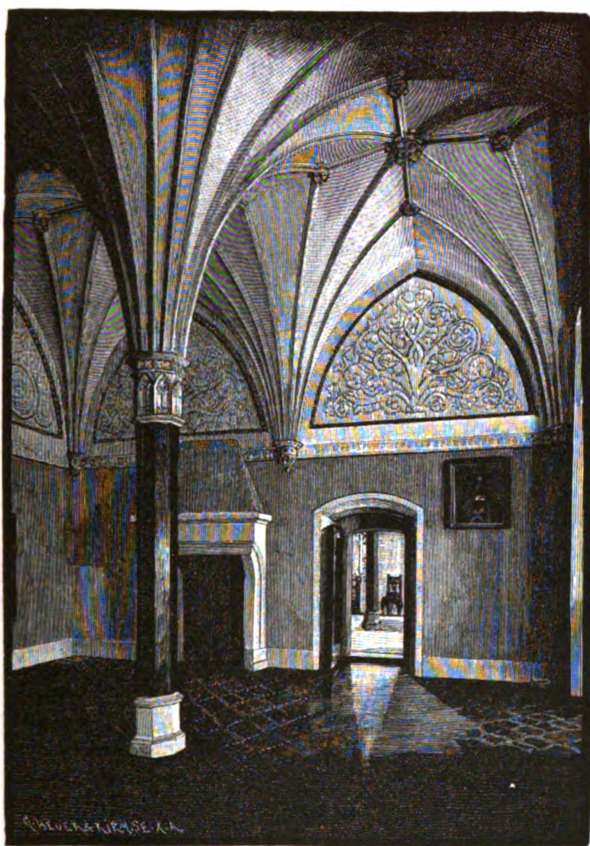


Der Hausflur und Korridor des Hochmeisterschlosses.

Zeit die fremden Fürsten und Gesandten feierlich empfangen und bewirtet.

Eine schmale und niedrige Thür in der östlichen Wand des großen Remters führt in die sogenannte „Meisters Stube", die, 9 m lang, 8 m breit und 15,25 m hoch, ein reichgegliedertes Sterngewölbe zeigt, das ebenfalls auf einem achteckigen Granitpfeiler ruht. Ursprünglich enthielt dieser Raum zwei Zimmer, des „Meisters Stube" wurde mit Benutzung der noch geretteten Überreste im alten Stil wiederhergestellt und sämtliche Fenster mit schönen Glasgemälden, mit den Wappen der alten westpreußischen Geschlechter versehen, darunter das des Oberpräsidenten v. Schön und der bekannten Herzogin Dorothea von Kurland, einer geborenen Reichsgräfin von Medem. An der südlichen Wand bemerkt man zwischen den Bildnissen des um die

Marienburg hochverdienten Pastors Häbler und Bauinspektors Gersdorf einen kunstreichen, aus Bernstein gearbeiteten Altar auf einer schwarzen Marmorplatte unter einem Glasgehäuse. Auch die Möbel, der große Tisch mit brauner Porphyrplatte, die Stühle und Sitzbänke sowie der Bücherschrank, sind alten gotischen Mustern



Des Meisters Stube.

möglichst treu nachgebildet. Die an die Vorhalle sich anschließende „Hauskapelle des Hochmeisters" ist ebenfalls vollständig restauriert und in würdiger Weise mit Glasgemälden ausgestattet. Längs der Wände stehen eichene Chorstühle und ein kunstvoller Betstuhl; über den Chorwänden hängen alte Gemälde aus dem Leben der Jungfrau Maria auf Goldgrund. Der Altar ist mit einer braunen Marmorplatte belegt, mit wertvollen altdeutschen Gemälden und einem Kruzifix aus Bernstein geschmückt. Interessant ist ein zweiter, sogenannter Feld- oder Reisealtar mit Heiligenbildern und Reliquien aus dem Jahre 1388, der wie ein großes Buch zusammengeklappt und leicht transportiert werden konnte.

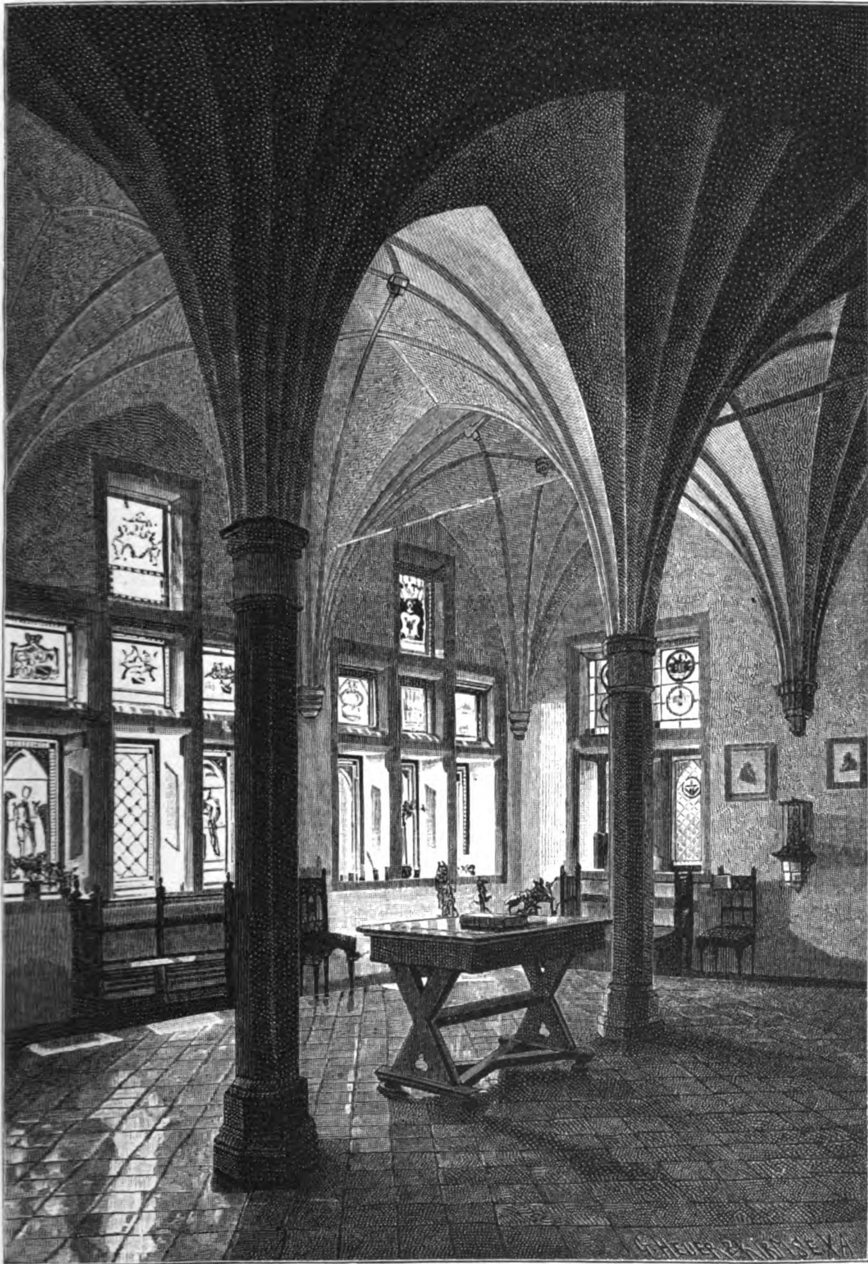
Das hohe Schloß oder das rechte Haus, der älteste und leider auch am meisten zerstörte Teil der Marienburg, bildet ein längliches Viereck von 64 m Länge, 56 m Breite. Die vier Flügel desselben haben eine gleichmäßige Höhe von ungefähr 53,45 m, von der Plinthe an gemessen. Rings um das Gebäude zog sich früher ein breiter Wallgang, der Parcham, der auf der Ost- und Südseite durch eine Grabenmauer und den nassen Graben

verteidigt wurde, wogegen der trockene Graben die Nord- und Westseite schützte. In dem nördlichen Flügel befanden sich der Kapitelsaal, die Schloßkirche und unter dieser die St. Annenkapelle mit der Hochmeistergruft. Die unteren Flügel enthielten die Wohnungen des Ordenstreßlers, des Hauskomturs und der Ritterbrüder sowie auch die Gastkammern. Auf der Nordseite zwischen dem vorspringenden Teile der Schloßkirche und dem trockenen Graben stand einst der hohe viereckige, mit Zinnen versehene „Pfaffenturm“, welcher den angestellten Priesterbrüdern zur Wohnung diente. Ein zweiter, der sogenannte „große Turm“, war ein Hauptbollwerk zur Verteidigung des Schlosses. Unter der polnischen Herrschaft und auch in der ersten Zeit der preußischen wurde das hohe Schloß so verwüstet und umgewandelt, daß man sich bei der Wiederherstellung desselben vorläufig nur auf die Restauration der Schloßkirche, der St. Annenkapelle und des Turmes beschränkte. Der Eingang zur Schloßkirche bildet die sogenannte „goldene Pforte“, nach Kuglers Urteil „ein Werk zierlichst feiner Gliederung, reichlicher Dekorationen und figürlicher Ausstattung, ein höchst vollendetes und vielleicht ohne Ausnahme das gediegenste Beispiel organisch durchgebildeter Architektur, welches der gesamte Ziegelbau hervorgebracht hat.“

Die Pforte ist ein Spitzbogen mit weit vortretenden Gewänden, die mit kleinen Stabsäulen verziert sind. Auf den Pfeilern stehen die klugen und thörichten Jungfrauen, jene mit aufrechten, diese mit nach unten gekehrten Lampen. Auf der linken Wandfläche sind alte Bogenverzierungen angebracht, die in drei Feldern Darstellungen aus der Heiligen Schrift enthalten; sämtliche Figuren und Ornamente aus gebranntem Thon kunstvoll hergestellt. — Die einschiffige Kirche ist im Inneren 44 m lang, 10 m breit und 15 m hoch, das Altarende dreiseitig geschlossen; das sternförmige und spitzbogige Gewölbe ruht mit seinen Gewölbrippen auf schön verzierten Kragsteinen, welche achtzehn zierliche Baldachine bilden, unter denen die Bilder von Heiligen auf Stuckkonsolen stehen, von wunderlich bizarren Gestalten umgeben. Die Schlußsteine werden von anmutigen Engelsköpfen gebildet. An der westlichen Seite steigt 3,25 m über dem Fußboden eine Empore auf, welche die ganze Breite der Kirche einnimmt. An den beiden Seiten derselben stehen die alten Chorstühle der Ordensbrüder, am Ostende der Kirche der Hochaltar mit zwei Nebenaltären, die von den Jesuiten während der polnischen Herrschaft errichtet wurden. Der Hochaltar ist mit einem italienischen Madonnenbilde geschmückt. Die hohen Spitzbogenfenster haben zwei Mittelstäbe und sind oben mit Stuckrosetten verziert. Sämtliche Fenster zeigen alte Glasgemälde, deren Farben höchst glänzend sind, wogegen die Zeichnung der Figuren um so mangelhafter erscheint.

Unter der Schloßkirche liegt die St. Annenkapelle, deren Länge 18,60 m, Breite 9,20 m und Höhe 5,75 m beträgt. Das Gewölbe ist gleichfalls sternförmig, aber weit einfacher wie das der Kirche. Die Schlußteile der Spitzbogen in der Nähe des Altars sind mit dem Bild des siegenden Lammes und mit den symbolischen Zeichen der vier Evangelisten versehen. Der übrige Teil der Kapelle ist in Halbkreisbogen gewölbt, in der Mitte erblickt man das Bild der heiligen Anna mit der Jungfrau Maria auf ihrem Schoße, welche in ihren Armen das Christuskind hält. Zwei Portale mit Bogenabschnitten enthalten reiche Ornamente und Bilder aus der Heiligengeschichte. In der Ordenszeit hatte die Kapelle drei Altäre, von denen nur noch der Hauptaltar vorhanden ist. Unter dem steinernen Fußboden befindet sich die Gruft der Hochmeister; vor dem Altar der Grabstein des Erbauers der Kapelle, des Hochmeisters Dietrich von Altenburg, mit der schwer leserlichen Inschrift: „Do . Unsers . Heren . Christi . jar . was . M . Dri . CXLI . gar . do . starb . b'.meist'.Hinnrich.von.Aldenburc.bruder. Diterich.hi.legen.di.meistere.begraben. der . von . Aldenburgh . hat . angehaben .

Amen." Ein zweiter Grabstein zeigt die verwitterte Gestalt eines Ritters mit dem Schild und zerstörter Inschrift bis auf das Wort „winric", woraus man schließen will, daß hier der Hochmeister Winrich von Kniprode begraben liege. Ein drittes zertrümmertes, aber wieder zusammengefügtes Denkmal bezeichnet die Ruhestätte



Des Meisters Gemach.

des Hochmeisters Heinrich von Plauen mit der Umschrift: „In der Jar czal xti MCCCCXXIX do starp der erwirdige bruder Heinrich von plawen.“

An der Außenseite der Schloßkirche, hoch über dem Schloßgraben, erhebt sich in einer Mauernische das merkwürdige berühmte Bild der Jungfrau Maria mit dem Christuskinde. „Die kolossale Gestalt,“ schreibt Schnaase in seiner „Geschichte der bildenden Künste“, „ist meisterhaft gebildet, das Antlitz vom edelsten Ernst, die Farbe sehr harmonisch, das Ganze für die Wirkung auf das jenseits des Grabens entfernt stehende Volk vortrefflich berechnet, dem es die Himmelskönigin, die Schutzpatronin des Ordens und des Landesherrn, wie in himmlischer Glorie strahlend zeigte. Der Gedanke einer so großen Reliefgestalt am Äußeren ist völlig neu und ein Beweis der bewußten Kühnheit, mit welcher der Orden auch bei seinen künstlerischen Unternehmungen verfuhr. Einzig in seiner Art ist das Werk durch die musivische Auslegung plastischer Form.“ Der Kern des riesigen Bildes besteht nämlich aus einer ungeheuren Stuckmasse, die tief in die Mauer der Kirche hineingeht. Auf dieser festen Unterlage ist eine nasse weiche Schicht aufgetragen und in diese farbige Glaspasten eingedrückt, so daß das Ganze von einem farbigen Überzug bedeckt wird. Die Gestalt der Jungfrau mißt 8,10 m, ihr Gesicht 1,25 m, das sitzende Christuskind 2 m. Die Mauerblende, in welcher das Bild steht, zeigt einen goldenen Hintergrund, die Seitenwände sind blau, mit goldenen Sternen besäet.

So strahlt denn wieder die herrliche Marienburg an dem Ufer der Nogat, eines der schönsten und bedeutendsten Denkmale deutscher Geschichte und deutscher Kunst, einst das Bollwerk gegen die slavische Herrschaft, der Sitz jenes ritterlichen Ordens, der deutsche Sitte und Kultur nach dem fernen Osten trug und mit seinem Blute teuer den Boden erkämpfte, auf dem die glücklicheren Hohenzollern den preußischen Staat errichteten. Von den hohen Zinnen und dem Turm des alten Schlosses schweifen unsere Blicke weit über das Gebiet der Weichsel und Nogat mit ihren bewunderungswürdigen Eisenbahnbrücken, auf denen die Länder und Völker verbindende Lokomotive mit schrillem Pfeifen rollt, eine neue Zeit verkündend. Um die alten Mauern aber schweben die Geister der Vergangenheit, die alten Ritter der Marienburg, mit wallenden weißen Mänteln, auf der Brust das schwarze Kreuz, und mahnen an die Heldenthaten des deutschen Ordens, dem Preußen seinen Namen und seine Kultur verdankt.





Die Himmelserscheinungen
und die Entwickelung der Erdkunde.

Von
Wilhelm Förster.

Eine zusammenfassende Erörterung der Beziehungen, welche zwischen der Himmelskunde und der Erdkunde bestehen, oder der Bedeutung, welche die Beobachtung der Himmelserscheinungen für die Entwickelung der Erdkunde gehabt hat und noch hat, dürfte ein geeigneter Gegenstand für eine öffentliche Besprechung sein in einem Zeitpunkte, in welchem auf Grund eines internationalen Programmes in unwirtbaren Polargegenden mehrere von seiten des Deutschen Reiches ausgerüstete wissenschaftliche Stationen in Gemeinschaft mit ähnlichen von anderen Staaten ausgerüsteten in Thätigkeit sind, denen allen die Aufgabe gestellt ist, mindestens ein Jahr lang mit astronomischen, meteorologischen und magnetischen Instrumenten bestimmte Beobachtungsreihen auszuführen, um der wissenschaftlichen Erforschung der Erde zu dienen.

Ich glaube die Größe der Aufgaben aller dieser Expeditionen und die Höhe der Gesichtspunkte, von denen auch die Staatsregierungen bei der Entsendung derselben ausgegangen sind, nicht besser ersichtlich machen zu können, als indem ich in kurzen Zügen ein Bild entwerfe von der bisherigen Entwickelung der Erdkunde und zwar unter Hervorhebung derjenigen großen Momente, in welchen die Himmelserscheinungen und ihre Erforschung die Erdkunde auf das bedeutsamste gefördert haben.

Es ist zunächst einleuchtend, daß von Erdkunde in wissenschaftlichem Sinne nicht die Rede sein konnte, bevor man einigermaßen klare und zutreffende Gedanken über die Gestalt des Erdkörpers als Ganzen hatte.

Man konnte wohl Orts- und Länderkunde treiben, sorgfältige Land- und Küstenvermessungen ausführen, rohe kartographische Darstellungen geben selbst in einer Zeit, in welcher man sich die Erde noch als eine von dem Okeanos umflossene und etwa auf demselben schwimmende Scheibe dachte; aber klare Vorstellungen über die Zusammenhänge zwischen der gegenseitigen

Lage der Länder und dem Sonnenstande, den Tageslängen, dem Klima u. s. w. waren nicht möglich, bevor man die wesentlichen Grundbegriffe von der Erdgestalt und von demjenigen Gesetze hatte, welches die lotrechten Richtungen an der Erdoberfläche beherrscht, nach welchem dieselben nämlich nicht, wie es bei unmittelbar benachbarten Lotrichtungen den Anschein hat, parallel miteinander sind, sondern nach dem Mittelpunkte des nahezu kugelförmigen Erdkörpers hin konvergieren.

Ist nun die Lehre von der Kugelgestalt der Erde zunächst aus Forschungen oder Messungen geographischen Charakters oder ist sie zuerst aus astronomischen Forschungen hervorgegangen, und in welcher Zeit, bei welchem Volke ist ihr Ursprung zu suchen?

Die Lehr- und Handbücher für Geschichte der Geographie und Geschichte der Astronomie geben hierauf keine bestimmte Antwort.

Bekanntlich ist die Entstehung fast aller solcher Grundanschauungen menschlicher Wissenschaft eine überaus dunkle und zweifelhafte. Sie tauchen meistens schon in denjenigen Jahrtausenden auf, in welchen überhaupt geschichtliche Aufzeichnungen beginnen, aber nicht mit dem Glanze neuer Wahrheiten, etwa ausstrahlend von einem bestimmten Ort und einer bestimmten Person, sondern an mehreren Stellen in solcher Art der Überlieferung, als ob sie die kümmerlichen, nur noch halbverstandenen Reste einer sonst verloren gegangenen vollkommeneren Weisheit wären. Doch würde man sicher irren, wenn man hieraus, wie von gewissen romantischen Schulen in der Geschichte der Wissenschaften versucht worden ist, wirklich auf einen derartigen wunderbaren Ursprung menschlichen Wissens, auf eine gewisse Art von Wiederbesinnung des Menschengeistes, der etwa in goldener Jugendzeit die vollkommenste Erkenntnis gehabt habe, schließen wollte; nein, jenes erste Auftauchen wissenschaftlicher Grundanschauungen im Bereich der geschichtlichen Überlieferung ist, wenn man ganz nahe und unbefangen zusieht, gerade mit solchen Halbheiten und Irrtümern verbunden, welche charakteristisch für neugeborene Gedanken sind, und wir können in späteren Zeiten wissenschaftlicher Entwickelung deutlich nachweisen, daß auch das erste Entstehen gewisser ganz neuer Ideen im Menschenhirn, welche unzweifelhaft als Produkte ihres Jahrhunderts gelten müssen, z. B. der Lehre von der allgemeinen Massenanziehung, ganz ähnlichen Charakters ist wie jenes verstreute und traumhafte erste Anklingen gewisser Grundanschauungen in den dunkelsten Anfängen menschlicher Überlieferung.

Gerade die Lehre von der Kugelgestalt der Erde konnte, obgleich ihre Spuren schon sehr früh aufzutauchen scheinen, unmöglich ein Überbleibsel uralter tieferer Weisheit sein, denn die wahre Gestalt der Erde weicht ja merklich von der Kugel ab, und nur den weniger genauen Messungen der Jugendzeit menschlichen Wissens konnte die Annahme dieser einfachsten Gestalt überhaupt genügen.

Die vorerwähnten Romantiker unter den Erforschern der ältesten Kulturgeschichte haben uns aber, obgleich wir ihre dogmatischen Voraussetzungen und ihre Endergebnisse ablehnen müssen, auf dem Wege zu ihrem Ziele viel Wichtiges erschlossen, unter anderem uns weit, weit über das Griechentum hinaus auf ungezählte Jahrtausende einer menschlichen Geistesarbeit hingewiesen, mittels deren die asiatischen Kulturvölker schon zwei- bis dreitausend Jahre vor Christo reiche Schätze mathematischen, musikalischen und philosophischen Gedankeninhaltes angesammelt hatten.

Systematische Ausmessungen großer Stücke der Erdoberfläche nach gesunden mathematischen und experimentellen Grundsätzen und unter Hinzuziehung astronomischer Beobachtungen sind nach allen jetzt bekannten Überlieferungen zuerst von den Chinesen angestellt worden. Ihr Reich umfaßte Landflächen von größerer Ausdehnung und von verhältnismäßig gleichartigerem und gleichartiger bewohntem

Charakter, als die Gebiete der anderen ältesten Kulturvölker enthielten.

Ägypten wurde zwar wegen des hohen Wertes, den die befruchtende Wirkung der Flußüberschwemmungen den kleinsten Landflächen des Nilthales verlieh, die eigentliche Wiege der Feldmeßkunst, der Geometrie in engerem Sinne; zu weit ausgreifenden geographischen Vermessungen bot es aber unmittelbar keine Anregung, und das Zwei-Strom-Land der babylonisch-akkadischen sowie das Fünf-Strom-Land der ältesten indischen Kultur waren zu umfassenderen Landvermessungen offenbar wenig geeignet.

Die Chinesen aber brachten durch zahlreiche Messungen von Wegelängen und von Richtungen, indem sie sich zur Festhaltung der letzteren der Richtkraft des Erdmagnetismus, in der Gestalt des sogenannten magnetischen Wagens, zuerst bedienten, sodann durch Hinzuziehung von Messungen des Sonnenstandes mit Hilfe von großen lotrechten Schattensäulen, die an vielen Punkten ihres Reiches errichtet wurden, eine geographische Darstellung ihres Landesgebietes zu stande, aus welcher sie unzweifelhaft das Ergebnis abzuleiten vermocht hätten, daß wenigstens das chinesische Reich einer Kugelfläche angehöre, nach deren Mittelpunkt die sämtlichen innerhalb ihres Reiches lotrecht aufgestellten Schattensäulen hinwiesen.

Diese Schlußfolgerung konnte sogar mit aller Strenge aus einer Reihe von Messungen hervorgehen, welche unverkennbar zeigen mußten, daß die Winkel, welche die Richtungen der Schattensäulen je zweier Orte, gemessen gegen einen und denselben Sonnenstand, miteinander bildeten, sich bei verschiedenen Kombinationen von je zwei Orten wie die Wegelängen zwischen den Fußpunkten der an den beiden betreffenden Orten errichteten Schattensäulen verhielten.

Einer ausdrücklichen Verkündigung dieses Ergebnisses aber begegnen wir nirgends in der bis jetzt bekannten chinesischen Litteratur, wenngleich gewisse Züge ihres spekulativen Weltbildes darauf hinweisen. Übrigens lag es ganz in dem Charakter chinesischer Naturforschung, außerordentlich langsam in der Verallgemeinerung zu sein. Nach allem, was wir sonst von ihrer Kosmologie wissen, wäre, selbst von der klaren Erkenntnis ausgehend, daß China, das Reich der Mitte, auf einer Kugelfläche liege, der Schritt zu dem Schlusse auf die Kugelgestalt der ganzen Erde ein fast zu weitgehender für sie gewesen.

Bekanntlich verdanken wir dieser ihrer charakteristischen Abneigung gegen Analogieschlüsse auch vieles Gute, nämlich jahrtausendlange chinesische Aufzeichnungen von solchen Himmelserscheinungen, welche den anderen Völkern der Erde entweder bloß Schrecken verursachten oder ihnen auf Grund von schnellfertigen Analogieschlüssen für abgethan und der näheren Verfolgung und Aufzeichnung nicht wert galten. Und gerade unter diesen Himmelserscheinungen sind manche gewesen, welche in neuerer Zeit sehr erhebliche Bedeutung auch für die Erdkunde gewonnen haben.

Für den großen Schritt von den Ergebnissen geographischer Messungen zur Lehre von der Kugelgestalt der Erde und der Konvergenz der Lote im Erdmittelpunkte wurde offenbar entscheidend ein himmlisches Phänomen, welches diese Verallgemeinerung auch sinnlich unterstützte, dadurch, daß es die Umrisse eines Schattenbildes der Erde erkennen ließ, und dies lieferten die Mondfinsternisse.

Auch die Chinesen hatten dieselben Jahrtausende beobachtet, ihre periodische Wiederkehr in achtzehn Jahren zehn Tagen erkannt und zur Voraussagung verwertet; aber die wissenschaftliche Deutung aller dabei beobachteten Erscheinungen in Verbindung mit den Ergebnissen der sonstigen Mond- und Sonnenbeobachtungen blieb einem ihnen verwandten, aber von anderen Völkern, zuletzt von semitischen Völkern umgebenen Stamme, den Akkadiern oder Chäldaern in Babylon, vorbehalten.

Von ihrer Astronomie haben wir in den Schriften der griechischen Astrono-

men, denen durch Alexanders des Großen Heereszug ein unmittelbarer Zugang zu der chaldäischen Himmelsforschung eröffnet worden war, so wohlverbürgte Details, daß wir den Schluß auf die Kugelgestalt der Erde fast mit Sicherheit als das Ergebnis ihrer Forschungen konstruieren können.

Nach allem, was man in Babylon von der Mond- und Sonnenbewegung beobachtete und wußte, ist es unzweifelhaft, daß dort die Deutung der Finsterniserscheinungen, insbesondere der Mondfinsternisse, schon mit aller Sicherheit in demselben Sinne gegeben worden ist wie in der jetzigen Astronomie. Der Mond trat bei seinen Verfinsterungen in den Schatten, welchen die Erde unter der Wirkung des Sonnenlichtes warf.

Die Begrenzungslinie dieses Schattens wurde nicht nur auf der Mondscheibe in Gestalt einer krummen Linie sichtbar, sondern wiederholte genauere Messungen, insbesondere die Beobachtungen der Antritts- und Austrittszeiten des Mondes am Schattenrande, ergaben auch deutlich die Kreisgestalt dieser Grenzlinie.

Ob der Mond in der Nähe der nördlichen oder der südlichen Begrenzung des Schattenraumes oder ob er durch die Mitte desselben durchging und somit am Anfang und am Ende der Verfinsterung die westliche und östliche Begrenzung erkennen ließ, ob er bei der Verfinsterung in der Nähe des Scheitelpunktes oder in der Nähe des Ost- oder Westhorizontes des Ortes stand, und zu welcher Nachtzeit oder zu welcher Jahreszeit die Verfinsterung auch stattfand, immer zeigte sich, daß der Querschnitt des Schattenraumes, welchen er passierte, durch eine Kreislinie von einer und derselben Krümmung begrenzt war. Folglich konnte der schattenwerfende Körper — die Erde — keine andere Gestalt haben als eine solche, die von allen Seiten durch eine Kreislinie begrenzt erscheint, nämlich die Gestalt einer Kugel. Hierzu kam, daß eine naheliegende Deutung der Lichtgestalten des Mondes dieselben Astronomen, welche obige Schlüsse machten, mit Notwendigkeit zu der Annahme führen mußte, auch der Mond sei eine Kugel.

Und diese Schlußfolgerung sowie die kreisförmige Gestalt der Sonne, welche wenigstens einer Verallgemeinerung der Kugelgestalt nicht widerstrebte, mußte die Schlüsse, die man aus den Schattenumrissen auf die Erdgestalt zog, wesentlich verstärken. Die Griechen waren nur die Erben dieser chaldäischen Beobachtungsergebnisse, zunächst Pythagoras und seine Schüler, bei denen diese Lehre mit der mystischen Lehre von der Kugel als der vollkommensten Gestalt zusammenfloß, sodann Parmenides, endlich Aristoteles.

Aristoteles, dem die wissenschaftliche Ausbeute der Eroberungszüge seines großen Schülers Alexander wohl am unmittelbarsten zufloß, war es, der die Lehre von der Kugelgestalt der Erde und von der Konvergenz aller Lotrichtungen im Erdmittelpunkte, sowie die darauf gegründete Methode der Ausmessung des Erdumfanges und der Länge eines Grades zuerst in so überzeugter, lichtvoller Weise vortrug, daß sie von da ab eine in der wissenschaftlichen Welt nicht mehr ernstlich bezweifelte Wahrheit blieb, so lange, bis ihre weitere Ausbildung zur Lehre von der kugelähnlichen, aber in sehr geringem Maße an den Polen abgeplatteten Gestalt durch Newton erfolgte.

Um die weitere Förderung der Geographie auf der Grundlage der Lehre von der Kugelgestalt der Erde erwarben sich sodann zwei griechische Astronomen die größten Verdienste, Eratosthenes um das Jahr 280 v. Chr., Ptolemäus um das Jahr 140 n. Chr., beide in Alexandria thätig.

Es war für die Verbindungen zwischen Astronomie und Geographie von glücklichster Bedeutung, daß von 300 v. Chr. bis 200 n. Chr. der Hauptsitz der astronomischen Forschung zugleich der Mittelpunkt der ausgedehntesten geographischen und nautischen Interessen und Nachrichten war. Durch das Mittelmeer mit dem Westen und Norden, durch das Rote Meer

mit dem Süden und Osten verbunden, hatte Alexandria schon in jener Zeit Handelsbeziehungen und Forschungsgelegenheiten ohnegleichen.

Dem Astronomen und Geographen Eratosthenes boten endlich die schon erwähnten sehr vollständigen und systematischen Detailvermessungen des Nilthales in Verbindung mit den Besonderheiten der Lage der bedeutenden Stadt Syene in Oberägypten Anregung und Gelegenheit zu einer Messung der Gradlänge und des Erdumfanges, welche die wohl schon aus älterer Zeit vorhandenen und dem Aristoteles vielleicht bereits bekannten Ergebnisse ähnlicher Messungen oder Schätzungen vervollkommnete und eine große Annäherung an den wahren Wert erreichte.

Die Besonderheit der Lage von Syene bestand aber darin, daß es um jene Zeit sehr nahe dem Wendekreise des Krebses, also auf demjenigen nördlichsten Parallelkreise lag, auf welchem beim höchsten jährlichen und täglichen Sonnenstande lotrechte Schattensäulen ohne Schatten waren.

Eratosthenes fand aber in genau demselben Zeitpunkte, in welchem die lotrechte Säule zu Syene schattenlos war, zu Alexandria eine merkliche Schattenlänge, aus deren Messung er den Schluß zog, daß die Verlängerung einer lotrechten Säule im Parallel von Alexandria und die Verlängerung einer lotrechten Säule im Parallel von Syene, auf demselben Meridian mit der ersteren gelegen, am Erdmittelpunkte einen Winkel miteinander machten, welcher etwas weniger als $^1/_{50}$ des ganzen Umkreises betrug.

Den kürzesten Abstand der beiden Parallelkreise in Wegelängen konnte er aus den ägyptischen Landvermessungen zu rund 5000 Stadien bestimmen, so daß der auf einem Meridian gemessene Erdumfang sich zu 39 700 km ergab, wofür wir jetzt 40 000 annehmen. Etwas richtiger ist es und noch etwas besser wird die Übereinstimmung, wenn wir den von Eratosthenes zu rund 700 Stadien oder 110,25 km gefundenen Wert einer Gradlänge mit dem jetzt genauer bekannten Wert einer Gradlänge in dem Parallel von Mittelägypten vergleichen. Der wahre Wert ist nur um 0,6 km, also etwa um ein halbes Prozent, größer als der des Eratosthenes.

Auf Grund der so erlangten sehr zutreffenden Kenntnis der Länge eines Grades hat dann Eratosthenes ein bemerkenswertes richtiges Bild des damals bekannten Teiles der Erdoberfläche entworfen.

Wenngleich die West- und die Ostküste von Afrika, ferner die Gestaltung der Südost- und der Ostküste Asiens und des ganzen Nordens noch im Dunkel blieben, enthalten doch Eratosthenes' Karten für die Gestaltung und die Erstreckung der bekannten Landflächen von West nach Ost im Sinne der geographischen Längenunterschiede die richtigsten Angaben, welche bis zum Zeitalter der ersten Weltumsegelungen bekannt waren.

Einen Rückschritt machte in dieser Beziehung der letzte große Astronom und Geograph von Alexandria, Ptolemäus. Eines seiner bedeutendsten Werke, die Geographie, enthielt zwar sonst gegen Eratosthenes bedeutende Fortschritte in der Detailkenntnis der Lage vieler Städte, Länder und Meere, von dem Piktenwall in Britannien bis weit nach Innerasien, für die er ein reiches Verzeichnis nach geographischen Längen und Breiten giebt, zum Teil auf astronomischen Beobachtungen, zum Teil auf Messungen von Wegelängen und Richtungen unter Annahme einer gewissen Gradlänge beruhend, aber sein Weltbild im großen wird durch stärkere systematische Fehler entstellt als das des Eratosthenes. Vielleicht infolge irrtümlicher Zeitbestimmungen von Mondfinsternissen, vielleicht veranlaßt durch einen Irrtum, den er bei der Annahme der Gradlänge in den damals üblichen, von denen des Eratosthenes abweichenden Stadien beging, fand Ptolemäus für die Erstreckung des Mittelländischen Meeres und für die Entfernung der Ostküste

Asiens von Alexandria zu große geographische Längenunterschiede, so daß nach ihm der ergänzende Abstand der Ostküste Asiens von der Westküste Europas auf dem westlichen, nachher von Kolumbus eingeschlagenen Wege erheblich kleiner wurde als nach Eratosthenes, ein Irrtum, der aber für die Entwickelung der Erdkunde höchst glückliche Folgen haben sollte.

Sonst ist in den Karten des Ptolemäus bemerkenswert, daß der Lauf des Nil und die Lage seiner Quellseen jenseits des Äquators ziemlich treffend angegeben ist, daß also in Alexandria damals dieses geographische Problem gelöst war, leider in einer so wenig durch Messungen verbürgten Weise und so sehr mit den größten Phantasmen verbunden, daß es im neunzehnten Jahrhundert völlig neu gestellt und gelöst werden mußte. Dieselbe Darstellung nämlich, welche den Lauf des Nil ziemlich richtig angiebt, läßt Afrika im Osten mit dem nach Süden verlängerten Ostasien zusammenhängen, so daß der Indische Ocean ein Binnenmeer wird. (Bekanntlich ist die Hypothese, daß in uralter Zeit wenigstens die Inselgruppe der Maskarenen bei Madagaskar mit Neuseeland zusammengehängt habe, neuerdings auf Grund von zoologischen Entdeckungen wieder aufgetaucht.) Anders hatte Aristoteles sich die Verbindung von Indien und Afrika gedacht, indem er, um das Vorkommen der indischen Elefanten in Südafrika zu erklären, die Vermutung aussprach, Südafrika hänge nach der anderen Seite, nämlich nach Westen hin, mit dem südöstlich verlängerten Asien zusammen.

Alle diese fundamentalen Unsicherheiten des Erdbildes sollten ihre entscheidende Lösung erst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung finden. Bis dahin blieb im ganzen und großen die Darstellung der letzten griechisch-römischen Astronomen und Geographen, welche nahe mit Ptolemäus übereinkamen oder ihm einfach folgten, in der wissenschaftlichen Welt bestehen.

Die Lehre von der Kugelgestalt hatte allerdings außerhalb der Wissenschaft einen Kampf zu bestehen, der sie für Jahrhunderte aus dem Vorstellungskreise vieler Menschen ausschloß, nämlich den Kampf mit der christlichen Kirche.

Unter den Kirchenvätern vermochten es nur wenige, unter ihnen der geistvolle und hochgebildete Augustinus, sich in die mathematische Erfassung der Erscheinungen, wie sie jene Lehre verlangt, hineinzudenken. Daß aber überhaupt energisches mathematisches Denken von diesen ehrwürdigen Männern als etwas der erhabenen Mystik ihrer inneren Welt Fremdes mit großem Eifer abgelehnt wurde und daß daher ein Weltbild, welches dem Neulinge ununterbrochene Vergegenwärtigung mathematischer Gesichtspunkte aufzuerlegen schien, von ihnen verworfen werden mußte, wer könnte sich darüber wundern. Nur das offizielle Motiv dieser Verwerfung muß unser Lächeln erregen, wenn es heißt, mit der Annahme der Kugelgestalt sei die Annahme von Antipoden verbunden, und das sei eine unchristliche Annahme wegen der Unerreichbarkeit und Unbekehrbarkeit solcher Antipoden. Sehr bald fanden sich aber auch höchst orthodoxe Männer von mathematischen Gaben, unter ihnen hohe Kirchenfürsten und Päpste, welche sich der evidenten Wahrheit jener vermeintlichen Irrlehre nicht verschlossen und sie unbedenklich annahmen. Schon im zwölften Jahrhundert, in welchem sich die Berührungen mit der Wissenschaft des Islam, die jene Lehre unbedingt angenommen hatte, und der Verkehr mit der arabischen Nautik sowie die Schiffahrt und der Handelsverkehr überhaupt zu heben anfingen, begannen die gesunden Grundlehren der alten Geographie auch im Abendlande Gemeingut aller wissenschaftlichen Schriftsteller sowie aller Seefahrer und Reisenden zu werden.

Es war um diese Zeit, als endlich auch im Abendlande als Wegweiserin auf der See die Magnetnadel in Gebrauch kam, nachdem sie schon mehrere Jahrhunderte lang die arabischen Seeleute und viel

langer bereits die Chinesen zu Lande und zur See geleitet hatte.

Sofort nahm die Anfertigung von Küstenkarten und Detailkarten jeder Art einen großen Aufschwung, und der Seemann löste sich mit größerer Sicherheit von der Nähe der Küsten.

Die kühnen Männer, die das schon vorher thaten, hatten sich auf der nördlichen Halbkugel hauptsächlich nach dem Polarstern gerichtet, der bekanntlich nicht genau im Norden steht, dessen kleine Abweichungen vom Meridian man aber mit Hilfe der jedesmaligen Stellung der Bärensternbilder zum Horizont in Rechnung zu bringen wußte. Da, wo die Sterne versagten und die Richtung der Fahrt überhaupt zweifelhaft wurde, mußten häufig die Vögel aushelfen.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, hierüber einiges Erläuternde zu sagen, da die Vögel hier als geographische Beobachter ersten Ranges auftreten, somit unter den Astronomen und Geographen durch nähere Schilderung ihrer Leistungen gerühmt zu werden verdienen. Wir kennen alle die Experimente, welche Noah auf der Arche, nicht wissend, ob und wo schon Land zu finden sei, mit mehreren Vögeln anstellte. Die wenigsten werden aber wissen, daß dies ein uralter Seemannsbrauch war.

War der Seemann ganz ratlos, in welcher Richtung das Land ihm am nächsten liege, so ließ er Vögel von hohem Flug und besonders scharfem Gesichtssinn steigen. Kehrten sie nicht nach dem Schiffe zurück, so folgte er ihrem Fluge, sicher, in dieser Richtung Land zu finden.

Dies erklärt sich folgendermaßen: Humboldt hat mitgeteilt, daß er noch vom Chimborazo aus, also in einer Höhe von etwa 6000 m, den Kondor hoch über sich wie einen verschwindend kleinen Punkt gesehen habe. Das giebt mindestens eine Höhe von 10000 m über der Meeresfläche, bis zu welcher der Flug die Vögel trägt. Luftschiffer, welche in Höhen von 6000 bis 7000 m Tauben fliegen ließen, haben allerdings bemerkt, daß diese Vögel in solcher Höhe unsicherer flogen als in den unteren dichteren Luftschichten, indessen ist es gewiß etwas anderes, ob ein Vogel sich allmählich mit aller Kraftanspannung so hoch erhebt oder ob er plötzlich unter so ungewohnten Verhältnissen zum Fliegen gezwungen wird. Mit Gewißheit können wir also annehmen, daß auch Tauben, Raben und dergleichen bis in Höhen von 8000 m aufsteigen können. Von dort aber haben sie einen gewaltigen Umblick. Eine flache Küste können sie noch bis auf 40 geographische Meilen oder 300 km erkennen; hebt sich die Küste auch nur bis zu 100 m Höhe, so wächst diese Sehweite sofort um 35 km. Einen Berg von 1000 m Höhe, wie den Brocken in Mitteldeutschland, können sie bis auf nahezu 55 Meilen oder über 400 km, also von Köln wie von Berlin aus, mit Bequemlichkeit erkennen, und, wenn die gewöhnlichen tiefliegenden Wolken da sind, vielleicht noch besser, weil sich dann nur wenige Merkzeichen über das Nebelmeer erheben. Daß aber das Gesicht der Vögel scharf genug ist, um solche geographische Panoramen zu erfassen und sich sogar ihre kleinsten Besonderheiten bis zur leichten Wiedererkennung einzuprägen, daran lassen zahlreiche Erfahrungen keinen Zweifel zu.

Von den Leistungen der Vögel haben insbesondere die nordischen Überlieferungen, welche die ersten Entdeckungen Amerikas durch die Nordmannen um das Jahr 1000 schildern, zu erzählen gewußt. Einzelne friedlos gewordene, das heißt in ihrer Heimat geächtete Nordmannen hatten auf Island, Grönland und in Nordamerika der Reihe nach festen Fuß gefaßt und waren von der Küste des amerikanischen Festlandes nur durch feindliche Angriffe der Eingeborenen wieder vertrieben worden.

Von diesen Vorgängen wußte man aber im übrigen Europa nicht das mindeste, und für die Geographie blieben dieselben daher fast unfruchtbar.

Als man endlich im fünfzehnten Jahrhundert mit wachsender nautischer Kraft

und Kühnheit in Portugal und Spanien sich weitere Ziele zu stellen begann, richteten sich die begehrlichsten Blicke nach Ostasien. Vor allem Marko Polos Schilderungen der gewaltigen chinesischen Handelsstädte und seine schimmernden Andeutungen von dem enormen Goldreichtum der noch weiter nach Osten liegenden Insel Zipangu hatten den heiligen Hunger nach Gold geweckt. Entweder auf dem östlichen Wege um Afrika herum oder direkt nach Westen steuernd sollte das Wunderland gefunden werden.

Der bedeutendste Astronom, den Italien im fünfzehnten Jahrhundert hatte, Paolo Toscanelli, wurde von den Portugiesen zu einem Gutachten über den besten Weg nach Ostasien aufgefordert. Er schloß sich im wesentlichen an Ptolemäus' Weltbild an, übertrieb aber dessen schon zu große östliche Erstreckung Asiens noch erheblich, so daß unter Mitwirkung einer irrigen Auslegung der Angaben Marko Polos über den Abstand der Insel Zipangu vom asiatischen Festlande diese Insel ungefähr bis in die Gegend von Kalifornien heranrückte. Noch näher an Europa nahm der sanguinische Astronom eine ganz sagenhafte Insel Antiglia an, die er ungefähr in die Gegend des heutigen Haïti setzte und nach der später die Antillen benannt wurden. Somit hatte er den portugiesischen Seeleuten den westlichen Weg nach Asien bedeutend günstiger gestaltet als den östlichen, der außerdem noch durch das Phantasma eines Zusammenhanges von Ostafrika und Ostasien verdunkelt war. Dennoch nahm erst fünfzehn Jahre später Toscanellis Landsmann Cristobal Colon dieses Gutachten und diesen Plan wieder auf.

Immer noch war auch nach Toscanellis Gutachten ein im Vergleich zu den bisherigen Wagnissen der Seefahrt enormer Weg bis Antiglia oder Zipangu zu durchfahren. Kolumbus verminderte diesen Eindruck weiter durch einen Rechenfehler, den er offenbar in gutem Glauben beging, indem er arabische Meilen und italienische Miglien gleichsetzte und dadurch mit den Gradmessungen der Araber zu einer gegen Toscanellis Annahmen noch um ein Fünftel kürzeren Entfernung zwischen Westeuropa und Ostasien gelangte.

Alle diese Rechnungen hatten übrigens, wie sehr sie auch bezüglich der Nähe von Asien in der Luft schwebten, doch den sehr vernünftigen Hintergrund, daß viele sehr erhebliche Zeichen mehr seemännischer Art darauf hindeuteten, daß wirklich ein großer Kontinent so nahe an Europa liege, wie Toscanelli und Kolumbus Asien heranbrachten.

Wie Kolumbus endlich in Spanien mit seinen Plänen durchdrang trotz des in gewissem Grade berechtigten Widerstrebens der Geographen, welche ungeachtet der ins Feld geführten Autorität des Ptolemäus die übertrieben günstigen Darstellungen der beiden Italiener nicht anerkennen wollten, aber schließlich durch den unbeschreiblichen Sturm und Drang der Zeit, welchem diese nur Ausdruck gaben, überrannt wurden, wie dann im Westen eine große Entdeckung der anderen folgte, sodann auch der östliche Weg nach Indien gefunden, wie die ganze Erde umsegelt wurde und wie dann in den folgenden Jahrhunderten mit Ausnahme der Polargegenden alle großen Länder und Inseln umschifft und immer genauer verzeichnet wurden, das auch nur in Überblicken zu schildern, würde über die Grenzen und Ziele dieses Aufsatzes hinausführen.

Im Bereiche meines Themas liegt es nur, auf die Wechselwirkungen hinzuweisen, durch welche in diesen Jahrhunderten großartigster geographischer Entdeckungen bis zur Gegenwart Himmelskunde und Erdkunde sich gegenseitig förderten.

Als die kühnen Entdeckungsfahrten am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begannen, waren die Hilfsmittel und die Kunst der astronomischen Bestimmung der geographischen Lage des Schiffes auf hohem Meere noch ganz unentwickelt. Zur Not konnte man mit hängend in der Hand gehaltenen Astrolabien, die mit einer Visierlinie versehen waren und Darstellungen eingeteilter Kreissysteme enthielten,

die geographische Breite und die Ortszeit bestimmen.

Um aber die geographische Länge zu finden, mußte man auch die Ortszeit kennen, welche in demselben Augenblick in irgend einem anderen, seiner geographischen Länge nach bekannten Orte stattfand. Jetzt pflegt man sich diese letztere Zeit, und zwar die Zeit der Greenwicher Sternwarte, auf jedem größeren Schiffe durch eine gewisse Anzahl von Chronometern wochen- und monatelang zu konservieren, und die Vergleichung des Mittelwertes dieser Chronometerangaben mit der Ortszeit, die man jedesmal durch Messung von Sonnenhöhen oder Sternhöhen findet, ergiebt sofort die geographische Länge des Schiffes gegen den Meridian von Greenwich, der den Längenangaben der Seekarten zu Grunde liegt.

Auch jetzt noch, trotz hochentwickelter Uhrentechnik, läßt dies Verfahren mitunter im Stiche. Jedenfalls bedarf es bei längerem Verweilen auf hoher See, insbesondere bei geringerer Anzahl der benutzten Chronometer oder gar wenn bloß ein solcher auf dem Schiffe vorhanden ist, der Kontrolle durch astronomische Beobachtungen. Aber bei der ganz unentwickelten Uhrentechnik des Zeitraumes vom fünfzehnten bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts gewährte die Astronomie die einzige Lösung des Problems und zwar bekanntlich mit Hilfe des Mondes.

Der Mond, der in siebenundzwanzig Tagen eine Umkreisung des Himmels vollführt und somit in einer Sekunde seinen Ort am Himmel um einen deutlich meßbaren Betrag verändert, kann bei dieser Schnelligkeit der Bewegung wie der Zeiger einer Himmelsuhr angesehen werden, dessen Angaben auf die Zeit eines bestimmten Ortes, z. B. Greenwich, eingestellt und mittels dessen dann an jedem Orte, über dessen Horizont der Mond sich befindet, bei Tag und bei Nacht Greenwicher Zeiten abgelesen werden können.

Zu dieser Einstellung und Ablesung der Monduhr bedarf der Schiffer zunächst einer zum voraus berechneten Einstellungstabelle, die ihm etwa von drei zu drei Stunden der Greenwicher Zeit angiebt, an welcher Stelle des Himmels, das heißt in welchem Abstande von gewissen hellen Sternen oder von der Sonne, sich der Mond in jedem Moment der Greenwicher Zeit befindet.

Die Messung des augenblicklichen Abstandes des Mondes von einem dieser Sterne oder von der Sonne giebt dann dem Schiffer mittels der Tabelle diejenige Greenwicher Zeit, auf welche der Mond als Zeiger weist.

Solche Vorausberechnungen der Mondbewegung können natürlich nur auf Grund der ausdauerndsten und sorgfältigsten Beobachtungen dieses Himmelskörpers und auf Grund der aus solchen Beobachtungen abgeleiteten Theorie aufgestellt werden.

Die Entdecker Amerikas und die ersten Geographen, welche genauere Bestimmungen der Lage des neuen Kontinentes machten, unter ihnen Amerigo Vespucci, dessen besondere Geschicklichkeit und Betriebsamkeit in der Herstellung und Verbreitung der ersten Karten desselben durch die auf seinen Namen erfolgte Benennung des neuen Erdteils übermäßig belohnt wurde, waren fast nur auf diejenigen astronomischen Vorausberechnungen angewiesen, welche auf Grund der griechischen, der arabischen und der damaligen abendländischen Beobachtungen des Mondes und ganz nach den Theorien des Ptolemäus von den damals an der Spitze der Astronomie stehenden Astronomen Nürnbergs herausgegeben wurden.

Sehr bald stellte sich hierbei die Unvollkommenheit der ptolemäischen Theorie heraus, und von dieser Zeit an wurde die Sorge für Leib und Leben der Seefahrer eines der wichtigsten Förderungsmittel der astronomischen Forschung. Kopernikus, Tycho, Keppler, Newton und alle ihre Nachfolger haben diese Förderung in hohem Maße erfahren. Hatten sich bis dahin die Großen der Erde wesentlich nur aus astrologischem Interesse, höch-

stens noch im Interesse der Zeitrechnung und des Festkalenders der Astronomie angenommen, so begannen jetzt die Regierungen der seefahrenden Länder sichere astronomische Vorausberechnungen so hoch zu schätzen, daß für wesentliche Verbesserungen derselben große Geldsummen ausgesetzt, ja, was noch wichtiger war, daß auch große Sternwarten gegründet und daß auch die schlichten und stetigen Arbeiten der Astronomen, die oft erst nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten wahrhaft fruchtbar werden, gebührend unterstützt und hochgehalten wurden.

Durch solches Zusammenwirken der menschlichen Interessen sind wir gegenwärtig dem unmittelbaren Ziele dieser Bestrebungen sehr nahe gekommen; denn der Ort des Mondes am Himmel kann jetzt stets auf mehrere Jahre im voraus für jeden in Greenwicher Zeit ausgedrückten Moment so genau angegeben werden, daß die noch vorhandenen kleinen Unsicherheiten dieser Berechnungen gegen die unvermeidlichen gröberen Unsicherheiten, mit welcher die Messungen des jedesmaligen Abstandes des Mondes von gewissen Sternen oder von der Sonne auf dem Schiffe selbst behaftet sind, nicht mehr in Frage kommen. Ein geschickter Seemann vermag jetzt auf rein astronomischem Wege seinen Ort auf hoher See, selbst wenn er monatelang kein Land gesehen hat, so genau zu kennen, daß die Abweichung des aus den astronomischen Beobachtungen berechneten Ortes von dem wahren Orte die Hälfte des Abstandes desjenigen Gesichtskreises nicht übersteigt, bis zu welchem der Blick von dem Verdeck eines Schiffes von mittlerer Größe reicht, d. h. innerhalb weniger Kilometer.

Trotzdem bleiben für dauernde Sicherung der Lösung dieser Aufgabe noch erhebliche Anstrengungen der astronomischen Messung und Theorie erforderlich. Man glaubte vor etwa fünfundzwanzig Jahren, als die auf Kosten der englischen Regierung von dem Astronomen Hansen in Gotha berechneten, hauptsächlich auf die mehr als hundertundfünfzig Jahre umfassenden Mondbeobachtungen in Greenwich begründeten Mondtafeln erschienen, endlich für die nächsten hundert Jahre oder wenigstens für mehrere Jahrzehnte hinreichend sichere Grundlagen für die Befriedigung aller nautischen Bedürfnisse zu besitzen; aber schon zehn Jahre nach dem Erscheinen dieser Tafeln zeigte sich, daß das Problem noch Geheimnisse birgt, die sofort weitere ernste Arbeiten verlangen. Jedenfalls wird es auch in Zukunft unablässiger sorgfältigster Messungen der Mondbewegung auf mehreren Sternwarten bedürfen, wenn die den Seeleuten von der Astronomie darzubietenden Hilfsmittel jederzeit diejenige Sicherheit gewähren sollen, welche die Fürsorge für Hunderttausende von Menschenleben gebieterisch fordert. Schon auf dem bisherigen Wege zur Erfüllung dieser Anforderungen hat nun die Astronomie viele Entdeckungen am Himmel und große Fortschritte in der Theorie aller Bewegungserscheinungen im Himmelsraum gemacht.

Nachdem im sechzehnten Jahrhundert Kopernikus die Bewegung der Erde um die Sonne erwiesen, am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Keppler das Gesetz der Bahnen, welche die Erde und die anderen Planeten um die Sonne beschreiben, und am Ende des siebzehnten Jahrhunderts Newton die alle diese Bewegungen regierenden Kräfte und ihr Gesetz erkannt und damit erst genaue Vorausberechnungen ermöglicht hatte, empfing endlich auch die Lehre von der Gestalt der Erde ihre feinere Durchbildung. Aber nicht aus neuen geographischen Messungen, sondern nur aus der geistigen Durchdringung zahlreicher Erscheinungen im Himmelsraume stammten die Schlüsse, welche ihn zu der Lehre von der an den Drehungspolen durch die Drehung selbst abgeplatteten ellipsoidischen Gestalt der Erde führten. Und die unverkennbarsten, entscheidendsten Analogien für den Schluß auf eine solche Gestalt der Erde zeigten im Fernrohr die mit einer besonders schnellen Drehungsbewegung begabten Planeten Jupiter und Saturn.

Den strengen erfahrungsmäßigen Beweis indessen für Newtons Folgerung in Betreff der Erde und die genauere Bestimmung der Größe ihrer Abweichung von der Kugelgestalt ergaben sodann die Gradmessungen, welche gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch die Pariser Akademie in Peru und in Lappland veranstaltet wurden und seitdem durch neue Messungen in den verschiedensten Gegenden der Erde im wesentlichen bestätigt worden sind.

Diese neuen Messungen haben aber auch immer deutlicher erkennen lassen, daß zwar die wirklichen Gestaltungsverhältnisse der Erde durch die Annahme einer abgeplatteten ellipsoidischen Gestalt viel genauer wiedergegeben werden als durch die Lehre von der Kugelgestalt, daß aber auch die genauere Lehre nur das Ganze und Große näherungsweise richtig darstellt, während selbst die Gestaltung unserer Meeresflächen oder der sogenannten Niveauflächen sehr merklich von einem einfachen Gesetze abweicht. Es ist z. B. immer wahrscheinlicher geworden, daß überall nach den Küsten hin die Meeresfläche infolge der Anziehung der dichteren Ländermassen mindestens um Hunderte von Metern, ja an so gewaltig hervorragenden Küsten wie die Westküste von Südamerika vielleicht um mehr als tausend Meter über die mittlere Gleichgewichtsfläche der großen Oceane emporsteigt, daß also, wenn wir die Ergebnisse der Messungen von Gradlängen, welche innerhalb der Kontinente ausgeführt sind, auf den an den nächsten Küsten beobachteten Stand der Meeresfläche beziehen, unsere Resultate nur einen mehr oder weniger lokalen, aber für die allgemeinen Ausdehnungs- und Krümmungsverhältnisse der Erdoberfläche noch nicht ohne weiteres gültigen Charakter haben. Zu diesen Schwierigkeiten kommt die Wahrnehmung hinzu, daß die Lotrichtungen an der Erdoberfläche, d. h. die Richtungen, in welchen die Gesamtheit aller Massenanziehungen, verbunden mit den Wirkungen der Drehung, sich zusammensetzt, in stärkerem Maße und viel allgemeiner, als man früher geglaubt, von den Massenverteilungen in der unmittelbaren Nähe des Beobachtungsortes beeinflußt werden, sei es, daß sichtbare, sehr hohe oder besonders dichte Bergmassen oder die Nähe der weniger dichten Wassermassen wie an der Küste, sei es, daß unsichtbare Ansammlungen dichterer Massen oder größere Hohlräume unter der Erdoberfläche störende Ablenkungen der Lotrichtungen bedingen.

Von welchem Belange solche Ablenkungen sein können, dürfte unter anderem aus der Thatsache hervorgehen, daß schon die bedeutenden Wassermassen, welche die Flut zweimal täglich an den englischen Küsten bei Bristol anhäuft, durch ihre Massenanziehung die Lotrichtungen so beeinflussen, daß dort eine zweimalige tägliche Schwankung der geographischen Breite im Betrage von merklichen Bruchteilen der Bogensekunde einzutreten scheint, welche gar keine andere Realität hat als eben in jenen Lotablenkungen. Aus allem diesem folgt, daß, wenn die Genauigkeit, mit welcher man durch die astronomische Orientierung der Lotrichtungen oder der Scheitelpunkte am Himmel jetzt geographische Breiten und Längen bestimmt, eine entsprechende Verwertung finden soll, noch viele eindringende Untersuchungen über diese wichtigen Fragen erforderlich sind, daß aber bei diesen Untersuchungen auch sehr viel für andere Probleme der Geographie und Geologie zu gewinnen sein wird.

Die großen Schwierigkeiten dieser Probleme werden aber wiederum eine wesentliche Erleichterung erfahren durch eine umfassendere Mitwirkung der Astronomie.

Wie sich zuerst dem Menschen die allgemeinen Schattenumrisse der Erdgestalt auf der Mondscheibe darstellten, wie sich ihm sodann für die systematischen Abweichungen dieser Gestalt von der Kugel Beispiele aus dem Himmelsraume im Gesichtsfelde des Fernrohres darboten, ebenso wird für das feinere Studium der einzelnen Besonderheiten der Erdgestaltung

die genaueste Messung der Mondbewegungen am Himmel wesentliche Aufschlüsse geben helfen.

Wird nämlich von zwei verschiedenen Orten der Erdoberfläche gleichzeitig der Ort des Mondes am Himmel bestimmt, so findet zwischen diesen beiden Ergebnissen eine im allgemeinen meßbare Verschiedenheit statt, die nichts anderes darstellt als den Winkel, unter welchem der Abstand der beiden Beobachtungsorte voneinander vom Monde aus gesehen wird. Stellt man solche gleichzeitige Messungen des Mondortes am Himmel, in zahlreichen verschiedenen Orten der Erdoberfläche und unter recht verschiedenen Umständen an, und erweitert man solche korrespondierende Messungen mit Hilfe der für kurze Zeiträume vollkommen genau bekannten Mondbewegung auf die während der Drehung der Erde stattfindenden successiven Lagen eines und desselben Beobachtungsortes zum Mond, so wird man überaus wichtige Anhaltspunkte für die feineren Probleme der Erdgestalt hierdurch gewinnen, denn die Unsicherheiten der Lage und der Gestaltverhältnisse auf der Erde, wie sie jetzt infolge der lokalen Ablenkungen der Lote und der Abweichungen der Meeresflächen von einer mittleren Niveaufläche bestehen, werden auf Grund sorgfältiger und zweckmäßig organisierter Mondbeobachtungen auf einen kleinen Teil ihres Betrages eingeschränkt werden können.

Auch die astronomischen Expeditionen, welche im Jahre 1874 zur Beobachtung des Vorüberganges der Venus vor der Sonnenscheibe nach fernen Küsten und Inseln entsandt wurden und an denen sich auch im Jahre 1882 Deutschland beteiligt (bekanntlich kommt nach dem 6. Dezember dieses Jahres die nächste dieser Erscheinungen erst im Jahre 2004 wieder), auch diese Expeditionen dienen in erheblichem Maße den Problemen der Erdforschung. Selbst abgesehen davon, daß dieselben zur Ausführung sehr genauer geographischer Ortsbestimmungen und Vermessungen in solchen Regionen Anlaß geben, welche — schon im Interesse der Schiffahrt — dessen noch sehr bedurften, hat auch ihr eigentlicher astronomischer Zweck — nämlich: die Bestimmung des Verhältnisses zwischen den Dimensionen des Erdkörpers und den Entfernungsmaßen innerhalb unseres ganzen Planetensystems, eine wichtige mittelbare Bedeutung für fundamentale Probleme der Erdforschung selbst.

Wir hoffen unter anderem auf diesem Wege auch ein genauer bekanntes Mittelglied zu erhalten zwischen der Größe der Erde und der genauen Größe derjenigen Bahn, welche allmonatlich die Erde um einen Punkt beschreibt, der der sogenannte gemeinsame Schwerpunkt ihrer eigenen Anziehung und der Anziehung des Mondes ist.

Die genauere Bestimmung der Lage dieses Punktes in irdischen Maßen verspricht aber eine genauere Kenntnis der Anziehungskraft oder Masse des Mondes zu liefern, als wir bis jetzt besitzen, und hierdurch wiederum wird helleres Licht fallen auf die Ergebnisse der Messung einer regelmäßigen Bewegung der Erdachse, welche durch die Mondanziehung verursacht wird, und auf die dabei mitwirkenden Gesetze der Massenverteilung im Erdkörper selbst, sowie auf zahlreiche damit verwandte Probleme, besonders solche, welche das wichtige Ebbe- und Flutphänomen betreffen, ein Erscheinungsgebiet von der höchsten Bedeutung für fundamentale Fragen der Erdkunde.

In letzterer Beziehung wäre z. B. darauf hinzuweisen, daß eine jahrelange systematische Beobachtung der Eintrittszeiten und der Höhen der Ebbe und Flut in allen Zonen und in allen Meeresbecken der Erde auch von entscheidender Bedeutung sein wird für die Beantwortung der Frage, ob und in welchem Betrage die Geschwindigkeit der Drehung der Erde als veränderlich anzunehmen ist und wie man sich die Beschaffenheit des Erdinneren zu denken hat.

Zum Schlusse möchte ich mir noch gestatten, einen Blick auf die Erforschung der magnetischen und elektrischen Zustände

der Erde und ihre Beziehungen zu astronomischen Forschungsergebnissen und -Zielen zu werfen und damit für die besondere Bedeutung der in der Einleitung von mir erwähnten Einrichtung von wissenschaftlichen Polarstationen einen näheren Anhalt zu geben.

Der Magnetismus der Erde, welcher als richtende Kraft des Kompasses schon seit alten Zeiten eine so große Rolle auch bei der geographischen und nautischen Orientierung spielt, hat endlich im neunzehnten Jahrhundert bei feineren und unablässigeren Messungen, insbesondere bei korrespondierenden gleichzeitigen Messungen an sehr weit voneinander abstehenden Punkten der Erde, höchst bedeutungsvolle Erscheinungen gezeigt, welche auf nähere Beziehungen auch dieser irdischen Zustände zu den Einwirkungen benachbarter Himmelskörper hinweisen, so daß bei tieferer Ergründung derselben die Astronomie vielleicht im stande sein wird, die Hilfe des Magnetismus für die nautische und geographische Orientierung wesentlich sichern und verfeinern zu helfen. Insbesondere haben die wechselnden Zustände der Oberfläche und der nächsten Umgebung des Sonnenkörpers, wie sie uns in den Schwankungen der Größe und Anzahl der Sonnenflecken und in den mit dem Spektroskop enthüllten Schwankungen der Häufigkeit und Ausdehnung der die Sonne umgebenden Gewölke glühender Gase entgegentreten, ihre Spiegelbilder in fast ganz entsprechenden Schwankungen der Phänomene des Erdmagnetismus. Mit den letzteren Phänomenen aber sind die großen elektrischen Phänomene der Erde auch in nähere Beziehung getreten. Wir kennen zwei Haupttypen von elektrischen Lichterscheinungen in der Atmosphäre, verwandt mit entsprechenden Typen des physikalischen Experiments: die Funkenentladung und die Glühentladung.

Die Funkenentladung, das Gewitter, hat auf der Erde den Hauptsitz in den Tropen. In gewissen Tropengürteln, die ihre Lage innerhalb des Jahres verändern, ist es die tägliche regelmäßige Erscheinung. Die Glühlichtentladung hat ihren Hauptsitz in der Nähe der Pole, wo sie in der Gestalt der sogenannten Polarlichter (Nordlichter und Südlichter) ebenfalls eine regelmäßige und charakteristische Erscheinung bildet. In den zwischenliegenden Zonen kommen beide Arten von Erscheinungen vor, bei uns häufiger das Gewitter, seltener die Polarlichter.

Eine intensivere Entwickelung und Ausbreitung der Polarlichter und das Herabdringen derselben in unsere Zonen scheint nun in Verbindung mit den entsprechenden Schwankungen der erdmagnetischen Zustände stets in denjenigen Jahren einzutreten, in denen die Umgebung des Sonnenkörpers in ungewöhnlicher Erregung begriffen ist.

Mit den elektrischen Ausgleichungen im Luftkreise mußten natürlich auch elektrische Strömungen in der Erdoberfläche in Verbindung stehen. Früher hatten wir keine Mittel, dieselben wahrzunehmen. Jetzt, wo fast alle Länder und Meere mit Drähten durchzogen sind, zeigen sich diese Strömungen und zwar in einer für die Telegraphie höchst lästigen Art, indem sie die Korrespondenz unterbrechen. Es ist oft so starker beständiger Strom in den Linien, daß die künstlichen Stromgebungen und Unterbrechungen nicht dagegen ankommen. Glücklicherweise kommen auch diese Erscheinungen häufiger und ausgedehnter nur in denselben Zeiten der Sonnenfleckenmaxima vor, in welchen auch die Polarlichter in unsere Breiten herabdringen. Ein solches Maximum findet in den Jahren 1882 bis 1883 statt.

Um diese Epoche für die Erkenntnis aller dieser Phänomene gründlich auszubeuten, sollen nun in den betreffenden Jahren alle civilisierten Nationen mit allen ihren magnetischen Instrumenten und mit allen ihren telegraphischen Einrichtungen an festen Tagen, zu festen Stunden und auch sonst so oft als möglich nach einem gemeinsam aufgestellten Plane Beobachtungen machen, und die Schlußsteine dieses Messungsbaues sollen die wissenschaftlichen Stationen bilden, die in

nördlichen und südlichen Polargegenden für mindestens ein Jahr, vom 1. September 1882 anfangend, eingerichtet worden sind und zu denen auch Deutschland für je einen südlichen und einen nördlichen Punkt kluge und tapfere junge Männer entsandt hat. Auch für die Gesetze des Gewitters, welches in den letzten Jahrzehnten in einigen Gegenden der Erde mit besonderer Gefährlichkeit aufzutreten scheint, sollen demnächst durch weiteres Zusammenwirken der Forschungen tiefere Anhaltspunkte gesucht werden, in der Hoffnung, alsdann in Zukunft den Schutz auch gegen diese Gefahren rechtzeitig und ausreichend verstärken zu können.

Es liegt auf der Hand, wie wichtig für alle vorerwähnten Probleme auch die gleichzeitige astronomische Messung und Ergründung der auf der Sonne und in deren Nähe stattfindenden Vorgänge ist. Zu der Erörterung aller dieser Aufgaben und zu allen diesen weitaussehenden Arbeiten könnte man vielleicht mit mildem Lächeln sagen: Du hast uns auf die unmittelbar für die Menschheit nützlichen, ja unentbehrlichen Seiten vieler dieser Forschungen hingewiesen. Auch für ihre darüber hinausgehenden Ziele haben wir Sympathie, denn die Geschichte erweist, daß gerade aus den sogenannten reinen, d. h. nicht unmittelbar auf elementare Bedürfnisse der Menschen gerichteten geistigen Arbeiten oft die schönsten Früchte für die Hebung ihres Gesamtzustandes hervorgegangen sind. Aber — wir hätten jetzt wohl noch Dringenderes zu thun, als geographisch-astronomische Arbeiten in größtem Umfange zu treiben. Die Probleme der menschlichen Gesellschaft sind zur Zeit viel wichtiger als alle Probleme, welche ihren großen Wohnplatz betreffen.

Ich erlaube mir hierzu die Schlußbemerkung, daß die umfassenden wissenschaftlichen Arbeiten, von denen ich gesprochen habe, im Schoße der Zukunft auch für die Lösung der specifisch menschlichen Probleme wesentliche Hilfe verheißen.

Abgesehen davon, daß es auch für die Wirtschaft der Menschen immer größere Bedeutung gewinnt, daß die ganze Erde und ihre volle Produktivität an Gütern in gemeinsamen geistigen und, soweit es noch irgend thunlich, auch in gemeinsamen materiellen Besitz genommen werde, was bei geeignetem Vorgehen ein wesentliches Nebenresultat einer strafferen Organisation ihrer wissenschaftlichen Erforschung bilden könnte, ist auch nichts so sehr geeignet, die Kulturvölker untereinander zu verbinden als der Blick ins Weite, den die gemeinsame geographisch-astronomische Forschung hohen Stiles entwickeln hilft.

Und der Kampf mit dem gewaltigen Meere, mit all den mächtigen Äußerungen der Naturkräfte, denen die geographisch-astronomischen Forschungen an den Polen und in den Tropen die Stirn zu bieten haben, dieser fruchtbare menschenfreundliche Kampf wird stets wesentlich dazu beitragen, der Menschheit denjenigen höchsten Adel zu erhalten, welcher unzweifelhaft wurzelt in der Übung der Fähigkeit, sein Leben für das Ganze dahinzugeben.





Vom nördlichen Polarkreise.

Reiseskizzen aus Schwedisch-Lappland
von
E. v. Wald-Zedtwitz.

Viele Wege führen nach Rom, zu „Schwedens Lappmarken“ jedoch nur einer. Die Natur, deren Walten hier noch alles überlassen ist, hat ihn fester Hand vorgeschrieben, kein Sterblicher ist im stande, davon abzuweichen. Der Lauf des Flusses ist es, der Elf, in dessen Bereich der Wissensdrang den Fremdling führt, den er innehalten muß. Bis man zur Mündung dieses Einganges in jene fremde Welt gelangt, giebt es zwei Annäherungslinien: die eine für den Sommer ist die feuchte Wasserstraße durch die Ostsee gebahnt, die andere zu jenen Zeiten, wo König Winter sein eisgeformtes Scepter schwingt, der Landweg, der sich längs der Küste Schwedens hinzieht.

O Wissensdurstiger, laß dir raten, geh nicht zu Winterszeiten in jenes Land, obgleich gerade dann das Füllhorn unsagbarer Schönheit darüber ausgegossen ist! Die Kälte, die unendlich lange Fahrt im offenen Schlitten schwächen die Fähigkeit zum Genuß der grandiosesten Reize zu mächtig ab — und dann die Nacht — die lange Nacht! Wenn aber daheim die Rosen blühen, wenn droben die Sonne scheint, wenn Lappland lacht im Maienkranz der schlanken Birke, dann, o Wanderer, ziehe hinauf in jene arktischen Regionen!

Leicht ist die Fahrt zum Nordkap, leicht sind dabei die Abstecher nach „Norwegisch-Lappmarken“; den Lappen „Schwedens“ aber einen Besuch zu machen, hat schon andere Schwierigkeiten — nur äußerst selten haben sie sich daher dieser Gunst zu erfreuen.

* *
*

Stockholm schläft, aber nicht umhüllt vom Schleier der dunklen Nacht; kein Sternlein leuchtet der nordischen Königin ins Schlafgemach, nur ein süßes, träumerisches Dämmerlicht ist über sie gebreitet. Die salzige Flut bespült den Saum des königlichen Kleides; vom Waldgebirge, das seine Urwaldsgrüße bis an die Thore der Herrscherin urwüchsig heran-

sendet, umströmen sie aromatische Düfte und auf den Straßen, den Kanälen herrscht noch bewegtes Leben. In Strömparterren spielt die Musik, dort drängen sich die Gäste. Was ist Strömparterren? Ein Blumenkorb, ein köstliches Eiland mitten in der Stadt, geschmückt mit allem, was die Kunst ersonnen, um Menschenherzen zu erfreuen; ein Stückchen Erde, geschaffen, um bei Musik, bei Becherklang, bei reizender Umgebung die Sorgen dieses irdischen Jammerthales zu vergessen.

Hier halte ich stand, hier warte ich ab, bis dort der Bootsmann auf dem Riesendampfer das Zeichen zur Abfahrt giebt. Um die Stunde der Mitternacht erklingt der Ruf, und eilig steuere ich auf schwankem Nachen durch alle die Hunderte von schiffbaren Fahrzeugen, welche die salzige See durchschneiden, dem Dampfer zu, der mich zum Norden führen soll. „Luleå“* ist er benannt, ist Eigentum der Kaufmannschaft der Stadt gleichen Namens, am Strande der Ostsee gelegen.

Ein Dampfer, der zum Norden führt, gleicht einem schwimmenden Hotel; was der Komfort nur ersonnen hat, ist hier zu finden, nur rate ich jungen Ehepaaren nicht, einen solchen zum Zweck der Hochzeitsreise zu benutzen, da unbarmherzig der Kapitän „hie Männlein!“ und „hie Weiblein!“ ruft.

Auf Deck herrscht frohes Leben; die Stühle, die Bänke reichen nicht aus, die Ballen und die Fässer werden benutzt, um vor der Abfahrt mit den Freunden, die daheim bleiben, noch einen gemütlichen Abschiedsskål zu trinken.

Der Punsch macht seine Runde; und sieh, auch mir, dem Fremden, der eben nur den Fuß an Bord setzt, reicht man den Becher!

Das ist so Sitte in Schweden, die Liebenswürdigkeit ist diesem Volke angeboren.

Jetzt fängt's im Inneren der „Luleå“ an zu zischen; wer nur den Freunden das Geleit gegeben, sucht das Land, der Steward läutet und der Koloß bewegt sich mit der Leichtigkeit der Schwalbe durch all die schmalen Wasserstraßen, welche die Unzahl der Schiffe, die im Hafen ruhen, nur spärlich frei gelassen.

Da ziehen sie stumm vorüber die unbeschreiblich schönen Bilder, aus denen sich die Landschaft hier zusammensetzt. Das blaue Meer, das Urwaldsdunkel, das lichte Felsgestein und jener bunte Kranz von blumenumflorten Villen, das Weiß der Segel und der fast silbern schimmernde Himmel fügen sich zu einem Ganzen, das wundersam das Herz erhebt. Schöneres kann's auf der Welt wohl nimmer geben! Doch schon der nächste Augenblick straft den Gedanken Lügen, denn mild taucht Aurora aus den Fluten, färbt die Menschenerde mit Rosengold, läßt sie in Purpurgluten flammen, tränkt sie mit violetten Tinten und wandelt sie in ein Reich, das nur bestimmt scheint, seligen Göttern als Wohnort zu dienen. Die Inseln, auf denen der Handelsherr von Stockholm sich seine Villen baut, verschwinden nach und nach, die rot gestrichene, mit Netzen umhangene Fischerhütte tritt an ihre Stelle; die Ufer werden wild und rauh, und vor uns taucht Wachsholm aus schwanken Wassertiefen, in deren Schoß sich hinter uns das alte nordische Königsschloß jetzt eben ganz zu versenken scheint.

Ade Stockholm, du traumerfüllte Märchenwelt, leb wohl!

Wachsholm, ein Festungswerk, auf klüftigem Felseiland errichtet, soll die Herrscherin des Nordens vor feindlichem Nahen schützen; drohend kehrt es die Mündungen seiner Geschütze dem offenen Meere zu.

Auch diesem Bollwerk kehren wir den Rücken, die „Luleå“ giebt vollen Dampf und steuert in den Bodden, sich nunmehr nordwärts wendend.

Die Natur verlangt ihr Recht, ich steige zur Nachtruhe hinunter zur Kajüte, nur ungern mich vom Verdeck trennend. Obgleich die Sonne hell durch das kleine, runde Fenster scheint, an das die Wellen rhythmisch schlagen, sinke ich doch bald

* å sprich wie o.

vertrauensvoll Gott Morpheus in die Arme.

Als ich erwache, ist Mittagszeit; schnell mache ich Toilette und steige auf Deck.

Ringsum nur eine leichtbewegte Wasserfläche, blauer, nordisch blauer Himmel, der in seiner Tiefe an Makarts metalldurchglühte Tinten streift, und dort im fernen Westen, nur unsicher noch und nebelhaft verschwommen, ein Streifen der Küste Schwedens. Nur eine leichte Brise weht, als wolle das Meer zum Verweilen auffordern; die „Luleå“ bleibt ungerührt von dem zarten Gebaren des Meergottes, sie steuert fest und unbeirrt vorwärts, so sicher und ruhig, daß jenes grause Ungeheuer mit dem Medusenhaupte, das Sturm und Wellengang bedarf, um sich zu heben: „die Seekrankheit“, festgebannt in der Tiefe liegt. Die Glocke ruft zum Mittagstische; wir folgen gern und laben uns zuerst an dem kalten nationalen Büffett, das in Schweden jeder Mahlzeit voraufgeht, bei dem sich Hummer, Lachs und frischer Bärenschinken nicht nur im Gedicht, nein in handgreiflicher Wirklichkeit vereinen. Die Urne, die als Mittelstück die zierlich servierte Tafel schmückt, spendet Schnäpse aller Art, und unaufhörlich fließt der alkoholduftige Strom aus ihres Leibes Unergründlichkeit in die Gläser.

Übung ist zu allen Dingen nütze! Das Sprichwort gilt auch hier, denn jene kalten Leckerbissen sind aufgetischt, um den Appetit anzuregen — nicht um ihn zu verderben. Der unerfahrene Deutsche stürzt sich im Anfang meistens mit so großer Energie darauf, daß er nachher unfähig ist, den warmen Speisen, deren Beschluß die Suppe macht, die nötige Ehre anzuthun.

Nach dem Diner ist Versammlung auf Deck bei Kaffee und schwedischem Punsche, eigentlich richtiger umgekehrt gesagt.

Das ist der Augenblick, wo sich die ganze Liebenswürdigkeit des Schweden entfaltet; er scherzt und singt, er zieht den Fremden zu sich heran und ist bemüht, ihn sich so heimisch als möglich fühlen zu lassen.

„Min skål! Din skål!
Och alla vacker flickars skål!“

Mein Wohl! Dein Wohl!
Und aller hübschen Mädchen Wohl!

Dies ist die Zauberformel, die aller Herzen bindet.

Sind vier Schweden beieinander, so tönt der Viergesang aus ihrem Munde; die Weisen sind mild und sanft, sie säuseln sich ins Herz, doch fehlt auch der markige Hauch nordischer Stärke nicht.

Die wundersame Eigenart der Lieder ist's, die uns mächtig anzieht, und schallt nun erst solch nordischer Männersang hinaus aufs Meer, spielt dazu der Wellenschlag die Begleitung und ist wie hier das Herz empfänglich erfüllt von dem, was Gott ihm Schönes zeigt, so ist die Wirkung doppelt — nein zehnfach mächtig.

Das Schiff schwenkt, wir nähern uns der Küste; die Ufer bilden sich scheinbar vor unserem Auge, sie nehmen feste Formen an, bald unterscheiden wir kieferbewaldete Dünen und sehen, wie das Meer weit einspringt in das Herz des Landes; wir erblicken einen Mastenwald, ein Schneefeld weißer Segel, der Dampf steigt auf aus schwarzen Schlünden, ein



Ein Lappenehepaar.

bunter Kranz von holzgefügten, sauberen Häusern, je nach der Laune des Besitzers in allen Regenbogenfarben blitzend, schlingt sich voll Lieblichkeit um das frohbelebte Wasserbecken des Fjords von Umeå.

Jetzt sehen wir unseren Irrtum ein. Nicht ist's der Bodden (Meerbusen), der ins Schwedenland eindringt, nein, eine jener Lebensadern der skandinavischen Lande, die Mittler, die Träger, die Bringer und Förderer der Kultur — ein Strom, die Elf von Umeå ist's, die sich weit und mächtig in das Meer ergießt, um das, was das Land erzeugte, was sie beförderte, was sie zum Thale schaffte, den großen Weltenfahrern, den kleinen Segelschiffen, auf dem feuchten Schoße darbietend.

Nicht träge, klein und selbstvergessen giebt die Elf ihr Dasein auf, nein groß und stark, wie sie geboren, stürzt sie sich mächtig in die Allgemeinheit. — Sie stirbt — doch stirbt sie stolz und mit Bewußtsein!

Schwedens Reichtum fließt von hier aus in die Welt. Hölzer in riesenmäßigen Massen, Eisen, Kupfer und andere Metalle, Felle, Farbenerden, Teer und geräucherte Fische werden hier verladen.

Der erste Dampfer, der heute, nach der natürlichen Sperre, die das Eis der Boddenschiffahrt auferlegte, Umeå passiert, ist ein Ereignis. Die Bürger strömen an den Hafen, die Arbeiter erbieten sich zu Handlangerdiensten, doch ist es vielen nicht möglich, dem Drange nach Verdienst nachzukommen, weil sie dem Drange nach Alkohol schon zu viel entgegengekommen.

Die meisten taumeln im unseligen Rausche umher, und manche liegen sinnlos auf der Erde.

Das ist die Achillesferse, an welcher Schweden leidet; das Klima begünstigt die Trunksucht ungemein, und gegen dieses Übel kämpfen leider Götter selbst vergebens.

So sehr auch die Regierung, die Männer und Frauen der besseren Gesellschaft, die sich zu Vereinen, unter denen der der sogenannten Läserer der größte ist, zusammengethan, dagegen anstreben, ist doch an der Küste, wo jedes Schiff frische Ladung bringt, eine Änderung nicht durchzusetzen.

Anders gestaltet sich die Sache im Inneren des Landes. In Norbobdenlän, in Lappmarken, überhaupt in den der Küste ferngelegenen Distrikten des nördlichen Schwedens ist absolut nicht ein Tropfen gebrannten Wassers zu erhalten. Die Regierung belegt jede Einführung mit enormen Strafen, und sie thut recht daran, denn ließe sie dem Teufel Schnaps hier freie Hand, es dauerte nicht lange, so wäre die dortige, von aller Welt abgeschnittene, höchst sporadisch verteilte Bevölkerung demoralisiert und aufgerieben.

Der Kapitän Nordblom — getreu seinem Namen —, eine wahre Blume des Nordens, hat gelöscht, die Glocke ruft uns an Bord und nordwärts geht es wieder.

Im Kalender wechselt wohl Tag mit Tag, indem sich scheidend eine Nacht dazwischen legt — doch hier lacht nur ein großer langer Sonnentag. Nur da, wo Abendglut mit Morgenrot auf schwanken Wellen ihre Rosenlippen aufeinander drücken, wo ihre goldgefärbten Schleier ineinander wallen und wo die Welt — die nordische Welt — aufjauchzt im Vollgefühl der eigenen Schönheit, da wechselt eben Tag mit Tag ohne dunkle Schatten. So ist's zu Sommerzeiten, wenn der Festtag des heiligen Johannes bald bevorsteht und wenn bei uns die Rosen blühen — doch blinkt daheim im deutschen Vaterlande der Weihnachtsbaum, küßt winterlich die helle Sonne bei uns den blinkenden Schnee, dann herrscht hier oben schwarz und undurchdringlich der Dämon „Nacht“! Dann blitzt das Nordlicht auf, es hellt mit diabolisch roter Glut die Welt des Nordens, doch nur um ihr zu zeigen, wie dunkel eigentlich die Nacht ist, die sie sonst umfängt.

Zwölf Stunden später landen wir in Piteå. Es ist ungefähr dasselbe landschaftliche Bild wie bei Umeå, die Farbentöne jedoch sind blasser, die Vegetation geringer und mit dem Boden, der wenig oder gar nichts kostet, geht man verschwenderischer um.

Die Häuser sind weitläufig gebaut, rot gestrichen — eine Farbe, an die man sich im Anfange erst gewöhnen muß, welche jedoch die Eigentümlichkeit besitzt, das Holzwerk besonders gut vor den Unbilden der Witterung zu schützen. Wir steigen



Njommelaskas.

aus; im Garten blühen zarte Frühlingskinder: Narcissen, Primeln und Tulpen; sie schauen etwas kränklich darein, doch sie blühen. Der Faulbaum ist in seinem Elemente, er trägt volle, kräftige Trauben, auch auf die Küchenkräuter scheint die nördliche Lage wenig nachteiligen Einfluß zu besitzen.

Am Ende der Stadt liegt der Friedhof; die Wildnis grenzt hier an den Eingang zu der Ewigkeit, der Urwald drängt heran, und wenn nicht Menschenhand und Menschenaxt den zudringlichen Gesellen energisch in die Schranken gewiesen hätten, so würde er in Bälde sich seinen Weg bis an die Küste bahnen. Wohl gepflegt reiht sich Grab an Grab, ein Kreuz steht darauf, es trägt den Namen dessen, der's vollbracht, und eine Taube, welche symbolisch die Schwingen reckt. Das Kirchlein steht mitten unter Toten, in Kreuzesform ist es erbaut aus Holz, ein Turm erhebt sich auf

der Mitte und Blitzableiter krönen des Kreuzes Flügel. Nicht edel, nicht stilvoll ist es geformt, doch freundlich, anheimelnd sieht es aus; mir war's, als ließe es sich drin recht herzlich beten. Ein Stück abseits erbaute man den achteckigen Glockenturm, nur niedrig, mit hohem Dache, umgeben von wohlgeschnitzten, kunstvoll gearbeiteten Geländern.

* * *

Derselbe Zustand trunkener Unmoralität herrscht hier in Piteå wie in Umeå, die Ortsbehörde steht auch hier machtlos dem Trunkteufel gegenüber.

Wir halten uns nicht lange auf, doch ist neue Gesellschaft hinzugekommen.

Ein hoher schwedischer General mit seinem Stabe, seinen Dienern und seinen Skjuts (sprich Schuß). Was ist ein Skjuts? Ein kleiner Wagen; welcher Art werde ich später an seiner Wirkung auf mich selbst demonstrieren.

Der General hat in der Nähe von Piteå die Bewäringe, Schwedens Heeresmacht, von der hier ein Teil zur Übung einbeordert ist, einer Inspektion unterworfen.

Die Bewäringe ist eigentlich eine Landwehr und genügt in Anbetracht der geschützten Lage Skandinaviens, fern vom Welttheater, vollständig für seine politische Sicherheit.

Der Herr General reist später nach Haparanda, um dort den Hauptmann mit seinem Burschen, der hier als Schutz gegen Rußland garnisoniert ist, zu inspizieren.

Außer dem Vertreter der weltlichen Macht stieg noch der Episkopus von Norboddenlän mit seiner Gattin, seiner Dienerschaft und seinem Skjuts ein, ohne welches letztere ein vornehmer Herr hierzulande einmal nicht reist. Er will die Geistlichkeit seiner ausgedehnten Diöcese gleichfalls revidieren. Doch noch ein anderer Gast — mir und den übrigen höchst interessant — ist eingetroffen: ein armer „Italiano" nämlich mit seinen treuen Freunden und Broterwerbern, dem Meister Petz und einem Seidenaffen, die beide nicht wenig dazu beitragen, die Heiterkeit der an und für sich schon äußerst lustigen Gesellschaft kulminieren zu lassen.

Ganz merkwürdig ist die Erscheinung, daß derartige Kunstgenossen mit Vorliebe und von Gewinn gekrönt die Küstenländer des Boddens bereisen — sie treten bei Haparanda-Torneå nach Russisch-Finnland über und gelangen so bis Petersburg. Wir trafen Sänger-, Schauspieler-, Seiltänzerbanden in Menge — meist sind es Italiener oder Deutsche. Außer diesen Reisenden stellt unser Vaterland ein stattliches Kontingent, namentlich Handlungsreisende aus Lübeck, die in Kurz- und Schnittwaren hier bedeutende Geschäfte machen. Sie führen wahre Berge von Koffern mit sich, nur Proben enthaltend, nach denen Bestellungen gemacht werden. Der ungeheure Absatz dieser Leute läßt sich nur durch den den Schweden innewohnenden Hang nach Komfort erklären, der zuweilen über ihre Mittel hinausgeht; die natürliche Folge hiervon ist, daß die meisten so zu sagen nie auf einen grünen Zweig kommen. Die Landleute, die Bewohner der Berge kommen hinunter zu den Küstenstädten oder zu den Märkten, die im Winter in den Kirchdörfern des Inneren abgehalten werden, und geben dort ihre Barschaft aus. Sie ziehen dann oft mit den unnützesten Sachen, die absolut sonst nicht zu der Einfachheit ihrer Umgebung passen, auf ihren Renntierschlitten wieder in ihre Wildnis.

So wurde mir in einer Fischerhütte ärmster Qualität nahe dem Polarkreise der entsetzliche Kaffee, dem die Hausfrau, um ihn runder zu machen, wie sie sagte, getrocknete Fischhaut zugesetzt hatte, in einer schöngeformten, neusilbernen Kanne serviert.

In den Gasthäusern der Küste berührt den Reisenden, der natürlich in dieser Beziehung mit wenig Hoffnungen dort einkehrt, der außergewöhnliche Komfort, der sich mehr auf Service, Silberzeug, Wäsche und Speisen als auf das Meublement erstreckt, äußerst angenehm.

Wieder sind zwölf Stunden vergangen,

da taucht das Ziel meiner Reise aus den Fluten. Luleå ist's, die Vaterstadt unseres schäumenden Dampfkolosses. Sie gleicht Umeå und Piteå; die Größe der Schneidemühlen, die Holzvorräte, die hier oben aufgestapelt liegen, spotten aber jeder Beschreibung. Man bekommt hier annähernd einen Begriff von der enormen Ausdehnung der Waldungen des Inneren; man glaubt, es könnten dort gar keine Bäume mehr stehen, und doch ist absolut eine Abnahme nicht zu bemerken.

Luleå ist Hauptstadt Norboddenläns, Sitz aller Provinzialbehörden, eines Gymnasiums, einer Handelskammer und Wohnort ebenso gebildeter als liebenswürdiger Menschen. Sie nahmen mich mit offenen Armen auf, brachten mich im Hotel Flygare unter, einem Hause, welches sich bezüglich seiner Leistungen getrost dem ersten Hotel einer deutschen Großstadt an die Seite stellen kann.



Meine erste Skjutsfahrt.

Der Wirt ist sein erster Gast, man lebt en famille, der Tisch ist à discretion gedeckt, die Preise sehr gering.

Frau Flygare packte mir meine Kisten zur weiteren Reise. Was es nur Gutes zum Verspeisen giebt, that sie hinein, damit ihr lieber Freund — wie sie mich nannte — in Lappland nicht Hungers sterbe.

Ein Korb mit Flaschen fehlt selbstverständlich nicht, und zu meinem Erstaunen fügt sie noch Brot hinzu. Brot allerdings, wie wir es haben, kennt man dort kaum, sondern es sind dünne knusperige Fladen, den Matzen nicht unähnlich, welche die Israeliten zu Ostern essen.

Auch Brot? Brot giebt's doch überall! Es giebt in Lappland Brot, doch fragt mich nur nicht, was für welches. Geschrotener Hafer oder Gerste wird mit Wasser gemengt, geröstet und für die Zeit eines halben Jahres im voraus gebacken; man bewahrt diese Fladen an Stangen unter der Decke des Raumes auf, welcher Menschen und Tieren gleichzeitig zum Aufenthalte dient. Ist schlechte Ernte, so mengt man Sägespäne darunter. Ich mußte später zugeben, daß man gut daran thut, sich unter diesen Verhältnissen vorzusehen.

Der schöne Tag von Luleå ist vorüber, man bringt mich an Bord des kleinen Dampfers „Gellivare", der einige Meilen stromauf den Lauf der Luleå-Elf verfolgt. Er dankt sein Entstehen einer englischen Handelscompagnie, welche die enormen Eisenvorräte der Werke zu Gellivare, nördlich von Luleå mitten im Urwald gelegen, ausnutzte. Er sollte Material und Arbeiter hinaufführen, da man beabsichtigte, eine Eisenbahn vom Bergwerk zum Strom zu bauen; das Projekt scheiterte, der Dampfer aber besteht zum Nutz und Frommen der Reisenden.

Im Anfange soll es schwer gehalten haben, die Eingeborenen zu bewegen, sich dieses Transportmittels zu bedienen, jetzt aber haben sie sich nach und nach in dieser Beziehung von der Kultur belecken lassen.

Das Schiffchen ist vollständig besetzt;

Ballen und Fässer liegen umher, sie dienen den Passagieren als Sitze und Lagerstätten. Die Mitreisenden sind Kaufleute, deren Geschäfte sie zu den weiter oben gelegenen Schneidemühlen führen, Handelsleute, die hausierend in den umliegenden Ortschaften umherziehen wollen, und junges kräftiges Schwedenvolk, bei denen der Blumenstrauß am Hut davon Zeugnis giebt, daß sie sich gestern in Luleå der Rekrutierungskommission stellten. Die scharlachrote Weste ist das einzige, was von der so kleidsamen Nationaltracht übriggeblieben ist.

Das kleine, wunderlich aussehende Paar, das auf dem Tabaksballen kauert, legt konservativere Gesinnungen an den Tag, sie tragen sich, wie vor Hunderten von Jahren ihre Urahnen sich trugen. Ihr Blut ist edles, unverfälschtes Lappenblut, die Züge der bronzefarbenen Gesichter sind breitgedrückt, die Augen etwas schräg geschlitzt und unter der hohen blauen Mütze von grobem Tuch hängen langsträhnige schwarze Haare herab.

Im ersten Augenblick kann ich nicht unterscheiden, welchem Geschlecht sie angehören, denn beide sind gleich groß oder vielmehr gleich klein; sie messen höchstens vier Fuß und einige Zoll, tragen gleiche Kittel von grauem Filz und lange Beinkleider von Renntierleder, die in den sogenannten Lappschuhen verschwinden. Diese Lappschuhe sind ein wunderbares Bauwerk schuhmacherlicher Künstlerschaft, sie haben keine feste Sohle, sind so weit, daß darin bequem drei Füße Platz gewinnen könnten, haben nach oben hochgebogene Schnäbel und werden an den Füßen mit bunten Bändern festgeschnürt. Ehe man sie anzieht, werden sie mit trockenen Gräsern ausgestopft, umschließen so warm und weich den ganzen Fuß und schützen ihn vor Nässe und vor Kälte.

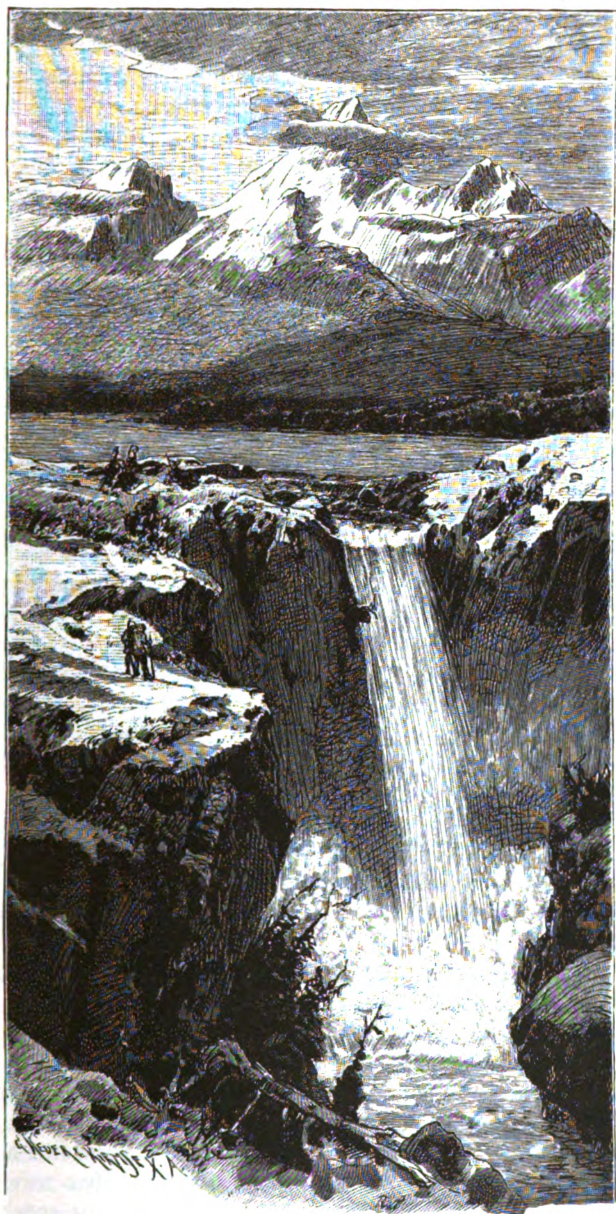
Die Bodenverhältnisse Lapplands, wechselnd zwischen Sumpf und scharfem Steingeröll, machen diese Art von Fußbekleidung notwendig, so daß sich auch die schwedischen Ansiedler derselben bedienen. Auch ich war gezwungen, bei meinen weiteren Wanderungen dieselben anzulegen. Vorläufig berührte mich ihr Anblick wunderbar, und ich begriff nicht, warum sich die guten Leute ihre an und für sich kleinen Füßchen so verunstalteten.

Die Taille der Lappen umschließt ein kunstvoll mit Messing, wohl auch mit Silber beschlagener Gürtel; an ihm befinden sich mehrere meist mit zierlicher Stickerei verschönte Täschchen, die Messer, Löffel, Tabakspfeife, Varinas — sicher Qualität 00 — Stahl und Feuerschwamm enthalten. Der Lappe raucht, die Lappin thut desgleichen; des Lappen Lippe umsproßt ein Bart, der einem Stoppelfelde nicht unähnlich erscheint, und Mutter Natur vergönnt hier auch dem Weibe beinahe fast immer des Mannes Zier. Wie nun die Herren von den Damen unterscheiden? Jetzt habe ich's heraus: die Frauen flechten sich das dürftige Haar zu noch dürftigeren Zöpfen und zieren ihres Kleides Saum mit bunten Stickereien. Die Herrschaften bedienten sich jetzt der Sommertoilette; im Winter dagegen ist das Gewand und die Mütze aus Renntierfellen gefertigt, die reicheren unter ihnen — der Reichtum wird bemessen nach der Zahl der Renntierherden – gestatten sich den Luxus höchst zierlicher, aus bunten Fellmosaiken zusammengesetzter Kleider. Die Geschicklichkeit dieser Leute tritt hierbei sowie in der Kunst der Stickerei, des Schnitzens und der feinen Lederarbeit deutlich zu Tage.

* * *

Der Dampfer steuert langsam stromauf. Die Luleå-Elf ist sicher hier eine halbe Stunde breit, smaragdgrüne Wiesen umkränzen ihre Ufer; darauf thun sich die wohlgenährten Wiederkäuer sowie die gelbgelockten kleinen Pferdchen gütlich. Haus reiht sich an Haus, ein Kirchturm hier, ein Kirchturm dort hebt sich vom blauen Himmel ab, das lebensfrohe Bild wird abgeschlossen durch einen dunklen Streifen mächtiger Urwaldstannen. Wehe dir, Wandersmann, wolltest du in ihrem Schatten wandeln! kein Weg, kein Steg schlingt sich durch jenen Irrgarten der

Natur. Käme es dir in den Sinn, von hier aus nördlich oder südlich bis zu den Nachbarflüssen vorzudringen, du wärest



Adnamuortikortje.

unrettbar verloren. Die einzige Möglichkeit, dorthin zu gelangen, ist dir geboten, wenn du nach Luleå zurückkehrst und dort das Schiff oder den sich an der Küste hinziehenden Landweg benutzest.

Wir sind in Gamla-Luleå (Alt-Luleå), der Vaterstadt von Luleå, die sich weithin bemerklich macht durch eine Rarität, ihren aus Stein gebauten Dom. Hundert und

mehr Meilen im Umkreise existiert kein steinernes Gebäude. Die Kirche ist stillos erbaut; wie alt sie ist, kann man nicht nachweisen, schön ist in ihr allein die kunstvoll geschnitzte Kanzel.

Das Strombett verengt sich, wir fahren noch ein Stündchen, da hält der Dampfer und der Kapitän bedeutet uns auszusteigen.

Der „Gellivare" ist an seinem Ziele, eine Stromschnelle legt sich ihm und uns hindernd in den Weg. Es ist hier an der Zeit, einen kurzen Blick auf die geographischen Verhältnisse des nördlichen Schwedens zu werfen. Im großen und ganzen bildet der Kamm der Hochgebirge die Grenze zwischen den nordischen Schwesterreichen Norwegen und Schweden; ersteres ist nur schmal bemessen, so daß die Hänge der Fjälle schroff und scharf zum Meere abfallen, während sie sich langgedehnt, terrassenartig zur Ostsee abflachen. Naturgemäß sind die hohen Gebirgsstöcke die Geburtsstätten der Wasseradern beider Königreiche. Die norwegischen Flüsse gleichen daher im allgemeinen mehr springenden Kaskaden, wohingegen die schwedischen Elfen, sanft dahinfließend, sich zu lieblichen Seebecken breiten und nur an den jedesmaligen Terrassenstufen Wasserfälle und Stromschnellen bilden, die der Landschaft einen unsagbaren Reiz verleihen und zum Teil so mächtig sind, daß sie sich mit dem Niagara messen können. Die berühmtesten Wasserphänomene der Alpenlande werden durch sie bedeutend in den Schatten gestellt. Man hört fast immer, wenn jemand von einem schwedischen Wasserfalle spricht, den „Trollhättan" nennen; beinahe jeder aber, der ihn gesehen hat und die Alpenfälle mit ihm vergleicht, fühlt sich enttäuscht und bricht den Stab über alle anderen Wasserfälle — die er nun freilich nicht kennt. „Trollhättan" verdankt seine Berühmtheit allein seiner bequemen Lage, da er von Gotenburg aus schnell und leicht zu erreichen ist. Wer Schwedens Wasserfälle sehen will, der muß nach Lappmarken wandern. Speciell die Luleå-Elf, welche sich bei Storbacken, einem an der Grenze der Lappmarken gelegenen Orte, aus der Stora und Lila Luleå-Elf bildet, hat den Vorzug, die größten und wunderbarsten Wasserfälle zu formieren. Nicht leicht ist's, jene Wunder der Natur zu schauen, das Große, das Erhabene will erkämpft und will errungen sein, freiwillig beut es niemandem seine Reize. — Tiefe Stille, fast beängstigend auf die Nerven wirkend, liegt auf Lapplands von Wald und Fels bestandenen Gauen. Der kleine Nachen trägt dich stromauf. Da schlägt erst leise, wie entferntes Donnergrollen, ein Tönen an dein Ohr; mit jedem Ruderschlage vorwärts nimmt es zu; die Wasser, die bis dahin sanft und ruhig flossen, geraten in tanzende Bewegung, das kleine Boot schwankt hin und her, der Fischer landet, wir steigen aus und treten eine Urwaldswanderung an. Jahrtausende begruben hier edle Waldgeschlechter und ließen neues Leben aus Ruinen sprießen. Die Birke, weiß und stark, reckt sich zum Himmel und läßt die schwanken Zweige niederhängen. Ein unsagbarer Duft erfüllt die Luft, nicht nur dem Blattwerk jenes Baumes entsprießend, nein auch den weichen Moosen und der Blumenfülle kraftvoll entströmend. Die dunkle Tanne hebt stolz den Stamm, just wie zum Maste eines Weltenfahrers kühn geboren; sie reckt die grüngesäumten Arme zum schwesterlichen Gruß der zarten Nachbarin. Der Beerensträuche üppiges Gestrüpp reicht dir bis an den Gürtel, das Rankenwerk ist beinahe undurchdringlich. Felsblöcke streute eine Riesenfaust, und Barrikaden gestürzter modernder Waldtitanen versperren dir den Weg. Moräste ziehen sumpfig sich dazwischen, trockene Wasserläufe zeigen ihr mit Steingeröll gefülltes Bett und an jener Stelle, die fels- und waldbeschattet dem Sonnenstrahle nicht erreichbar war, harrt eine winterliche Schneefläche noch der wärmenden Erlösung. Nicht lange war's, kein Mond ist noch vergangen, da führte der Schnee hier ganz das Regiment; Lappland schlief noch eisgebannt, die Knospen träumten noch im Erdenschoße, der Fischer sah

noch blöde in die ewige Nacht. Da dämmert es am Firmament, das Sternenlicht verbleicht, die Sonne bricht sich Bahn; sie kämpft und ringt, mit einemmal ist sie Siegerin, küßt warm und weich die Mutter Erde, donnernd zerplatzt das Eis unter ihrem Hauche, der Schnee stürzt wässerig zu Thal, es reckt und regt sich in den Tiefen und Lappland grünt und blüht und Lappland prangt im Sommerstaate.

* *
*

Hegemonie der Paläste der Wassernixen, mit denen des Volkes Aberglaube jene grausig schönen Stätten bevölkert hat.

* *
*

Den Haltepunkt bezeichnet eine rotgestrichene Fischerhütte; einige Landbewohner stehen bereit und bieten den Aussteigenden ihre Gefährte zur Weiterreise oder ihre breiten Rücken zum Tragen des Gepäckes an. Ich besteige einen Skjuts; mit einer



In der Fischerhütte von Pistojauer.

Mühsam mit Hand und Fuß schafft sich der Wanderer Bahn, er schreitet dem Donner nach, der sich allmählich beinahe zur Unerträglichkeit gesteigert hat; doch wenige Schritte noch, ein Felsvorsprung ist erreicht und zitternd, bebend, ergriffen bis in der Seele tiefste Tiefe vor solcher nie geahnter Allgewalt der Elemente liegt der Njommelaskas vor dir. Kein Tier, kein lebend Wesen weilt in seiner Nähe, das Brausen und das Donnern ist selbst dem Geschöpf des Waldes schier unerträglich. Mit ihm streitet der Adnamuorkikortje oder der große Nebelfall um die

gewissen Todesverachtung überlasse ich meinen irdischen Menschen den Stößen, den Püffen, die mir der zweiräderige federlose Karren überreich zu teil werden läßt, indem er, von dem kleinen Pferdchen gezogen und von einem lieblichen blondzöpfigen Schwedentöchterchen geführt, rücksichtslos auf meine Marterqualen, über Stock und Stein dahinsaust.

Wir eilen durch ein Heideland, nach einer Stunde ist die Stromschnelle umfahren, die Elf fließt sanft dahin, auf ihrem Rücken liegt ein kleiner Dampfer, scheinbar nur für ein Liliputgeschlecht bestimmt.

Die Landschaft hat sich verändert; der Kulturstreifen, der sich bislang am Fluß dahinzog, ist durch den Wald, welcher hier und da bis an den Uferrand herantritt, zuweilen unterbrochen, nur selten zeigt sich vereinsamt eine Fischerhütte, der bunte Kranz der Dörfer ist ganz verschwunden. Ein Tannenbaum hier, ein Birkenriese dort, vom letzten Sturm gebrochen, versenken ihre Stämme ins flüssige Naß, um unberührt von Menschenhand hier zu vermodern. Die Ufer, bis dahin sanft gewellt, gruppieren sich zu Hügelketten. Eine Schneidemühle, ein Holzhof, zuweilen auch ein Platz, worauf in langen Reihen die Fischer ihre Netze trocknen, sonst nichts, was auf die Industrie, die Menschen deutet; doch will es mich bedünken, als hätte die Natur hier intensiver in den Farbentopf gegriffen, das Grün ist grüner, der blaue Himmel blauer als im Unterlande.

So fahren wir dahin im Sonnenglanze, die gefüllten Kisten der Frau Flygare thun ihre Schuldigkeit, denn früher nicht als bis zur Mitternacht eröffnet sich ein gastlich Thor.

Die Endstation Hedenfors ist erreicht, mit ihr ein Gasthof, wie wir ihn uns in dieser Gegend wahrlich nicht träumen ließen. Ein zierliches Schweizerhaus lugt aus lichtem Birkengrün hervor, die Räume sind weit und luftig, sie prangen in schwedischer Reinlichkeit; weißer Sand deckt die Dielen, kleingeschnittene Wachholderzweige sind darauf ausgestreut und spenden angenehmen Duft, und ein Büffett, besetzt mit nationalen Leckerbissen, beut uns sein Willkommen. Den Schluß der Mahlzeit machen würzige Beeren und kostbare Milch, so schmackhaft wie nirgends sonst. Der Beerenreichtum Schwedens ist enorm; außer den bei uns vorkommenden allgemein bekannten Waldbeeren kennt man hier noch die sogenannte gelbe „Kråk“ und die weiße „Åkerbeere“, welche sich durch ihren Wohlgeschmack besonders auszeichnen.

Die Sonne bescheint die tadellos weißen Linnen meines Bettes, der Wasserfall singt mir den Schlafgesang und Schwedens Nachtigall, die schwarze Amsel, flötet aus goldiggelbem Schnabel ein süßes gute Nacht.

* * *

Bis hierher und nicht weiter! ruft die Allgewalt der Natur den Einrichtungen moderner Kultur zu; von nun an ist der Lauf des Dampfers abgeschnitten, das schwanke Boot, des Schusters Rappen führen dich weiter. Hölzerne Hütten, bestimmt, um an Markttagen den von fernher kommenden Bewohnern mit ihren Renntieren Unterkunft zu geben, führen bis an die Elf, die sich hinter dem Wasserfall seeartig ausbreitet.

Hier harret unser bereits ein Nachen, bewehrt mit zwei kräftigen Gestalten, die schon die Ruder in die Fluten tauchen. Hei, wie schießt das Boot dahin trotz der Macht des andrängenden Stromes, wie wissen sie durch manches frohe Lied die Anstrengung der Arbeit sich zu erleichtern! Jetzt schweigen sie; lautlos auf glattem Wasserspiegel zieht der Kahn dahin, ein weiter See erschließt sich unseren Blicken. Waldauge möchte ich ihn wohl nennen, denn aus des Waldes dunklem Rahmen schaut er wonnig auf zum Himmel, der sich dem Liebesblicke dankbar zeigt und klar und licht sich in ihm spiegelt.

Lapplands unsagbare Einsamkeit ist hier über alles ausgebreitet, die Einsamkeit ergreift auch dich, dein Fühlen und dein Denken wird zum Gebet. Da schwirrt es auf, Geschrei erfüllt die Luft, wie eine Wolke zieht's über die Fluten hin, Hunderte, nein Tausende buntbeschwingter Wasservögel erweckte dein Nahen aus süßem Tändelspiel. Da taucht ein Hüttlein auf, das Hüttlein von Piskojauer, das traumvergessen auf grüner Fläche ruht. Die Wellen fangen an zu tanzen, das Schifflein schwankt auf und nieder, der Wasserfall, dem wir uns nahen, spielt auf zum Reigen. Mit Mühe erreichen wir den Landungsplatz und brechen uns durch Moor und Urwald Bahn, um bis an die Pforte des gastlichen Hauses zu gelangen. Ein großer Raum, daraus be-

steht das ganze Haus, von dem ein guter Teil durch eine weite Feuerstelle eingenommen wird, auf der die Flammen nie verlöschen. Ein Rauchfang breitet sich darüber; er ist besetzt mit Schüsseln und Kannen, aus Zinn und buntem Thon geformt, und in dem Kessel, der an einem Haken hängt, brodelt es geheimnisvoll. Ein wunderbares Mixtum-Kompositum aus Milch, Fischen und Brot wird da zusammen gekocht und je nach Bedürfnis durch neue Zuthaten verlängert. Es riecht nicht übel, doch der Anblick ladet nicht zum Essen ein. Und dennoch soll dieser Kelch nicht an mir vorübergehen; mit einer wahrhaft kannibalischen Unabweisbarkeit offeriert mir die Hausfrau von dem Mahle. Holzbänke ziehen sich ringsum; sie sind belegt mit Bären- und mit Renntierfellen; die Familie liegt hier buchstäblich auf der Bärenhaut. Gerätschaften zum Fischfang, zu allen Handwerkszweigen, denn der Ansiedler ist sein eigener Schuster, Schneider, Tischler, hängen an der Wand, und an der Decke, an langen Stangen aufgereiht, die ominösen Brote, dazwischen getrocknete Fische, Renntierzungen, kurz eine ganze Speisekammer ist dort oben etabliert. So bunt es an der Decke aussieht, so wunderbar schaut's auf der Diele aus, denn Mensch und Haustier weilen hier in einträchtig schmutziger Vereinigung; Schwedens bekannte Reinlichkeit wird hier entsetzlich zu Schanden.

Die Ansiedler führen ein patriarchalisches, streng christliches Leben. Der Vater ist das Oberhaupt; die Familie bleibt zusammen, Kind und Kindeskinder schützt dasselbe Dach, und wehe dem, der es entweihen wollte! Moralität steht auf ihrer Fahne, Gehorsam gegen den Patriarchen ist die erste Regel. Trotz der demokratischen Ansichten des Volkes herrscht in diesen Gegenden eine hohe Verehrung für das königliche Haus, in keiner Hütte fehlt — wenn auch nicht immer in schmeichelhafter Ausführung — das Bild des Herrscherpaares.


Mädchen im Brautschmuck.

Den größten Einfluß auf die Gemüter, auf die ganze Lebensrichtung der Bewohner, unterstützt durch die abgeschlossene, Menschen ferne Lage, hat der Prestens, der Geistliche des Kirchspiels. Er ist Seelsorger in des Wortes schönster Bedeutung, er ist Berater, Leiter, Denker und Fürsorger in allen Lebenslagen. Wie hoch und achtbar stehen diese Geistlichen da, mit welchen Mühen ist ihr schweres Amt verbunden!

Ihr Kirchspiel dehnt sich viele Meilen im Umkreis; um zum letzten Pfarrort zu gelangen, müssen sie oft zwei und mehrere Tage unterwegs sein, und auch für sie giebt es keine bequemere Reiseroute als für den Fremden. Fragt man, welchen Gehalt diese aufopferungsfähigen Leute beziehen, so ist dies kaum nennenswert; das Bewußtsein hoher Pflichterfüllung, die Liebe ihrer Schutzbefohlenen ist ihr schönster Lohn. Sie eifern in ihrem Thun und Leben dem Missionär Stockfleeth nach, der im Anfang des Jahrhunderts den Bewohnern dieser Regionen das Wort Gottes lehrte. Eine seltsame Erscheinung tritt in dem kirchlichen Leben hier zu Tage: fast jedes Kirchspiel repräsentiert eine besondere Sekte der evangelischen

Kirche, im allgemeinen die Satzungen derselben festhaltend, in einzelnen Punkten jedoch davon abweichend. Meist stellen diese Abweichungen erhöhte Ansprüche an den Glaubenseifer der Betreffenden und erinnern entfernt an die Ordensregeln dieser oder jener Mönchschaften. In dem großen Einfluß der Geistlichkeit, den mangelnden Beziehungen zu der Außenwelt und dem Hange zur Melancholie, welcher den dortigen Bewohnern innewohnt, ist wohl der Grund für diese Erscheinung zu suchen. Neben dem Glauben wuchert der Aberglaube, die düstere, großartig ernste Natur ist seine Bundesgenossin.

* *
*

Die Müdigkeit übermannte mich; bereitwillig räumte man mir ein Plätzchen auf der Bank ein, und nach einigen Stunden gesunden Schlafes erwachte ich, um demnächst mit neuen Ruderknechten weiterzureisen. Eine dreistündige Wanderung, welche von Minute zu Minute an Schwierigkeiten zunahm, ging der darauf folgenden Kahnfahrt vorauf. Die Fischer trugen mein Gepäck, welches sich um einige prachtvolle Renntiergeweihe und ein herrliches Fell, das mir im Kahn als weiches Lager dienen sollte, vermehrt hatte.

Wieder glitten wir auf dem See dahin, wieder war ein Wasserfall zu überwinden, mehr und mehr formierten die Hügel sich zu Bergen, großartiger baute sich die Natur auf. Da bogen wir um einen waldigen Felsvorsprung; er deckte uns bislang den Fernblick; jetzt schweifte das Auge frei hinaus in eine Götterwelt, denn dort von fern, lichtklar herbeigetragen durch die sonnenhelle Luft, stieg, wie mit Zauberhand erschaffen, die Gletscherkette nordischer Fjälle auf. In rosenroten, violetten Tinten schwimmend, grüßt uns des Sulitelma eisbedecktes Haupt; stolz blickt er nieder auf seine schneeumstrahlten niederen Trabanten. So geht es fort bis zu dem Kirchdörflein Storbacken; noch einmal, nur wenige Meilen, führt uns ein Skjuts bis hin nach Jockmock, dem Ort, durch den gerade der nördliche Polarkreis seine unsichtbare Linie zieht.

Jockmock, übrigens auf jeder nur einigermaßen guten Karte zu finden, zählt ungefähr dreißig Feuerstellen. Jene Häuser sind augenblicklich nur zur Hälfte bewohnt, die übrigen stehen leer, denn ihre Eigentümer, die Lappen, befinden sich zur Sommerfrische hoch oben in den Fjällen. Sobald die Sonne Lappland wach geküßt hat, treibt die Gewohnheit, bedingt durch die Notwendigkeit, die Eingeborenen aus ihrem Wohnsitz, den Bergen zu. Die Renntiere, ihr Reichtum, sind zugleich ihre Tyrannen, denn jene Moose, die nah der Grenze des ewigen Schnees gedeihen, sind diesen Tieren besonders zuträglich; außerdem taucht mit der wärmeren Jahreszeit ein Feind für diese nützlichen Geschöpfe auf, der ihre Gesundheit, ja ihr Leben in Frage stellt. Mit einem Schlage erstehen zur warmen Jahreszeit aus den Sümpfen zahlreiche Mückenschwärme, die sich blutdürstig auf die Renntiere werfen, so daß sie sichtlich unter ihren Stichen kränkeln. Doch auch das Menschenblut verschont der Rüssel dieser Mücken nicht, und um sich ihrer zu erwehren, bestreicht man die Hände und das Gesicht mit einer schauderhaften Mischung aus Teer und Sahne.

Trotzdem die Hütten der Nomaden ansehnliche Reichtümer enthalten, sind sie unverschlossen; die schwedische Ehrlichkeit übernimmt allein die Wache.

Unter Führung einer alten Lappenmutter besichtigte ich mehrere solcher Hütten; sie sind im allgemeinen eingerichtet wie die der Fischer, welche ich beschrieb. Ein Nebenraum als Vorratskammer befindet sich seitlich abgetrennt von dem Wohnzimmer; er ruht wie dieser, des öfters eintretenden hohen Wasserstandes wegen, auf starken Pfählen und eine Treppe führt hinauf. Wohl mancher Raritätensammler könnte die Lappen um die hier aufgestellten Kostbarkeiten beneiden. Da hängen an der Decke zierlich geschnitzte Schlitten, bunte gold- und silbergestickte Geschirre für die Renntiere und für die Hunde, an den Wänden Jagdgeräte, Instrumente zur

Fischerei, alle künstlerisch verschönt, prachtvolle Winterkleider aus Pelzmosaik, langgeschnäbelte Schneeschuhe, wohl fünf Fuß messend, auf denen sie gewandt über die eisigen Flächen gleiten, Lappstöcke mit klappernden Einlagen, die dazu dienen, die Tiere anzutreiben, Messer, Gürtel, Taschen, Pfeifen, an denen eigenartige Ausschmückungen angebracht sind, und vor allen Dingen der Brautstaat der Familie, in denen schon die Urgroßeltern zum Mahl bereitete, so gut und wohlschmeckend, daß es mich wirklich überraschte. Außer der Fischerei, der Jagd und dem Holzhandel treiben die Leute auch Perlenfischerei, welcher sie in den kleinen Nebenflüssen der Luleå-Elf nachgehen.

Nach einigen Stunden der ersehnten Rast führt mich ein neuer Nachen weiter; wir fahren noch bis Mitternacht, um womöglich die nächste Hütte zu erlangen, wo ich Nachtquartier nehmen soll. Der Kahn



Im Lappenlager am Fuße des Sulitelma.

Altare schritten. Da finden wir die Krone der Braut aus Flittergold, Blumen und bunten Steinen, die goldschillernde Mütze des Bräutigams, die farbenreichen Brautkragen, die einem preußischen Generalskragen nicht unähnlich sind und mit dem roten Tuchlatz, welchen Schnallen, Buckel und silberne Klingel zieren, über dem Brautpelzrock getragen werden. Das kostbarste aber ist der Hochzeitsgürtel und die daran befestigte Tasche, die beide reich mit Silberornamenten beschlagen sind.

In Jockmock ist ein Forstamt und außerdem ein Gasthof, in dem man mir ein kann dieses Eiland nicht erreichen, eine Stunde südlich muß er der hinderlichen Stromschnelle wegen halten; zu Fuße geht es weiter, doch ist keine Möglichkeit vorhanden, von der gegenüberliegenden Insel ein menschliches Wesen herbeizurufen; die Leute schlafen, meine Fischer müssen zurück, und so bleibt mir nichts anderes übrig, als angesichts des erhofften warmen Bettes allein in Lapplands Urwald zu kampieren. Angenehm war diese Situation wahrhaftig nicht, doch was war zu machen! Ein Birkhuhn huscht scheu ins Dickicht, ein Fischotternpaar zieht aus zum Fang und

Möwen fallen kreischend in die Fluten; endlich siegt Morpheus ob. Wie lange ich schlummernd so gelegen habe, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich von einem wunderbaren Geräusch von knackenden Zweigen jäh erwachte. Und sieh! ein weidgehörntes Haupt äugt aus dem Dickicht, ein zweites, drittes folgt und bald zieht wenige Schritte nur von mir entfernt eine Renntierherde von beinahe fünfzig feisten Tieren, fröhlich umsprungen von den jungen Geißen, äsend dahin. Hinterher in wunderbarem pittoreskem Zuge folgt mit vollgepackten Renntieren, mit Kind und Kegel ein Lappenstamm, der auf die Fjälle geht. In kleinem Boot, beinahe nicht größer als ein ausgehöhlter Baumstamm, von denen sie stets einige bei sich führen, setzt mich ein Lappenbursche über den schmalen Arm der Elf, und bald darauf befand ich mich im warmen Lager der Hütte von Birkholm.

Am nächsten Tage fuhr ich weiter. Das Hochgebirge stets vor Augen, welches bei jedem Ruderschlage immer herrlicher strahlend aufstieg, nähere ich mich meinem Ziele Quickjock. Die Elf ist schmal, zuweilen nur breitet sie sich zu weiten Seebecken aus, die felsumschlossen den Seeperlen des Salzkammergutes in ihrer Schönheit wohl vergleichlich sind. Schnell fliegt der Kahn, und um die sechste Abendstunde wechsele ich ihn noch einmal samt den Ruderknechten. Vorwärts geht's mit frischen Kräften, und nach wenigen Stunden liegt, gebettet in bunter, scheinbar tropischer Blütenpracht, umschlossen von einem Riesenkranz weißschimmernder Fjälle, umrauscht vom Dunkel des Urwaldes, umspielt von krystallhellen Waldesbächen, bespült von den Fluten des Sees, das letzte Kirchlein der Elfen, das Kirchlein „Quickjock“, vor mir. Wohin das Auge sieht, nur Blumenflor, die Herden ruhen im Sonnenscheine, grellfarbene Schmetterlinge tändeln auf und nieder, die Schwalbe baut ihr Nest und treue blaue Menschenaugen schauen voller Staunen den Fremdling an, der bis zu ihnen seinen Fuß gesetzt. Es ist kein Bild des kalten Nordens, was mich umgiebt, es ist der Abglanz mild durchhauchter Regionen, der Balsamduft, die weiche linde Luft des Südens, die ich atme; der Lenz des Nordens ist ein Rausch, nur traumhaft kurz, dafür aber desto schöner.

Zwei kräftige Burschen, Lars Nielsen und sein Bruder Erich, kommen vom Fischfang heim; die Körbe sind gefüllt mit Steinforellen, um die sie der Feinschmecker der Residenz wohl beneiden könnte. Die Küche, die der Posthalter — ja staunet nur, einen solchen giebt es hier! — führt, ist gut, so bleibe ich denn getrost einige Tage, um von den Anstrengungen der Reise mich zu erholen und zu neuen Thaten die Kräfte wiederzugewinnen. Ich sprach vorher von einem Postmeister und füge jetzt noch hinzu, daß es ein schlichter Fischer ist, dem die weit zerstreut wohnenden Bewohner ihre Briefe zur Beförderung anvertrauen. Alle vierzehn Tage rudert sich ein Postbote von Luleå bis hierher, wozu er, beiläufig gesagt, gut sechs Tage braucht, auf diese Weise Quickjock mit der Außenwelt verbindend.

Nachdem ich mir Lars Nielsen als Kammerdiener engagiert habe, unternehme ich kleinere Ausflüge mit ihm in die Wildnis; ihm übertrage ich es auch, eine Expedition auszurüsten, um mit Pferden das Hochgebirge zu überschreiten und so den kleinen Küstenort Bodö in Norwegen zu erreichen.

Vier Pferde stehen bereit; Lars, sein Bruder Erich und zwei junge Lappen, die noch nicht dem Stamme in die Sommerfrische folgten, beschweren den Rücken der Tiere mit dem Gepäck und einem Zelt und schicken sich an, das kräftigste derselben für mich zu satteln. So geht es vorwärts voll froher Hoffnung dem Sulitelma zu, bei dessen Einsattelung der Übergang bewerkstelligt werden soll.

Wer kennt wohl nicht die Mühen einer Reise durchs Hochgebirge, wo die Natur allein die Wege zeigt? Doch mit der Gefahr wächst die Lust, und alle Hindernisse werden glücklich überwunden. Da schon der Lohn! Ein Lappenlager ist er-

reicht, aus zehn Hütten bestehend, jede aus sechs dünnen Fichtenstämmen, mit Renntierfellen umspannt, gebaut, ein Loch darin als Schornstein dienend. Renntiere äsen umher, Kinder, Hunde, die um die Wette springen, ringsum; Wäsche und bunte Tücher flattern im Winde, gemütlich rauchen Männer und Frauen ihre Pfeife und schnitzen hölzerne Geschirre. Das Ganze ist ein buntbewegtes Bild, in seinem Eindruck um so überraschender, je wilder und großartiger die Umgebung erscheint.

Nachdem der mitgebrachte Brendewien, der Tabak und die Cigarren die Schüchternheit der Leute überwunden haben, gestatten sie mir Eintritt in ihre Zelte, in denen mich vor allem der Anblick der verschiedenen Erbauungsbücher überrascht. Gegen Abend treten wir die Wanderung wieder an; der Pfad wird furchtbar rauh, Lawinen, Sümpfe und Sturzbäche sind zu überwinden, doch schreiten die kleinen Tiere geschickt und sicher vorwärts.

Je höher wir steigen, desto mehr und mehr hemmen Schneefelder unseren Weg, und endlich, jeder menschlichen Berechnung zuwider, türmen sich die Massen so gewaltig auf, daß unsere Pferdchen bis an den Hals versinken und jedes Vordringen Tollkühnheit gewesen wäre. Wir halten also an, schicken die Pferde zurück zu den Lappen und lassen uns mit Renntieren bespannte Schlitten holen, um damit weiter zu kommen. Das Fahren in solch einem backtrogartigen Gestell, in dem man fest eingekeilt sitzt, ist leichter gedacht als gethan; mir wenigstens wollte es nicht recht gelingen; mehr als einmal machte ich Bekanntschaft mit dem Schnee, während das flüchtige Tier dahinjagte und nur mit vieler Mühe wieder eingefangen werden konnte. Die Sattelung des Sulitelma war erreicht; zum Greifen nahe gerückt, schaute seine eisige Spitze zu uns nieder; unten grüßte Norwegens Felsland herauf, doch türmten sich die Gletscher, die Schneemassen dort so gewaltig, daß Menschenkraft an ihrer Allgewalt erlahmte.

„Bis hierher und nicht weiter!“ rief gebieterisch die Natur; wer wollte solcher Macht wohl widerstreiten!? So schwer der Entschluß mir wurde, hier umzukehren, blieb mir, wenn ich mein Leben liebte, nichts weiter übrig. Doch nicht ohne Abschied wollte ich scheiden; die Stangen des Zeltes, dessen wir nicht mehr bedurften, wurden zerhackt, ein lustig Feuer daraus entzündet, der Kessel aufgesetzt und bald ein kräftiger Punsch bereitet. „Skål, skål dir, du stolzes Schwedenland! Skål, skål, du ewig schaffende Natur, du alter Norden!“ Sieh da, ein Gegengruß erfolgt, wie er wohl nur wenig Sterbliche beglückt: die Sonne scheint still zu stehen in ihrem Laufe, voll und ganz zeigt sie ihre Scheibe, sie selbst, das ganze Firmament erglänzen goldig schwefelgelb, dann hebt sie langsam sich zum neuen Werke; ich stehe anbetungsvoll bewegt, denn was ich sah, war das Phänomen des Nordens, die „mitternächtige Sonnenscheibe!“





Saffi.

Eine Erzählung
von
Moritz Jokai.

Die Schätze des Paschas.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte ein reicher Grundbesitzer im Temeser Banat.

Er war der einzige reiche Grundbesitzer in der ganzen Gegend und hieß Gaspar Botsinkay.

In jener Zeit war das Banat, dieses moderne Kanaan, nur ein Vaterland des Elends und der Not.

Neunhundert Dörfer standen ohne Bewohner, und jeder Ort, in welchem nur in zwei Häusern Menschen hausten, galt für bewohnt. Ein Teil der Ortschaften war zerstört oder niedergebrannt, doch es gab auch Dörfer, in denen die von Feuchtigkeit grün gewordenen Häusermauern aufrecht standen, die Dächer vom Sturm geborsten schienen und die vom Wind bewegten Thor- und Fensterflügel sowie die Brunnenschwengel erraten ließen, daß keine menschliche Seele hier weile. Die Bewohner flohen oder wurden vertrieben. Vielleicht kommen sie wieder heim, und wenn sie nicht mehr leben, werden gewiß ihre Söhne oder Enkel zurückkehren.

Auch Hochwasser hatte die Gegend heimgesucht, und die wilden Fluten rissen ganze Ortschaften samt ihren Bewohnern mit sich fort.

Die Türken, diese grausamen Feinde, hatten die Schutzdämme, welche die Flüsse zum Teil regulierten, niedergerissen und das ganze Gebiet in einen Sumpf verwandelt. Der kleine Fluß Bega glich einem See in der Größe des Neusiedlersees. Man nannte den angeschwollenen Fluß „Lacus Betzkerek“. Im Lenz und im Herbst ward der Sumpf zu einem Meere, das mit großen Schiffen befahren wurde.

Der Sumpf war aber weder bewohnbar noch fahrbar — ein Reich für Wölfe und Schildkröten. Wenn Menschen oder Tiere sich im dichten Nebel hierher verirrten, brachte es ihnen den Tod. Der Boden atmete giftigen Hauch aus, und die Bewohner der umliegenden Ortschaften und Festungen starben am Typhus.

Wochen hindurch sah man in diesem Bezirk des Todes kein Stückchen blauen Himmel, und wenn hier Gelsen- und Mückenschwärme aufstiegen, so glaubte man in der Ferne, daß dichter Rauch von brennenden Mauern zum Himmel emporschlage. Die gräßlichen Kolumbacserfliegen, welche dem Sumpfe ihr Leben danken und in verheerenden Schwärmen ins Land zogen, waren der Schrecken der ganzen Gegend. Menschen und Tiere flüchteten vor ihnen, denn diese fürchterlichen Fliegen töteten selbst einen Büffel.

Ackerland gab es weit und breit nicht. Wenn es auch Menschen gegeben hätte, die den Pflug zu handhaben wußten, sie besaßen nicht das Vertrauen, diesen Boden zu bebauen. Sie konnten nicht wissen, ob sie nach der Saat auch ernten würden oder ob die Ernte den Millionen Würmern, Hamstern und Heuschrecken, vielleicht gar den Türken zufalle.

Wüsteneien gab es ebenfalls in diesem Gebiet. Der Wind hatte die Sandhügel zerstört, und meilenweit glich die Gegend einer afrikanischen Wüste, in welcher nur Segge wuchs.

Eine Inselwelt, Sumpf, Wüstenei war das ganze Gebiet, ein Zufluchtsort für Fischer, Jäger, Nomaden und Räuber.

Wie war es demnach möglich, daß hier ein reicher Mann lebte?

Dieses Geheimnis hat einen recht sonderbaren Schlüssel.

Ein Ahne der Familie Botsinkay huldigte schon beim ersten Einfall der Türken der Politik, weder zu fliehen noch Waffen gegen die Ungläubigen zu ergreifen; er war im Gegenteil bemüht, die Gunst des Temesvarer Paschas zu erwerben. Diese Weisheit vererbte sich von Sohn auf Sohn, und mancher Nachkomme des klugen Politikers fühlte sich sehr wohl bei der Ausführung des uralten Familiengedankens.

Der Stammsitz der Botsinkay, der Ort Botsinka, lag in der Nähe der Stadt Temesvar, am Flüsse Bega. Das Dorf ist von einem Damme umgeben, und der Pascha von Temesvar hatte die Kriegsgefangenen mit den Dammarbeiten betraut. Die mächtigen Dämme wurden kostenfrei erbaut und dadurch der Stammsitz vor Überschwemmung geschützt. Hier war es freilich möglich zu ackern und zu säen, Rinder und Schafe zu züchten, und selbst die Vergrößerung der Herden war ein Leichtes, denn die Türken gaben die geraubten Rinder und Schafe zu Spottpreisen hin. Es ist zweifellos, daß infolge der errichteten Schutzdämme die Bega jetzt die umliegenden Ortschaften nur desto mehr überflutete, doch dies paßte zu dem Plane der türkischen Heerführer, welche gar wohl wußten, daß eine große Festung nichts besser schützen könne als ein großer Sumpf.

Ein Teil der Kriegsgefangenen wurde von den Botsinkays angeworben. Dieselben boten ihnen Bauernlehen, und die Gefangenen blieben gern, denn es war ein gesegnetes Stück Land und der Grundherr war gut und freundlich. Er ließ sogar eine Kirche mit hohem, schlankem und Blech ausgeschlagenem Turm erbauen, und damit diese Kirche für ewige Zeiten gesichert sei, erlegte er zehntausend Thaler beim Domkapitel in Fünfkirchen. Die Zinsen dieses Kapitals sollten zur Bezahlung des Pfarrherrn dienen. Außerdem schenkte er der Kirche das Recht der Fischerei. Dieses Recht wird ihr weder das Hochwasser noch der Türke nehmen können.

Die Grundherren erwarben unterdessen eine Fülle von kostbaren Schätzen, und man kann behaupten, daß Gold und Silber und all die Meisterwerke der Goldschmiedekunst, welche die Türken in Ungarn raubten, nach Botsinka gewandert sind. Der raffinierte Grundherr versah dagegen die Temesvarer türkische Besatzung mit Weizen und Schlachtvieh, und selbst die Paschas verstanden es, nebenbei reich zu werden. Das Proviantmagazin befand sich in unmittelbarer Nähe, die Paschas aber stellten in ihren Rechnungen den Proviant zu so hohen Preisen ein, daß man in Stambul glaubte, Getreide und Schlachtvieh müsse aus Rumelien zugeführt werden.

In der Familie Botsinkay blieb immer ein Sohn als Erbe zurück, so zwar, daß die Hinterlassenschaft niemals zur Teilung kam. Auch das ist notwendig, um reich zu werden.

Gaspar Botsinkay wurde erst von seiner dritten Frau ein Sohn geschenkt. Seine Frau stammte aus Georgien und er erhielt sie von Mehemed Pascha zum — Geschenk. Sie war katholisch, und er heiratete sie. Ein Jahr nach der Hochzeit gebar sie ihm einen Sohn, ein schwarzes zigeunerähnliches Kind; war doch sein Vater dunkelbraun und der Teint seiner Mutter nichts weniger als milchweiß. Bei der Taufe erhielt der Kleine den Namen Jonas.

Der junge Herr hatte einen denkwürdigen Geburtstag, den 5. August 1717, den Tag der Schlacht bei Großwardein.

Vierzehn Tage nach der Geburt fand die Taufe statt. Herr Gaspar lud zu diesem Feste auch seinen alten Freund Mehemed Pascha ein, obwohl derselbe weder für die Taufe noch für das Weintrinken Sympathie empfand.

Trotzdem erschien der mächtige Heerführer im prächtigen Schlosse der Botsinkays, wo man für den illustren Gast in einem separierten Zimmer gedeckt hatte, damit er nicht gezwungen sei, an einem Tische mit dem katholischen Geistlichen und den übrigen Schweine essenden und Wein trinkenden Giaurs zu sitzen. Der Hausherr leistete dem hohen Gaste Gesellschaft, aß mit ihm Reishammelfleisch und trank mit ihm in Rosenwasser gekochten Most, wie dies einem Türken ziemt.

Als nach der Tafel der Pascha die Hände gewaschen hatte, der Kaffee gebracht wurde und der echte „Boktsa-tütün"-Tabak brannte, sagte er zu Gaspar:

„Jawohl, mein Sohn, unsere Herrschaft nimmt mit dem kommenden Sankt Michaelstag ein Ende."

„Wie wäre das möglich?"

„Wir werden fliehen müssen mit Sack und Pack."

„Weshalb?"

„Weil wir davongejagt werden."

„Von wem?"

„Vom Prinzen Eugen."

„Ach, der wird ja vom Großvezier bei Peterwardein festgehalten."

„Der Seraskier Ali hält niemanden fest, seine zerbrochene Schwertklinge ausgenommen. Er ruht unter der Erde. Prinz Eugen schlug unsere Armee aufs Haupt, wir haben sämtliche Kanonen, Fahnen und fast alle Roßschweife verloren. Und nun kommt Eugen mit seinem ganzen Heere in Eilmärschen uns entgegen. In einer Woche wird er in Temesvar sein. Die Sümpfe sind ausgetrocknet, denn seit neun Wochen herrscht große Dürre. Niemand wird ihm Widerstand bieten auf dem Wege."

„Aber Temesvar?"

„Wird sich nicht lange halten können. Ein Derwisch hat schon prophezeit, daß Eugen diese Festung einnimmt. Allah il Allah!"

„Das ist ein großes Unglück."

„Für mich nur ein kleines, denn ich bin ein alter Mann, doch für dich ist es groß, weil du noch jung bist und eben jetzt einen Sohn taufen läßt."

„Welches Unglück könnte mich treffen? Ich habe nichts gegen den Kaiser unternommen."

„Warum nicht gar, mein lieber Sohn! Denke doch nur an Rakoczy! Wie oft gabst du seinen Gesandten Wohnung, die auf dem Wege nach Konstantinopel waren. Und wenn du nichts verbrochen, dein Vater und dein Großvater haben es sicherlich gethan. Dein größtes Verbrechen ist dein Reichtum. Du hast Schätze aufgehäuft, und welche Schätze! Hier auf dieser silbernen Schüssel ist das Wappen der Palffys sichtbar, und der Grund dieses Goldbechers zeigt das Wappen der Balassas. Auch die übrigen Stücke sind leicht erkennbar... Weißt du, wie man bei uns in der Türkei dem Übel abhilft, wenn ein Pascha allzu reich wird? ... In den feuchten Kellern des siebentürmigen ‚Jedikulah' befinden sich einige zum Tode verurteilte Verbrecher. Von diesen wählt man drei und verspricht ihnen die Freiheit, wenn sie unter Eid aussagen, daß der reiche

Pascha ein Verschwörer ist. Drei Zeugen genügen, um einem die seidene Schnur an den Hals zu bringen... Die Schätze des Toten erhält der „Khazme" (Schatzmeister). Ich kann nicht glauben, daß in Wien ein solcher Kerker fehlt. Der reiche Mann ist ein zum Tode verurteilter Mensch. Sei klug und fliehe mit mir, sobald mich Prinz Eugen aus der Festung getrieben (in der Stadt will ich mich nicht begraben lassen), denn sonst rollt dir dein Kopf davon."

„Ich werde mit dir fliehen."

„Das ist ein vernünftiger Entschluß. — Weißt du aber auch, daß der Flüchtende keine große Last mit sich nehmen kann. Und bedenke, daß Schätze, die man jemandem zur Verwahrung giebt, nicht besser aufgehoben sind, als wenn man sie gleich der Kirche verehrt. Wir können nichts retten als unsere Goldstücke, und auch hier ist zu bedenken, daß 15000 Goldstücke einen Centner schwer sind... Ich erhielt gerade jetzt aus Varna dreihundert Fässer mit geprägtem Silbergeld im Wert von einer Million Dinar, welche ich dem Heer als Sold zahlen sollte. Doch diese Narrheit will ich bleiben lassen. Wenn der Feind bei der Einnahme der Stadt das Geld bei mir oder bei meinen Soldaten findet, geht die Million verloren."

„Vergraben wir es bei mir."

„Du nimmst das Wort aus meinem Munde. Doch wo und wie? Das ist die Frage. Wenn wir zurückkehren (und das ist zweifellos), soll es für uns bereit liegen und dennoch die Möglichkeit fehlen, daß ein anderer den Schatz finde."

Und die beiden Männer berieten über diese Frage so lange, bis sie endlich einen Entschluß faßten.

Während die übrigen Gäste im Speisesaal pokulierten, gingen sie in den Schloßgarten und setzten die Beratung fort.

In der Kirche läutete man eben Mittag.

Der Schatten des Kirchturmes fiel auf die Kieselsteine des Gartens. Die Turmspitze schmückte ein Kreuz und eine glänzende Kugel.

Gaspar zeichnete mit seinem Stocke den Schatten der Kugel auf dem Sandboden nach und dann zogen sowohl er als auch der Pascha aus ihren Gürteln die emaillierten Taschenuhren und beide verglichen die Uhren miteinander. Die Taschenuhren, die Turmuhr und die Sonnenuhr zeigten genau die zwölfte Mittagsstunde.

Es war der 19. August 1717.

Hierauf küßten sie einander die Bärte, drückten sich die Hand und schieden voneinander.

— — — — — — — — — — — —

Als Herr Gaspar am nächsten Morgen aus dem Fenster schaute, sah er ein Meer vor sich. In der Nacht hatte Mehemed mit Steinen gefüllte Schiffe in der Bega versenkt, so daß der Fluß sein Bett verließ und die Gegend überschwemmte. Häuser und Bauernhöfe sind unter Wasser und nur die Spitzen der Pappelbäume in der Ferne sichtbar. Aus dem großen See ragte der Stammsitz der Botsinkay gleich einer Insel aus dem Ocean hervor.

Nachmittags sah man ein Lastschiff von der Festung Temesvar nach der Insel steuern. Sechzehn schwarze Nubier ruderten.

In unmittelbarer Nähe des Stammsitzes warfen sie Anker, und nun fuhren sie bei Tag und Nacht mit Flößen vom Schiffe zum Ufer und wieder zurück. Wer die Arbeit aus der Ferne sah (denn Botsinkay ließ niemand in die Nähe kommen), konnte bemerken, daß die Flöße hochbeladen ankamen und ebenso hochbeladen zum Schiffe zurückkehrten. Sie brachten etwas und trugen etwas davon. Was sie brachten, war Silber, was sie dagegen nahmen, bloße Erde. Es wurde wahrscheinlich ein langer unterirdischer Gang gegraben, in welchem die Schätze verborgen werden sollten.

Vier Tage und Nächte arbeiteten sie.

Hierauf ließ Gaspar die in seinem Schlosse befindlichen Schätze, Gold- und Silbergeschirre, Kelche und Kleinodien zusammensuchen, und jedermann konnte sehen, daß auch diese auf das Floß gebracht wurden. Doch thatsächlich wurden die Schätze nicht in das Schiff gebracht,

wie die Menschen glaubten, sondern in dem Kellergewölbe verborgen, welches zu diesem Zwecke gegraben wurde, von dem man aber nichts sehen konnte, nachdem das Werk vollendet war. Wer konnte nunmehr erraten, daß hier Schätze verborgen waren?

Das Schiff kehrte nach Temesvar zurück. Die Strömung trieb es langsam vorwärts. Als es in die Nähe der Festung kam, schoß man mit einer alten Kanone — gewiß nur aus Versehen! — auf dasselbe; die Kugel traf, das Schiff sank und keine einzige der armen schwarzen Seelen rettete sich... Das Geheimnis war nun begraben und nur die beiden Freunde wußten etwas davon.

Es war die höchste Zeit, denn Prinz Eugen traf noch vor sieben Tagen mit seiner siegreichen Armee vor Temesvar ein. Der Feldherr hatte sofort wahrgenommen, auf welche Weise die Überschwemmung hervorgerufen wurde, und ließ durch Taucher die auf dem Grunde der Bega ruhenden Schiffe zerstören, wodurch das Hochwasser verschwand. Botsinka blieb abermals unbeschädigt.

Doch Gaspar mußte noch nicht fliehen, denn ein mächtiges türkisches Hilfsheer kam aus der Walachei, um die Festung zu entsetzen, und dieses Heer schlug auf seinem Gebiete Lager auf. Hier gab es zu essen. Der Heerführer Esendereli Amhat Pascha wohnte im herrschaftlichen Schlosse. Gaspar sprach ihm unermüdlich zu, endlich gegen die Kaiserlichen anzustürmen, doch der scharfsinnige Pascha antwortete:

„Lieber Sohn, wenn ich angreife, schlagen sie mich oder ich schlage sie.“

Der Kanonendonner war bei Tag und Nacht hörbar. Prinz Eugen ließ die Wälle der Festung Temesvar beschießen. Amhat Pascha wartete nur darauf, daß Ali Kurd mit seinen Truppen anlangen möge, damit er dann die Soldaten des Kaisers in ein dreifaches Feuer nehmen könnte... Doch den armen Ali Kurd ereilte das menschliche Geschick, daß ihm der Palatin Johann Palffy, der Sieger von Peterwardein, entgegentrat und den Türken derart schlug, daß dieser ohne sein Heer und seinen Verstand wieder heimwärts lief.

Der brave Mehemed Pascha verteidigte die Festung standhaft. Beim Sturm auf die Stadt trat er selbst dem noch älteren Eugen entgegen, und der kaiserliche Heerführer empfing im Kampfe eine Wunde. Doch er siegte. Die Citadelle wurde im Sturm genommen. Der Pascha war nun in die innere Stadt gedrängt und gab bald den aussichtslosen Kampf auf... Der siegreiche Feldherr gestattete großmütig den freien Abzug der feindlichen Truppen, ja er stellte sogar den Besiegten hundert Wagen zur Verfügung, welche die Munition bis zur Donau bringen sollten. Weiter gab er ihnen fünfhundert brave Husaren mit auf den Weg, welche die dreißig Wagen Silberfässer gegen die Angriffe der Serben zu schützen hatten.

In der Nähe des Alibunarer Sumpfes erhob sich in den Reihen der Türken ein blinder Lärm: „Die Serben sind da!“ Und während die begleitende Kavallerie den signalisierten Feinden entgegeneilte, erbrachen die Türken alle Geldfässer, füllten das Gold in Säcke und verschwanden im Dunkel der Nacht. Beim hellen Licht der Sonne erkannten die Räuber bald, daß sie statt der erwarteten Silberstücke nur Kupfergroschen, Kieselsteine und Erde gestohlen. Das Silber hatte Mehemed Pascha gut aufbewahrt. Er wußte von vornherein, daß geschehen werde, was eben geschehen, denn er kannte sein Volk gar gut.

„Jawohl, mein lieber Sohn,“ sagte Amhat Pascha zu Gaspar, als er die Nachricht von der Einnahme der Festung Temesvar empfing, „jetzt können auch wir uns auf die Strümpfe machen. Aber wie wir unsere Flucht bewerkstelligen, das weiß nur Allah!“

Gaspar Botsinkay setzte seine Frau und seinen kleinen Sohn in einen Wagen, nahm so viel Goldstücke mit sich, als ein Pferd nebst seinem Reiter zu tragen vermag, und

flüchtete mit dem Heere Amhats nach der Walachei. All seine Diener flüchteten mit ihm. . . Das Schloß blieb leer, denn selbst die Rinder und Schafe wurden mitgenommen.

Die Augen Gaspars blieben trocken, als er sein Paradies verließ; er tröstete sich mit dem Gedanken, bald wieder hierher zurückkehren zu können. Der Sultan ist ein mächtiger Herr, und glücklich sind diejenigen, welche im Schatten seines Mantels flüchten.

Die verzauberte Erbschaft.

Aber Gaspar Botsinkay sah niemals die schöne schwarze Erde des Banates wieder. Er fand auf dem roten Sande Nikomediens den Feldherrn Rakoczy. . . Auf türkischem Boden führte er ein sehr widerwärtiges Leben. Seinem großen Gönner, dem Pascha Mehemed, schlug man auf dem Atmadanplatze den Kopf vom Rumpfe, weil er Temesvár einnehmen ließ. Vor seinem Tode hatte er noch gestanden, daß der ungarische Grundherr Gaspar Botsinkay von den in Verlust geratenen Schätzen am meisten wisse. Von diesem Augenblicke drohte und schmeichelte man Gaspar. Bald wurde er eingesperrt, dann machte man ihn zum Kommandanten einer Reitertruppe; die Türken ließen ihn aber nicht aus den Augen, damit die Schätze wieder ans Tageslicht kommen mögen. Eine Million Thaler spielen selbst am Goldenen Horn eine Rolle. Manchmal schien die Zeit gekommen, daß er mit seinen Truppen und den aus Ungarn Geflüchteten in das Banat einbrechen und dem Sultan das verlorene Gebiet zurückerobern werde. Rakoczy sollte ganz Ungarn, er nur das kleine Botsinka erhalten. Doch alle Hoffnungen wurden zu Wasser. Die Türken wurden geschlagen, die ungarischen Heerführer fielen und zum Schlusse starben selbst die Söhne Rakoczys, und der ganze ungarische Freiheitskampf wurde damit ad acta gelegt. Auch Gaspar Botsinkay bettete man neben die übrigen Magyaren in den Sand von Iz-nikmidi. Seine Frau und sein Kind lebten unterdessen schlecht und recht. Seit der Stunde, in welcher man sie in Orsova getrennt hatte, sahen sie sich nicht wieder. Gaspar wurde nach Stambul gebracht, Weib und Sohn blieben in Widdin. Das Gold teilte er selbstverständlich nicht mit seiner Frau, denn er bedurfte desselben, um die türkischen Richter zu bestechen. Die verlassene Frau lebte kurze Zeit von den veräußerten Armspangen und Ohrgehängen, und als alle Fäden gerissen waren, sang sie in Kaffeehäusern. Es war ein trauriger Erwerb. Später nahm sich ein arabischer Straßenkünstler der armen Frau an. Er unterhielt die Menge mit allerlei Schwarzkünsteleien und seine Meisterschaft im Ringkampfe machte ihm viele Freunde und Bewunderer. In Gesellschaft dieses Tausendkünstlers bereiste sie Rumänien und Bulgarien. Der kleine Sohn wuchs heran, und der Jongleur nahm ihn sofort für seine Kunst in Beschlag. Er unterrichtete ihn, lehrte ihn die Meisterstücke, Kröten und Affen darzustellen, auf den Handflächen spazieren gehen, mit den Zehen seiner Füße die Ohren kratzen, Feuerbrände und Schwerter schlucken und noch ähnliche nützliche Dinge. Der Jongleur brach sich eines Tages den Hals — die Firma wurde aufgelöst. Die Frau Gaspars errichtete nun einen wandernden Kaffeeschank. Der kleine Jonas war recht geschickt, und nun lebten beide wieder anständig.

Allabend vor dem Schlafengehen unterwies die Mutter den Sohn in der Kunst des Abc, damit er lesen lerne. Auch schreiben lehrte sie den Kleinen. . . Und des Nachts, wenn der Sturm die Holzhütte rüttelte und der kalte Wind durch die Ritzen in den Wänden drang, so daß niemand zu schlafen vermochte, erzählte die Mutter dem Kinde, wer sein Vater gewesen, welch mächtiger Herr er im großen Ungarn war und welche Reichtümer er besessen. Sie beschrieb das Schloß, in welchem sie gewohnt, so genau, daß es der Knabe vor seinen Augen zu

sehen glaubte: das mit dem Wappen versehene Thor, der gebeugte Herkules aus Stein, der Delphin des Springbrunnens, die komischen Kinderstatuetten und die auf jede Thür gezeichneten Wappenbilder: ein Bär, welcher ein Lamm in seinem Schoße hält. . . Und auch von den glänzenden Schätzen erzählte sie dem Kleinen. Welche Pokale aus Gold und Silber gab es hier! Alle Schätze verbarg der Vater, doch wohin? das hat er selbst seiner Frau nicht anvertraut. Sie müssen auch jetzt noch dort sein. Der kleine Jonas soll nur fleißig beten, er wird gewiß einst all diese Kostbarkeiten finden.

Doch bis dahin mußte man leben und zwar von dem Nichts, und das ist keine glänzende Domäne, zumal in der Türkei. Jonas wuchs heran, seine Mutter wurde erstaunlich alt, denn die Georginerinnen sind in ihrem fünfunddreißigsten Jahre schon sehr alte Frauen. Jetzt konnte sie nur noch Karten aufschlagen und die Zukunft prophezeien. Zum Schluß wurde sie wahnsinnig. Das war kein Wunder. Sie steckte sich Hühnerfedern in das Haar und wähnte die Frau des ungarischen Palatins zu sein. Der kleine Jonas verstand die ungarische und türkische Sprache und diente jetzt als Dolmetsch, wobei er einige Piaster erwarb Er brachte dieselben stets seiner wahnsinnigen Mutter. Auch damit ging's zu Ende, denn die Arme starb. Jonas erbte die Wahrsagerkarten und vielleicht auch die mit diesen in Verbindung stehenden Narrheiten. . .

Doch er erbte noch mehr.

Sein Vater starb in Rodosto. Er hinterließ noch tausend Goldstücke von dem mitgebrachten Gelde. Er vertraute dieselben einem türkischen Effendi, mit dem er in guter Freundschaft lebte, und bat ihn, seine Frau oder seinen Sohn aufzusuchen und diesen die Summe zu übergeben.

Und ein Wunder geschah in der Türkei!

Von den tausend Goldstücken gelangten hundert in die Hände Jonas Botsinkays.

Auch dies war ein Schatz für den Ärmsten.

Doch es folgte noch mehr. Wenn das Glück einmal im Zuge ist, dann hält es keine Rast, just so wie das Unglück.

In Ungarn war die Ordnung wiederhergestellt. Das Banat hatte der Kaiser für alle Zeit zurückerobert. Dort herrschte jetzt ein deutscher Gouverneur, ein braver, guter Mann. Sein Name war französisch, seine Sprache deutsch, sein Glaube papistisch — aber trotz alledem ein ganz ehrenwerter Mann. Ihm hat das Banat zu danken, daß es abermals ein Kanaan wurde, und alle Hügel und Thäler geben seinen Namen zurück: Merci.

Den Verbannten wurde die Amnestie zu teil. Die konfiszierten Güter wurden den Erben zurückgegeben und die unbewohnten Dörfer kolonisiert. . . Eines Tages erwachte der kleine Jonas Botsinkay und er war Besitzer eines Gebietes von 16 000 Joch Feld und eines herrlichen Schlosses, in welchem er nur Platz zu nehmen brauchte.

Er bedauerte, daß er seine Mutter nicht mit sich nehmen konnte, damit sie das glänzende Schloß wiedersähe. Die Karten hatten ihr so oft versprochen, daß sie sich darin noch vergnügen werde. . . Er nahm bloß die geerbten Karten mit heim — eine Erinnerung an seine Mutter. Aus diesen schöpfte er Weisheit auf dem weiten Wege.

In Orsova angelangt, kaufte er ein Pferd und ritt auf der schönen Landstraße nach Temesvar.

Hier suchte er den Gouverneur auf, verpflichtete sich, ein treuer Unterthan des Kaisers zu sein, an keiner „Liga“ oder Verschwörung teilzunehmen und allen Befehlen des Kaisers zu gehorchen.

Man gab ihm nun einen Kommissar und Ingenieur mit auf den Weg, damit sie ihm sein Gut zeigten und ihn wieder zum Herrn machten. Botsinka zählte auch jetzt noch zu den bewohnten Dörfern und besaß angeblich hundertzwanzig Häuser. In einem Wagen verließen sie die Stadt, doch mußten sie oft auf Flößen über das ausgetretene Wasser setzen.

Der glänzende Turm dort in der Ferne gehört zu Botsinka.

Jonas empfand große Freude. Es war ein prächtiger Turm.

Doch minder gut gefiel ihm, daß er überall Wasser sah.

„Ja, wo beginnt denn eigentlich mein Gut?"

„Wir befinden uns auf demselben," antwortete der Ingenieur. Und nun sagte er ihm, daß in der Ferne, wo eine lange Reihe Pappeln sichtbar, die nördliche Grenze seines Gutes sei, die südliche Grenze dagegen durch Röhricht angedeutet erscheine. Die Pappelbäume waren abgestorben, weil sie immerwährend im Wasser standen.

„Mein ganzes Gut liegt also auf dem Grunde des Meeres?"

„Es wird auch trockenes Land geben."

Dieses war aber so dicht mit Schilf bewachsen, daß man dasselbe kaum durchschreiten konnte. Und wo die Erde bebaut war, glich sie einem Felsen, über welchen der Teufel den Pflug geführt hatte. Die Pferde konnten kaum gehen.

„Wovon leben die Bewohner dieses Dorfes, wenn sie nicht ackern und säen?"

„Das wird der junge Herr bald erfahren!"

Als sie im Dorfe anlangten, fanden sie die Thüren und Fenster aller Häuser zugemauert. Umsonst schrieen sie, es erschien niemand; sie schossen ihre Pistolen ab — nicht einmal Hundegebell empfing sie.

Der Nachbar im Norden hatte die Dämme durchbrochen, und die Vega ergoß sich über das Gut und das ganze Dorf, während der Nachbar im Süden die Dämme unberührt ließ, so zwar, daß sich das Hochwasser seit Jahren hier staute und das ehemalige Paradies in einen See verwandelte. Die Bewohner des Dorfes verließen den Ort, schlugen ihre Wohnungen auf Inseln auf und lebten vom Fischfang.

Es waren im Sinne des Gesetzes zwei im Orte wohnende Zeugen notwendig, welche bei der Übergabe des Grundbesitzes anwesend sein mußten.

Im Fenster eines Hauses waren Blumentöpfe sichtbar. Hier mußten Leute wohnen.

Jonas Botsinkay klopfte an das Thor. Das Geheul zweier Hunde war die Antwort. Wo sind denn die Bewohner?

Glücklicherweise erklang in demselben Augenblicke die Turmglocke, die schöne, schwere Glocke, welche der ehemalige Grundherr gießen ließ. Die Bewohner des Ortes werden vielleicht in der Kirche sein.

Der junge Grundherr schlug den Weg nach dem Gotteshause ein. Er öffnete die Thür, zog die Schuhe von den Füßen, behielt aber die Mütze auf dem Haupt und trat in die Kirche. So war es Sitte in Nikomedien.

In der Kirche befand sich ein frommes Mädchen und neben ihm ein kleiner Knabe in rotem Gewande. Von der Stiege, welche in den Turm führte, kam soeben ein wohlbeleibter Mann herab.

„He, Meßner, wo ist der Pfarrer?"

„Ich bin der Pfarrer."

„Wo ist dann der Meßner?"

„Ich bin es selbst. . . Doch wessen Narr bist du?"

„Der meine und der deine. Ich bin der Grundherr Jonas Botsinkay."

„So? Du kommst aus der Türkei, nicht wahr? Am Ende glaubst du gar in einer Moschee zu sein? Du bist barfuß und hast deinen Kürbisdeckel auf dem Kopfe."

„Ist das vielleicht nicht in Ordnung?"

„O du Heide! Kennst du denn nicht die Religion?"

„Die Religion? Davon habe ich niemals gegessen."

„Vertausche sofort die Mütze mit den Schuhen!"

„Wie? Soll ich etwa die Schuhe auf den Kopf nehmen?"

Statt einer Erklärung berührte die Hand des Pfarrers die Wange seines Gegenübers so väterlich, daß die Mütze vom Haupte flog.

Das verstand Jonas; er küßte dem Pfarrer die Hand, denn so hatte man es ihn in der Türkei gelehrt.

„Und jetzt sage mir, weshalb du gekommen?"

„Ich bitte dich, mein Zeuge bei der Gutsübergabe zu sein."

„Gut; zuerst will ich aber die Messe lesen.“

„Für wen? Es ist niemand in der Kirche.“

„Bis du den zweiten Zeugen gefunden, werde ich übrigens fertig sein.“

„Könnte das junge Mädchen nicht als Zeugin dienen?“

„Nein, denn zwei Geschwister dürfen bei Gericht nicht in einer Angelegenheit Zeugenschaft ablegen. Außerdem ist meine Schwester taubstumm.“

„Woher soll ich aber den zweiten Zeugen nehmen?“

„Am Ende des Dorfes steht das Haus der Zigeunerin Czafrinka; du wirst sie daheim finden und sie wird gern Zeugin sein.“

Das fängt gut an: ein Pfaffe und eine Zigeunerin gleich am ersten Tage, dachte der junge Mann, als er zu seinen Begleitern zurückkehrte und den Erfolg seiner Bemühungen mitteilte. Er bat, einen Heiducken zur Zigeunerin zu senden.

Die Herren waren froh, ihre Mission so bald beenden zu können, und währenddem der Bote die Zigeunerin holte, öffneten sie in Gegenwart des Grundherrn das Schloß. Dazu waren keine Schlüssel von nöten, sondern Zangen, denn alle Thüren waren zugenagelt.

Hier gab es freilich nur wenig zu stehlen. In den großen Sälen befand sich nicht ein einziges Möbelstück, in den Feuerherden sah man nur verkohlte Scheite. Eine Zeit hindurch hausten hier kaiserliche Soldaten, später wurde das Schloß ein Räuberasyl und schließlich ließen sich darin Abenteurer nieder, die hier auf Grund alter Schriften nach Schätzen suchten. Diese mannigfachen Gäste hatten die schönen Freskomalereien an den Wänden zerstört, einige Öfen zertrümmert, alle geheimen Thüren erbrochen und schließlich das ganze Haus den Ratten überlassen. Recht angenehm hier zu wohnen...

Die Zigeunerin erschien. Ihre Kleidung bestand aus bunten Lappen, das schwarze Gesicht von tausend Falten durchzogen, die Zähne weiß, das Haar zerzaust — eine alte Zigeunerin.

Jonas liebte diese Weiber, denn er war unter ihnen so zu sagen aufgewachsen. Von ihnen hatte er all das gelernt, was er wußte. Ja, seine gute Mutter erinnerte sogar in ihren alten Tagen an eine Zigeunerin.

Czafrinka begrüßte den jungen Herrn mit einem Segen, streichelte dann vertraulich sein Gesicht und sagte: „Ganz der Vater! So sah er in seiner Jugend aus.“

„Kanntest du meinen Vater?“

„Gewiß, ich kannte ihn.“

Die langweiligen Dinge wurden rasch erledigt, doch die Hauptsache: wer das Festmahl geben solle, stand noch in Frage. Es war selbstverständlich, daß der junge Grundherr in seinen verödeten Sälen und mit seinen geringen Mitteln kein Festessen arrangieren konnte.

Der Pfarrer schien die einzige Zuflucht zu sein.

Bei jeder Anspielung wurde aber sein Gesicht länger. Endlich faßte einer der Herren Mut und sagte geradezu: „Sacerdos debet esse homo hospitalis.“ (Der Priester soll gastfreundlich sein.)

„Ich wäre es ja, wüßte ich nur womit. Aber ich bin arm und erhalte nur ein spärliches Gehalt. Hier giebt es keine Beneficien, keine Geschenke, nichts, gar nichts. Hier stirbt niemand und niemand wird geboren. Eine Hochzeit hat seit Menschengedenken nicht stattgefunden... Ach, wie oft ist es mir gestattet, Fleisch zu essen, aber ich faste doch! Auch heute kann ich nur mit magerer Kost dienen.“

„Aber hochwürdiger Vater,“ warf der junge Grundherr ein, „als ich durch das Fenster Eurer Wohnung blickte, sah ich einen großen Schinken in der Luft baumeln.“

„Das war ein Spiel des Teufels, Hexerei, optische Täuschung. Ein andermal, wenn an einem Fasttage die Versuchung in Gestalt eines Schinkens an dich herantritt, schlage schnell ein Kreuz, und du wirst sehen, daß sich der Schinkenspuk in einen Froschschenkel verwandelt.“

Se. Hochwürden hatte recht. Das

Diner bestand aus Spinat mit Froschschenkeln, ferner einem faden Fisch, zu dem eine Sorte Wein gereicht wurde, welchen man mit der Schere entzweischneiden mußte. Die an bessere Kost gewöhnten fremden Herren beeilten sich, diese jammervolle Gegend zu verlassen, in welcher selbst der — Pfarrer darbte. Jonas aber, der an allerlei Jammer gewöhnt war, blieb hier.

Als er mit dem Pfarrer allein war, warf Jonas die Worte hin:

„Ich möchte gern wissen, wo ich heute nacht schlafen werde?"

„Entweder in deinem Schloß oder anderswo, mein lieber Sohn, aber bei mir keinesfalls. Wie du siehst, besitze ich nur ein Bett, und dieses brauche ich für mich. Ich habe bloß zwei Zimmer, eins für mich, das andere für meine Schwester."

Jonas war so frei, zu bemerken, daß sein Vater das Pfarrhaus erbauen ließ.

„Glaubst du, daß er es umsonst gethan? Dein Vater war ein solcher Sündensack, daß ich täglich für ihn Messe lesen muß, um ihm die Qualen der Hölle zu lindern."

„Auf diesen Silberlöffeln ist noch sein Wappen zu sehen."

„Er gab sie mir, als ich dich taufte. Wären diese wenigen Tropfen Weihwasser nicht auf dir, du wärest ein wirklicher Heide."

„Salem aleikum, Väterchen; ich will bei der alten Zigeunerin eine Unterkunft suchen."

„Du wirst schon schlechter gebettet gewesen sein als bei ihr."

„Vorher will ich mir eine Pfeife anzünden. Wo ist der Tabak?"

Der Gutsbesitzer stopfte sich im Nebenzimmer seine Pfeife und verließ das Haus. Als er schon draußen war, bemerkte der Pfarrer, daß die zwei Silberlöffel mitgegangen waren. Der junge Herr scheint in der Türkei recht saubere Gesellschaft gehabt zu haben. Vielleicht war es übrigens nur ein Scherz. Man muß deshalb nicht gleich Lärm schlagen. Die Silberlöffel tragen ohnedies sein Wappen.

Das Haus der Zigeunerin.

Das Haus der Zigeunerin war bald gefunden, denn es war das einzige, aus dessen Schornstein Rauch aufstieg.

Was mochte wohl eine Zigeunerin in diesem Orte suchen, den die Bewohner schon ganz verlassen hatten?

Freilich, die Czafrinka war eine Person von Bedeutung, sie war Generalin — Generalin der Hexen nämlich. In allen Hexenprozessen wurde ihrer gedacht, und daß sie bisher kein Leid traf, weder gefangen noch im Wasser ertränkt wurde, ist wohl ein Beweis dafür, daß auch der Teufel die Seinen nicht verläßt.

Es war ein altes baufälliges Häuschen, die Wände grün, das Dach mit Schilf bedeckt. Eine Umzäunung, wie sie die übrigen Häuser besaßen, fehlte. Wenn man die Hausthür öffnete, mußte man abwärts steigen, um in die Wohnung zu gelangen.

Als Jonas eintrat, sah er die Zigeunerin am Feuer sitzen und einen Kessel drehen, in welchen sie von Zeit zu Zeit eine Hand voll Mais warf.

„Ich erwartete dich zum Nachtmahl!" schrie sie dem Eintretenden entgegen.

„Woher wußtest du, daß ich hierher komme?"

„Die Karten verkündeten es mir."

Das Souper versprach nicht besonders glänzend zu werden. Das große Feuer brannte wohl, doch der Gast sah nichts Bemerkenswertes, eine schwarze Katze ausgenommen.

„Ja, aber was werden wir zum Nachtmahl essen?"

„Du wirst es sofort sehen. He, Saffi, stehe doch auf!"

Die große schwarze Katze erhob sich und rieb ihren Rücken an der alten Zigeunerin.

„Mach, daß du fortkommst!" schrie Czafrinka und schlug dabei das Tier, worauf dasselbe entlief und in einem Ofenloche Schutz suchte. Als die Alte nun nochmals schrie: „Bist du noch nicht hier?" kroch es nochmals hervor — doch diesmal in Gestalt eines Zigeunermädchens.

Jonas war ob dieser Verwandlung nicht besonders erstaunt. Er hatte oft von seiner Mutter gehört, daß die Hexen junge Mädchen in Katzen verzaubern können.

Das Zigeunermädchen war schmutzig; es blickte schlaftrunken drein, die Haare waren ungekämmt und die Kleidung zerrissen. Die junge Zigeunerin murrte und gähnte gleich einem Kinde, welches aus dem Schlafe geweckt wird, und rieb mit beiden Händen die Augen.

„Sofort ankleiden, Tisch decken und Licht anzünden! Der Königssohn ist angekommen!“

Das Mädchen verschwand brummend, aber dennoch folgsam und furchtsam.

Czafrinka drehte unermüdlich den Kessel und warf die aufgesprungenen Maiskörner aus demselben. Jonas stand daneben und dachte: Das wird ein mageres Nachtmahl werden.

Endlich sagte die Zigeunerin: „Wir sind fertig, mein kleiner Prinz.“

Sie öffnete eine Thür, und Jonas trat in ein seltsames Zimmer.

Das Zimmer lag in einem Halbdunkel, und schwaches Licht kam nur aus einem Totenschädel, welcher von der Decke herabhing.

Nicht minder unheimlich waren die Gegenstände, welche man im Zimmer erblickte. In einer Ecke stand ein wahrhafter Hexenofen, auf welchem eine ausgestopfte Eule hockte. Auf einem Fasse ruhte das Skelett eines Pelikans, und an der Wand hing ein Metallspiegel, in welchem man das Gesicht des Teufels sehen konnte. Ein roter Bauernmantel hing an einem Stricke herab. Wer sich auf diesen Mantel setzte, den trug derselbe in einer Minute zehn Meilen weit. In einer anderen Ecke stand die berüchtigte „Krücke“, welche in ein Pferd oder in einen Drachen verwandelt werden konnte. Dicht daneben hing das Holzschwert, mit dem die Hexen gegen Teufel kämpfen. Ein Faß ohne Boden, ein Rad mit zehn Speichen, eine Trommel, dann eine Rohrpfeife und eine Menge Zaubergefäße, in denen Salben waren, gab es hier. Ein kleiner Berg von getrockneten Kräutern, darunter eine Schildkröte, eine schwarze Seidenfahne, deren Stiel in einem Kürbis steckte, seltsame Felle unbekannter Tierarten, riesenhafte Knochenstücke, all das erblickte Jonas, doch er sah es nicht zum erstenmal, denn Ähnliches erschien ihm früher oft im Traume, wenn ihm seine Mutter vor dem Schlafengehen tolle Geschichten erzählt hatte. Auch der schöne Tisch in der Mitte des Zimmers, die seidenen Tischtücher, das Silber gleich glänzende Tischgeschirr aus Zinn, all das erregte nicht sein Staunen. Freilich nicht, denn wenn er auch so viele Augen wie die Torontalerspinne gehabt hätte, alle wären an dem zauberhaften Wesen hängen geblieben, das sich aus dem schmutzigen, schlaftrunkenen und verwilderten Zigeunermädchen entwickelt hatte. Auch das verstehen die Hexen. Wenn sie ihre häßlichen Fratzen mit dem Feenhemde bedecken, werden diese vollständig verändert... Doch welche Gestalt war das! Diese Augen! Den fallenden Sternen gleich, welche im Weltall zerstieben. Und dieser Mund! Wenn er mit seinen leuchtenden Zähnen lächelte, so war es, als ob sich das rosenrote Himmelreich öffne und zwei Reihen niedlicher Teufel herniederlachen würden. Teufel von der weißesten Sorte natürlich.

Solange das Mädchen im Zimmer blieb, sah der junge Mann nichts anderes. Nur später, als dasselbe von seiner Mutter fortgeschickt wurde, schaute er umher.

„Saffi! Fliege! Bringe das Nachtmahl!“

Und es wurde aufgetragen: Schweinebraten, Kuchen, Tropfhonig mit Nüssen und Marzipan. Dazu gab es noch herrlichen Meneserwein, wie ihn nur Könige trinken.

Alles ist Hexerei! dachte Jonas, doch Saffi wußte so schön zu bitten, daß er nicht widerstehen konnte und eine Probe mit dem Wein machte. Er erhob sein Glas und sagte: „Möge es Gott segnen, der es gegeben!“

Er wußte gar wohl — hatte es doch

seine Mutter gesagt —, daß bei Nennung des Namens „Gott“ die Hexen Frösche und die Speisen Staub werden. Es gereichte ihm denn auch zu großer Beruhigung und zu noch größerer Freude, daß alles blieb, wie es war.

„Du hast mir ein herrliches Mahl bereitet, gute Czafrinka,“ sagte er schließlich, als es zum Mundabwischen kam.

„Ich erwartete dich, Prinzchen. Eine Zigeunerin erhält alles, was sie will. Fürchte dich nicht, es ist weder geraubt noch erhext. Man brachte es mir. Die Blöden tauschen es für ein wenig Weisheit bei mir ein. Mir gehorchen mehr Menschen als dem König und meine Macht ist größer als die eines Bischofs.“

„Kannst du auch die Zukunft künden?“

„Gewiß!“

„Nun, dann sage sie mir. Hier sind die Karten meiner Mutter; auch sie verstand diese Kunst.“

„Ich weiß es wohl, denn ich kannte deine Mutter. Sie war unsere ‚Barjaktar‘ (eine in den Hexenprozessen oft genannte höhere Art von Magierinnen). Du brachtest mit diesen Karten Freude in mein Haus.“

Czafrinka küßte jede einzelne der Karten, als sie dieselben ausbreitete. Dann warf sie einen Blick auf die Blätter und rief, die Hände zusammenschlagend:

„Du hast ein wunderbares Glück, Prinzchen! Du wirst bald heiraten, und jenen Traum, welchen deine Frau in der Brautnacht hat, lasse dir erzählen, denn er wird sich erfüllen, und du wirst dadurch noch reicher und berühmter werden, als dein Vater war.“

Mehr konnte Jonas nicht verlangen. Seine Mutter hatte ihm schon Reichtum prophezeit, aber ihre Vorhersagungen gefielen ihm nicht so gut wie die soeben verkündeten Aussichten „Frau“ und „Brautnacht“. — Doch wo ist diese Frau?

„Es ist Schlafenszeit,“ sagte die Alte. „In deinem Schlosse wirst du kaum ausruhen können. Ich will dir hier bei mir ein gutes Bett bereiten und du wirst neben meiner Tochter ruhen.“

Jonas fühlte einen Stich in seinem Herzen. Es war just nicht Schrecken, aber etwas Ähnliches. Er dachte: Diese Zigeunerin will mir gleich ihre Tochter zur Frau geben, denn Jonas war ein unschuldiger Jüngling. Die Alte las diesen Gedanken von seinem Gesicht. Sie lachte.

„Na, weine nur nicht, Kleiner. Es wird nicht so arg sein, als du denkst. Saffi wird im Hexenofen schlafen und du neben demselben. Nebeneinander wohl, doch zwischen euch wird eine Wand sein. Das ganze Haus ist feucht, und nur in der Nähe des Ofens ist es warm und angenehm.“

Sie ließ das Mädchen niederknieen und betete mit ihm ein Vaterunser, ohne ein Wort auszulassen, woraus Jonas die Erkennntnis schöpfte, daß das Mädchen doch keine Hexe sei. Die Alte band dem Mädchen ein rotes Seidentuch um den Hals, welches die Jungfrauen vor Verzauberung schützen soll.

Unterdessen kam die schwarze Katze ins Zimmer, und Jonas konnte bemerken, daß sie und Saffi denselben Namen hatten, aber zwei verschiedenartige Tierchen waren.

Er legte sich auf die Ofenbank, wo es wärmer und angenehmer war als in einem Federbett. Bald schlief er. Im Traume glaubte er neben sich eine herrliche Mädchenstimme singen zu hören, und ein süßes Lied und schöne Worte umstrickten seine Sinne. Als er erwachte, hatte er die Verse vergessen, doch die entzückende Weise erklang noch in seinem Ohr.

Das heiratsfähige Mädchen.

Früh morgens am nächsten Tage suchte Jonas sein Pferd, das er im Garten seines Schlosses zurückgelassen hatte. Das Pferd fand weder Futter noch Stall, doch ein Wächter hatte sich seiner angenommen — das bewies zum mindesten der zertretene Kadaver eines Wolfes. Der junge Grundherr bestieg sein Roß und ritt nach jener Richtung, in welcher er trockenen Boden sah. Straßen gab es nirgends.

Er machte sich auf den Weg, um eine Frau zu suchen. So war es Sitte in der guten alten Zeit. Damals schleppte man die jungen Mädchen noch nicht durch die Ballsäle, damit dort die zur Ehe passenden ausgewählt werden; im Gegenteil, die jungen Leute suchten ein Schloß nach dem anderen auf und leugneten gar nicht, daß sie gekommen seien, die Mädchen in Augenschein zu nehmen.

Jonas erblickte in der Ferne einen Turm; er schlug die Richtung nach demselben ein... Auf dem Wege dahin mußte er durch ein Röhricht, und als er schon mitten darin war, hörte er Büchsenschüsse. „Wer wagt es, auf meinem Grund und Boden zu schießen?“ Jonas forschte danach, und er fand eine ganze Jagdgesellschaft, welche in zehn Kähnen verteilt nach Enten schoß. Ein Offizier in glänzender Uniform kommandierte in deutscher Sprache. Jonas, der nicht lange zu überlegen liebte, ritt mit seinem Pferde ins Wasser und dieses schwamm zu den Kähnen.

„Gehorsamer Diener. Wer ist der Herr?“

„Ich bin General Baron Feuerstein, Ihnen zu dienen. Mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Ich bin Jonas Botsinkay von Hamzabassaviczi. Wer erlaubte den Herren, hier in meinem Gehege zu jagen?“

Die ganze Gesellschaft lachte.

„Wahrlich, wir wußten nicht, daß der Sumpf ein Gehege ist. Es giebt hier übrigens sehr schöne Enten.“

„Er ist ein Gehege, denn er befindet sich auf meinem herrschaftlichen Grund und Boden. Her mit den Gewehren!“

„Wie meinen Sie?“

„Ich will ein Pfand. Wenn Sie mir die Waffen nicht freiwillig geben, stürze ich Ihre Kähne um!“

Er machte keinen Scherz, und doch lachte der General, statt sich zu ärgern, und er reichte dem jungen Manne seine schöne Doppelflinte und seinen Säbel.

Jonas hatte von seiner Mutter ein ähnliches Stückchen gehört, das einst sein Vater ausführte, und er glaubte es ebenso machen zu müssen.

„Sie werden uns doch nicht einsperren wollen?“ fragte der Offizier.

„Ach, besäße ich nur hundert Fremdenbetten in meinem Schlosse und hundert Fässer Wein in meinem Keller, ich ließe die Herren zwei Wochen nicht aus meinem Hause!“

„Das ist ein fescher Bursche,“ sagte der General zu seinen Begleitern. „Edler Herr von Botsinkay, seien wir gute Nachbarn und beehren Sie mich mit einem Besuch. Wollen Sie mein Gast sein?“

„Das kann geschehen.“

„Seien wir gleich ‚per du‘.“

Die Jagdgesellschaft mit der Beute ruderte an das Ufer des Sumpfes, nahm dann in bereit stehenden Wagen Platz und fuhr davon. Jonas begleitete sie zu Pferde.

Baron Feuerstein war ein stattlicher Kavalier, noch nicht vierzig Jahre alt, und nur seiner Tapferkeit verdankte er den hohen Rang in der Armee. Seine schöne männliche Gestalt machte aber der Reiz einer geistvollen Sprache noch liebenswürdiger. Er sprach ungarisch, türkisch und serbisch, und unter diesen Sprachen muß wohl eine die Muttersprache unseres Jonas gewesen sein. Der junge Grundherr erschien dem General als ein einfältiger schlichter junger Mensch, ein recht ungebildeter Grobian, der keine Ahnung von dem Leben und Treiben der Welt hatte. Er wußte bald, daß Jonas eine Frau suchen ging, weil ihm eine Zigeunerin prophezeit hatte, daß ihm seine Zukünftige Glück bringen werde und er dieses dringend benötige.

„Ich bitte dich, hast du kein heiratsfähiges Mädchen?“

„Nein,“ entgegnete Baron Feuerstein lachend, „denn ich habe erst im vergangenen Jahre geheiratet.“

Jonas dachte, dann sei eine junge Frau im Hause, doch er stellte keine Frage, weil er wußte, daß die Türken es nicht lieben, wenn von ihren Frauen gesprochen wird.

„Bei mir giebt es kein Mädchen, lieber

Freund, aber in der Nachbarschaft im Sugoviczer Schlosse ist ein für dich passendes Fräulein: eine wahrhafte Prachtausgabe."

„Hübsch?"

„Eine Fee. Herrliche Gestalt, wie eine Giraffe."

„Ah! Und die Augen? sind sie auch so schön wie die einer Giraffe?"

„Hundertmal schöner. Die schwarzen Augenbrauen berühren einander beinahe."

„Ach, warum berühren sie sich nicht ganz!"

„Und dann ist der Vater des Mädchens sehr reich; es ist sein einziges Kind."

„Was ist der Vater?"

„Der alte Loncsar ist nichts besonders Hervorragendes. Früher einmal war er Schweinehändler, jetzt aber ist er Grundbesitzer."

Jonas rümpfte die Nase... Der Mensch vergißt sehr leicht, daß er Jongleur und Kellner gewesen, während er nimmermehr vergißt, daß seine Ahnen Edelleute waren.

Die Jagdgesellschaft traf im Schlosse ein, und alle begaben sich zur Baronin, um ihre Aufwartung zu machen. Jonas bürstete sein Haar mit beiden Handflächen, denn er wollte bei diesem Anlasse schmuck erscheinen. Doch welche Überraschung wurde ihm zu teil.

Die Hausfrau war klein und fett, und selbst um alle Schätze der Welt wäre sie nicht im stande gewesen, ihre beiden Hände unter der Brust zusammenzufalten. Der Kopf war kugelrund, und das, was man im gewöhnlichen Leben einen Hals nennt, war nicht zu sehen. Augen und Nase traten nur wenig hervor. Wenn sie ging, schien es, sie rolle.

„Deine Frau ist wohl sehr reich, nicht wahr?" sagte Jonas.

Alle, die diese Bemerkung hörten, lachten herzlich, selbst die Baronin, als sie vernommen, wer der Gast sei und weshalb er gekommen.

Bei Tische mußte Jonas an ihrer Seite Platz nehmen. Sie war eine geistreiche Dame und ihre Worte glichen oft spitzen Pfeilen. Sie sprach deutsch und französisch und machte boshafte Bemerkungen über den komischen Burschen. Die Baronin ahnte nicht, daß Jonas Dolmetsch gewesen. Mit ihm sprach sie nur serbisch.

Einmal wandte sie sich direkt zu ihm und sagte:

„Seien Sie vorsichtig bei der Wahl Ihrer Zukünftigen. Wenn Sie eine reiche Frau suchen, wählen Sie lieber eine solche chinesische Figur, wie ich bin, und lassen Sie die schlanken stattlichen Feen beiseite. Die chinesische Figur wird man Ihnen nicht stehlen, aber eine reizende Diana dürfte Ihnen bald jene Krone auf das Haupt zaubern, welche schon Actäon getragen."

Jonas hatte noch niemals von Actäon gehört; er begriff auch nicht, weshalb jetzt die Gesellschaft lachte. Fürwahr, er wollte nicht grob sein, er gab nur seine Lebensweisheit zum Besten, als er sagte:

„Erlauben Sie, Frau Baronin, daß ich anderer Ansicht bin. Mein Ziehvater war ein berühmter Jongleur, und in unserer Schaubude besaßen wir ein Riesenweib, das sogar viermal dicker war als Sie, Frau Baronin. Allah ist mein Zeuge, selbst dieses Riesenweib hat man uns in einer Nacht gestohlen!"

Heutzutage würde eine solche Grobheit einen Menschen unmöglich machen, aber in der guten alten Zeit war das ein Scherz...

Als die Herrengesellschaft allein blieb, unterhielt man sich noch eine Weile auf Kosten des kuriosen Gastes; doch später, als das Kartenspiel begann, bezahlten andere die Kosten der Unterhaltung. Jonas hatte bei seinem Ziehvater auch seltsame Kartenkunststücke gelernt, und sein Glück, welches die Anwesenden mit einem Sprichwort motivieren wollten, war nichts anderes als -- Kunst.

Diese Unterhaltung frischte den Geldbeutel des jungen Herrn ein wenig auf.

Der Weisheit unseres Jonas ist es zuzuschreiben, daß er, nachdem er viel gewonnen, am nächsten Morgen das Schloß

verließ. Des Mittags war er schon in Sugovicza im Schloßhofe des Herrn Loncsar.

Dieses Schloß war ein ebenso großes Gebäude wie das des jungen Grundherrn. Herr Loncsar hatte sich noch nicht vollständig in die Rolle des großen Herrn eingespielt und bewohnte vorläufig nur die Hälfte seines Schlosses. Eine Seite des Gebäudes zeigte staubige und schmutzige Fenster, die übrigen dagegen glänzten desto heller.

Herr Loncsar saß in seinem größten Saale, umgeben von Kumpanen. Sie beendeten eben ihr Nachtmahl.

Man glaube nicht, daß ich eine frühere Bemerkung: Jonas sei mittags angekommen, vergessen habe. Die Leute aßen zu Nacht, das ist ganz richtig. Sie begannen gestern mit dem Souper und beendeten es heute. Später folgte erst das Mittagessen, dessen Schluß vor Mitternacht stattfindet.

Die Gäste waren durchgehends Serben. Trotzdem schien aber keiner von ihnen betrunken zu sein... Nicht diejenigen sind trunken, welche viel Wein schlürfen, sondern diejenigen, welche wenig vertragen können.

„Servus, mein Sohn,“ schrie Loncsar dem neuen Gaste entgegen, den sechs Jagdhunde in den Saal geleiteten, „kommst du zu mir oder zu meiner Tochter?“

„Zu deiner Tochter.“

„Dann mache, daß du fortkommst. Dort in jenem hübschen Zimmer weilt sie. Gieb acht, daß dir nichts geschieht.“

Der alte Loncsar war aufrichtig genug, jeden Freier, der in sein Haus kam, von vornherein aufmerksam zu machen, auf der Hut zu sein, wenn er sich seiner Tochter nähere.

Fräulein Arsena war in der That ein sonderbares Geschöpf. Schon der Name, welcher griechisch Mann bedeutet und unleugbar die Stammwurzel von Arsenik bildet, deutete dies einigermaßen an.

Das Fräulein besaß einige Lieblingstiere, welche nur dazu da waren, um den Besuchern so unangenehm als möglich zu werden. Ein großer Hund machte immer den Scherz, seine Vorderpfoten auf die Schultern der Gäste zu legen, ihnen in die Augen zu glotzen und sie zu belecken. Während also der Gast von vorn umarmt wurde, richtete sich ein anderer kleinerer Hund an den Beinen des Fremden in die Höhe; er schien seine Größe messen zu wollen. Ein bunter Teufel flog unterdessen auf den Kopf des Ankömmlings, schrie ihm allerlei Schimpfworte ins Ohr und kreischte wie toll, und wehe demjenigen, der muckste. Die schöne Arsena lachte ihn nur desto besser aus.

Ach, das Lachen stand ihr gar so gut. Sie schien nur erschaffen worden zu sein, um zu lachen. Diese feingezogenen Brauen, die Augen, welche wie Karfunkel glänzten, und das geringelte Haar, die vollen aufgeworfenen Lippen, die Grübchen in Wangen und Kinn — alles, alles lachte. Sie selbst wußte das am besten und war immer bestrebt, irgend eine lustige Dummheit zu machen.

Jonas zeigte aber schon den Tieren gegenüber, welcher Geist in ihm wohnte. Er war in der Nähe einer Menagerie aufgewachsen, hatte Wölfe, Hyänen und selbst Schlangen tanzen gelehrt. Er sprach jetzt nur ein Wort, machte nur eine Bewegung, und die Tiere schienen verzaubert zu sein. Die Hunde kauerten zu seinen Füßen nieder und der Papagei verstummte.

Arsena saß auf dem Sofa; sie hatte die Beine nach türkischer Art untereinander geschlagen, und nur ein mit Perlen und Rubinen gestickter Pantoffel sah unter dem Kleide hervor. Auf dem Haupte trug sie eine mit Goldmünzen geschmückte Haube, und an der Brust sah man sieben Reihen Goldmünzen.

Sie empfing den Gast recht freundlich. Als Jonas seinen Namen genannt hatte, lud sie ihn ein, ihr gegenüber Platz zu nehmen, und befahl einer Sklavin, welche ihr bisher mit einem großen Fächer Luft zugefächelt, Erfrischungen zu bringen. Bei den Serben bietet man den Gästen sofort nach ihrem Eintritt ins Haus

Süßigkeiten an. Fräulein Arsena hatte auch in dieser Hinsicht einen ganz besonderen Geschmack. In einer Silberschüssel wurden von der Sklavin veritable Maikäfer gebracht, und Arsena hob den Deckel der Schüssel empor, nahm einen Käfer aus derselben, riß diesem den Kopf ab und zerbiß dann das Tierchen mit den Zähnen. „Das ist mir die allerliebste Delikatesse; bitte, Herr von Botsinkay, bedienen Sie sich.“

Bisher bekamen alle Gäste nach diesem Empfang einen Fieberanfall, doch unser Jonas griff mit beiden Händen in die Schüssel und stopfte sich die Maikäfer in den Mund.

Arsena war verblüfft.

„Wie, auch Sie lieben die Maikäfer?“

„Eine herrliche Speise! Die Heuschrecken sind mir freilich lieber. Diese sollten Sie einmal kosten. Das ist erst die wahrhafte Engelsspeise, mein Fräulein.“

Und nun erzählte er von Käfern und Würmern, daß das Fräulein ihn schließlich bat, dieses Thema fallen zu lassen und lieber eins zu trinken.

In anderen Häusern pflegt man die Getränke zu kühlen, hier aber wurden sie so warm gereicht, daß sie förmlich kochten. Aus einem Gefäß, unter welchem noch Glut sichtbar war, schöpfte Arsena mit einem Löffel das heiße Gebräu und füllte den Becher des Gastes. „Trinken Sie, mein Herr!“ Dieses Getränk war mit Pfefferkörnern gewürzt, und jeder schwachnervige Mensch, der einen Schluck davon wagte, kam in Gefahr, seine Seele aus dem Körper husten zu müssen.

Jonas trank mit Entzücken seinen Becher leer.

„Ein himmlisches Getränk!“

Wahrscheinlich wollte er sich den Genuß noch vergrößern, denn er nahm eine glühende Kohle und verschluckte dieselbe.

Arsena begann bald einzusehen, daß sie einen Meister gefunden. Als gegen Ende des Gastmahles, das nur aus ähnlichen gefährlichen Speisen und Getränken bestand, der Kaffee gebracht wurde, in welchem Jonas isländisches Moos erblickte, konnte er sich nicht enthalten, sein Bedauern darüber auszusprechen, daß auf dem Tische Arsenik fehle. Er hätte ein Stückchen davon gar so gern zu Ehren des Fräuleins verspeist.

Es wurden nun Karten gebracht, und Arsena lud Jonas zu einem kleinen Spielchen ein.

Der Gast war selbstverständlich einverstanden. Es wurde um Gold gespielt, und der junge Mann verlor mit Absicht jedesmal. Als das Fräulein Bank hielt, bemerkte Jonas, daß dasselbe ... „corriger la fortune.“ Auch das gestattete er, denn er wollte durchaus liebenswürdig sein. Arsena wurde schließlich übermütig und verspottete den Gast.

Warte, dachte Jonas bei sich. Wir werden gleich sehen, wer besser betrügen kann. Und in wenigen Minuten hatte er die Bank gesprengt.

Jetzt geriet Arsena in Hitze. Sie verlor aber immer, und in ihrer Wut riß sie, als alles Geld verloren war, die Goldmünzen vom Halse und warf sie als Einsatz auf den Tisch. Auch diese gingen verloren. Umsonst waren all ihre kleinen und großen Betrügereien, Jonas verstand diese Künste besser. Auch die Haube gewann Jonas... Schließlich riß Arsena einen Pantoffel vom Fuße und schrie glühenden Angesichts: „Va banque!“

„Es gilt,“ entgegnete Jonas, und während er die Karten mischte, sah er lächelnd seinem Gegenüber in die Augen. Er ließ Arsena gewinnen und gab ihr den Hügel Gold und auch den Pantoffel zurück, den er vorher küßte. Dafür erhielt er aber einen Schlag auf die Finger: „Wie wagen Sie, etwas zu küssen, was nicht Ihr Eigentum ist!“

Doch später wurde das Fräulein wieder gnädiger und ließ den Gast an ihrer Seite Platz nehmen. Wasserpfeifen wurden gebracht, und die Herrschaften beschäftigten sich jetzt damit, Ringe aus Rauch in die Luft zu blasen.

Arsena erzählte unterdessen allerlei Gespenster- und Geistergeschichten, die ge-

eignet schienen, jemandem für einige Zeit den Schlaf zu vertreiben.

Jonas glaubte noch an Geister und Hexen.

Je weiter die Zeit vorrückte, desto seltsamer und furchterweckender waren die Märchen, welche Arsena ihrem Gaste erzählte. Als es schon ganz dunkel geworden, vertraute sie ihm, daß auch dieses Schloß von Gespenstern bewohnt sei. Ein ehemaliges Schloßfräulein, das am Tage seiner Hochzeit starb, erscheine, so oft ein Freier im Hause weile, um Mitternacht in den Zimmern. Unter höllischem Lärm nahe das Gespenst dem Bette des Gastes, lege die Hand auf das Haupt des Schlafenden und am nächsten Morgen finde derselbe sein Haar ergraut. Deshalb pokulieren auch die Gäste des Nachts, und erst beim ersten Hahnenruf wagen sie es, zu Bette zu gehen.

„Ich will nicht die Schar der Trinker vergrößern," sagte Jonas, „denn die Kunst des Trinkens habe ich niemals gelernt. Ich will mich zur Ruhe begeben und das schöne Gespenst erwarten."

„Wie, Sie glauben nicht an Gespenster?"

„Ich glaube an Gespenster, doch ich weiß mit ihnen umzugehen."

„Ach, wie sprechen Sie mit ihnen? sagen Sie mir das, ich bitte."

„Verkehrt."

„Verkehrt? was bedeutet das?"

„Ich kann mich nicht deutlicher erklären."

Es wurde Nacht, und Jonas zog sich in jenes Zimmer zurück, in welchem man ihm das Nachtlager aufgeschlagen hatte. Er legte die vom Baron Feuerstein erhaltenen Waffen: eine Flinte und einen Säbel, neben sein Bett... Gegen mitternacht entstand ein ungeheurer Lärm. Kreischende Tierlaute, Schreien und Poltern wurden hörbar. Jonas erwachte; er griff nach der Flinte, doch der Lauf derselben war mit Pech gefüllt, und als er jetzt nach seinem Schwerte griff, brachte er die Klinge nicht aus der Scheide. Alles schien verzaubert zu sein.

Feuerräder rollten durch das Zimmer, man vernahm deutlich das Klirren eiserner Ketten und dann trat tiefe Stille ein. Die Thür öffnet sich. Heller Lichtschimmer fällt ins Zimmer, und Jonas sieht eine hohe weiße Gestalt, deren Haupt ein weißer Schleier verbirgt, dem Bette näher und näher kommen.

Der junge Gast wußte, daß derjenige, welcher den Mut hat, einem Gespenst entgegenzugehen und ihm fest ins Angesicht zu blicken, den Spuk dadurch vertreiben kann. Seine gute Mutter hatte ihm aber noch ein anderes Mittel empfohlen; sie behauptete nämlich, daß man einem Geiste auf den Händen entgegengehen müsse, um der Gefahr zu entlaufen. Nicht jedermann versteht die Kunst, auf den Händen zu gehen, doch unser Jonas hatte lange Zeit auf diese Weise sein Brot verdient.

Er stellte sich auf die Hände und spazierte mit nach oben gerichteten Füßen der nächtlichen Erscheinung entgegen.

Das Gespenst schien auf diesen Empfang nicht vorbereitet zu sein, denn es geriet sichtlich in Verwirrung. Jonas jedoch hatte mit dem nach dem Boden gerichteten Blick unter dem weißen Gewande einen kostbaren Pantoffel bemerkt. Er überlegte nicht lange, sondern riß einen Pantoffel vom Fuße des Gespenstes und stellte sich dann wieder auf die Beine.

Das Gespenst schrie auf, und den Schuh zurücklassend, flüchtete es eiligst. Man hörte noch hinter ihm die Thüren ins Schloß fallen. Am nächsten Morgen stand Jonas zeitlich auf und begab sich in den Schloßgarten. Er fand hier Fräulein Arsena, welche schon einen Strauß band.

„Für wen haben Sie diese schönen Blumen bestimmt?"

„Für Sie."

Arsena schien ganz verändert. Sie war sanft wie Milch und verschämt wie Wasser. Sie wagte kaum, dem Gaste in die Augen zu sehen.

„Das Gespenst hat mich in der Nacht besucht."

„Ich weiß davon."

„Es ließ einen Pantoffel bei mir zurück.“

„Das war klug.“

„Ich will jetzt zum Hausherrn gehen und ihm versprechen, das Schloß von diesem niedlichen Gespenst zu befreien.“

„Thun Sie das, mein Herr.“

„Doch ich wage es nur dann, wenn die schöne Arsena mir verspricht, meine Wünsche zu unterstützen.“

„Sie können dessen gewiß sein.“

„Sobald Herr Loncsar den Schlaf aus den Augen gewischt haben wird, werde ich ihm meine Bitten vortragen.“

Bis dahin war aber noch viel Zeit, und Fräulein Arsena benutzte die Gelegenheit, Jonas zum Frühstück einzuladen. Dieses Frühstück war recht gut und die sonderbaren Delikatessen vom Tage vorher fehlten.

„Wie, wir essen heute keine Maikäfer?“ frug Jonas.

„Das war nur ein Scherz, verzeihen Sie mir.“

Arsena war über nacht eine andere geworden. Die Untiere existierten nicht mehr, und an Stelle des Papageis waren einige zahme Tauben getreten. Arsena erzählte jetzt Jonas nur vernünftige Dinge, sagte ihm, wer seinen Grundbesitz unter Wasser gesetzt, und riet ihm, diesem Übel in Zukunft durch Dämme und durch Verträge mit ihrem Vater, dessen Gut an das des Gastes grenzte, abzuhelfen.

Jonas war klug genug, um einzusehen, daß Arsena seine Frau werden wolle, und er ahnte, daß aus ihr eine ganz prächtige Hausfrau werden müsse.

Bis Mittag mußte er warten, dann wurde er endlich vom alten Loncsar empfangen. Auch jetzt war dieser eigentlich noch nicht zu sprechen, denn er rauchte ununterbrochen seine Pfeife und ließ kein Wort hören. Nachdem jedoch Jonas seine Wünsche wiederholt vorgetragen, bemerkte der Hausherr phlegmatisch:

„Vorerst wollen wir eins beten.“

Unter Beten verstand der gute Alte — Branntweintrinken.

Umsonst beteuerte Jonas, daß er heute schon gebetet habe; er mußte trinken, ohne Gnade und Erbarmen.

Ist das erste Glas getrunken, dann muß das zweite und dritte folgen. Es gilt der Freundschaft und Verbrüderung. Nachdem eine Reihe von Gläsern absolviert war, wurde der Hausherr sentimental; er begann seinen jungen Gast zu küssen. Umsonst protestierte Jonas, und unnütz war seine Beteuerung, daß er nur die Tochter und nicht den Vater zu küssen wünsche. Auch singen mußte der Alte, und er machte den Anfang mit einem Liede, das zweiundsiebzig Strophen hatte ... mit einem Worte, es war mit Herrn Loncsar nicht zu sprechen.

„Bleibe hier bis zur ‚Butterwoche‘,“ sagte Arsena dem ungeduldigen Verehrer (wie man sieht, standen sie schon auf du und du), „dann wird mein Vater eine ganze Woche fasten müssen.“

Er wartete. Seine Angebetete half ihm seufzen und warten.

Endlich kamen die Fasttage heran. Die Gäste verließen das Haus, und nun brach eine traurige Zeit herein. Die Speisen wurden mit Öl bereitet, und harte Eier sah man täglich zu wiederholten Malen auf dem Tische. Der Hausherr magerte ab.

Jetzt geriet er aber in verteufelt schlechte Laune. Er hörte die Bitten seines jungen Gastes, schnalzte mit der Zunge, verzog sein Gesicht und brummte.

„Du bist hübsch dumm — freilich, ein Lump ist so viel wert als der andere... Gut, du gefällst mir, hast ein einfältiges Gesicht ... na, meinetwegen. Du wirst mir das Frauenzimmer gern zurückgeben wollen, wenn du es erst einmal haben wirst. Doch sei's drum. Ich habe aber eine Bedingung. Du erhältst das Mädchen erst, wenn du Baron bist.“

„Baron? Ja, wie soll ich das werden?“

„Das ist deine Sache. Übrigens ist es nicht einmal so schwer, denn jetzt wirft man mit den Grafschaften und Baronien so zu sagen herum. Wenn ein Beleznay Graf, ein Grassalkovic Fürst geworden, kann auch ein Botsinkay Baron werden. Versuche dein Glück!“

Mit dieser Antwort kehrte Jonas zu Arsena zurück. Es schien, als ob diese Hochzeit für immer vertagt wäre.

„Hast du denn keinen Bekannten bei Hofe?“ fragte Arsena.

Jonas ließ seine Bekannten im Geiste vorüberziehen. Der Pfaffe von Botsinka und die Zigeunerin Czafrinka waren wenig geeignet, ihn bei Hofe vorzustellen. Doch der Baron Feuerstein? An diesen wollte er sich wenden.

Jonas sprach kein Wort weiter; er nahm Abschied, sattelte sein Pferd und ritt davon — um Baron zu werden.

Ehe er das Schloß Feuersteins erreichte, ließ er sein Pferd an der Grenze des Loncsarschen Gutes weiden, wo sich ein schöner Weideplatz befand. Er selbst setzte sich ins Gras und starrte in die Luft.

Plötzlich erblickte er eine Taube, die hoch über seinem Haupte dem Feuersteinschen Hause zuflog.

Der Ziehvater unseres Jonas verstand bekanntlich allerlei Künste, die er seinem Sohne vererbte. Jonas pfiff jetzt in ganz eigentümlicher Weise, und die Taube flog ihm sofort in den Schoß.

Er hatte sich nicht getäuscht; es war eine Brieftaube. Unter einem Flügel derselben fand er einen Brief, der die Adresse des Barons Feuerstein trug.

Jonas öffnete das Briefchen, denn er wußte in der That nicht, daß Derartiges unschicklich sei. Das Schreiben enthielt übrigens recht verblüffende Mitteilungen. Es lautete:

„Mein Teuerster! Denke dir, wir haben einen prächtigen Narren gefunden, der mich heiraten will. Er ist ein Botsinkay und wurde von Zigeunern erzogen. Leider hat mein Vater von ihm verlangt, er solle zuerst Baron werden, und das dürfte ein wenig schwer fallen. Ich bitte dich, verschaffe ihm eine Baronie, denn wenn er sein Ziel erreicht, erreichen auch wir das unserige. Bin ich einmal verheiratet, dann steht uns nichts mehr im Wege. Ich küsse dich tausendmal. Deine wilde Rose.“

Der junge Mann lernte aus diesen wenigen Zeilen mehr, als er an einer Universität hätte lernen können. Er überlegte nicht lange, band der Taube das Briefchen unter den Flügel und warf dieselbe in die Luft. Sie flog davon.

Jonas bestieg sein Pferd, schlug aber jetzt eine andere Richtung ein; er ritt seinem eigenen Stammsitze zu.

Zwei silberne Löffel und ihre Geschichte.

Jonas Botsinkay erreichte den Stammsitz seiner Väter. Schon von der Ferne erblickte er das Haus der Zigeunerin Czafrinka. Eine dunkle Masse lag vor der Thür desselben. Man wußte nicht, ob es Mensch oder Tier sei.

Als Jonas näher kam, glaubte er eine wilde Katze zu sehen, später freilich bemerkte er Hände und Arme, leuchtende Augen und schönes Haar.

Es war Saffi.

Jonas stieg vom Pferde und trat nahe an sie heran.

„He, Saffi! Ist deine Mutter daheim?“

Das Mädchen blieb regungslos.

Der junge Mann berührte es leise, worauf Saffi erschrocken emporsprang und ängstlich umherblickte. Sie lächelte ein wenig, aber gleich darauf fiel sie wieder zu Boden.

„Ist deine Mutter daheim?“

„Nein.“

„Wann kehrt sie zurück?“

„Niemals.“

„Wohin ging sie denn?“

„In die Hölle — man verbrannte sie.“

„Wer?“

„Die Herren aus der Stadt.“

„Weshalb?“

„Weil sie eine Hexe gewesen.“

„Das ist freilich wahr. Doch wer hat sie angezeigt? In diesem Orte giebt es keinen Richter.“

„Der Geistliche that es. Als du uns verlassen hattest, erschien der Pfarrer bei uns und verlangte jene zwei Silberlöffel, welche du von ihm gestohlen und die bei uns versteckt sein sollten. Wir wußten nichts davon. In seinem Zorn ging er

nun nach Temesvar, klagte bei Gericht und kehrte schließlich mit Panduren zurück, welche die alte Czafrinka so lange mit Folterwerkzeugen quälten, bis dieselbe eingestand, daß sie eine Hexe sei und mit dem Teufel einen Vertrag geschlossen habe. Von den zwei Silberlöffeln wußte sie jedoch nichts zu sagen. Trotzdem wurde sie verbrannt."

„Saffi! Bist du toll? Oder sprichst du im Traume?"

Das Mädchen war aufgestanden, seine Augen flammten, die Hände zitterten durch die Luft und jede Faser an ihm vibrierte. Ein erschütternder Schmerzesruf durchdrang die Luft. Und dann warf sich Saffi plötzlich mit dem Gesicht zur Erde und schluchzte: „Mutter, Mutter, du gute teure Mutter!"

Jonas hob sie auf und hielt sie in seinen Armen.

Über das Gesicht des Mädchens flossen heiße Zähren, welche Jonas zu trocknen bemüht war.

„Weine nicht, schluchze nicht!"

„Ich habe niemanden auf der weiten Welt! O, warum hat man mich nicht mit ihr verbrannt, ich wäre bei ihr und sei's auch in der Hölle!"

„Was fällt dir ein! Du in der Hölle?"

„Ich will zu meiner Mutter!"

„O bleibe hier und höre mich! Weine und klage nicht! Durch meinen Fehler ist deine Mutter gestorben und ich will deshalb an ihre Stelle treten. Ich heirate dich, Saffi."

Das Mädchen schrak zusammen. Mit einem traurigen Blick sah es zu ihm auf, und dann lispelten die bleichgewordenen Lippen:

„Warum spotten Sie eines armen verlassenen Mädchens?"

„Gott helfe mir, so wie ich dir helfen will! Du sollst meine Frau werden. Ich habe genug von den sogenannten Herrschaftsfräulein und wähle dich, du kleine struppige Zigeunerin. Hier meine Hand — meine leere Hand. Sträube dich nicht, denn sieh, der Herr hat uns füreinander erschaffen. Lieben wir uns!"

Das Mädchen begann neuerdings zu weinen, doch es beruhigte sich bald und küßte den jungen Mann leidenschaftlich.

„Werde nur nicht toll! Du zerbrichst mir die Finger und reißt mir die Haare aus! Komm, wir wollen zum Pfarrer gehen, damit er uns segnet. Ziehe deine Stiefel an. Wie, du hast keine? Hier sind die meinen, ich will barfuß neben dir gehen. Setze dich auf mein Pferd und laß uns zur Kirche eilen."

Der Pfarrer staunte nicht wenig, als er dieses seltsame Paar erblickte.

„Was willst du hier?" frug er Jonas.

„Ich will dieses Mädchen heiraten und verlange von dir, daß du uns segnest."

„Jeder Topf findet seinen Deckel."

„Unterdrücke deine weisen Bemerkungen, ich bezahle die Kosten."

„O du heidnischer Dickkopf! Wo ist dein Taufschein? Wo der Dispens?"

„Ich bezahle alles."

„Doch bevor du zu zahlen beginnst, sage mir doch lieber, wohin meine zwei Silberlöffel gekommen sind?"

„Welche Löffel?"

„Diejenigen, welche du in die Tasche gesteckt hast, als du bei mir zu Gast warst."

„Wer sagt das?"

„Meine Schwester. Sie hat es gesehen."

„Deine Schwester hat gesprochen? sie ist ja stumm."

„Ein Wunder geschah. Meine Schwester konnte vor dem Gerichtshofe Aussagen machen."

„Wie, du hast sogar eine Klage eingereicht? Schämtest du dich nicht, den Sohn deines Herrn so zu verunglimpfen?"

„Der Sohn meines Herrn soll keine Silberlöffel stehlen."

„Die Löffel sind hier im Hause."

„Wir haben überall gesucht, jedoch nichts gefunden."

„Komm mit mir, ich will dir zeigen, wo sie verborgen sind."

Er führte den Priester in das Nebenzimmer, hob die Bettdecke empor und hier lagen die zwei Silberlöffel.

„Siehst du, Pharisäer! Vor Wochen

war ich hier, und du sagtest damals, daß du nicht mehr als ein Bett besäßest. Nun finden wir die beiden Löffel hier. Du hast eine arme unschuldige Seele zu Tode gequält und auf den Scheiterhaufen gebracht, weil du diese Löffel nicht fandest. Ich werde in Temesvar Klage gegen dich erheben und vom Bischof in Fünfkirchen einen anderen Pfarrer verlangen, einen solchen, der die Armen nicht aus seinem Hause jagt."

„Mein Sohn, sei nur nicht heftig. Die Sache ist erledigt. Pax tecum!"

„Ich will keinen Streit und werde weder bei Richter noch Bischof klagen, doch du mußt mich sofort mit meiner Braut trauen."

Das war eine Zwangslage. Der Pfarrer vollzog die Trauung nach vorgeschriebenem Ceremoniell, schrieb aber den Ehebund nicht ins Kirchenbuch ein. Diese Ehe hatte keine Gültigkeit, denn es fehlten Taufscheine, Dispens und Trauzeugen.

Trotzdem sind Jonas und Saffi Mann und Weib.

Ein Traum in der Brautnacht.

Ihre ganze Mitgift konnte Saffi in der Hand tragen. Sie besaß nichts als eine kleine Truhe, in welcher einige Kleidungsstücke und einige türkische Schriften waren. Sämtliche Möbel und Gerätschaften ihrer Mutter hatte der Henker (im wahren Sinne des Wortes) geholt, und von dem Besitze der Hexe blieb nur noch die große schwarze Katze übrig, denn diese ließ sich nicht forttragen.

Doch der Bräutigam ist nicht minder gut ausgestattet. Sein Schloß war leer, wenn das von einem Schlosse behauptet werden kann, das voll Ratten ist.

„Wo werden wir schlafen?" frug Jonas, als er seine Gemahlin durch die großen Säle führte.

„Ich kenne hier ein verstecktes Plätzchen, wo ich als kleines Mädchen oft gespielt," antwortete Saffi, und sie öffnete gleichzeitig eine verborgene Thür.

„Sieh, in diesem kleinen Zimmer wurdest du geboren. Auf dem Thürpfosten steht geschrieben: ‚Mein Sohn Jonas wurde am 5. August 1717 geboren.'"

„Hier, wo jetzt Ratten hausen, stand einst das Bett meiner Mutter?"

„Sei nicht traurig, diese häßlichen Tiere werden bald aus dem Schlosse verschwinden."

Mit Hilfe der Katze gelang es auch, die Säle zu reinigen, und das junge Ehepaar begann mit dem Souper. Es war recht einfach. Auch das Bett zeigte keinerlei Pracht. Es bestand aus duftigen Gräsern, welche im Garten gepflückt wurden, und die Decke war der Mantel unseres Jonas.

Was aber diesen Abend zum herrlichsten machte, das waren die beiden Wangen der Braut, ihre Augen, ihr Gesicht, und all das zusammen ist mehr als die ganze Welt.

Die Morgensonne weckte das Pärchen.

„Erinnerst du dich noch dessen, was dir meine Mutter einst aus den Karten prophezeite?"

„Gewiß! Sie sagte mir, daß der erste Traum meiner Gattin in Erfüllung gehen wird und daß ich dadurch noch reicher werde, als mein Vater gewesen. Was träumte dir diese Nacht, Saffi?"

„Höre: Ein ehrwürdiger Greis erschien mir in kostbarem türkischen Gewande und sagte: ‚Meine Tochter! Ich bin Mehemed Pascha von Temesvar. Wisse, hier sind kostbare Schätze vergraben, die das Eigentum des Vaters deines Gatten sind. Wohin der Schatten des Turmknaufes der Kirche von Botsinka in der zwölften Mittagsstunde fällt und zwar zwölf Tage nach dem Geburtstage deines Gatten, dort durchsucht das Erdreich und ihr werdet Schätze finden. Die Silberstücke, die ihr dort finden werdet, waren mein Eigentum, ich vererbe sie dir; Jonas möge das Erbe seines Vaters hinnehmen.'"

„All das ist heilige Wahrheit!" schrie Jonas hocherfreut. „Meine Mutter erzählte mir viel von diesen Schätzen. Jetzt haben wir sie endlich."

„Bis zu jenem Tage muß aber noch einigemal die Sonne aufgehen."

„Was liegt daran! Neunundvierzig Tage kann der Mensch von Obst und Küssen leben. Wer kann bei solcher Kost klagen?“

„Ich nicht!“

„Ich gewiß nicht!“

Und wahrlich, es gab wenig glücklichere Menschen als sie. So oft sie Hunger empfanden, küßten sie sich.

Doch schon am dritten Tage sagte Jonas: „Ich warte nicht so lange, ich will die Zeit zum Narren halten.“

„Wie?“

„Ich werde den Schatten des Turmknaufes, welcher täglich mittags in den Schloßhof fällt, mit einem Pflocke bezeichnen, und wenn ich dies sieben Tage hintereinander fortgesetzt habe, werde ich leicht erraten können, wohin der Schatten in vierzig Tagen fallen wird.“

Jonas machte sich auch sofort an die Ausführung seines Planes, und ohne Geometrie und Astronomie studiert zu haben, wählte er am siebenten Tage eine Stelle im Garten aus.

Man wartete nur die Nacht ab, um mit der Ausgrabung zu beginnen.

Eine Schaufel fand man im Garten. Jonas grub und Saffi trug die Erde fort. Eine ganze Nacht wurde die Arbeit fortgesetzt, und beim Grauen des Morgens stieß die Schaufel auf einen harten Gegenstand... Hier ist der Schatz!... Es war ein großer eiserner Topf, der mit einer Kupferplatte bedeckt war. Mit großer Anstrengung gelang es, denselben aus der Grube zu heben und ins Schloß zu bringen. Jetzt forschte man nach dem Inhalt und fand Silberzwanziger und Denare, vielleicht zusammen einige Tausend Gulden.

„Das ist nur Silbergeld,“ sagte Jonas wegwerfend.

„Vielleicht ist es nur jetzt weiß und wird bei Tage gelb.“

Doch selbst bei Sonnenlicht blieb es nur Silbergeld.

Das ist wahrlich noch kein großer Reichtum.

„Mein Liebchen, dies ist deine Erbschaft,“ sprach Jonas zu Saffi.

„Ich gebe sie dir.“

„Doch ich nehme das Geld nicht an. Wo die Erbschaft des Paschas Mehemed war, muß auch das Erbe meines Vaters zu finden sein. Ich grabe weiter.“

Nachdem er zwei Nächte hindurch seine Arbeit fortgesetzt, fand er, was er gesucht.

Hier unter der Erde entdeckte er ein Märchenreich. Gold und Edelsteine, so weit das Auge blickte.

Ach, wäre das nur kein Traum, dachte Jonas, denn selbst diesem schienen die Schätze zu viel. Die kostbarsten Edelsteine schüttete er in die Schürze Saffis. Wenn sie am nächsten Morgen erwachen, mögen doch wenigstens diese Schätze kein Traum sein.

Am nächsten Tage bestieg Jonas Botsinkay ein Pferd und ritt nach Temesvar. Einen Sack voll Silberstücke nahm er mit. Er ging direkt zum Gouverneur. Dieser hatte schon vom Baron Feuerstein eine Schilderung des komischen Gutsherrn erhalten.

„Nun, Herr Botsinkay, in welchem Zustand haben Sie Ihr Gut gefunden?“

„Im besten, Excellenz. Ich komme hierher, Sie zu bitten, mir ein Regiment Soldaten zu bewilligen, damit dieselben die Dämme, welche mein Gut begrenzen, wiederherstellen. Ich bin bereit, dreifache Löhnung zu bezahlen. Sämtliche Tischler, Schlosser und Tapezierer der Stadt möchte ich ferner bei mir sehen, denn in meinem Schlosse erhalten sie Arbeit für ein Jahr. Auch bitte ich im ganzen Banate zu verkünden, daß jene Armen, welche Wohnung und Ackerfeld wünschen, nach Botsinka kommen sollen. Ich werde sie mit allem Notwendigen versehen. Und wenn dann der Weg nach Botsinka hergestellt ist, ersuche ich Sie, mir dreißig Wagen zur Verfügung zu stellen. Ich werde dieselben mit Silber beladen lassen und meiner erhabenen Königin senden. Die Arme braucht Geld, denn sie führt Krieg.“

Je mehr Jonas sprach, desto herzlicher lachten der Gouverneur und die anwesenden Offiziere.

„Das ist ein guter Scherz," sagte der Feldmarschall Merci. „Er erinnert an das schöne Lied: ‚He, du span'scher König — Komm mal her ein wenig — Dein Spanien verkaufe mir — Gleich zahle ich das Geld dafür — Gestatte, daß ich Straßen, Wege — Mit Gold und Silber gleich belege —'"

Botsinkay verließ das Zimmer, kehrte aber bald mit einem Sack voll Silbergeld zurück, das er auf den Tisch warf.

„Diese Kleinigkeit zur Ansicht. Ich habe solches Geld in meinem Schlosse, und hundert Fässer davon gehören der Königin!"

Seit diesem Tage war Jonas Botsinkay der klügste Gutsbesitzer im Banat.

Und der Stammsitz Botsinkay veränderte sich vollständig. Blühendes Ackerland, prächtige Häuser, Herden und Tausende von Menschen sah man rings umher. Das Schloß war wie verwandelt, und nur ein einziges Zimmer blieb, wie es gewesen, das Zimmer Saffis nämlich.

Saffi zeigte sich niemals den Gästen im Schlosse, denn sie wußte, daß ihr Erscheinen vor Fremden dem reichen Grundherrn nur Erröten verursachen würde. Niemand fragte nach ihr, und es war überhaupt, als sei sie nicht hier.

Jonas aber flüchtete stets, wenn er seiner Gäste ledig wurde, in dieses kleine Zimmer, und nur auf dem duftigen Heu war er glücklich. Oft fuhr er mit ihr in einem kleinen zweiräderigen Wagen durch das große, herrlich gewordene Gebiet, das sein eigen war.

„Sieh, all das schenke ich dir," sagte er.

„Schenke mir nichts als dich," flüsterte die Frau.

„Frau?" — Ich weiß nicht, ob die Kirche die Frau gelten läßt.

Fiat voluntas tua.

Die Silberfässer trafen zur rechten Zeit ein. Maria Theresia drohten von allen Seiten Feinde, und sie besaß gerade zu jener Zeit weder Soldaten noch Geld. Dabei führte sie aber Krieg mit den Preußen, Bayern, Franzosen, Spaniern, Italienern und Russen.

Die ungarischen Stände hatten damals ihr „Vitam et sanguinem!" gerufen, jedoch beigefügt „sed avenam non"... Eine Armee stieg aus der Erde hervor, und auch Geld kam jetzt aus der Erde.

Eine neue Wendung trat ein. Nach den Niederlagen folgten Siege, der Thron der Königin wurde gerettet.

Eines Tages erhielt Jonas Botsinkay eine Einladung, am Wiener Hofe zu erscheinen. Die Königin empfing ihn mit Auszeichnung, und infolge dessen war er auch bald beim ganzen Hofstaat beliebt. Die Damen glaubten, daß er unverheiratet sei, und Jonas hatte auch nicht den Mut, einzugestehen, daß er daheim eine Frau besitze.

Bald erhielt er den Titel eines Barons und wurde Oberst in einem Husarenregiment. Selbst in einer Schlacht zeichnete er sich aus.

Doch er war weder im Glanze des Hofes noch auf dem Schlachtfelde glücklich. Sein Herz erfüllten andere Dinge.

Jetzt war er also Baron. Freilich wußte Jonas, daß er dadurch nicht um einen Stiefelabsatz gewachsen sei. Er hätte allen Ruhm und Glanz hingegeben, wenn er bei seiner Saffi und seinen beiden Kindern hätte sein dürfen. Und doch wagte er sein Geheimnis niemandem anzuvertrauen.

Als der erste glückliche Friedensschluß gelungen war, wurde ein großes Fest bei Hofe arrangiert, zu welchem sämtliche ungarische Adelige geladen waren. Auch Jonas erschien. Was den Tanz betraf, so durfte er nur einmal eine Polonäse oder dergleichen sehen, und er tanzte dieselbe wie ein Hofmann. Und doch verdarb er gerade bei diesem Feste alle Figuren. Das hatte jedoch seinen besonderen Grund. Eine Dame tanzte ihm gegenüber, welche seiner ehemals verehrten Arsena vollständig glich. Wären nicht Schminke, Puder und Schönheitspflästerchen gewesen, es hätte überhaupt kein Zweifel obwalten können. Und doch, sie

war es; je länger er die Dame anstarrte, desto überzeugter wurde er.

Dem armen Jonas kam der Gedanke, sich auf den Kopf zu stellen und ihr wie ehemals auf den Händen entgegenzugehen. Und diese tolle Idee machte ihn heiß.

Nach dem Tanze kam ihm Baron Feuerstein ganz unerwartet entgegen.

„Wie, auch du bist hier?“ frug Jonas.

„Freund, ich bin hier zu Hause, denn ich bin Kammerherr der Königin.“

„Ist die Baronin hier?“

„Nein. Sie blieb zu Hause. Doch sprechen wir lieber von deiner Baronin.“

Jonas erbleichte, denn er fürchtete, sein Geheimnis sei verraten.

„Ihre Majestät,“ fuhr Feuerstein fort, „ordnete an, daß du Arsena vis-a-vis tanztest, und es erheiterte sie deine komische Verlegenheit. Die Königin weiß, daß du die Hand Arsenas verlangt hast, und sie hat alle Hindernisse, die einer Verbindung zwischen dir und ihr im Wege standen, beseitigt.“

Jonas' Antlitz wurde sehr lang; er sprach kein Wort und drückte seinem Freund nur die Hand.

„Du zerbrichst mir die Finger aus Dankbarkeit, die ich übrigens verdiene, weil ich dein Fürsprecher bei der Königin gewesen bin.“

Das wußte Jonas ganz gut, denn er erinnerte sich noch der Brieftaube. Danke, danke, dachte er; meine Baronkrone hat sieben Zacken, wenn ich aber Arsena zur Frau nähme, bekäme ich noch zwei dazu, und auf so leichte Art will ich nicht Graf werden.

Es war eine fatale Situation.

Die Hand Arsenas hatte er in der That verlangt. Die Briefgeschichte durfte jedoch nicht erzählt werden, denn sie hätte ihn unmöglich gemacht, und sein Verstand riet ihm auch, von seiner Frau zu schweigen. Wem sollte er sich anvertrauen? Den großen Herren darf man kein Geheimnis mitteilen, das wußte er, und deshalb wandte er sich in seiner Not schließlich an den Hofnarren, der ohnedies sein Landsmann war. Der eine Narr konnte getrost dem anderen seine Geschichte erzählen.

„Mein lieber Vetter, das ist eine böse Sache,“ sagte der Hofnarr. „Hier hält man sehr viel auf gute Sitten und eine wilde Ehe wird streng bestraft. Es giebt in Wien einen schrecklichen Gerichtshof, der nur die sittlichen Vergehen der Adeligen verhandelt, und wehe jenen, welche gefehlt haben! Die Königin ist unerbittlich, alle Frauen werden unbarmherzig in ein Gefängnis gesteckt, die Männer vom Hofe verbannt und oft sogar ihr Vermögen konfisziert. Vielleicht kann ich dir aber trotzdem helfen. Morgen wird große Tafel bei Hofe sein und auch du bist geladen. Trachte nach Tische in die Nähe der Königin zu kommen und stelle dich so dumm als möglich.“

„Es wird nicht notwendig sein, mich anzustrengen.“

Am nächsten Tage fand die Hoftafel statt, und nachdem das Diner zu Ende war, wurde von allen Gästen das Vaterunser in lateinischer Sprache gebetet. Der Hofnarr stand hinter Jonas und begann, währenddem dieser betete, laut zu lachen. In dergleichen Dingen verstand jedoch die Königin keinen Spaß, und sie stellte den Hofnarren zur Rede.

„Warum soll ich nicht lachen,“ entgegnete dieser, „wenn der Zigeuner-Baron statt ‚fiat voluntas tua‘ ‚fiat voluptas tua‘ sagt.“

Jonas machte ein einfältiges Gesicht, und die ganze Gesellschaft lachte bald auf seine Kosten. Nur die Königin nicht.

„Er möge das Richtige lernen!“

„O, er wird es lernen, wenn du die Gnade hast, es ihm aufzuschreiben.“

Der Narr legte auch sofort Papier und Feder auf den Tisch der Königin, und sie schrieb gutmütig mit ihren schönen, männlichen Schriftzügen: „fiat voluntas tua!“

„Schreibe auch deinen Namen darunter, damit der Heide zittere.“

Die Königin that auch dies, und der Narr erklärte feierlich, innerhalb zweier Wochen dem armen Jonas diese drei Worte beizubringen.

Als die beiden Narren endlich allein waren, erklärte der Hofnarr Jonas den Wert jenes Stückchen Papieres, welches die Königin beschrieben. Er möge jetzt zum Bischof gehen und von ihm verlangen, daß er mit Saffi in aller Ordnung getraut und der Pfarrer von Botsinka aus dem Orte entfernt werde.

„Und jetzt reite heim und warte, bis dich die Königin samt deiner Gemahlin an den Hof ruft.“

Jonas ritt heim, und weder Gouverneur noch Bischof wagten einen Einwand zu machen; doch Saffi weinte und flehte. Sie bat, mit der Königin keinen Scherz zu treiben.

„Laß mich in die Welt ziehen und setze dich meinetwegen nicht solchen Gefahren aus. Heirate das schöne Herrschaftsfräulein, das die Königin für dich bestimmt, und denke nicht mehr an mich. Die Welt ist groß, ich kann in ihr spurlos verschwinden. Wenn ich falle, so falle ich nicht tief, wenn aber du fällst, verliert das ganze Land.“

„Ich schwöre dir, daß ich das Paradies und alle Engel des Himmels nicht für dich in Tausch nehme! Aber auch alle Teufel der Hölle wären nicht im stande, mich von dir zu reißen! Sie mögen mir allen Reichtum und alle Schätze nehmen! Wenn ich mit dir durch die Welt ziehe und nur dann und wann unter einem Zigeunerzelte hause, werde ich glücklich sein!“

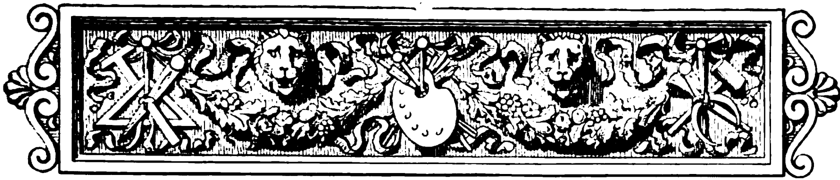
Und nun führte Jonas seine Saffi zum Altar.

Als der Bischof die Braut nach Namen und Religion frug, antwortete sie stolzerhobenen Hauptes:

„Ich bin die Tochter des Saffi Kuli Khan aus dem Stamme der Tataren, des Gatten der Tochter des Paschas Mehemed von Temesvar. Mein Vater war ein Christ, und ich erhielt den Namen Sophie. Hier sind meine Schriften, die all dies bezeugen. Vor vielen Jahren, als mein Vater auf dem Totenbette lag, erzählte er meiner Mutter, daß in Botsinka Schätze vergraben sind, und sandte uns nach Ungarn, damit wir hier warten mögen, bis ein Nachkomme der Familie Botsinkay von seinem Stammsitz Besitz ergreift. Diesem sollten wir dann das Geheimnis mitteilen. Wir waren weder Zauberinnen noch Hexen und haben nur ein Geheimnis bewahrt. Was später geschehen, war Gottes Wille.“

Nach dieser Lösung ist es nur natürlich, daß die Königin ihren Zorn vergaß und Saffi, die ohnedies fürstlicher Abstammung war, an den Hof berief. Die Familie Botsinkay wurde später in den Grafenstand erhoben, und es muß gesagt werden, daß dies ausschließlich den Verdiensten der Männer dieser Familie zuzuschreiben ist.





Chodowieckis Reise von Berlin nach Danzig.

Von

Julius Lessing.

Unsere Zeit liebt es, sich zu versenken in das Leben früherer Jahrhunderte. Wir begnügen uns nicht damit, die großen historischen Persönlichkeiten, die welterschütternden Ereignisse in ihrer Bedeutung für die Geschichte der Mit- und Nachwelt zu erforschen; über die großen historischen Vorgänge hinaus gehen wir zum Studium des häuslichen Lebens, das bürgerliche Wohnhaus in allen seinen Teilen, Kleidung, Lebensgewohnheiten aller Stände werden erforscht, aus den losen Bruchstücken, welche ein günstiger Zufall erhalten, aus Papieren und Briefschaften, die aus alten Familienarchiven mühsam hervorgesucht und entziffert werden, wird das Bild früherer Zeiten wieder aufgebaut, mit Freuden wird jeder neue Pinselstrich begrüßt, den man einzusetzen vermag. Der kulturhistorische Roman sucht uns halb spielend, halb lehrend um Jahrhunderte zurückzuversetzen, für das historische Genrebild verwendet der Maler einen Fleiß auf das Studium der Schuhschnallen und Degengriffe, welchen er kaum den vollendet schönen Gebilden der alles schaffenden Natur widmete. Diese Stellung der Kunst und der Kunstforschung zu den Werken früherer Jahrhunderte ist unserer Zeit ganz eigentümlich. Auch die Philologen des siebzehnten Jahrhunderts haben sich mit den kleinen Details aufs emsigste beschäftigt und schwere dicke Bücher über Schuhe, Ringe und Haarfrisuren der Römer und Römerinnen geschrieben; aber alle diese Bücher sind doch mehr ein Beleg für die Belesenheit und Gelehrsamkeit der Herren Verfasser; die wirkliche Anschaulichkeit springt nirgends heraus. Unserer Zeit war es vorbehalten, auf das eigentliche Material der Anschauung, auf die Abbildungen, zurückzugehen. Die Leichtigkeit, mit welcher wir ältere Darstellungen zu reproduzieren vermögen, läßt das Material ins Ungemessene anschwellen. Wohin wir sehen auf dem weiten Gebiete historischer und litterarischer Forschung, von überall her werden die Bausteine zusammengetragen zu einer großen Kulturgeschichte der Menschheit.

Man sollte meinen, daß dieser Wunsch, zu wissen, wie die Vergangenheit gestaltet gewesen, zu allen Zeiten ein gleichmäßiger hätte gewesen sein müssen, aber es ist erstaunlich, wie gleichgültig man noch vor einem halben Jahrhundert über diesen Punkt dachte. In den Theaterkostümen und in den Illustrationen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts erscheinen der Landvogt Geßler, die Generale Wallensteins, die Genossen des Götz v. Berlichingen, die Helden Shakespearescher Dramen sämtlich in ein und derselben Phantasietracht. Uns allen sind die Bestrebungen der neueren Zeit bekannt, wirklich richtige Sitten und Kostümbilder früherer Jahrhunderte herzustellen; aber man sollte es kaum glauben, wie schwer es ist, sich von einer Periode, selbst einer nahe vor uns liegen-

den, ein völlig richtiges Bild zu verschaffen. Es darf ohne Bedenken ausgesprochen werden, daß so gut wie alles, was heutzutage auf der Bühne und in der Historienmalerei auftritt mit dem Anspruch, historisch treu zu sein, noch weit entfernt ist von einer wirklichen historischen Genauigkeit. Ich möchte keineswegs die Forderung vertreten, daß die bildende Kunst, sei es die Malerei, sei es die Bühnenkunst, überhaupt genötigt sein solle oder könne, in jedes Detail einzudringen; aber wird einmal die Frage nach Echtheit oder Unechtheit aufgeworfen, so muß der Kundige die große Differenz betonen, welche zwischen der wirklichen Erscheinung früherer Jahrhunderte und dem steht, was wir uns zumeist als echt vorzugaukeln belieben. Natürlich wird auch der Fachmann nicht glauben, daß sein Studium abgeschlossen sei; jeder neue Fund früherer Zeit berichtigt oder vervollständigt das Bild älterer Perioden. Für manchen Zeitraum setzt sich das Bild oft nur aus gar zu lückenhaftem Material zusammen. Sollte man aber glauben, daß auch die Zeit des vorigen Jahrhunderts, jene Periode, deren Möbel noch zum Teil in unseren Zimmern stehen, aus welcher noch die Familienbilder treulich im Hause aufbewahrt sind, daß jene Zeit Friedrichs des Großen, aus welcher uns schließlich jedes Zeitungsblatt erhalten ist, auch bereits einer Vergangenheit angehört, welche wir uns künstlich und nur zu oft falsch rekonstruieren?! Was Kunst und Litteratur aus dem Leben jeglicher Periode aufbewahren, sind zumeist die großen Staatsaktionen, die vornehmen Erscheinungen, die Seltenheiten und verwunderlichen Begebenheiten; diese gilt es darzustellen und zu beschreiben. Aber was das tägliche Leben bringt, was sich hunderttausendmal wiederholt, wer sollte sich die Mühe geben, es zu beschreiben, wer die Mühe, es nachzubilden? Und wenn man nun das Leben der Reichen und Vornehmen darstellt, so gilt es den Glanz dieser Existenzen durch Wort und Schrift zu erhöhen. Diese Persönlichkeiten erscheinen in der gleichzeitigen Kunst, wie sie gesehen zu werden wünschten, nicht wie sie wirklich aussahen. Dieselbe Grandezza breitet sich über alle die Staatsmänner und Gelehrten, von deren Haupt die Locken der Allongeperücke wie ein mächtiger Wasserfall niederrieseln, dieselbe jugendliche Anmut lächelt von all den Frauenköpfen, deren Pastellbilder uns von einem unerhörten Blumenstrauß weiblicher Schönheit zu berichten scheinen. Gerade in jener Zeit des achtzehnten Jahrhunderts, welche uns so greifbar nahe zu liegen scheint, war die Kunst so höfisch verlogen wie kaum zu irgend einer anderen Periode; und wenn einmal ein Maler mit vielleicht schlechtem Können, aber naiver Auffassung einen der Fürsten jener Zeit darstellt, so sehen wir mit Erstaunen die unendliche Differenz zwischen diesen dürftigen, aber naiven Abspiegelungen der Wirklichkeit und jenen Idealbildern, welche uns die berühmten Künstler derselben Periode hinzustellen unternommen haben.

Die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts schloß das bürgerliche Leben nicht aus, aber sie behandelte es mit einer gewissen Herablassung; sie war wohl bereit, Vorgänge des täglichen Lebens darzustellen, aber es war immer eine Tendenz dabei; im besten Falle wollte man rühren, wollte man eine harmlose Unschuld des Daseins in einem pikanten Gegensatz zu dem verfeinerten Leben der höheren Stände bieten. Das war die Zeit des Pastoralen, in welcher die Herren und Damen vom Hofe in arkadischen Schäferkostümen mit dem Lämmchen am Bande einherspazierten. Für den wirklichen Schäfer auf der Weide in seinem zerrissenen Rock und schwerer Pelzkappe hatte jene Zeit kein Auge. Und ebensowenig hatten die berühmten Meister jener Tage ein Auge für die wirklichen Erscheinungen des bürgerlichen Lebens. Selbst in die zartesten Vorgänge des Familienglücks hinein spielte die gesuchte übertriebene Eleganz, die bis zur Lüsternheit gesteigerte Darstellung ausgesucht zierlicher weiblicher Erscheinungen. Aus jenen Bildern aber, aus

den köstlichen Gemälden und Stichen eines Watteau, Boucher, Pater u. s. w. setzt unsere Phantasie sich die gesamte Erscheinungsweise des vorigen Jahrhunderts zusammen, und gewaltig schwer wird es uns gemacht, in diesem Spiegelbild die Erscheinung jener Männer wie Lessing, Herder und Klopstock unterzubringen, welche mit männlichem Geiste die erstarrten Formen der früheren Periode zerschlugen und den Boden schufen für eine neue Zeit.

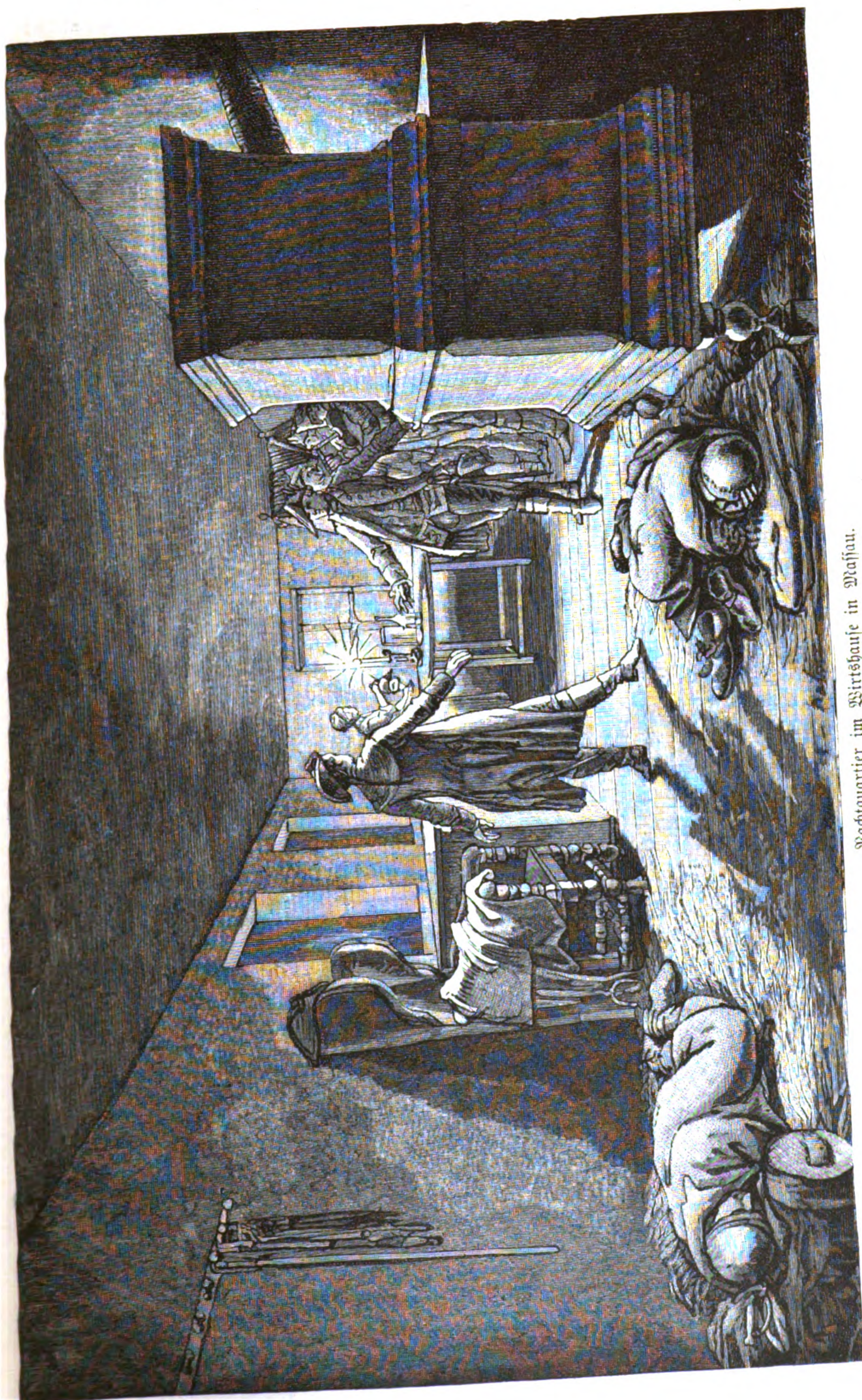
Aber wer hier nach einer Brücke sucht für seine Anschauung, der weiß, wo er sie zu finden hat. Unter den vielen Namen, welchen die Mitte des vorigen Jahrhunderts reiche Ehren und Kränze zuerteilte, ist für uns Deutsche nur einer geblieben, zu dem auch wir uns immer wieder mit Freude und Vertrauen wenden, dessen künstlerische Eigenart immer klarer und vertrauenswürdiger hervortritt zwischen einem unendlichen Wust zierlicher und geschickter, aber schließlich doch manierierter und charakterloser Künstler. Dieser eine, Daniel Chodowiecki, hat keine Werke hinterlassen großen Umfanges und monumentaler Anlage, kaum daß eine kleine Reihe von Ölgemälden uns von seinem Können auf diesem Gebiete Kunde giebt, sein Arbeitsgebiet waren die kleinen Zeichnungen und Radierungen für Kalender und Almanache, zierliche Illustrationen für die beliebten Romane seiner Zeit, die Titelblätter und Vignetten für hundert und aber hundert von wichtigen und unwichtigen Büchern, welche in der zweiten



Daniel Chodowiecki.

Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland erschienen. Die Zahl der zierlichen, oft nur winzig kleinen Blätter, welche dieser Künstler geschaffen, beträgt gegen dreitausend, und mit Recht hat man es der Mühe für wert gehalten, jedes einzelne sorgsam einzureihen in die Liste seiner Werke. Wenn aber der Kupferstichsammler Freude hat an jedem neuen Blättchen, das er entdeckt, so stehen wir doch für die allgemeinen Interessen der Kunst und der Kulturgeschichte jenem mächtigen Lebenswerke nicht so gleichmäßig schätzend gegenüber. Was auch Chodowiecki darstellte, zeigt die liebenswürdige Auffassung des Künstlers, die zierliche, sichere, oft geistreiche Beherrschung der Formen, die klare Komposition selbst im kleinsten Maßstabe. Aber das alles befähigt den Künstler doch nicht, Scenen von größerer dramatischer Tiefe, Vorgänge von ernsterer historischer Bedeutung wiederzugeben. Der nach Illustrationen dürstende Buchhandel jener Zeit zog den gefeierten Künstler für alle und jede Aufgabe heran; er, der sorgsame Familienvater, wies nicht leicht einen Auftrag zurück; konnte er ihn selbst nicht im ganzen Umfange ausführen, so entwarf er die Skizzen, und seine Schüler und Gehilfen sorgten für die Ausführung. Es war aber immer übel, wenn Chodowiecki vor zu große Aufgaben gestellt wurde; an die Tiefe eines Shakespeare, an den erhabenen Humor eines Cervantes reichte seine Erfindungsgabe nicht heran. Wirklich sicher und wahrhaft reizvoll werden seine Darstellungen erst dann, wenn sie sich auf dem Boden seiner Zeit bewegen. Die gleichzeitige Litteratur kam ihm zu Hilfe. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts blühte der bürgerliche Roman mit den Figuren und Vorgängen, welche dem täglichen Leben entlehnt waren, und hier bewegte sich Chodowiecki auf vertrautem Boden, sobald nur nicht die Tragik oder Leidenschaftlichkeit eines Vorganges ihn zu ungewohnten Affekten hinriß. Von allen Malern des achtzehnten Jahrhunderts kennen wir keinen, welcher sich mit so vollem Behagen und so frischer, rührender Naivetät künstlerisch der wirklichen Erscheinungsweise seiner Umgebung hingab. Nur bei den holländischen Kleinmalern des siebzehnten Jahrhunderts finden wir ähnliche Beispiele von dieser naiven Freude am Dasein, finden wir die gleiche unermüdliche Lust an der Wiedergabe des behaglichen Hauses, der freundlichen Städte, der Bürger und Bürgerinnen in ihrem täglichen Verkehr, die gleiche Freude an der Familie und allem, was zugehört, von der Hausfrau bis herab zu Stall und Hof. Chodowiecki war eine volle, gesunde Künstlernatur, realistisch im besten Sinne, mit der unmittelbaren Freude an der Erscheinung, gefesselt durch jeden Vorgang, befriedigt durch das, was ihn umgab, mit feinstem Verständnis für alles, was in dem scheinbar Täglichen und Alltäglichen zierlich, anmutig und malerisch sich ihm darbot. Kann es uns wundern, daß eine derartige Künstlernatur sich am liebenswürdigsten da ausspricht, wo sie von seinem Hause und für sein Haus erzählt? Wie aus einem Bündel altvergilbter Briefe, welche man in einem vergessenen Schreibsekretär von Urväter Zeiten her vorfindet, das Leben und Lieben jener Tage, der wirkliche Duft vergangener Zeit lebendiger hervorquillt als aus dem machtvollen Dichterwerke, so entströmt den Blättern Chodowieckis der warme Hauch wirklichen Lebens, die Spanne von mehr als einem Jahrhundert ist vergessen, vergessen ist, daß alle diese Männer und Frauen, die wir vor uns sehen, längst dahingemodert sind samt ihren Söhnen und Enkeln, wir sehen sie leibhaftig vor uns stehen und gehen, wir nehmen teil an ihren kleinen Freuden, an ihrem Behagen, sie gehören zu uns wie liebe alte Freunde, und lebendig wird, was längst verschollen und vergessen dalag in weiter Ferne.

Wohl sind diese Blätter Chodowieckis aus dem Leben des damaligen Berlin bekannt und höchst geschätzt; aber das wertvollste Gut von allem, was der Künstler geschaffen, lag, nur wenigen bekannt, als



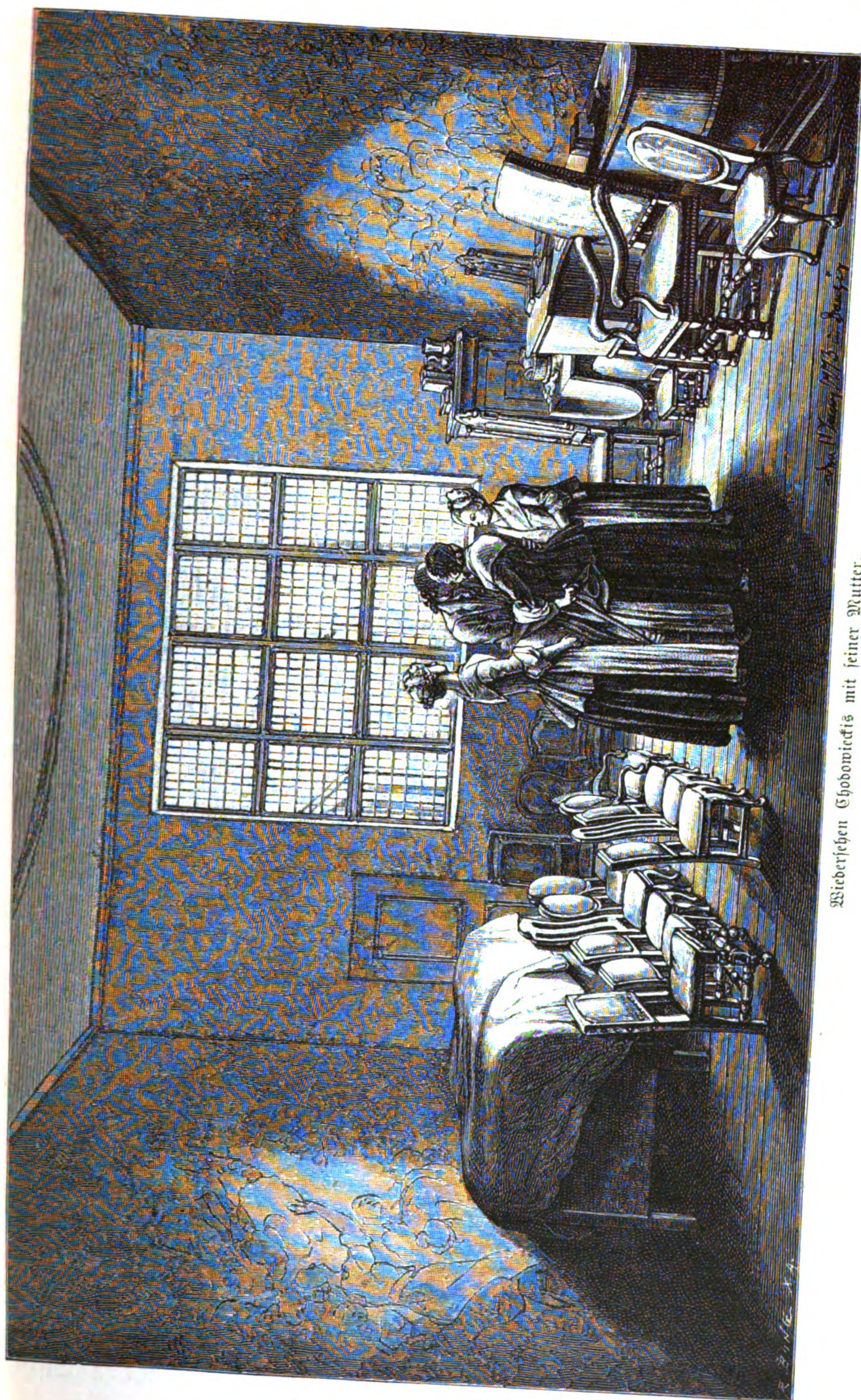
Nachtquartier im Wirtshause in Nassau.

ein verborgener Schatz bis vor wenigen Monaten in der Bibliothek der Königl. Akademie zu Berlin. Nun hat die vervielfältigende Kunst auch diesen Schatz gehoben und ans Tageslicht gefördert. Es ist das Tagebuch Daniel Chodowieckis, welches er auf einer Reise von Berlin nach Danzig im Jahre 1773 führte, in welchem er auf hundertundacht Blättern seine Eindrücke dargestellt hat.* Ein merkwürdiges Buch! Wir mögen hin und her denken in der kulturgeschichtlichen Litteratur aller Zeiten und Völker, wir finden keines, in welchem die direkten Beobachtungen, die wirklichen Vorgänge des Lebens mit einer solchen nüchternen Klarheit, mit einer so absoluten Zuverlässigkeit dargestellt worden wären. Chodowiecki ist ja auch hier nicht ganz frei von den künstlerischen Manieren seiner Zeit; die Proportionen seiner Figuren sind fast immer zu lang geraten, die Köpfe zu klein, in den Bewegungen spricht sich die Zierlichkeit aus, welche man in jener Zeit wohl allgemein anstrebte, aber doch wohl nicht immer in gleicher Weise erreichte. Die Figur des Malers selbst kommt, nach den sonstigen Darstellungen zu urteilen, etwas zu gut fort, aber das wenige, was wir hier an historischer Treue verlieren, kommt dem künstlerischen Gesamtcharakter der Blätter zu gute.

Eine Reise von Berlin nach Danzig! Das ist ein sehr kleines Unternehmen im Jahre 1883, aber ein gewaltiges im Jahre 1773. Wir hören und lesen wohl öfters, mit welchen Weitläufigkeiten und Unbequemlichkeiten eine solche etwas längere Reise im vorigen Jahrhundert verknüpft war, aber wir lesen eben darüber fort, und bei einer Klage über schlechtes Quartier und böses Wetter legen wir doch gewöhnlich nur den Maßstab unserer Zeit an, und wird einmal in irgend einem Sittenroman ein solches Quartier etwas nachdrücklicher geschildert, so erscheint es uns leicht als eine scherzhafte und übertriebene Episode. Hier haben wir nun aber einmal in greifbaren Bildern Blatt für Blatt vor uns, wie und wo der Künstler reist; seine Wege, seine Quartiere sind nichts Ungewöhnliches, aber gerade darin besteht für uns der hauptsächlichste Wert dieser Dokumente. Es ist die übliche Tour, die ein jeder so oder in ganz ähnlicher Weise ausgeführt hat, die dem Maler auch keineswegs besonders wichtig erschien; er zeichnete eben nur, was sich ihm darbot, aus jenem Bedürfnis des Darstellens heraus, das ihm innewohnte und das ihn dazu bestimmte, in Berlin vom Fenster seiner Wohnung, im Tiergarten, an den Straßenecken zu zeichnen und immer wieder zu zeichnen, was sein Auge fesselte.

Daniel Chodowiecki, damals ein Mann von siebenundvierzig Jahren, bricht am 2. Juni 1773 aus seinem wohlbegründeten Hause auf, um seine alte Mutter in Danzig zu besuchen, die er seit dreißig Jahren nicht gesehen hat. Er legt sein Tagebuch an, welches er genau — in französischer Sprache — führt und in welchem er getreulich niederschreibt, wo er an jedem Tage gewesen, was er gesehen, mit wem er gesprochen, was er für Ausgaben gehabt bis herab zum Futter für das Pferd und zum Trinkgeld für den Hausknecht. Es ist kein romantisches Tagebuch, es ist eben nur das Ausgabeheft eines guten Hausvaters, der sich Rechenschaft giebt über das, was er gethan und verbraucht. Neben diesem geschriebenen Tagebuch kommt aber noch das gezeichnete des Künstlers, das, was uns hier beschäftigt. Es beginnt mit dem zärtlichen Abschied von der Familie. Die Frau wird noch einmal umarmt und geküßt, um sie her stehen die Kinder mit Zipfelmützen, in tiefer Rührung, daneben hält ein Reitknecht das gesattelte Pferd, dem das Felleisen hinten aufgezäumt ist. Chodowiecki selbst ist ein stattlicher Mann mit langem Reiserock, hohen Stulpenstiefeln, den Degen an der Seite, den kleinen, dreieckigen Hut auf die zierliche Frisur gedrückt. Sein Fell-

* Das Buch ist in vortrefflichen Faksimiledrucken und sehr geschmackvoll ausgestattet in Berlin erschienen im Verlag von Amsler und Ruthardt, deren freundliches Entgegenkommen uns die hier gegebenen Abbildungen ermöglichte. Das Porträt von Chodowiecki ist im Besitze der Frau Professor Ewald, geb. Dubois-Reymond.



Wiedersehen Chodowieckis mit seiner Mutter.

eisen ist klein, der große Koffer ist mit der Fracht voraufgegangen. Chodowiecki kann das Fahren im Wagen nicht vertragen, er legt also den Weg zu Pferde zurück. Neun Tage gebraucht er, bis er Danzig erreicht. Auf dem Wege dorthin vergeht kein Tag, an dem nicht verschiedene Blätter in dem Buche sich füllten; auf jedem ist getreulich angemerkt, wann und wo es entstanden, auch bemerkt, wer die Personen sind; das übrige ergiebt sich aus dem schriftlichen Teil. Der Weg geht durch die Mark und Pommern. Zufällige Reisegesellschaft bietet sich hier und da. Zuerst geht es ein Stück Weges mit einem Reitknecht, der Pferde nach Freienwalde a. O. bringt, dann sehen wir, wie er auf der Fähre über die Oder setzt. Am 5. Juni ist er erst bis Pyritz gekommen. Dort läßt er sein Pferd beschlagen, und während er auf der Straße daneben steht, kommt in aller Gemütlichkeit ein Offizier im Schlafrock und Zipfelmütze zu ihm heran, fängt an, sein Pferd zu tadeln, und sucht ihn zu einem Tausch zu überreden. Dort trifft er mit dem Reisezug des Generals Belling zusammen, welcher in einer ganzen Reihe von hochbepackten Wagen durch das Stadtthor dahinrollt. Am 6. Juni übernachtet er in Massau, einem pommerschen Städtchen, und hier sehen wir einmal handgreiflich, wie ein Nachtquartier in jenen Zeiten aussah. In der völlig kahlen Wirtsstube sind zwei Bündel Streu ausgebreitet; auf einem derselben liegt der Maler, mit seinem Mantel bedeckt, die Stiefel an den Füßen, den Degen neben sich, sein Felleisen unter dem Kopf; auf dem anderen Bilde hat ein zweiter Reisender seinen Sattel als Kopfkissen benutzt. Aber diese traurige Einöde erfährt eine höchst wunderliche Unterbrechung; zwei Herren treten ein, von drei Musikern begleitet, und tanzen ein Menuett mitten in der Nacht in einem Dorfwirtshaus beim Schein einer Talgkerze aus reinem Vergnügen am Tanz und noch dazu mit dem Aufwand von drei Musikern. Und das alles in einem Raum, in welchem die übrigen Reisenden schlafen! Am nächsten Tage geht es unserem Reisenden ziemlich übel, er sucht neben der Landstraße einen besseren Weg und gerät in einen tiefen Sumpf. Wir finden ihn dann wieder im Gasthof zu Plathe, wo er selber sein Pferd reinigt, und sehen ein äußerst charakteristisches Bild von dem Hofe eines Wirtshauses jener Tage. Einige strohgedeckte Schuppen dienen als Stallungen, in der Mitte steht ein großer Ziehbrunnen, der Hof ist ungepflastert, zwischen den Rädern der Reisewagen wälzen sich Schweine im Morast umher und drüber hin schreitet in zierlichster Rokokotracht ein Dämchen dem einen Stalle zu; es ist eine Modehändlerin aus Berlin, die nach Danzig zu Markte reist und ihren Kutscher aufsucht, um ihm weitere Befehle zu erteilen. Die Reise geht weiter. In der Nähe von Köslin trifft Chodowiecki mit beurlaubten Soldaten zusammen und gerät in argen Sturm und Unwetter. Am 7. Juni schließt er sich Bauern an, die nach Danzig reisen, um Pferde anzukaufen; ein kleiner munterer Mann, der sich viel mit ihm unterhält, ein anderer hagerer und langer Geselle, der mürrisch und verschlossen hinterhertrabt, sie sind ihm charakteristisch genug, um sie zweimal zu zeichnen. Dann trifft er wieder auf einen Zug armer Reisender, die zu Fuß einhergehen und auf einem halbverhungerten Pferde ihre Habseligkeiten und ein kleines Kind aufgeschnallt haben. In der Gegend zwischen Luppow und Wutzkow trifft er am 9. Juni mit einem schlesischen Kaufmanne zusammen, der in einem kleinen Einspänner nach Königsberg reist und mit welchem er nun bis gegen Danzig zusammenbleibt. Der Schlesier pflegt gelegentlich von seinem Wagen abzusteigen und ein Stück zu Fuß zu gehen, und dann steigt Chodowiecki auch wohl ab, und so wandern sie beide, den Wagen und das Reitpferd hinter sich führend, die Landstraße entlang. Am selben Tage abends finden wir ihn im Wirtshaus zu Wutzkow, wo Nachtquartier gemacht wird. In einem öden, kaum getünchten Raume steht eine lange Holztafel mit zwei schmalen Bänken. An derselben

sitzt Chodowiecki, der Schlesier, sein Kutscher, ein anderer Kutscher, der nach Polen reist, und essen ihr Abendbrot ohne Teller vom bloßen Tisch, auf dem einige Schritte weiter ein kleines, kaum bekleidetes Kind sitzt, welches gefüttert wird von seiner Mutter, einer Soldatenfrau, die ihrem Manne nach Preußen folgt. Das Sattelzeug hängt an Pflöcken an der Wand, der mal von dem Posthalter, dem Maler sein Pferd abzuschwindeln. Endlich am 11. Juni kommt er in die Nähe von Danzig in reichere, besser bebaute Gegend. Bei Oliva zeichnet er ein polnisches Landhaus, in welchem eine vornehme Dame zur Kapelle geht, und endlich bald hinter Oliva taucht das türmereiche Bild seiner Vaterstadt vor seinen Blicken auf! Hier



Der Kupferstecher Deusch und seine Frau beim Kaffee.

dicke Wirt sitzt auf einem Holzschemel und erzählt Mordgeschichten, die einzige Dekoration des Raumes ist eine Art von gedrucktem amtlichen Anschlag zwischen den Fenstern, sonst keine Spur auch nur von einer Gardine oder dem geringsten Schmuck. Nicht besser wird's im Kassubenland, wo arme Weiber unserem Reisenden ein Kind anbieten, das sie nach ihrer Aussage gefunden haben und gern los werden möchten. In einem der nächsten Dörfer wird wieder einmal der Versuch gemacht, diestrennt er sich von dem Schlesier, dessen Straße rechts abgeht nach Königsberg, und so reitet er denn selbst in der langen Lindenallee von Langefuhr auf seine Vaterstadt zu.

Dreißig Jahre sind es her, seit er sie verlassen hat. Damals war er ein armer Junge. Sein Vater, ein Kaufmann polnischer Herkunft, war im Jahre 1740 gestorben, als Chodowiecki erst vierzehn Jahre alt war. Seine Mutter, eine gebildete Frau aus der französischen Kolo-

nie, Marie Henriette Ayrer, gab den Knaben zu Danzig in die Lehre; aber das Geschäft ging ein, und so wurde er denn 1743 im Alter von siebzehn Jahren nach Berlin geschickt zu seinem Oheim, um zu versuchen, wie er sich dort ernähren möchte. Seine Lust am Zeichnen und sein ausgesprochenes Talent waren auch in Danzig nicht unbemerkt geblieben, aber eine Möglichkeit, es zu pflegen, war nicht vorhanden, und auch in Berlin gelang es ihm erst ganz allmählich, seinen Verwandten den Glauben an die Verwertbarkeit seines Talentes beizubringen. Aber er hatte einen schweren Kampf durchzuringen. Die Abende und Nächte, welche ihm neben seinen kaufmännischen Arbeiten übrigblieben, wurden zunächst daran gesetzt, dann ward er mit seinem Bruder gemeinsam von mittelmäßigen Malern mangelhaft unterrichtet. Die einfachsten technischen Kunstgriffe der Emailmalerei, des Radierens und Stechens hatte er sich selbst mit mühsamsten Versuchen aneignen müssen. Kärglich bezahlt wurden seine ersten Arbeiten; aber allmählich ging es weiter und weiter. Im Jahre 1755 vermählte er sich mit Jeanne Bares, der Tochter eines Goldstickers, welcher ebenfalls der französischen Kolonie angehörte. Ein behaglicher Wohlstand war bei ihm eingekehrt, eine Anzahl von gesunden und tüchtigen Kindern umgab ihn, sein Ruf als Künstler war wohlbegründet, und so konnte er endlich daran denken, aufzubrechen, um seine alte Mutter, die sich nach ihm sehnte, nach dreißigjähriger Abwesenheit wieder zu besuchen.

So reitet der stattliche Mann seiner Vaterstadt zu. Eine breite Allee junger Lindenbäume empfängt ihn, die er noch nicht kannte, die erst vor wenigen Jahren gepflanzt war und geradeswegs auf das Hohe Thor zuführte. Hier reitet er an der letzten preußischen Schildwache vorbei. Danzig war damals freie Stadt. Friedrich der Große hatte bei der Teilung Polens das Land rings umher in Beschlag genommen und rückte seine Posten der alten Hansestadt so nahe auf den Leib wie möglich, zum nicht geringen Verdruß der wohlhabenden Bürger. Mitten in die Allee hinein als sichtbares Zeichen der herandrängenden preußischen Macht ist das Schilderhaus aufgepflanzt, an dem Chodowiecki nun vorbeireitet in das Gebiet der Stadt hinein. Am Thore trifft er zusammen mit dem Wagen des Bürgermeisters Conradi, der vier Pferde lang mit zwei gallonierten Dienern auf dem Rückbrett hineinfährt; die Wache tritt unter Trommelschlag ins Gewehr, um den Gewaltigen der Stadt vorbeiziehen zu lassen. Sonst ist die Straße einsam und nur von wenigen Fußgängern belebt. Zunächst sieht Chodowiecki, wo er sein Pferd unterbringt. An dem sogenannten Vorstädtischen Graben sind Stallungen hergerichtet, um Pferde in Pension zu nehmen. Wir sehen die Zustände der damaligen Straßen, den breiten, schlecht gehaltenen Fahrweg, daneben an der Mauer entlang den Bürgersteig mit einem schmalen Holzgitter abgegrenzt. Jetzt hat Chodowiecki, nunmehr also zu Fuß, die Vorstadt verlassen und begiebt sich durch die Lange Gasse zu seiner Mutter.

Wir sind in Danzig, dem alten reichen und malerischen Danzig des achtzehnten Jahrhunderts. Noch heute steht fast Haus für Haus von jenen, welche Chodowiecki damals in sein Skizzenbuch gezeichnet; aber wie anders ist das Leben geworden, welches jene Straßen erfüllte! Damals hatte Danzig noch vor jedem Hause den sogenannten Beischlag, einen altanartigen Vorbau, zu welchem eine Treppe führte. An den reichen Häusern der Langen Gasse waren diese Beischläge architektonisch reich verziert, die Treppengeländer, in prächtiger reicher Schmiedeeisenarbeit ausgeführt, endeten nach vorn hin in mächtigen Pfeilern, Kugeln oder Löwengestalten. Zwischen den Treppen standen zwei Reihen prächtiger Bäume, welche ihre Schatten über die Beischläge verbreiteten, auf welchen die Bewohner Danzigs in der guten Jahreszeit den größten Teil des Tages verbrachten. Die eigentliche Straße war dadurch zu einem



Besuch des Fürstprimas im Englischen Hause.

schmalen Streifen eingeengt, aber die Wagen waren in jener Zeit selten, und für die Fußgänger bildete dieser schmale Weg eine Art von Korso, auf welchem man alle Bekannten traf und von dem aus man nach rechts und links die Freunde auf ihren Beischlägen begrüßte. Und welch malerisches Leben auf den Straßen Danzigs zur Zeit des Fürstprimas Gabriel Johann Podoski, der Erzbischof von Gnesen war und zumeist in Danzig residierte! Die Bevölkerung der Stadt war gemischt aus polnischen und deutschen Elementen, zu denen dann noch die Kolonie französischer Refugiés kam, zu welcher gerade Chodowiecki durch seine Familie besondere Beziehungen hatte. Gemischt wie die Nationalität war der Beruf der Einwohner. Neben dem Kaufmanns- und Bürgerstande, welcher zumeist aus Deutschen sich zusammensetzte, war ein zahlreicher polnischer Adel; eine große Anzahl von Klöstern, deren geistliche Insassen mit ihren grauen, schwarzen und weißen Kutten sehr populäre Erscheinungen in den Straßen von Danzig waren, daneben niederes arbeitendes Volk, Kutscher und Flößer meist polnischer Herkunft, jede dieser Berufsklassen ausgezeichnet durch besondere Tracht und Sitten, die meisten in behaglicher Wohlhabenheit, in hohen Giebelhäusern in der Stadt und in zierlichen Landhäusern in der parkartigen Umgebung. Noch waren die reichen Kirchen des Mittelalters, welche ja zum Teil bis heute ihre Schätze bewahrt haben, unberührt; in den Privathäusern war eine Fülle alten schönen Hausrates aufgesammelt, von den Sitten und Gewohnheiten war noch wenig der gleichmachenden Zeit zum Opfer gefallen. Bis zum heutigen Tage hat das Stadtbild von Danzig so manches von dieser merkwürdigen Mischung mittelalterlicher und polnischer Elemente bewahrt, aber in den Hauptstraßen sind die Beischläge gefallen, die Bevölkerung, welche die Straßen erfüllt, unterscheidet sich nicht mehr von der irgend einer anderen Stadt der preußischen Monarchie. Für uns alle, die wir Danzig kennen, sind jene Blätter Chodowieckis gerade ganz besonders wertvoll und köstlich, da sie uns unmittelbar in das frühere Leben der Stadt zurückversetzen.

So wandelt also Chodowiecki die Lange Gasse entlang zu seinem Vaterhause in der Heiligengeist-Gasse. Da liegt es vor ihm. Schmal und hoch, mit spitzem Giebel, dem säulengeschmückten Beischlag, und vor demselben stehen zwei Bäume, welche der Vater Chodowieckis bei der Geburt seiner ersten Söhne pflanzte und welche er nach deren Vornamen Daniel und Gottfried benannte. Die Bäumchen von ehedem sind hohe, stattliche Stämme, hier ist er in seiner Heimat, hier ist er wieder in seinem Geburtshause. Die kleine sonst geschlossene Thür ist heute geöffnet. Er tritt ein in den Hausflur, der wie bei allen Danziger Häusern mächtig hoch geht und von beiden Seiten besetzt ist mit hohen, reichgezierten Schränken, auf denen die bauchigen Delffter Vasen nicht fehlen. Auf dem Hausflur begegnet er zuerst seiner älteren Schwester, welche er schnell umarmt, und tritt dann ein in das Zimmer der Mutter, um sie nach langer Abwesenheit freudevoll und zärtlich wieder zu begrüßen. Sehr merkwürdig ist dieses Blatt des Tagebuches. Wir stehen in einem Zimmer, in welches durch ein breites, von keinen Vorhängen abgeschlossenes Fenster eine Fülle von Licht einströmt. Die Wände scheinen mit einer Art von figürlicher Malerei bedeckt. An einer derselben steht das Bett, welches hier und in allen folgenden Bildern in keiner bürgerlichen Wohnstube fehlt, ein Spinett, einige Tische und Schränke, ein großer würdiger Lehnstuhl und diesem gegenüber, in zwei Reihen aufgepflanzt, eine Reihe kleiner Kinderstühlchen. Chodowieckis Mutter hält mit ihren beiden gealterten Töchtern zusammen eine Schule, welche von den Töchtern angesehener Bürger besucht wird. Die alte Dame spricht fast nur französisch, der Unterricht erfolgt in dieser Sprache. Ein freundlicher Zufall hat uns den Be-

richt einer Zeitgenossin über jenen Besuch Chodowieckis im Hause seiner Mutter erhalten. Johanna Schopenhauer, die Mutter des großen Philosophen, saß damals als ein dreijähriges Kind im Hause der alten Madame Chodowiecka und erzählt uns, wie einmal beim Unterricht der fremde Mann, von dem sie gehört hatte, zu ihnen hineingetreten sei, wie dann die alte Dame und ihre beiden Töchter an die Kinder Rosinen und Zuckerbrot ausgeteilt haben, um sie zu bestimmen, daß sie ja recht still sitzen möchten, wie der Mann sich dann hingesetzt habe, sie angeschaut und anscheinend geschrieben habe, wie sie als kleines Kind von ihrem Stühlchen geschlichen, herangetreten und mit Erstaunen gewahrt habe, wie das Bild des ganzen Zimmers mit leichten Strichen entstand, wie Chodowiecki dann an ihr, dem Kinde, Wohlgefallen gefunden, sie selbst gezeichnet und ihr das Blatt als Geschenk an ihre Mutter mitgegeben habe, und wie damals zuerst der Trieb zum Zeichnen und Malen in ihr erwacht sei.

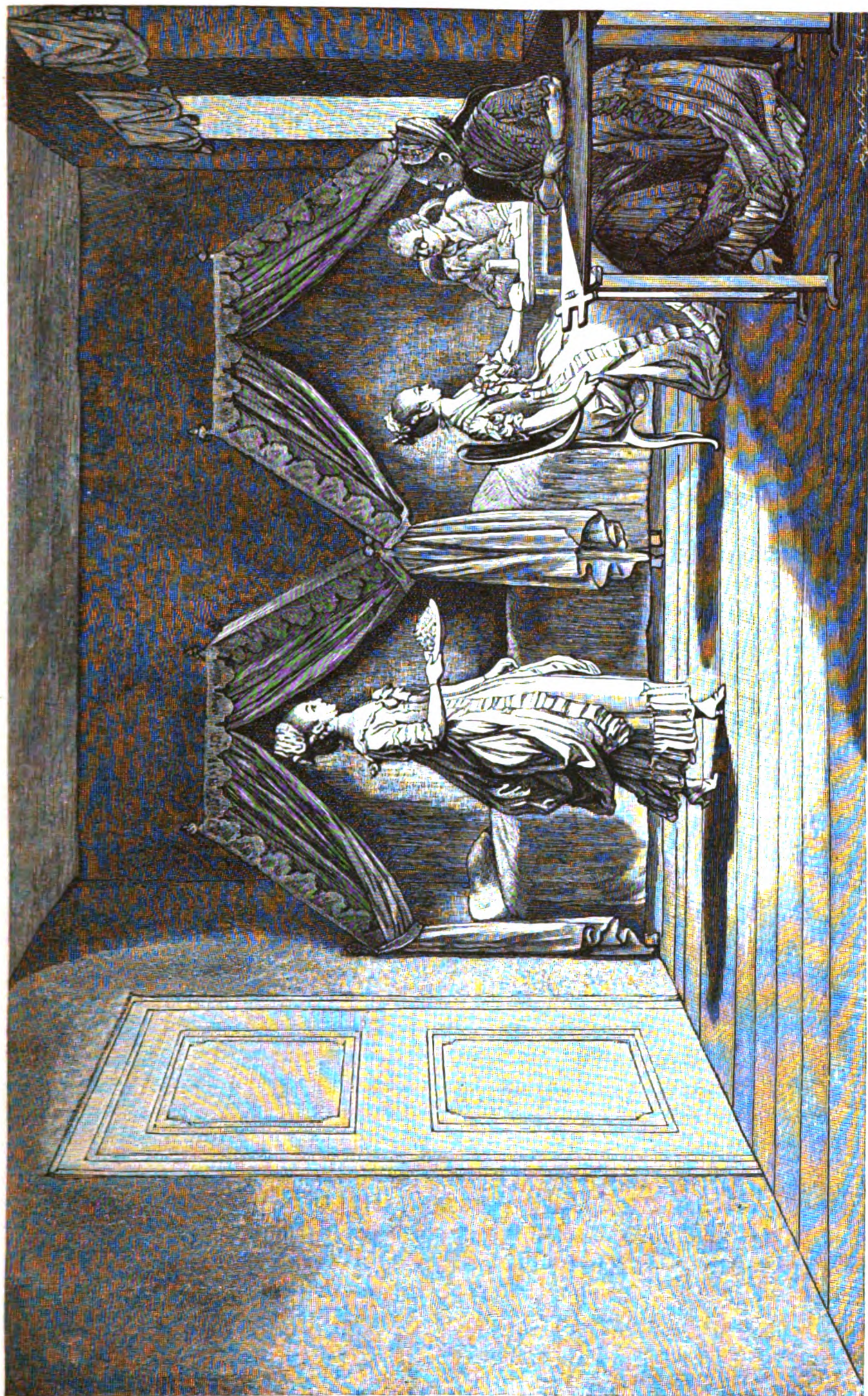
Hier in das Elternhaus ist Chodowiecki nun wieder eingekehrt. In höchst charakteristischen Typen erscheinen auf den Blättern die Angehörigen seiner Familie, die vornehm dreinschauende alte Mutter, die ältlichen Schwestern in ihrer strengen, etwas altjungferlichen Haltung. Dann kommen zwei alte Tanten zum Besuch, Schwestern des Vaters, Tante Justine und Tante Konkordia, ganz verfallene Greisinnen, die eine in eine Art von Kutte eingehüllt, die andere in eine merkwürdige Travestie von Rokokotracht gekleidet. Ganz erstaunlich groß ist die Zahl der Blätter, die alle vom ersten Tage des Besuchs, vom 11. Juni, datiert sind. Es ist kaum anders möglich, als daß einige später hergestellt, zum mindesten später erst ausgeführt sind. Nunmehr beginnt Chodowiecki alte Freunde der Familie, vor allem aber die Berufsgenossen aufzusuchen. Aber wo er hinblickt, begegnen ihm auch auf der Straße Erscheinungen, merkwürdig genug, um sie mit schnellen sicheren Strichen festzuhalten. Vor allem sind es die katholischen Geistlichen in ihrer malerischen Tracht, welche ihn fesseln und welche auf vielen Blättern wiederkehren. Zunächst werden die Buchhändler aufgesucht, in ihrer Erscheinung festgehalten, wie sie ihn begrüßen. Da trifft er den Ratsherrn von Waseberg in einem langen leicht gemusterten Schlafrock und einer mächtigen bändergeschmückten Nachtmütze; dann den Maler Lohrmann, an der Gicht erkrankt, in einen Pelz gehüllt, Gesicht und Hände mit Watte umwickelt. Einige Tage später ist Herr Lohrmann glücklicherweise wieder gesund und schreitet ganz zierlich und stolz mit Stulpenstiefeln, Galanteriedegen und festgebundenem Haarzopf einher. Den Kupferstecher Deusch trifft er mit seiner Frau beim Kaffee, an einem einfachen Holztisch auf Schemeln sitzend. Dann geht er in den Pferdestall eines vornehmen Polen, wo ein wunderlich geschorener Roßknecht eine lange Reihe prächtiger Pferde zu bedienen hat. An einem der nächsten Tage begegnet er auch dem Großmächtigen von Danzig, dem Fürstprimas. Auch dieses Bild ist wieder äußerst charakteristisch. Chodowiecki ist bei der Wirtin des Englischen Hauses, jenes Gasthofes, der bis heute seinen Namen und Ruf erhalten hat, zum Kaffeebesuch. Die Tochter und der Schwiegersohn der Wirtin sitzen mit ihm auf dem Beischlage, als der Fürstprimas heraustritt, welcher einen dort wohnenden Kaufmann Grischow besucht hat. Er ist in Begleitung seines Bruders, des Grafen Podoski; zwei Heiducken von riesiger Größe marschieren hinterher, und Herr Grischow giebt ihm das Geleit. Und das alles spielt sich ab auf dem zierlich eingefaßten Beischlag, der von prächtigen alten Bäumen beschattet ist, während auf der gegenüberliegenden Seite die Bewohner ebenfalls auf den Beischlag herausgetreten sind und den Abmarsch mit ansehen.

Überaus interessant für die Zeitgeschichte ist eine ganze Reihe von Bildern, auf welchen die Besuche bei Standesper-

sonen in deren Staatszimmern dargestellt sind. Wir machen auch hier die Erfahrung, die sich bei genauerem Studium der Kultur früherer Perioden so oft wiederholt, daß unsere Künstler die Innenräume früherer Jahrhunderte viel zu reich und prächtig darzustellen lieben. Wir sind nur zu sehr geneigt, alle schmückenden Details, welche uns in einzelnen Beispielen aus einer früheren Epoche überliefert sind, ohne weiteres bei Darstellung eines Innenraumes anzubringen und uns somit in die Lüge eines höchst malerischen Ensembles hineinzuschrauben, welches in Wirklichkeit niemals existiert hat. In den Zeichnungen Chodowieckis haben wir ein unwiderlegliches, geradezu aktenmäßiges Material, wie in Wirklichkeit solche Zimmer in den Häusern der sehr reichen Danziger Kaufleute und des vornehmen Adels beschaffen waren. Die wenigsten von diesen Zimmern und nur die allervornehmsten haben an den Fenstern Gardinen, alle übrigen haben nur einen einfachen Vorhang, in keinem derselben finden wir einen Teppich auf dem Fußboden, an den Wänden finden wir den Pfeilerspiegel zwischen den Fenstern, aber so gut wie gar keine Bilder und nur ganz wenige Möbel, gelegentlich eine Uhr, ein Schränkchen, einen Tisch und wenige Stühle. Dagegen finden wir in den meisten Zimmern, in denen die Besuche empfangen werden, die Betten, gewöhnlich mit großen, ziemlich reich ausgebildeten Vorhängen. Andererseits finden wir sehr wenig von herumstehenden Nippwaren, mit welchen unsere Künstler die Zimmer des achtzehnten Jahrhunderts förmlich zu bedecken lieben. Auf dem Konsoltisch des Spiegels und auf dem Schrank stehen einige Stücke Porzellan, aber damit ist es genug. Gar nicht selten steht im Besuchszimmer am Pfeilerspiegel ein richtiger Toilettentisch, mit Spiegel, Bürsten u. s. w. versehen. Mit den Gästen wird beim Besuch augenscheinlich wenig Aufhebens gemacht; sie sitzen und stehen umher, irgend welche besonderen Anstalten zu einer Bewirtung sind nicht getroffen.

Chodowiecki hat in der Wohnung seiner Mutter ein förmliches Atelier aufgeschlagen; aber man denke sich auch hier nur nicht ein Atelier im modernen malerischen Sinne. In der Stube steht das Bett, der große Koffer, das Felleisen, sein Hut, sein Degen; auf einem Ständer ist sein Rock ausgebreitet. Das ganze künstlerische Handwerkszeug besteht aus einem gegen das Fenster gerückten Tisch; ein Stuhl, auf welchem abwechselnd die Besucher sich placieren müssen, ist so hingestellt, daß der Besucher in möglichst klarem Lichte erscheint. Einige Porträtskizzen, welche ohne Rahmen an die nackte Wand geheftet sind, bilden das einzige Zeichen, daß wir uns in einem Atelier befinden.

In langer Reihe folgen nun die Porträtsitzungen. Wenn Chodowiecki zunächst die Absicht hatte, seine Mutter zu besuchen, so hatte er doch die Möglichkeit künstlerischer Aufträge in seiner Vaterstadt ins Auge gefaßt, und diese strömten nun von allen Seiten auf ihn ein. Einige Wochen wollte er bleiben, aber neun Monate wird er festgehalten und fortwährend wird emsig gearbeitet; er muß sich halb mit Gewalt schließlich losreißen. Das erste Bild, das er fertigt, ist das seiner Mutter, aber dann treten die reichen Kaufleute, der vornehme polnische Adel und schließlich der Fürstprimas selbst und sein ganzer Hofstaat in die Reihe der Besteller ein. Chodowiecki befindet sich im Mittelpunkt der guten Gesellschaft. Die vornehmeren Damen und Herren lassen sich im eigenen Hause porträtieren, wobei ein einzelnes Zimmer durch Verhängen der Fenster zum Atelierraum eingerichtet wird. Chodowiecki nimmt teil an den Tischgesellschaften, an den Gartenfesten; jeder dieser kleinen Vorgänge liefert wieder ein Blatt in sein Album, und so sehen wir nach und nach das Leben jener Zeit in allen seinen Erscheinungen sich vor uns aufrollen. Für unsere Anschauung ist dabei besonders verwunderlich, wie sich das Leben der Familie fast immer in einem einzelnen Raum konzentriert. Während Chodowiecki irgendeine Dame malt, erscheinen alle



Chodowiecki malt Frau Gerdes in der Wohnung ihrer Schwester.

möglichen Familienbesuche; die intimsten Hausangelegenheiten werden zu gleicher Zeit in demselben Raum erledigt. Am merkwürdigsten geht es im Hause des Fürstprimas zu, welcher einmal in Kavalierkleidung, das andere Mal im Ornat von Chodowiecki gemalt wird. Hierbei findet sich eine ganze Gesellschaft ein, Besuche kommen und gehen, die etwas zweideutige, überaus korpulente Intendantin Madame Ömken rollt sich in irgendeiner Sofaecke umher. Zu gleicher Zeit erscheint ein Danziger Offizier, der über die Preußen schimpft; dicht daneben steht die Schwägerin des Fürstprimas, die Gräfin Podoska, und läßt sich von ihrem Schneider ein Kleid anmessen, und zum Überfluß steht eines der im Hause existierenden Kinder klimpernd am Spinett. In wohlthuendem Gegensatz zu diesem etwas wüsten Hofhalt steht dann wieder das Haus des Predigers der französischen Gemeinde, Bocquet, dem Chodowiecki mit seiner Mutter und seiner Schwester einen feierlichen Besuch macht, um dann mit einem geselligen Abendessen bewirtet zu werden. In den übrigen Häusern geht es dagegen um so ungenierter zu. Herr Gerdes führt Chodowiecki zu seiner Frau, die wegen Kopfschmerzen im Bett liegt, während das daneben stehende Bett, welches Herr Gerdes vor kurzem verlassen, sich noch in gänzlich wüstem Zustande befindet; der Fürstprimas erteilt die Audienzen in allen möglichen und unmöglichen Kostümen.

Von den altertümlichen Gebäuden, den historischen Merkwürdigkeiten der Stadt erscheint wenig oder fast nichts in dem Buche, es ist immer nur das intime Leben seines Freunden- oder Bekanntenkreises, welches er wiedergiebt. Nur von einer kurzen Ausfahrt nach dem Hafen mit seinem Leuchtturm sind einige Blätter erhalten. Aber in dem Kreise, in welchem dieses Skizzenbuch sich bewegt, ist kaum eine Äußerung des Lebens, welche nicht mit packender Wahrheit und Anschaulichkeit zur Geltung käme. Und welche Fülle von Liebreiz in den Einzelerscheinungen, mit welcher Freude haftet der Stift des Künstlers an den zierlichen Figürchen der Damen des polnischen Adels, mit welcher Laune weiß er die kuriosen Figuren seiner Kunstgenossen festzuhalten!

Dieses Buch ist ein ganz unergründlicher Schatz für Zeit- und Sittengeschichte des vorigen Jahrhunderts, für uns aber in Berlin ganz besonders wertvoll und köstlich, da es uns die Eigenart jenes prächtigen Künstlers so frisch und packend wiedergiebt wie gar kein anderes seiner doch so zahlreichen hinterlassenen Werke. Dieses Buch wurde in der Familie des Künstlers als wertvollstes Stück ganz besonders hoch gehalten. Es kam im direkten Erbgang an eine Enkelin des Malers, Frau Marianne Gretschel, geb. Chodowiecka, welche vor einigen Jahren in hohem Alter zu Leipzig starb. Sie hatte das richtige Gefühl, daß ein solches Stück nur in einer öffentlichen Sammlung an seiner richtigen Stelle sei, und gab es noch bei Lebzeiten an die Bibliothek der Königl. Akademie zu Berlin, deren Direktor Daniel Chodowiecki von 1797 bis zu seinem Tode im Jahre 1801 gewesen war. Das geschriebene Tagebuch derselben Reise, welches für die Herausgabe jenes Albums benutzt wurde, befindet sich noch im Besitz der Familie; es besteht aber die Absicht, dasselbe in vollem Umfange zu veröffentlichen, wobei sich eine Fülle von Material ergeben wird, welches weniger für die Kunstgeschichte als für die Kenntnis des wirtschaftlichen Lebens jener Tage von Bedeutung ist.

Die wenigen Blätter, welche wir hier aus dem Buche mitteilen können, sind nur eine leichte Probe dessen, was es enthält; es ist ein Hausschatz, den man nicht wieder aus der Hand giebt, wenn man ihn einmal besitzt, ein Spiegelbild vergangener Tage, von einer Frische, Anmut und Liebenswürdigkeit, das ganz unvergleichlich dasteht.



Korrespondenzen.

Aus St. Petersburg.

Was doch zuweilen für seltene und seltsame Ideen über Rußland auftauchen, just als wären sie nur dazu erfunden, um die Welt zu belustigen. Da hat neulich ein deutscher Sprachforscher die weise Entdeckung gemacht, die Großrussen seien alles Tataren, ihre Sprache eine tatarische, dagegen die kleinrussische, das sei die wahre indogermanische; das wäre soviel, als wenn er beweisen wollte, nur die Plattdeutschen stammten von den Germanen ab, die Hochdeutschen aber von den Kalmücken, denn in der That ist weit weniger Unterschied zwischen groß- und kleinrussisch als zwischen jenen beiden; und alle, die ihr bißchen Russisch seither mühsam gelernt haben, würden dann doch bloß in Verlegenheit geraten, wenn sie nun mit eins tatarisch reden sollten. Im Ernst, es lohnte sich nicht, über solche Hirngespinste zu reden, wenn nicht dieselben mit ihren Schlußfolgerungen stets fortzeugend Böses gebären wollten und zwar bei der bekannten nationalen Reizbarkeit und Eigenliebe der Völker oft recht Böses; statt daß die Sprachforschung die objektivste von allen sein sollte und uns lehren, in den Russen, ob es uns paßt oder nicht, unsere nächsten Verwandten zu erkennen, gießt sie damit noch Öl ins Feuer eines unverstandenen Hasses. Ja, einer Frau von Staël konnte man es schon verzeihen, wenn sie Moskau für das „tatarische Rom" erklärte; sie war eben eine Frau und eine Französin, beides Milderungsgründe genug; offenbar war ihr tatarisch gleichbedeutend mit barbarisch, fremd — sowie der einfache Russe alle, die nicht seine Sprache sprechen, „Niemzy", „Stumme", nennt — und der Name spätbyzantinischer Stil so unbekannt, daß sie getrost die vierhundert Kirchen Moskaus, deren jede fünf mit Kreuzen geschmückte Kuppeln trägt, daß sie, sage ich, diesen Wald von vergoldeten Kreuzen für tatarisch halten konnte! Rußland hat von der tatarischen Herrschaft nichts weiter behalten als den großen Rückstand, in dem es sich dem anderen Europa gegenüber befindet, und den tiefen Haß gegen alles Asiatische, Mongolische, Tatarische, Türkische, was ihm ungefähr so gleichbedeutend ist wie jenem Herrn Professor großrussisch und tatarisch.

Doch nein, halt, auch das Tatarische ist hier in unserer polyglotten Stadt ausdrücklich vertreten, ja recht prägnant, und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie ein zufälliger Gelegenheitsreisender, der nur ein paar Tage zu „Kulturstudien" für Petersburg übrig hat und rein aus der Autopsie, den unmittelbar gewonnenen Eindrücken und Täuschungen schöpft, in mehreren sauber ausgearbeiteten Feuilletons mitteilen könnte, wie scharf ausgeprägt dieser tatarische Charakter Petersburgs ist. Unser guter Reisender ist nämlich etwa im berühmten Hotel „Demouth" abgestiegen, wo ihn eine tatarische Kellnerschar bedient, kenntlich an den eckigen Backenknochen, den listigen Augen, den feisten kurzen Gliedern und dem kurzgeschnittenen schwarzen Haupthaar, welches die Tataren statt ihres rituell glattgeschorenen Kopfes tragen, wenn sie in partibus infidelium zu dienen haben. Es ist eine der Hauptbeschäftigungen der Tataren, ihr Dienst als Kellner, sie bilden ganze geschlossene Genossenschaften, die sich durch verhältnismäßige Ehrlichkeit — unter sich — und festes Zusammenhalten auszeichnen. Der wißbegierige Fremde hat dann ferner im vornehmsten Etablissement, im „Restaurant tartare", sehr teuer gespeist, wo man alle anderen Speisen als tatarische bekommen kann und wo die Tataren mit der französischen Küche sich die ungewohnte Reinlichkeit doppelt und dreifach bezahlen lassen. Er wurde dann, wenn er einen Nachmittag Zeit hatte, von einem Geschäftsbekannten nach dem fashionablen Vauxhall Oserki geführt und hat da dieselben Preise und dieselben Tataren gefunden. Er hat einen Spaziergang auf den Straßen gemacht, zu „Studienzwecken", und

zwischen all den anderen ruhigen Passanten sind ihm besonders aufgefallen einzelne Trödler im langen schlafrockartigen Gewande, einem meist zerrissenen Strohhut, im Sommer, auf dem glattrasierten Kopf, wenn sie nicht zwei oder drei Hüte gar tragen und in der Hand alles mögliche und unmögliche: zerbrochene Degenklingen und Damenschleppen, Hüte und Violinbogen und wer weiß was noch alles, halten. Sie sind auch die einzigen gewesen, die den Fremden sofort, wenn er sie nur ansah, direkt und nachdrücklich haranguiert haben, allerdings nur mit dem einen offenbar großrussischen Worte „Chalat“; es heißt aber dieses tatarische Wort soviel wie Gewand und ist dieselbe Zauberformel, als wenn man in Deutschland hört: „Nix zu handljo?“ Diese Tataren sind die Haupttrödler hier, und die typischen Judenfiguren anderer Städte kommen hier nicht vor; jene sind die wahren „Juden“ troß dem verflossenen Mühlendamm in Berlin und tragen die schwindsüchtigsten Westen und weltschmerzlichsten Hosen so rücksichtslos zur Schau, als gebe es keine empfindlichen Nerven und keine zart erzogenen Gemüter, und sie würden auch wahrhaftig der feinsten jungen Dame ihr vertrauensvolles „Chalat“ zurufen, wenn diese sie ansähe; aber sie thut es nicht einmal. Das ist so eine typische Straßenfigur, und wenn nun unser Freund, der Kulturreisende, der nach den prägnantesten Eindrücken sucht, über diesem ergötzlichen Bilde die anderen übersehen und nun zur Erinnerung an die anderthalb Tage, die er hier zugebracht hat, sich ein Andenken mitnehmen will, aber ganz etwas Besonderes, was man im Westen nicht findet, so führt ihn der Lohndiener natürlich zu einem Perser oder Tataren, wo Kasansche Seidengewebe, bunte Maroquinstiefeletten, der bekannte Stolz orientalischer Industrie, und seltsame Waffen zu kaufen sind, und stolz auf diesen tatarischen Talisman, reist unser Freund ab, kann ein ganzes Buch über seine Eindrücke schreiben und sich auf seinen Glauben vereidigen lassen, daß Madame de Staël recht hatte. Nun, solche Reisenden a prima vista kennt ja Berlin und Deutschland auch; besonders wenn es Franzosen sind, die das verhaßte Milliardenland gezwungenermaßen besuchen und sich Augen und Ohren gewissermaßen kunstvoll verstopfen, um nur einen verschrobenen Eindruck in Tissots Manier zu gewinnen; aber Deutschland sollte zu dem östlichen Nachbarreiche nicht in gleichem Verhältnis der Leichtgläubigkeit stehen; kommt selber her und seht, und wenn ihr gesehen habt, so glaubt nicht alles gesehen zu haben, sondern sucht zu den vielen Rätseln einen richtigen, verständigen Schlüssel. Es scheinen ja jetzt Massenreisen nach Rußland in Fluß zu kommen; so hört man von einer, die Herr Ivan de Woestyne veranstaltet. Dieser famose Blagueur des Pariser Figaro nämlich, mit dem unaussprechlichen vlämischen Namen und dem russischen Vornamen, hat hier seine Rolle, wie es scheint, ausgespielt. Diese Rolle war allerdings fürstlich als Korrespondent des „New-York Herald“ mit mehreren hunderttausend Franken Gage Fixum nebst unbeschränktem Kredit für Notfälle. Aber solche Notfälle treten ein, z. B. wenn man der famosen Sarah Bernhardt zu Ehren ein Bankett geben mußte oder mit russischen Generalen hinter der Champagnerflasche das russisch-französische Bündnis ohne große Verantwortlichkeit zu kontrasignieren; so war die Rolle Herrn de Woestynes eine sehr glänzende. Aber als es galt, die „Jeannette“ aufzusuchen, und die französischen Zeitungen voll davon waren, wie Herr de Woestyne sich auf den Weg gemacht habe, um den Gefahren des Eismeeres zu trotzen, mußte jeder lachen, der den wohlbeleibten Gourmand kannte; er schickte seine Leute auf den Weg und kam selbst bis Moskau in das berühmte Restaurant Slawiantkij. Ob dieses dem Herrn Gordon Bennett, seinem Auftraggeber, mißfallen hat, oder anderes, kurz, Herr de Woestyne ist jetzt nur der Herold seiner eigenen Thaten, nicht mehr der des New-York Herald, und sucht Reiseunternehmer zu werden. Nun, die sich ihm anvertrauenden Seelen werden sicherlich die Überzeugung heimtragen, daß Rußland ein im wesentlichen französisch sprechendes Land ist und sich der französischen Küche vollkommen unterworfen hat, daß aber diese Unterwerfung denn doch eine sehr teure sei.

Eine andere Reisegesellschaft soll von Stangen arrangiert werden, und wir lesen bereits aus Moskau, wie großartig die dortigen Deutschen sie zu empfangen gesonnen sind. Jedenfalls werden sie auch nicht so ganz eigentlich Rußland kennen lernen, denn sie werden das Gefühl haben, als ob sie, von Deutschen umgeben, gar nicht so recht Deutschland verlassen hätten. Trotzdem sollen sie kommen und sehen, denn wenn sie auch manch irriges Bild empfangen, so werden sie doch auch manchen großartigen und meist freundlichen Eindruck mit sich davonnehmen; und das ist das richtige Bindemittel für ein nachfolgendes besseres Verständnis. Auch Petersburg würde ihnen im Sommer eine überwältigende Reihe von Eindrücken bieten und sie vielleicht zur Wiederkehr veranlassen; ja, es ist die Frage, ob nicht Petersburg im Sommer noch mehr dem Fremden biete als im Winter. Die Stadt freilich selbst eigentlich nicht, obgleich deren Sehenswürdigkeiten ja auch im Sommer offen stehen; aber sie ist staubig und heiß, und jedes dritte Haus wird angestrichen, jede dritte Straße neugepflastert, und beim Besprengen derselben leistet der Übereifer gerade so viel als anderswo. Desto mehr werden

den Fremden die Umgebungen erfreuen, nach denen alles, was kann, sich hinflüchtet und die er sich in solcher Pracht hier im hohen Norden gar nicht geträumt hatte. Zwar die hellen zauberischen Nächte des Juni sind dahin, mit ihren wunderbar zarten, goldreinen Tinten des Himmels und der Wolken, jenen klaren Spiegelungen im Wasser, jenem milden, weichen Dämmerungslicht, das die feinste Schrift um Mitternacht zu lesen gestattet und nur eins nicht verträgt: eine Illumination. Fiel doch deshalb jene ziemlich großartig angelegte Illumination beim Einzug des Kaisers jüngst so glänzend ins Wasser, weil am 10. Juni (29. Mai) eine so helle Nacht war, daß die schönsten, strahlendsten Stern- und Namensfiguren wie kränklich blinzelnde Augen die milde Helle mehr verdunkelten und verwirrten. Auswärtige Blätter brachten dazu die Nachricht, man habe aus Angst die Illumination bei Tage begonnen und bei Tage schon geendet; sie schloß aber nach elf Uhr abends, und da war es allerdings so hell, daß, als die Tausende von Gasflammen gelöscht wurden, die Helligkeit erst recht zur Geltung kam. Freilich sind diese Nächte, wie gesagt, nicht mehr, dafür steht das Grün der Wälder und Parks in üppigster Frische und Pracht und gewährt Tausenden und aber Tausenden Erquickung und Erholung. Ist doch selbst mitten in der Stadt, um das weitläufige Gebäude der Admiralität herum, das mit seinem dünnaufstrebenden spitzen Turm so recht an die holländischen Liebhabereien Peters des Großen, der es gründete, erinnert, seit zehn Jahren zum Gedächtnis desselben ein Riesensquare oder vielmehr Park angelegt, auf einem Areal, das nicht weniger und nicht mehr beträgt als der Flächeninhalt einer guten deutschen Mittelstadt. Wenigstens rechnete man sehr genau heraus, daß das Areal der inneren Stadt Riga, die „City" derselben, und das ist doch schon eine namhafte Hansestadt, genau auf diesem Platze Raum haben würde; und dieser große Platz war ehedem völlig unbenutzt und eine erschreckende, Staubwolken aufwirbelnde Einöde, auf der man zur Nacht wohl überfallen werden konnte, ohne daß man gehört worden wäre. Nur ein kleiner Teil desselben ward zuweilen benutzt, wenn etwa zur Fastenzeit lustige Bretterbuden zur Kurzweil des Volkes dort aufgeschlagen waren und durch ihre Feuersgefahr die Anwohner ängstigten, bis denn ein sehr gefährlicher Brand vor zwölf Jahren thatsächlich diesem Zustande ein Ende machte. Aber nicht allein Staubwolken hatte dieser einsame Platz aufwirbeln sehen, auch Pulverdampf hatte ihn umwölkt, und Blut, viel Blut ist auf ihm geflossen; im Dezemberaufstand 1825 wurden hier am Denkmal Peters des Großen, um das sie sich geschart, die aufständischen Regimenter mit Kartätschen buchstäblich zusammengeschossen. Sie erwarteten den Tod, ohne sich zu wehren, mit resigniertem Heroismus. Das Verdienst, diese unheimliche und unnütze Stätte in einen lebensfrischen Garten, der dem Alter zur Erholung, der reiferen Jugend zur Belehrung und den Kindern zum weiten Tummelplatz dient, verwandelt zu haben, gebührt wesentlich dem Direktor Regel vom hiesigen botanischen Garten, einem eingewanderten Deutschen aus Gotha, der sich hierdurch besonders um die Gesundheit der Petersburger Jugend ein großes Verdienst erworben hat. Und dabei ist dieser „Alexandergarten" so eine Art von botanischem Garten, da an allen selteneren Pflanzen, die hier im Freien fortkommen können, Platten mit russischer und lateinischer Inschrift angebracht sind, die nicht der Jugend allein zur Belehrung dienen; ein prächtiger Springbrunnen dient dem Park zur Zierde und ein künstlicher Schneckenberg zum Aussichtspunkt über die ostwärts seeartig sich ausbreitende Newa mit den zahllosen kleinen Dampfern, die alle Augenblicke dieselbe kreuzen. Zehn Jahre, wie gesagt, sind es, seit dieser Garten gegründet wurde, und natürlich erst jetzt haben die damals gepflanzten Bäumchen ihre volle Kraft erlangt und strotzen von dichtem frischem Laube.

Aber der Anblick dieser schönen Baumgruppen macht uns erst recht begierig danach, ob wir hier unter diesen Breitegraden die volle Pracht des Waldes zu sehen bekommen können oder ob wir nur traurige Kiefern- und Birkenwaldungen erwarten dürfen. Folgen wir diesem wißbegierigen Drang unserer Besucher und wählen wir für heute Zarskoje Sselo und Pawlowsk für dieselben aus. Eine mächtige Straße führt gerade vom Springbrunnen im Alexandergarten in die Nähe des Bahnhofs im Süden der Stadt; es sieht sehr nahe aus, ist aber doch eine gute halbe Stunde zu wandern, wenn wir es nicht vorziehen, uns einem der zahlreichen Iswoschtschiks anzuvertrauen, die bei der glühenden Sonnenhitze mehr oder minder träge auf ihrem Sitze eingeschlafen sind oder mit der Beschaulichkeit eines indischen Fakirs die Welt betrachten. Um den Abgang der Züge haben wir uns nicht viel zu sorgen, denn alle Stunden auf den Glockenschlag geht ein Zug ab, der uns in etwa dreiviertel Stunden an das Ziel unserer Wünsche bringt. Diese Bahn, die mit keiner anderen in Verbindung steht, ist die älteste in Rußland und datiert bereits vom Jahre 1838; auch einige Waggons scheinen von damals her zu datieren, da sie mit manchen Forderungen der Neuzeit arg kontrastieren. Nun, die Bahn hat ihre Erstgeburtsrechte und hat auch keinen Konkurrenten, folglich kann sie sich auch einige Capriccios gestatten. Dennoch hat das Publikum sich endlich

vor einigen Jahren auf die Hinterfüße gesetzt, ist beispielsweise selbst in seinem vornehmeren Bestande — und das Publikum von Pawlowsk ist distinguiert genug — dritter Klasse gefahren, was in Rußland sehr viel sagen will, nur um die Bahnverwaltung zu ärgern; und so hat diese, nachdem mehrere Jahre der beliebte Villenort sogar stellenweise verödet erschien, denn endlich auch einiges gethan, um das Publikum wieder anzulocken, was ihr auch in vollem Maße gelungen ist. Zuerst aber fragt sich der Fremde, der den Wagen bestiegen, welcher ihn durch die Vorstädte von Petersburg hinausbefördert hat, wie diese öde, reizlose Gegend, gegen welche die Lüneburger Heide noch ein romantischer Fleck Erde genannt werden kann, überhaupt als Sitz von Lustschlössern gedacht werden könne; und er glaubt um so eher der Fabel, daß alles Schöne durch zauberhafte Kunst aus dem Nichts geschaffen sei. Viel, sehr viel hat die Kunst gethan, aber lange doch nicht alles, denn erst da, wo Hügel und Thäler den Abfluß der Gewässer gestatten und, die Sumpfgegend freundlich unterbrechend, seit langer Zeit einen kräftigen Hochwald gedeihen ließen, konnte die Kunst einen wirksamen Boden für ihre Bemühungen finden. Und Hügel und Wald sehen wir gar bald vor uns auftauchen, in der Ferne das weltberühmte Observatorium von Pulkowa, näher kleinere Höhenzüge mit ihren dunklen Waldkonturen, freundliche Villen am Fuße derselben, und Kirchenspitzen, die hinüberragen: es ist Zarskoje Sselo, das „Kaiserdorf“, welches inzwischen aus dem kaiserlichen Dorfe eine recht geräumige Stadt geworden ist. Das sehen wir, wenn wir hier aussteigen und einen Wagen nehmen, um in der Schnelligkeit wenigstens etwas davon sehen zu können; zu Fuß könnte man hier überhaupt den ganzen Tag umherstreifen, ohne zu Ende zu gelangen, denn der Park dürfte so einige Dutzend Quadratkilometer betragen. So trägt uns denn ein leichter offener Wagen durch prachtvolle Alleen von Eichen, Fichten, Lärchen nach dem inneren Schloßpark, den man nur zu Fuß betreten kann. Es ist derselbe freilich im französischen Geschmack angelegt, doch da die Anlage ein Jahrhundert schon auf dem Rücken und man seither den Baumgruppen mancherlei Freiheit gegönnt hat, so haben sich dieselben zu imposanter Höhe und Schönheit entwickelt, und wer wie wir einen klaren, sonnigen Tag trifft, der empfängt hier einen reizvollen Wechsel von Licht und Schatten verlockendster Art. Den Mittelpunkt des Parkes bildet ein vielgewundener See, den zu umgehen ziemlich eine Stunde erfordert und welcher von malerischen Gebäuden verschiedenster Stilgattungen umkränzt ist. Fanatiker der Kunsteinheit werden sich freilich darüber erzürnen, daß überhaupt diese Gattungen durcheinander gemischt sind und daß Renaissancebauten, gotische Ruinen, eine ägyptische Pyramide, ein griechischer Säulengang, eine arabische Moschee mit goldblitzender Kuppel und ein Prachtbau im Geschmack der Hadrianschen Villen von Tibur auf einen so engen Raum gruppiert sind. Uns genügt es, zu konstatieren, daß man keineswegs alle diese Bauten, die einem kursorischen Lehrgang der Kunstgeschichte nicht unähnlich sehen, von einem Platze aus überschauen kann, sondern daß sie sehr kunstvoll in die einzelnen Buchten und Gebüsche versteckt sind und mit ihren Umgebungen sehr harmonische, malerische Gruppen bilden.

Schwäne und zahlreiche Böte beleben den See, wie denn hier ein großes Gebäude, eben die gotische Ruine, dazu hergerichtet ist, um ein ganzes Arsenal von allerlei seltsamen Fahrzeugen aller Völker darzustellen. Unter den zahlreichen, teilweise sehr wertvollen Bildwerken, die den Park schmücken, nennen wir hier nur die eine, die von feinem Kunstsinn zeugt: es ist das die bronzene Statue des trauernden Mädchens, dem aus dem zerbrochenen Kruge das Wasser entströmt; eine in seltener Klarheit aus einem Felsblock sprudelnde Quelle gab den Anlaß zu dieser reizenden Idee. Noch imposanter, wenn auch nicht lieblicher als der engere Park, dem sich noch besonders reservierte Gartenanlagen anschließen, ist der weitangelegte äußere Park mit seinen hohen, gewaltigen Baumgruppen, seinen schöngepflegten Wiesenflächen im englischen Geschmack und seinen malerischen Fernsichten. Daß wir uns in dem Bereiche eines mächtigen souveränen Willens befinden, beweist uns außer den immer wieder über den Wipfelkronen auftauchenden fünf sehr zierlichen, goldblitzenden Kuppeln der Schloßkirche des riesigen Palastes allein schon die Einrichtung der Wege, die nur für Equipagen, gar nicht für die plebejische Fußwanderung berechnet sind. An einem Tage lebhaften Verkehrs, wenn der Hof hier ist und die vornehmen Karossen neben- oder aneinander vorüberfliegen, würde der Spaziergänger wohl häufig genug sich auf den grünen Rasen retten müssen und jedenfalls mehr Staub als frische Luft zu kosten bekommen; jetzt ist alles still und friedlich, denn Zarskoje Sselo ist nicht besonders in der Gunst des Kaisers, der Gatschina und Peterhof vorzieht. Die zahlreichen chinesischen Spielereien und Schnörkeleien, die hier wie auch anderswo beliebt wurden, waren freilich zu entbehren, und auch die einer Laune der Kaiserin Alexandra Feodorowna, der Prinzessin Charlotte von Preußen, an die überhaupt sehr viele Anlagen erinnern, zuliebe von ihrem Gatten geschaffenen sogenannten Capricen, Felsengänge über den Weg sind doch nur mehr Kuriositäten. Dagegen ist im höch-

sten Grade anziehend der Besuch des Arsenals, welches Kaiser Nikolaus mit trefflichem Geschmack in einem gotischen Turmbau mitten im dichtesten Walde untergebracht hat und welches an alten Rüstungen, deutschen wie russischen, türkischen und tatarischen, an feinster italienischer und rohester asiatischer Kunst, an Hand- und Feuerwaffen seltsamster Art, Pferdegeschirr und dergleichen ganz außerordentliche Reichtümer birgt und eine der vollständigsten Sammlungen in ihrer Art ist. Den Hauptanziehungsmagnet bilden natürlich für die Mehrzahl der Besucher die mit Diamanten geradezu übersäten Säbel und Pferdeschabracken, die von den Herrschern der Türkei, Persiens und Chinas nicht eigentlich immer freiwillig, sondern nach unglücklichen Friedensschlüssen zur Versöhnung des Siegers geschenkt wurden und nicht allein durch Wert von Hunderttausenden, sondern durch die zierliche Kunst, mit der die Brillanten zu ganzen Blumengruppen zusammengesetzt sind, sich auszeichnen. Noch höheres Interesse indes verdienen solche geschichtliche Raritäten wie Napoleons Portefeuille, das ihm an der Beresina von Kosaken abgenommen worden ist, sein Kreuz der Ehrenlegion, das er in Moskau verlor, und sonstige Reminiscenzen des entscheidenden Feldzuges von 1812. Auch die Ritterrüstungen, welche der Kaiser Nikolaus und seine Paladine zum Fest der weißen Rose, der preußischen Prinzessin zu Ehren, anlegten, sind höchst interessant; an die Prinzessin erinnern überhaupt sehr viele und, was mehr ist, geschmackvolle Bauten des Kaisers Nikolaus.

Imposanter jedoch und noch fesselnder ist der Park von Pawlowsk, der mit dem Wagen in einer halben Stunde vom Schlosse zu Zarskoje zu erreichen ist und welcher dann zu Fuß besucht werden muß, will man alle Schönheiten kennen lernen. Denn noch mehr als dort hat man hier, seitdem der Park für den Thronfolger Paul gegründet und von ihm erweitert worden ist, die Natur selbst walten lassen, und so hat sie denn eine noch reichere Abwechselung an malerischen Baumgruppen geschaffen, welche um die Thalwindungen des Flüßchens Slawjanka sich anmutig und stolz wohl eine Stunde weit auf beiden Seiten hinziehen und welche den zahlreichen Petersburger Sommerfrischlern — man kann ihre Zahl auf dreißig- bis vierzigtausend schätzen — Raum genug bieten, um sich selbst an Sonntagen darin zu verlieren. Das Schloß liegt breit und stolz, aber freundlich auf einer Anhöhe, dessen wohlgepflegten Wiesenteppich das Flüßchen im Halbkreis umzieht; es ist reich an Kunstschätzen und Erinnerungen von der alten Skythenzeit bis auf Kaiser Paul und seine Gemahlin Maria Feodorowna, aus würtembergischem Geblüt, sowie an die feinsinnige Helene Pawlowna, die für die Kunst in Rußland so viel gethan. Jetzt wird es wieder vom Großfürsten Konstantin bewohnt, seitdem derselbe vor kurzem wieder beim Kaiser in Gnaden aufgenommen ist. Auch der Park ist reich an historischen Erinnerungen. Wir gehen an kleinen Pavillons mit ihren Miniaturräumen und Miniaturhofgeschichten, die wie eine Porzellanmalerei sich zierlich und gebrechlich ausnehmen, vorüber und verweilen genauer nur an zwei Punkten. An einer vorspringenden Hügelecke, um die das Wässerchen sich windet, wo unten ein Wehr rauscht und ein kleiner griechischer Tempelbau sich hebt, ist das Bildnis des frühverstorbenen Thronfolgers Nikolai Alexandrowitsch nebst einer Gedenktafel angebracht, darüber eine Statue der Hoffnung von Thorwaldsen, wie sie leise vorschreitend das Gewand hebt und die Blume in der Hand entgegenträgt. Mild und freundlich ist der Anblick ringsum, eine thüringische Landschaft von sanften Linien, und mild und freundlich wie sie war das Gemüt des Großfürsten, dem die Eltern an seinem Lieblingsplatze dieses schlichte Denkmal errichteten. Ein anderes Gedenkmal ist aber nicht gar so weit davon, doch nur für den zu finden, der des Weges sehr kundig ist; denn tief im Dickicht des Waldes verbirgt es sich und zeigt sogar bei Sonnenschein eine düstere nächtige Dämmerung, als ob sie ein furchtbares Geheimnis auf dem Gewissen trage, eine schwere unaussprechliche Schuld zu sühnen hätte. Und eine schwere Schuld soll es auch sühnen, ein furchtbares Geheimnis fast mehr verhüllen als andeuten; denn es ist ein Mausoleum, das die Gemahlin Kaiser Pauls demselben einige Jahre nach seinem Tode mitten in tiefster Waldeinsamkeit setzte und nur wohl eben hier setzen durfte. Düster überragen die flache Tempelnische mit den riesigen Granitsäulen davor hohe ernste Tannen, die beim Untergange der Sonne nun lebhaft gerötet sind und die Schatten unten noch dunkler erscheinen lassen; und düster verschlungen ist auch das Dickicht der Wege, und man scheint zu fürchten, hier eine pflegende Hand anzulegen, da das Gesträuch üppig überwuchernd die Wildnis noch wilder gestaltet. Ein düsteres Geheimnis und doch längst kein Geheimnis mehr, es sei denn, daß die Motive noch keineswegs aufgeklärt sind.

Doch fort von dem dunklen Ort und den dunklen Erinnerungen, und eilen wir, wieder ins bunteste Leben zu stürzen. Wir haben nicht weit, denn kaum eine Viertelstunde Wanderung durch die dämmernde Abendbeleuchtung, und wir befinden uns geblendet in einem strahlenden Meer von Licht, wo Hunderte von Lampen die Nacht erhellen und Tausende von Menschen im dichtesten Gewühl festlich geputzt auf und ab wogen. Welcher Gegensatz! Es ist

das Vauxhall von Pawlowsk, welches in unmittelbarer Verbindung mit dem Bahnhof, ja in einem Gebäude mit demselben, allabendlich um die rauschende Musik alle Liebhaber derselben, oder — der Toiletten versammelt. Allabendlich alle? Ganz gewiß, denn das Entree ist frei, und viele Familien ziehen nur deshalb schon nach Pawlowsk hinaus, um jeden Abend Musik zu hören, zu bewundern oder vielmehr, wenn es geht, sich bewundern zu lassen. Es ist nämlich die Eisenbahngesellschaft selbst, welche diese Konzerte veranstaltet, den Fahrpreis nach Pawlowsk als einziges Entree betrachtet und damit die Bewohner aus der Residenz anlocken will, meist mit gutem Erfolge; und pfeift dann auch zuweilen das Eisenbahnsignal grell in die schönste Musik hinein, so ist man daran schon gewöhnt, denn ohne Pfiff wäre keine Musik. Das dürfte denn doch wohl ziemlich einzig in der Welt dastehen, daß eine Eisenbahngesellschaft so coulant für ihre Besucher sorgt, und da kann man ihr auch verzeihen, wenn sie auf anderer Seite dieselben zu schrauben versucht. Hier kann denn nun der Freund der Natur und jeglicher Kunst, und wäre es auch nur an Toiletten, allabendlich nach Lust seinen Herzensneigungen nachgehen, entweder mitten im Gewühl, zum lichtklaren Himmel schauend, bei sanfter Musik der Menschen vergessen und sich in Phantasien verlieren oder, den näheren Sternen der Augen folgend, die vielleicht nur ihm schön scheinen, über dieselben Natur und Musik überhören, es müßte denn sein, daß er, für dergleichen Schwärmerei abgestumpft, dagegen mit spitzerer Zunge begabt, in lebhafter Medisance über Toiletten- und Boudoirgeheimnisse einer nur angemalten Welt, Kunst und Natur vergißt, wozu denn hier reichlichste Gelegenheit sich bietet.

Bangkok.

Von

Max Lay.



In der ungemein wasserreichen Niederung des Menamflusses, der Siam von den Gebirgen im Norden her durchströmt, bis er sich, in verschiedene Arme geteilt, in den siamesischen Golf ergießt, liegt fünf oder sechs Meilen von der Mündung entfernt die Hauptstadt des Landes, Bangkok. Natürliche und künstliche Kanäle, die alle aus dem Menam gespeist werden, durchziehen die weit ausgedehnte Stadt nach allen Richtungen, die man auch aus diesem Grunde wohl das Venedig Asiens nennt. Aber nur aus diesem Grunde allein hat es einige Ähnlichkeit mit der absterbenden Lagunenkönigin an der Adria. Bangkok heißt die Stadt der Gärten, ein Name, den sie mit größtem Recht verdient. Alle die kleinen Inseln und Eilande, welche im Hauptstrome liegen oder an den Ufern unzählige Wasserläufe von diesem trennen, prangen in einer Vegetation voll unbeschreiblicher Schönheit. Schlanke Palmen spiegeln zu Tausenden ihre zierlichen Blätterkronen in dem rasch dahinströmenden Gewässer. Hoch in die balsamhauchende Luft strecken sich die Bambusgebüsche mit ihren feingefiederten Spitzen; breit und saftig schwellen Bananen ihre kräftigen sattgrünen Blätter und umschließen die leichte Hütte des Armen wie den geräumigen Palast der Großen des Reiches mit dichten, undurchdringlichen Hecken als natürliche Mauern. Noch über diese anmutigen Kinder einer paradiesischen Natur ragen die stolzen Werke der Menschheit. Tempel mit hochgezogenen Kuppeln und kleine Türmchen, von verschnörkelten Obelisken gekrönt, geben der Landschaft einen unsagbaren poetischen Reiz. Pyramidenförmig bauen sich die Dächer zahlreicher Paläste hoch empor. In vielfachen Absätzen werden die schrägen Dachflächen von niedrigen senkrechten Wänden unterbrochen. Reiche Vergoldung und glänzende Porzellanverzierungen in zierlichen, geschmackvollen Mustern lassen Einförmigkeit in Form und Farbe gar nicht aufkommen. Die ganze Stadt schwimmt in einer Farbenpracht, wie sie nur unter der Tropensonne sich entwickeln kann. Hier erst empfindet man ganz die zauberische Poesie des südlichen Asiens. Eine gütige Schöpfung überschüttete das Land verschwenderisch mit ihren schönsten Gaben und stattete die Menschheit mit dem phantastischen Geiste aus, der aus den kostbarsten Materialien seine Werke schuf, vor denen auch der kaltblütige Nordländer schweigend staunt. Wehmutsvoll schweifen die Gedanken zurück in die ferne Heimat, die in Bezug auf farbenprächtige Landschaft so gar stiefmütterlich ausgestattet ist. Das so oft erträumte Indien mit seiner verschwenderischen Pracht, wie sie kein Künstler wiederzugeben vermag, hier liegt es greifbar vor den vom Schauen trunkenen Augen voller Leben und Bewegung. Leise rauscht eine erquickende Brise durch die blütenbesäeten Baumkronen, über die blumigen Plätze und glitzern-

den Wasserflächen zittern die goldenen Strahlen einer schöneren Sonne. Lebhaft und geschäftig wie Ameisen tummeln sich die braunglänzenden Menschen, nur mit buntgestreiftem Hüften- und Schultertuch bekleidet, an dem sonnigen Gestade; sie scheinen von der Tropenglut nicht berührt zu werden, die uns den Schweiß aus allen Poren treibt.

Die schimmernden Wasserflächen zwischen den baumbeschatteten Inseln wimmeln von Fahrzeugen aller Art. Am zahlreichsten sind die hier als allgemeines Transportmittel benutzten Canots, mit dem Häuschen in der Mitte, vertreten. Das sind die Gondeln des asiatischen Venedigs. Der heiter lächelnden Umgebung angepaßt, glänzen auch sie im reichsten Farbenschmucke. Auf dem etwas erhöhten Hinterteile steht der braungelbe Fährmann mit weißem dickbauschigem Turban, den bunten Sarong um die Hüften geschlungen, und führt mittels einfachen Stechruders das kleine Fahrzeug über die strudelnd dahinrauschenden Gewässer. Geschickt weiß er die Vorteile zu benutzen, die die rasche Strömung des Wassers ihm bietet, und mit ruhiger selbstbewußter Sicherheit weicht er gefährlichen Stellen und ihm begegnenden Fahrzeugen aus, ohne auch nur die geringste Hast in der Handhabung seines Ruders zu zeigen.

Fast alle Völkerschaften des südlichen Asiens in ihren hundertfach verschiedenen Kostümen, die bei einigen fast zu nichts zusammenschrumpfen, haben hier ihre Vertreter. Neben dem Siamesen und Malaien glänzen die in den ostasiatischen Ländern nie fehlenden Söhne aus dem Reich der blumigen Mitte durch zahlreiche Beteiligung an diesem Rendezvous der Völkerschaften. Durch den lang herunterhängenden Zopf und durch das Tragen von Schuhen unterscheiden sie sich von den meisten anderen Nationen, die ihre natürlichen Sohlen in dem feinen Sand der Straße abdrücken. Die Eingeborenen gehen, mit Ausnahme der Standespersonen von fürstlichem Range, barfuß. Selbst Zollbeamte in Uniformröcken von europäischem Schnitt mit einem großen metallenen Schilde auf der Brust, das ihre Würde kennzeichnet, verschmähen jede Bekleidung der unteren Extremitäten von den Knieen abwärts. Die Organe der Regierung weisen überhaupt recht bemerkbare Spuren davon auf, daß sie von der europäischen Kultur kräftig angehaucht sind. Außer der oft lächerlichen Nachahmung europäischer Sitten und Bekleidung, die die königliche Regierung ihren Vertretern anbefohlen, bemerkt man sowohl in der Civilverwaltung, noch mehr aber beim Militär, recht viele Europäer, die aber nur die höheren Würden bekleiden. Ein Teil der Marine ist vollständig europäisch eingerichtet. Gute Kriegsschiffe mit europäischen Commandeuren und Offizieren scheinen auch dem siamesischen Herrscher besser zu gefallen als die antiken Dschonken, die mehr durch bunte Bemalung und phantastische Bauart als durch Seetüchtigkeit glänzen. Im Hafen, der inmitten der Stadt im Hauptstrome liegt, lagern die Kriegsschiffe mit der Elefantenflagge aus der älteren und neuesten Ära in süßer Eintracht beieinander. Der weite Raum des vorzüglichen Hafens bietet außerdem noch zahlreichen Schiffen verschiedener Flagge genugsam Platz. Die Anwesenheit so vieler Segler und Dampfer beweist am besten, welcher Bedeutung Bangkok in kommerzieller Beziehung sich zu erfreuen hat.

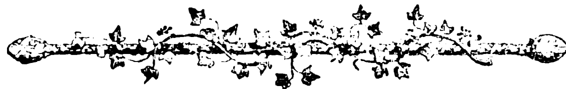
Wo die Stadt am unteren Laufe des Stromes ihr Ende erreicht, ist auf den ersten Blick kaum festzustellen. Zwar bilden Zickzackmauern, mit zahlreichen Wachttürmen besetzt, eine schützende Grenze, aber alle die Werke sind so mit dem üppig wuchernden Grün überwachsen, daß die Kunstbauten fast vollständig unsichtbar werden und die sorgsam gepflegten Gefilde sich ununterbrochen auszudehnen scheinen, bis in weiter Ferne an ihre Stelle der dichte Urwald, der wasserdurchschnittene Dschungel tritt. Dasselbe gilt von dem Saume des Stromes außerhalb der Stadt. Im üppigsten Pflanzenwuchs prangen die Ufer des Hauptstromes, der, etwa 2000 m breit, seine Wassermassen dem Golfe zuwälzt. Unterhalb der Stadt liegen verschiedene Etablissements von bedeutendem Umfange, Dampfmühlen zum Enthülsen von Reis, der massenhaft nach Europa und China ausgeführt wird. Die hohen eisernen Schornsteine auf den weitläufigen Holzgebäuden, deren Wände und Dächer mit Wellzinkblech bekleidet sind, passen in malerischer Hinsicht zwar nicht sehr in diese Tropenlandschaft, aber sie beweisen uns, wie die Reichtümer der gesegneten Lande gleich an Ort und Stelle durch die mächtigen Helfer abendländischer Kultur, die Dampfmaschinen, für den großen Welthandel zubereitet werden. Hat Deutschland auch keine Kolonien wie die anderen Staaten des Seehandels, die die Reichtümer fremder Länder dem Nationalvermögen der Heimat zuführen, so können wir doch mit wohlberechtigtem Stolze sagen, daß der Deutsche in der Ferne sich als Mann bewährt, der aus dem Boden, den er sich zum Wirkungskreis auserkoren, die Früchte der Arbeit und die Schätze der Natur zu heben versteht und dies, ohne den Eingeborenen des Landes zum Knechte herabzuwürdigen, der ihm die Reichtümer erwirbt, die er dann später in sein Vaterland mit zurückbringt. Durch sein humaneres Denken und Handeln unterscheidet er sich vorteilhaft von den Vertretern vieler anderer Nationen, die für ihre egoistische Ausbeutung von Land und Volk nur Haß und Mißgunst ernten und deshalb in dem Lande, das ihnen seinen Reichtum geben mußte, nur so

lange bleiben, bis sie genug Vermögen zusammengescharrt haben, um in der Heimat mit Glanz auftreten zu können, wo niemand danach fragt, wie viel Blut und Schweiß harmloser Naturmenschen an dem Gelde klebt, mit dem der Nabob großmütig um sich wirft.

Zu den Deutschen, deren langjähriges Wirken hierzulande wesentlich dazu beigetragen hat, daß man den später ankommenden Landsleuten Wohlwollen und Achtung entgegenbringt, gehört der frühere Generalkonsul des Deutschen Reiches, Herr Pickenbach, der jetzt in Hamburg als Vertreter Siams beim Deutschen Reiche residiert. — Sein Name hatte stets am siamesischen Hofe einen guten Klang, was für uns um so mehr ins Gewicht fällt, als der rege Verkehr der deutschen Flagge im Hafen von Bangkok fast ausschließlich eine Frucht seiner patriotischen Wirksamkeit ist.

Durch feste Bollwerke und sonstige Stromregulierungen bei den ehemaligen Pickenbachschen Etablissements wird es den ladenden Schiffen ermöglicht, dicht am Lande anzulegen; die Arbeiter, meist Chinesen, bringen die Reissäcke aus der Mühle und werfen sie in den Schiffsraum, wo andere bereit stehen, die Ballen fest zu verpacken. Weiter unterhalb der Dampfmühlen laden die Schiffe die kostbaren Produkte der Tropenwälder, Sandelholz und hauptsächlich Teakholz, ein zwar teures, aber sehr gesuchtes Schiffsbaumaterial, aus dem die schnellsegelnden Klipper und auch der Innenbau der Kriegsschiffe hergestellt wird; außen werden dieselben dann mit den Panzerplatten bekleidet. Die landesüblichen Transporttiere sind Elefanten, die paarweise so nebeneinander gefesselt werden, daß die langen Balken zwischen ihnen in starken Gurten aufgestapelt werden können. Von dem auf ihrem Nacken sitzenden Treiber werden die Tiere mit ihrer schweren Bürde bis dicht an das Bollwerk geführt. Ein hoher Drehkran nimmt die Balken einzeln auf und befördert sie direkt in den Schiffsraum, der zu diesem Zwecke am Bug in der Schiffswand eine Öffnung hat, durch welche die Hölzer, die ihrer Länge wegen nicht durch die Ladeluke auf dem Deck eingeladen werden können, wagerecht eingeführt werden. Daß durch alle diese Erleichterungen der Arbeit viele Zeit und Mühe erspart wird, ist leicht verständlich.

Die Fischer und Uferbauern wohnen meist auf Flößen mit daraufgebauter Bambushütte oder in ebensolchen Häusern, die auf hohem Pfahlrost thronen, inmitten des Uferwaldes und an den Seiten eines festen Dammes, der von den oben beschriebenen Hafenanlagen durch das sumpfige Land nach der Stadt führt. Zu den Häusern hinauf gelangt man auf einer Leiter, die, nur aus einem einzigen Baum mit Quersprossen hergestellt, viel Ähnlichkeit mit unseren Hühnerleitern hat. Sie ist leicht genug, um von den Bewohnern zur Nachtzeit in die Höhe gezogen zu werden, damit dieselben von unliebsamen Besuchern der Tierwelt verschont bleiben. Die Dschungels, die meilenweit die Gegend bedecken, wimmeln von Tigern, Panthern und kleineren Raubtieren. Affen in mannigfachen Arten treiben ihr pöbelhaftes Spiel in den Baumkronen und stören durch ihre widerwärtige Vokalmusik die Ruhe der Schlafenden bis spät in die Nacht hinein. Naht sich dann der Tyrann der Wälder, um in des Stromes kühlen Fluten seine heiße schlaffe Zunge zu kühlen, so werden die Gassenjungen der Tropen plötzlich mäuschenstill. Verschwindet der Gefürchtete dann wieder im Inneren seines Jagdgebietes, geht der Spektakel von neuem los; die Bengels sind wie unsere Gamins unverbesserlich. Moskitos, die zu Milliarden den Sümpfen entsteigen, wenn die Sonne sich gesenkt hat, werden für den Schlafsuchenden noch unbequemer. Ohne das schützende Musselinnetz, das man vorher mittels Cigarrendampf gründlich ausgeräuchert hat, würde man vergeblich die ersehnte Ruhe suchen. Das alles sind aber Unbequemlichkeiten, die man in den Tropenländern fast überall mit in den Kauf nehmen muß. Wer unter Palmen wandeln will, hat sich eben an solche Kleinigkeiten zu gewöhnen. Merkwürdigerweise soll aber das Klima in den Flußgegenden der Gesundheit der Europäer ziemlich zuträglich sein, wenigstens im Vergleich zu den Gebirgsdistrikten im Inneren des Landes, die in sanitärer Hinsicht sehr viel zu wünschen lassen. Der Menam hat wie der Nil seine periodischen Anschwellungen, während welcher er weithin die Uferwälder überschwemmt. Für die Eingeborenen hat dies aber weiter keine Unbequemlichkeiten, sie sind ohnehin viel auf ihre Boote angewiesen, um miteinander zu verkehren. Der von den Wassermassen mitgeführte Schlamm erweicht und düngt ihre Reisfelder auf eine kostenfreie und viel Arbeit ersparende Weise, so daß die Wassernot ihnen eigentlich nur zum Vorteil gereicht.





Litterarische Mitteilungen.

Schiller und Göthe im Urteil ihrer Zeitgenossen.

Bei der allgemeinen Verehrung und Bewunderung, die wir für Schiller und Göthe, diese ragenden Gipfel der Geschichte unserer Nationallitteratur, hegen, erscheint es uns schier unmöglich, daß die Zeitgenossen der beiden Heroen nicht auch von den gleichen Gefühlen der unbegrenzten Huldigung für das Genie durchdrungen gewesen sein sollten. Und doch muß es gesagt werden, daß die widerspruchslose Anerkennung für Schiller und Göthe, welche uns Epigonen eigen ist, sich nur allmählich Bahn brach: die Philister, die Beengten und geistig Eingeschränkten, die man — nach einem Ausspruch Heinrich Heines — niemals necken darf, erhoben Jahre lang mit allem Nachdruck Opposition gegen die gigantischen Werke der Geistesriesen. Für die Biographen und Litterarhistoriker, aber auch für jeden Gebildeten unserer Zeit bietet es daher einen eigenen Reiz, die kritischen Stimmen, welche die gottbegnadeten Poeten vom Anfang ihrer ruhmreichen Laufbahn bis an ihr Lebensende begleitet haben, noch einmal zu hören. Bisher hatten aber nur die Gelehrten vom Fach, speciell die Schiller- und Göthekenner par excellence, Gelegenheit, in den Archiven und Bibliotheken nach zerstreuten Artikeln und Berichten in den Zeitungen und Zeitschriften aus dem vorigen und den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts Ausgrabungen zu machen. Einem fleißigen und unermüdlich sammelnden Forscher, Herrn Julius W. Braun* in Berlin, gebührt das Verdienst, das riesenhafte Zeitungsmaterial herbeigeschafft und zu Nutz und Frommen der großen Schiller- und Göthegemeinde verwertet zu haben. Der Herausgeber hat jetzt erfüllt, was Ancillon, der preußische Staats- und Kabinettsminister, und der Philosoph Schelling gleich nach dem Tode Göthes im Jahre 1832 als wünschenswert hinstellten. Ersterer meinte: „Nichts könnte vorteilhafter für die Heroen der Litteratur, aber auch für das deutsche Volk sein als eine solche Sammlung gehaltvoller Urteile.“ Und der letztere sagte: „Jetzt wäre es auch wohl der wahre Zeitpunkt, die Testimonia auctorum vollständig zu sammeln und abzuschließen, welche über unsere beiden Dichter von ihrem frühesten Auftreten bis zu ihrem Ableben so vielfältig erschienen sind und unter welchen die gediegensten und gehaltvollsten Blätter, die reichsten Kommentare zu ihren Werken und ihrem Leben, in jedem Falle aber die Zeugnisse einer langen Stufenfolge litterarischer Bildung sich entfalten.“

Bekanntlich war Friedrich Schiller „ein Medicus ohne Portemonnaie“, d. h. ein Regimentsfeldscher beim Regiment Augé in Stuttgart, mit nur achtzehn Gulden Monatsgehalt, als er, einundzwanzig Jahre alt, im Sommer 1781 die „Räuber“ auf eigene Kosten drucken ließ, und doch erregte diese Tragödie des Jünglings ein Aufsehen wie nur wenige Werke der Weltlitteratur überhaupt. „Ein Herkules mit gigantischen Muskeln“ erschien urplötzlich auf dem Felde des Dramas, und in allen deutschen Gauen sprach man nur von der bewunderungswürdigen Erscheinung. Und als nun gar der Intendant des Mannheimer Theaters, Heribert von Dalberg, das Stück ein Jahr darauf — wenn auch in bühnengerechter Umarbeitung — zur Aufführung brachte, ging eine stürmische Erregung durch Deutschland, und namentlich wurde die studierende Jugend von dem feurigen und revolutionären Geist der gewaltigen Dichtung mächtig ergriffen. Natürlich spiegelte sich die-

* „Schiller und Göthe im Urteil ihrer Zeitgenossen“ (drei Bände; zwei Bände bei Bernhard Schlicke in Leipzig, ein Band bei Friedrich Luckhardt in Berlin) und „Göthe im Urteil seiner Zeitgenossen“ (Erster Band [1773 bis 1786]; Berlin, Verlag von Friedrich Luckhardt). Der Herausgeber, Julius W. Braun, beabsichtigt, auch Lessing, den dritten deutschen Dichterheros, nach demselben Schema in einem dreibändigen Sammelwerke zu behandeln.

ser Aufruhr auch in der Journalistik jener Zeit wider. Während ein Kritiker in dem Blatt „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben" (Augsburg, 28. Dez. 1781) in den „Räubern" „volle blühende Sprache, Feuer im Ausdruck und in der Wortfügung, raschen Ideengang, kühne und fortreißende Phantasie" findet und die Ansicht ausspricht: „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, ist es dieser Dichter," waren die Kritiker, welche der Gesellschaft Jesu angehörten, wie z. B. der Pater Klein, über die Arbeit des Feldschers sehr erbost. Der hochwürdige Herr nahm sich vor, den jungen Mann mit größter Gründlichkeit kritisch abzuschlachten. Im ersten Band des „Pfälzischen Museums" (vom Jahre 1783 bis 1784, S. 225 bis 290) veröffentlichte er eine ellenlange Recension, worin er, wie der Kapuziner in „Wallensteins Lager", seinem Ingrimm die Zügel schießen läßt. „Was soll ich," heißt es da u. a., „von der gräßlichen Räuberrotte sagen, die sich hier aufs Theater lagerte, dem Greuel und Unflat der Menschheit? Ist es möglich, daß dies bei einer gesitteten Nation geduldet wird? Wer lieber Mistsümpfe als die edlen Grazien sieht, lieber das eigentliche Schweinegrunzen als Apolls Leier hört, der mag die Scene, wo einer der Kerle vom Galgen kommt, und andere dergleichen selbst nachsehen und seinen Geschmack erquicken." Natürlich wagten sich auch schon damals die Denunzianten hervor, welche nach dem Staatsanwalt schrieen, weil Schiller angeblich die Moral der Jugend untergrabe. Und als nun um jene Zeit in der Umgegend von Bayern und Schwaben einige unreife junge Leute sich zusammenthaten, um sich als Räuber — auszuzeichnen, hatten die Denunzianten die Stirn, drucken zu lassen: die Jünglinge wollten Schillers „Räuber" realisieren; ja, es hätte nicht viel gefehlt, so wäre Schiller an dem Ausbruch eines Krieges zwischen Würtemberg und — Graubünden schuld gewesen, denn aus Anlaß einer Stelle in den „Räubern", wo Graubünden als die „hohe Schule der Spitzbuben" bezeichnet war, ließ ein Blatt in Chur einen überaus heftigen Artikel gegen den „Komödienschreiber" los, und in Graubünden rüstete man sich zum Kriege.

Je mehr das himmelanstürmende Genie des Dichters sich klärte, desto mehr wuchs die Zahl seiner Anhänger und Bewunderer, aber gleichen Schritt hielt mit ihnen auch die Armee seiner neuen Gegner. Wie die „Räuber", so elektrisierten auch „Fiesko" (zum erstenmal aufgeführt am 18. Jan. 1784 zu Mannheim) und „Kabale und Liebe" (zum erstenmal gleichfalls 1784 in Mannheim gegeben) das Publikum, die Presse aber war sehr geteilter Meinung. Während die „Königlich privilegierte Berlinische Zeitung", die jetzige „Vossische Zeitung", in ihrer Kritik des „Fiesko" vom 11. März 1784 der Ansicht ist, daß „nur Personen, die von seichten französischen Urteilen angesteckt sind, und der schwarzgallichte Handwerkerneid ableugnen können, daß Schiller eines der wenigen theatralischen Genies ist, die wir Deutschen aufzuweisen haben", schrieb kurze Zeit darauf in derselben „Tante Voß" der Rektor Moritz vom „Grauen Kloster" zu Berlin über „Kabale und Liebe", als dieses Stück zum erstenmal in Berlin über die Bühne ging, u. a.: „In Wahrheit wieder ein Produkt, was unseren Zeiten — Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann!"

Mit „Kabale und Liebe" schließt die erste Entwickelungsserie der Schillerschen Dramen und die zweite Periode beginnt, welche bis 1794, der ruhmreichen Zeit des Zusammenwirkens mit Göthe, andauert. Diese Epoche leitet das Drama „Don Karlos" ein, welches am 6. April 1787 in Mannheim zum erstenmal in Scene ging. Man kennt die herrlichen Schönheiten, aber auch die vielfachen Schwächen dieser Dichtung, und so war es auch ganz natürlich, daß die Gegner Schillers ein leichtes Spiel hatten, indem sie auf die poetisch-dramatischen Mängel in „Don Karlos" hinwiesen. Fünf Jahre hindurch schrieb er nichts für das Theater, bis er von 1799 ab ausschließlich der dramatischen Produktion seine Kraft zuwandte. „Wallenstein" wurde im März 1799 vollendet und erschien im Juli 1880 bei Cotta im Druck. Am 30. Januar 1799 wurden die „Piccolomini" in Weimar zum erstenmal aufgeführt, und im gleichen Jahre, am 20. April, ging „Wallensteins Tod" in Scene. Die Bewunderung der herrlichen Dichtung war eine fast allgemeine. Beinahe einstimmig lautete das Urteil der Presse wie in der „Oberdeutschen Allgemeinen Litteraturzeitung", wo es u. a. hieß: „Von den ‚Räubern' bis zu diesem ‚Wallenstein' sind es wildgroße revolutionäre Gegenstände gewesen, worüber Schillers Genie gebrütet und die er wie blitzgespaltene Felsen aufgereiht hat. Ein solcher dreigezackter, immer höher steigender Fels ist dieser ‚Wallenstein'." Die überschwenglichen, begeisterten Referate wurden immer zahlreicher. Als am 14. Juni 1800 am Theater zu Weimar „Maria Stuart" zur ersten Aufführung gelangte, schrieb das „Journal des Luxus und der Mode": „Es kann darüber nur eine Stimme sein, daß auch durch dieses langsam gereifte Werk eines anerkannten Meisters unsere vaterländische Litteratur um ein vorzügliches Stück reicher geworden ist." Bloß einige streng lutherische Seelen tadelten

einige „katholisierende“ Stellen. Die „Göttingischen Anzeigen“ fanden an der „Jungfrau von Orleans“, welche am 11. September 1801 in Leipzig zum erstenmal gegeben wurde, allerlei auszusetzen. Urkomisch klingt es, wenn wir heute hören, was der Kritikus gegen die Meisterdichtung vorbringt! Er vermißt in derselben die „Darstellungskunst“, die „rührenden Situationen und Scenen“; und wenn auch der in dem Stücke vorkommende „Pomp“ eine Menge Personen herbeiziehen werde, so seien doch derartige „Spektakelstücke“ nicht dazu angethan, die dem Verfall nahe deutsche Schauspielkunst zu heben. O weiser Daniel! — Als das sprachlich vollendetste Werk Schillers: „Die Braut von Messina“, am 19. März 1803 zum erstenmal in Weimar aufgeführt wurde, zog das Publikum aus ganz Deutschland in hellen Scharen nach der Hauptstadt des Herzogtums. Die Jenenser Studenten erschienen samt und sonders — zweiunddreißig Wagen voll — und riefen dem Dichter, als der Vorhang gefallen war, ein stürmisch brausendes Vivat zu. So etwas war bisher in den Annalen des Weimarer Hoftheaters noch nicht dagewesen. Die Perücken gerieten in Unordnung, und in den allerhöchsten Kreisen des Weimarer Hofes war man über diesen Ausbruch studentischer Begeisterung sehr ungehalten. Am 17. März 1804 wurde „Wilhelm Tell“ zum erstenmal in Weimar aufgeführt. Der Jubel, den das Drama hervorrief, ist unbeschreiblich. Dieselbe nachhaltige Wirkung erzielte es auch gelegentlich seiner Aufführung in Berlin im Juli. Gleich bei dem Eintritt des Dichters in die Loge erhob sich das ganze Publikum wie ein Mann. Die Hochrufe hörten erst auf, als die Musik begann.

Wie sehr auch die lyrischen Gedichte Schillers seinen Dramen nachstehen, so haben auch sie überall Sensation hervorgerufen; sie bildeten den lebhaftesten Gegenstand der Unterhaltung am Salon- und Kaffeetisch, und sie setzten Hunderte von kritischen Federn in Bewegung. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich hier als Kuriosum, daß das Gedicht „Die Götter Griechenlands“, in welchem die Sehnsucht nach dem Ideal in klassischer Form zur Geltung gelangt, von dem Konvertiten Grafen F. L. Stolberg überaus ingrimmig angefeindet wurde. Der Fanatiker erklärte den Dichter für einen Ketzer und rief am Schlusse seiner Besprechung pharisäisch aus: „Ich möchte lieber der Gegenstand des Hohns sein, als ein solches Lied gemacht haben!“ — Wer lacht da?... Interessant ist es nun, zu konstatieren, welche Stellung der Autor, der die Zeitgenossen fortwährend beschäftigte, den Stimmen der öffentlichen Meinung, der Presse gegenüber, einnahm. Während Schiller bis 1794, als er mit Göthe den Freundschaftsbund fürs Leben schloß, die Angriffe einiger Kritikaster mit Stillschweigen überging, wurde er plötzlich des trockenen Tones satt, und im Musenalmanach für 1797 erschienen die von ihm in Gemeinschaft mit Göthe verfaßten, unter dem Namen „Xenien“ bekannten beißenden Epigramme, welche den Zweck verfolgten, sich an verschiedenen steifleinenen Gesellen und Kläffern zu rächen und dem „litterarischen Sansculottismus“, wie Göthe sagte, gründlich heimzuleuchten. Es ist bekannt, daß diese weltberühmten Spottgedichte ungeheuren Staub aufwirbelten und eine große Zahl von Streitschriften, die sich fast durchweg durch Grobheit und rohe Sprache auszeichneten, hervorriefen. Die von den scharfen Pfeilen des Dioskurenpaares Getroffenen schrieen laut auf, ja erhoben zuweilen ein wahres Indianergeheul. Seit den Tagen, da Apoll den Marsyas geschunden, ist nicht so vielen Flach- und Hohlköpfen die Haut über die Ohren gezogen worden wie jetzt von den beiden Apollos. Überaus belustigend klingen heute die ungeschlachten Ausbrüche der Wut der von den Dichterfürsten an das Kreuz der Verachtung geschlagenen armen Schächer! Es ist kaum glaublich, was diese Herrschaften in Bezug auf das Schimpfen geleistet haben! Claudius nannte Schiller einen „Stier an der Ilm“; Voß bezeichnete die Epigramme als „Auswüchse des gröbsten Egoismus“, „plump“, „hämisch“, „flach und sinnlos“; Friedrich Nicolai schimpfte das Gebaren Schillers und Göthes „Affenspiel“ — und so geht es fort mit Grazie ins Unendliche.

Auf der Sonnenhöhe seines Lebens, in der Vollkraft seines Schaffens: am 9. Mai 1805, wurde der Heros des deutschen Dramas von seinem Tagewerk abberufen. In der gesamten Presse jener Tage finden wir nur Worte der begeistertsten Huldigung für den großen Toten. Das ganze deutsche Volk empfand aufs schmerzlichste das Nationalunglück. Selbstverständlich auch der Freund und Mitkämpfer Göthe, der am 1. Juni des genannten Jahres an Zelter schrieb: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins.“

* *
*

In den Zeitraum des ersten Auftretens Göthes (1773 bis 1786) fällt das Erscheinen einer Reihe von Werken, welche wohl geeignet waren, einerseits die größte Bewunderung und andererseits vielfachen, mitunter überaus heftigen und maßlosen Widerspruch zu erregen. Dem Geistestitanen ist daher von einem Teil der Presse die größte Anerkennung gezollt, von dem anderen Teil aber gar übel mitgespielt worden — es erging ihm noch schlimmer wie dem jungen Schiller!

„Götz von Berlichingen“, die Tatze des jungen Löwen, erschien, ohne Nennung des Druckortes, anonym im Jahre 1773. Die erste Kritik über die Tragödie brachte der „Neue gelehrte Merkurius“ (Altona, 19. August). Es heißt dort: „Einheit der Zeit, des Ortes, der Handlung, alle Regeln des Dramas sind hier beiseite gesetzt worden, und wenn ein Verfasser so viel opfert, so ist der Leser berechtigt, nichts Geringes zur Entschädigung zu erwarten. Wir bezweifeln, ob sich alle Leser dieses Stückes entschädigt halten werden; uns hat es gar sehr vergnügt, ob wir gleich nicht glauben, daß es einen großen Einfluß auf den Geschmack der deutschen Schauspiele haben könne und dürfe, und daher auch nicht nach mehr solchen Phänomenen begierig sein können.“ Die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ schrieben tags darauf in viel wärmerem Tone: „Unsterblicher Dank sei dem Verfasser für das Studium der alten deutschen Sitten! Man hat sie bisher immer nur in Hermannswäldern gesucht, aber hier sind wir auf echtem deutschen Grund und Boden. Schon durch die Neuheit dieses Versuches sollte das Stück sein Glück machen.“ Wieland nennt im „Deutschen Merkur“ das Stück ein Drama, „worin alle drei Einheiten auf das grausamste mißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist, und doch das schönste, interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unseren komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten, deren Verfasser dafür sorgen, daß der Puls ihrer Leser nicht aus seinem gewöhnlichen Gange gebracht und ihre Nerven von keinem fieberhaften Unfalle schaudernder Empfindung ergriffen werden.“ „Götz von Berlichingen“ wurde zum erstenmal in Berlin am 14. April 1774 gegeben und gefiel so außerordentlich, daß er dreimal wiederholt werden mußte. Auch Chr. D. Schubart begrüßte in seiner „Deutschen Chronik“ die Dichtung und Darstellung mit Begeisterung und erzählte u. a. folgende Anekdote: „Der Graf Schmitt am kurpfälzischen Hofe, der sich durch sein Herz, seinen Geschmack und seine Erfahrungen vor Tausenden auszeichnet, sprach, als man ihm den ‚Götz von Berlichingen‘ vorlas: ‚Ich weiß nicht, ob ich lieber den ganzen Voltaire oder dieses einzige Schauspiel gemacht haben möchte.‘“ Einen noch größeren Sturm wie „Götz“ entfesselte der „Werther“, der eine ganze Litteratur hervorrief. Beispiellos war die Schwärmerei für den liebeglühenden, schmachtenden Romanhelden. Die Almanache jener Zeit wimmelten von Gedichten auf Werther. Neben den überschwenglichsten Lobeserhebungen stellten sich auch die albernsten Verunglimpfungen ein. Der berüchtigte Hauptpastor an der evangelischen Domkirche zu Hamburg, Johann Melchior Götze, veröffentlichte in den „Freiwilligen Beiträgen zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ eine Reihe fulminanter Artikel. Zur Kennzeichnung des Pamphletisten mag folgendes Citat genügen: „Die Leiden des jungen Werther — Narrheiten und Tollheiten sollte es heißen — ist ein Roman, welcher keinen anderen Zweck hat, als das Schändliche von dem Selbstmord eines jungen Wüstlings, den eine närrische und verbotene Liebe und eine daher entsprungene Desperation zu dem Entschlusse gebracht haben, sich die Pistole an den Kopf zu setzen, abzuwischen und diese schwarze That als eine Handlung des Egoismus vorzuspiegeln. . . Welcher Jüngling kann eine solche verfluchungswürdige Schrift lesen, ohne ein Pestgeschwür davon in seiner Seele zurückzubehalten, welches gewiß zu seiner Zeit aufbrechen wird? Und keine Censur hindert den Druck solcher Lockspeisen des Satans? Nur eins fehlt noch! Der Verfasser muß sich noch entschließen, diese Geschichte in ein Trauerspiel zu verwandeln, es wird Romeo und Julie übertreffen; so wird der, der ein Mörder von Anfang ist, seine Absichten noch völliger erreichen.“ Die Denunziation des Zeloten fiel auf fruchtbaren Boden. Die „hochwürdige“ theologische Fakultät zu Leipzig konfiszierte das Buch, und die Zahl der Parodien und Travestien, welche gegen dasselbe erschienen, ist geradezu Legion. Ein Werther-Skandal ohnegleichen erhob sich. Ist es ein Wunder, daß die großen Erfolge seines „Götz“ und „Werther“ den jungen Titan übermütig machten und daß er einige tonangebende Dichter seiner Zeit wie Wieland in „Götter, Helden und Wieland“ in schonungsloser Weise angriff und dadurch einen beträchtlichen Teil der Kritiker gegen sich erbitterte? So kam es, daß, als Göthe 1776 „Stella“ herausgab, er großen Anfeindungen ausgesetzt war. Ja, die wohlwollenden Beurteiler wurden von ihren Kollegen getadelt ob ihrer Begeisterung. Als z. B. ein Kritiker in der „Kaiserlich privilegierten Hamburgischen Neuen Zeitung“ sich begeistert äußerte, erwiderte sofort der „Altonaer Postreuter“ darauf, daß der Recensent des Hamburger Blattes den Geschmack eines Pfeffersackes, einer „Krämertüte“ habe.

In diese Zeit der Sturm- und Drangperiode Göthes fällt das Schauspiel „Claudine von Villa Bella“, welches gleichfalls recht schlecht wegkommt. Mit den Jahren, und je mehr sich der Lärm des Tages legt, wird auch die rückhaltslose Anerkennung und Verehrung für Göthe allgemein. Seit seiner Übersiedelung nach Weimar ist Göthe bereits eine fertige und abgeschlossene litterarische Erscheinung, und in den Zeitungen wie in den Werken jener Periode werden die Stimmen warmen Lobes immer zahlreicher. In einem encyklopädischen Werk aus dem Jahre 1781, betitelt: „Charak-

tere deutscher Dichter und Prosaisten von Kaiser Karl dem Großen bis aufs Jahr 1780", heißt es über Göthe: „... Nicht so leicht hat einer so schnell und allgemein die Bewunderung seiner Nation auf sich gelenkt als Göthe; dieser außerordentliche Kopf, in dem alle Gaben des Witzes und der Phantasie, mit einer unbezwinglichen Neigung zum Sonderbaren und Neuen, vereinigt scheinen. .. Einige blödsichtige Zeloten haben Werther für eine offenbare Apologie des Selbstmordes ausgeschrieen, andere von ebenso stumpfen Sinnen haben den Charakter des Jünglings durchaus übertrieben gefunden; aber das ganze deutsche lesende Publikum hat für den Ruhm des Verfassers entschieden, und Göthe, der Seelenmaler, ist ein Lieblingsautor unseres Decenniums geworden!" ... Ein halbes Jahrhundert ist seit dem Tode des Olympiers verstrichen, und der Ruhm des gewaltigsten dichterischen Genius Deutschlands ist festgegründet für alle Zeiten wie ein rocher de bronze. A. K.

Litterarische Notizen.

Der Hexenprediger und andere Novellen von Hans Hoffmann. (Berlin, Gebr. Paetel.) Der Verfasser dieser Novellen ist auch den Lesern der Monatshefte durch seine originellen und poesievollen Arbeiten bekannt. Der Hexenprediger gehört zu den viel gelobten und viel geschmähten kulturhistorischen Erzählungen, durch welche den Lesern die Anschauungen und Vorurteile vergangener Zeiten vorgeführt und dargethan werden soll, wie vergänglich der sogenannte Geist der Zeit ist. Die Art, wie Hoffmann die grauenhafte Erscheinung der entsetzlichen psychischen Verirrung im Hexenglauben novellistisch verwertet, giebt seiner künstlerischen Gestaltungskraft ein glänzendes Zeugnis. Auch die anderen Novellen sind charakteristisch in ihrer Art. — Unter dem Titel: **Buch der Freundschaft** von Paul Heyse (Berlin, Wilhelm Hertz) sind drei ungemein anziehende Novellen zu einem Bande vereinigt, deren eine, „Nino und Maso", vor nicht sehr langer Zeit zuerst in den Monatsheften erschien. Ein überschwenglich inniges Freundschaftsband wird hier durch das Dazwischentreten einer dämonisch verführerischen Frauengestalt gestört, und das Ganze schließt mit einer tragischen Katastrophe. Auch in den beiden anderen Novellen: „David und Jonathan" und „Grenzen der Menschheit", sind ähnliche Vorfälle geschildert; überall tritt mehr oder weniger die Liebe als zerstörendes Princip der Freundschaft gegenüber. Aber indem Paul Heyse bei diesen Novellen die Freundschaft auf etwas exotischem Boden erwachsen läßt — in „Grenzen der Menschheit" ist es ein Riese und ein Zwerg, welche durch die Bande der Freundschaft verknüpft werden —, erhält die künstlerische Behandlung einen Stich in das Gekünstelte. Überall aber bewährt sich der Meister der modernen Erzählerkunst in der unübertrefflich feinsinnigen Ausführung. — Bret Hartes **Neueste Novellen** 1882 **bis** 1883, übersetzt von Bettina Wirth (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Nur ein so großes und kraftvolles Talent wie das Bret Hartes vermag die immer sich wiederholenden Stoffe aus der kalifornischen Wildnis doch wieder anziehend zu machen und denselben eine ungewöhnliche Wirkung auf den Leser zu verschaffen. In dem vorliegenden Bändchen ist namentlich „Flip" von großer Ursprünglichkeit der Erfindung, mit düsterem, aber erschütterndem Ausgang. — **Optimistische Novellen** von Alfred Friedmann. (Leipzig, W. Friedrich.) Vier Novellen, die lebhafte Phantasie und reiche Erfindungsgabe zeigen, aber leider sämtlich einen Beigeschmack besitzen, der sich nicht ganz mit den Anforderungen der Ästhetik oder sagen wir lieber des poetischen Taktes verträgt. — Ein vornehmer litterarischer Zug durchweht die novellistischen Skizzen, welche unter dem Titel **Katastrophen** von Johannes Proelß im Verlage von Bonz u. Comp. in Stuttgart erschienen sind. Es wird darin versucht, einzelnen erschütternden Ereignissen der Neuzeit eine versöhnende Folie zu geben und damit von einem schönen Rechte der Poesie Gebrauch zu machen. — In demselben Verlage erschien eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert: **Im Nonnenämtlein** von Paul Lang, worin ein wirklich überraschend getreues und dabei poetisch gehobenes Bild mittelalterlichen Klosterlebens unparteiisch und ohne Verzerrung gegeben ist.

* * *

Dem deutschen Buchhandel wird niemand nachsagen, er hinke den Ereignissen nach und sorge nicht für die Bedürfnisse der Gegenwart in überreichlichem Maße. Der ungeahnte Aufschwung der Elektrotechnik hat sofort eine wahre Flut von Werken über alle Zweige der aufblühenden Wissenschaft hervorgerufen, darunter zwei elektrotechnische Bibliotheken, welche das ganze weitverzweigte Gebiet umfassen. Zuerst auf dem Plane war die Firma A. Hartleben in Wien mit ihrer auf sechzehn Bände berechneten Sammlung, von der etwa die ersten sieben Lieferungen bereits das Licht erblickt haben. Besonders hervor-

zuheben sind daraus die recht praktische und vollständige Abhandlung über die **Dynamoelektrischen Maschinen** von Glaser de Cew sowie der Band, welchen E. Japing der hochwichtigen Frage der **Elektrischen Kraftübertragung**, d. h. der Ersetzung der mechanischen durch die elektrische Transmission (elektrische Bahnen u. s. w.) gewidmet hat. — Umfangreicher und ausschließlicher für Fachleute berechnet ist die im Verlage von Vieweg u. Sohn in Braunschweig erscheinende Bibliothek, von der bisher ein Band: **Die elektrische Beleuchtung**, von Telegraphendirektor A. Merling, erschienen ist. Das Werk enthält auf etwa fünfhundert Seiten eine reich illustrierte Übersicht der bisher bekannt gewordenen Lampen und elektrischen Beleuchtungsanlagen. Die Viewegsche Bibliothek ist auf acht Bände berechnet. — Endlich sei hier der ersten Lieferung eines auf fünfzehn Lieferungen berechneten Werkes von Uhland: **Das elektrische Licht und die elektrische Beleuchtung** (Leipzig, Veit u. Co.) gedacht. Das möglichst gemeinfaßlich geschriebene Werk wird am Schluß eine Abhandlung über die mit der elektrischen Beleuchtung vielfach zusammenhängende Kraftübertragung enthalten. Es ist gleichfalls reich illustriert.

* *
*

Es war vorauszusehen, daß das Luther-Jubiläum die Veranlassung zu einer großen Anzahl von Gelegenheitsschriften bieten werde, und die Erwartung hat nicht getäuscht. Was in dieser Hinsicht an wissenschaftlichen Arbeiten von tiefergehender Bedeutung erschienen ist, soll vorläufig hier nicht erwähnt werden; wir wollen nur kurz auf einige populäre Schriften hinweisen, die Verbreitung verdienen und durch charakteristische Behandlung des Gegenstandes sich auszeichnen. Ein sorgfältig ausgeführtes Bild des großen Reformators bietet Wilhelm Rein in seinem Buche: **Das Leben Doktor Martin Luthers**, dem deutschen Volk erzählt, welches in Georg Reichardts Verlag in Leipzig sehr hübsch ausgestattet erschienen ist. Die Persönlichkeit Luthers tritt in ihrer naiv-kernhaften Weise ungemein anschaulich vor die Seele des Lesers, und indem wir dem großen Manne durch Reins Schilderung besonders nahe treten, fesseln uns seine Schicksale derart, daß wir ihn gleichsam auf dem ganzen Lebenswege begleiten und auf diese Art die Geschichte der Reformation von seinem Standpunkte aus betrachten. Die Gestalt des starken Geisteshelden steht hier in plastischer Deutlichkeit vor dem inneren Blicke, während in dem Buche: **Martin Luther** von Karl Burk (Stuttgart, Karl Krabbe) auf die Wirksamkeit desselben der Schwerpunkt gelegt und das innere Leben stärker betont ist. Hier sind schon größere Anforderungen an den Leser gestellt; es bedarf eines besonderen Eingehens auf religiöse Fragen, um dann aber auch viele Freude an dem Werke zu finden. — Gleichfalls als ein Volksbuch zum Lutherfeste erschien in Rostock bei Karl Hinstorff: **Doktor Martin Luther** von M. Baumgarten, ein Buch, in welchem der Verfasser getreu nach den Quellen das Leben und Wirken des Reformators darstellt und in einem wohlgemeinten Schlußworte über das Lutherfest auch die deutschen Katholiken darauf verweist, daß Luther unter allen Umständen eine hohe Größe unserer Nation ist. Auch die gegenwärtige kirchenpolitische Krisis und die litterarischen Kämpfe zwischen Janssen und Köstlin über die Bedeutung der Reformation haben dem Verfasser bei seiner Arbeit vorgeschwebt, denn er weist wiederholt auf die Wirkung hin, welche auch für unsere Tage das machtvolle Streben Luthers gewinnt. Jedes der genannten Bücher ist mit einem Porträt geziert.



Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Die Pfeifer vom Dusenbach.

Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

Wilhelm Jensen.

II.

Der Tag, an dem der Zufall Guy nach Rappoltsweiler gebracht hatte, war seit Vorväterzeit der denkwürdigste, wichtigste und geräuschvollste des Jahres in der sonst um vieles stilleren Stadt, denn am Achten des Septembermonds versammelte sich innerhalb ihrer Mauern allemal die „Bruderschaft der Pfeifer", die jedoch nicht allein auf der Flöte bliesen, sondern alle fahrenden Musikanten, seßhaften und wandernden Spielleute, „sie seien Pfeifer, Trummelschläger, Geiger, Zinkenbläser oder was sunst die sunsten für Spiel und Kurzweil treiben können." So kamen sie am Tage Mariä Geburt aus dem ganzen Elsaß, vom Hauenstein bei Basel im Süden bis nordwärts an den Hagenauer Forst zum „Pfeifertag" in Rappoltsweiler herzugeströmt, eine festgeschlossene und geordnete Gilde, gleich den Bruderschaften der Schäfer, Ziegler und Keßler, die ebenfalls einen Schutz- und Trutzverband bildeten, wie da und dort im Reiche selbst die Bettler und Gauner zu Genossenschaften vereinigt waren. Jede derselben besaß schon aus grauen Tagen des Mittelalters einen Schirmherrn und obersten Gebieter, dem sie Zins entrichteten, der ihre Rechte und Pflichten feststellte und in besonderen Fällen als höchster Gerichtsherr Entscheidung und Urteil über sie verhängte. So waren die Keßler den Herren von Rathsamhausen im Niederelsaß unterthan, welche danach den Namen der „Könige der Kesselflicker" trugen, die Bruderschaft der Pfeifer dagegen von alters den reichmächtigen Grafen von Rappoltstein, deren Schloßburgen seit Jahrhunderten auf die ihnen zugehörige Stadt Rappoltsweiler herabblickten. Deshalb fand in dieser der jährliche Pfeifertag unter dem Vorsitz des Schutz- und Oberherrn der Gilde statt, und es durfte bei erheblicher Strafe kein Mitglied von demselben fern bleiben, wenn es nicht mit gutem Zeugnis erwiesen, daß es „durch Leibs oder Herren Noth" verhalten worden sei. Selten ereignete es sich

auch, daß ein „Bruder“ zu der großen Zusammenkunft nicht eintraf, denn eine fröhlicher ausgelassene „Kilbe“ war rhein-auf und -ab nicht zu finden als am Pfeifertag in Rappoltsweiler, und wer nicht kam, vermochte obendrein seinen „Jahreszettel“ nicht zu lösen, der allein ihn zur Ausübung seines Spielgewerbes in elsässischen Landen befugte.

Noch ein Grund gesellte sich indes für die Wahl des Ortes hinzu. Einstmals hatte schon der Sachsenspiegel den „Spielmann“ gleich dem fahrenden Volk der Storger und Gaukler als rechtlos bezeichnet, da ihr Thun und Treiben für ein unehrbares galt, und die Kirche hatte sie sämtlich von ihren Gnadenmitteln und Sakramenten ausgeschlossen. Dann war es der Bruderschaft der Pfeifer nach langer vergeblicher Mühsal endlich gelungen, vom Bischof zu Basel das Recht zu gewinnen, „daß man ihnen das heilige Sakrament geben solle als anderen Christenleuten ungehindert ihres Pfeifens“; doch sollten sie sich vierzehn Tage vor und nach dem Genuß desselben der Ausübung ihrer scurrilium operum enthalten. Da hatten sie ihre Genossenschaft zum Danke der Jungfrau Maria geweiht, und es war seitdem Gebot für jeglichen, daß er „zur Ehre der reinen Mutter Gottes ihr Bildnis auf der Brust trage, es soll ein halb Unz fein Silber haben“; sollt auch nicht ihr zur Schande einem ungläubigen Juden die Brautlost spielen, „derselbe zahle denn dem Spielmann einen Goldgulden für den Säckel der Bruderschaft.“ Weit und breit zwischen den Gebirgswällen des Schwarzwaldes und Wasgenwaldes am Rheinstrom entlang fand sich aber kein kostbareres Heiligtum der Gottesmutter als bei Rappoltsweiler. Das war das wunderthätige Marienbild, welches vor manchen Jahrhunderten ein Vorfahr der rappoltsteinischen Grafen von einem Kreuzzuge aus der Kaiserstadt Byzanz oder Konstantinopolis mitgebracht und für dasselbe in der Felsschlucht des Dusenbaches unterhalb der Burg Hochrappoltstein eine prachtvolle Kapelle erbaut hatte. Danach hieß das Madonnenbildnis „Unsere liebe Frau von Dusenbach“, ward von allen Bewohnern des Elsaß, auch denen, welche niemals das Glück gehabt, es mit Augen zu gewahren, als höchster Gnadenausfluß des Himmels inbrünstig verehrt und war seit Menschengedenken die hochherrliche Schutzpatronin der Pfeiferbruderschaft geworden. Ihr brachte diese bei der Zusammenkunft in Rappoltsweiler zuerst unter feierlicher Meßabhaltung ihre Ehrfurcht dar, noch bevor sie ihrem irdischen Schirmherrn nach der Vorschrift „die Huld machte“. Unter dem letzteren, als Haupt der Gilde, von ihr erwählt und dem Grafen von Rappoltstein bestätigt, stand aber der „Pfeiferkönig“, dessen Amt und Würde das „Ambacht des Königrichs varender Lüte“ benannt wurde. Er übte im Namen des Grafen alle Rechte desselben, wie die großen Lehensfürsten des Reiches aus der Vollmacht des Kaisers, saß als Präses am Pfeifertag und am Pfeifergericht; neben ihm tagten die „Meister“ und „Zwölfer“ nur als Rechtsbeisitzer mit beratender Stimme. Er entschied über Aufnahme in die Genossenschaft und verhängte als höchste Strafe Ausstoßung aus ihr; wen er wegen geringerer Übertretung der Satzungen schuldig befand, den rügte er „um Geld und Wachs“, das der Verurteilte zu Kerzen in die Kapelle unserer lieben Frau zu Dusenbach entrichten mußte. So herrschte er in den gemeinen Angelegenheiten der Zunft fast unumschränkt und nahm jedem „Bruder“ beim Eintritt einen „gestabten Eid“ ab, „dem König und der Bruderschaft hold und gewärtig zu sein“. Besoldet ward er für seine hohe Ehrenstellung und mannigfaltigen Pflichten nicht, doch floß ihm allerhand nicht unerhebliche Vergünstigung zu. Er empfing Reise- und Zehrgelder, auch Leistungen an Kornfrucht wie sonstigen Nährmitteln und war am Pfeifertog mit zweien seiner Gesellen frei von der Irte, das hieß, von dem gleichen Beitrag der Brüder für Speise und Trank bei dem allgemeinen Festbankett. Alles das ließ wohl nach dem Königtum als der höchsten

Ehrenstellung gelüsten, wenn ihre Macht und Hoheit in Wirklichkeit auch kaum mehr als an einem Tage des Jahres zur Geltung kam. Denn nach dem achten September zog jeder wieder durch Sommersonne und Regen, Herbstwind und Winterschnee seines Weges in Stadt und Land, wohin Vorteil und Neigung, Lust und Leid, Brautlost und Leichenschmaus ihn lockten, gesellt oder allein, wandernd, klingend und singend in die Weite.

Und so war's heut Pfeifertag in Rappoltsweiler. Doch hatte die eigentliche Festlichkeit noch nicht ihren Anfang genommen, sondern nur ein Teil der Bruderschaft hielt, um den Jubel der Stadtbevölkerung und der von allen Seiten zusammengeströmten Landbewohner zu erwecken, einen possenhaft musizierenden Umzug durch die Gassen, dem Guy Loder, körperlich wie geistig mitgerissen, nachfolgte. Er dachte an nichts mehr als an das wundersame bunte Getümmel, in das er wie in eine andere Welt aus der Stille und Gleichmäßigkeit des Hochgebirges hineingeraten war, öffnete nur die Augen so weit als möglich, um zu sehen, und spannte die Ohren, um zu hören. Nun hatte der lustig schweifende Schwarm sich durch die lange, gewundene Hauptstraße hinab wieder der unteren Stadt zugewandt, traf dort auf noch andere zuwartende Gruppen der Genossenschaft und reihte sich nach einiger Weile vor einem mit Holzschnitzwerk und zwei buntfarbigen, pausbäckigen Engeln verzierten Hause zu geordneten Gliedern auf. Das Gebäude war schon seit manchen Geschlechtern die Pfeiferherberge; aus ihrer Thür traten jetzt unter wirbelndem Gedröhn die „Stadttrummenschläger“ hervor, und hinter ihnen schritt hocherhobenen Hauptes Herr Gosfried Dürrschnabel, derzeit König der Pfeifer im elsässischen Land. Ziemlich bejahrt schon und wohlbeleibt, sah er zwischen schmalgeschlitzten Lidern aus zwei kleinen beweglich-vergnüglichen Augensternen äußerst zufrieden in den sonnigen Tag, auf die Gesichter umher und nicht am wenigsten an seiner eigenen stämmigen Leibesbeschaffenheit herab; wenn sein Blick die letztere überstreifte, ging's von ihr allemal mit einem Ruck nach oben, um ihrer angeborenen Kürze wenn nicht höheres Maß, doch eine imposante Würde zu verleihen, und sein triumphierend wieder aufgehobener Blick sprach das Vollbewußtsein aus, diesen Zweck in nachdrücklichster Weise erreicht zu haben. Seines musikalischen Betriebes war er Zinkenbläser, doch nicht gewöhnlicher Art, sondern er versah mit seinem Instrument den Kirchendienst in der Stadt Rufach unter dem hohen Belchenberg, blies dort morgens und abends den Choral vom Turm zur Mahnung für die christliche Einwohnerschaft herab und half auch bei festlichen Anlässen in den Nachbarorten bereitwillig zur gleichen Feierstimmung der freudvoll oder leidvoll vom Tagesgang betroffenen Gemüter. Als Zeichen seines Kunstgewerbes trug er an dicker Silberschnur über dem dunkelroten Königsmantel einen zierlich gearbeiteten Kornettino, eine kleine Zinke, wie sie in verbesserter Art vor kurzem aus Italien, dem Heimatland des Spiels und Gesanges, über die Berge auch nach Deutschland gekommen war; seinen Kopf bedeckte ein gezackter, kronenreifähnlicher Aufputz aus verschiedenfarbig blinkendem Metall, in der Hand hielt er als Scepter einen mit silbernen Streifen umringelten Ebenholzstab. Scheu staunend haftete Guy Loders Auge auf ihm, wie er nun in seiner königlichen Pracht, Macht und Ehrenbefugnis an die Spitze der aufgereihten Heeressäule trat, als sein nächstes Gefolge die Meister, der Schultheiß, der Fähndrich mit dem riesigen Pfeiferbanner und der Weibel sich hinter ihm ordneten, auf seinen Handwink die mächtige Fahne sich zu schwenken anhob, die Trommeln prasselnd aufwirbelten und alle Flöten, Pfeifen, Geigen, Zinken, Hörner, Dudelsäcke, Schalmeien und zahllosen sonstigen Aufspielweisen sich zugleich mit dem Zuge wieder in Bewegung setzten. Rosenkokarden, Bänder und Federn nickten, flimmerten und flatterten von den Hüten, Bilder auf bemalten Stangen getragen, bunte Fähn-

chen, Messingsonnen, Halbmonde und Sterne überglitzerten den klingenden Zug, jauchzend drängte ein unermeßliches Geleite von Männern und Weibern, Dirnen und Buben an den Seiten und hinterdrein. Aufwärts ging's durch die enge Gasse, geradeswegs den im Sonnengefunkel herableuchtenden Schloßburgen entgegen; allein Guy Loder schlug jetzt den Blick nicht zu diesen auf, gedachte seiner alten Vertrautheit mit ihnen nicht. Weiter drückte er sich mit durch das gewaltige Quaderturmthor, das ihm in der Morgenfrühe den Eingang zur Stadt aufgethan, schäumend rauschten die weißen Wasser des Strengbaches wider ihn an, die ihm zur Nacht auf der fremden, dunklen Lagerstatt sein Schlaflied gesungen, doch er sah und hörte nichts von den gewöhnlichen Dingen der Erde und des Himmels, achtete nicht, daß er des Weges wieder zurückgelangte, der ihn vor etlichen Stunden gebracht. Freilich nur eine Strecke lang, ein Viertelstündchen vielleicht, da bog das weitstrahlende Banner an der Spitze von der Straße gen Markirch um eine machtvolle, graurote Felsenwand rechtshin ab, und der Zug wand sich in eine enge Waldschlucht hinein, zwischen deren breitästigen Baumwipfeln das wilder zerfurchte und schwärzlicher werdende Gestein drohend herabhing. Leicht aufwärts hob sich noch eine Weile der geröllbedeckte Pfad, ein munterer Quell tönte hellstimmig mit plätschernden Sprüngen über uraltes Wurzelgeflecht und vermoostes Geblöck, dann sperrte plötzlich in der tiefen Stille des Laubdunkels hochaufsteigendes Gemäuer mit edel gewölbten Fensterbogen, aus denen goldrotes Geleucht von Kerzenflammen hervorglühte, die Mitte der schmalen Thalkluft. Steingehauene Heiligenbildnisse hielten vor einem weitgeöffneten, blumengeschmückten Portal Wacht, und ein Priester in weißer Hochamtskleidung stand, die Hände zum Segen erhebend, davor, daß alle Stimmen und Spielinstrumente verstummten und die Ankömmlinge mit niedergesenkten Köpfen sich lautlos auf die Kniee beugten. Das war die hochheiligste Wohnstatt unserer lieben Frau von Dusenbach.

Nach einem kurzen Anhalt zogen alsdann die Pfeifer zur Messe in die weitgeräumige Waldkapelle hinein, und Guy suchte, ganz nur von dem Trachten erfüllt, bei ihnen zu bleiben, mit durch die Thür zu schlüpfen. Aber das Auge eines Thorhüters musterte ihn, und den Arm hebend, sagte er lachend: „Schaust zwar halbwegs aus wie ein Lamm Gotts, Bürschlein, bist aber doch nur ein weltlich Schaf, das heut nicht mit hierherein gehört,“ und die kräftige Hand schob ihn aussichtslos vom Eingang zurück. Betroffen stand der Abgewiesene im Gewühl, doch findigen Sinns schaute er gleich danach rasch um sich her, denn ihm war's unzweifelhaft, daß er um jeden Preis sehen müsse, was drinnen geschähe. Sein Blick fiel auf einen alten Ahornbaum, der mächtiges Astwerk bis über das Dach der Kapelle emporkrümmte, und im nächsten Augenblick flog er, wie ein Luchs kletternd, an dem rissigen Stamm in die Höhe, schlüpfte furchtlos-behend durch das raschelnde Laub und hockte sich, umspähend, auf einen vorspringenden äußersten Astarm, der unter der ungewohnten Last schwankend auf und nieder wippte. Aber von dort vermochte er durch ein offenes Fenster gerad in den ganzen Kirchenraum hinunterzublicken, den ein wundersam geheimnisvolles Licht erfüllte. Dasselbe war vielartigsten Ursprungs; wohl zwanzig auf dem Altar brennende hohe und dicke Wachskerzen strahlten es aus, doch zugleich kam es von draußen durch die Bogenfenster der anderen Seite, auf welche die helle Vormittagssonne fiel. Die Öffnungen dort waren indes mit einer seltenen Kostbarkeit der Zeit, mit farbenreich bemalten Glasscheiben, geschlossen, und aus diesen brach ein Glanzgeleucht und Geloder von goldigen, himmelblauen und roten, wie brennenden Gewändern der Bildgestalten auf den Fenstern über die Gesichter der drinnen Versammelten herein. Dann mischte als drittes sich noch ein grünes Licht des Laubwerks, aus dem er selbst hinabschaute, dazu, und das alles

rann und rieselte, flimmerte und glimmerte durcheinander, daß ihm vor dem fremden, märchenhaften Wunder fast die Sinne vergingen. Er sah den Priester die Messe am Altar celebrieren, von dem aus einer vergoldeten Nische das heilige, wunderthätige Madonnenbild niederblickte, lebensgroß aus Holz geschnitzt, mit sonnenlichtem Haar und einem überaus freundlichen Lächeln der Lippen als Pietas über den toten Leib ihres Sohnes gebückt, dessen dornengekröntes, blutendes Haupt sie mit zarter weißer Hand gestützt hielt. Reiche, fast blendende Gewandung aus Gold- und Silberstoffen, von kostbaren bunten Edelsteinen besetzt, floß an ihr herab, ein Kranz gelber Rosen deckte zu Ehren des festlichen Tages ihren Scheitel. Mit andächtigen Mienen standen die Pfeifer, vor ihnen der rotstrahlende Königsmantel, auf dem Steinflur der Kapelle, nur unter den farbenprächtigen Glasscheiben erhob sich an der Wand ein breites, überdachtes Eichenholzgestühl, auf dessen kunstvoll ausgeschnitzten Bänken sich eine Dame und zwei Herren von vornehmem Aussehen zurücklehnten. Der eine, in blauem Sammetgewand, mit einem Reiherfederbarett in der Hand, nahm den mittleren Platz ein; seine edelgestalteten, schon von höherem Lebensalter redenden Gesichtszüge hielten sich wohlwollenden Ausdrucks der gottesdienstlichen Handlung des Priesters zugewandt. Die Dame neben ihm mochte ein Jahrzehnt weniger zählen, ihre Erscheinung und Kleidung kennzeichneten sie als eine vornehme Edelfrau, etwas mehr selbstbewußter Stolz prägte sich manchmal in einem leichten Zug von Geringschätzung aus, mit dem ihr Blick über die Köpfe der Pfeiferbruderschaft hinstreifte. Der Herr auf der anderen Seite erschien völlig verschieden an Tracht, Gesichtsbildung und Miene. Auch er war unverkennbar edler Abkunft, denn er trug schwere ritterliche Eisenrüstung, die bei jeder Bewegung um ihn klirrte, seinen Kopf deckte ein schwarzüberbuschter Helm. So nahm man außer der Kräftigkeit seiner hochschlanken Gestalt nichts weiter von ihm gewahr als den geringen Teil des vom aufgeschlagenen Visier freigelassenen Antlitzes. Dies war nicht unschön und wies noch auf kraftvolles Mannesalter, aber es stach farblos von dem dunklen Spitzbart ab, und ein herber, beinahe finsterer Einschnitt preßte die Lippen über demselben festgeschlossen zusammen. Man konnte dem Gesicht nicht ablesen, ob es auf den Vorgang in der Kirche merke oder nicht, unbeweglich blickte es mit reglosen Augen vor sich hinaus und wäre Guy Loder kaum als ein lebender Mensch, sondern wie eine der ausgehauenen Steingestalten vorgekommen, wenn nicht ab und zu den Panzer und die Armschienen eine Lichtspiegelung glimmernd überlaufen und einen leisen Ruck der Glieder unter ihnen gedeutet hätte.

Außer diesen drei Personen befand sich auf dem geschnitzten Wandsitz nur noch ein Kind, von welchem Guy anfänglich allein ein Stückchen der linken Kopfseite erblicken und die Wahrnehmung machen konnte, daß die Farbe des daran herabfallenden Haares sich genau so sonnenlicht von dem dunklen Holzgrunde abhob wie dasjenige des Madonnenbildes über dem Altar. Dann veränderte der Kopf etwas seine Stellung, der Körper darunter bog sich, voll zum Vorschein kommend, nach, und es war ein etwa zehnjähriges Mädchen in hellglänzender, kostbarer Kleidung und von solch anmutreicher Schönheit alles dessen, was ihrem Antlitz und ihrer Gestalt angehörte, daß Guy Loder sie kaum für ein Menschenkind und irdisches Wesen zu halten vermochte. Dazu kam, daß nicht nur ihr feines, wie Goldfäden um die Stirn aufgesponnenes Gelock, sondern auch die Lieblichkeit ihrer Züge dem holdseligen Gesichtsausdruck unserer lieben Frau von Dusenbach gar gleichgeartet ähnelte, nur lag um die roten Lippen kein Zug des Leides und der Bekümmernis, vielmehr der eines Kindes, das noch niemals von Schmerz, Not und Sorge in der Welt erfahren. Offenbar nahm die Kleine nicht viel Anteil an dem, was in der Kapelle geschah, sondern fand die Sache

im Grunde recht lang und langweilig, denn sie wandte das Köpfchen suchend bald hier- bald dorthin und drehte es mit sichtlicher Enttäuschung, nichts als schon bekannte Dinge gefunden zu haben, wieder zurück. Zuletzt schlug sie bei dem Umhergehen ihres Blickes einmal zwei edelsteinartig leuchtende Augen in die Richtung des Fensters empor, durch welches das grüne Ahornlaub hereinnickte, und eine kurze Weile blieben ihre Lider, sich groß verwundert erweiternd, mit den Sternen darunter auf dem Blättergewirr haften. Aber dann flog ihr plötzlich ein hellstimmiges Lachen vom Mund, daß die Köpfe der andächtigen Zuhörer erstaunt-unwillig herumfuhren, und sie rief laut: „Ein Schaf — ein Schaf auf dem Baum!"

Weiter vernahm Guy Loder nichts, denn es zuckte ihm mit heißem Schreck durch alle Glieder, daß sie seinen zottigen Flaus zwischen dem Laub gesehen, ihr Ausruf ihm gegolten und er dergestalt die Schuld an der Störung der kirchlichen Handlung getragen habe. Unwillkürlich ließen seine Hände den Ast fahren, er verlor das Gleichgewicht und glitt hinterrücks herab, doch im Fall klammerten die Finger sich mit haschendem Naturtrieb an anderem Gezweig fest, das zwar knackend und brechend ihm keinen Halt gewährte, aber doch den Sturz milderte, so daß er unversehrt auf den Boden herunterkollerte. Einen Augenblick blieb er, mehr noch von dem ersten Schreck als von dem Aufstoß betäubt, dort liegen, einige Gesichter der wartenden Volksmenge vor der Kirche drehten sich flüchtig nach dem sonderbar durch das Baumlaub herabkommenden Geraschel, doch ehe sie den Ursprung desselben deutlich zu erkennen vermocht, hatte der Knabe sich hurtig aufgerafft und flüchtete mit großen, tollkühnen Sprüngen in das Felszackengewirr dicht hinter und über der Kapelle empor. Dort verbarg er sich in dichtem Buschwerk, scheu und beschämt, denn ihm war's, als ob alle Augen nach dem Urheber der stattgefundenen Ungebühr suchen müßten, und zugleich erging es ihm wie dem erkenntnisbetroffenen, anfänglichen Bewohner des Paradieses, daß er zum erstenmal im Leben ein Schamgefühl über seine Bekleidung empfand, die ihm derartige Ähnlichkeit mit einem Tier verliehen hatte. Er sah auch oder achtete zum erstenmal darauf, daß sein weißer Fellrock überall zu kurz sei, und zog und zerrte vergeblich daran, die Arme und Beine kamen immer gleicherweise in ihrer sonnenbraunen Farbe draus hervor. So hockte er trübselig und mit bitterlichem Denken darüber, warum es so sei, in seinem Versteck, bis endlich doch der Drang der Schaulust wieder zu übermächtig in ihm wurde und er behutsam an den Rand des Gesträuches vorkroch, von wo er, selbst ungesehen, die weiteren Festlichkeiten des Pfeifertages überschauen konnte.

Der vornehme Herr in dem blauen Sammetgewand, den Guy drunten vor sich erblickt gehabt, war aber der Graf Schmaßmann von Rappoltstein, der Schirm- und Lehensherr der Bruderschaft, gewesen, der sich heute besonders gnädig gesinnt erwiesen, daß er nicht darauf gewartet, bis diese ihm auf seiner Burg „die Huld mache", sondern mit seiner Gemahlin schon zur Messe in die Dusenbachkapelle herabgekommen. Und weiter noch hatte er freigebig die Kosten für das Festmahl aus seinem Säckel bestritten und angeordnet, daß selbiges an der nämlichen Stelle in der Waldschlucht gerüstet werden solle. Damit waren zahlreiche Köche und Diener eifrigst beschäftigt, und mittlerweile ward jetzt unter dem Vorsitz des Grafen im Schatten einer weiten, mächtigen Baumrunde das Pfeifergericht abgehalten, bei dem Gosfried Dürrschnabel, der König, zur vollen Befriedigung des Oberherrn und unter allseitiger Beipflichtung in etlichen strittigen Fällen und Klagsachen Urteil und Recht fand. Es gab indes heut nicht sonderlich vieles noch wichtiges zu erledigen, so daß, als Guy Loder sich aus seinem Schlupfwinkel wieder herauswagte, die Gerichtstagung bereits ihrem Ende zuschritt und eine neue, fröhlichere Pflichtobliegenheit ihren Beginn nahm.

Auch die Gräfin Odilia ließ sich jetzt auf dem freien Platz neben ihrem erlauchten Gemahl in einen Sessel nieder, und zur anderen Seite setzte sich ihr der eisengepanzerte Ritter, sein langes Schwert zwischen den Knieen auf den Boden stemmend und die Hände, unbeweglich wie zuvor in der Kirche, über dem Gefäßgriff zusammenkreuzend. Das war Herr Vertulf von Egisheim, auf der Geiersburg dem Grafen von Rappoltstein benachbart, doch blickte seine Stammburg weiter rheinauf zwischen den Städten Kolmar und Rufach mit drei hohen Türmen auf das Städtchen Egisheim herunter. Sein Ursprung leitete von uraltem Geschlecht her, dem selbst kaiserliches Blut zugesellt worden, denn einer seiner Ahnherren im Beginn des elften Jahrhunderts war ein Geschwisterkind Kaiser Konrads des Saliers, Graf des Nordgaus im Elsaß und Vater des römischen Papstes Leos IX. gewesen. Der Gang der Zeiten hatte jedoch Ansehen, Macht und Reichtum seines Hauses, als dessen letzter er dastand, allgemach verringert, so daß sein ehmals gewaltiges Bergschloß über Egisheim halb zerfallen und verwildert lag und er die Giersburg von dem rappoltsteinischen Grafen zum Lehen besaß. Darauf hauste er einsam, ohne Weib und Kind, und mochte wohl in diesem Gefühl und dem Gedanken an den unrühmlichen Niedergang seines edlen Geschlechtes mißmutig und finster dreinschauen. Nur selten gewahrte man ihn sonst außerhalb der unzugänglichen Mauern seines trotzigen Felsenhorstes, heut jedoch hatte er der Einladung seines Nachbars Folge geleistet, aber wider eigenen Trieb und Lust, wie es schien, denn man sah ihm an, das Verweilen unter den „fahrenden Leuten“ und der fröhlichen Volksmenge umher bereitete ihm kein Vergnügen.

Nun begann nach alljährlichem Brauch vor den anwesenden vornehmen Gästen und dem Pfeiferkönig der Wettkampf einer Anzahl von Mitgliedern der Bruderschaft, die sich gemeldet, mit ihren verschiedenen Spielinstrumenten um den Preis miteinander streiten zu wollen. Es war ein Dutzend kühnblickender Bewerber, junge und schon weißlich an Schläfen und Wangen überreifte; auf der Geige und Laute, der Zinke und dem Waldhorn übten sie ihre Weise und begleiteten dieselbe mit dem Gesang eines Liedes, wie es im Volksmund auf Straßen und Wegen umflog, oder kurzer selbstgedichteter Reime. Manches klang verwunderlich und reizte beinahe zu spaßhaftem Auflachen, anderes bot artig-gefälligen Ton und Text und erntete Beifall. Als letzter trat ein jugendlicher Gesell von schlankem Wuchs mit einer Querpfeife vor; das braune Haar nickte ihm hübsch und glänzend über die Stirn, und seine Augen blickten schalkhaft-frohgemut und offenen Blicks darunter auf. So wie sie dreinschauten, spielte und sang er auch, nach höflich-behender Verneigung im Umkreis, ein ernsthaft-heiteres Lied zu Ehren der unvergleichlichen Lieblichkeit und Hoheit unserer lieben Frau von Dusenbach. Sehr klug hatte er für den Ort und Anlaß Wort und Weise gewählt, aber gar anmutig bewegend und erfreuend tönte die Ausführung unter dem schattenden Laubdomgewölbe bis zu Guy Loders gespannt aufhorchendem Ohr hinauf, daß kaum Zweifel bleiben konnte, wer sich beim heutigen Wettstreit den Obsieg errungen. Kurz auch nur neigte der Pfeiferkönig sich in würdevoller Haltung zu leisem Flüstern an das Ohr des Grafen, der sogleich zustimmend nickte, dann verkündete Gosfried Dürrschnabel laut und weithin vernehmlich, der Bruder Velten Stacher habe bei der Wettbewerbung den Preis davongetragen, und auf einen Handwink des Lehensherrn nahte dieser heran. Mit unverrückten, traumhaft glänzenden Augen aber sah Guy aus seiner Verborgenheit herab, denn hinter einem der breiten Baumstämme trat das kleine, vornehm gewandete Mädchen hervor, dessen plötzlicher Ausruf in der Kirche ihn gefahrdrohend von dem Ast auf den harten Boden zu Fall gebracht hatte. In beiden Händen hielt sie den gelben Rosenkranz vom Haupt des Ma-

donnenbildes und glich diesem fast noch mehr als zuvor; es war, als leuchte ein Sonnenstrahl auf ihren Scheitel und werfe von ihm goldene Lichter durch den tiefen Schatten der Baumrunde. Nun ließ Velten Stacher, der junge glückliche Sieger, sich mit leichter, natürlicher Anmut vor ihr auf die Kniee nieder, halb ernsthaftgewichtig, halb schelmisch lächelnd legte sie ihm den duftenden Ehrenkranz auf die vorgeneigte Stirn, drückte schalkhaft die kleine Hand noch einmal fest darauf, daß die Rosenkelche ihm bis über die Augen herunternickten, und unter glückwünschendem Zurufen, Grüßen und Lachen von tausend Stimmen hob er sich empor und blickte fröhlich stolz umher.

An vielen langen, aus Brettern aufgeschlagenen Tischen stand jetzt auch die Festmahlzeit gerüstet, und die Freigebigkeit des Herrn Grafen beschränkte sich nicht auf reichliche Bewirtung der Bruderschaft allein, sondern es war für solchen Überfluß an Speisen und Trank gesorgt, daß auch jeder der Zuschauer umher, alt und jung, Mann und Weib, Hunger und Durst zu stillen vermochte. Niemandem wurde das Zugreifen nach Lust verwehrt, und ein vergnügliches Schmausen und Trinken erfüllte den Raum um die Kapelle, doch mußte die Volksmenge sich an süßem Malzbier genügen, während für die Pfeifer trefflicher Rappoltsweiler Traubensaft, sowohl roter als weißer, aus zwei gewaltigen Fässern verzapft ward. Ein besonderer Tisch war nach vornehmerem Brauch zu oberst für die adeligen Herrschaften gedeckt, daran nahmen außer diesen nur der geistliche Herr, der Pfeiferkönig und der heutige junge Sieger im friedlichen Tonwettstreit Anteil. In den Goldhöhlen der kostbaren Becher blinkte dort noch edlere Auslese des starken elsässischen Weines, und Velten Stacher besonders ließ sich nicht mahnen, derselben nach Würdigkeit Ehre anzuthun. Er zeigte sich als ein liebenswürdiger Tischgesell, trotz seiner geringen Herkunft von angeborener Schicklichkeit des Behabens; bescheiden und doch sonder alle Schüchternheit sprudelte ihm fröhlicher Jugendsinn von den Lippen. Seinen Becher hebend, gab er in artig gesetztem Trinkspruch dem Dank Ausdruck, der ihn insonders, doch nicht minder all seine Genossen für das gräfliche Haus erfülle; als er geendet, brauste hundertstimmige freudige Beipflichtung darein, und mit dem Vorschreiten der Zeit mehrte sich der laute Jubel ringsum an den Tischen. Eine Weile hatte Guy Loder der emsigen Geschäftigkeit daran von oben begehrlich zugeschaut, denn ein grimmig knurrender Hunger in ihm mahnte ihn gar ungestüm, daß er seit dem vorigen Abend nichts über seine Zähne gebracht. Stärker und stärker trieb's ihn, daß er zuletzt unvermerkt herabschlüpfte und zaghaft an den äußersten Rand des großen, luftigen Speisesaales unter dem wechselnd grünen und blauen Deckengewölbe mit herankam. Niemand gab auf ihn acht und dachte darüber, ob er dahingehöre oder nicht; doch wie er sich zaudernd an der leeren Ecke einer Bank niederließ, ward sogleich ein gefüllter Krug und ein Holzteller mit gebratenem Fleisch vor ihn hingesetzt, und es konnte kein Zweifel obwalten, daß sie für seinen Hunger und Durst bestimmt seien. So griff er mit dem sauberen weißen Eschenlöffel tüchtig drein; selbst an den höchsten Festtagen des Jahres war ihm droben in Altweier noch niemals ein so schmackhaftes Mahl aufgetischt worden. Beim Essen aber hielt er die Augen unverwandt nach der gräflichen Tafel hinübergerichtet, wo der junge Spielmann neben dem kleinen Mädchen saß, das ihm den Siegeskranz auf die Stirn gedrückt. Zum erstenmal im Leben beneidete er einen Menschen, denn es fiel ihm unmöglich, sich etwas Köstlicheres auf Erden vorzustellen, als so, wie jener vorhin, vor seiner goldlockigen Nachbarin niederknieen zu dürfen, den Ehrenpreis aus ihren Händen zu empfangen und nun dort neben ihr zu sitzen, den Kopf zu ihr hinzuneigen und ohne Scheu auf ihr Fragen und Lachen zu erwidern.

So waren die Mittagsstunden des

Tages vergangen, und allgemach fiel von Westen her die Sonne schräger in das enge Dusenbachthal herein. Ihr rötlicher verändertes Glanzgeleucht weckte den Knaben nach und nach aus der taumelnden Gedankenbetäubung, die ihn seit der Morgenfrühe willenlos herumgeführt; die Zeit mußte herankommen, wo die Schlösser auf dem Berge über ihm im letzten Goldlicht geheimnisvoll zu glühen und zu winken begannen. Er besann sich, daß sie es gewesen, die ihn in der Mondnacht hierher herabgezogen, die alte Sehnsucht nach ihnen klopfte in seinem Herzen auf und lenkte ihm den Fuß aus dem bunten Menschengetümmel in der mutmaßlichen Richtung gegen jene bergan. Auf schmalem, gekrümmtem Pfad ging es empor, nach wenig Minuten bereits schlossen die Felswände sich hinter ihm zusammen, und noch mehr verengte Waldschlucht umgab ihn. Doch warf auch in diese noch da und dort die Sonne einen verirrten Strahl, der auf unbewegten Blättern spielte, rotbraunes Kiefergeäst feurig und seltsam überlief und hin und wieder kleine Lichtfunken bis auf den Boden herunterstreute. Alles aber war reglos und still in märchenhaftem Gegensatz zu dem noch von drüben herüberhallenden Stimmengelärm, nur der Quell plätscherte leistönig von Stein zu Stein. Eilfertiger stieg Guy Loder an ihm aufwärts, plötzlich indes hielt er den Schritt und sah fast erschreckt stumm vor sich, denn kaum ein halbes Dutzend Schritte von ihm entfernt kniete das kleine Mädchen, das den Siegeskranz ausgeteilt hatte, am Rand des Wassers und beschäftigte sich eifrig damit, aus demselben abgerundete, hellblinkende Steinchen heraufzuholen. Sie hatte den rechten Ärmel ihres Kleides bis zur Schulter in die Höhe gestreift, und eine Anzahl hübsch abgeschliffener Kiesel lag neben ihr im Moos; nun hob sie den Kopf und zog zugleich den niedergetauchten Arm herauf, daß die Tropfen glimmernd von der zarten, rosigen Haut rieselten. Kurz blickten ihre im Grün des Walddickichts noch sternartiger glänzenden Augen dem Ankömmling ins Gesicht, dann lachte sie vergnügt: „Bist du das Schaf vom Baum?"

Er antwortete nur mit einem unverständlich stotternden Laut, sie fügte gleich drein: „Es ist so langweilig drunten, komm, hilf mir fischen!" und sie zeigte auf ihre Ausbeute aus den kleinen, stillen Vertiefungen des Quells. Sein Kopf glühte dunkelrot auf, und er folgte ohne Antwort ihrem Geheiß; ihm war, als könne er die Zunge nicht bewegen, sei auf einmal stumm geworden und habe weder Laute noch Gedanken. Tonlos streckte er die Hand ins Wasser hinunter; nun lachte sie wieder: „Du hast's gut und brauchst deinen Ärmel nicht aufzustreifen. Warum trägst du kein Wams wie andere? Bist du arm und hast keins? So darfst du nicht zu uns aufs Schloß."

Ja, warum hatte er keinen anderen Rock wie alle, die er drunten gesehen? Bitterlicher als zuvor überfiel ihn die Empfindung und zog seine Lippen zu einem kummervollen Ausdruck zusammen. Das nahmen ihre schönen, klugen Kinderaugen wahr, deuteten es jedoch offenbar anders, denn sie fuhr rasch und freundlich-bedauerlich fort:

„O — ich dachte nicht mehr dran — du bist ja von dem Baum heruntergefallen! Hast du dir weh dabei gethan? Das thut mir leid."

Es that ihm unsäglich wohl, daß ein Zug von Besorgnis dazu über ihr Gesicht ging, und es hätte ihm jeden erlittenen Schmerz hundertfältig vergolten. Doch er konnte nur wortlos den Kopf schütteln, denn die Sprache gebrach ihm noch immer, und beruhigt sagte sie jetzt mit schelmischem Lippenzucken:

„Ein Schaf muß auch nicht auf den Baum klettern, aber darum gefällst du mir doch und ich fische gern mit dir. Sieh den da, der ist schön weiß, ich kann nicht so tief tauchen, dein Arm ist länger."

Hastig holte der Knabe den gedeuteten Stein herauf, und sie setzten geraume Weile ihr Umhersuchen in dem hellen Ge-

wässer schweigsam fort. Ihm war's, daß er im Heuduft liege und träume, er wußte nicht, ob Sonnen- oder Mondlicht um ihn sei. Seine Augen wagten nicht, sich zu seiner unbekannten Spielgenossin aufzuschlagen, nur dann und wann sah ihr Spiegelbild ihm drunten entgegen und überzitterte ihn mit einem namenlosen, fremden, süßen Wundergefühl. Aber dann hörte er doch einmal in der Waldstille seine eigene Stimme, und es kam ihm zum Bewußtsein, daß er schon eine Zeit lang mit ihr geredet hatte, nur auf den Anfang konnte er sich nicht besinnen. Sie frug und er antwortete, nannte seinen Namen, seine Eltern und ihren Wohnort und wie er hierhergekommen. In ihren Augen lag große Verwunderung, als sie erwiderte: „Ich hätte dich nicht für ein Bauernkind gehalten; die ich kenne, sind alle viel häßlicher."

Nun faßte er sich ein Herz und frug: „Wie heißt du denn?"

„Erlinde."

„Und wer sind deine Eltern?"

Sie sah ihn halb erstaunt an. „Weißt du's nicht? Sie heißen Rappoltstein wie droben unsere alte Burg."

Die Antwort mußte wohl mit einem Schreck über seine Züge gefallen sein, denn das Mädchen setzte gleich hinzu: „Was hast du? Siehst du etwas Schlimmes?"

„Nein," entgegnete er aus plötzlich engbeklommener Brust, „nein, mir ist's —", aber der Ton versagte ihm, und etwas Hilfloses und Scheues sah aus seiner verstummten Miene hervor. Das Grafentöchterlein betrachtete einen Augenblick ungewiß die mit ihm vorgegangene jähe Veränderung und fragte darauf schnell: „Warum bist du denn betrübt? Ich habe dir doch nichts gethan — willst du meinen schönsten Stein — da — nun sei wieder vergnügt!"

Sie hatte rasch einen kleinen, flachen, goldgrün glitzernden Kiesel aus ihrem Vorrat ausgewählt und legte denselben freigebig in Guys Hand, deren Finger sich, wie unwillkürlich von der leichten Druckempfindung zusammengezogen, fest um den Stein schlossen. Es dauerte wiederum etwas, bis er mühsam hinterdrein stotterte: „Nein, ich möchte —", allein dann war die Schwerfälligkeit seiner Zunge auf einmal verschwunden, und er ergänzte hurtig mit hellaufleuchtendem Blick: „Ich möchte auch solchen Kranz, wie du ihn heut mittag dem anderen auf den Kopf gesetzt."

Sie sah halb bekümmert auf ihre leeren Hände. „Ich habe keinen mehr, sonst würd ich ihn dir geben."

„Nein, so nicht," rief er, „da wär er nicht so schön, sondern ich müßte erst vor dir niederknieen, und dann kämest du und bekränztest mich damit, und ich säße nachher neben dir —"

„Da müßtest du auch ein Pfeifer werden," fiel sie ernsthaft ein, „dann wär's alles so. Kannst du nicht auf etwas spielen?"

Er antwortete nicht, der Gedanke an solche Möglichkeit fiel zu jäh und sinnbetäubend über ihn. Erst nach einer Weile stammelte er: „Ein Pfeifer — und dann gäbst du mir den Kranz?"

„Wenn mein Vater es mich heißt —"

„Versprich mir's!"

„Gewiß!" Sie lachte: „Und wenn die anderen es nicht wollen, daß du ihn haben sollst, da flecht ich vorher einen zweiten und gebe dir den."

Er hatte, von einem plötzlichen, überwallenden Mute beseelt, seine Hand ausgestreckt und sie legte nickend die ihrige zur Bekräftigung ihres Gelöbnisses in dieselbe hinein. Doch unmittelbar danach faßte sie seinen Arm mit einer schreckhaften Griffbewegung noch fester und hielt sich an ihm. Die Sonne war jetzt völlig aus der Waldschlucht gewichen, und ein noch helles, doch grünbleiches Licht lag zwischen dem laut- und regungslosen Laubgezweig umher. Nur im Busch und hohen Kraut, wohin Erlinde gerade den Blick gewandt hielt, tönte jetzt ein starkes Rascheln, und ein Doppelpaar langer, schneeweißer Hörner tauchte über zwei zottigen schwarzen Köpfen aus dem Blattwerk hervor. Gleich darauf bog auch ein Menschengesicht um

die Ecke, das aus einem Aufglanz großer, grünleuchtender Augen und der Bewegung hastig vorgestreckter Arme lauten Jubel sprach, nur der Mund blieb stumm und gab keinen Ton von sich. „O, die ist garstig, ich fürchte mich vor ihr!“ stieß das Grafenkind aus und klammerte sich ängstlich an den Knaben; doch Bettane lief, so schnell sie vermochte, geradeaus auf Guy zu, lachte mit glückseligen Lippen und griff, mit hastigen Zeichen redend, nach seiner Hand. Da sprang Erlinde mit einem Furchtschrei von ihm auf und flog wie ein erschreckter Vogel abwärts durch die Schlucht. Auch er fuhr vom Boden, stürzte einige Schritte weit vor und rief ungewiß zaudernden Mundes ihren Namen — noch einmal lauter und bittend — aber, ohne sich umzublicken, lief sie weiter, dem vom Festplatz herüberklingenden Stimmengemenge zu.

Als Guy Loder den Kopf wieder drehte, stand Bettane hinter ihm und hielt mit einem ängstlichen Ausdruck die Augen auf ihn gerichtet. Ihre Finger und anderen Hilfsmittel redeten eilfertig, daß sie ihn am Morgen droben auf der Bergkuppe nicht gefunden und ihr gekommen sei, wohin er vermutlich gegangen. Da habe sie auch einen Weg nach den Burgen hinübergesucht, doch Furcht vor den vielen Menschen drunten gehabt und sei über die Felsen hierher geklettert. Und das Glück, ihn gefunden zu haben, leuchtete wieder aus ihrem Gesicht.

Aber der Knabe verwandte kaum Achtsamkeit darauf, ihre lautlose Sprache zu verstehen. Er schüttelte heftig den Kopf und ging von ihr, setzte sich nach einigen Schritten auf einen Wurzelknorren und sah trostlos vor sich hinaus. Scheu stand das Mädchen eine Weile, dann trat es leise herzu, ließ sich, etwas von ihm entfernt, demütig zu seinen Füßen nieder, und die Ziegen kauerten sich neben ihr ins hohe Gehälm.

Die Tageshelle schwand jetzt rasch in der engen Kluft, und grauer Zwitterschein begann um Fels und Baum zu weben. Das fallende Wasser des Dusenbaches hallte lauter vernehmlich durch die Stille, als hebe es mit dem Einbruch der Dämmerung mählich stärker schwellenden Nachtgesang an; thalab verklang weiter entfernt das Festgetöse und deutete, daß die Pfeiferbruderschaft, von der Volksmenge geleitet, zum Abendgelage in die Stadt zurückkehrte. Dann kam ein einzelner Schritt von unten herauf, eine der Ziegen erhob sich und stellte sich vorwitternd in den schmalen, verwachsenen Weg. Doch gleich darauf stieß sie einen Schmerzenslaut von sich, denn ein Fußtritt hatte sie getroffen und hart zur Seite geschleudert. Guy fuhr aus seinem Brüten empor und sprang, halb unbewußt einen Fauststein vom Boden raffend, vor. Das Blut wallte ziellos ungestüm in ihm hin und her, und es kam ihm recht, seine innere heftige Erregung an irgend etwas auslassen zu können. Zornig rief er: „Was hat das Tier dir gethan!“ Da klirrte und rasselte es auf dem Felsgrund, und es war der Ritter Bertulf von Egisheim, der einsam den nächsten Pfad zu seiner Burg hinanstieg. Er stutzte, sichtlich aus Gedanken auffahrend und hastig mit der Hand an den Schwertgriff zuckend, einen Moment zurück, eh er scharftönig erwiderte: „Wer bist du, Bursch? Lauern noch andere hinter dir?“ Aber dann fügte er, kurzen Blickes die beiden im Zwielicht schon halb verschwimmenden Gestalten überstreifend, mit spöttischem Auflachen drein: „Sorgt ihr hier, daß die rappoltsteinische Schaf- und Ziegenbrut sich mehrt? Aus dem Weg, ihr Gezücht!“ Und dröhnenden Schrittes hob er den gepanzerten Fuß weiter aufwärts, der Giersburg zu. Der Knabe wußte nicht, was über ihn kam; als sei bis zu diesem Augenblick ein heimlicher Grimm in seinem Herzen großgewachsen und lodere zum erstenmal plötzlich, sein Ziel erkennend, auf, so riß es ihm den Arm, und besinnungslos schleuderte er mit wuchtiger Kraft seinen Fauststein dem Ritter nach, daß sein Wurfgeschoß laut aufschmetternd den Eisenharnisch des Fortschreitenden traf. Dieser flog, einen Ton des Schmerzes und der Wut

ausstoßend, herum, doch gleichzeitig sprang Guy Loder in die überbuschten Felszacken hinauf, behend wie die Ziegen kletterte Bettane ihm blitzschnell nach, und der Zornschäumende mußte einsehen, daß seine schwere Rüstung im Gestrüpp und Gestein eine Verfolgung unmöglich machte. Aus seinem Visier klang ein drohend knirschendes: „Hundsföttisches Grafengesindel!“ hervor, dann setzte er seinen Weg fort.

Guy horchte dem abtönenden Schritte nach, er konnte sich keine Rechenschaft ablegen, was ihn zu dem unbedachten und ungeheuerlichen Thun fortgerissen. Er hatte noch nie in seinem Leben gewußt, was ein jäher Ausbruch des Hasses sei, und er begriff sich schon selbst nicht mehr, als ob nicht er, sondern ein fremder Wille in ihm die That vollbracht. Aber es war ihm gewesen, wie wenn ein würgender Wolf in die Herde gebrochen, daß sein Herzblut ihm geboten, denselben zu treffen. Nun war die blinde Besinnungslosigkeit vorüber und ein anderes stürmisches Gefühl übermannte den Knaben. Nicht Reue, doch eine herzklopfende Bangnis und bitterliches Verzagen. Zweifellos reichte der Arm des vornehmen Ritters weithin, und wenn sein Grimm den Thäter droben im Bergdorf ausfindig machte, konnte diesen nichts davor schützen. Aber solche Furcht war's nicht, die am lautesten in Guys Brust hämmerte. Sollte er denn nach Altweier zurückkehren, wieder Tag um Tag zwischen den weidenden Schafen auf der Halde sitzen und hierher nach den fernen Burgen herüberschauen? Seitdem die Sonne heute morgen aufgestiegen, war's ihm, als ob an einem Tag mehr Jahre als bisher in seinem Leben an ihm vorübergegangen, und er wußte auch, weshalb die Bergschlösser ihm immer so zauberisch geheimnisvoll geleuchtet und gewinkt. Sie hatten's gethan, weil Erlinde von Rappoltstein aus den hohen Fensterbogen der Ulrichsburg herabsah, und es hätte nur ein Himmelsglück auf Erden für ihn zu geben vermocht, wenn er hier, vielleicht als Hirt, als Knecht ihres Vaters, in ihrer Nähe bleiben gedurft. Das wäre auf ihre Fürsprache gar wohl denkbar gewesen, denn sie hatte sich freundlich und mitleidig gegen ihn erwiesen, er selber jedoch nun durch die böse That an dem Ritter von Egisheim, dem Nachbarn und Freunde ihres Vaters, sich jede Hoffnung und Möglichkeit geraubt, einen Dienst auf der Burg zu erlangen. Und krampfhaft preßte sich die linke Hand des Knaben um den kleinen, goldgrünen Stein zusammen, den sie nicht von sich gelassen, seitdem das Grafentöchterlein ihn zur Tröstigung in sie gelegt.

So saß er und stand auf, ging ein Stück weiter und saß todestraurig wiederum, und wie ein lautloser Schatten folgte Bettane stets hinter ihm drein. Zuletzt gelangte er auf den Weg zurück und, ohne umzublicken, an der still verlassen jetzt zwischen den hohen Bäumen daliegenden Kapelle vorüber; schwankenden Fußes, müde und matt, wanderte er ziellos noch bis zur nächsten Felsecke thalabwärts, dann setzte er sich abermals, stützte die Ellbogen aufs Knie, legte sein Gesicht in die beiden hohlen Handflächen hinein und hob unversehens an, laut und jämmerlich zu schluchzen. Er hörte nicht, daß wiederum, wie zuvor droben, ein Fußtritt, doch nicht eisenklirrend, sondern leicht und lebhaften Ganges herankam und vor ihm innehielt. Erst als eine fröhliche Stimme sprach: „Was für'n verlaufenes Schäfle flennt denn hier wie einer Mutter Kind, statt daß es ‚bäh‘ macht nach Hammelart — bäh, mäh — mäh, bäh —“ und so naturgetreu wie zwei gegeneinander blökende Schafe ahmte der Sprecher die meckernd klagenden Töne nach — erst bei dieser plötzlichen Ansprache hob der Knabe verdutzt den Kopf. Da stand, noch eben im letzten, voller bis hierher fallenden Abendschein erkennbar, Velten Stacher vor ihm, der heutige junge Sieger im klingenden und singenden Wettstreit. Er trug seinen duftenden Rosenpreis noch auf dem Scheitel und war als der letzte noch allein ein Weilchen zurückgeblieben, um unter vier Augen unserer lieben Frau von

Dusenbach für die mütterliche Beihilfe zu danken, die sie ihm am Vormittag geleistet. So stand er mit seinem überaus frischen, freudigen Gesicht wie ein Bild voller sorgloser Lebenszuversicht, lachte frohtönig auf und fügte dann freundlich teilnahmsvoll drein: „Wozu läßt dir denn das Wasser aus den Augen laufen, schnurriger Bursch, läuft's dir da drunten noch nicht genug zu Thal? Lupf dein Gebein und spring heim, 's ist Zeit zur Krippe, und Salz ohne Brot allein auf die Lippe macht die Backen nicht rot."

Er wollte vorübergehen, doch da überkam's Guy Loder jählings, daß er, vom Sitz fliegend, den weiten Ärmel des jungen Spielmanns faßte, ihn fest hielt und flehentlich ausstieß: „Ihr seid gut — helft mir, daß ich auch ein Pfeifer werden kann wie Ihr — sonst will ich nimmer leben!"

„Hoho," rief Velten Stacher verwundert, „haben die Schafe auch eine Bruderschaft und bist du ihr König? Ein Pfeifer möcht'st werden? Womit hast denn schon aufgespielt?"

Der Knabe wußte keine Antwort drauf, unwillkürlich, ohne Denken entfuhr's ihm: „Den Eidechsen auf dem Rohr —" und der Spielmann lachte laut: „Dann bist ja schon einer und brauchst's nicht zu werden. Bleib bei deinen Zuhörern, sie haben feinere Ohren als die unseren zumeist."

Doch ein kummerschwerer Blick Guys brach ihm das letzte Wort im Munde ab, er betrachtete die feine Gestalt und das Gesicht desselben und fuhr fort: „Meinst du's ernsthaft? Von wannen kommst du? Dein Wams ist gespaßig, aber du siehst aus wie guter Leute Kind."

Hastig nannte der Knabe seinen Namen, Heimat und Eltern — „Bist also von ehrlicher Geburt," fiel Velten Stacher ein, „sonst nähm die Bruderschaft dich nicht auf."

Ein Freudenblitz schoß aus den Lidern Guys, und er jauchzte: „Wollt Ihr mir verhelfen, daß ich zu ihr darf?"

Aber nun schüttelte der junge Pfeifer gewichtig den Kopf. „Hoho, Bürschle, glaubst, die Kunst sei dem Menschen angeboren wie den Schafen das Grasrupfen? Magst viel Jahre bei einem Meister in die Lehr gehen, und giebt's der Himmel nicht drein, lernst du's nimmer. Blas den Echsen weiter, bis dir der Bart sproßt, dann versuch's! Wie alt bist du?"

Aus seiner Hoffnung plötzlich wieder zu Boden geschmettert, antwortete der Befragte mit schluchzendem Stocken: „Ich weiß es nicht — heut vor dreizehn oder vierzehn Jahren bin ich zur Welt gekommen."

Doch bevor er ausgesprochen, rief Velten Stacher völlig veränderten Tones: „Heut ist dein Geburtstag? Potz Valentin, heiliger Schutzpatron, hast am Tage Mariä Geburt das Licht beschaut, da hat die Sonne dich ja unserer lieben Frau von Dusenbach als Pfeifer in die Wiege legen gewollt. Hättest das gleich gesagt, Bursch, wären wir schon selbander drunten am Strengbach. Aber warst ein Schäfle, das pfeifen will und nicht reden gelernt hat. Behüt uns unsere liebe Frau in Sonn und Wind, kannst als mein Gesell mit mir ziehen, Guy Loder. Brauchst der Mutter Gottes Bildnis nicht von Silber auf der Brust, wirst uns Glück einbringen, schwant mir, wo unser Spiel klingt. Ich geh nicht mit den anderen zum Gelag in die Stadt, hab genug heut vom Wein und Gelärm und will gleich meines Wegs in die Mondnacht hinaus. Da bin ich über die Berge, eh sie den Rausch ausgähnen, und pfeife dir einen besseren Rock auf den Leib. Willst du bei mir in die Lehre, so komm!"

Der Erdboden schwankte auf einmal unter den Füßen des Knaben, und die dunklen Felswände drehten sich taumelnd um ihn. „Sagt, was ich thun soll," stammelte er, unfähig zu denken und zu sprechen, „ich will alles, was Ihr mich heißt. Glaubt Ihr, daß die Sonne mir hilft?"

„Die ist eins mit unserer lieben Frau," nickte der Pfeifer, „'s ist nur ein anderer Nam', aber sie haben das nämliche Gold-

haar überm Antlitz, das muß dir allerwege hold sein, wo's auf dich grüßt, sonst versteht Velten Stacher sich nicht mehr auf Zeichen und Vorbedeutung. Komm, Pfeifergesell, und lern zur Nacht den Anfang deiner Kunst! Spielen thut's nicht allein, auch Trotten und Tragen; für die Kehle den Wein und den Sack für den Magen!"

Er hängte lachend seinen Quersack, der mit Überresten der heutigen Festmahlzeit für den nächsten Tag gefüllt war, über Guys Schultern und faßte die Hand desselben. Verwirrt drehte dieser noch einmal den Kopf, ein rinnender Schein begann um ihn zu fließen, wie gestern kam der Mond silberhell über die dunklen Berge herauf. Nur fiel der Glanz nicht auf die rieselnden, winkenden Burgzinnen, sondern in die stummen, weitoffenen Augen Bettanes, die mit ihrem grünen Licht auf ihn verwandt waren. Ihr Blick gab kund, daß sie verstanden habe, was neben ihr geschehen; es lag keine unruhvolle Angst darin wie sonst, wenn er am Abend sehnsüchtig nach den leuchtenden Schlössern hinübergeschaut hatte, nur ein tiefinneres, verhaltenes Weh rann leise zitternd zwischen den Lidern. Doch Guy Loder nahm nichts davon wahr, dachte der langen Tage nicht, die er in seltsamer Befreundung auf der stillen Berghöhe mit ihr verbracht; über seinem Gesicht flimmerte ein Schleiergewebe der seligen Trunkenheit seines Herzens. Er faßte ihre Hand und sagte: „Lebewohl, Bettane!" und er gedachte nicht, wo sie hier einsam stehe und wo sie in der Nacht bleiben solle. Auch an seine Eltern kam ihm kein Gedanke; ihm war's, als sei alles Vergangene nur ein Vortraum seines Lebens gewesen und er an diesem Tage erst auf die Welt gekommen, die bis dahin ahnungsvoll, doch fremd unter ihm gelegen wie sein eigenes Herz in der Brust. Und so schritt er, seinen Körper nicht fühlend, wie von der Luft getragen, jetzt eilig mit Velten Stacher am Dusenbach thalab in das windübersummte, rundum mit traumhaften Lippen raunende Waldgebirg hinein.

Bettane sah ihm eine Weile unbeweglich zurückbleibend nach, dann holte ihre Brust einmal tief Atem und sie setzte ebenfalls den Fuß vor. Gleichmäßig Schritt um Schritt ging sie den Weg zurück, den sie am Morgen gekommen; was die Natur ihr an Begabung anderer Menschen versagt hatte, erstattete ihr sichtlich der doppelt geschärfte Sinn ihres Auges und ein unbeirrbares Gefühl, das kaum der Beihilfe des Denkens bedurfte. Kein Anzeichen der Richtung entging ihrem Blick, weder im Hellen noch im Dunkel, sicher verfolgte sie den schwierigen Pfad zu ihrem Heimatsdorf empor. Wer sie ruhig dahinschreiten sah, empfand, sie würde auch in toter Finsternis ebenso unfehlbar ihr Ziel erreichen. Neben ihr wandelten mit ernsthaft aufgerichteten Köpfen die beiden Ziegen durch die Mondnacht; ihr Gang besaß etwas Feierliches, wie das Geleit einer verzauberten Königstochter aus alten Märchen hielten sie sich lautlos zur Rechten und Linken ihrer Herrin. Das Glanzgefunkel des Himmels sprühte von ihren weißen Hörnern, aber auch wenn sie in den schwarzen Tannenforst eintauchten, schimmerten sie noch wie langsam über den Boden fortschwebende Schneestreifen neben der unsichtbaren Gestalt des Mädchens auf.

* * *

Vil schöner kunst und gaben
Schenkt Gott uns menschenkind,
Darvon wir Freude haben,
Die ere Gott geziemt.
Die singekunst
Hat preis und gunst,
Denn sie giebt freud und wonne.
Lieblicher gsang,
Schön saitenklang,
Ist aller kunst ein krone.

Ich glaub nicht, daß man finde
So köstlich arzenei,
Darvon so bald verschwinde
Die schwer melancholei,
Als wo man singt,
Daß lieblich klingt.
All traurigkeit muß weichen;
Drumb lobt und ert
Die music wert!
Die kunst hat nicht ihrs gleichen.

So klang's mit fröhlichem Gesang vom Munde Velten Stachers in die helle Nacht hinaus, während er mit seinem jungen Genossen, den unsere liebe Frau von Dusenbach ihm gleichsam als einen Schutzbefohlenen in die Hände gelegt, auf der Wegstraße gegen mitternacht fortschritt. Niemand ging mit ihnen als ihr Schatten; manchmal gesellte sich zu demjenigen des Spielmanns nur noch, sich an seine Lippen anschmiegend, der seiner Querpfeife, dann flöteten, jauchzten und schmetterten bald laut, bald leise die Töne derselben hinter der verklungenen Liedstrophe drein. Und wieder hob er an zu singen:

Auf, mein gesang, und mach dich ring,
Über berg und tal dich schwing,
Flug dich für ihr fensterlein,
Grüß sie freundlich ingeheim,
Sag ihr, daß ich sei bereit,
Ir zu dienen allezeit!

Aufhorchend, wanderte Guy Loder daneben, aus jedem Wort und Ton klang's ihm bis ins Herz hinein wie ein Grüßen, Leuchten und Winken einer neuen, fremden, wunderreichen Welt. Die Nacht war so lind und das Licht floß so weich, über Stein und Wiesengrund lagen die Schatten schlafend, ohne Laut und Regung. Er ging zuletzt mit geschlossenen Lidern, die Füße trugen ihn noch immer mühlos weiter, sonst fiel eine süße Müdigkeit ihm über Sinne und Seele. Nur einmal öffnete er noch die Augen, denn die Stimme seines Begleiters sagte fröhlich: „Hier hat Frau Herke uns die Kammer gerüstet, leg dich zur Rast, Gesell, und zieh die Monddecke über dich!“ Nun sah der Knabe einen Baum breites Laubgeäst auf einen sanften Grashang herabdachen, viel weiße Sternblumen schimmerten zwischen den Halmen, in die der Pfeifer sich vergnüglich wie auf ein köstliches Daunenlager hinstreckte. Willenlos niedergezogen, that Guy das Gleiche, und fast eh er noch den Boden berührte, hielt fester Schlaf ihn im Arm.

Dann hatte er einen wunderlichen Traum. Er wußte nicht, wo er sei, und gewahrte nichts, denn seine Lider waren geschlossen, nur ein goldheller Schimmer webte über sie hin. Darin aber flirrte es absonderlich von kleinen, wechselnden Tiergestalten, zumeist Vögeln, doch auch anderen. Er sah sie nur undeutlich, doch er kannte sie allemal genau an ihren Stimmen. Nun trillerte eine Lerche aus blauer Luft herunter, nun war's eine Schwarzamsel, die vom schwanken Wipfelstiel einer Tanne mit langgezogenen Flötentönen schlug. Aber schon verwandelte sie sich in wandernde Regenpfeifer, deren schwermütiger Ruf näherkam, rasch vorüberschwand und leise verklang. Eine lauernde Katze vernahm's, denn sie miaute jetzt begehrlich nach dem Vogelschwarm in die Höh, doch gleich darauf hob eine große Heugrille dicht neben dem Kopfe Guys so schrill an zu zirpen, daß er aufwachend emporfuhr. Da fiel die Morgensonne ihm glanzblendend in die Augen, und um doppelte Armlänge von ihm saß Velten Stacher mit der Querpfeife an den Lippen, aus deren Klappenöffnungen er mit unübertrefflicher, nicht unterscheidbarer Naturähnlichkeit das Grillengezirpe hervorblies. Aber im selben Moment verstummte dasselbe, und der Blick des Knaben flog verwundert über sich, denn es war genau, als habe ihm aus dem Baumgezweig herunter ein Pirol hellstimmig „Guten Morgen — guten Morgen!“ zugerufen, und hinterdrein lachte der junge Spielmann: „Guten Morgen, Gesell, hast geschlafen wie'n Dachs; spül die Augen dir hell und strähl dir den Flachs! Dann hol aus dem Ränzel, was drinnen wir han, da machen wir'n Tänzel mit Zung und mit Zahn.“

Er wies auf einen frischsprudelnden Quell unfern der Lagerstatt, dessen Tropfen im Frühgeleucht gleich flüssigen Funken sprühten, und Guy Loder badete, seine Erinnerung sammelnd, das Gesicht in dem bergkühlen Born. Dann nahmen sie einen herzhaften Imbiß von dem Inhalt des Quersackes; rundum blinkte und blitzte der Nachttau an den Halmspitzen, nur wo sie geschlafen, hatte das tief niedergebogene Laubgeäst sie wie ein Kammerdach vor Kühle und Feuchtigkeit behütet. Der

Pfeifer sprang jetzt auf und sagte, sich artig neigend: „Nun sprechen wir Dank für gutes Quartier; bringt der Weg uns entlang, nächten wieder wir hier,“ und sie schritten munter auf der sonnig überglänzten Straße weiter gen Süden.

Staunend aber blickte Guy auf seinen Begleiter, denn erst allmählich kam ihm das Verständnis, daß keine wirklichen Vögel um ihn her getrillert, geflötet und gepfiffen, keine Katze miaut und er doch auch ebensowenig nur davon geträumt habe. Sondern all die wechselnden Töne hatte Velten Stacher aus seiner Pfeife hervorgelockt und setzte dies oftmals, wie sie dahinwanderten, noch fort, denn wenn irgend eine Stimme sich auf der Erde oder in der Luft regte, hob er sogleich das Mundstück seines Instrumentes an die Lippen und ahmte dieselbe getreulich nach. Dann fügte er hinterdrein: „Lern's auch, Gesell! 's thut öfters not, denn Kunst geht nach Brot. Kannst nicht in Kapellen und Kirchen nur pfeifen, mußt auch die Schellen zu schütteln begreifen. Dann jubelt der Haufen, und Dirnen und Buben, sie kommen gelaufen aus Küchen und Stuben. Sie wollen sich schwenken auf lustigen Gelenken, sich drehen und winden und suchen und finden und lachen und schwätzen und baß sich ergetzen. Da darfst du nicht singen für Krüppel und Tröpfe, mußt's Blut ihnen klingen in Beine und Köpfe; dann fliegen und springen die Röcke, die Zöpfe, dann klimpern die Heller behend auf dem Teller, und lachend zieht weiter der Musikant; denn lustige Leute und tanzende Bräute, die drehn auch den Batzen nicht lang in der Hand.“

Es war, als wandele jeder fröhliche Gedanke des jungen Spielmanns sich auf seiner Zunge von selbst in hüpfende Reime um; wie Gezwitscher aus der Vogelkehle, schien aus seinem Munde kaum anderes Gerede kommen zu können, und es hörte sich an, als müsse er auch allein auf der Straße seinen Reimklingklang in Sonne und Wind hinaustönen lassen. Doch allgemach nahm die Zwiesprache zwischen den beiden andere Wendung, daß Guy Loder auf des Pfeifers Fragstellung von seinem bisherigen Leben droben im Dorf erzählte und Velten Stacher geraume Zeit lang zuhörte. Erst als der Knabe berichtete, wie er schon seit manchem Jahr allmorgendlich beim Pfarrer zur Lehre gewesen, um dereinst einmal selbst das Kirchenamt in Altweier versehen zu sollen, da brach sein Begleiter mit halb ungläubig staunendem Aufblick aus: „Potz Valentin, heiliger Schutzpatron, lesen und schreiben hast du gelernt und lateinische Wissenschaft noch drein? Da kannst viel anderes als ich und hat unsere liebe Frau von Dusenbach Absonderes mit dir im Sinn gehabt, daß sie dich an ihrem eigenen Geburtstag zur Welt gebracht. Werd ihr am nächsten Pfeifertag ein rotes Wachskerzlein zum Dank stiften, denn sie hat mir einen feinen Gesellen an den Arm gehängt.“ Und ernsthaft, nur dann und wann mit einem unwillkürlich vom Munde fliegenden, frohsinnigen Reim dazwischen, sprach der Pfeifer jetzt weiter und legte wie ein vertraulicher Genoß seinen Arm um die Schulter des Knaben. Er meinte, es sei Guy durch seinen Namen vorbestimmt, daß er das Spiel auf der Guitarre erlerne, doch hegte dieser den lebhaften Wunsch, auch auf der Flöte zu blasen, und begegnete den Einwendungen seines Genossen stets mit kluger Antwort. Eifrig redend, schritten sie fürder; zuletzt sagte er, wer ihm denn als Lehrmeister auf der Guitarre dienen solle, denn er wolle zu keinem anderen als Gesell, bevor er in die Bruderschaft aufgenommen werden könne, sondern einzig bis dahin Tag und Nacht überall bei Velten Stacher verbleiben. Das beantwortete dieser mit einem freudigen Blick, in dem sich schnell gewonnene, fast zärtliche Liebe für seinen jungen Gefährten aussprach, und er wußte der Frage und dem Begehren Guys keine Erwiderung mehr entgegenzusetzen. Nur sein Kopf schüttelte sich noch einmal bedenklich, und er murmelte zwischen den weißen, jugendkräftigen Zähnen: „Wenn's dir nur unsere liebe Frau von Dusenbach nicht mit Ungunst nimmt, daß sie dich für die Guitarre gewollt hat.“

Als aber die Sonne im Mittag stand, hob sich unter einem hoch und dick vom Bergrand niederschauenden Schloßturm in enggrünem Thal, das der Weißbach durchschäumte, festummauert und stattlich die alte Hohenstaufenstadt Kaysersberg vor den beiden Wanderern auf. Am Eingang des mächtigen Thorbogens hielt Velten Stacher an, griff in seinen Sack und zog eine Hand voll kleiner Silberbatzen und Schillinge, zumeist jedoch kupferner Zweilinge und Rappenheller mit dem Rabenkopf aus der Prägstube der Stadt Freiburg drüben im Breisgau hervor. Deren Wert zählte er, sorglich rechnend, zusammen, dann faßte er Guy Loders Hand und führte ihn durch schmalgewundene Gassen in die Werkstatt eines Gewandschneiders, den er mit wohlvertrauter Ansprache begrüßte. Dort ward von dem Meister achtsam gemessen und unter mancherlei altem Vorrat geprüft, bis er ein grünes Wams und rotfarbige Hosen fand, die ein Junkersohn der Stadt nur kurze Weile getragen und dem Anfertiger um billigen Preis zurückgelassen hatte. Jetzt begehrte der letztere weislich das Zwiefache dafür, insonders, als er die Augen Velten Stachers bei dem Anblick freudig aufglänzen sah, doch der Pfeifer hieß Guy hurtig seinen Schafspelz abwerfen und die ausgewählten Kleider anlegen. Einen Augenblick zauderte derselbe, weil er nichts an sich trug als den Fellrock allein, dann indes gehorchte er errötend dem Geheiß und stand plötzlich in dem dunklen, dumpfen Gemach des Händlers in so zarter, knabenhafter Schönheit vom Haupt bis zu den Füßen da, daß ein heller Ton staunender Bewunderung von den Lippen des Spielmanns flog. Ein zottiges Tier hatte sich wie mit einem Zauberschlage in reizvollste, lieblich geschmeidige und doch nahende Kraft verheißende Menschengestalt umgewandelt, und Velten Stacher konnte die Augen nicht von dem überraschenden, anmutreichen Bildnis verwenden. Indes verschwand dieses eilig wieder, und schnell darauf trat eine völlig andere und doch nicht minder überraschende und anmutige Erscheinung an die Stelle. Wie um Kopfeslänge emporgeschossen, beinahe einem Jüngling gleich, sah Guy in den trefflich anpassenden Gewändern aus, über denen sein Gesicht vor Beschämung und heißer Freude wie eine rote Blume glühte. Nur um ein Geringes weiter als die schlanken Hüften, von einem Gürtel gehalten, reichte das überaus wohlkleidende Wams, darunter hoben die engumschließenden Beinkleider bis zu den Fußknöcheln herab den leichten, tadellosen Gliederbau hervor. Auch spitzauslaufende Schuhe und ein kleines Barett mit kurzer, aufstehender Feder gesellten sich nun hinzu; als sie das Haus verließen, schien anstatt des hineingetretenen Schafes ein junger Edelknabe draus auf die Gasse zu schreiten. Er ging noch leiblich und gemütlich befangen in der fremdartigen Tracht und der engenden Bekleidung, die seine Füße zum erstenmal angelegt; kaum vermochte er zu glauben, daß er es sei und ihm alles das jetzt gehören solle. Und er blickte scheu nach seinem Gefährten, denn er hatte nur zu wohl wahrgenommen, daß die Barschaft desselben für den Gewanderwerb beinahe bis auf den letzten Rappen aus der Hand geschwunden war. Offenbar verstand Velten Stacher den erstaunt-ängstlichen Blick, denn er antwortete drauf leichthin: „Hab's nicht um dich gethan, Brüderlein, sondern um mich; ein feiner Gesell ist des Meisters Lob und trägt ihm Gunst bei vornehm und gering.“ Dann legte er den Arm wieder um den Nacken Guys und lachte mit fröhlicher Sorglosigkeit: „Der Himmel ist blau und weit ist die Welt, und grün ist die Au, was ficht uns das Geld! Der Fischer hat Maschen und Salme der Rhein, sind die Heller aus der Taschen, wir pfeifen's hinein.“ Und mit freudiger glänzenden Augen noch, als die des Knaben waren, führte er diesen auf oft schon beschrittenem Weg, die Vorübergehenden artig und zutraulich begrüßend, zur Herberge des Ortes hinan.

Als aber der Nachmittag ungefähr um die Hälfte vorgeschritten, wanderte der

junge Spielmann mit seinem Gesellen langsam wieder durch die Gassen der guten Stadt Kaysersberg dahin. Er hielt seine silberbeschlagene Querpfeife am Mund und trillerte, flötete, zirpte, mauzte und lockte darauf, wie's Guy Loder in den Halbtraum der Morgenfrühe hineingeklungen, daß die hundertfach wechselnden Töne gleich einem tanzenden, springenden, kreisenden Geflatter zwischen den hohen Häusern auf- und niederhüpften. Dabei drehte er den Kopf nicht rechts noch links, sondern hielt den Blick unverwandt steinehrbar und gleichgültig zu Boden gerichtet; doch aus allen Fenstern und Thüren, an denen er vorüberzog, lugte und guckte es hastig von blond-, braun- und schwarzhaarigen Mädchengesichtern und aufglimmernden jungen Burschenaugen — ein Wispern und Deuten ging, ein Raunen und Rufen: „Der Velten ist da!" — ein Drängen und Treiben und Kleiderrauschen in Kammern und Flur, auf Stiegen und Stufen. Und als der Pfeifer seinen bedächtigen Umzug vollendet und unter der hohen Kirchenmauer daherkam, harrte seiner auf dem geräumigen Lindenplatz schon ein dichter, erwartungs-vergnüglicher Schwarm von Buben und Dirnen niedrigerer und besser angesehener Abkunft, Hutschwenken und Zuruf empfing ihn, Lachen und beredte Jungfernzungen überschwirrten den Raum, und von allen Seiten strömten noch immer neue, begehrlich vorausschauende Gesichter heran. Indes auch würdige Männer und Frauen fanden sich darunter, manch Zugehörige der alten Geschlechter der Stadt, und nickten dem Spielmann wohlwollend zu, dessen Wanderbesuch in Kaysersberg allen eine langentbehrte ehrsame Lustbarkeit verhieß. Weisend und zischelnd betrachteten sie auch mit eifrigen Augen den unbekannten jungen Begleiter desselben und tauschten ersichtlich vielfältige neubegierige Mutmaßung über ihn aus, bis nun Velten Stacher frank und frei vortrat, sich neigte und ein schmetterndes Flötengejubel in die Luft schlug. Dann sprach er lauthin mit fröhlichem Stimmenschall:

Ich komm aus fremden Landen her
Und bring euch viel der neuen Mär.
Mit Lust tret ich an diese Statt
Und grüß mir ein ehrbarn weisen Rat,
Ein ehrbarn Rat nicht alleine,
Darzu ein ganz Gemeine!
Mit Lust tret ich an diesen Ring,
Gott grüß mir alle Bürgerskind,
Gott grüß sie all geleiche,
Die armen als die reichen!

Nach jedem Spruchgruße hielt er jedoch allemal inne und pfiff eine heitere Weise hinterdrein; am Schluß der letzteren aber fuhr er fort:

Die fremden Land, die seind so weit,
Darin wächst uns gut Sommerzeit,
Darin wachsen Blümlein rot und weiß,
Die brechen Jungfrauen mit ganzem Fleiß
Und machen daraus einen Kranz
Und tragen ihn an den Abendtanz
Und lassen die Gesellen drum singen,
Bis einer das Kränzlein thut gewinnen.

Da war mit diesem Reim der Anstoß zur liebsten Belustigung der Jugend des Mittelalters, zum „Kranzsingen", gegeben, und es bedurfte für die jungen, feurig dreinblickenden Stadtsöhne so wenig weiterer Mahnung mehr als für die schlanken, schon ungeduldig harrenden Dirnen. Der kühnste machte den Beginn, und nach altherkömmlicher Weise flogen die Rätselfragen und Antworten zwischen den Geschlechtern hin und wieder; manch heimlicher Sinn, den nur eine verstand, mischte sich hinein und gewann ein verstecktes Wort zurück, dessen Bedeutung nur einer zu erfassen vermochte. Treuherzig und schalkhaft wechselten die Ansprachen, behend, zierlich und spitzig folgte die hurtige Erwiderung roter Mädchenlippen drauf. Mitunter mochte die Befragte auch die richtige Entgegnung wohl wissen, wie einer vortretend sprach:

Jungfrau, so merkt mich eben!
Ich will Euch ein Frag aufgeben,
Wann Ihr mir's thut singen oder sagen,
Euer Kränzlein sollt Ihr länger tragen;
Drum sagt mir, Jungfrau, zu dieser Frist,
Welches die mittelste Blum im Kränzlein ist?
Der Blumen aber gar viele sind,
Die sich umher im Kränzlein befind.

Doch obzwar der Sinn der Rätselfrage nicht schwierig zu lösen, blieb das junge Ding, der sie galt, vom Raunen, Lachen und Anblicken der anderen umher ver-

wirrt, dennoch errötend wortlos stehen, daß der Fragsteller selber rasch zu erwidern vermochte:

Ich hör ein großes Schweigen,
Das Kränzlein wird mir eigen,
So merkt mich, liebe Jungfrau mein,
Ihr selber mögt die mittelste Blum wohl sein;
Drum wollt mir's geben und nicht versagen,
So will ich's zu Euren Ehren tragen.

Dergestalt wanderten halb ernsthaft, halb scherzend die spielenden Reime in der linden Sommerluft hin und her, mit den Strahlen des Spätsonnenlichtes huschte grüßend auch der manches suchenden Auges zwischen dunkle Wimpern hinein, und selbst die tiefer herabfallenden Schatten der hohen Giebel setzten dem bunten, lustigen Treiben noch kein Ziel. Zu jeglichem „Kranzgesang“ aber spielte Velten Stacher eine Begleitung auf seiner Pfeife, bald neckisch abweisend, bald wie heimliches Seufzen, lieblich leise und laut auflachend, als wisse sein kleines Instrument genau, was Frage und Antwort der Lippen heische und hehle. Erst als zu grau nun die Dämmerung hereinbrach, machte strenge Vorschrift des ehrbaren Rates der Lustbarkeit ein Ende, der Spielmann flötete noch einen helljauchzenden Abschiedsgruß und barg, sich neigend, seine Pfeife im Wams. Da kamen alle heran, denn es war keiner unter ihnen, der dem Urheber der heiteren Zusammenkunft nicht mit offenem Wort oder stumm klopfendem Herzen Dank für etwas wußte, das ihm der Nachmittag zugebracht, und wenn auch nicht als ein goldener Regen, klapperte und klimperte es doch aus jeder Hand von einem Münzlein auf den Zinnteller, welchen Guy Loder nach Weisung seines Meisters vor sich hin hielt. Manch artiges Dirnlein nutzte den Anlaß, um ein Weilchen stehen zu bleiben und unvermerkt im Zwielicht mit neugierig prüfenden Augen Gesicht und Gestalt des fremden hochgewachsenen Knaben zu mustern, und als der laute Schwarm nun davonzog und wunderliche Stille unter dem alten Lindenbaum zurückblieb, sagte Velten Stacher, mehr denn einen Batzen zwischen den Kupferstücken heraussondernd: „Die trugen deine Blauveigelein rechts und links von der Nas uns ein; hüte dich, hüt dich, mein Brüderlein, übers Jahr, über zweie und dreie, da hüt deiner Äugelein Bläue! Nun froh und frisch an den Herbergstisch, daß bei guter Kanne mit muntern Gedanken wir unserer lieben Frau von Dusenbach danken!“

* * *

Drey Schlösser auf einem Berge,
Drey Kirchen auf einem Kirchhoffe,
Drey Stätt in einem Thal
Ist das ganze Elsaß überall —

klingt ein alter Spruch am linken Ufer des Oberrheins, und wie er mit den Schlössern den Hochrappoltstein, die Ulrichsburg und Giersburg auf dem Bergrücken über Rappoltsweiler vermeint, so mag sein drittes Verslein wohl aus dem Weißbachthal entsprungen sein, draus die alten Städte Ammerschweier, Kaysersberg und Schnierlach nah benachbart zwischen den hohen Gebirgslehnen aufschauen. Von einer derselben zur anderen aber zog Velten Stacher mit seinem jungen Gesellen, überall freudig empfangen und zu guter Förderung seines Säckels, hier mit kurzem, dort mit längerem Aufenthalt, bis sie auf der Wegstraße oder quer über Fels und Wald des Wasichin wieder von dannen wanderten. Dabei unterwies der Spielmann Guy Loder auf seiner Querpfeife in der Flötenkunst, schüttelte indes, obwohl der Knabe eifrigst zu lernen trachtete, oftmals den Kopf und meinte: „That's dir schon kund, hast's wohl drinnen bereit, doch vom Herzen zum Mund ist der Weg noch weit.“ Das fühlte auch Guy selbst täglich mehr, es gehe nicht so rasch damit, als seine erste überschwengliche Hoffnung gedacht, sondern bedürfe wohl manches Jahres, ehe er sich unterfangen könne, Aufnahme in der Pfeiferbruderschaft zu erbitten. Verzagt und bedrückt schritt er in solcher Erkenntnis neben seinem Begleiter daher, aber dann beschwichtigte dieser ihm den Kleinmut: „All Blumen, die blühn, stehn als Knösplein zuvor und müssen sich mühn aus der Erden

empor; doch die Vögelein pfeifen und es singet der Quell, du lernst's auch begreifen, hab Geduld, mein Gesell!" Und eines Tages erkaufte er dem Knaben zur Tröstigung eine eigene, sorglich ausgewählte Flöte, auf der Guy sich fortan beim Wandern zu üben vermochte, die einfachen Weisen nachzuahmen, welche Velten Stacher ihm auf seiner Pfeife vorblies. Durch mancherlei Thore zogen sie ein und aus, nun flogen die gelben Blätter windgewirbelt um ihre Füße, nun kehrten sie aus dem Gassengelärm der großen volkreichen Stadt Basel über die breite Steinbrücke des hochgeschwollenen Rheinstromes zum heimischen Sundgau hinauf, und der scharfe Nordwind pfiff auch seine Weise auf unsichtbaren Orgelrohren und stob ihnen erstes weißkörniges Schneegeflatter in die Augen. „Ins Loch schlüpft die Maus und die Schneck sitzt im Haus, zeigen dir, zeigen mir, zieht auch heim ins Quartier!" summte der Spielmann. „Wohin?" fragte Guy. — „Nach Kolmar, der Stadt, zum ehrbaren Rat, zum lustigen Gesind, zu Brautlost und Taufe, daß Mutter und Kind sich drehn wie der Wind!"

So förderten sie am Illfluß, rascher als das träg schleichende Wasser, die Schritte bis zur mächtig von hohem Gemäuer umschirmten Reichsstadt Mülhausen entlang, die zwar deutschem Land angehörte, doch aus alter Zeit in besonderer Freundschaft zu den helvetischen Städten Bern und Solothurn stand, so daß sie mit diesen fast engeren Zusammenhang als mit dem Reiche besaß. Durch schmale und düstere Gassen wanderten die Ankömmlinge zwischen strengblickenden, wortkargen Leuten, die grußlos vorübergingen. „'s ist ein freudlos Gesipp ohn Lachen und Lust," wisperte Velten Stacher, „hat kein Lied auf der Lipp, kein Gespaß in der Brust; einen Trunk, dann hinaus, 's ist besser da drauß." Wie sie am Marktplatz unter einem finsteren Gebäude mit gotischen Bogen hinschritten, sah der Knabe verwundert nach einem an schwerer Eisenkette daranhängenden wunderlichen Steinbildnis eines fratzenhaft verzerrten Gesichtes in die Höhe und frug: „Was soll das wohl?" Da lachte der Pfeifer: „Wahr's Züngelein vorm ‚Klapperstein'! Für Weiberflausen, Geklatsch und Geschwatz hängt flugs zu Mülhausen am Hals ihr der Fratz; ist nicht übel von Brauch, thät sonst wo gut auch," und er bog in eine Herbergsthür ein, über welcher auf grünem Schild der Wappenbär der Stadt Bern mit roter Zunge seine zottigen Pfoten leckte. Es war Vormittagszeit und die Schenkstube fast leer, nur ein einzelner Gast saß vor einem dickbäuchigen Krug Weins in der Ecke, ein baumstarker Mann mittleren Alters, der allemal, wenn er den Zinnbecher zum Mund führte, ihn auf einen Zug leerte. Eine Weile betrachtete er die Ankömmlinge vom Winkel aus, dann trat er zu ihnen an den Tisch und sprach: „Fiedler und Pfeifer, werdet Euren Verdienst auf der Nasenspitz heimtragen aus dieser Stadt." — „Eure Nas scheint weiß," antwortete Velten Stacher aufblickend. Das brachte den Fremden zu plötzlich jähzornigem Ausbruch, daß er, mit der wuchtigen Faust auf den Tisch hauend, schrie: „Hüt selber dein nasweis Maulwerk, Windmacher, kämst dem Unrechten verquer!" Doch der junge Spielmann versetzte ruhig: „Hab nicht geredet, daß Ihr weis seiet, nur weiß an Eurer Nas; glaubt Ihr's mir nicht, tupft Euch mit dem Finger drauf und fragt den." Unwillkürlich that der Angesprochene nach dem Geheiß und zog seinen Daumen mit Mehl gefärbt zurück. Der Anblick schlug den Zorn in ihm nieder, daß er nun auflachte und rief: „Seid lustige Finkler, dünkt's, und stellt die Worte auf den Leimfang! Rückt zu, ich zahl den Trunk; der Schopfmüller hat's Mehl dazu nicht bloß auf der Nas, sondern auch im Sack!"

Mit einem Neugierreiz schaute Velten Stacher auf die letzten Worte hin den Sprecher an, von dessen breitknochiger Stirn das ungebändigte Haar sich in störrigem Schopfwirbel aufsträubte. „Seid

Ihr Armin Klee, der Müller?“ frug er; „dann hab ich den Wind von Euch singen gehört.“

„Traun, nicht viel Rühmens, wenn's Mülhäusener Wind war,“ erwiderte der Müller, spöttisch in den flächsernen Bart greinend. „Trüg ich Weibsröck am Leib, hängten sie mir gern den Klapperstein um die Zung. Kommt mir zur rechten Stund, ihr fahrenden Leut! Will euch ein Liedlein vorsagen, das könnt ihr durch die Gassen pfeifen und dazu künden, der Schopfmüller hab's euch gelehrt. Und es soll euch lang nicht im Beutel geklungen haben wie nach dem Sang!“

Doch Velten Stacher stand auf und entgegnete artig: „Ist uns schad, Herr Klee, Euch nicht zu dienen; unsere Rast ist kurz, müssen vor Nacht noch gen Rufach. Der Wind pfeift drauß, lasset den durchs Thor zum Aufspielen herein; habt's noch billiger so, und bläst der die Nasen Eurer Freundschaft nicht grün, so ärgert er sie doch rot.“

„Wollt ihr's nicht, da schert euch zum Rabenstein!“ stieß der Müller ingrimmig heraus. „Thut Jungfern schön mit euren Hämmlingskehlen, hier thut anderer Blasebalg not als euer Mäusegepieps!“ und er stürzte, sich geringschätzig abdrehend, seinen vollgeschenkten Becher herunter, während der Pfeifer und Guy die Herberge verließen. Draußen frug der letztere verwundert, was das ungeschlachte Behaben und absonderliche Gerede des Fremden bedeutet habe, und der Spielmann entgegnete: „Ist ein widerknorriger Pflock in der Stadtsippe, Brüderlein; seine Zunge klappert wie sein Mühlrad und mahlt ihr Ärgernis, das sie ihm hernach in die Suppe kocht. Seit ich gedenk, lebt er in Hader und Gezänk mit der Stadt, und seine Fäuste schlagen Zeugnis drein, daß er allemal im Recht sitzt. 's wär spaßig anzuhören, aber mir schwant's, sie werden zu Mülhausen einmal nicht über ihn lachen; er kläfft als ein Kettenhund, doch im Augstern glimmert's ihm wie 'ner Katz, wenn sie sich nach dem Vogel duckt. Was ficht's uns, mein Gesell, frisch die Beine genommen, daß wir glücklich und schnell am Rufacher Galgen vorüberkommen!“

Das letzte Wort lenkte die Wanderzwiesprache auf Guy Loders neues Befragen zu anderer lustiger Erwiderung des Spielmanns. Mancherlei Märe wußte er von der guten Stadt Rufach zu berichten, insonders über ihren weitberühmten Galgen, von dem rheinauf und -ab in deutschen Landen das Sprichwort umlaufe: „Der alte Galgen zu Rufach hat gut Eichenholz.“ Darauf seien aber auch die Bewohner der trefflichen Stadt mit Fug und Recht gar stolz, und als einstmals in ihrer Nachbarschaft die Bürger zu Gebweiler aus Ermangelung einer eigenen Richtstatt gebeten, einen Malefikanten an dem weitangesehenen Dreibein den Tanz mit der Jungfer Hänfin machen lassen zu dürfen, hätten die Rufacher freundnachbarlich, doch höflichen Abschlags darauf entgegnet: „Können's nicht verstatten, liebe Herren, denn der Galgen ist für uns und unsere Kinder.“ — „Ist aber auch sonst noch mancherlei Schwank dort zu Haus,“ fügte Velten Stacher hinzu, „daß die Weiber drinnen mehr gelten als die Männer. Nicht gerad ob ihrer wundersamen Lieblichkeit und Klugheit, aber es hat vor dreien Jahrhunderten an einem Ostermorgen der kaiserliche Schloßvogt ein schönes Bürgermägdlein mit Gewalt greifen und auf die Burg bringen lassen. Da haben die Männer insgesamt ratlos gaffend gestanden, doch die Weiber zuhauf sich mit Piken und Äxten, auch Besen und Kunkeln gewaffnet, daß sie, wie der Stadtschreiber aufgezeichnet, ‚vor Zorn eitel Mann gewesen‘. Sind dermaßen ins Schloß hineingedrungen und haben die Wächter niedergeschlagen, daß auch den Männern der Mut gekommen, und ist so der Kaiser selber, der auf der Burg genächtet, vor den Weibern von Rufach zuletzt davongelaufen, daß er ihnen Krone und Scepter in Händen zurückgelassen. Seitdem schreiten sie bis zum heutigen Tag bei jedwedem Fest und Aufzug großmäch-

tig vor den Männern einher, und es wispern die Mäuslein in jeglichem Häuslein, in Keller und Kammer bei alt und bei jung, da geht's nicht viel anders mit Besen und Zung! Mir schwant, wir werden ein Pröblein mit Augen sehen, mein Gesell; da drüben winkt's uns heut zur Rast, das ist der Turm von Sankt Arbogast."

In trübem, nachmittägigem Licht stiegen Türme und Mauern der guten Stadt Rufach unter der schon mit Schnee bedeckten Gebirgswand vor ihnen auf, es war jedoch noch ein gutes Stück Weges bis zu ihr hin und die Nacht dunkel hereingebrochen, ehe sie durchs Thor und unter der Sankt Arbogastkirche entlangschritten. An dieser bog Velten Stacher, allerorten auch bei Nacht und Nebel vertraut, durch einen finsteren Schwibbogen zur Linken, faßte die Hand seines Genossen und sprach, ihn nachziehend: „'s ist Pflicht, daß wir kurz vorschauen." So tappten sie eine enge, lichtlose, halsbrecherische Stiege hinan, dann pochte die Hand des Spielmanns irgendwo, eine keifende Stimme scholl heraus und der Pfeifer öffnete eine wackelige, halb aus den Angeln fallende Thür und sprach auf der Schwelle:

„Unsre liebe Frau von Dusenbach
Behüt dies Haus und dies Gemach;
Sie halt die ganze Bruderschaft
Und euch insonders in Gnadenkraft!"

An einem Wandhaken loderte ein rotqualmender Kienspan und erhellte zur Notdurft ein armseliges Gelaß, das Küche und Vorratskammer, Wohn- und Schlafstatt der darin Hausenden ausmachte. Ein Reisighaufen knisterte auf dem rohgemauerten Herd mit offenem Rauchabzug, daran drehte ein hageres, halb verlumptes Weib unwirsch den Kopf gegen die Eintretenden, seitwärts saß ein übergebückter Mann auf einem Holzklotzschemel am Boden und flickte mit Pechdraht an einem zerschlissenen Stiefelpaar herum. Er war völlig kahlköpfig, sein weißer Schädel glitzerte als das einzig Hellfarbige in dem verrauchten, klebrigen, wüstunordentlichen Raum. Seine Gestalt verschwand in einem langen, aus abgebrauchtem Lappenwerk buntscheckig zusammengestückten Sackrock; erst als er aufschauend antwortete: „Bist ein Pfeifer, kenne dich, Velten Stacher ist dein Nam," erkannte auch Guy Loder, starr verwunderten Auges, an der Stimme Herrn Gosfried Dürrschnabel, den Pfeiferkönig ohne Kronreif, Scharlachmantel und Silberscepter, ein kümmerlich verschrumpftes Männlein mit dem lugenden Seitenblick einer Maus, die sich nach einem Schlupfloch an der Wand umsieht. Der junge Spielmann wollte erwidern, doch vom Herd her fiel ihm scharftönig und heiser zugleich Frau Dürrschnabel ins Wort: „Wir kochen unsere Suppe nicht für herumlungernde Ratten, pfeifet eurer Frau von Dusenbach anderswo auf den Schmalztopf!" Nun verneigte sich Velten Stacher mit artigem Lächeln: „Wir vermeinten auch nicht, Frau Königin, uns bei Eurem Abendimbiß zu Gaste zu laden, vielmehr dem Herrn König unsere Ehrerbietung zu weisen, daß er uns verstatte, ihn in der Herberge zu einem guten Trunk zu fordern." Über Gosfried Dürrschnabels Gesicht lief ein sehnsüchtig durstiger Ausdruck, doch begleitete er denselben nur mit einem wortlosen Seufzer, denn seine Ehehälfte entgegnete sogleich: „Daß er versoffen heimkäm und mit seinem Bürgerwams als 'ne Sau im Gossendreck läg! Dazu halt ich ihn vor dem ehrbaren Rat in Ehren und Anstand, he? 's ist Gänsewein genug im Kübel, und klebt euch die Zung am Gaumen, will ich euch auch davon schöpfen." Sie griff mit einer nachdrücklichen Bewegung des knöchernen Armes nach einer Kelle, der Pfeiferkönig sagte jetzt halb weinerlichen Tones: „Ich würde deiner Ladung Gehör geben, Velten, aber weißt, daß ich in der Früh den Choral vom Turm blasen muß, da ist's Nachtschlafenszeit. Wen hast bei dir, ist mir ein fremd Gesicht." — „Meinen Gesellen," antwortete Stacher, „er will Bruder werden, wenn er bei mir aus der Lehr kommt; denkt, er kann's dereinstmals vielleicht zum König bringen." Nun warf

sich Gosfried Dürrschnabel würdig in die Brust und versetzte: „'s ist wohl eine freie Kunst, Bub, aber nähr keinen Hochmut in dir groß! Viel Hundert pfeifen in Stadt und Land, doch einer nur hat's so hoch gebracht wie ich!" — „Das wollt ich vermeinen," schloß der junge Pfeifer mit respektvoller Miene dran, „und deshalb hab ich ihn zu Euch geführt, Herr König, daß Ihr ihn vor Hoffart bewahrt.

Nun thaten wir unsre Schuldigkeit,
So gebt, Herr König, uns Pfeifergeleit,
Daß wir in allen Weiten
Euch Preis und Ehr bereiten."

„Ja, ja, das thuet; geht, gute Gesellen," stimmte Gosfried Dürrschnabel mit einem vorsichtigen Seitenblinzeln nach dem Herd zu: „seid übel dran, müsset in Nacht und Nebel hinaus, habet nicht eigenen traulichen Herd, dran in Frieden zu rasten, nichts als junges Blut und ein Lied auf der Lippe — getröstet's euch, es ging mir auch einmal nicht besser — unsere liebe Frau von Dusenbach nehm euch in Hut bis Mariä Geburt, da grüßen wir uns wieder."

Er hatte trocken in der Kehle geschluckt als er von der Vergangenheit geredet, da es ihm auch noch nicht so wohl als heute gewesen, und er redete mit einem schlürfenden Lippengeräusch, wie wenn er in der Vorstellung seinen Mund auf den Dusenbach heruntergebückt halte, einen langschmachtenden Zug daraus zu thun; rückwärts polterten die beiden abendlichen Gäste wieder durch die Finsternis über die schollernde Treppe hinab. Draußen zog Velten Stacher erst mit einer langen Brusterweiterung die frische Nachtluft ein, dann lachte er: „Hab ich dir zu viel Rühmens von den Rufacher Weibern gemacht, Guy Loder? Glaube schier, die Frau Königin ist schon mit bei den rüstigen Besenstöcken gewesen, als sie den Kaiser aus der Burg droben von dannen gejagt. Mag anders dabei ausgeschaut haben, der hochgebietende Herr, als mit der Krone, dem Purpur und Herrscherstecken in der Faust; bleibt ohn das vielleicht manchmal nur ein gar dürftigs Menschengeschöpf übrig. Möchtst auch so am eigenen traulichen Herd sitzen, Brüderlein? Treib's wie ich und hüt dich fein vor Weiberlippen und Äugelein; von braunen und blonden Löckchen, von plumpen und zierlichen Röckchen bleibt doch allein, mein Brüderlein, am Ende das Besenstöckchen. Und haben wir nichts als junges Blut und unser Lied auf der Lippe, so ziehn wir jetzo frohgemut zur Herberg an die Krippe."

Schärfer noch blies der Frostwind, als sie am anderen Frühmorgen durchs Nordthor von Rufach und am Richthügel mit dem weitsichtbaren Galgen von gutem Eichenholz vorüber wieder von dannen wanderten. Von Sankt Arbogast Kirchturm klang ihnen im Nebel der Weckchoral nach, mit dem Gosfried Dürrschnabel alle ehrsamen Bürger zusamt ihren löblichen Ehehälften ans Tagewerk berief, aber es war, als ob die Töne zuweilen in der Zinke stockten, dann kamen sie mit einem dünnen, trübseligen Gemecker hervor. Velten Stacher setzte seine Querpfeife an den Mund und schlug einen hellen Triller als Antwortsgruß zurück; da änderte die Zinke droben plötzlich ihre Melodie und spielte zu bassem Erstaunen der aufgähnenden Schläfer eine wohlbekannte, wehmütiglich-weltliche Weise:

Der Wald hat sich entlaubet
Gen diesem Winter kalt,
Meiner Freud bin ich beraubet,
Gedenken machen mich alt —

Der junge Pfeifer drunten aber erwiderte darauf mit einer gleichfalls weitbekannten Weise, blies und sang dazwischen:

Es ist kein Apfel so rösleinrot,
Es steckt ein Würmlein drin:
Es ist kein Jungfrau so hübsch und fein,
Sie führt ein falschen Sinn.

Wie man nun einen Apfel,
Der schön ist, nit flugs ißt,
Sondern schält und beschaut ihn vor,
Daß kein Wurm drinnen ist:

Also soll auch ein jeder
Auf ein freundlichs Weibsbild
Sein Lieb nicht werfen, bis daß er
Sieht, was sie führt im Schild.

Doch als nicht mehr nutzbare Warnung für Gosfried Dürrschnabel, den Pfeiferkönig, verklang's in der trüb-dunstigen Dezemberluft, die alles rundum, Rheinthal und Gebirg, grau verhängte. Nur in der Nähe reckten die Bäume ihr kahles, winterliches Geäst aus dem Nebel und schwanden rasch an den hurtigen Wanderern vorbei; erst gegen mittag hinan tauchte undeutlich sichtbar zur Linken über einer kleineren Stadt ein Bergrücken auf, von dem drei hohe, nahgesellte Warttürme herabblickten, die aus dem rinnenden Luftgetriebe einen Augenblick geisterhaft emporschimmerten und wieder dicht überwallt zurücksanken. Unwillkürlich deutete Guy Loder, seinen Schritt anhaltend, voraus: „Was ist das?" und sein Begleiter versetzte: „Freue dich, Finklein, daß du hier unten wanderst und nicht da droben im Käfig steckst. Würdest vermutlich bei schnödem Futter nicht sonderlich viel Lust zum Singen behalten. Das sind die ‚drei Exen', gar sicheres Steingefüg, heißen Dagsburg, Walchenburg und Weckmund und machen selbander die Stammburg des Ritters von Egisheim aus; gewahrst das Städtlein, nach dem sein Geschlecht den Namen führt, gleich drunten. Der Volksmund redet, der Rufacher Galgen sei gesundere Herberg als droben die Gastkemenate. Schaust hinauf, als möchtest einmal selber die Prob anstellen? Halt dich gut auf der Hut, und vorüber, jung Blut! Es fließt kein Milch und Honigseim in den drei Exen ob Egisheim!"

Der Knabe schwieg, ihm war's seltsam mit einem kalten Schauer über den Rücken gelaufen; das Gedächtnis an seine sinnlos unbedachte That im Dusenbachthal kehrte ihm plötzlich zurück, und er sah sich mit schreckhafter Einbildung droben unter einem der geisterhaften Türme in ein tiefes, unheimliches Erdverließ hinuntergestürzt, wenn der Ritter von Egisheim damals seiner habhaft geworden. Nun jagte von einem Windstoß der Nebel wieder, rundum alles auslöschend, dicht und schwer darüber; dennoch trieb's Guy Loder fast unwiderstehlichen Dranges, den Mund zu einer Frage aufzuthun. Da scholl ihnen ein Schritt auf der Straße entgegen, eine Gestalt tauchte aus der trüben Luft und frug, den Fuß haltend: „Bist Velten Stacher, der Pfeifbruder, wohinaus des Wegs?"

Der Sprecher mochte gleichen Alters mit dem Angeredeten sein und gehörte offenbar ebenfalls zur Bruderschaft. Er trug ein gewundenes Blashorn als Spielwerkzeug am Schulterband, über kräftig-schlanker Gestalt schauten zwei blitzhelle Raubvogelaugen aus einem frechen, scharfgeschnittenen, schönen Gesicht. Doch seine Tracht war wüst verlottert, von der Stirn zog sich rot die frische Narbe einer Hiebwunde und sein Atem füllte widrig mit Weingeruch die Luft. Velten Stacher schien nur kurzen Grußes vorüberschreiten zu wollen, doch der andere vertrat ihm mit einem höhnischen Aufzucken der Lippen den Weg.

„Hältst mich keiner Bruderantwort wert? Giere zwar nicht danach, trägst aber die Silbernarretei am Hals wie ich, daß du mir Pflicht und Rede schuldig bist."

„So geleit dich unsere liebe Frau, Wendelin," entgegnete der Pfeifer; „gehe nach Kolmar ins Winterquartier."

Ein zorniger Funke schoß zwischen dem Augenweiß des Hornbläsers hervor und er stieß aus: „Weißt, daß ich Welf Siebald heiße, was giebst mir meinen Namen nicht?"

„Hatt ihn vergessen, Welf Siebald," antwortete Stacher gleichmütig, doch jener lachte mißächtlich drein: „Dem Gutzgauch gilt's gleich, wie die Sippe ihn heißt. Ins Mausloch kriecht ihr, zum Pfaffenspruch übers Brautbett zu pfeifen? Was hast für ein Junkerlein bei dir mit Feder und Wams, die Dirnen zu kirren? Der fiel nicht von deines Vaters Bank."

Es zuckte in Velten Stachers Arm, doch er beherrschte sich und versetzte kurz: „Mein Gesell ist's — wohin zielst heut noch?" Dazu hob er den Fuß, um weiterzugehen, und Welf Siebald that das Nämliche. Den Kopf nur zurückdrehend,

erwiderte er noch: „Lauft zu den Hämmeln und pfeift ihnen die Rappen vom Fett! Weiß nicht wohin — nach Mülhausen zur Weihnachtskilbe, da brauchen die Weiber einen Hornbläser für ihre Männer.“

Er ging, schnell verklang sein Schritt und verschwand seine Gestalt im Nebel. — „Komm am Rufacher Galgen vorbei — oder nicht,“ murmelte Velten Stacher. Er setzte geraume Weile schweigsam seinen Weg fort, bis eine Frage Guys ihn halb widerwillig entgegnen ließ: „'s ist ein wüster Raufhahn, treibt sich wenig zu Ehren der Bruderschaft in Städten und Landen um. Weiß nicht, welcher Art er zur Aufnahm drin gekommen, denn vor nicht viel Jahren hieß jeglicher ihn Wendelin, wie's Brauch ist im Wasichin, daß Kinder, die keinen Namen vom Vater mit zur Welt bringen, den vom Heiligen ihres Geburtstages bekommen. Ist zwar keinem Heiligen ähnlich, aber nachmals, scheint's, von ehrlicher Abkunft worden; hieß sich Welf Siebald, wußt wohl selber nicht zu sagen, wer ihm's Recht drauf zugesprochen. Muß doch also sein, hätt sonst nicht in die Bruderschaft gelangen können, wenn man für gewiß nimmt, daß es allzeit ohn Rank und Heimlichkeit in der Welt zugeht. War übrigens vor nicht langer Frist noch ein gar schmucker Gesell von Wuchs und Antlitz, nach dem sich manches Mädel die Augen aus dem Kopf geguckt —“

Der Pfeifer brach, plötzlich das Gesicht zur Seite drehend, ab und warf einen Blick über seinen Begleiter; dann schritt er wortlos fürder.

„Weshalb schautet Ihr mich so an?“ frug Guy Loder verwundert.

Der Befragte schwieg noch kurz, ehe er antwortete: „Es kam mir nur so — wollt dich nicht kränken, aber es liegt auch nichts Schimpflichs dran — hast in Stirn und Nase nicht Unähnlichkeit mit dem Welf Siebald, wie er vordem war. Schauen aber gar andere Augen drunter auf, mein Brüderlein, vor denen sich kein Mägdlein fürchten mag. Siehe, da winkt uns Sankt Martins spitzes Fingerlein Willkomm.“

Die Luft hatte sich im Thale etwas aufgehellt, so daß man auf eine Wegstunde voraus einen viereckigen, in spitze Haube auslaufenden Kirchturm über Mauerzinnen und Giebelaufstieg zu gewahren vermochte, und die Wanderer förderten rüstig ihre Schritte der gewichtigen, aus alter Zeit in hoher Kaiserhuld stehenden Reichsstadt Kolmar entgegen.

(Fortsetzung folgt.)





Vergessene Opern.

Von

C. H. Bitter.

III.



Wer Rossinis „Othello“, welche Oper in demselben Jahre mit dem „Barbier“ entstanden ist, richtig beurteilen will, darf nicht in ihr deutsche Auffassung und deutsche Tiefe verlangen. Er darf an sie nicht den ästhetisch prüden Maßstab anlegen, der von Shakespeares Geist und Gedanken erfüllt sein soll, der in den Tiefen der Seele wühlt, dagegen vor jedem Blütenhauch schaudert, dessen die melodische Grazie des großen Tonsetzers sich eben nicht entschlagen konnte. Wer so rechnen will, wird und muß den „Othello“ von vornherein verdammen. Ich nehme diese Oper, als aus Rossinis ganzem Wesen hervorgegangen, als eine Thatsache hin. Es ist eine ernste Oper in italienischem Stil, auf den Gesang und auf Wohlklang berechnet. Ihr Charakter ist, wo er nicht durch Fiorituren und Gesangseffekte durchbrochen wird, ein heroischer. Er drängt zur Tragik; aber man wird von Rossini nicht verlangen, daß er darum der Melodie entsage. Schon in der ersten sehr bekannten Arie des Othello tritt dies deutlich hervor. Man vergleiche diese mit der berühmten Arie Rodrigos im zweiten Akt: „Othello, kannst du lieben“, und man wird über den Unterschied beider Arien nicht im Zweifel sein. Man betrachte ferner das Duo zwischen Desdemona und Emilia: „O, laß mich Ruhe finden“, und man wird anerkennen müssen, daß hier eine andere Sprache gesprochen wird als in den meisten Rossinischen Opern, insbesondere der zuletzt besprochenen „Diebischen Elster“, die doch auch ein tragisches Drama war.

Freilich, Rossinis „Othello“ will nicht allein von geschulten Kräften ersten Ranges gesungen, er will auch von solchen gespielt sein. Wer die Desdemona der Schröder-Devrient, der Sontag und der Heinefetter, wer den Othello von Bader oder von Wild gesehen hat, wird hierüber nicht zweifelhaft sein. Er wird aber auch wissen, daß es ein wunderliches Märchen ist, wenn man den Schwerpunkt dieser Musik in den dritten Akt verlegen will,

dessen musikalische und dramatische Höhe ich vollkommen anerkenne. Nein, dieser Schwerpunkt liegt im zweiten Akt, in dem Duett mit Jago, in welchem sich bei den Worten Othellos: „Trotzend dem Schicksal“ und „Gefärbt mit ihrem Blute“ Gesang und Deklamation zu der denkbar höchsten Höhe emporheben; nicht weniger in dem Finale bei den Worten Desdemonas: „Kannst du dein Kind verstoßen?“ Man wende mir nicht ein, daß hier nur die Kunst der Sänger jene fast unerreichten Triumphe gefeiert habe, die noch heute bei allen, die sie erlebt, unvergessen sind. Diese Glut der Leidenschaft, wenn auch in melodische Formen gekleidet, dieses wilde Aufblitzen dämonischen Feuers in Othello, die verzweifelnde Vernichtung Desdemonens zu den Füßen ihres Vaters liegen nicht allein in der Darstellung, sie liegen im Fleisch und Blut der Musik. Nicht jene großen Künstler, die ich nannte, haben jene beiden Rollen, um mich eines neueren, absolut falschen Ausdruckes zu bedienen, „kreiert“. Dies ist durch Rossini geschehen, freilich nicht in der Weise Meyerbeers oder Wagners, sondern in seiner Weise, ebenso wie der letztere seinen (überlangweiligen) Wotan, seine Brunhilde, seinen Siegfried und der erstere seinen Robert, Raoul und Johann von Leiden „kreiert“ hat.

Wenn der dritte Akt des „Othello“ mit der wunderbar stimmungsvollen Barcarole, der schönen Romanze und dem Gebete Desdemonens auf der Höhe des zweiten Aktes bleibt, so erkenne ich gern an, daß die Musik hier in besonderer Weise mitwirkt. Aber es bedarf hier auch der leidenschaftlichen Accente nicht, die den zweiten Akt in so hohem Grade erfüllen. Diese treten erst wieder in ihre Rechte in dem Augenblick, in dem Othello, zum Morde seines Weibes entschlossen, auf der Bühne erscheint, und werden in dem von Angst und wilder Wut erfüllten Duett: „Schleudre nach mir den Mordstahl“ reichlich ausgenutzt. Diejenigen aber, die Rossinis Verdienst um diese Oper nur auf diesen Akt beschränken möchten, mögen mir gestatten, daran zu erinnern, daß gerade in dieser überernsten Scene der Komponist sich nicht gescheut hat, ein Motiv des Orchesters aus der Arie des Basil: „Die Verleumdung ist ein Lüftchen“, fast genau, sogar in derselben Tonart zu entnehmen.

Ich bin weit davon entfernt, die Schwächen des „Othello“ nicht zu erkennen; vor allem ist der Text erbärmlich; aber ich meine, man müsse auch dem Vortrefflichen, was die Oper enthält, insbesondere der Ausdrucksfähigkeit der Musik gerecht werden. Wenn diese Oper zu den vergessenen gehört, so ist hierfür nicht der Grund in ihrer Schwäche zu suchen, sondern vor allem in dem Mangel an Künstlern, welche die beiden Hauptrollen, im Gesang und im Spiel, in jenem großen Stil zu geben im stande wären, wie das vor so vielen Jahren der Fall gewesen ist.

Das gleiche Urteil möchte ich von Rossinis „Semiramis“ aussprechen, deren Text zwar nicht den höchsten Anforderungen entspricht, welche an ein dramatisches Meisterwerk gemacht werden können, der aber, aller Fehler und Schwächen ungeachtet, die ihm anhaften, der Musik eine breite tragische Grundlage und dem Komponisten Gelegenheit giebt, seine Kräfte in reichem Maße zu entfalten. — Merkwürdig genug ist es, daß Azema, die Prinzessin aus Belus' Stamme, welche von drei Seiten umworben wird (Idreuns, Assur, Arsaces), gar keine Rolle hat, sondern von vornherein aus der dramatischen Handlung ausscheidet. Der Dichter hat offenbar durch sie der großen Rolle der Semiramis keine Konkurrenz machen wollen, zumal er die zweite Frauenstimme im Arsaces bereits besetzt hatte. — Großartig und dramatisch in hohem Grade wirksam ist die Situation im ersten Finale gezeichnet, in welchem Semiramis die Fürsten und Völker schwören läßt, ihrem Willen zu gehorchen und Arsaces als König und als ihren Gatten anzuerkennen. Ninus' Schatten ist es, der dem drohenden Aufruhr wehrt, indem er

Sühne für den an ihm begangenen Mord fordert.

Nicht weniger große Züge finden sich in der ersten Scene des zweiten Aktes, in welcher Assur, der Mörder des Ninus, seiner Mitschuldigen, der Königin, gegenübertritt, die, von dem Gefühl ihrer Schuld niedergedrückt, plötzlich durch den dem Arsaces gebrachten Triumph ihren Stolz und ihre Würde dem Mörder gegenüber wiederfindet.

Niemals verständlich ist mir auf der Bühne die letzte Scene gewesen, in welcher am Grabe des Ninus Semiramis von Arsaces statt des Assur erstochen wird. Die scenische Einrichtung mag dies verschuldet haben.

„Semiramis“ hat in Venedig bei ihrer ersten Aufführung nicht gefallen. Besser ist es ihr in Wien und Paris ergangen. Rossini hat sich in ihr offenbar zu größerer dramatischer Höhe erhoben, als dies sonst bei ihm der Fall war, obschon er die Grundlagen, auf denen er seine früheren großen Erfolge errungen hatte, nicht verleugnet hat. In Deutschland hat diese Oper nur vorübergehend Aufnahme gefunden; Sabine Heinefetter und Henriette Sontag, jene auf der Königstädter Bühne, diese im Opernhause, haben die Hauptrolle mit großem Glanze dargestellt. Mit solchen Vertreterinnen würde die Oper auch jetzt noch dieselben Erfolge wie damals erreichen. Auch sie verdankt ihr Verschwinden von der Bühne zumeist dem Mangel an Künstlern, die der für Rossini notwendigen Gesangsmethode und Technik mächtig sind.

Über die „Belagerung von Korinth“ desselben Meisters werde ich mit wenigen Worten hinweggehen, so sehr dieselbe Großartiges und fast unerwartet Schönes bietet. Rossini steht in ihr zum Teil noch auf dem altgewohnten Gebiet seiner Triumphe, zum Teil bereits mitten in dem Stil der neueren französischen großen Oper. Die Introduktion und fast der ganze letzte Akt mit der berühmten Fahnenweihe und dem Schlachtgesange der Griechen stehen in schneidendem Gegensatz zu der großen Mehrzahl der Solonummern, dürfen indes als Musikstücke höchster Bedeutung bezeichnet werden.

Zu den vergessenen Opern Rossinis gehören ferner der „Turco in Italia“, „La Donna del Lago“, „Matilda di Chabran“, „Graf Ory“, „Corradino“, „Zelmira“, „Elisabetta“, „Moise“, „Armida“ und manche andere, der Zeit und der wechselnden Geschmacks- und Kunstrichtung verfallene Opern, deren Namen ich nur deshalb nicht nenne, weil ihnen gegenüber die mit mehr Ausführlichkeit behandelten Opern desselben Meisters ihre höhere Bedeutung rechtfertigen.

Ich bin mit den letzten Besprechungen in das Kapitel der vergessenen ernsten Opern eingetreten, dem ich nunmehr einige Betrachtungen widmen möchte.

Zu ihnen gehören vor vielen anderen auch, ich setze hinzu leider, alle Opern von Spontini, welche dermaleinst der berechtigte Stolz der Königl. Bühne von Berlin waren, für die der große italienische Tonsetzer sie zum Teil geschrieben, zum Teil neu bearbeitet hatte. Ich weiß bei dieser Bemerkung sehr wohl, daß die „Vestalin“ in Berlin noch vor einigen Jahren gegeben worden ist und daß die von Niemann* und Betz (Licinius und Cinna) gesungenen Rollen mit rauschendem und verdientem Beifall aufgenommen worden sind. Seitdem aber ruht die Oper. Ich weiß auch, daß in jedem Jahre auf derselben Bühne ein- oder zweimal „Fernand Cortez“ aufgeführt wird, um Niemann Gelegenheit zu einer seiner meisterhaftesten Darstellungen zu geben. Ich könnte sogar noch weiter gehen und daran erinnern, daß noch vor etwa drei Jahren „Olympia“ in ephemerer Erscheinung gegeben worden ist. Und dies veranlaßt mich, an die genannten drei Opern eines der größesten Opernkomponisten unseres Jahrhunderts nur mit diesen wenigen Worten zu erinnern. Denn man könnte immerhin behaupten, daß sie noch nicht ganz vergessen seien. Dagegen werde ich der Opern

* Vergl. über Niemann die Bemerkungen der „Modernen Oper“ (S. 281 u. f.) von Hanslick.

„Nurmahal“ und „Alcidor“ zu gedenken haben, während ich „Agnes von Hohenstaufen“ (1829), welche niemals auf der Berliner Bühne recht heimisch, auf anderen Bühnen, soviel ich weiß, nie gegeben ist, nur deshalb anführen will, um zu zeigen, wie wenig Spontini der Mann gewesen ist, sich gewisser orchestraler Mittel, welche jetzt in Opern viel geringerer Bedeutung Anwendung finden, zu versichern, obschon die Kritik seiner Zeitperiode ihm die heftigsten Vorwürfe über das Überbieten der Instrumentaleffekte und des Orchesterlärms gemacht hat.

Das Finale des zweiten Aktes dieser Oper spielt im Inneren einer Klosterkirche zu Mainz. Die Katastrophe der Oper führt dort zu dem Konflikt zwischen der Macht des deutschen Kaisers und der gegen seinen Willen stattfindenden Verbindung seiner Nichte Agnes mit dem Sohne Heinrichs des Löwen. Ein Nonnenchor von der Höhe der Orgel her wird eingeleitet und begleitet von einem Orchester, das, ohne in der Orgel selbst das eigene Instrument zu besitzen, durch die eigentümliche Verwendung und Mischung der Bläser in der kunstvollsten Weise die Orgel ersetzt. Die Tonsetzer neuerer Zeit werden nicht genötigt sein, derartige Orchestermusik zu schreiben. Aber zu Spontinis Zeit hatte die Orgel noch keinen Zutritt zur Bühne. — Das Gegeneinanderwirken der weltlichen Chor- und Orchestermassen gegen die kirchliche Feier erhebt sich, während außerhalb des Klosters ein furchtbarer Sturm erbraust, zu der höchsten Höhe großartiger Dramatik. Es sind geradezu riesige Dimensionen, zu denen dies große Finale sich aufbaut.

Man behauptete damals, daß „Agnes von Hohenstaufen“ durch die übermäßige Verwendung der Blechinstrumente zu einer unerträglichen Oper geworden sei. Ich habe meinerseits diesen Eindruck nicht gehabt, in meiner Erinnerung hat sich aber die zuvor angedeutete Scene fest ausgeprägt als dem Bedeutendsten angehörig erhalten, was ich auf der Bühne gesehen.

Auch Spontinis vorletzte Oper „Alcidor“ ist wohl nur über die Berliner Bühne gegangen. Sie ist vergessen trotz der ungeheuren Pracht, mit welcher sie in Scene gesetzt war, ungeachtet der bedeutenden Musik, welche die Partitur enthält. Das Buch dieser Oper ist nicht glücklich gefaßt. Es baut sich auf aus dem Stoff der Geschichte des Prinzen Zein Alanam und des Königs der Genien, welche aus „Tausend und einer Nacht“ entnommen ist. Dem Texte fehlt vor allem die Durchsichtigkeit, die einem so verwickelten Märchen not gethan haben würde. Dagegen wird die Oper mit einer fast erdrückenden Masse von zauberhaften Details überfüllt, welche den Zuschauer nicht zur Besinnung kommen läßt. Der Krieg der guten gegen die bösen Geister, von Liebe und Haß, von Ruhmesglanz und Schwerterklang, daneben die Stimmungen der Sehnsucht und zartester Gefühle, alles dies überfüllt jeden Akt, ohne daß der Aufbau des Ganzen sich zu jener Hoheit zu erheben vermöchte, die Spontini gesucht und in seinen anderen Opern erreicht hat. Daß dies sich auch in der Musik, wie groß und interessant sie sein mag, widerspiegelt, wie könnte dies wunder nehmen? Dabei ist „Alcidor“ eine Oper, in welcher nur Geisterfürsten, Sylphen, Sylphiden, Magier, Gnomen, Traumgenien, Schildjungfrauen, bezauberte Krieger, aber Menschen eigentlich gar nicht vorkommen; denn selbst die einzigen Menschen, Alcidor, Oriane und Selaide, sind von der Geisterluft und dem Geisterwahn so angekränkelt, daß sie unmöglich den Komponisten zu rein menschlichem Empfinden anregen können. Und doch hat er hierin das denkbar Mögliche geleistet.

Man hat über diese Musik beim Erscheinen der Oper die widersprechendsten Urteile gefällt. Insbesondere war es der rauschende Instrumentenlärm, der viel von sich reden machte. Gestimmte Ambosse, die im Takt geschlagen wurden, ein heroischer Chor von Kriegern, die nach der Musik mit gewaltigem Geräusch gegen die ehernen Schilde schlugen, eine goldene,

quer über die Bühne laufende Mauer, die sich plötzlich in ein Heer von geharnischten Kriegern verwandelte, alles das wurde von den zahlreichen (und ich füge zugleich hinzu: ungerechten) Feinden Spontinis zu den heftigsten Anklagen gegen ihn benutzt. Dazu die ungewohnte Pracht der Ausstattung! Ich erinnere mich des geradezu märchenhaften Zaubers, in welchem am Schlusse des zweiten Aktes Selaide und Oriane, die beiden Heldinnen der Oper, von Genien durch die Luft entführt werden, während der Beherrscher der Sylphen, Almovar, sich gleichfalls in die Höhe erhebt und Alcidor in ungleichem Kampfe gegen die auf ihn mit flammenden Lanzen eindringenden Geister zusammenbricht. Ich entsinne mich kaum einer ähnlichen dekorativen Pracht auf irgend einer Bühne begegnet zu sein.

Alles dies aber überbietet die Aufnahmefähigkeit der Natur bis zu einem gewissen Grade. Zelter, der sich durch seine barocken Urteile über das Beste, was die damalige Zeit zu bieten vermochte, ausgezeichnet hat, schrieb (1825) über „Alcidor“ an Göthe:*

„Die Musik ist eine erstaunliche Arbeit; man müßte schon ein rechter Musikus sein, um es bewundernd zu schätzen. Es ist ein Chaos von den rarsten Effekten, die sich untereinander aufreiben wollen und übermäßigen Fleiß des Komponisten voraussetzen. Es steckt eine zehnjährige Arbeit in dem Werke, und ich könnte mich zerreißen und dergleichen nicht hervorbringen.“

In der That ist die Arbeit, welche Spontini in diese Partitur gelegt hat, eine wahrhaft riesige. Welch ein Übermaß von Instrumenten, die fast ununterbrochen in Thätigkeit sind! Welch eine Flut dynamischer Vorschriften! — Und doch welche Fülle herrlicher Tonstücke, welch ein großartig heroischer Zug, der das Ganze durchweht! Welch ein Feuer in der Auffassung und der Durchführung im Einzelgesange wie in den stark bewegten Chormassen, soweit der Text irgend fähig war, den Tonsetzer mit Begeisterung zu erfüllen!

Spontini hatte bei seiner Musik freilich stets darauf gerechnet, daß sie durch ihn selbst einstudiert und geleitet werden müsse. Denn ungeachtet seiner übermäßig starken Instrumentierung blieb das Orchester mit den Stimmen stets im Gleichgewicht, sein Piano war von der äußersten Zartheit, sein Crescendo und Decrescendo von bewundernswerter Abrundung und Schönheit, wie er überhaupt als Operndirigent vielleicht unerreicht geblieben ist.

Einzelnes aus dieser Oper möchte ich nicht hervorheben, da sie kaum anders als im großen und ganzen beurteilt werden kann. Nur der prachtvollen Märsche und der reizenden Ballettmusik möchte ich Erwähnung thun, in welchen der Komponist jene volle Kraft der Erfindung bewährt hat, wie diese in den früheren großen Opern seiner Blütezeit bewundert worden ist.

Die Oper „Alcidor“ wird eine vergessene Oper bleiben. Und doch bildet sie ein glänzendes Glied in der Kette der großen Opern Spontinis, von der „Vestalin“ bis zu „Agnes von Hohenstaufen“. Ihr zunächst war die aus einem Festspiel („Lalla Rookh“) entstandene Oper „Nurmahal“ voraufgegangen (1821). Als Zauberoper nicht weniger für dekorative Pracht geeignet wie „Alcidor“, war der Text doch, obschon vorwiegend lyrischen

* Teichmanns litterarischer Nachlaß S. 154. Zelter war vierzehn Jahre früher (1811) in seinem Urteil über die „Vestalin“ wenig günstig gewesen. (ibid. S. 98.) Damals schrieb er an Göthe: „Endlich habe ich die neue gekrönte Oper gesehen und gehört. Damit ist es ein rechter Weltspaß, und die Herren des Konservatoriums zu Paris, welche nicht einig werden konnten, welchem von zwei tüchtigen Leuten sie den Preis geben sollten, weil sie eigentlich gar keine Kriterien kennen und ihr ganzes Treiben auf Vogelpfeiferei richten, haben sehen müssen, daß der Kaiser sich in die Sache mischte und den Preis einem jungen Künstler zuerkannte, aus dem (wenn er über fünfundzwanzig Jahre alt ist) niemals was Ordentliches werden wird. Das Gedicht ist für eine Oper locker genug gelegt und hat Raum für Musik. Dies hat der Herr Spontini denn auch so benutzt, daß er wie ein Knabe, dem zum erstenmal die Hände aus dem Wickelbande losgelassen werden, überall mit beiden Fäusten so gewaltig dreinplatscht, daß einem die Stücke um die Ohren fliegen.“

Inhalts, einfacher gestaltet. In ihm handeln die Menschen als solche mit ihren rein menschlichen Gefühlen und Leidenschaften. Das Geisterreich tritt nur helfend und tröstend hinzu. Die dramatischen Accente der Handlung sind natürlich begründet und scharf ausgeprägt, wenn sie gleich sich in dem Meer von Festgepränge und strahlender Prachteffekte, welche die wesentliche Grundlage der Oper bilden, fast verlieren. Immerhin bieten sie der Musik die notwendigen Gegensätze zu der überflutenden Lyrik des Stoffes und dessen tanzartigen Elementen. Wie die Spontinischen Ouverturen überhaupt in meisterhafter Weise den Zuhörer in den Charakter der folgenden Handlung einführen (und für mich stehen die Ouverturen zur „Vestalin“, zu „Cortez“ und „Olympia“ in Form und Inhalt mit auf der höchsten Stufe und dürfen sich vollberechtigt denen von Mozart, Gluck und Weber an die Seite stellen), so ist insbesondere auch die Ouverture zu „Nurmahal“ ein Meisterwerk charakteristischen und glanzvollen Lebens und feuriger Pracht. Sie strahlt in ihren energischen Rhythmen und in den dazwischen geworfenen spielenden Melodien, sowie in den duftig-zarten, durch die Harfe gehobenen, das Feenreich andeutenden sanften Gängen den Inhalt der Oper nach allen Seiten hin aus und ist, solange „Nurmahal“ unter Spontinis eigener Leitung gegeben wurde (später habe ich die Oper nicht wieder gesehen), stets mit dem rauschendsten Beifall begleitet worden.

In der Oper selbst, welche mit dem Aufgang der Sonne am Tage des Rosenfestes beginnt (die Gegner und Feinde Spontinis machten ihm damals heftige Vorwürfe über die unerhörte Pracht der Ausstattung, insbesondere über die aufgehende Sonne, die angeblich 10000 Thlr. gekostet haben sollte), ist die Musik von großartiger Pracht und streng im orientalischen Charakter gehalten. Sogleich die Einleitung mit ihrem melodisch lebendigen Schwunge, die Arien und Duette des ersten Aktes, der feurige und glänzende Marsch mit Chor: „Triumph dem Monarchen, dem hohen“, das prächtige Lied der Zelia: „Ihm töne Dank!“ in seinem stolzen Triumphgesange, vor allem aber das große Finale des ersten Aktes zeigen Spontini auf der vollen Höhe dramatischer Kunst.

Der Anfang des Finale: „Den Frevler schafft zur Stelle“, zeigt in den kurzen, wild dahinbrausenden Triolenfiguren den aufschwellenden Zorn des erbitterten Fürsten, auf den die Nachricht von der Untreue seiner Gemahlin mit vernichtendem Schlage eingewirkt hat. In sein düsteres Grübeln klingen die Jubeltöne des beginnenden Festes hinein. In meisterhafter Weise sind diese mit den wilden Triolen des Eingangs verwebt, bis sie nach heftiger Steigerung verstummen, um der Festfreude freie Bahn zu lassen. Dschehangirs klageerfüllte Seele spricht sich in gedehnter, chromatisch herabsteigender Deklamation aus: „O Qual des Argwohns, Qual der Zärtlichkeit“, von dem glänzenden Chore: „Durchtanzt die Fluren“ übertönt, während Nurmahal, ihren Gatten angstvoll beobachtend, in seinem Herzen zu lesen sucht. Der Tanz, unter dem ersichtlichen Eindruck der Verstimmung des Fürstenpaares, wird zusehends matter und droht, in fieberhaft wiederkehrenden Rhythmen verhallend, ganz zu erlahmen. Dschehangir und Nurmahal bleiben in sich versunken stehen. In herben, einander fast widerstrebenden Tönen spricht sich ihre innerste Unruhe aus. Dschehangir, der endlich die Unterbrechung des Festes bemerkt, befiehlt, daß der Tanz wieder beginne. Die Überzeugung von Nurmahals Unschuld bricht in ihm hervor:

Barbar, dein Blut, dein Tod
Sei der Verleumdung Rächer!

als Bahar, der Nurmahal angeklagt hat, mit seinen Kriegern dem Sultan den Helm Atars als Beweis der Untreue seiner Gemahlin bringt. Dieser Satz, von den angstvollen Zwischenrufen Nurmahals und von Dschehangirs wilder Wut durchbrochen, steht auf der höchsten Höhe dramatischer Tragik. Man kann mit ihm

dies Finale zu dem Besten zählen, was Spontini und die dramatische Musik überhaupt geschaffen haben.

Auf gleicher Höhe erhält sich der zweite Akt. Nurmahals von Unruhe durchwühlte Arie: „Ich fühl im liebenden Herzen“, und das folgende Duett mit Dschehangir, welches, von glühendster Leidenschaft erfüllt, sich bis zum Schluß hin in steter Spannung und Steigerung bewegt, dann in wohlthuender Weise kontrastierend das Arioso Namunas: „Halte Maß, den Gram zu nähren“, dereinst von der Milder in unvergleichlicher Schönheit und Größe gesungen, endlich das sich anschließende innig zarte, von Blumenduft und Mondscheinglanz durchwebte Duett beider Frauen, alles dies sind wahrhafte Perlen dramatischer Lyrik. Die wie ein in höchster Pracht strahlendes Märchen vorbeirauschende Scene schließt mit dem wie von duftigen Blüten schimmernden Gesange der Traumgenien, welche Versöhnung und Glück kündigen.

Alles in dieser Oper ist groß, voll von feurigem Leben und von melodischem Fluß. Insbesondere möchte ich der Recitative gedenken, deren deklamatorische Energie für Spontinis Schöpfungen bezeichnend ist.

„Nurmahal“ ist eine Festoper im eigentlichsten Sinne des Wortes. Mit dürftigen scenischen Mitteln kann man sie so wenig darstellen wie mit Kräften geringerer Art. Doch würde sie in der Weise, wie sie von ihrem Schöpfer ins Leben gerufen und wie sie damals dargestellt worden ist, immer ihres Erfolges sicher, eine glänzende Zierde jeder Bühne sein.

Es wird mir schwer, von Spontini zu scheiden, ohne der unvergleichlichen Darstellerinnen seiner „Vestalin“ zu gedenken, die in den letzten Jahren des Glanzes der Berliner Oper die Rolle der Julia gegeben haben: der Schechner und der Schröder-Devrient. Wohl selten hat eine Künstlerin mit rührenderem Zauber der Stimme wie des Ausdrucks auf der Bühne gewirkt als Nanette Schechner. Die gewaltige Größe des zweiten Aktes der „Vestalin“, mit dem Höhepunkt auf den mit dem Gefühl opfervoller Hingebung, aber auch des Triumphes herausgeschleuderten Worten: „Er ist frei!“ wurde durch ihre Darstellung zu riesigen Dimensionen erweitert. Dasselbe war bei der im Spiel wie im Gesang und dem Feuer und Glanz der Darstellung unübertroffenen Schröder-Devrient der Fall; ihre plastischen Bewegungen und der seelische Ausdruck ihrer Züge in der Scene des ersten Aktes, als Julia dem Licinius vor dem versammelten römischen Senat, Volk und Heer den goldenen Lorbeerkranz reicht, wird niemand, der sie gesehen, vergessen können. Sie hatte ihresgleichen nur in jener rührenden Totenklage, in der Iphigenia am Schluß des zweiten Aktes der Gluckschen Oper dem Schatten des Agamemnon geweihte Opfer bringt.

Ich werde über beide Künstlerinnen bei anderer Gelegenheit noch einmal sprechen dürfen. Hier habe ich ihrer gedacht, um zu zeigen, wie weise die Theaterdirektionen sind, Opern wie die „Vestalin“, „Cortez“, „Olympia“, „Nurmahal“ nicht ohne entsprechende Kräfte ersten Ranges aufführen zu lassen. Unter den augenblicklich in Deutschland befindlichen Sängern und Sängerinnen würden sich die Darsteller (Frau Vogl, Frau Materna,* Niemann, Vogl, Scaria) wohl finden lassen. Aber sie sind verstreut und kaum gewohnt, etwas anderes als Wagner zu singen.

Dieselbe Bemerkung würde ich der Besprechung einer Oper voranschicken können, welche unzweifelhaft den edelsten Schöpfungen der dramatischen Musik angehört, sich weit über das Niveau dessen erhebt, was die vergangene Zeit und auch die letzte Opernperiode für das musikalische Drama geschaffen haben, und welche dennoch vergessen worden ist. Es ist dies Cherubinis wundervolle „Medea“. Der Schöpfer dieses herrlichen Tonwerkes ist der lebenden Generation vorzugsweise als der Komponist des „Wasserträger“ be-

* Frau Reicher-Kindermann ist leider heimgegangen.

kannt. Ältere Musikfreunde erinnern sich vielleicht noch der durch Spontini beförderten Aufführung der „Abencerragen" im Opernhause zu Berlin, vielleicht auch der in den Tagen des Verfalls der Königstädtischen Oper dort aufgeführten „Zwei Nächte". Die schönen Opern „Lodoiska" und „Faniska" sind, der prächtigen Musik ungeachtet, längst verschollen. Auch über Cherubinis „Medea" ist die Tonwelt bereit, zur Tagesordnung überzugehen.

Wenn Spontini der Schöpfer der Pracht und des Glanzes in der großen Oper war und wenn selbst durch den Zauber seiner Märchenwelt überall das heroische Element hindurchklingt, so erscheint sein Zeitgenosse und Landsmann als der Darsteller tiefer psychologischer Entwickelung im Gewande der Töne, voll von ernstestem Streben. Von ihm aus führt keine Brücke zu jenem, noch weniger zu seinem anderen Zeitgenossen Rossini. Der einzige Meister, dem er nahe verwandt war, ist Beethoven, der, gleichfalls aus seiner innersten Seele heraus mit tiefem Blick in das Gewebe der menschlichen Natur eindringend, ohne Rücksicht auf die Außenseite und deren Reize seine Gebilde geschaffen hat.

Cherubinis „Medea" ist von dem ersten Tone der Ouverture bis zu dem letzten Schlußtakt eine Tragödie im eigentlichsten Sinne des Wortes. Alles in ihr ist von großen Leidenschaften und Empfindungen getragen, und die Musik stellt diese in jenem heroisch-pathetischen Stile dar, den die klassische Periode der Musik, Gluck an ihrer Spitze, mit so sicheren Farben zu zeichnen wußte. Alles, was bloß auf sinnlichen Reiz, auf nervöse Aufregung, auf augenblickliche Glanzwirkungen berechnet hätte erscheinen können, ist, man könnte sagen, mit Absichtlichkeit vermieden. Die antike Größe mit ihrer verzehrenden Wildheit und Glut durchweht das ganze Werk, nur von den reinen Gegensätzen unterbrochen, welche die menschliche Liebe und die Scheu vor den Göttern herbeiführen.

„Medea" ist keine bloße Schicksalstragödie. Die eigene Schuld, die in der Überlieferung des goldenen Vließes an Jason wurzelt, nicht weniger die Treulosigkeit dieses ihres Gatten sind die tief eingreifenden Hebel der Handlung. Der Text von Etienne Fransery (1745 bis 1810) gehört ohne Zweifel dem Besten an, was die älteren Operndichter Frankreichs geschaffen haben.

Man sieht in der Hauptperson des Stückes, dieser düsteren, von mystischem Zauber getragenen Gestalt, alle die Seele bis auf das tiefste aufregenden Kräfte walten, welche den Menschen zu jenen äußersten Entschlüssen treiben, die das moderne Sittengesetz als Verbrechen bezeichnet und die in der althellenischen Ethik als eine Pflicht der Notwehr und berechtigter Rache sich darstellen. Der Stolz des beleidigten Weibes kämpft auf dem Hintergrunde einer wildbewegten, durch blutige Thaten verdüsterten Vergangenheit mit den Gefühlen halberloschener Zärtlichkeit und mit der reinen Liebe der Mutter zu ihren Kindern. Alles ringt in ihr gegen die bösen Gewalten, bis die weichere Seelenstimmung erliegt und der gräßliche Entschluß reif wird, an dem schuldigen Gatten durch den Mord seiner Kinder und der neuen Gattin Rache zu üben. Der ganze Kreislauf des psychischen Leidens bis zu dieser äußersten That wird vor dem Zuschauer aufgerollt, nicht weniger Jasons treulose Vermessenheit und seine Entfremdung von dem Weibe, das ihm in Kolchis den Sieg verschafft hatte. Dies die Motive, die eine von wilder Glut entflammte Seele über die Grenzen des gewöhnlichen Kreises menschlicher Empfindungen fortreißen mußten.

Alles findet in Cherubinis Komposition prägnanten Ausdruck. Die Arie der Medea (f-dur): „Sieh die Mutter in mir", in deren reinem melodischen Fluß sich noch die sanfteren Gefühle der Liebe und Hoffnung abspiegeln und den nur das mit Heftigkeit dazwischen geworfene Wort „Barbar!" unterbricht, mit welchem auch das Stück (an den Schluß des ersten Aktes im „Fidelio": „Der Verräter!" erinnernd)

endet, ferner das in tiefster Tragik sich aufrollende Duett (e-moll) zwischen Medea und Jason: „Ihr drohet mir umsonst“, mit dem düsteren Zwischensatz: „Hätt ich nie dich gesehn!“ zwischen der ruhelos fortstürmenden leidenschaftlichen Erregung des Orchesters, beide Stücke sind Meisterwerke der Charakteristik. In ihnen spiegelt sich die ganze furchtbare Tragik der Oper ab. Nicht weniger groß aber ist die Scene im zweiten Akt zwischen Kreon und Medea, in welcher diese dem König die verhängnisvolle Erlaubnis abdringt, noch einen Tag in Korinth verbleiben zu dürfen. Die zu der Deklamation und der Melodie leidenschaftlich bewegte Modulation des Orchesters und dessen charakteristische Figuren sprechen deutlich, was die über finsteren Plänen brütende Fürstin tief in sich verschließt.

Endlich als im dritten Akt sich der blutige Strom der Rache in dem Doppelmorde ihrer Kinder und der verhaßten Dirce Luft macht, türmt sich die wildbrausende, ruhelos bewegte Leidenschaft zu flammender Höhe empor, der die erschütterte Seele des Zuschauers nur mit Beben zu folgen vermag. Meisterhaft ist die Instrumentaleinleitung zu diesem Akt. Wie eine wilde, von nackten Felsmassen und schaurigen Abgründen umstarrte Gebirgslandschaft, durch deren dunkle Schatten kein Sonnenstrahl dringt und über welcher der Himmel nur in schweren, von rötlichen Blitzen durchzuckten Gewitterwolken herabhängt, solch ein Bild ist es, das die Musik Cherubinis hier entrollt.

Wie groß, klar und edel zeichnet sich diesem düsteren Schlußbilde gegenüber das große Ensemble im ersten Akt (f-dur) ab mit dem Eingangssatze Kreons: „Waltende Mächte, gnädige Götter!“ welches wie ein marmornes Götterbild auf dem leuchtenden Grunde des tiefblauen Himmels von Griechenland dasteht und mit der einfachen und großen Wirkung seiner Massen gleich einem Triumphgesange ertönt.

Um ein Werk wie das vorliegende ganz würdigen zu können, würde es eigentlich einer vollständigen Analyse desselben bedürfen. Indem ich mich auf dasjenige, was ich hervorgehoben habe, beschränke, will ich nur noch einmal der Ouverturen gedenken, welche den drei verschiedenen Akten voraufgesetzt sind und die mit Meisterschaft in die tiefernste Stimmung versetzen, welche die Handlung in Anspruch nimmt. Von diesen Orchesterstücken kommt die große Ouverture zum ersten Akt noch jetzt neben den Ouverturen zu „Faniska“, „Lodoiska“, „Demofon“, „Anakreon“, dem „Wasserträger“ und den „Abencerragen“ hier und da in Konzertprogrammen vor. Es ist dies das einzige, was von der „Medea“ Cherubinis im Publikum übriggeblieben ist.

Dieser große Tonmeister hatte die Massenwirkungen noch nicht gekannt, die in dem Orchester der modernen Oper, zunächst von Spontini eingeführt, wirksam sind. Von den Blechinstrumenten wendet er nur die Hörner, Trompeten und eine Posaune, letztere mit großer Mäßigung, an. Die eigentliche Bewegung ist bei ihm, wie bei der klassischen Oper überhaupt, in das Streichquartett verlegt, das in einer höchst charakteristischen, fast nie ruhenden Bewegung fortgeführt ist. Man wäre versucht zu glauben, daß Richard Wagner diese Oper gar nicht gekannt habe, als er in seiner Schrift: „Oper und Drama“ (S. 198) durch die kühne Behauptung: „In ihrer Einsamkeit hat die Musik sich ein Organ gebildet, welches des unermeßlichsten Ausdrucks fähig ist, und dies ist das Orchester. Die Tonsprache Beethovens durch das Orchester in das Drama eingeführt, ist ein ganz neues Moment für das dramatische Kunstwerk“, der Welt etwas ganz Neues zu verkünden meinte, während doch die „Medea“ in ihrem ganzen Zusammenhang nicht weniger als die klassische Oper überhaupt gerade auf der richtigen Benutzung des Orchesters beruht. Freilich ist bei ihr der Gesang noch immer die Hauptsache, und das Wort und die Menschenstimme sind noch nicht so weit herabgesetzt, um zur Folie der unendlichen

Melodie erniedrigt zu werden, die im Orchester zwar keineswegs die Tonsprache Beethovens darstellt, wohl aber Gesang und Melodie ertötet.

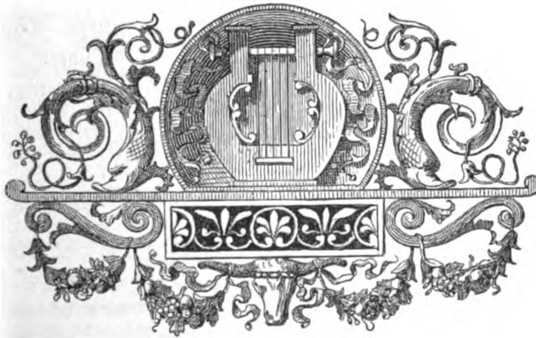
Die Aufführung der „Medea“ erfordert für die Hauptrolle eine überragende Persönlichkeit, wie Berlin diese seiner Zeit zuerst in der Sängerin Schick (1800), dann in der Milder besessen hat. Die Oper ist im Jahre 1797 entstanden, und es verlautet nichts von großen Triumphen, welche sie auf einem Siegeszuge durch Europa begleitet hätten. Sie war auf die Verbindung der einzelnen Nummern untereinander durch Dialog berechnet, wäre daher von vornherein von der großen Oper zu Paris ausgeschlossen gewesen, wenn Cherubini überhaupt für diese gearbeitet hätte. Franz Lachner hat sich das große Verdienst erworben, den verbindenden Text in recitativische Form zu bringen,* wodurch die Würde und der Ernst des Dramas wesentlich erhöht worden sind.

„Medea“ ist noch einmal im Jahre 1878 auf der Berliner Bühne erschienen, ohne festen Fuß gefaßt zu haben. Zu ernst und groß für das gewöhnliche Opernpublikum, wird sie nach dem gebräuchlichen Ausdruck „nichts gemacht haben“.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob es nicht mit zu den Aufgaben der großen Bühnen gehören dürfte, derartige Meisterwerke ersten Ranges von Zeit zu Zeit dem Publikum vorüberzuführen, sofern die Mittel dazu in dem Personal überhaupt vorhanden sind?

* Ich habe vor einigen Jahren in Dresden Webers „Oberon“ in vortrefflicher Aufführung, mit Recitativen von Grandaur versehen und von Franz Wüllner komponiert, gesehen. In der That hat durch diese Veränderung die herrliche Elfenoper im höchsten Grade gewonnen. Gerade in ihr war der erbärmliche Dialog durchaus störend. — Man hat an einigen größeren Bühnen den „Oberon“ zu einer Art von Feerie umgeschaffen, in der die Musik wahrhaft gemißhandelt wurde. So schloß in Mannheim der zweite Akt anstatt des Elfentanzes zu dem schönen Chor: „Auf, verlaß der Lilie Schoß“ mit einer Wandeldekoration, in der Hüon auf einem Nachen durch Puck von dem Felseneiland bis nach Tunis geleitet wird und wobei während der langen Dauer dieser Fahrt unaufhörlich und immer von neuem das Meermädchenlied gesungen werden mußte. Wie wenig paßt diese hohle Theaterscene zu Webers sinniger schöner Komposition!

(Fortsetzung folgt.)





Ein Philosoph und Dichter.

Von

Franz A. Lipp.



Es war an einem Spätsommertag des Jahres 1880, als ich, von München nach Schwabing heimkehrend, meinen Lieblingsweg durch den Englischen Garten eingeschlagen hatte. Langsam kam der Abend heran, in den hohen Schattengängen war es so still und feierlich wie in einem Urwalde, das Sonnenlicht lag in sanftem Glanze auf den spiegelglatten Seen und den leise dahinziehenden Armen der Isar; in verzaubert traumhafter Stille standen die Laubbäume, und ihre Wipfel zitterten in goldigem Schein: allüberall herrschte die Feiertagsstimmung eines Claude Lorrainschen Bildes.

Ich war gewiß schon über eine Stunde gegangen, als ich bei plötzlicher Biegung des Weges erst einen zweiten Spaziergänger erblickte, eine männliche Gestalt etwas über Mittelgröße, die in militärisch aufrechter Haltung und mit straffen Schritten rasch einherschritt; an dem grauen Filzhut mit der mächtig breiten Krempe, welche den fein modellierten Kopf tief beschattete, erkannte ich sofort meinen Mann: Friedrich Theodor Vischer.

Mit wenigen Schritten war ich an seiner Seite und erfuhr nach kurzer Begrüßung sofort etwas Neues: „Ich bin heute mittag Großvater geworden; während ich bei Tambosi meinen Kaffee trank, erhielt ich die Freudenbotschaft."

Am Siegesthor kam uns der glückliche Vater entgegen; der machte aber ein wenig lustiges Gesicht und erwiderte unsere Glückwünsche mit dem Stoßseufzer: „Nun hat das kleine Fräulein doch einen Großvater und einen Vater, welche viele dicke Bücher über ‚Das Schöne' geschrieben haben, und es ist trotz alledem recht häßlich — thatsächlich häßlich."

Wie wir darauf selbander mit lustigem Scherzwort den bekümmerten Vater tröstend in die Mitte nahmen, wie später bei einem der fröhlichen Symposien im „Platzl" der verehrte Stuttgarter Gast männiglich kundthat, daß er demnächst „trotz seiner siebzig und noch etlicher Jährchen" ein Bändchen „Lyrischer" herausgebe — all das tritt mir in froher Erinnerung vor die Seele, wenn ich heute des greisen Ästhetikers neueste Dichtergabe* durchblättere und da unter „Scherz und trockenem Ernst" das launige Ding lese, welches wohl auf jenem stillen Spaziergang im Englischen Garten entstanden ist:

Großvater.

Schöpfer eines Menschen sein,
  Ist nicht klein,
Ist fast wie ein König;
  Aber Schöpfers Schöpfer sein,
Ist doch auch nicht wenig.
Hold grüßt den Müden, aber Ungebeugten
Als Zeuge der Gezeugte des Gezeugten.

Wenn ein Gesetzgeber im Reiche des Schönen, ein Philosoph und Kritiker von

* Lyrische Gänge von Friedrich Theod. Vischer. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1882.

Beruf zum erstenmal mit einem poetischen Produkt auf dem Markt der Bücher und des Lebens erscheint, so erregt das für das große Publikum ein gewisses Befremden: wie kann sich mit dem strengen Spekulieren, Richten und Kritisieren ein fröhliches Dichten vereinigen? Gerade der Verfasser der „Kritischen Gänge“ hatte, als vor drei Jahren sein „Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft“ erschien, unter diesem Vorurteil schwer zu leiden. Allerdings kann von Vischer nicht als einem sogenannten „Naturdichter“ die Rede sein, sondern von einem Manne, der auf den reichsten Bildungswegen die Schätze des Altertums gesammelt, die Kunst des Mittelalters und der Neuzeit in ganzer Macht hat auf sich einwirken lassen, der wie kaum ein zweiter alle Kämpfe des modernen Bewußtseins durchgekämpft hat, der mit dem Scharfsinn des kritisch und dialektisch geschulten Philosophen den Blick des Künstlers eint und seine Worte allzeit aus dem frischen Urquell der deutschen Sprache schöpft. Sollte dieses Mannes „Lyrischen Gängen“ ein ähnlich unbegreifliches Ablehnen zu teil werden wie seinem „Auch Einer“, so wäre man berechtigt, den Glauben an die Vernünftigkeit des Litteraturerfolges überhaupt endgültig aufzugeben.

Als Vischer anfangs der vierziger Jahre den ersten Band seiner „Kritischen Gänge“ herausgab, schrieb er im Vorwort: „Auf wen das Einzelne nicht wirkt, der wird vielleicht erwärmt werden, wenn er sieht, daß ich mir treu bin... Die Feinde sollen sehen, daß es noch Männer und eine Gesinnung giebt, die Freunde erkennen, daß ich ihnen gehöre mit jedem Atemzug und Wort! Alle sollen sich überzeugen, daß ich lebe, was ich schreibe.“

Dies stolze Wort des jungen Mannes, welches auffallend an Shakespeares Versprechen im 123. Sonett gemahnt, ist ein ganzes langes, an Mühseligkeiten, Verfolgungen und Leiden überreiches Leben hindurch getreulich gehalten worden. Vischer hat allzeit „gelebt“, was er geschrieben. Ja, was er heute vollends in formvollendeten Gedichten veröffentlicht, das ist das ergreifende Bild seines ganzen Lebens, der geistige Entwickelungsgang dieses tapferen schwäbischen Denkers von den Knabenjahren bis zur Schwelle des Greisenalters.

Aus dem Naturgrunde, woraus ein Mensch auftaucht, ist nicht das Unwichtigste Abstammung und Geburtsort. Vischer ist in Ludwigsburg geboren, Altwürtembergs zweiter Residenz mit ihren breiten, menschenleeren Straßen, ihrem verfallenden großen Parke, „auf deren melancholischen Plätzen die Kinderwelt weiten Raum für ihre Spiele und für ihre Phantasie hat, um manche unheimliche Sage, die sich besonders an die Hallen des öden Schlosses knüpft, mit romantischem Schauder zu hegen.“ Hier hatte auch die Wiege Justinus Kerners gestanden, Eduard Mörike hatte da seine Jugendzeit verlebt, und wie oft der Knabe Vischer im Mondscheine auf der breiten Staffel vor dem Hause des Kaufmanns Strauß mit dessen Fritz gespielt hat, erzählt er selber. Ist es da ein Wunder, daß allen diesen Ludwigsburger Kindern, selbst so schneidigen Geistern wie David Fr. Strauß und Friedrich Theod. Vischer, ein gut Stück Romantik und weiche Empfindung im Blute liegt?

Vischer hat in seinen jungen Jahren Maler werden wollen, und Strauß weiß von dem Zeichentalent seines Mitschülers, das sich frühe in lustigen Karikaturen offenbarte, viel zu erzählen. Wir glauben es darum Vischer aufs Wort, daß sein Ahn jener berühmte Erzgießer Peter Vischer war, welcher am Sebaldusgrab in Nürnberg sein eigen Bild unter die Apostel gestellt hat, auch wenn wir von jener Tradition, welche mit einem kleinen Kruzifix als seinem Werk in Vischers Familie überliefert ist, nichts wüßten:

Wie du nach mir mit wohlbekannten Zügen,
Im Schurzfell, Hammer, Meißel in der Faust,
Breitschultrig, stämmig, ehrenfest, gediegen,
Du wackres Ahnenbild, herüberschaust,

Da fühl ich das verwandte Blut sich regen —

Die Armut, welche die Mittel für eine Künstlerlaufbahn nicht erschwingen konnte,

führte Peter Vischers späten Enkel durch die würtembergischen Klöster mit ihren reichen Stipendien zur Theologie. Im Herbst 1821 ist er zusammen mit Fritz Strauß, dieser von seinem Vater, jener von seiner Mutter begleitet, ins Kloster in Blaubeuren „eingeliefert“ worden. Vischers Vater war früh, im Kriegsjahr 1814, in Ausübung seines Berufes als Geistlicher am Lazaretttyphus gestorben:

Noch heute seh ich, wie den letzten Kuß
Die Mutter auf die Lippen drückt, die blassen.

Das Leben eilt. Schon winkt ein heitres Bild,
Ein Kloster steht im Felsenthal geborgen.
Da blühen Knaben, frisch und gut und wild,
Gefüllte Knospen in des Lebens Morgen.

Sobald aber erst das Tübinger „Stift“ den jungen Theologen aufgenommen hatte, schlug schwarze Melancholie ihm die schweren Flügel ums Haupt: er war völlig an der Erkenntnis der Wahrheit verzweifelt, ein vollendeter Skeptiker, der sich angelegentlich mit dem Vorhaben des Selbstmordes beschäftigte. Die einfache Glaubenswelt der Kindheit war ihm zusammengebrochen und der jugendliche Geist hatte noch keine Mittel gefunden, sich die „verlorene Kirche“ neu zu erbauen. Die Gedichte, welche aus diesem Gemütszustande hervorquollen, wie „Das graue Lied“ und „Faustische Stimmen“, sind vollendete Poesien der Zerrissenheit und des Weltschmerzes, welche ihre theistische Wurzel nicht verleugnen:

Frage.

Einst wird die Weltposaune dröhnen,
Und mächtig aus des Engels Mund,
Ein lauter Donner, wird es tönen:
Du, Erde, öffne deinen Schlund!

Sie schüttelt träumend ihre Glieder,
Und alle Gräber thun sich auf
Und geben ihre Toten wieder,
Die kommen staunend Hauf zu Hauf.

Dann, wenn, den großen Spruch zu sprechen,
Der Ew'ge sich vom Stuhl erhebt
Und stockend alle Herzen brechen
Und Todesangst die Welt durchbebt

Und laut erkracht des Himmels Krone —
Dann ringsum Schweigen fürchterlich —
Dann will ich stehn vor seinem Throne
Und fragen: Warum schufst du mich?

Es gemahnt an die düstersten Stellen in Byrons Dichtungen, wenn jener „Erste“, wie von einem grellen Blitz erleuchtet, vor unserem Auge erscheint, welcher „der Angst aller Kreatur“ ein Ende macht, indem er, „dem ew'gen Fluch, der blassen Furcht zum Hohn“, den Stahl zückt auf das eigene Herz. Hier beleuchtet der Dichter mit glühender Fackel den dunkelsten Abgrund des Seelenlebens, der ganze Trotz prometheischer Empörung erhebt sich in furchtbarer Großheit:

Dich möcht ich kennen, stolzer Göttersohn,

— — — — — — — — — — — — —

Der du zuerst geboren und erfaßt
Den Wutgedanken, den kein Mensch noch trug,
Von dir zu schleudern dieses Lebens Last,
Den Blitz, der noch in keine Seele schlug,

Den grellen Schrei, der durch die Himmel schallt,
Den Bruch mit allem, was das Herz erfreut,
Den Sturz, den jede lebende Gewalt,
Den Erd und Höll und Himmel uns verbeut.

Und erinnert es nicht an die weichsten Verse in Fausts Monologen in der Osternacht, wenn die Mutter Erde, weil sie den Vorwurf ihres verzweifelnden Sohnes nicht trägt, „leise, wie durch des Traumes Thor“, bekannte Bilder, Hand in Hand, hervorsendet?

Der Kindheit Unschuld und der Freundschaft Glück,
Der ersten Liebe süßes Herzeleid,
Die Hoffnung mit dem weiten, großen Blick,
Des Glaubens Kraft und stille Seligkeit.

Sie schauen ihn mit blauen Augen an,
Sie schütteln trüb das blonde Lockenhaupt,
Als fragten sie: Welch unglücksel'ger Wahn
Hat unserm Reich den lieben Freund geraubt?

Doch alle diese Friedensboten erscheinen vergebens.

Wehmütig lächelt er — zum letztenmal,
Der alte Zorn, ein stolzer Löw, erwacht,
Die Waffe blitzt, es zischt ein roter Strahl,
Er stürzt zusammen in die ew'ge Nacht.

Aus diesen Zweifeln und seelischen Zerklüftungen, heraus aus der Teufelei der Negation und dem Spintisieren über das Nichts ist Vischer einzig und allein durch Ausbildung der spinozistischen Grundlage in Hegels Philosophie gerettet worden. Von Herzen wäre es darum unserem modernen substanzlosen Geschlecht und unserer am Pessimismus krankenden Zeit

zu gönnen, daß „der alte stilvolle Philister Hegel“ mit seinem Stecken über sie käme und ihnen einschärfte: „Arbeitet, statt zu brüten, so werdet ihr euch aus dem Rachen des Ungeheuers Zeit und des Weltelends ins Ewige erheben; oder, wenn ihr doch arbeitet, warum arbeitet ihr nur, die Lust und den Segen der Arbeit zu untergraben?“

Inzwischen ist aus dem Kandidaten Vischer ein Vikar geworden, der im Dorfe Horrheim über ein Jahr lang für einen seltsamen Kauz von Pfarrer predigte, katechisierte, taufte und traute. In diesen idyllischen Tagen entstand das schlichte Gedicht von „Pastors Abendspaziergang“, wie er die freundlichen Gebilde der Natur schaut im Glanze der untergehenden Sonne.

Bei Vischer haben Denkkraft und Phantasie durch eine seltene Vereinigung eine schöne und höhere Naivetät in der Naturbetrachtung hervorgebracht. Wie heute der Anhänger der monistischen Weltanschauung die einander so entgegengesetzten Welten, Natur und Geist, als Einheit faßt, so hat, lange bevor das Schlagwort des modernen Hylozoismus erfunden war, jeder echte Dichter eine Beseelung der Natur und eine Naturwerdung des Geistes bewirkt; er hat „der Natur ein Auge gegeben, daß sie geistig blicke, und einen Mund, daß sie rede; er hat das Menschenherz dadurch dem Naturgeist vermählt, daß er den Menschen mit Sonne und Erde, Fluß und Wald wieder in den ursprünglichen Rapport setzt und so Herz und Welt, Geistesleben und Erde in ein Ganzes geheimnisvoll zusammenschlingt.“ Vor dem Dichterauge Vischers ist jener „Wasserfall“ im Salzkammergut, den er im Sommer 1833 staunend betrachtet, mehr als eine elementare Macht, er sieht im Geiste den urgewaltigen Kampf zweier Helden, Fels und Wasser, und er schildert diese Schlacht, die Niederlage des prahlenden Kolosses, den Sieg des Gebirgsbaches und seinen Sprung vom freigewordenen Felsen dramatisch bewegt in dialogischer Form. Wie überall, so macht Vischer auch hier vom Gleichnis nur sparsam Gebrauch, wo er aber ein Bild anbringt, da ist es von originaler Schönheit:

Und sieh, hier ist Raum,
Hier stört kein Fels, kein Baum,
Hier kann ich hinaus mich schnellen,
Kann frei durch die Lüfte
Hinab in die Klüfte
Wallende, fallende Wasser gießen,
Kann in einer reinen Linie fließen,
Wie von der Jungfrau Scheitel hernieder
Über das Antlitz, die schlanken Glieder,
Schwebend über die süße Gestalt,
Schimmernd ein weißer Schleier wallt.

Welch reiche Ausbeute an gewaltigen Naturbildern Vischer von seiner ersten italienisch-griechischen Reise (1839 bis 1840) mit nach Hause brachte, davon geben die Schilderungen „Ein Tag in Sorrent“, „Perugia“, „Im Hochgebirg“ glänzende Proben; es ist ein echt faustischer Zug, der durch alle diese farbensatten Schilderungen hindurchgeht: in den Metamorphosen der Meereswogen wie in den majestätischen Höhen des Hochgebirges, in jener göttlichen Wut der ewig wiederkehrenden Wassermassen wie in der starren Unbeweglichkeit der steilen Schroffen, glänzenden Firnen und unerreichbaren Felsenzacken bewundert Vischer stets die eine freie, ewig thätige und unerschütterliche Urkraft, wie sie schon vor Jahrtausenden der Herr dem Hiob als das Bild seiner Allmacht gezeigt hat.

Und wenn dieser Mann, dem Natur vergönnte, „in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freundes zu schauen“, ins alte Hellas wandert, in seinen Tempeln die alten Götter, alte Naturgewalten, aufsucht, auf dem Schlachtfeld von „Marathon“ und unter dem Löwenthor von „Mykenä“ sinnend weilt und so die alten Mythen an Ort und Stelle verstehen lernt, ist es da bei seinem hellen Formsinn zu verwundern, daß er die Schatten eines Orest und Ödipus neu zu beleben, mit ihrem Leid und ihrer Sühne leibhaftig an unserem geistigen Auge vorbeizuführen weiß?

Es war ein Glück, daß Vischer von diesen klassischen Landen mit einem wohlgesparten Fonds geistiger und physischer

Kräfte in sein enges Schwabenland heimkehrte; denn was ihn da an der Schwelle des Professorats an der Universität Tübingen erwartete, verlangte einen ganzen Mann.

Längst war das Kleeblatt Strauß, Vischer und Märklin den Pietisten, nicht den stillen im Lande, sondern den giftigen, ein Dorn im Auge, und bald ward nach dem alten Hauptpastor Götze-Concept gegen die drei ein fromm-fröhliches Haberfeldtreiben mit Erfolg eröffnet. Wie's Märklin erging, ist aus jenem Buche, das Strauß dem Freunde widmete, sattsam bekannt. Strauß ist für immer aus seinem Lebensgeleise geworfen worden, und Vischer ward anläßlich seiner Ordinariatsrede über die Freiheit der Wissenschaft von einem freidenkenden Kultusminister, der allerdings durch Petitionen, Broschüren und Kanzellärm gründlich bearbeitet worden, zwei Jahre lang vom Amte suspendiert. Wie Vischer diese unverdiente Schmach ertragen, darüber giebt ein Wörtlein im „Auch Einer“ Auskunft: „Still und fest, doch hat er's nie ganz verwunden.“ — Er selber aber schreibt in seiner Autobiographie: „Von da an erst ist mir der ganze Haß gegen Pietismus, Kirchen- und Pfaffentum in die Seele eingebrannt; wer nicht an sich selbst erfahren hat, wie ihr Stich thut, mag leicht von Duldung sprechen und sich verhüllen, daß wahre Toleranz die Intoleranz gegen die Intoleranz in sich schließt.“

Wie Vischer Mitte der fünfziger Jahre seinem Vaterland, welches von jeher seine besten Kinder, so Schiller, Schelling und Hegel, fortgeschickt hat, den Rücken kehrte und elf Jahre in Zürich lebte, wie später der würtembergische Kultusminister von Golther das alte Unrecht der Suspension durch eine ehrenvolle Berufung zugleich an die Hochschule in Tübingen und ans Polytechnikum in Stuttgart wieder gut machte, das ist uns allen wohl bekannt. Mit welcher Freude das ehemalige Mitglied der Paulskirche die Ereignisse des großen Krieges, welchen sein einziger Sohn als schwäbischer Reitersmann mitmachte, die Gründung des Deutschen Reiches aufnahm, das hat er in einigen Gedichten „Krieg 1870 bis 1871“, Gelegenheitsgedichte in jener stolzen Götheschen Bedeutung, ausgesprochen.

Die deutsche Lyrik aus den Kriegsjahren 1870 bis 1871 ist nicht allzu reich an gediegenen und ergreifenden Poesien; es sind uns darum auch heute noch nach einem Decennium Gedichte wie „Zwei Brüder (Erich und Axel, Grafen von Taube, gefallen in Champigny, 2. Dezember)“ und „Der Hohenstaufen, als ich am 3. Januar 1871 vorüberfuhr“, denen man anfühlt, daß sie in jener ruhmvoll bewegten Zeit aus einem Herzen voll Vaterlandsliebe hervorgequollen sind, gar sehr willkommen. Mit welch tiefer Empfindung ist gerade im „Hohenstaufen“ die Schilderung einer majestätischen Naturerscheinung gesättigt:

Da steht er wieder, ernst und hoch und kahl!
Ein weißes Tuch umhüllet sein Gelände,
Der Wintersonne später, bleicher Strahl
Fällt auf die weichgeschwungnen Bergeswände.

Vom Westen kommt dies geisterhafte Licht,
Weiß wie der Schnee, auf dem es widerstrahlet;
Doch schau, wie sich das Weiß ins Rote bricht!
Abhang und Gipfel scheint in Blut gemalet.

O wunderbarer Anblick! Blut, ja Blut
Vom Westen her krönt deinen Scheitel wieder!
Ein Kaisermantel wallt in Purpurglut
Aufs neue dir um deine Heldenglieder.

O herzdurchschauernd Bild! Ich glaub es kaum!
Mein Auge taut, ja fließet nur, ihr Thränen!
Ich darf's erleben! Wahrheit wird der Traum
Der Jünglingsseele, wird mein frühes Sehnen!

Nein, du mein deutsches Volk, du träumst nicht mehr
Von alter Herrlichkeit in kahler Blöße;
Wie kleidet er dich traurig schön und hehr,
Der blut'ge Festschmuck deiner neuen Größe.

Die tiefe Empfindung, die zarte und heiße Innerlichkeit seines Fühlens und Schauens darzustellen, dazu bedient sich Vischer bemerkenswerter Mittel: das Bewußtsein des Subjekts nimmt eine Scheidung in sich vor, das Ich findet das Objekt seiner Betrachtung und Schilderung in sich selbst, dem Greise ist so an der Stätte, wo er seine Jugendjahre verlebte, der Knabe begegnet, und er hat diesem als altem Bekannten ins Auge gesehen:

Da bist du ja im Morgenstrahl,
Mein nie vergeßnes Jugendthal!
Der Berge Kranz, die wunderblaue Quelle,
Städtchen und Kloster, alles ist zur Stelle.

— — — — — — — — — — — —

O Duft, o Kelch der Blütezeit!
Der Jugend süße Trunkenheit!
Die Liebe weint, der holde Mutwill sprühet,
Die Seele singt, der goldne Himmel glühet.

Heut, wo ich aus so ungeteilter Nähe
Dem frohen Knaben in die Augen sehe,

Der ich einst war, der so vertraut,
So schuldlos mir entgegenschaut,
Heut weiß ich nichts von meinem Tagewerke,
Hin taut der Stolz, es beuget sich die Stärke.

Zur Felsenhöhle wandl ich hin —
Vor Zeiten träumt ich oft darin —;



Friedrich Theodor Vischer.

Wo sind sie hin? Zersprengt, verweht,
Wie Gras des Feldes hingemäht!
Nur wenige Greise sind noch übrig blieben,
Zu zählen, wer noch lebt von all den Lieben.

Du dort in der gedrängten Schar,
Du mit dem weichen Lockenhaar,
Dich kenn ich näher, munterer Geselle,
Ja, du bist ich auf meiner Jugend Schwelle.

— — — — — — — — — — — —

Doch heute, wo herauf zum Wald
Das alte Klosterglöckchen schallt,

Laß, alt Gestein, mich heut in meinen Thränen
Ganz still an deine graue Wand mich lehnen.

Ein zweites Mittel der Objektivierung besteht darin, daß der Dichter sein Gefühl, sein ganzes Wesen in eine fremde Gestalt, die er uns schauen läßt, hineinlegt, so daß diese ganz Organ wird, durch welches hindurchklingend jene Empfindung zu uns herübertönt. Hierdurch wird das lyrische

Gedicht aus der Stimmung des unbestimmten Einzelnen heraus langsam zur Ballade hinübergeführt, ohne darum an Kraft und Wärme zu verlieren.

Ob der Verwendung dieser Kunstgriffe ist neulich dem letzten Sänger der schwäbischen Schule mit „schnell fertigem“ Wort das lyrische Vermögen überhaupt abgesprochen worden; wie man das angesichts so rein lyrischer Poesien wie „Die Nacht“, „Ein Gast“, „Wunder“, jenen Liedern im „Auch Einer“, „An meine Wanduhr“, „Am See“ und „Zu spät“ hat fertig bringen können, das möcht ich — lieber nicht wissen. Gerade das letzte Gedicht ist in seiner schlichten Einfachheit ein herzdurchschütternd Bild schmerzlicher, vorwurfsvoller Erinnerung.

Sie haben dich fortgetragen,
Ich kann es dir nicht mehr sagen,
Wie oft ich bei Tag und Nacht
Dein gedacht,
Dein und was ich dir angethan
Auf dunkler Jugendbahn.
Ich habe gezaudert, versäumet,
Hab immer von Frist geträumet;
Über den Hügel der Wind nur weht:
Es ist zu spät.

Die nahe Verwandtschaft des Dichters Vischer mit Jean Paul liegt nicht allein in der tiefen liebevollen Empfindung, sondern vor allem auch in dem scharfen Sehen all der komischen Brechungen und Zusammenstöße im menschlichen Leben, in dem Zusammenschauen der schmerzlichen und heiteren Widersprüche im Inneren und in der Welt, mit einem Worte in dem Humor, der ja nichts anderes ist als die Erkenntnis, daß in der Welt überall etwas „lottert“, man darüber weinend lachen und zornig-lustig spotten darf, „ohne darum gleich zu meinen, es sei alles nichts“.

In diesem Reiche der Komik, des Humors, der lustigen und bitteren Narrheit überhaupt ist Vischer ein souveräner Herrscher, ein Meister in der Darstellung aller Formen und Grade dieser Weltanschauung: von dem neckisch Anmutigen bis zu dem im Dienste der Komik stehenden und mit cynischer Offenheit geschilderten ekelhaft Häßlichen, von dem schalkhaften Aufziehen bis zur gallenbitteren Verhöhnung, von der leisen Satire an, wo der Gehänselte noch mitlacht, bis zur zornig dreinwetternden Grobheit,* die bei allem Humor, wo sie hinschlägt, wehe thut.

So ist in des „Mädchens Abendgedanken“ die heitere Welt des harmlos Scherzhaften gezeichnet, wo das komisch Naive ganz leise in den Schwärmereien einer Mädchennatur aufgezeigt wird und kein erschütterndes Lachen, sondern ein Lächeln mit Rührung über die Unschuld erregt. Daran schließen sich die Idyllen mit ihrem humorvollen Sichversenken in die kleinen Gänge der Menschenliebe, wir ertappen zwei schelmische Kindergemüter in „Ein Augenblick“. Die häuslich behagliche und behäbig duselige Stimmung tritt im „Fliegenorakel“ über den „Altersanfang“ hervor. Aber in Vischer steckt ein großer Schelm, der im Umsehen seine Selbstironie aufgiebt und kräftig mit der Narrenpritsche auf ein paar Käuze schlägt, mögen das ein paar „Trockene“ an einem Stammtisch sein oder ein schaudernder „Schulmann“, ein „bewunderter Kolorist“ oder Romanschreiber.

Uns machst du nicht perplex!
Wo es gebricht an Haltung,
An fixer Durchgestaltung,
Ist alle Pracht der Farbe doch nur Klex.
Dies ist unleugbar sancta lex. —
Zu einem ganzen Artifex
Will es noch anderes Gewächs,
Nein, du bist nicht pictorum rex,
Du bist und bleibst ein Farbenfex.

— — — — — — — — — — — — — —

Herr Sensatore,
Ihr Roman
Bricht flott sich Bahn,
Macht viel Furore,
Dieweil er so beweglich
So nerv-aufreglich,
So bunt, so frei
Und auch so Leih-
Bibliothecklich.

Die echten sanglichen Töne eines Kneipliedes hat der alte Phil. Ulr. Schartenmayer in dem „Spiritistischen Trinklied“

* „Die Schwaben sind zornig,“ sagt Auch Einer, „muß namentlich vom Neckarwein kommen, der bös macht; denn was ein rechter Schwab ist, wird nie ganz zahm.“

angestimmt, eine Zierde für jedes Kommersbuch. Schon gesalzener im Ton sind die politischen Herzensergießungen und die Darstellung des modernen Badelebens: „An eine Quelle“; das närrisch gepfefferte Ding vollends: „Ischias, Heldengedicht in drei verkehrten Gesängen, einem lyrischen, einem dramatischen und epischen“, enthält gar Scenen, wo der „fein“ gebildete moderne Mensch zum mindesten die Nase rümpft. — Meines Erachtens steht es aber unserer kritischen Jugend, welche den „Naturalismus“ eines Zola tagtäglich über den Schellenkönig lobt, schlecht zu Gesicht, bei ein paar unschuldig derben Späßen aus dem Reiche der naturalia non turpia zimpferlich zu thun und als Polizeidiener des Anstandes dem greisen Philosophen von Ludwigsburg wohlweise erzieherische Winke zu geben.

Es steckt ja allerdings hier und dort in dem 324 Seiten starken Buche etwas, wobei der Vogt A. E. sagen würde: „Sehen Sie, das gefällt mir nicht, der Heine hat's aufgebracht und dann . . .“; allein sind nicht gerade auch solche Produkte für jeden, der eingedenk des Leibnitzschen Wortes: L'individualité c'est l'infini Vischers geistige Persönlichkeit unter dem Gesichtspunkt der Entwickelung betrachtet, von relativem Wert?

Und wer hätte wirklich den Mut, dem Manne, welcher heute in seinem fünfundsiebzigsten Jahre in herzerfreuender Weise das Lob des Greisenalters singt, ob einiger „starker“ Verse ernstlich zu grollen?

Greisenglück.

Wie man das Alter auch mag verklagen,
Wie viel Übles auch von ihm sagen,
Die Ehre muß man ihm dennoch geben,
Daß es uns gönnt, noch das zu erleben,
Wie es thut, sich fühlt und schmeckt,
Wenn sie, die uns so toll geschreckt,
Verbellt, gejagt, durch die Wälder gehetzt,
Wenn sie nun endlich zu guter Letzt
Abläßt von ihrer keuchenden Beute,
Die Jägerin mit der grimmigen Meute,
Die wilde Jägerin Leidenschaft.
Es schmeckt wie ein kühlender Labesaft,
Es schmeckt wie ein Schläfchen nach Tische gut,
Wo man so sanft einnicken thut.
Also, ihr Leidenschaften, ade!
Euer Abschied thut mir nicht weh!
Doch e i n e will ich behalten, e i n e:
Den Zorn auf das Schlechte, das Gemeine.

Es ist eine dichterische Gabe, die ein Mann der strengen Wissenschaft an seinem Lebensabend als Autobiographie seinem Volke dargeboten, und es ist eine reiche und große Gabe. „Froh wird man bei ihm; Lebensgefühl strömt ins Herz, von gesundem Wein des Lebens erquickt, geht man von dannen. Auch wenn er Schmerzen bringt, und er bringt schwere. Er rührt uns bis ins Mark und macht uns doch niemals empfindsam, matt und flau; denn er trägt ein standhaft Manneshert in der Brust, Schicksalssinn und die gesundkühle Klarheit des Denkens“; er ist — wie sein Freund Gottfried Keller sagt — ein wesentlicher Mensch.





Das ligurische Palmyra.

Von

Woldemar Kaden.

> Hier umglänzt mich die alte blaugoldene Pracht,
> Die der Jugend Leid mir versüßte,
> Hier murmelt das Meer so träumerisch sacht,
> Als ob Sorrento mich grüßte.
>
> Scheffel.

Das ligurische Palmyra, sans phrase: Bordighera, ist einer jener zahlreichen Städteparvenus der Mittelmeerküste zwischen Genua und Nizza. Dieser weltferne Ort in einem Küstenwinkel der Riviera, der nicht mehr als zweitausend Einwohner zählt und von dessen Existenz vor etwa dreißig, auch noch zwanzig Jahren in Deutschland niemand eine Ahnung hatte, ist heute zum weltberühmten internationalen Rendezvous der feinen Welt geworden, und jeder Tourist kann uns sagen, daß es unter 43 Grad 46 Min. 30 Sek. nördl. Breite und 5 Grad 15 Min. 40 Sek. der Länge liegt; in allen illustrierten Zeitungen auch finden wir die empfehlenden Abbildungen seiner Hotels und Mietvillas.

Jene zweitausend Einwohner, die jahrhundertelang ihre Oliven, Agrumi und Palmen kultivierten und in dem Schatten dieser Bäume den Schlaf der Gerechten schliefen, haben allerdings nichts zum Berühmtwerden des Ortes beigetragen; sie dachten gar nicht daran, daß ihnen ein anderes Glück als das von den Vätern ererbte bäuerliche erblühen könnte. Aber als sie eines Morgens erwachten, war ihr Ort berühmt geworden, und das fremde Gold regnete auf sie herab wie Jupiters olympische Dukaten in den Schoß der überraschten Danaë.

Bordighera war entdeckt worden, irgend ein südwärts steuernder englischer Kolumbus hatte das der leidenden Menschheit verloren gegangene Paradies wieder aufgefunden.

Die Geschichte, die älteste, die des Mittelalters, wie die jüngste dieser Orte der Riviera, welche sich wie glänzende Perlen an die schöne Strada della Cornice reihen und die noch außerdem durch die genuesische Küstenbahn unter sich in engste Verbindung gebracht worden sind, ist eine fast übereinstimmend gleiche und

nur in den Namen, aber kaum in den Jahreszahlen variierende.

Da stiegen vor Jahrhunderten einmal ligurische Bauern, vielleicht von der Not oder drängenden Nachbarn getrieben, von dem Apennin herunter und fanden, daß die Gebirgswasser genug Boden an der Küste zusammengeschwemmt hatten, um mit Vorteil die Kultur irgend einer Nutzpflanze zu beginnen, oder Fischer kamen und sahen, daß der Strand, der längs der Küste hier ja so knapp bemessen ist, breit genug wäre, ihr Gewerbe auszuüben, und Fischer und Bauern siedelten sich an in Hütten und Häusern. Dann verschlug das Schicksal irgend einen Gottesmann an die Küste, der in einer Höhle zu siedeln anfing und die Worte des Evangeliums unter den Ölbäumen der seßhaft Gewordenen ausstreute. Hier in Bordighera war es Sant Ampeglio, ein Einsiedler aus der thebaischen Wüste, der sich um 411 hier niedergelassen haben soll. Er hauste der Tradition nach in einer feuchten Grotte zwischen Meerfelsen unterhalb des Kaps, das noch heute seinen Namen und die Altstadt Bordighera trägt, und soll im Jahre 428 eines seligen Todes gestorben sein, weshalb auch sein Leib, an dem die wenigen „Bordighesen“ manches Wunder erlebt, im Jahre 1248 nach Genua in die Kirche San Stefano übergeführt wurde, wo man ihn im Jahre 1627 in aller Form anerkannte. Zwölfhundert Jahre! Ja, wer nur warten gelernt hat, und das sprichwörtliche „qui vivra, verra“ kann auch auf die Toten bezogen werden. Über der Höhle Sant Ampeglios ward ein Kirchlein gebaut, neben dem Kirchlein entstand ein Kloster, abhängig von dem Stammkloster des Sant Onorato auf der Insel Lerin, das aber schon um 900 von den diese Küsten gar arg heimsuchenden Saracenen zerstört ward, bei welcher Gelegenheit die Mönche ihre Köpfe verloren, das heißt wörtlich genommen, denn man fand in der Neuzeit in den Grüften die Körper gesondert von den Köpfen, unter letzteren noch einen mit vollständigem Haupt- und Barthaar. Diese Geschichte könnte uns veranlassen, hier das Lokal zu dem Ferdinand Meyerschen Gedichte „Das Strandkloster“ zu suchen, in dem elf Mönche ohne Schädel ihr „kräftigschallend Deo gloria“ singen und erzählen:

> Es glitt vor tausend Jahren
> Dem Strand ein Saracenensegel nah,
> Sobald's vorbeigefahren,
> Anstimmten wir ein kräftig Gloria.
>
> Ergötzt von unserm Singen,
> Nahm der Pirat zu uns zurück den Lauf,
> Zwölf Köpfe ließ er springen,
> Das Blut schoß wie aus Brunnenröhren auf.

Dreihundert Jahre lang lag nun das Kap öde, nur von den Wellen des Meeres umrauscht, erst im Juni 1200 ward es lebendig auf den alten Felsen, da kam der streitfertige Rolandino di Malempechi, der Podestà von Genua, mit seinen Rittern, ließ seine Galeeren am Kap anlegen und schlug auf dem Kap seine Zelte auf. Um Bordighera handelte es sich damals noch nicht, denn das mußte als Stadt erst gegründet werden, die Waffen waren gegen das nahe Ventimiglia gerichtet, das seine Hand auf alles Land bis westlich vom Kap Ampeglio gelegt hatte. Das litten die Genuesen nicht, aber auch viele Familien Ventimiglias litten es nicht, natürlich jene, welche nichts davon bekommen hatten, und wollten die anderen den Besitz wahren, so mußten sie sich eine Wacht auf dem Kap bauen, einen befestigten Turm. Diesen Turm zerstörten die Genuesen im Jahre 1239; er wurde aber bald wieder aufgebaut und diente jetzt mehr zur Verteidigung dieser oder jener Faktion, in welche Ventimiglia zerspalten war.

Daraus nun entstand die Idee der Gründung eines ganz neuen und womöglich selbständigen Ortes, und das auf die Gründung Bordigheras bezügliche Dokument ist ein notarieller Akt des Messer Aprosio Filippo Ottobona, nach welchem siebenundzwanzig der bedeutendsten Grundbesitzer der Nachbarorte sich verpflichteten: „in territorio Vintimiglii loco dicto Bordighetta locum unum“ zu erbauen, ihn mit festen Mauern zu umgeben u. s. w.

Dieses Dokument datiert vom 29. Juni 1471, und das ist denn der eigentliche Geburtstag der Stadt. Diejenigen aber, welche ihren Ursprung in die Römerzeit oder noch weiter: in die Zeit der Fahrten des Herkules, zurückführen möchten (und wie mancher Kanonikus hat sich daran versucht!), fabeln, wie in hundert italienischen Orten zu Ehren der klassischen Mutter gefabelt und in der Etymologie der Namen gar ergötzlich gesündigt ward.

Der Ort wurde dann richtig gebaut, und es dauerte nicht lange, so gewann er einen ansehnlichen Einfluß auf alle kleinen Orte der Nachbarschaft, und als er sich stark genug fühlte, vollzog er die Trennung von Ventimiglia und erklärte sich, auf eigenen Füßen stehend, für unabhängig.

Ein kräftiges Geschlecht, der starken Eiche des ligurischen Volksstammes entsprossen, bevölkerte diese Mauern; mit starken Händen griff es die Campagna an und brach die widerspenstige Scholle, reutete, ebnete, pflanzte, bewässerte, baute an Stelle der gebrechlichen Fischerbarken seine Schiffe, die, mit den Gütern des Feldes beladen, einen lebhaften Handel längs der Küste förderten.

Der Ruf der ligustischen Thätigkeit und Rüstigkeit ist uralt. Im Altertum von kriegerischem Geiste beseelt, war diesem Geschlecht auch eine große Liebe zur Arbeit eigen, ein fester Mannesmut in Überwindung von Schwierigkeiten und Gefahren. Ihre kleinen Fahrzeuge setzten sie jedem Sturme aus, kein Meer ging ihnen je zu hoch; bessere Seefahrer als die Ligurer und zugleich gewiegtere Kaufleute gab es außer den Phöniziern nicht.

Den kraftvollen Männern standen die ebenso kräftigen Weiber zur Seite, wo es galt, aus dem Meer oder Land Gewinn zu ziehen. Auf dem Lande räumten sie mit den Männern vereint die riesigen Felsblöcke auf die Seite, trugen die fruchtbringende Erde in großen Körben auf dem Kopfe nach den von Bruchsteinen längs der unbequemen Bergeshänge aufgeführten, noch heute von jedem Fremden bewunderten Terrassen und gebaren der Zukunft außerdem ein kerniges Geschlecht, das in dieser reinen, vom Seesalze gewürzten Luft zu freudigster Gesundheit heranwuchs.

Bordighera also wurde durch eigene Kraft der Hauptort von acht kleinen Dörfern, den sogenannten „otto luoghi“, diese heißen: Vallebona, Vallecrosia, Sasso, Borghetto, San Biagio, Soldano und Borgo. Aber die Welt wurde ruhiger; Blankes, durch stete Bewegung blank, fing durch Rasten an zu rosten. Die Kraft auf dem Meere ließ nach; für Bordighera war die Zeit herangekommen: „wo wir was Guts in Ruhe schmausen mögen“. Die Einwohner zogen die Segel ein, hingen die Ruder bei, die Schiffe wurden bald wieder zur Barke. Die Einwohner vegetierten unter ihren Oliven weiter, freiten, ließen sich freien, preßten ihr Öl, ernteten ihre Agrumi, schickten zu Ostern ihre Palmzweige nach Rom, Frankreich und Holland. Niemand in der Welt draußen nannte den Namen Bordigheras, niemand auch kam, eine Nacht hier zu bleiben; nicht die kleinste Lokanda war vorhanden. So ging es wenigstens noch 1787 der Madame de Genlis, sie fand kein Nachtlager, und der Wanderer mußte froh sein, wenn er seine auf der sehr miserablen Straße zusammengerüttelten Glieder auf einem Strohbündel ausruhen konnte. Vornehme Gäste fanden in dem Palaste der altadeligen Familie Piana ein Unterkommen. In diesem Palaste wohnten im Jahre 1746, als die Franzosen und Spanier die ligurische Küste besetzt hielten, Carlo Emanuele, König von Sardinien, und sein Sohn Vittorio Amadeo, auch Philipp von Spanien und später Pius VII., und 1857 die Prinzen Humbert und Amadeo mit Gefolge, da sie von ihrer letzten Nizzareise zurückkamen.

Und dieses kleine und unbedeutende Nestlein fing im Jahre 1812 einen Krieg mit Großbritannien an, der Hering einen Krieg mit dem Walfisch! Die Geschichte ist zu interessant, als daß sie unerzählt bleiben könnte. Es war die Zeit, wo die ligurische Küste nach Napoleons Pfeife

tanzen mußte, und pflichtgemäß mußte auch Bordighera auf höheren Befehl alles Englische (was ihm heute so teuer ist) hassen. Am 21. Juli, siehe da trieb ein ungünstiger Wind oder sonst ein Zufall ein englisches Kriegsschiff an Bordigheras Küste. Mit Verwunderung sahen die Stadtsoldaten der Strandbatterie, auf der ein alter Achtpfünder rostete, daß dieses Schiff ruhig in der Nachbarschaft dieser Batterie beilegte, ohne aber ein feindliches Gesicht zu zeigen. Das war Verachtung, offenbare Verachtung, und darüber ärgerten sich die inzwischen herbeigekommenen Bürger. Sie drangen in den Kommandanten, Feuer zu geben; der widerstand lange, mußte aber endlich dem harten Drängen Folge leisten. Die alte Röhre wurde gerichtet, die Bürger verkrochen sich, der Schuß krachte und traf unglücklicherweise so gut, daß er einen Teil des Bugsprietmastes zerschmetterte. Der Krieg zwischen Bordighera und England war also erklärt; letzteres nahm ihn jedoch nicht auf, sondern suchte vorläufig das Weite, und die ligurischen Helden jubelten, einen so mächtigen Feind abgeschlagen zu haben.

Zwei Monate waren vergangen, noch immer bildete jenes Ereignis den abendlichen Gesprächsstoff der sonst so friedlichen Bürger, da kommt das beleidigte Schiff in Begleitung von zwei anderen zurück, stellt sich der Batterie gegenüber auf und giebt dem alten Mauerwerk, in merklicher Absicht, kein Menschenleben zu gefährden, eine volle Ladung; dann landen die Barken, die Batterie wird im Sturm genommen, die alte unselige Kanone vernagelt, die kleine Garnison in den Kasematten eingeschlossen und dann sucht man Gefangene im Ort zu machen. Man erwischt deren nur zwei, darunter den Bürgermeister, die anderen waren samt und sonders in die Berge geflohen. Die zwei werden an Bord der Fregatte geführt, wo man ihnen trefflich zu essen und noch besser zu trinken giebt, worauf sie in bedeutend angeheitertem Zustande, aber die Schlüssel zu den Kasematten in der Tasche, zu ihrem heimatlichen Herd zurückkehren dürfen. So endete der anglo-bordigheresische Krieg, und von da an ward's ganz still an der Küste.

Die Einwohner von Bordighera sahen im Laufe der Jahre viele tausend Fremde in allen möglichen und unmöglichen Wagen an ihrem Orte vorüberfahren, von Genua nach Mentone und Nizza, oder umgekehrt, aber es kam ihnen nicht zu Sinn, diese auch bei sich einzuladen, ihnen eine Bequemlichkeit an die Straße zu bauen oder auch nur ein Glas Wein zu verkaufen. Wer von Mentone kam, wechselte seine Pferde erst wieder in Oneglia; er warf einen Blick auf den stillen Ort, sah die schönen Palmen in den Gärten, aber der Wunsch, zu bleiben, stieg in niemand auf. Niemand auch träumte von einer Zukunft Bordigheras. Bordighera mußte erst entdeckt werden.

Da ....

„An einem schönen sonnigen Apriltage des Jahres 1840 fuhr ein eleganter Reisewagen im vollen Galopp die Straße der Cornice entlang, eine Straße, berühmt bei den feineren Touristen, die, wie männiglich bekannt, die Riviera di Ponente von Genua bis Nizza durchläuft. Nur wenige Straßen der Erde giebt es, die schöner sind als diese, und ganz gewiß keine, die gleich dieser so viele Naturschönheiten in sich vereinigt: das Mittelmeer von einer Seite, von der anderen den Apennin, darüber den reinen Himmel Italiens. Dazu hat der Fleiß der Menschen alle Anstrengungen gemacht, der Natur, wenn nicht sie zu übertreffen, so doch wenigstens nachzukommen. Eine Reihe von Städten und Dörfern, einige davon zierlich an der Küste gelagert, den Fuß von den silbernen Wellen umspült, andere wie eine Herde weißer Lämmer über die Hänge des Gebirges verstreut oder malerisch auf den Gipfel einer stolzen Bergkette gehoben; hier und da ein Kloster, ein Kirchlein auf einem vom Meere gebadeten Felsen oder halbverloren im Waldesgrün eines Hügels; marmorne Paläste, farbige Villen, auftauchend aus

sonnigen Weingeländen, lieblich blühende Gärten, Wäldchen von Orangen und Limonen; eine Menge weißer gastlicher Landhäuser mit grünen Jalousien auf den Hängen jener Hügel, die, einst unfruchtbar, jetzt mit Terrassen bedeckt sind, die sich, eine über der anderen, erheben und den wenigen Boden tragen, in dem bis zum Gipfel hinauf die silbernen Ölbäume wachsen; wohin das Auge schaue: Schöpfungen der Menschenhand, alles zeugt von dem Fleiße eines starken und gesitteten Volkes. Die Straße, an die Küste gedrängt, die sich in zahllosen kapriciösen Aus- und Einbuchtungen dahinzieht, folgt derselben in Schlangenwindungen in allen ihren Launen: hier, dicht am Meeresufer, zwischen einem Gelände von Tamarisken, Aloen und Oleandern; dann steil am Bergeshange hin, mitten durch dunkle Pinienwälder, die zu solcher Höhe hinaufsteigen, daß das Auge schwindelnd davon sich abwendet. Hier durchkriecht sie in den Felsen gebrochene Galerien und tritt ins Freie auf eine von Meer und Himmel gesäumte Fläche; gleich darauf wendet sie sich scharf landeinwärts, so daß es scheint, als wolle sie sich einen Weg durch die Berge öffnen, doch biegt sie plötzlich bei einer neuen Wendung in entgegengesetzter Richtung nach dem Meere ein, als wollte sie sich kopfüber in dieses stürzen. Der Wechsel der Perspektiven, erzeugt durch die fortgesetzte Verlegung des Gesichtspunktes, erinnert an die buntvariierenden Ansichten einer Laterna magica. Könnten wir dieser Skizze ein wenig, nur ein klein wenig der wirklichen Lokalfärbung geben, es müßte ein wunderbares Gemälde entstehen! Dies aber ist zu schwer. Nicht Worte können sie wiedergeben, diese durchsichtige Atmosphäre, das feine Blau des Himmels, den dunklen Ultramarin des Meeres, die sanften Abstufungen der Tiefen in diesen schöngeformten Bergen, die wie Wellen einer hinter dem anderen emporsteigen und im Duft der Ferne verschwinden ..."

Dieses Stück ist die Übersetzung des Anfanges eines berühmten Romans, des „Dottor Antonio" von Giovanni Domenico Ruffini, einem Genuesen, in welchem die Entdeckung Bordigheras ideal erzählt wird. Jener Wagen nämlich, der an jenem Apriltage des Jahres 1840 auf der Cornice dahinrollt, soll einen reichen englischen Lord und dessen Tochter so rasch wie möglich nach Nizza bringen; es bricht aber ein Rad auf der bösen Straße, und die schöne, aber bereits etwas leidende Tochter Lucy bricht den Fuß, so daß Vater und Tochter gezwungen sind, ein Unterkommen in Bordighera zu suchen, was ihnen der Doktor Antonio, Bezirksarzt von Bordighera, in einer etwas außerhalb des Ortes liegenden Osteria „del Mattone" finden hilft. Der sehr englische Vater ist der Verzweiflung nahe, als er vernimmt, der unfreiwillige Aufenthalt werde vier Wochen dauern, giebt aber später, von Land und Leuten ganz gewaltig eingenommen, eine Verlängerung desselben gern zu, um so mehr, da er sieht, wie seine Tochter in dieser Luft und Landschaft aufblüht.

Die Lokalfärbung in diesem reizenden Romane ist prächtig und echt künstlerisch behandelt. „Wie wunderschön ist doch diese Landschaft!" ruft Miß Lucy Davenne aus, als sie, Rekonvalescentin, von der Terrasse auf das in seiner grünschimmernden Muschel versteckte Bordighera blickt, „welch herrliche orientalische Färbung geben Bordighera diese Palmen! Sollte man nicht meinen, in Kleinasien zu sein?" Und nach acht Jahren noch, nachdem sie Lady Cleverton und unglücklich und krank geworden, gesteht sie dem alten treuen „Dottore Antonio": „Immer und immer hat mich der angenehme Gedanke umschmeichelt, mir eine kleine artige Villa in einem jener zauberischen Winkelchen zu bauen und dort meine Tage zu enden."

Was jene „orientalische Färbung" Bordigheras anbelangt, so ist sie noch jedem aufgefallen, der sich vom Kap Nero her oder über die Nerviabrücke, von Ventimiglia kommend, dem Orte nähert. Unsere Phantasie braucht keine Anstrengungen zu machen, um sich aus Europa hinweg nach

dem fernen Osten oder nach Afrika, aus Italien nach Palästina oder Syrien, Algerien versetzt zu wähnen. Wer von der Nervia herkommt, hat zur Rechten den sandigen, fast wüsten, nur hier und da von einigen Gemüsebeeten durchschnittenen, mit eigentümlichen Cisternen, den sogenannten „Norie“, besetzten Strandstreifen, hinter dem der Blick sich in die Unendlichkeit des Meeres verliert, zur Linken einen einförmig silbergrauen Olivenwald, dahinter eine Reihe von Ölbergen; aber schon taucht hier eine Palme auf, am Strande vom Seewind zersetzt und ein kümmerliches Dasein fristend, im Lande drinnen, geschützt durch Baum und Mauer, lebenssicherer und stolzer, bis wir sie in Gruppen sich zusammenschließen sehen, zu Wäldchen sich vereinigen. Am auffälligsten erscheinen sie und am überraschendsten wirkend, wenn man von Ospedaletti herüberwandert und durch das gelbe schroffe Küstengebirge mit der kurzen braunen Strauchvegetation und den dürren Strand schon ganz afrikanisch einsam gestimmt ist ... da erblickt man plötzlich unterhalb der Straße zur Linken eine Gruppe, dicht am Meeresstrande stehen sie, um eine ver-



Die „Scheffel-Palmen“ vor Bordighera.

witterte Cisterne her, wie Araber, die sich zur Rast hier niedergelassen, zwölf an der Zahl; sie neigen ihre Häupter im Meerwinde, der schon manches Jahrzehnt sie umwittert hat. Zu diesem echt biblischen Bilde fehlen die krügetragenden Weiber, fehlt eine Rebekka, fehlen die sandfarbenen Kamele, denn die zwei Eselein, die der, wenn auch sandfarbene Bauer im Staube der Straße an uns vorübertreibt, vermag unsere Phantasie nicht in solche zu verwandeln.

Aber die Palmen mit der Cisterne haben für unsere Scheffel-Freunde ein großes Interesse, sie sind in der Touristengeographie unter dem Namen der „Scheffelpalmen“ bekannt, und wer sein „Gaudeamus“ auswendig kann, der weiß, daß dort S. 135 ein Lied steht, das sich betitelt: „Dem Tode nah!“ (bei Bordighera am Mittelmeer, Riviera di Ponente) und also anhebt:

Zwölf Palmen ragten am Meeresstrand
Um eine alte Cisterne; —
Der Wagen knarrte im Ufersand,
Die Sonne versank in der Ferne.

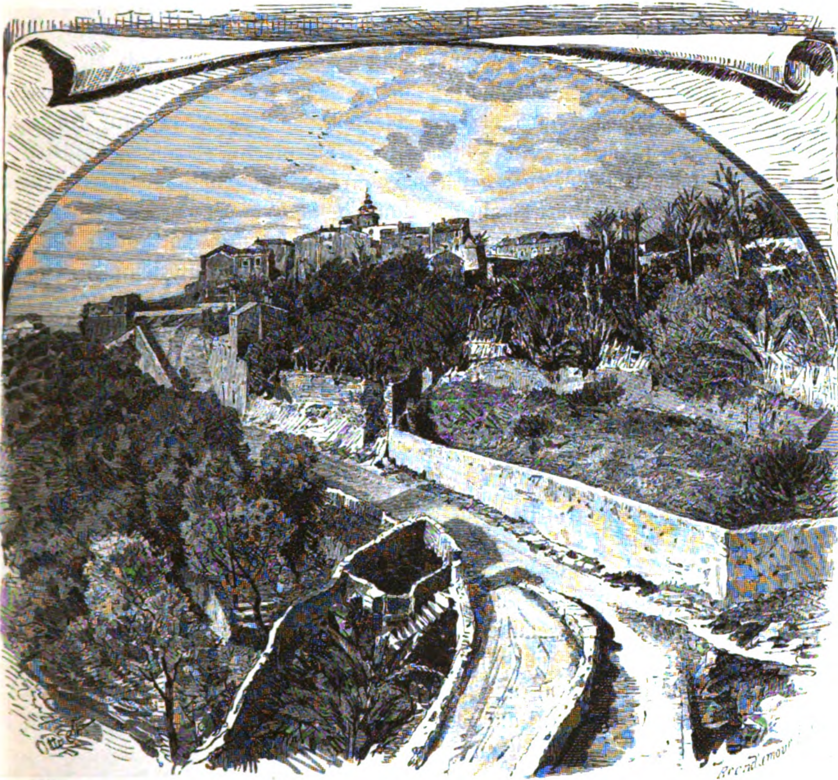
Still einsam war's. Die Flut begann
Sich im Abendpurpur zu färben,
Da rannte der Tod mich plötzlich an,
Daß ich vermeinte zu sterben.

Nun, wir wissen, daß es dem Tod, so sehr er einem jugendthorheitlichen Wunsche Scheffels entgegengekommen wäre, damals nicht gelungen ist oder vielleicht gar nicht darum zu thun war, dem deutschen Dichter „ein Grab in italischer Erden“ zu bereiten. Aber in tausend Jahren, wenn die Palmen längst vor Durst zu Grunde gegangen, wird des Dichters Schatten vielleicht noch um den Ort flattern und wird spätgeborenen Exkursionisten den Ort zeigen, wo die Marmorplatte verwittert, auf der einst eine dankbare Mitwelt die unsterblichen Worte geschrieben: „Unter diesen Palmen lag Joseph Viktor von Scheffel im Sterben.“

Die Sonne dieses „piccola Africa“ hat uns fieberhaft erhitzt, wir sehnen uns nach Schatten. Palmenschatten? Natürlich, Bordighera soll mir seinen Namen als ligurisches Palmyra rechtfertigen. Kommen wir von den Scheffelpalmen her, so stoßen wir zunächst auf unseres Landsmanns Winter Garten. N. B. Man lese nicht Winter-Garten, Winter ist wirklich der Name eines Gärtners, der hier ein echt sommerliches Palmenparadies geschaffen. Wer die Palmen in ihrer wilden freudigen Ursprünglichkeit wachsen sehen will, trete hier ein. Der weise Gärtner, der so viele Tausende junger Palmen züchtet und in die Fremde schickt, hat den alten Burschen das Leben geschenkt, und dessen freuen sie sich ganz ersichtlich und dehnen sich behaglich und wollüstig nach allen Richtungen durch- und übereinander. Und unter dem sonnendurchirrten Schatten der flirrenden Gitterzweige blühen große dunkle Veilchen in blauen Sammetteppichen, blühen die Rosen, hauchen die überall versteckten Agrumi ihre berückenden Düfte. In Reihen geordnet, wie von eines Schulmeisters Hand, oder in engende Kübel gezwängt und, zum Versenden bereit, mit Stroh umwunden, stehen die armen Palmenkinder, die da, der milden ligurischen Sonne entrückt, nach nordischen Treib- und Wohnhäusern, als Salonschmuck, zu kümmerlichem Leben versendet werden sollen. Ganze Palmenwälder sind schon in die Welt hinausgewandert, aber Bordighera wird das gepriesene Palmyra bleiben; das werden wir noch mehr gewahr, wenn wir zur alten Stadt, dem Borgo, hinaufsteigen, sie in ihren finsteren unfreundlichen Gäßchen durchschreiten und auf der anderen Seite uns in einem Wirrsal von Mauerwegen befinden, über welche die Palmen zu Hunderten, ja Tausenden hereinnicken. Hier fließt ein kräftiger Bach, wasserschöpfende Frauen kommen in Menge herbei, andere knieen waschend am Rande, plaudernd, lachend, singend, darüber das maurische Kuppeldach uralter Palmen: ein anderes Oasenbild.

Wenn in den Gärten auch gegen fünfzig Palmenarten kultiviert werden und, was bezeichnend genug ist, trefflich gedeihen, so ist es doch hier ausschließlich die aus Nordafrika stammende Phœnix dac-

tylifera, die Dattelpalme, welche die Palmenwälder von Bordighera bildet. Ihre Früchte zwar bleiben ungenießbar, obschon sie keimfähig sind, dienen aber dem Stamme zu schönem goldenen Ornament. Nur eine Spielart mit kernlosen Früchten läßt diese im Juli und August reifen, so daß sie einen gewissen Grad von Schmackhaftigkeit erreichen. Denn Italien ist noch keineswegs das Vaterland der Palme, sie ist daselbst, auch in sonnigsten Gegenden, ein eingewanderter Fremdling; heimisch ist hier nur die zum Besendienst, wie im Altertum so noch jetzt verdammte Chamærops humilis, die Zwergpalme, die man an den Küsten Süditaliens, auf den Klippen Capris, sehr häufig aber auf Sicilien finden kann, und wenn Virgil in der Äneide den Vers hat: „Dich auch verlaß ich mit günstigem Wind, palmreiche Selinus“ (palmosa Selinus), so ist jedenfalls noch nicht ausgemacht, ob dabei an die Phœnix oder Chamærops gedacht werden muß. Sicher ist, daß Dattelpalmzweige zuerst durch tuskische oder lateinische Schiffer von fremden Küsten nach Italien herübergebracht wurden, daß man die Dattelpalme später als Gartenzierpflanze zog. Als diese dann in den Wirren der Zeit mit der römischen Kultur zusammen verschwunden war, brachten sie die Saracenen, als freundliches Andenken an ihre Heimat, nach der sicilianischen Küste, nach der ligurischen, wo sie ja auch lange festsaßen, herüber; und wo ihr Luft und Boden am besten, wie in Bordighera und Sanremo, zusagte, da gedieh sie und breitete sich aus. Sollte sie sich aber erhalten, so mußte sie sich nutzbar machen; der Ästhetik zuliebe würde



Am Eingang von Bordighera von Sanremo her.

sie kein Bauer durch Jahrhunderte im Boden behalten. Die Früchte gaben nichts, so mußten die Blätter herhalten, die Blätter im Dienst der Kirche. Sie, die einst bei den Festen der Osiris geschwungen, die bei feierlichen Einzügen von Königen und Helden in Jerusalem auf den Weg gestreut wurden, die das Symbol des Sieges dem olympischen Wettkämpfer wie dem römischen Kaiser waren, dienten nun der jener heidnischen und jüdischen Bildersprache treugebliebenen christlichen Kirche am Palmsonntage, wo sie vom Haupte der Christenheit geweiht und an alle Kirchen der ewigen Stadt verteilt werden. Aber auch zu jüdischen Festen werden die Palmen von Bordighera versandt, und es wird berechnet, daß der Handel mit frommen Palmzweigen dem Orte jährlich gegen 100000 Lire einbringt. Der Bordigherese sieht seine Palmzweige, im Dialekt „Parmerolli“ genannt, mit ganz anderen Augen an als wir, denen sie Repräsentanten orientalischer Psalmenpoesie sind. Die feinen zeitigen Gemüse ertragen gegen 20000, der Verkauf der Veilchen und Orangenblüten, welche in die Parfümeriefabriken wandern, bringt 15000, mehr als 30000 der der Agrumi, die Fischerei wirft in runder Summe etwa 40000 ab, so daß man berechnen kann, daß auf jede Familie Bordigheras im Durchschnitt jährlich annähernd 1200 Lire entfallen, und dies noch dazu, ohne den Gewinn aus dem jährlich sich steigernden Ölhandel zu berechnen.

Das alles aber wächst ohne besondere Pflege, könnte aber, wollte der heute etwas bequem gewordene Gärtner und Grundbesitzer seinen Fleiß verdoppeln und etwas rationeller wirtschaften, leicht verdreifacht werden. Der Boden wartet nur darauf, er hat seine milde Hand das ganze Jahr hindurch geöffnet, und das, was man von dem fruchtprangenden Boden Mentones erzählt, paßt ebensogut auf den Boden Bordigheras. Dort kam eines Tages ein Wanderer, einen Freund in seinem Hause zu besuchen; um nicht mit dem Stabe einzutreten, steckte er diesen draußen am Wege in das Erdreich. Als er nach einigen Stunden das Haus verläßt, vergißt er des Stabes am Wege und erinnert sich seiner erst wieder nach drei Tagen. Er geht zurück, wer aber beschreibt sein Staunen, als er den dürren Stecken, von Blättern bedeckt, Zweige treibend findet! Der Stock ist zum Baum geworden und wird dem Fremden noch heutigestags als Wunder der Vegetation Mentones gezeigt. Solche Wunder könnten auch in Bordighera genug geschehen, denn auch die Wärmeverhältnisse sind hier dieselben wie in Mentone und die Lage, mit Ausnahme des Küstenstriches, eine wohlgeschützte. Das Fremdenquartier, das sich heute etwas landeinwärts bildet, ist im Osten durch das Kap Ampeglio, im Norden durch die mit Pinien und Olivenhainen besetzten Hügel- und bis zu 300 m aufsteigenden Bergzüge, im Westen durch die Bergausläufer von Ventimiglia und Mentone gedeckt und steht nur den vom Meer herüberwehenden Südwinden offen.

Bordighera ist ein Treibhaus, und seine Luft hat den mäßig trocken-warmen Charakter, wobei die an anderen Orten wie Nizza sich so unangenehm machenden großen Temperatursprünge fehlen.

Einen Begriff von dem hier herrschenden Klima giebt die folgende kleine meteorologische Tabelle, zusammengestellt auf die für den Kurgast besonders in Betracht kommenden sechs bis sieben Monate der Saison.

	Okt.	Nov.	Dez.	Jan.	Feb.	März	April
Mittlere Temp.	18,0	12,1	8,9	9,7	10,3	10,2	12,6
Temp. um 1 Uhr	—	12,4	11,6	11,0	11,0	12,3	13,8
Heitere Tage	13	12	20	9	3	13	3
Teilweis heiter	15	11	8	13	19	15	21
Regentage	5	12	7	9	11	10	19
Regenmenge	18,5	44,1	72,9	35,5	84,8	149,9	208,7

Diese Tabelle ist nach Hamiltons Aufzeichnungen zusammengestellt, mit Ausnahme des Wärmemittels von ein Uhr mittags, das aus Semerias, des um Bordighera so verdienten Arztes, Tabellen stammt. Dieser Semeria hat noch viel weniger Regentage gefunden als Hamilton; er giebt für Bordighera fünfundvierzig im Jahre an, während Mentone deren acht-

zig zählen soll. Nebel ist unbekannt, und alle vier Jahre etwa fällt etwas Schnee, der aber höchstens ein bis zwei Stunden andauert. Gewitter dagegen zeigen sich im Winter öfter.

Wenn sich also der Gesunde hier doppelt wohl fühlen muß, so eignet sich der Ort nach Angabe des dortigen deutschen Kurarztes, des Dr. A. Christeller, auch für viele Leidende und ist ganz ausdrücklich indiziert bei chronischen Laryngeal- und Bronchialkatarrhen, chronischer Pneumonie und tuberkulöser Infiltration der Lungen, Residuen pleuritischen Exsudats, chronischem Katarrh des Verdauungstraktes, der Magen- und Darmschleimhaut, auch bei Gicht, Alterierung der Blutmischung: Chloro-Anämie.

Die Zeit, wo der Wanderer in Bordighera kein Unterkommen fand, ist natürlich längst vorbei; Hotels und zwar solche, in denen materielle Verpflegung und Komfort ganz trefflich sind, entstanden auch hier; von ihnen sei in erster Linie das ausgezeichnete Grand Hotel, von dem so freundlich-ruhig waltenden Ehepaare Angst bewirtschaftet, genannt. Ein großer prächtiger Palmengarten, der der Sonne den ganzen Tag offen liegt, umgiebt es; eine noch ausgezeichnetere Lage aber, an den Olivenhängen unterhalb des alten Turmes Mostaccini, ist von dem rührigen Wirte für ein neues größeres Etablissement in Aussicht genommen, und dieses neue Hotel wird dann der Sammelpunkt der feinen Welt werden. Zu rühmen ist auch das Hotel d'Angleterre, zu nennen außerdem Hotel Beau Rivage, Hotel und Pension Bellevue. Damit ist die Reihe der Unterkommen für Kranke oder Gesunde noch lange nicht abgeschlossen: Villen sind zu vermieten, Privatpensionen öffnen ihre Pforten; Villen zählt man gegen zwanzig am Orte. Die glänzendste unter diesen Villen ist die Villa Bischoffsheim, ein Werk des Architekten Garnier, desselben, der die neue Opera in Paris erbaute. In dieser Villa wohnte die Königin von Italien, im letzten Winter deren Mutter. Garnier hat sich auch selbst eine Villa hier erbaut. Die interessanteste ist jedenfalls die Villa oder besser der Palast Morenos, eines der reichsten Grundbesitzer der Riviera, interessant durch den angrenzenden weltberühmten Garten, zu dessen Schönheit Kunst und Natur das Ihrige in Fülle beigetragen haben. In diesem Garten stehen Palmen, die gut achthundert Jahre alt sein können;



Blick von Alt-Bordighera aus.

sie stehen nicht einzeln, sondern in dichten Gruppen, von Schlingpflanzen jeder Art durchflochten. Was die Welt sonst noch an prangenden und seltenen Pflanzen erzeugt, findet sich in diesem Garten versammelt. Alle Chamærops, von der humilis bis zu der aus China und Japan stammenden excelsa und Biroo und der elegans, können wir hier studieren; bewundern sodann die Cocos plumosa, die gefiederte Kokospalme, die aus Bahia kommende gekrönte Kokospalme, Cocos coronata, die Cocos flexuosa von Madras; dann die verschiedenen reizenden Cycas und Encephalartos, Sabal und Zamia; ferner von prächtigen Schmucktannen die Araucaria excelsa, Araucaria Cookii, Baumfarren, Agaven, Dasylirien, Yucca, Bambusa nigra, üppig wuchernd, und tausend andere Kinder wärmerer Zonen, die die Freude und den Neid des Kenners erwecken.

Aber auch wer sich über die Kultur der Agrumi unterrichten will — ein sehr interessantes und, was die Orangen anbetrifft, auch sehr wohlschmeckendes Studium —, ist hier am Platze, hier wie in allen anderen Gärten Bordigheras, denn diese Kultur ist eine gar sehr verbreitete. „Agrumi" heißen im Dialekt alle Früchte der hesperidischen Pflanzenfamilie, die typischen Species sowohl wie die Spielarten, und „Agrumeti" nennt man die Gärten, wo solche gezogen werden. Seit der Zeit der Kreuzzüge, wo die Genuesen, Sicilianer und Provençalen die Orangen und Limonen nach Sanremo, Salerno und Hyères brachten, sind diese Früchte in Italien ganz heimisch geworden. Die Volkslegende freilich kennt die Herkunft derselben besser, sie erzählt: Als Adam und Eva (also lange vor den Kreuzzügen!) das Paradies räumen mußten, schritten sie beschämt und gesenkten Kopfes dem Ausgange zu, ohne daran zu denken, von all den Herrlichkeiten, die sie bis da genossen, das Geringste mit auf die Wanderung zu nehmen. Adam wenigstens war ganz niedergeschmettert, Eva aber ließ wenigstens lüsterne Blicke zur Rechten und Linken schweifen, und nahe der Pforte, wo der Engel ihrer wartete, riß sie in Hast von einem quer über den Weg hängenden Zweig eine Citrone und barg sie — ja, es blieb nichts anderes übrig — unter dem Schurz von Feigenblättern. Sie kam undurchsucht ins Freie und rief: „Diese Frucht schenke ich dem schönsten Orte, den wir auf unserer Wanderung finden werden." Lange irrten sie umher; endlich kamen sie nach Mentone, und kaum erblickte Eva diese glückliche Gegend, so warf sie, übernommen von paradiesischer Erinnerung, ohne Zögern ihre Frucht auf eine nahe Bodenterrasse und rief: „Geh, wachse und mehre dich, mache die Gegend zum Paradies und gieb den Sterblichen, die einst hier wohnen werden, noch in den spätesten Zeiten einen Geschmack des Glückes und paradiesischer Freuden!"

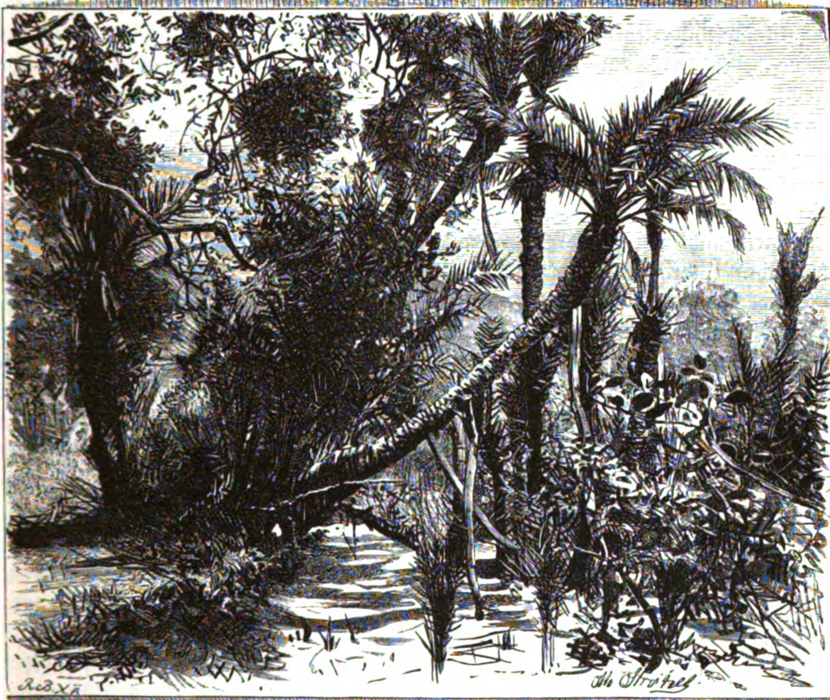
Dasselbe erzählt man von Sanremo, dasselbe von Bordighera. Die Paradiesesfrucht vermehrte sich nicht bloß, sondern erzeugte auch eine Menge von Varietäten. Im Jahre 1818 schon beschrieb Risso von Nizza 169 Abarten, und in den Gärten des „Istituto Agrario" von Castelnuovo auf Sicilien kultiviert Professor Inzenga 81 Sorten. Linné teilt alle zusammen bekanntlich in nur zwei Species ein: citrus Medica und citrus Aurantium, und begreift unter dieser alle Orangen-, unter jenen alle Citronensorten mit Variation a und b.

Zur Linnéschen Variation a des citrus Medica rechnen die Italiener dieser Küste den Cedro di Media, gewöhnlich Cedro, cedraio, cederno, cedrangolo genannt, mit den Spielarten cedro giudaico, cedro a grosso frutto oder Cedrato di Genova, in Taggia und Sanremo häufig kultiviert, Cedrato di Salò, bekannter unter dem Namen cedrino, cedrabello, cedrato del Lago, viel in Nervi, Pegli und Finale zu Hause, dann den Cedrato di Firenze oder cedrato mostruoso mit riesiger Frucht.

Zur Linnéschen Variation b gehören die Limone mit den Spielarten Limone di Genova, die auf der ganzen Riviera bis Hyères gebaut wird, aber schon in Nizza viel Vorsicht verlangt — sie zeichnet sich

durch große Versandfähigkeit ihrer Früchte aus; Limone di giardino, Limone Bergamotto mit kleinen birnförmigen Früchten, deren feine glatte Schale viele große Zellen, mit wohlriechendem flüchtigem Öl gefüllt, enthält; Limoncello di Napoli, klein, grün und sehr saftreich; Lima mela-rosa; Limone di Paradiso, Poncino di Sanremo, mit sehr großen Früchten, die von seit Anfang dieses Jahrhunderts in Italien bekannt ward, wo er zuerst von Malta nach Palermo kam.

Obschon die Agrumi eigentlich das ganze Jahr blühen, so fällt doch ihre Hauptblütezeit in den Mai, wo keine Fremden mehr hier weilen und der Hochgenuß dieses süßberauschenden Duftes den einheimischen Nasen vorbehalten bleibt. Ein erfreulicher



Palmen in der Villa Garnier.

den Zuckerbäckern verwendet werden; sie findet sich auch in allen Gärten Genuas.

Nun die Orangen, die noch immer „im dunklen Laub" glühen! Da ist zunächst die herbe Orange, arancio agro, nach den Blättern und Blüten in viele Varietäten zerfallend; dann die uns am meisten interessierende süße Orange, arancio dolce, mit ebenso vielen Spielarten wie rotsaftige Orange, Orange mit gefüllten Blüten u. a. Besonders zu erwähnen ist der reizende Mandarino — citrus deliciosa — der erst

Anblick aber bleibt es immerdar, neben den dunkelgefärbten schwellenden Früchten die weißen Blütensterne hervorleuchten zu sehen; dieser Anblick regte Tasso zu den Versen an:

... non caduchi mai vivon gli aranci,
Coi fiori eterni eterno il frutta dura
E mentre spunta l'un, l'altro matura —

was in deutscher Prosa lautet:

Vergänglich Leben ward nicht den Orangen,
Mit ew'gen Blüten ewig währt die Frucht,
Und während jene sprossen, reifet diese —

Man zählt drei Haupternten der Citrone, die beiden ersten hält man im Winter und Frühling, sie heißen „Ernte der ersten und der zweiten Blüte“, die dritte, die sommerliche, heißt „verdame“. Citronen und Orangen werden in riesigen Körben von den Frauen auf dem Kopfe (welch süßer Duft umschwebt diese!) in die Niederlagen getragen. Hier sitzen dann Mädchen und Frauen für eine halbe Lira — vierzig Pfennige —, den ganzen Tag beschäftigt, diese Agrumi nach und nach sechs Auslesen zu unterziehen und sie dann in besonders bereitetes Papier zu verpacken. Für die Citronen dient ein in Genua aus alten Schiffstauresten gefertigtes, nach Teer riechendes Papier; es heißt „croisette“ und verhindert das Ausschwitzen und Vertrocknen der Früchte, es läßt die äußere Feuchtigkeit nicht durch und zerreißt auch nicht leicht. Unbrauchbare Früchte dienen als Dünger; die im November, Dezember und Januar geernteten werden nach Nordeuropa gesandt, die grün gesammelten reifen und färben sich auf der Reise; die Februar- und Märzfrucht ist zu reif und geht nicht über fünfzig deutsche Meilen Weges.

Was die Orange Sanremos und Bordigheras anbelangt, so wird sie wohl reif und süß, erreicht aber doch nicht den hohen Grad von Schmackhaftigkeit wie auf Sicilien oder an den sonnigen Küsten Sorrentos und Amalfis.

So ausführlich wie von den Agrumi wäre in einem „Palmyra“ wohl auch noch von der Palme zu sprechen, die, um zum Feste bereit und versandfähig zu werden, sich mancher Prozedur unterwerfen muß. Doch ist es interessanter, den noch erübrigenden Raum mit der Geschichte auszufüllen, wie Bordighera zu seinem römischen Palmenhandel kam. Jener Ruffini, der unter diesen Palmen lebte, erzählt sie uns ausführlich und dramatisch genug in seinem bereits erwähnten Roman „Doktor Antonio“.

Viele von uns haben in Rom den auf dem St. Petersplatz errichteten Obelisken bewundert, man kennt ihn unter dem Namen „Obelisk des Vatikans“. 1584, also noch während der ersten Jahre des Pontifikats Sixtus' V., lag derselbe, halb von Erde bedeckt, unfern der alten Sakristei St. Peter. Wohl hatten viele Päpste vor Sixtus schon die Absicht gehabt, den antiken Riesen ausgraben und auf dem Petersplatz errichten zu lassen, alle aber waren sie vor den gewaltigen Schwierigkeiten und großen Kosten zurückgeschreckt.

Der ehrgeizige und unternehmungslustige Sixtus V. nun beschloß auszuführen, was seine Vorgänger nur gewünscht hatten, und beauftragte mit dem kühnen Unternehmen den berühmten Architekten Domenico Fontana, versah ihn auch reichlich mit allen erforderlichen Mitteln. Natürlich stand die Mechanik damals nicht auf derselben Stufe, auf der sie heute steht, und es war keine kleine Aufgabe, einen so ungeheuren Monolithen aus seinem Grabe zu heben und ihn unbeschädigt nach dem Orte überzuführen, wo er aufgerichtet werden sollte. Dennoch gelangen diese beide Operationen aufs trefflichste im Verlaufe eines Jahres. Das Schwerste aber blieb noch zu erfüllen: die Aufstellung. Die Vorbereitungen auch dazu waren endlich vollendet, und Fontana begab sich zum Papste mit der Bitte, den Tag der Erhebung zu bestimmen. Das geschah, und der Papst versprach, selbst zugegen zu sein. Selbstverständlich mußte der Zufluß der Neugierigen ein noch größerer werden.

„Das ist es, was mir Sorge macht,“ sagte der Architekt; „wenn das Toben der Menge die Arbeiter stören oder verhindern sollte, daß meine Befehle klar und deutlich vernommen werden, ich könnte für nichts stehen.“

„Sei ohne Sorge,“ antwortete der Papst, „das werde ich zu verhüten wissen.“ Sofort erließ er ein Edikt, worin angeordnet war, daß bei Lebensstrafe niemand wage, während der Aufrichtung des Obelisken seine Stimme zu erheben. Mit dem gefürchteten Siegel des Papstes versehen, hing dieses Edikt bald an allen Mauern Roms.

Der große Tag erschien. Fontana beichtete und nahm das Abendmahl, empfing den päpstlichen Segen und bestieg darauf das für ihn errichtete Gerüst, von wo aus er sein großes Werk leiten sollte. Seine Befehle wurden durch Glocken und Fahnen verschiedener Farbe der Arbeitermenge vermittelt. Tiefes Schweigen herrschte auf dem Platze, der, zum Ersticken gefüllt, mit Menschenköpfen wie gepflastert war ... niemand bewegte sich ... es schien ein Volk von Statuen. Auf diese lautlose Menge blickte der Papst von der Höhe seiner Tribüne herab.

Endlich das längsterwartete Zeichen: die Winden setzen sich in Bewegung, die Rollen schnurren, knisternd dehnen sich die Seile. Der Obelisk erhebt sich, er schwebt, immer höher steigt der Granitkoloß empor, immer höher... Fontana schwenkt seine Fahnen, der Papst verwendet keinen Blick, das Volk starrt und hält den Atem an ... eine Minute noch und der Riese steht. Da vernimmt man ein fatales Knistern, der Obelisk stockt, eine Sekunde lang, in der zweiten sinkt er um einige Zoll zurück; die Seile wirken nicht mehr. Der Papst zuckt zusammen, seine Stirn umwölkt sich, ganz Rom erbleicht. Fontana hat die Geistesgegenwart verloren. Da: „Wasser!!" ruft eine Stimme, „Wasser auf die Taue!" (Aiga! Aiga! im Dialekt). Ein Lichtblitz, eines Engels Stimme! Fontana folgt dem Zurufe: Wasser her! und siehe, von neuem ziehen sie an, ein Augenblick noch und das Werk ist vollendet: der majestätische Obelisk steht fest auf seinem Sockel.

Der Rufer aber, der durch sein Wort dem Werk zu gutem Ende verholfen hatte, war der Kapitän eines Küstenfahrers, mit Namen Bresca, gebürtig aus dem Bordighera benachbarten Sanremo. Seine Erfahrung als Seemann hatte ihm zu dem guten Rate verholfen. Trotz des geleisteten großen Dienstes nahmen die Schweizerwachen, die keine Tugend außer dem Gehorsam kannten und kein Verbrechen außer dem Ungehorsam gegen ihren Gebieter, den Mann fest und schleppten ihn vor den Papst. Die bekannte Strenge dieses Mannes, die sich oft in willkürliche unnütze Grausamkeit wandelte, ließ wenig Hoffnung für das Leben des Kapitäns. Zum guten Glück aber war sein Herz durch das gute Gelingen seines Werkes mild gestimmt, und diese Milde ließ er walten gegen den Mann, der zu dem Gelingen so viel beigetragen. Allem Erwarten entgegen, empfing Seine Heiligkeit den Bresca höflich und ersuchte ihn sogar, sich eine Gnade auszubitten.

Der gute Kapitän verlangte natürlich zuerst den päpstlichen Segen und dann für sich und seine Nachkommen das Privileg, jedes Jahr am Palmsonntag die Palmen in den apostolischen Palast liefern zu dürfen. Die Angelegenheit wurde sofort durch ein Breve geregelt, und weiter erhielt Bresca den Titel und Rang eines Kapitäns in der päpstlichen Armee, mit dem Rechte, die Uniform tragen und die päpstliche Flagge auf seinem Schiffe führen zu dürfen.

Dieses Breve bewahrt die Familie Bresca noch heute, und auch das Privileg besteht noch immer zu Recht.





Die elektrische Eisenbahn,
ihr Wesen, ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft.

Von

Gustav van Muyden.

Die Besucher der 1879er Berliner Gewerbe-Ausstellung mußten, um zu den unvermeidlichen Bierhallen zu gelangen, über drei schmale Schienen hinwegschreiten, deren Zweck den meisten wohl ein Buch mit sieben Siegeln war. Blieben sie aber in der Betrachtung des ungewohnten Gegenstandes — Eisenbahnen pflegen ja nur mit zwei Schienen ausgestattet zu sein — einen Augenblick stehen, so sahen sie ein sonderbares Fahrzeug heranrasseln, das in der äußeren Gestalt an die Lokomotive erinnerte und auf welchem ein Mensch rittlings saß, der zwei den Lauf des Ungetüms verlangsamende oder beschleunigende Hebel in der Hand hielt. Das eigenartige Fahrzeug schleppte zwei Wagen, deren Insassen ziemlich verwundert dreinschauten. Dieser Miniaturzug war nichts anderes als der erste ernstliche Versuch einer Anwendung der Elektricität auf die Lastenbeförderung, mit einem Worte der Keim zur elektrischen Eisenbahn.

Unter den Zuschauern hatten sicherlich die wenigsten eine Ahnung von der Bedeutung der neuen Beförderungsweise und noch weniger von dem Wesen der Sache. Daß die elektrische Lokomotive dereinst vielleicht eine Umwälzung in der Güter- und Personenbeförderung nach sich ziehen würde, sah wohl niemand voraus, vielleicht nicht einmal der geistige Vater derselben, Dr. Werner Siemens in Berlin.

Seitdem sind vier Jahre ins Land gegangen. Das Publikum hat allmählich eine gewisse Einsicht in das Wesen der elektrischen Bahnen bekommen, zumal zwei Anwendungen in größerem Maßstabe auch dem Ungläubigsten den Beweis geliefert haben, die neue Beförderungsweise gehöre vielleicht zu den größten Errungenschaften unserer Zeit.

Was versteht man unter „elektrische Eisenbahn"?

Hier möchten wir zunächst die Leser beruhigen. Wir werden sie mit technischen Ausdrücken keineswegs behelligen und uns auf die unbedingt notwendigen Er-

klärungen beschränken, wobei wir, wo es irgend angeht, an Bekanntes anknüpfen wollen.

Jedem Leser dürfte die Einrichtung eines Telegraphenamtes aus eigener Anschauung bekannt sein. Jeder weiß, daß zu den wesentlichsten Erfordernissen einer solchen Anlage eine elektrische Batterie gehört, die einen Strom erzeugt, welcher den damit verbundenen Draht durcheilt, sobald der Beamte auf einen Knopf an seinem Telegraphenapparat drückt. Ersetzen wir diese Batterie, die nur eine geringe Menge Elektricität erzeugt, durch eine sogenannte dynamo-elektrische Maschine, welche einen mächtigen Strom hervorbringt und denselben in Arbeit umzuwandeln vermag, und wir haben den einen wesentlichen Bestandteil einer elektrischen Eisenbahn. Der andere Bestandteil ist eine ebensolche Maschine, die aber entweder auf einem lokomotivartigen Fahrzeuge, wie auf der Berliner Ausstellung, oder unter dem zu befördernden Wagen angebracht ist. Letztere Methode wendet Dr. Siemens jetzt in der Regel an. Weshalb? Die Folge wird es lehren.

Soll aber die dynamo-elektrische oder kurzweg Dynamomaschine die benötigte große Menge elektrischen Stromes von sich geben, so muß sie sich äußerst rasch (achthundert- bis tausendmal in der Minute) drehen. Diese Drehung entsteht aber selbstverständlich nicht aus der Maschine selbst. Sie muß von außen, das heißt von einer Gas-, Dampf- oder Wasserkraftmaschine erst hereingebracht werden. Darin liegt zugleich ein Vorteil und ein Nachteil der elektrischen Kraftbeförderung. Ein Vorteil, indem man zur Fortbewegung der Wagen eine feststehende Dampfmaschine oder irgend eine, allerdings in nicht allzu großer Entfernung von der Bahn liegende Wasserkraft benutzen kann; ein Nachteil aber insofern, als der Einwand vielfach und nicht ganz ohne Berechtigung erhoben wird, es sei doch einfacher und praktischer, den Motor direkt, ohne Vermittelung der Dynamomaschine vor den zu befördernden Wagen zu spannen. Wir kommen weiter unten auf den Punkt zurück.

Nehmen wir an, die erste Dynamomaschine drehe sich mit einer Schnelligkeit von achthundert bis tausend Umdrehungen in der Minute. Jede Umdrehung erzeugt einen elektrischen Strom, der den mit der ersten Maschine verbundenen Leitungsdraht durchzuckt und eine gleiche Umdrehung der zweiten Dynamomaschine unter dem Wagen hervorbringt. Ist nun diese zweite Maschine mit der Achse der zu befördernden Wagen durch eine Transmission verbunden, so wird dieser Wagen sich mit einer der Drehung der beiden Dynamomaschinen entsprechenden Schnelligkeit in Bewegung setzen. Darin steckt das ganze Geheimnis der elektrischen Bahn.

Wie die Sache nun von Dr. Siemens ins Werk gesetzt wurde, das wollen wir jetzt zu erklären suchen. Bei der ersten elektrischen Bahn auf der 1879er Gewerbeausstellung wurde der von der ersten mit dem Dampfmotor verbundenen Dynamomaschine erzeugte Strom der zweiten, in der Pseudolokomotive verborgenen Maschine durch die kleine Mittelschiene zwischen den Laufschienen zugeführt, welche mittels einer Drahtbürste mit der zweiten Dynamomaschine in Verbindung stand. Nachdem er letztere in Drehung versetzt hatte, kehrte der Strom mittels der einen Laufschiene an seinen Ausgangspunkt zurück. Die eine Schiene diente somit dem Wagen lediglich als Stütze.

Bald darauf änderte indessen Dr. Siemens diese Einrichtung, welche die Unkosten einer elektrischen Bahn nicht unerheblich erhöht hätte, da sie drei statt zwei Schienen erforderlich macht. Bei der Lichterfelder Bahn, die im Mai 1881 eröffnet wurde, sind nur zwei Schienen vorhanden; die eine führt der auf der Abbildung (s. S. 205) ersichtlichen, zwischen den Achsen angeordneten Dynamomaschine den Strom zu, während die andere als Rückleitung dient.

Zu gunsten dieses Systems sprechen Gründe der Kostenersparnis und der Einfachheit. Es gestattet nämlich, jede ge-

wöhnliche Dampfeisenbahn zugleich elektrisch zu benutzen, zwischen den Dampfzügen Elektromoten nach Belieben laufen zu lassen. Es hat aber auch selbst im freien Felde seine Nachteile. Daß ein Mensch so weit ausschreitet, um die bekanntlich 1,44 m abstehenden Schienen einer Eisenbahn zu gleicher Zeit zu berühren, kommt allerdings kaum vor; der Zweifüßer ist somit dem aus dieser gleichzeitigen Berührung entspringenden elektrischen Schlag nicht ausgesetzt. Wohl aber die größeren Vierfüßler: das Pferd, der Ochse, der geduldige Esel. Aus diesem Grunde mußte Dr. Siemens an den Übergangsstellen die Schienenverbindung unterbrechen und den Strom unterirdisch durchführen.

Die Lichterfelder elektrische Bahn weist, wie aus obiger Abbildung ersichtlich, eine fernere Verbesserung von der größten Tragweite auf. Dr. Siemens hat hier die Pseudolokomotive der Berliner Ausstellung über Bord geworfen und seine Dynamomaschine, die ja wenig Raum einnimmt, einfach unter dem Elektromoten angeordnet, wobei sie von dem Schaffner auf der Plattform des Wagens gesteuert wird. Auf die Vorzüge dieser Anordnung kommen wir später zurück.

So standen die Dinge, als Dr. Siemens den Entschluß faßte, in Paris aus Anlaß der ersten Elektricitätsausstellung eine kleine elektrische Eisenbahn in Betrieb zu setzen. Die Anlage war als Hochbahn, nach New-Yorker Vorbildern, projektiert; wegen der bedeutenden Auslagen verlangte aber Dr. Siemens von den Pariser Stadtbehörden die Erlaubnis, die Bahn später an einem anderen Punkte der Seinestadt wieder aufbauen zu dürfen. Leider wurde ihm die doch ziemlich unverfängliche Ermächtigung dazu nicht erteilt, und so mußte er seine Schienen in den Straßendamm der Elysäischen Felder legen. Daraus entsprangen indessen viele Übelstände, über welche Herr Boistel, der Pariser Vertreter der Firma Siemens u. Halske, wie folgt, berichtet:

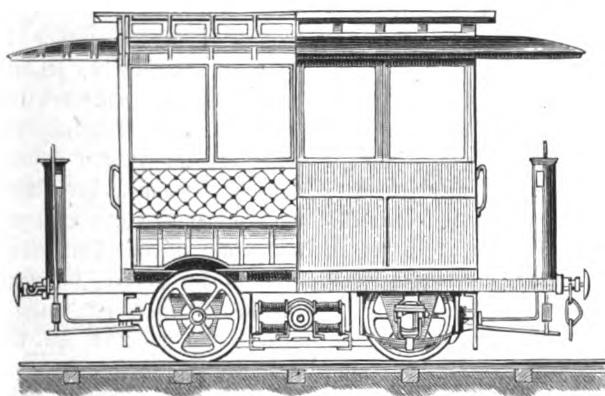
„Bei unseren ersten Versuchen hatten wir einen vollständigen Mißerfolg zu verzeichnen, weil die Schienen stets wieder mit Straßenschmutz bedeckt wurden, was den Kontakt zwischen denselben und den Rädern jeden Augenblick unterbrach. Wir mußten daher dieses System der Übermittelung des Stromes nach dem Wagen ganz aufgeben. Nach einigen Metern blieb der Wagen stecken, und er wurde in seinem Lauf von einem Funkenstreifen begleitet, der von den Kontaktunterbrechungen infolge der die Schienen überdeckenden Erde und Sand herrührte.“

Glücklicherweise ließ sich Dr. Siemens dadurch nicht abschrecken. Kaum waren einige Tage verstrichen, so hatte er ein neues System erdacht, welches die elektrische Bahn unserem Ausgangspunkte, dem Telegraphen, wieder näher brachte. Statt den Elektromoten mittels der einen Schiene mit Strom zu versorgen und diesen Strom mittels der zweiten Schiene zurückzubefördern, errichtete er auf beiden Seiten der Bahn einfache Telegraphenlinien, auf welchen kleine sogenannte Kontaktwagen laufen, die durch ein Seil mit dem Elektromoten und folglich mit der unter diesem angeordneten Dynamomaschine in leitender Verbindung stehen. Der elektrische Wagen zieht wiederum den Kontaktwagen, dem Telegraphendraht entlang, hinter sich, so daß dieser Kontaktwagen zugleich anscheinend schiebt und wirklich geschoben wird.

Die dritte elektrische Bahn zwischen Charlottenburg und dem sogenannten Spandauer Bock bei Berlin zeigt (wie aus der Abbildung S. 209 ersichtlich) dieselbe Anordnung; der Unternehmer hatte aber hier wegen des zu erklimmenden steilen Abhanges mit außergewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Eröffnung dieser Strecke konnte aus diesem Grunde erst Anfang Mai 1882 erfolgen. Endlich baute Dr. Werner Siemens für das Königl. Sächsische Bergwerk Zaukerode eine etwa 800 m lange elektrische Bahn, welche die bisherige Förderung der Steinkohle mittels Pferde entbehrlich gemacht hat. Hier griff er, weil die Dynamomaschine unter

den kleinen Förderwagen kaum untergebracht werden konnte, wiederum zum gesonderten Elektromotor der Berliner Ausstellung. Die Zuleitung des Stromes erfolgt mittels Telegraphendrahtes.

Neuerdings projektiert auch der genannte hervorragende Elektriker für die Stadt Wien ein vollständiges elektrisches Hochbahnnetz, welches das Centrum der Stadt mit den Vorstädten verbinden soll. Das Projekt weist mehrere nicht unwichtige Verbesserungen auf. So sollen die Passagiere mittels elektrischer Aufzüge hinauf- und hinabbefördert und eine Einrichtung getroffen werden, nach welcher sämtliche



Wagen der Lichterfelder elektrischen Eisenbahn.

Wagenthüren automatisch aufspringen, sobald der Zug hält, und ebenso wieder zugehen, wenn er sich wieder in Bewegung setzt.

Von sonstigen elektrischen Bahnanlagen ist hauptsächlich die 10 km lange Bahn bei Portrush (Irland) zu erwähnen, deren Wagen, wie aus der Abbildung S. 211 ersichtlich, von den gewöhnlichen wesentlich abweichen und für ein regen- und kältelofes Land berechnet zu sein scheinen. Die Portrushbahn bietet die schätzenswerte Eigentümlichkeit, daß der elektrische Strom hier durch einen in der Nähe der Bahn liegenden Wasserfall erzeugt wird. In gleicher Weise soll die zwischen St. Moritz und Pontresina (Engadin) zu bauende Bahn hergestellt werden, während die bereits konzessionierte elektrische Untergrundbahn zwischen Charing Croß und Waterloostation in London mit ihrem Minutenbetriebe den Beweis liefern dürfte, daß die Elektricität den höchsten Verkehrsansprüchen gerecht werden kann und sich zum Betriebe von Stadtbahnen besser eignet als die Rauch- und Verbrennungsgase ausstoßende Lokomotive.

Es sei endlich der ganz eigentümlichen elektrischen Bahn gedacht, welche ein Bleichereibesitzer in Breuil-en-Auge (Frankreich) neuerdings ins Leben gerufen hat. Die Tausende von Metern Leinwand, welche den Tag über auf den Blachfeldern zum Bleichen ausliegen, wurden bisher mit Hilfe der Lokomotive und einer um die Blachfelder geführten kleinen Bahn morgens ab- und abends wieder aufgewunden, wobei die Leinwand häufig durch den Rauch der Maschine litt. Diesem Übelstande ist nunmehr gesteuert. An Stelle der Dampf- ist eine kleine elektrische Lokomotive getreten, welcher aber der Strom nicht von außen, sondern aus sogenannten Accumulatoren zugeführt wird, die an Bord genommen werden (s. Abbild. S. 213), wie denn überhaupt neuerdings in London der Versuch gemacht wurde, Straßenbahnwagen mittels elektrischer Accumulatoren zu treiben, welche unter den Sitzbänken angebracht sind. Die Schwierigkeit der Zuleitung des Stromes ist hier also

umgangen, wogegen das tote Gewicht des Wagens zugenommen hat.

* *
*

Welche Vorteile bietet die elektrische Lastenbeförderung im Vergleich mit der Dampf- beziehungsweise tierischen Beförderung?

Diese Frage wollen wir nunmehr zu beantworten suchen und hierbei vom Bekannten zum Unbekannten, von den vollendeten Thatsachen zu den noch mehr oder weniger im Schoße der Zukunft liegenden Dingen fortschreiten.

Der augenscheinlichste Vorteil der elektrischen Bahn ist die gänzliche Abwesenheit von Feuer, Funken und Rauch, ohne welche der Dampfbetrieb undenkbar ist. Diese Übelstände machen sich, wie begreiflich, besonders bei den städtischen Bahnanlagen fühlbar. In London werden über die mit Verbrennungsgasen geschwängerte Luft in den Tunnels der unterirdischen Bahnen lebhafte Klagen geführt; in New-York, wo die oberirdischen oder Hochbahnen beliebt wurden, haben zwar die Reisenden darunter nicht zu leiden, wohl aber die Anwohner; in Berlin endlich hat die Stadtbahn zu ähnlichen Klagen zwar noch keinen Anlaß gegeben, möglich ist es indessen immerhin, daß deren Betrieb die von ihr berührten Grundstücke allmählich stark entwertet. Allerdings beseitigt auch die mit komprimiertem Dampf oder Luft arbeitende Lokomotive den Übelstand des Rauches und der Verbrennungsgase; sie läßt aber einen anderen noch ärgeren Übelstand bestehen, auf welchen wir demnächst zu sprechen kommen. Was aber die eigentliche pneumatische oder atmosphärische Lastenbeförderung betrifft, mit welcher in den vierziger Jahren vielfach experimentiert wurde, so ist sie wegen der übermäßigen Anlagekosten und aus technischen Gründen auf längere Bahnstrecken kaum anwendbar.

Die elektrische Lastenbeförderung beseitigt nun die von dem Gebrauche der Dampfmaschine unzertrennlichen Übelstände, und wer die Lichterfelder oder die Pariser elektrische Bahn im Betriebe gesehen hat, wird sich dieser Überzeugung schwerlich verschließen. Die Elektromoten schweben gewissermaßen über die Schienen in ebenso geheimnisvoller Weise dahin wie ein Schraubendampfer, wenn sein Schlot keinen Rauch ausstößt. Nichts verrät ihre belebende Kraft, und ihr Anblick läßt den Glauben an Zauberei aufkommen.

Wir äußerten eben, die Lokomotive mit komprimiertem Dampf oder Luft verwirkliche das Problem der für Anwohner und Reisende keinerlei Übelstände mit sich führenden Beförderung. Jedoch nur zum Teil. Zu denjenigen Vorzügen des elektrischen Betriebes, welche Dr. Siemens besonders hervorhebt, gehört die sehr erhebliche Verminderung des toten Gewichtes der Züge. Ob es gelungen ist, das Gewicht der ungeheuren Lasten, welche auf allen Eisenbahnen der Erde in Gestalt von Lokomotiven und Brennmaterial jahraus, jahrein mit Windeseile hin- und herbefördert werden, statistisch genau festzustellen, wissen wir nicht. Sicherlich handelt es sich hier um Millionen von Tonnen, deren Transport ein Viertel, wenn nicht ein Drittel der Zugbeförderungskosten der Eisenbahnen beansprucht. Bei der elektrischen Eisenbahn aber schwindet dieser Übelstand nahezu ganz. Das tote Gewicht besteht hier streng genommen, abgesehen von den Wagen selbst, die kaum dazu zu rechnen sind, nur aus der zwischen den Wagenachsen angebrachten, sehr leichten Dynamomaschine. Den Übelstand des toten Gewichtes beseitigt aber die Lokomotive mit komprimiertem Dampf oder Luft in keiner Weise, da sie ebenso schwer ist als eine Dampflokomotive.

Das leidige tote Gewicht vermehrt übrigens nicht bloß die Zugkosten. Es hat noch weit größere Nachteile im Gefolge. Weshalb sind die Eisenbahnbrücken so fest gebaut, Schienen und Schwellen so schwer? Hätten diese Teile einer Eisenbahn nur das verhältnismäßig unbedeutende Gewicht der Wagen zu tragen, so

wäre ein solcher cyklopischer Ober- und Unterbau nicht mehr erforderlich. Die Bahnen werden jetzt nicht mit Rücksicht auf die nutzenbringenden Züge selbst, sondern auf die bis tausend Centner schweren unproduktiven Lokomotiven angelegt. Hieraus ergiebt sich, daß die elektrische Beförderung gestatten würde, die Widerstandsfähigkeit der Brückenträger, Gewölbe, Schienen und Schwellen um mindestens ein Drittel zu vermindern, da der schwerste Wagen nur vierhundert Centner wiegt. Diese Verminderung bedeutet aber, auf das Bahnnetz der ganzen Welt angewendet, Milliarden, und um die Zinsen dieses ungeheuren Kapitals ließen sich die Beförderungskosten reduzieren. Allerdings dürfte noch eine lange Zeit verstreichen, ehe die elektrische Beförderung auf Vollbahnen Anwendung finden kann, und die in dem allzu festen Ober- und Unterbau steckenden Unsummen sind auf Nimmerwiedersehen verloren. Übersehen darf man aber nicht, daß das Weltbahnnetz noch lange nicht ausgebaut ist und daß die Frage der Neben- oder Lokalbahnen mehr denn je auf der Tagesordnung steht. Läge, dank der Elektricität, die Möglichkeit vor, die Kosten des Bahnbaues erheblich zu vermindern, die Landstraßen zur Anlage von Lokalbahnen unter Benutzung der bestehenden Brücken zu verwenden, so käme dadurch die Nebenbahnfrage sicherlich um ein gutes Stück vorwärts. In seinen Abhandlungen über die elektrischen Bahnen legte Dr. Siemens, wie auch die englischen Elektriker Ayrton und Perry, auf diesen Punkt, wie wir glauben, mit Recht ein großes Gewicht. Außerdem beseitigt die Elektricität einen Haupteinwand gegen die Ersetzung der Pferde durch mechanische Zugmittel bei den Straßenbahnen. Das Geleise der Pferdebahnen, heißt es immer, sei für Lokomotiven nicht stark genug, und deren Einführung würde einen neuen Oberbau nötig machen.

Zu den Hauptvorzügen der elektrischen Lastenbeförderung gehört, wie Dr. Werner Siemens vielfach hervorhob, besonders in Gebirgsgegenden, die Möglichkeit, zur Erzeugung des elektrischen Stromes die Dampfmaschine ganz entbehren zu können und zu diesem Zwecke die Strömung selbst von abseits der Bahn fließenden Flüssen zu benutzen. In Flachländern aber, wo Wasserkraft kostspieliger ist, weil sie durch Wehranlagen und Flußsperren erst gewonnen werden muß, bietet die Elektricität immerhin den Vorzug, daß man zur Hervorbringung derselben stehende Dampfmaschinen gebrauchen kann, von denen eine einzige ausreicht, um zahlreiche Elektromoten zu speisen. Stehende Dampfmaschinen arbeiten aber ökonomischer als Lokomotiven, und dieser Vorteil wiegt, nach Dr. Siemens' Ansicht, den Nachteil auf, daß man bei der elektrischen Bahn zwischen den Motor und den zu schleppenden Zug ein Zwischenglied einschieben muß. Hierüber äußert sich dieser hervorragende Elektriker, wie folgt:*

„Berücksichtigt man, daß der Krafterzeuger, also der arbeitende Motor, hier feststeht und so schwer und so groß gemacht werden kann, wie es vorteilhaft erscheint, daß er also mit so guten Kesseln und so guter Heizung versehen werden kann, wie es erforderlich ist, um den größten Nutzeffekt vom Brennmaterial zu erzielen, daß dies aber bei kleineren Maschinen und namentlich bei Lokomotiven nicht möglich ist, so ergiebt sich, daß ein elektrischer Betrieb schon mit fünfzig Procent Arbeitsverlust nicht weniger ökonomisch ist als der Lokomotivbetrieb. Die Heizungskosten einer Lokomotive sind, wie mir von verschiedenen Sachverständigen versichert wird, immer mindestens doppelt so groß als die einer guten, großen, stehenden Dampfmaschine mit großer Expansion und guten Kesseln."

Was Dr. Siemens hier äußert, gilt von Gebirgsländern in verstärktem Maße, wo die Wasserläufe ohne allzu erhebliche Kosten eine leicht abzufangende und den Bedürfnissen der Industrie dienstbar zu

* „Über die dynamo-elektrische Maschine und deren Verwendung zum Betriebe der elektrischen Eisenbahnen." (Siemens, Gesammelte Vorträge.) Berlin, Springer.

machende Kraft liefern. Wir kommen bei Besprechung der Gebirgsbahnen auf den Gegenstand zurück.

Zum Schluß dieses Abschnittes wollen wir der oben bereits berührten bedeutsamen Frage der Kosten des elektrischen Bahnbetriebes selbst einige Worte widmen.

Die Ersparnis aus dem elektrischen Betriebe, im Vergleich mit dem Dampfbetriebe, liegt nicht bloß in der Möglichkeit, brachliegende, wenig kostende Naturkräfte oder große stehende Dampfmotoren zu benutzen. Sie liegt auch in der Verminderung des Bahnpersonals. Wie Herr Clarke, ein Gehilfe Edisons, in „Nostrands Engineering Magazine“ ganz richtig bemerkt, erfordert der Betrieb einer Dampfeisenbahn für jede Lokomotive mindestens einen Heizer und einen Führer, der eine lange Lehrzeit durchzumachen hat. Eine große tausendpferdige Dampfmaschine aber, welche die zur Fortbewegung aller Züge auf einer längeren Bahnstrecke nötige Elektricität liefern könnte, bedarf ebenfalls nur eines Maschinisten und etwa zweier Heizer. Die Kostenersparnis hieraus springt somit in die Augen. Und was die Führung der Züge selbst anbetrifft, so reicht der erste beste Bremser aus. Gilt es ja bloß, eine Kurbel rechtzeitig zu drehen. Auf der Lichterfelder Bahn fungiert nur ein Schaffner, der obenein die Billets verkauft, und es verläuft alles ohne die geringste Störung.

Mit der tierischen Zugkraft verglichen, behauptet die Elektricität gleichfalls den Vorrang. Dies ergiebt sich u. a. aus den Berechnungen des erwähnten Herrn Boistel. Es heißt in dessen Bericht über die Pariser elektrische Bahn:*

„Wir haben auf Wunsch der Pariser Pferdebahngesellschaft einen Preisanschlag gemacht, um die mechanische Zugkraft auf der Linie Triumphbogen — Courbevoie möglicherweise zu beseitigen. Diese Dampfkraft kostet pro Wagen und Kilometer 75 Centimes, während wir bei der Elektricität auf 32 Centimes pro Wagen und Kilometer kommen und die Pferdekraft 52 bis 55 Centimes kostet. Hieraus würde sich somit eine bedeutende Ersparnis ergeben.“

Läge die Möglichkeit vor, den elektrischen Strom durch einen Wasserfall zu erzeugen, so dürfte sich der ermittelte Preis von 32 Centimes noch bedeutend ermäßigen lassen.

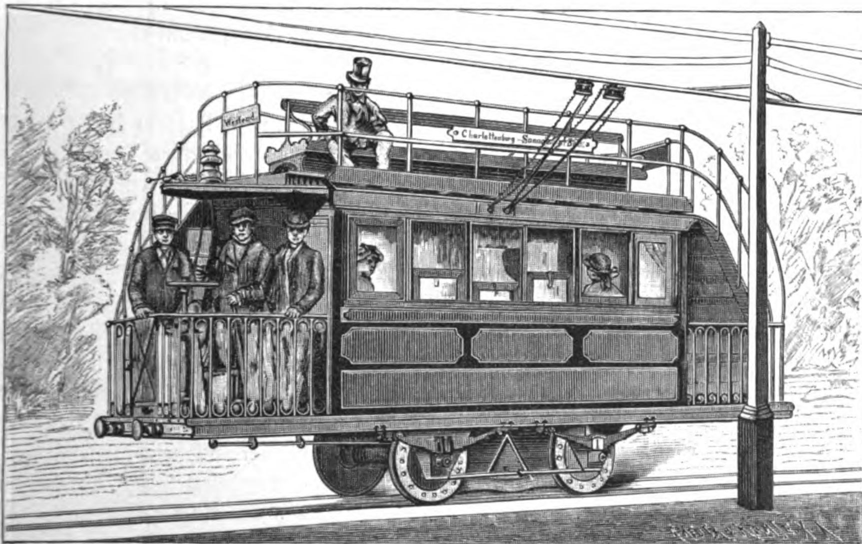
Ein Umstand endlich spricht sehr zu gunsten der elektrischen Beförderung. Wir meinen den Lokal- und Vororteverkehr. Wenn es, abgesehen von London und Berlin, hier wenigstens zum Teil, den Eisenbahnen noch nicht gelang, beim Verkehr zwischen den Großstädten und den Nachbarortschaften die Pferdebahn entbehrlich zu machen, so liegt es vornehmlich an dem Wesen dieser Zugkraft. Soll die Ablassung eines Zuges einigermaßen lohnen, soll das Personengeld die Zugkosten decken, so ist eine größere Anzahl Reisender erforderlich, so müssen mindestens vier bis fünf Wagen annähernd gefüllt werden. Dazu bedarf es aber Zeit und somit ein längeres Intervall zwischen den Zügen, während die Pferdebahn schon mit einem Dutzend Personen vorlieb nimmt und daher die Abstände zwischen den Wagen derart vermindern kann, daß niemand länger als zehn oder gar fünf Minuten zu warten braucht. Was die Lokomotive aber nicht verwirklichen kann, das bietet uns die Elektricität. Auf die elektrischen Zugkosten hat es nämlich kaum einen Einfluß, ob in stündlichen Abständen ein Zug von sechs Wagen oder in Abständen von zehn Minuten je ein Wagen abgelassen wird. Die häufigeren Abfahrtszeiten bedingen höchstens ein zahlreicheres Personal. Somit löst die elektrische Bahn das so schwerwiegende Problem des Lokal-Bahnverkehrs und damit zusammenhängend der Decentralisierung der Großstädte in ausgezeichneter Weise.

Wir wollen nun, nach Aufzählung der als vollendete Thatsachen zu erachtenden Vorteile der elektrischen Lastenbeförderung, zu den vielleicht im Schoße der Zukunft

* Comptes-rendus de la Société des ingénieurs civils, 1881.

ruhenden übergehen und zunächst die bereits erwähnte Arbeit des Herrn Clarke,* sodann aber das von dem berühmten Elektriker Prof. Ayrton in London kürzlich in Vorschlag gebrachte elektrische Bahnsystem** kurz besprechen.

Seit der Eröffnung der ersten Dampfeisenbahn waren die Techniker unablässig bemüht, den Betrieb derselben zu sichern, den so schweren Unfällen vorzubeugen, welche die geringste Unachtsamkeit seitens des Bahnpersonals sowie die unrichtige Handhabung der vielen optischen, akustischen und telegraphischen Signale nach sich ziehen kann. Die Beschreibung dieser Apparate füllt ganze Bände, und deren Zahl nimmt mit jedem Tage zu, ohne daß man indessen den „Stein der Weisen" des Bahnbetriebes, ein jedem Zusammenstoß von Zügen auf freier Strecke oder innerhalb der Bahnhöfe unbedingt vorbeugendes Signalsystem, ersonnen hätte.



Elektrische Eisenbahn bei Charlottenburg.

Unter diesen Apparaten gewannen, abgesehen von dem unentbehrlichen Telegraphen nebst Zubehör (Distanz-Glocken-Signale u. s. w.), besonders das sogenannte Blocksystem sowie die Apparate eine erhebliche Verbreitung, mit deren Hilfe ein einziger zuverlässiger Beamter von einem im Mittelpunkte des Schienengewirres belegenen Häuschen aus sämtliche Weichen eines umfangreichen Bahnhofes öffnet und schließt.

Das jetzt auf den meisten Bahnen gebräuchliche Blocksystem bewirkt es, daß, wenn die Beamten auf dem Posten sind und ihre Pflicht thun, kein Zug eine Bahnstrecke betreten kann, bevor der vorausfahrende Zug dieselbe verlassen hat, so daß zwischen den einzelnen Zügen die der Entfernung der einzelnen Blockstationen entsprechende Bahnstrecke stets frei bleibt. Von den sogenannten Central-Weichenstell-Apparaten aber, welche die Weichensteller entbehrlich machen, existieren zahlreiche Konstruktionen; zu den bekanntesten gehören wohl diejenigen von Saxby und Farmer und von Werner Siemens.

Andererseits haben Eisenbahntechniker zahlreiche Bremsen erfunden, welche in der Hand des Lokomotivführers liegen und jeden Zug auf eine Entfernung von 200 bis 400 m zum Stehen bringen.

* van Nostrands Engineering Magazine. New-York. Dezember-Nummer 1880.
** Electrician vom 1. April 1882.

Nun, was die Vorsteher der Blockstationen und der Centralweichensteller in relativ unvollkommener Weise zuwege bringen, wird, nach der Ansicht des Herrn Clarke und des erwähnten englischen Gelehrten, die elektrische Eisenbahn in die Hand eines Mannes für ein ganzes Bahnnetz zu legen gestatten. Es dürfte die Elektricität außerdem allerlei schöne Dinge wie das Bremsen der Züge, die ununterbrochene Verbindung zwischen denselben und dem Abgangsbahnhofe, sowie endlich die Beleuchtung der Wagen besorgen.

Sobald die Züge, meint Herr Clarke, von einem Centralpunkte aus mittels Elektricität bewegt werden, steht dem nichts im Wege, von dem Hauptbahnhofe aus auch die Weichen zu stellen, die optischen Signale abends anzuzünden und sogar sämtliche oder einzelne Züge einer Bahn sofort zum Stillstand zu bringen. Kurz, es wären die Züge, welche jetzt zwischen den Stationen der Kontrolle entrückt und sich selbst überlassen sind, nur noch Puppen in den Händen des allgewaltigen Beherrschers der vielen Leitungen, die bald Betriebskraft, bald eine dringende Meldung, bald Licht zu übermitteln hätten. Dieser Beherrscher wäre jeden Augenblick über die Lage jedes einzelnen Zuges unterrichtet und würde den ganzen Betrieb einer Bahn in seiner Hand vereinigen. Ist ein Zugführer zu losen Streichen aufgelegt, will er beispielsweise die vorschriftsmäßige Geschwindigkeit überschreiten und sich dem vorauffahrenden Zuge bedenklich nähern, so genügt ein Druck auf einen Knopf, und das Lebenslicht, das heißt der elektrische Strom, wird ihm ausgeblasen. Hält sich hingegen ein anderer unterwegs zu lange auf, so erinnert ihn eine Klingel sofort an seine Pflicht. Der Zug betritt einen Tunnel: sogleich erglänzen die elektrischen Lampen, und sie verlöschen ebenso plötzlich, sobald die Wagen die freie Strecke wieder erreichen. Soll endlich ein Zug noch rascher angehalten werden, als dies durch die Entziehung des Stromes geschehen kann, so wird dieser den Bremsen zugeleitet, und mit der Fahrt ist es augenblicklich zu Ende. Kurz, es sind wunderschöne Aussichten, zu schöne sogar, indem ein so konzentrierter Betrieb bei dem obersten Betriebsbeamten eine Geistesgegenwart und einen Überblick zur Voraussetzung hat, die nur selten anzutreffen sein dürften.

Aus diesen Gründen geben wir dem bescheideneren System des Professors Ayrton den Vorrang, welches im wesentlichen auf die Vervollkommnung des Blocksystems hinausläuft.

Den freundlichen Leser bitten wir, folgendes Schema für eine elektrische Bahn halten zu wollen, was ihm bei einigem guten Willen gelingen dürfte:



Die Strecken A B C D dieser Bahn empfangen mittels eines zwischen die Schienen gelegten besonderen Kabels und der jedem Abschnitt entsprechenden Abzweigung den benötigten elektrischen Strom, welcher durch Vermittelung der einen Schiene den Wagen zugeführt wird. Jede Strecke ist natürlich von den benachbarten vollkommen isoliert. Ein Zug verläßt A. Im Augenblicke, wo er bei B anlangt, versperrt er mittels eines Apparates, den das Gewicht der Wagen in Thätigkeit versetzt, für den elektrischen Strom die Strecke A B automatisch ab, derart, daß ein Zug, welcher diese Strecke betreten würde, plötzlich wie festgenagelt stände, einer Lokomotive gliche, aus der Feuer und Wasser herausgeworfen worden. Der Zug fährt weiter und gelangt an den Punkt C, das heißt an den dritten Abschnitt der Bahn; in demselben Augenblick sperrt er die Strecke B C ab und öffnet ebenso automatisch die erste Strecke A B wieder. Auf die Weise wäre eine weit höhere Betriebssicherheit zu erzielen als durch das Blocksystem, dessen richtige Handhabung von der Zuverlässigkeit des Blockbeamten abhängt, ganz abgesehen davon, daß der Lokomotivführer möglicherweise das Signal der Blockstation übersehen und weiterfahren kann. Nach dem Ayrtonschen System bleibt der Zug not-

gedrungen, weil er keine Triebkraft mehr zugeführt erhält, so lange stehen, bis die vorliegende Strecke frei geworden. Es herrscht unbedingte Einheit zwischen Signalwesen und Fahrbetrieb statt des jetzigen Dualismus, der so viele Unglücksfälle auf dem Gewissen hat.

Prof. Ayrton vervollständigt sein elektrisches Bahnsystem mit einer dem oberen Betriebsbeamten vorliegenden Miniaturbahn, auf welcher sich Wägelchen genau so bewegen wie die Züge auf der Strecke. Der ganze Betrieb malt sich somit auf dieser verkleinerten Bahn wie in einer Dunkelkammer ab.



Elektrische Eisenbahn bei Portrush.

Nachdem wir die Vorzüge der elektrischen Lastenbeförderung im allgemeinen geschildert, wollen wir nunmehr deren voraussichtliche Anwendungen, hauptsächlich auf Gebirgsbahnen, in großen Zügen zu skizzieren versuchen.

* *
*

„Auf den großen Verkehrsadern," sprach Dr. Werner Siemens in der Eröffnungssitzung des Elektrotechnischen Vereins, „auf die unser ganzes Leben jetzt zugeschnitten ist, auf den großen Eisenbahnen, wird die Elektricität der Lokomotive keine Konkurrenz machen, ebensowenig wie das elektrische Licht meiner Ansicht nach je das Gas vollständig verdrängen wird. Die Elektricität ist ganz bescheiden, sowohl bei der Beleuchtung wie bei der Kraftübertragung; sie will nicht verdrängen und absetzen, sondern sie will nur diejenigen Gebiete an sich nehmen, die von den anderen vorhandenen bewährten Einrichtungen schlecht bedient werden. . . Die elektrische Kraftübertragung soll auch nur in solchen Fällen eintreten, wo mechanische Übertragung nicht gut verwendbar ist und wo die Dampflokomotive nicht am Platze ist oder das Verlangte nicht leisten kann. So ist es z. B. für den Eisenbahnbau von großer Wichtigkeit, mit den Zügen größere Steigungen überwinden zu können wie bisher. Es könnten dann sehr kostspielige lange Tunnels ganz vermieden oder abgekürzt werden. Mit der Verstärkung der Lokomotiven scheint die äußerste Grenze erreicht zu sein, da die Adhäsion der Räder begrenzt ist und auch das Gewicht der Lokomotive eine gewisse Grenze nicht überschreiten darf, weil sonst die Hebung der

eigenen Last den größten Teil ihrer Leistung bildet. Auch die Vergrößerung der Anzahl der Lokomotiven kann aus diesem Grunde nicht helfen. Hier würde nun die Elektricität wirksame Dienste leisten können, da es mit ihrer Hilfe thunlich ist, die Zugkraft auf beliebig viele Achsen des Zuges selber zu verteilen.

„Doch nicht allein bei der Ersteigung, sondern auch für die Bremsung beim Niedergange des Zuges würde die Elektricität kräftig mitwirken können, da die Dynamomaschine gleich gute Dienste sowohl zur Arbeitsleistung als zur Arbeitsvernichtung leistet."

An der Hand der obigen Ausführung sowie der sonstigen Arbeiten auf diesem Gebiete wollen wir nunmehr die Fälle einzeln ins Auge fassen, wo die elektrische Lastenbeförderung mit Vorteil anwendbar sein dürfte, das heißt, wo die Lokomotive sich als unzureichend oder gar schädlich erwiesen hat.

In langen Tunnels, wie in Bergwerken, hat die Anwendung des Dampfes anerkanntermaßen erhebliche Nachteile im Gefolge. Die Londoner unterirdischen Bahnen sind wegen der schlechten Ventilation und des Rauches geradezu unerträglich geworden, darüber herrscht nur eine Stimme. Im Montcenis- und Gotthardtunnel mußte die Betriebsverwaltung zur Entfernung des Rauches und der gesundheitsgefährlichen Gase aus den Lokomotiven zu außergewöhnlichen Maßregeln greifen, und die Luft in diesen großen Tunnels bietet trotzdem die erwünschte Reinheit nicht. Hier ist somit die elektrische Lastenbeförderung oder eventuell die komprimierte Luft durch die Natur der Dinge selber gegeben, und es wundert uns, daß man zu derselben noch nicht gegriffen hat. Glücklicherweise bricht sich aber der Fortschritt früher oder später Bahn, und es wird sich die Elektricität schließlich hier ebenso aufdrängen wie seit 1830 die Lokomotive.

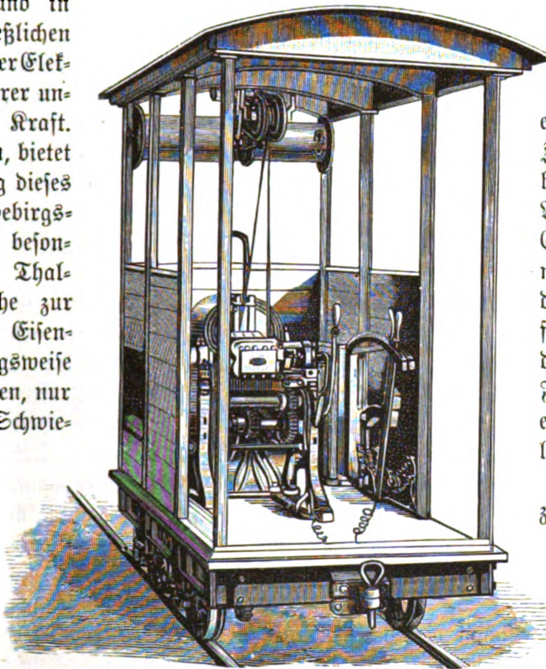
Im Inneren der Städte machen sich die Übelstände der Lokomotivbeförderung, selbst bei Hochbahnen wie in New-York und Berlin, lebhaft geltend. Der Rauch und die Funken, das Gerassel, die erforderlichen sehr festen Unterbauten, die Schwierigkeiten, die Züge in so kurzen Abständen folgen zu lassen, daß die Hochbahn mit den Pferdebahnen konkurrieren kann, diese Übelstände sichern der elektrischen Lastenbeförderung in all den Ortschaften den schließlichen Sieg, wo die weiten Entfernungen den Anforderungen der Neuzeit entsprechende Verkehrsmittel unabweisbar erheischen.

Aus diesem Grunde hatte Dr. Siemens bald nach der Eröffnung der Berliner Gewerbeausstellung den Berliner Stadtbehörden den Plan zu einem elektrischen Hochbahnnetz vorgelegt, welches die Stadtteile abseits der Stadtbahn mit dieser in Verbindung bringen sollte. Dr. Siemens wollte den Bürgersteigen gewisser Hauptverkehrsadern entlang auf eisernen Säulen leichte eiserne Viadukte erbauen, deren Spurweite ein Meter nicht übersteigen durfte. Auf den Geleisen dieser Viadukte hätten leichte Wagen mit fünfzehn Plätzen mit einer Geschwindigkeit von 35 bis 40 km in der Stunde verkehrt.

Leider fand das Projekt weder bei den zuständigen Behörden, welche eine Störung der Straßenperspektiven wohl mit Unrecht befürchteten, noch bei den Anwohnern eine günstige Aufnahme, und es mußte sich der Erfinder der elektrischen Bahnen notgedrungen auf den Bau der erwähnten kleinen Bahnen in der Nähe Berlins sowie auf die Bahn in den Elysäischen Feldern verlegen. Seine Stunde dürfte aber dennoch schlagen, dessen sind wir überzeugt, und es werden vor Ablauf des Jahrhunderts alle Großstädte mit einem Netze von über- oder unterirdischen elektrischen Bahnen versehen sein. Die Vorzüge dieser Verkehrsmittel springen zu sehr in die Augen, als daß der gesunde Sinn des Publikums nicht früher oder später die Hindernisse beseitigt. Hat doch die Lokomotive auch schwere Kämpfe zu bestehen gehabt und den vereinigten Widerstand der Fuhrleute, der Anwohner und des Publikums brechen müssen, welches an-

fangs allen Ernstes meinte, der Reisende würde in den Eisenbahnwagen ersticken.

In seinen Schriften und Vorträgen über die elektrischen Bahnen gedenkt Dr. Siemens der Gebirgsbahnen mehrfach. Die Elektricität sei, meint er, auf Strecken mit starker Steigung auf zweierlei Art zu benutzen. Die erste und logischste sei die vorhin erwähnte. Sie besteht in dem gänzlichen Verzicht auf die Lokomotive, deren totes Gewicht sich auf abschüssigen Strecken doppelt fühlbar macht, und in der ausschließlichen Anwendung der Elektricität mit ihrer unbegrenzten Kraft. Wie wir sahen, bietet die Erzeugung dieses Agens in Gebirgsländern und besonders in den Thalwegen, welche zur Anlage von Eisenbahnen vorzugsweise gewählt werden, nur unerhebliche Schwierigkeiten. Dem Thalweg zur Seite fließt fast stets ein munterer Strom, der zur Komprimierung der Luft wie zur Hervorbringung von Elektricität willig sich hergiebt. Das Beispiel der Reuß, des Tessinflusses und sonstiger Gebirgsströme hat unwiderleglich dargethan, daß das Abfangen der wilden Wasserläufe der Alpen verhältnismäßig leicht vor sich geht und daß man ihnen jede Kraftäußerung zumuten darf. Es dürfte beispielsweise genügen, in Göschenen und Airolo und sonst an der Linie die Luftkompressionspumpen durch Dynamomaschinen zu ersetzen, um die zum Betriebe der Züge in dem Gotthardtunnel und an den steilen Bahnstrecken nötige Elektricität zu erhalten. Hierbei ginge zwar, wie bemerkt, etwa die Hälfte der Kraft der benutzten Wasserströme verloren; dieser Übelstand würde aber durch die beiden oben berührten Vorteile mehr als aufgewogen. Eine Gebirgslokomotive nebst Tender wiegt im beladenen Zustande mindestens tausend Centner, und ein großer Teil der von ihr verbrannten Steinkohle dient nur zum Schleppen der Maschine ohne irgend welchen Nutzeffekt, und die so verschleuderte Kraft würde vier bis fünf Wagen, das heißt die Hälfte eines gewöhnlichen Zuges, den Berg hinaufschleppen. Bei Anwendung der Elektricität fällt nun, wie bemerkt, das tote Gewicht fast ganz fort, und die hochwichtige Frage wird auf die einfachste Weise gelöst.



Elektrische Lokomotive von Breuil-en-Auge.

Der zweite Vorzug der elektrischen Kraftübertragung bei Gebirgsbahnen ist ebenso faßbarer. Bekanntlich steckt die Zugkraft der Lokomotive ausschließlich in der Adhäsion der Triebräder auf den Schienen. Ist der Zug zu schwer, sind die Schienen zu glatt oder will der Lokomotivführer die volle Geschwindigkeit zu rasch erreichen, so gleiten die Räder ab; sie drehen sich bloß, ohne die Wagen von der Stelle zu bringen, und das Beharrungsvermögen der letzteren überwindet die Kraft des Dampfes. Kommt eine Steigung und erhöht sich infolgedessen die Schwere des Zuges, so kommt dies Abgleiten der Triebräder noch leichter vor

und es bleibt schließlich nur zweierlei übrig: entweder eine zweite Maschine vorzuspannen oder die Adhäsion der Triebräder zu erhöhen. Darum verfielen die Lokomotivbauer auf das Auskunftsmittel, sämtliche Räder der Lokomotive oder wenigstens zwei Räderpaare zu kuppeln, so daß das ganze Gewicht der Maschine zur Adhäsion ausgenutzt wird. Dies hat aber auch, wenn die Steilheit des Abhanges zunimmt, seine Grenze, und es kommt bald so weit, daß die Lokomotive nicht einmal ihr eigenes Gewicht zu schleppen vermag. In dieser Not griffen die Techniker zum Zahnrade und zur Zahnstange, wie bei den Rigibahnen, oder zum Drahtseilbetrieb, wie beim Vesuv. Hier ist der Motor — Dampfmaschine oder Wasserkraft — ein stehender, und man nähert sich im Princip dem neuen Zugmittel, welches den Gegenstand dieses Aufsatzes bildet.

Nun, was die Lokomotive wegen zu geringer Adhäsionskraft nicht zu leisten vermag, weil zur Erzielung dieser Adhäsion nur das Gewicht des Motors, nicht aber das in der Regel größere des Zuges selbst ausgenutzt wird, das leistet die Elektricität ohne erhebliche Vermehrung des toten Gewichtes in vorzüglicher Weise. Nehmen wir einen Zug aus zehn Wagen, der eine starke Steigung zu überwinden hat. Jeder Wagen wird mit einer auf beide Achsen wirkenden Dynamomaschine versehen, wodurch die sämtlichen vierzig Räder des Zuges zum Range von Triebrädern erhoben werden und das ganze Zuggewicht für die Adhäsion nutzbar gemacht ist, während wir bei der gewöhnlichen Lokomotivbeförderung höchstens sechs Triebräder hätten, das Gewicht der Maschine allein ausgenutzt wäre und wir außerdem dieses Gewicht, abzüglich der geringen Last der Dynamomaschinen, zu schleppen hätten. Hier wie sonst springen die Vorzüge der elektrischen Beförderung in die Augen.

Leider sind wir noch lange nicht so weit, und es dürfte erst das heranwachsende Geschlecht die Verwirklichung des elektrischen Bahnideals erleben. Es gehört dazu die Überwindung eingewurzelter Meinungen, einer fünfzigjährigen Praxis und, sagen wir es rund heraus, eines gewissen Schlendrians, von welchem sich auch diejenigen nicht ganz freigemacht zu haben scheinen, deren Beruf es eigentlich ist, an der Spitze des Fortschrittes einherzuschreiten.

Dr. Siemens ahnte es wohl. Er kennt seine Leute und weiß nur zu gut, daß die erbittertsten Gegner der elektrischen Bahn gerade in den Reihen der Eisenbahntechniker zu finden sind. Darum tritt er, wie bemerkt, ganz bescheiden auf, um die Herren nicht stutzig zu machen; darum bemüht er sich, ihnen die Elektricität zur Verfügung zu stellen, ohne ihre Kreise allzusehr zu stören; darum beansprucht er für den elektrischen Strom auf Vollbahnen vorerst nur die bescheidene Rolle eines Vorspannes.

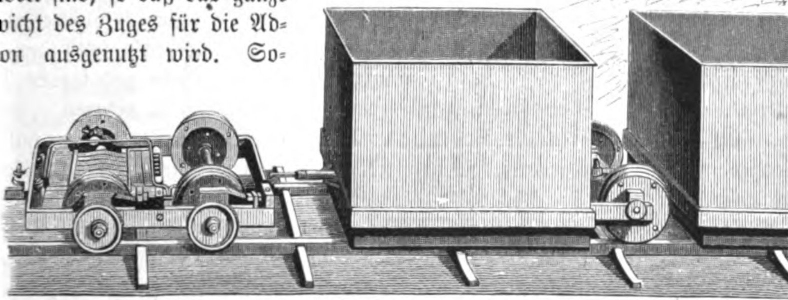
Unseren Lesern ist die Tauerei oder Kettenschleppschiffahrt wohl bekannt, die sich zu einem mächtigen Hilfsmittel des Fluß- und Kanalverkehrs aufgeschwungen hat. In das Bett eines Flusses wird eine Kette oder ein Drahtseil versenkt, welches der Schleppdampfer aus dem Wasser hebt. Die Kette windet sich dann um eine Trommel, welche von der Schiffsmaschine bewegt wird, und fällt am hinteren Ende des Schleppers wieder ins Wasser. Dieser windet sich somit von der Flußmündung aus an der Kette hinan und kann die Kraft seiner Maschine bedeutend besser ausnutzen, indem er, statt sich mittels der Schaufelräder oder der Schraube auf ein bewegliches Element, das Wasser, zu stützen, in der Kette einen festen Haltepunkt findet. Es verhält sich somit ein Kettendampfer zu einem gewöhnlichen Dampfschiff wie die Zahnradmaschine zur normalen Lokomotive

Eine Kette oder vielmehr ein Kabel ordnet nun Dr. Siemens zwischen den Schienen auf allen Bahnstrecken an, wo die Lokomotive allein, wegen der Steigung, nicht ausreicht, wo die Eisenbahntechniker jetzt zur Zahnstange oder zu einem Kabel

greifen, welches um eine oben befindliche Trommel aufgewunden wird. Der Unterschied liegt nur darin, daß das Siemenssche Kabel selbst keine Arbeit zu verrichten hat; es dient nur dem elektrischen Strom als Vehikel und übermittelt den dynamo-elektrischen Maschinen unter den Wagen und weiter den Rädern der letzteren die von sogenannten primären Dynamomaschinen erzeugte elektrische Triebkraft. Zwischen den Schienenpaaren angeordnete Rollen heben das Kabel aus gabelförmigen Stützen aus Hartglas und legen es nach dem Passieren der Wagen wieder in dieselben. Die Rollen bilden die leitende Verbindung zwischen dem Seile und den Dynamomaschinen unter den Wagen, deren Räder somit eine Zeit lang in Triebräder verwandelt sind, so daß das ganze Gewicht des Zuges für die Adhäsion ausgenutzt wird. Sobald die Beihilfe der Elektricität nicht mehr von nöten ist, hört die Kabelleitung auf, und die Lokomotive tritt wieder unbeschränkt in ihre Rechte.

Unseres Erachtens verdient die elektrische Tauerei die Aufmerksamkeit der Eisenbahntechniker und Regierungen in hohem Maße. Weshalb ist die Gotthardbahn erst nach unsäglichen Opfern an Zeit und Geld zu stande gekommen? Weshalb sind die Tarife dieser Bahn verhältnismäßig so hoch und fahren deren Züge so langsam?

Die Beantwortung dieser Fragen ist leicht. Da man auf Vollbahnen zu dem bequemen Mittel der Zahnstange oder des Seilbetriebes nicht greifen kann, so waren die Ingenieure zur Fortschaffung der Züge überall auf die geringe Adhäsionskraft der Lokomotive angewiesen; sie mußten scharfe Steigungen möglichst vermeiden und zur Überwindung der leidigen Thalstufen im Reuß- und Tessinerthale zu sogenannten Spiraltunnels ihre Zuflucht nehmen, die Unsummen verschlangen und den Betrieb ungemein verlangsamen. Die Erbauer der Gotthardbahn mußten endlich den großen Tunnel so tief legen, daß ein nahezu 15 km langer Schacht nötig wurde. Würde die Gotthardbahn jetzt erst projektiert, nachdem die Elektrotechnik so ungeheure Fortschritte gemacht und eine ungeahnte Stufe erklommen hat, so hätten die Urheber der Gotthardbahn diesen epochemachenden Schienenweg vielleicht ganz anders angelegt. Man hätte möglicherweise den nördlichen Eingang zum Haupttunnel weiter hinauf verlegt, wodurch er um ein gutes Drittel abgekürzt worden wäre, und die zahlreichen Thalstufen im Norden und Süden mittels elektrischer Tauerei überwunden. Dies wäre um so leichter gewesen, als die dem Gotthard entspringenden Flüsse eine fast unbegrenzte Kraft liefern, welche bekanntlich während des Tunnelbaues zum Betriebe der Bohrmaschienen und zur Ventilierung des Tunnels nutzbar gemacht wurde.



Elektrische Postbahn.

Was aber vom Gotthard gilt, findet selbstverständlich auf noch zu erbauende Alpenbahnen entsprechende Anwendung,

und wir dürfen die Hoffnung hegen, die elektrische Kraftübertragung werde den Bau von Gebirgsbahnen technisch und finanziell erheblich erleichtern. Gelingt ihr dies, so erwirbt sie sich um die Förderung des Verkehrs große Verdienste.

* *
*

Die Dr. Siemens erteilten Patente auf Verfahren zur elektrischen Kraftübertragung betreffen nicht bloß die Beförderung von Reisenden und Gütern auf gewöhnlichen Schienenwegen. Der genannte hervorragende Elektriker hat außerdem sein Augenmerk auf die Brief- und Packetbeförderung, sowie auf die Erleichterung des Bergwerkbetriebes und des Erklimmens der Stockwerke eines Hauses gerichtet.

Wir wollen zunächst die elektrische Postbeförderung ins Auge fassen. Die Frage hat ihre zwei Seiten.

Unseren Lesern ist die seit einigen Jahren in Berlin und anderen Großstädten im Betriebe befindliche sogenannte Rohrpost sicherlich bekannt. Diese besteht aus einer Röhre von geringem Durchmesser, in welcher sich kleine cylinderförmige Behälter mit bedeutender Schnelligkeit und zwar dadurch bewegen, daß die Luft vor denselben verdünnt oder die Luft hinter denselben mittels sehr großer und kostspieliger Dampfmaschinen komprimiert wird. Diese Behälter beherbergen eine relativ kleine Zahl von leichten Briefen, die sonst mit den Stadtposten befördert wurden. Die Rohrpost birgt aber alle Nachteile der auf Komprimierung der Luft beruhenden Lastenbeförderungssysteme in sich. Sie erfordert eine bedeutende Kraft und leistet in der That sehr wenig. Sie befördert nur einen winzigen Behälter mit wenigen Briefen, während der zunehmende Umfang der Großstädte und die Lebhaftigkeit des Verkehrs innerhalb derselben eine raschere Beförderung der sämtlichen Brief- und Packetpostgegenstände gebieterisch erheischt. Die Rohrpost ist endlich nur auf geringe Entfernungen anwendbar und schließt den Verkehr zwischen Nachbarorten gänzlich aus.

Die Frage hat aber, wie bemerkt, noch eine andere Seite. Zu den lästigsten Verpflichtungen der Eisenbahnen gehört die unentgeltliche Beförderung der Post. Lästig ist diese Verpflichtung nicht bloß wegen des Gewichtes der Eisenbahnpostwagen, sondern noch mehr dadurch, daß die Bahnverwaltungen vielfach lediglich der Post wegen Nachtzüge einlegen müssen, welche die Kosten nur selten decken und einen unverhältnismäßigen Aufwand zur Folge haben. Wären diese Verpflichtungen durch unbestreitbare Vorteile aufgewogen, so würde kein Wort darüber zu verlieren sein; dem ist aber nicht so. Zwischen den Hauptverkehrsmittelpunkten besteht in der Regel nur eine zweimalige Postverbindung, und die Leute, die es eilig haben, sehen sich infolgedessen genötigt, viel häufiger, als sonst der Fall wäre, den unbequemen und teuren Telegraphen in Anspruch zu nehmen.

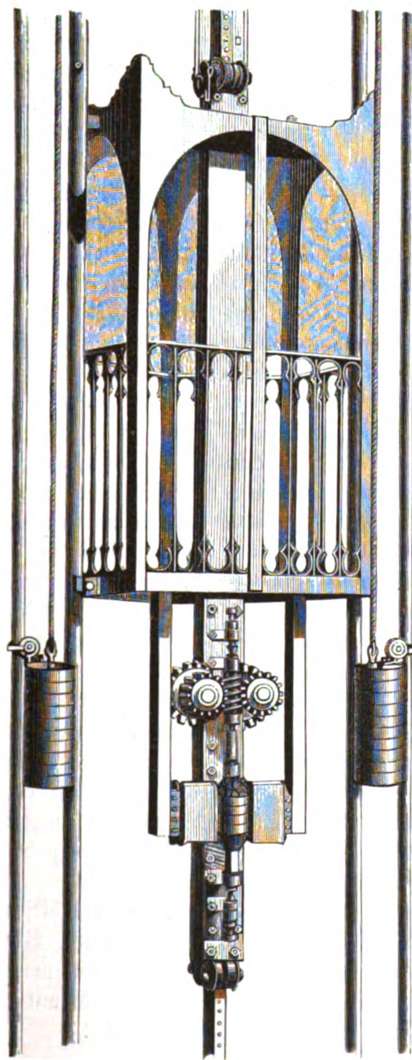
Diesen Übelständen zu steuern, hat Dr. Werner Siemens eine kleine elektrische Postbahn erdacht, die wir möglichst kurz beschreiben wollen. Zwischen den Geleisen einer bestehenden Bahn oder daneben werden kurze eiserne Pfähle eingerammt, welche eine viereckige Blech- resp. Holzröhre tragen. Die untere Wand dieser Röhre dient wiederum zwei Schienen als Stütze, auf welchen kleine, im Princip mit den Elektromoten identische Wägelchen laufen (s. Abbild. S. 215). Die in den erwähnten Wägelchen angeordnete Dynamomaschine wird von feststehenden ähnlichen Maschinen aus gespeist, die in Abständen von 20 km an der Bahn aufgestellt sind, und es gelangt der Strom zu ihr mittels der einen Schiene und der Röhrenwände. Das Wägelchen vermag eine bedeutende Menge Briefe und Drucksachen zu fassen und könnte die Schnellzugsgeschwindigkeit wohl erreichen. Das Anhalten und Wieder-in-Gang-bringen desselben ist leicht.

Mit Hilfe einer solchen elektrischen Rohrpost, deren Kosten Dr. Siemens auf etwa 18000 Mark pro Kilometer schätzt,

hofft er eine stündliche Postverbindung zwischen verkehrreichen Orten zu ermöglichen und auf diese Weise den Telegraphen von einer Menge Depeschen zu befreien, die ihm nur infolge der Unzulänglichkeit der Postverbindungen zugeführt werden.

Dr. W. Siemens nimmt sich aber auch der eisenbahnlosen Ortschaften an, welche nicht einmal die Kosten einer elektrischen Rohrpost erschwingen könnten. Er stellt denselben einen Telegraphen zur Verfügung, der Briefe und Zeitungen weit rascher befördern kann als der schnellste Postwagen. Dieser Telegraph besteht aus einem räderlosen Rohrpostwagen, der an einem Telegraphendraht angehängt ist, wie wir ihn bei der elektrischen Bahn in Charlottenburg erblicken. Eine solche Einrichtung dürfte sich unter anderem für abseits liegende Badeörter und Sommerfrischen empfehlen.

Der elektrische Aufzug endlich ist im Grunde nichts als eine senkrechte elektrische Bahn und dürfte die Fahrstühle der Gasthöfe und Fabriken, sowie die Fördermaschinen der Bergwerke mit Vorteil ersetzen. Diese Aufzüge sind entweder für Seil- oder für hydraulischen Betrieb eingerichtet. Ersteren hält man für nicht sicher genug für die Personenbeförderung, während die hydraulischen Aufzüge in der Anlage sehr kostspielig und häufig kaum ausführbar sind, weil sie die Einsenkung eines Druckrohres von gleicher Tiefe wie die größte Höhe der beabsichtigten Hebung bedingen. Auch ist der Betrieb solcher Aufzüge ein sehr kostspieliger, da jede Hebung die Füllung des Druckrohres mit Wasser erfordert.



Elektrischer Aufzug.

Der elektrische Aufzug, welcher auf der Mannheimer und Brüsseler Ausstellung in Thätigkeit war, soll nun diese Mängel beseitigen, ohne eine geringere Sicherheit zu bieten. Er besteht, wie aus der nebenstehenden Abbildung ersichtlich, aus einer Plattform, auf welcher eine Dynamomaschine angeordnet ist, die an einer festliegenden Zahnstange gleichsam hinaufklettert und den Fahrstuhl mitnimmt. Der Betrieb dieses Aufzuges soll ein sehr wohlfeiler sein.

* * *

Fragen wir zum Schluß nach der Zukunft der elektrischen Lastenbeförderung im allgemeinen, so erscheint die Beantwortung dieser Frage keineswegs leicht.

Die Hindernisse gegen deren Einführung liegen offenbar weit weniger in technischen Schwierigkeiten — Dr. Siemens hat ja

in Berlin und Paris alle entgegenstehenden Hemmnisse gleichsam spielend überwunden — wie in den vollendeten Thatsachen. Als es galt, die erste Lokomotiveisenbahn ins Leben zu rufen, hoben die Gegner des berühmten Stephenson mit Recht besonders hervor, wie widersinnig es sei, die schwere Lokomotive mitzutransportieren, die ebensoviel wiegt als drei bis vier vollgepfropfte Wagen. Sie schlugen deshalb stehende Dampfmaschinen, beziehungsweise den Seilbetrieb vor. Nachdem aber Stephenson nachgewiesen, daß das Gewicht des Seiles und dessen Reibung auf den Stützrollen mehr Kraft beanspruchen würde als das Mitschleppen der Lokomotive, trug diese den Sieg davon, und es wurden die Bahnen der ganzen Welt mit Rücksicht auf dieses Beförderungsmittel erbaut, in welchem Unsummen stecken. Hätte den Gegnern Stephensons damals die elektrische Kraft zur Verfügung gestanden, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Lokomotive von der Bildfläche verschwunden wäre und nur noch in gewerblichen Sammlungen als Kuriosität ihr Dasein fristen würde.

Wir stehen also einer vollendeten Thatsache gegenüber, und Dr. Siemens selbst beansprucht deshalb nur die Stadt- und Gebirgsbahnen, den Tunnel- und Bergbaubetrieb sowie event. die Lokalbahnen für die Elektricität.

Trotz alledem und ungeachtet unseres angestammten Pessimismus sowie der Gefahr, die in der übertriebenen Schätzung neuer Erfindungen liegt, meinen wir aber mit Professor Ayrton, daß die Elektricität die ihr zugewiesene Aschenbrödelrolle nicht immer spielen und früher oder später aus dem Kampfe mit der Lokomotive siegreich hervorgehen werde.

Darin wurden wir durch ein neuliches Erlebnis bestärkt. Ein Geschäft hatte uns nach Lichterfelde geführt. Wir verlassen den Zug der Anhalter Bahn, welcher uns von Berlin herübergebracht hatte, und gehen einige Schritte auf dem Bahnhofsdamm weiter. Links steht der Berliner Zug, rechts und von demselben, nur durch die Breite des Dammes getrennt, erblicken wir den zierlichen Elektromoten, in welchem die Reisenden nach der Centralkadettenanstalt Platz nehmen. Gleichsam um eine Wettfahrt zu veranstalten, setzen sich die Nebenbuhler gleichzeitig in Bewegung. Die Lokomotive speit einen schwarzen dicken Rauch aus, der uns umhüllt und mit halbverbrannten Kohlenteilchen überschüttet; der Dampf strömt mit fürchterlichem Gezische aus dem Schornstein, während die noch immer für unentbehrlich gehaltene Dampfpfeife ihre markerschütternden Töne von sich giebt. Rechts setzt sich der Elektromot gleichfalls in Bewegung. Welch ein Unterschied aber! Keine Maschine, kein Rauch, kein Staub, kein Gepfeife! Der Zugführer berührt einen Hebel, und sofort fährt der Wagen, durch eine unsichtbare, geheimnisvolle Kraft getrieben, geräuschlos ab. Im Nu erreicht er seine Maximalgeschwindigkeit und läuft einen Augenblick mit der Lokomotive um die Wette. Nach einigen Sekunden entzieht ihn eine Biegung unseren Blicken.

Nun, bei diesem Anblick konnten wir nicht umhin, Viktor Hugos berühmtes Wort auf die neuen Verhältnisse zu übertragen und mit ihm auszurufen: Ceci tuera cela!





Il Tedesco.

Novelle

von

Rudolf Elcho.

I.



Rukuruh ... rukuruh —

Ich befand mich auf der Grenze zwischen Schlaf und Wachen, als jene girrenden Töne in mein Ohr fielen, und es war mir dabei zu Mute, als hätte mein hungernder Magen eine Stimme erhalten und verwarne mich in ernsthafter Weise. Junger Mann — so hörte ich in dem traumhaften Zustand ihn sagen — wie lange soll ich mir diese Mißhandlungen noch gefallen lassen? Auf der Reise von Genua nach Neapel erhielt ich fast nichts als Kleienbrot, Polenta, Käse und Zwiebeln, und diese selbst in den allerdürftigsten Portionen; oft blieb das zur Speisung meiner Maschine notwendigste Material tagelang ganz aus, und dabei wurden Märsche von sechs geographischen Meilen über die Felsenhöhen und durch die Schluchten des Apennin gemacht, gerade so, als gelte es Gänseleber und Gurkensalat zu verdauen. Noch laß ich mir diese Tyrannei des heißen, stürmisch-wallenden Blutes gefallen, aber es wird die Zeit kommen, wo ich rebelliere und dann —

Rukuruh!

Ich erwachte.

Der kühle Morgenwind war vom Meere her über meine Lagerstätte gefahren und hatte meinen unbeschützten Körper getroffen. Über mir in den Cypressen bemerkte ich ein girrendes Taubenpaar, welches erschreckt davonflatterte, als ich jählings auf die Füße sprang.

Wo war ich?

In den letzten Wochen hatte ich so oft die Schlafstelle gewechselt, daß ich kaum mehr zu bestimmen vermochte, auf welchem Fleck Erde ich mich befand. Meine Blicke fielen auf eine weite unabsehbare Ebene mit leise rauschenden Ulmen, sprossenden Reben, blühenden Mandelbäumchen.

Ah, nun war ich orientiert!

Vor mir lag das glückliche Kampanien, der Garten Süditaliens.

Aber wo hatte ich geschlafen?

Am vergangenen Tage war ich aus

Neapel fortgewandert, weil ich keine Lust verspürte, noch eine Nacht unter einer Thorfahrt oder hinter den Säulen eines Kirchenvestibules zu frieren. Ja, ganz recht. In der Nacht hatte ich mich in einen mit weichem Moos gepolsterten und von Cypressen umstandenen Graben geworfen —

Meine Blicke schweiften rings umher über grüne, zweigesenkende Trauerweiden, majestätische Meerpinien, weiße Steine, dunkle Kreuze, verwitterte Urnen — ich hatte auf einem Friedhof am Fuße des Vesuv geschlafen und zwar so fest und süß, wie man im Alter von zweiundzwanzig Jahren immer schläft, wenn man recht müde ist. Der Vesuv hat im Lauf der Jahrtausende eine Grabkammer über der anderen gebildet. Zu seinen Füßen ruhen ganze Städte, Dörfer und Landhäuser, die er mit seiner Lava und Asche wie mit einem grauen Leichentuch überdeckte. Diesen Grabkammern aber entsproßt junges blühendes Leben, somit beweist seine zerstörende Thätigkeit nur, daß der Tod der Sockel ist, auf dem sich neue und immer schönere Lebensformen erheben.

Aus dem frischgrünen Laub, das im Morgenwind rauschend einer leichtbewegten Meeresfläche glich, leuchteten mir vergoldete Turmspitzen entgegen. Es war, als tauchten unter dem Himmelslicht noch einige strahlende Sonnen auf.

Dort lag Nola, das Ziel meiner Reise.

Ich reckte die Arme, schüttelte den Nachtfrost von meinem Körper und die Lavaasche von den Stiefeln, wusch mich an einem von springenden Ziegen und schnatternden Gänsen umgebenen Teiche und schritt dann wohlgemut, aber hungrig wie ein Wolf dem berühmten Nola zu, wo Hannibal einst seinen Glücksstern sinken sah, wo Augustus seinen Geist aushauchte und wo der heilige Felix begraben liegt, dem die Christenheit die Erfindung der Glocken zuschreibt.

Die Glocken des heiligen Felix läuteten eben, als ich in die hinsterbende Stadt eintrat. Es geschah das an einem Sonntag des Jahres 1861. Man glaubte sich im Inneren derselben plötzlich in eine fremde Welt versetzt. Hier zogen ungarische Husaren singend und sporenklirrend über den Markt, dort vor dem Café standen Gruppen ehemaliger Garibaldianer, welche das rote Hemd weithin kenntlich machte. Dazwischen schritten Priester und Meßknaben im Ornat durch die Reihen der Landbewohner, und diesen folgten fremdländische Offiziere, hoch zu Roß in glänzenden Uniformen. Nola beherbergte in jener Zeit eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft in seinen Mauern, die sogenannte ungarische Legion.

Wer den politischen Ereignissen der letzten Jahrzehnte gefolgt ist, der wird sich erinnern, daß im Jahre 1860 die Hauptthaten zur Verwirklichung des Einheitsstaates in Italien geschehen waren. Im Norden wurden die Österreicher durch die Schlachten bei Magenta und Solferino aus der Lombardei geworfen, die kleinen Fürsten flohen vor der Empörung und Garibaldi brach durch seine kühne Expedition nach Sicilien die Herrschaft der Bourbonen in Unteritalien. Diese Befreiungskämpfe hatten zur Folge, daß die revolutionären Elemente aller Nachbarstaaten nach Italien gelockt wurden. Da man im folgenden Jahre das Einigungswerk ganz zu vollenden gedachte, so blieben die vaterlandslosen Abenteurer in Unteritalien zurück. Von dort glaubte man gegen Rom und später gegen Venedig vorrücken zu können. Die italienische Regierung hatte diese Elemente alle zu einem Corps vereinigt, das sie die ungarische Legion nannte und dem man Quartiere in Nola verschaffte. Dies Corps glich in Bezug auf seine Zusammensetzung einem polnischen Salat. Italiener aus Rom, Venedig und Triest, die nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren durften, Ungarn, Schweizer, Deutsche, Griechen und Spanier befanden sich in diesem Freicorps, welches noch die besondere Eigentümlichkeit zeigte, daß es mehr Offiziere als gemeine Soldaten besaß. In diesem Punkte glich es etwas der Stadt Nola, welche Kirchen und Regierungsgebäude

genug für eine große Metropole hatte, in der That aber nur elftausend Einwohner zählte, von denen die meisten Maccaroni fabrizierten.

Ich war eben durch die schattigen Arkaden einer Klosterkirche auf den von der hellen Frühlingssonne überglänzten Marktplatz getreten, als ich vor der Thür eines Cafés bunte Gruppen von Freiwilligen erblickte, welche eine sehr erregte Diskussion führten.

„Der Tedesco meint, General Vetter verdiene den Strick," hörte ich einen Ungar mit spitzgedrehtem Schnurrbart sagen.

Der Tedesco? — Ich fühlte beim Aussprechen dieses Wortes ein freudiges Erschrecken. Dieser Deutsche konnte nur Fritz Horn, mein Freund und Gefährte, sein, den ich monatelang wie einen verlorenen Bruder suchte. — Ah, da stand er inmitten der bewegten Gruppe wie ein junger Heros unter den Argonauten. Sein stolzer Blondkopf überragte alle.

„Fritz!" rief ich mitten in den Haufen hinein. Mein Freund wendete sich um und seine blauen Augen leuchteten. Jetzt sah er mich. Wie ein springender Löwe durchbrach er den Kreis und faßte mich in die Arme, als wolle er mich zerreißen.

Ich hatte Mühe, mich seinen Umschlingungen wieder zu entwinden. Unsere Freude war so groß, daß wir lange keine Worte fanden. Endlich kam der Freund zu sich, hielt meine Hände fest und fragte: „Wo hast du gesteckt, Bursche?"

„Frage mich lieber, wo ich gehungert habe," antwortete ich mit glücklichem Lachen. „Nun, in Paris, Marseille, Livorno und Rom. Überall hast du mir gefehlt, Fritz. Wo hast du dich herumgetrieben?"

„Ich blieb den ganzen Winter in Zürich hocken, wo ich den Speisesaal einer Villa dekorierte. — Du trittst doch wieder in die Legion ein? Wir marschieren gegen Rom, verlaß dich drauf."

„Nun, wo du bleibst, bleibe ich auch; wohin du gehst, gehe ich auch. — Vorerst eine Frage: Hast du Geld genug, um mir ein Frühstück zu beschaffen? Mich hungert fürchterlich."

„Armer Teufel, komm, deine Qualen sollen sich in Freuden verwandeln! In der Garküche da drüben finden wir guten Risotto und eine schätzenswerte Flasche Rotwein. Avanti!"

Fritz faßte mich unter den Arm, und bald darauf schlürften wir auf der schattigen Veranda der Osteria den rubinroten Wein der Rebenhügel von Sarno. Ich fühlte mich in der Nähe des Freundes vollständig geborgen. Im Frühling des Lebens entkeimt dem Menschenherzen die Maiblume der Freundschaft. Ist ihr leiser Duft geschwunden, so blüht die Liebe auf, die Rosenzeit des Lebens bricht an. Fritz und mich beglückten die Gefühle innigster Freundschaft.

Wer in die lachenden Augen dieses Burschen sah, gewann ihn lieb, denn es strahlte so viel Güte, Treuherzigkeit und Edelsinn daraus hervor, daß man an seinem guten Herzen nicht zu zweifeln vermochte. Im Grunde gehörte er zu den scheuen, rückhaltenden Naturen. Unter den Kameraden galt er für stolz und zugeknöpft. Er imponierte mehr, als er anzog. Dies lag wohl in dem Umstand, daß er als der Sohn eines Försters seine Kindheit in den einsamen Wäldern Thüringens verlebt hatte. Als er später in die große Welt trat, um Maler zu werden, blieb etwas von der scheuen Natur des Rehes in ihm zurück. Die Schüchternheit aber verflog bei ihm vor der Begeisterung oder Leidenschaft. Als Maler war er nach Rom gekommen, sobald jedoch Garibaldi mit den tausend Freiwilligen nach Sicilien zog, warf er Pinsel und Palette fort und griff zur Büchse der Befreier. Es steckte eine Prometheusnatur in ihm. Wo er dem Unterdrückten begegnete, nahm er den Handschuh für ihn auf gegen den Mächtigen. Er war der geborene Revolutionär und verehrte Garibaldi als den Erlöser seines Volkes. Ich lernte Horn am Volturno kennen, während der Belagerung von Kapua. Dort hatte Rüstow einen Sturm auf die Porta di Roma ver-

sucht, welcher scheiterte. Eine vorgeschobene Batterie des Feindes kartätschte die Stürmenden nieder.

Als die Bataillone zerrissen und blutend zurückfielen, ging Fritz allein vor. Er erkannte, daß die Pappeln einer Allee, welche im spitzen Winkel auf die Verschanzung zulief, Deckung für einige Schützen biete. Mit seiner treffsicheren Büchse näherte er sich unter dem Schutz der Baumstämme der Batterie, deren Bedienungsmannschaften während des Ladens nur wenig geschützt waren. Wir sahen den Tollkopf allein avancieren und bemerkten, daß jeder Schuß, den er von der gedeckten Stellung aus abgab, einen Mann niederstreckte. Dies kühne Beispiel lockte uns — etwa ein Dutzend Freiwilliger aus der Brigade Medici — an, ein Gleiches zu versuchen. Der Chef der feindlichen Batterie erkannte sehr schnell die Gefahr, welche ihm aus dem Vordringen der Scharfschützen erwachse, und er ließ sofort mit Eifer die Pappeln beschießen. Die Kartätschen rasselten mit jenem Geräusch, das an heulende Wölfe erinnert, gegen die Baumstämme, einige schlecht Gedeckte wurden in Stücke gerissen, und Fritz erhielt eine leichte Blessur am Schenkel, sprang jedoch sofort zum nächsten Baume vor und streckte mit dem ersten Schuß den Kapitän nieder. Durch den Fall des Führers trat in der Batterie eine heillose Verwirrung ein, die Artilleristen protzten auf und wollten aus der Schanze in die Stadt zurück. — Vorwärts! schrie jetzt Fritz, sprang hinter der Pappel hervor und schwang seine Büchse durch die Luft. In Scharen jagten die Unserigen ihm nach. Noch einmal wurde eine Ladung Kartätschen auf uns abgegeben, aber Fritz tauchte aus dem Pulverdampf auf und forderte unter schallendem Zuruf zum Angriff auf. Er selbst stürmte allen voran, schlug einen Offizier vom Pferde herunter und brachte das erste Geschütz dicht beim Thor zum Halten. Die Batterie war unser.

Mittlerweile war General Stephan Türr herbeigekommen und hatte den Ausgang der kühnen That bewundert. Am Abend stellte derselbe Fritz Horn der ungarischen Legion vor — welche damals schon bestand — als den Tapfersten der Ungarn.

Fritz, welcher zu jener Zeit nur ganz unvollkommene Begriffe von der italienischen Sprache besaß, fiel dem Lobredner ins Wort und sagte: „Nix Ungharese, sono Tedesco!“

Seit diesem Tage hieß der Held von Kapua im ganzen Heere Garibaldis il Tedesco (der Deutsche).

Ich hatte am Abend des denkwürdigen Tages mit Fritz Freundschaft geschlossen, und da er zwei Jahre älter war als ich, so fiel ihm, wie er sagte, die Pflicht zu, mich zu „bemuttern“. Oft, wenn wir in rauher Herbstnacht beim Lagerfeuer schlummerten, konnte ich bemerken, wie er mir heimlich die Hälfte seiner Wolldecke noch über die Beine legte, damit ich nicht friere; war unser Hunger größer als die Portionen, so klagte Fritz über Appetitlosigkeit und versuchte es, mir einen Teil seiner Portion aufzuschwatzen. Nach Beendigung der Expedition trennten wir uns schweren Herzens in Genua, jetzt waren wir beide nach Unteritalien zurückgepilgert, von der unbestimmten Hoffnung, uns wiederzufinden, geleitet.

Und nun endlich saß ich ihm wieder gegenüber, dem guten Kameraden, und sein frisches, vom goldigen Gelock umrahmtes Gesicht glänzte vor Freude. Er lachte und erzählte, während ich einen Berg Risotto vertilgte, und als ich gesättigt war, schüttelten wir uns nochmals die Hände und riefen unisono: „Nun stehen uns schöne Tage bevor!“

„Zu welcher Truppe gehörst du?“ fragte ich.

„Zu den Jägern des Major Rheinfeld.“

Das war sehr gut. Ich kannte Rheinfeld von der garibaldinischen Expedition her. Dieser Offizier, der schon als Student im Jahre 1848 in Wien gegen die Kroaten focht, war in Schleswig-Holstein, in Italien, überall, wo die Kriegstrommel gerührt wurde, zur Stelle. Trotzdem er durch die Verbindung mit einer sehr reichen englischen Lady im Besitz eines rei-

zenden Landsitzes war, litt es ihn nicht zu Hause. Wo es galt, für die Unabhängigkeit oder freiheitliche Entwickelung eines Volkes zu kämpfen, trat Rheinfeld in die vorderste Reihe der Freiwilligen. Dabei war er ein Mann von unendlicher Herzensgüte. Wer sich bittend an ihn wandte, konnte stets seiner Hilfe gewiß sein.

Ich fragte den Freund, was die Erregung der Freiwilligen bedeute, welche ich auf den Gassen bemerkte.

Ein Schatten flog über sein Gesicht, und sein Auge erhielt etwas von jener Grellheit, welche an das Adlerauge erinnert. „General Vetter," so erklärte er nach einer Weile, „welcher gegenwärtig die Legion kommandiert, beabsichtigt, wie wir hören, einen ganz besonderen Coup auszuführen. Du weißt, daß die Legion ein Corps Freiwilliger ist, das von der italienischen Regierung erhalten wird, ohne daß die Legionäre sich zu einer bestimmten Dienstzeit verpflichten. Nun soll der General, welcher im Solde Viktor Emanuels steht, die Absicht haben, uns der italienischen Armee einzuverleiben. Wir wollen hoffen, daß an dem Gerücht nichts Wahres ist, denn niemand von uns wird seine Unabhängigkeit opfern. Wir sind Freiwillige, keine Söldner. Gegen abend findet übrigens in der Kathedrale eine Totenfeier zu Ehren des bekannten ungarischen Patrioten, des Grafen Teleki, statt, der sich vor einiger Zeit erschossen hat. Sein Bruder, welcher in der Legion Kavallerieoberst ist, hat die Feier veranstaltet und wir müssen derselben beiwohnen. — Halt, da reitet unser Major über den Platz! Komm, ich melde ihm deinen Eintritt ins Bataillon an."

Gleich darauf standen wir Major Rheinfeld gegenüber, welcher mich mit großer Freundlichkeit willkommen hieß und den Quartiermeister sofort anwies, mich einzukleiden. Am Nachmittag trug ich bereits die leichte Uniform der Jäger und begab mich Arm in Arm mit meinem Freunde zum Totenamt.

* * *

Ob sich die Heiligen der Jesukirche nicht über die kriegerische Versammlung wunderten, welche die geweihten Räume erfüllte? So viele klirrende Sporen und rasselnde Säbel hatten die Marmorfliesen der Kirche nie zuvor getragen, und nie zuvor hatten sich so viele braune Gesichter und martialische Schnurrbärte um das Sanktuarium geschart. Im Vordergrund des Kirchenschiffes sah man die Führer der Legion, zum Teil stolze ritterliche Gestalten in malerischen Uniformen. Im übrigen war die Trauerversammlung bunt zusammengewürfelt. Infanteristen, Kavalleristen, Offiziere und ungarische Freiwillige im Nationalkostüm, Protestanten und Katholiken, alle standen und saßen dicht beieinander. Als Fritz und ich eintraten, brausten bereits die Orgelklänge in seltsam feurigen Rhythmen durch das Schiff der Kirche. Da der Tedesco fast von allen Legionären gekannt und um seiner männlichen Schönheit, Kühnheit und Selbstverleugnung willen bewundert wurde, so nahmen die Begrüßungen schier kein Ende. Die Offiziere aller Grade schüttelten ihm die Hand, als stehe er ihnen im Range völlig gleich. Man wußte es, daß Garibaldi ihn nach der Schlacht am Volturno zum Offizier ernannt, daß er jedoch jeden Grad verschmäht hatte. Er setzte seinen Stolz darein, einfacher Freiwilliger zu sein, denn er wollte der Sache der Freiheit ohne jede Selbstsucht dienen. Diese Selbstverleugnung wirkte in der That beschämend für manche Streber und fand die Anerkennung aller braven Kameraden.

Ich selber fand manchen alten Gefährten wieder. Da stand Graf Kosicki gegen einen Pfeiler gelehnt, ein schlanker Bursch mit dem Kopf eines Raphael, der bei jeder Entbehrung oder Enttäuschung in die Phrase ausbrach: Ich erschieße mich, auf mein Wort! Also, er lebte immer noch und plauderte mit einem Franzosen, der unter dem bescheidenen Namen François in die Legion eintrat, thatsächlich aber einer berühmten französischen Herzogsfamilie angehörte. Ein dunkellockiger Artillerist mit lachendem Knabengesicht, dem

der Kobold aus jeder Miene blickte, schlang seinen Arm um die Hüfte eines bleichen jungen Mannes, Namens Heidur, zu dem er mit großer Verehrung aufschaute. Er scherzte über das Bild des heiligen Antonius, den ein etwas roher Künstler mit einem echt italienischen Banditengesicht zu Füßen der heiligen Jungfrau abgebildet hatte. Der spottlustige Krauskopf ahnte nicht, daß man ihm zu Ehren wenige Wochen später gleichfalls ein Totenamt abhalten werde. Er war der Sohn des damaligen Gouverneurs von Siebenbürgen, und die Abenteuerlust hatte ihn nach Italien geführt. Sein Gefährte, der junge Heidur, hatte feine durchgeistigte Züge. Er galt als der eigentliche Organisator der Artillerie und Lehrer der Militärwissenschaften. Wie mein Freund Fritz verschmähte dieser geniale Ungar gleichfalls jede Beförderung. Obgleich er an Wissen und feuriger Energie alle Artillerieoffiziere der Legion übertraf, wollte er nichts sein als ein einfacher Freiwilliger.

Die Ceremonie begann. Priester im reichen Ornate erschienen vor dem Altar, und Rossinis Requiem stimmte die Versammelten zur Andacht. Feine Ambradüfte entstiegen den Räuchergefäßen der Meßknaben, und durch die farbigen hohen Glasfenster strömte eine solche Fülle von rosigem Licht und Glanz auf die Massen kriegerischer Gestalten, auf die Priester und den Hochaltar, daß die Flammen der vielen Kerzen gelb und matt erschienen. An die Pfeiler gelehnt, standen die mit Trauerflor umwundenen Fahnen der Regimenter. Droben auf den hohen Postamenten erhoben sich die Statuen heiliger Kirchenfürsten, welche ihren Krummstab segnend über die Andächtigen streckten. An der Decke der Kathedrale, welche mit farbenprächtigen Gemälden im Stil des Tiepolo geschmückt war, zeigten sich flatternde Engel, die mit langen Posaunen ein Hosianna in den blauen Himmel hineinbliesen.

Die stille Messe war beendet, und Fidal-Medji, ein Kavallerieoberst von hoher Gestalt, blondem Haar und sehr lebhaftem, feurigem Wesen, betrat die unterste Stufe des Altars. In ungarischer Sprache hielt er dem verstorbenen Patrioten Teleki die Gedächtnisrede. Kaum hatte der Lobredner geendet, so trat General Vetter, der Höchstkommandierende, vor den Altar. Bei seinem Erscheinen lief ein Gemurmel — wie Waldesrauschen — durch die Massen. Jedermann fühlte, daß der General Arges im Schilde führe. Erwartung und Mißtrauen standen auf jedem Gesicht. Vetter erinnerte in seiner Erscheinung mehr an den Diplomaten als den Soldaten; seine Haltung war so schlaff wie sein Gesicht. Er sprach leise und docierend wie ein Professor. Als es still geworden war in der Versammlung, begann er in italienischer Sprache eine Lobrede auf Viktor Emanuel, den Befreier Italiens, und betonte, daß derselbe den Verbannten seinen Schutz und Ungarn seine Hilfe leihen werde. In weiterer Ausführung schilderte er die Opfer, welche der König für die Legion gebracht habe und noch zu bringen gedenke, und schloß mit der Erklärung, die einfache Pflicht der Dankbarkeit und die Selbsterhaltung geböten es, daß die Legionäre dem König von Italien den Fahneneid leisteten und sich auf drei Jahre zum Dienst in der italienischen Armee verpflichteten.

Vetter hatte bei dieser Aufforderung, nach unserem Dafürhalten, den eigenen Vorteil im Auge, denn nur, wenn die Legion in den Dienst der italienischen Monarchie trat, war ihm auf drei Jahre seine Stellung als General gesichert. Er nährte die geheime Hoffnung, die Offiziere würden von der gleichen Erwägung ausgehen und das Selbstinteresse höher stellen als das Wohl der Freiwilligen. Kaum aber ersuchte er mit verstärkter Stimme die Versammlung, sie möge die Hände zum Schwur erheben, da folgte eine Scene, wie sie tumultuarischer vielleicht nie zuvor in einem Gotteshause erlebt wurde.

Statt der Hände erhoben sich die Köpfe der Offiziere und Mannschaften, als hätten alle einen elektrischen Schlag empfangen. Tausend Kehlen brüllten: Nieder mit dem Verräter!

Major Rheinfeld, die Obristen Schrötter, Fidal-Medji und Teleki sprangen fast gleichzeitig auf die Altarstufen und schrieen der Versammlung zu, das Ansinnen des Generals sei eine Infamie. Kein Freiwilliger, sofern er Ehre im Leibe habe, dürfe der Aufforderung Folge leisten. Wir seien Freiwillige und wollten keine Söldner werden.

Diese Zurufe wurden mit jauchzenden Eljens auf Rheinfeld und die Obristen und mit Pereats auf Vetter beantwortet. Das wilde Geschrei machte die Kirche erbeben. Die Massen drängten sich wie im Sturm zu dem Altar hin und rissen den erblassenden General von den Stufen des Altars herab. Die Priester und Meßknaben erschienen mit schreckensbleichen Gesichtern unter der Thür der Sakristei und brachen in ein Lamento aus. Da General Vetter Gefahr lief, in Stücke gerissen zu werden, so mußten die Regimentscommandeure und einige persönliche Freunde des Mißhandelten zur Rettung seiner Person einschreiten. Die Angreifer wurden zurückgestoßen und dem General ins Ohr geschrieen, er möge rasch die Kirche verlassen. Dieser machte die gewaltigsten Anstrengungen, um die Ausgangsthür zu erreichen, aber es hielt sehr schwer, die Menschenflut zu durchbrechen. Im wirren Knäuel wanden sich der General und seine Beschützer durch die andrängenden, schreienden und drohenden Massen.

Jetzt mit einemmal erschien mir das Kircheninterieur total verwandelt. Im Tumult stürzten die Fahnen von den Pfeilern auf die Köpfe der Streitenden, Becken mit Weihwasser flogen über den Haufen und ein blutigroter Schein fiel aus den Glasfenstern auf die braunen erhitzten Gesichter der Magyaren. Die heiligen Kirchenfürsten auf den Postamenten schienen mit ihren Krummstäben zum Schlage auszuholen, und die Posaunenengel droben im Deckengemälde bliesen ganz sicher Alarmsignale.

Fritz hatte beim Ausbrechen des Tumults meinen Arm gefaßt und wir waren aus der Kirche getreten. Vor dem Portal stehend, wälzten sich die erregten Menschenmassen tobend und schreiend an uns vorüber. Jetzt endlich kam der General barhaupt und mit Rheinfeld streitend dicht in unsere Nähe. Plötzlich wurde er meines Freundes ansichtig, der mit olympischer Ruhe auf die wildbewegte Scene blickte.

„Jäger!“ schrie er Fritz zu und erfaßte dessen Arm wie ein Ertrinkender, der nach dem Strohhalm hascht, „Sie verhaften sofort den Major Rheinfeld, er ist der Rädelsführer der Empörer! Vorwärts!“

Fritz schaute den General mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung an, schüttelte ihn dann von sich ab und sagte in ruhigem Tone:

„Saule, du rasest!“

Diese Worte hatten einen völlig magischen Effekt, denn mit einemmal brachen die Umstehenden in ein schallendes Gelächter aus und die Wut der Ungarn verwandelte sich in Hohn. Der General war der einzige, welcher nicht lachte. Einen Fluch durch die schmalen Lippen pressend, lief er seiner Wohnung zu, packte dort seine Koffer und fuhr mit dem von Avellino kommenden Eisenbahnzuge noch in derselben Stunde nach Neapel.

„Der Anfang ist so übel nicht,“ meinte Fritz beim Verlassen des Platzes, „die reorganisierte Legion beginnt die Reihe ihrer Thaten mit einer Revolte. Bin neugierig, was die Regierung thun wird.“

Wir schritten die Straße hinab, welche nach Salerno führt. Die Sonne war im Sinken, Häuser und Kirchen warfen riesengroße Schatten auf die staubigen Straßen und Plätze. Bei einer Biegung des Weges standen wir plötzlich einem Wagen gegenüber, der vor der Thür eines Pfarrhauses hielt. Im Schatten breiter Akazien plätscherte ein Röhrbrunnen, an welchem der Vetturino seine Pferde tränkte. Vor dem Wagen an der Seite des Hauses stand ein Geistlicher und redete mit einer Dame in klösterlicher Tracht, welche in der Kutsche an der Seite

eines jungen Mädchens saß. Wir gingen an dem bestaubten Fuhrwerk vorüber, und Fritz, den die schwüle Luft in der Kirche erhitzt hatte, nahm seine Mütze ab, ließ sich das kühle Wasser über die Hände rieseln und kühlte seine Stirn.

Als er wieder aufschaute, stieß er einen Laut der Überraschung aus und erfaßte meinen Arm. Ich folgte der Richtung seiner Augen und sah in ein Mädchengesicht, dessen Schönheit mich völlig sprachlos machte. War es das Purpurlicht der Abendsonne, welches die holde Erscheinung umflutete, war es unsere erregte Stimmung — wir glaubten ein Wesen von ganz überirdischer Schönheit vor uns zu sehen. Die Fremde besaß die volle Frische, den unnennbaren Zauber der Jugend. Ihre Büste war formenschön, die Haltung voller Anmut. Den Kopf neigte sie etwas vornüber, und derselbe zeigte das reine klassische Profil der Römerin. Eine Fülle dunklen Haares, das im Nacken leicht zusammengebunden war, ringelte sich um Stirn und Hals und floß in Wellen auf die Schultern herab. Ihr Gesicht war leicht gebräunt, aber rosig überhaucht. Was ihrer Erscheinung aber einen so unbeschreiblichen Reiz verlieh, das waren die von langen Wimpern umschatteten dunklen Augen; fast schien es, als leuchtete aus diesen die Glut längst untergetauchter Sonnen.

Fritz war von dem Anblick der holden Erscheinung völlig bezaubert. Zuerst regte sich die Bewunderung des Malers in ihm. „Welche Schönheit!“ murmelte er und trat so leise zur Seite, als könne er durch irgend ein profanes Geräusch den Gegenstand seiner Bewunderung verscheuchen.

Bald nachher setzte der Vetturino den Eimer klappernd zur Erde, mit dem er seine Pferde getränkt hatte. Die Fremde schaute zur Seite, und ihre Blicke begegneten denen meines Freundes. Sie sah den Blondkopf überrascht und befremdet an, fast wie ein Kind, dem sich eine ganz ungewöhnliche Erscheinung bietet. Allmählich wurde die Glut auf ihren Wangen tiefer, aber sie wandte die Blicke nicht ab. Es verlohnte in der That der Mühe, Fritz Horn zu betrachten; seine männliche Schönheit war mir nie zuvor so aufgefallen wie in diesem Augenblick. Seine tiefblauen Augen strahlten in seltsamem Glanze, sein blonder Krauskopf hatte in der Abendsonne einen lichten Goldglanz und die Spitzen der kurzen Locken blitzten im Licht. Seine Haltung war so frei und ritterlich, als gebe es für ihn kein Hindernis auf der Erde, als nehme er seinen Flug hoch über Not, Elend und Gefahr.

Einen Augenblick sahen sich die beiden Menschenkinder in gegenseitiger Bewunderung an, dann wendete sich die Nonne von dem Pfarrer zu ihrer jungen Begleiterin.

„Wünschest du eine Erfrischung, Elena?“ fragte sie.

Die Angeredete schreckte auf wie aus einem süßen Traum. — „Nein, Tante; ich danke Ihnen, Herr Pfarrer,“ stotterte sie und legte sich weit in die Kissen des Wagens zurück.

Gleich darauf rollte die Kutsche die Straße hinab. Fritz schaute derselben nach, bis der Staub sie umwirbelte, bis die letzten Sonnenstrahlen zitternd hinter dem Gipfel des Tramonti entschwanden, bis die Abendschatten und der Duft der Ferne jede Spur der Erscheinung verwischt hatten.

Als ich den Freund endlich anredete, fuhr er sich mit der Hand über die Augen und blickte mich dann so kalt und zerstreut an, als sei ich ihm ein Fremder. „Ah, du bist da?“ sagte er verwirrt.

„Ja, ich bin noch da.“

„Elena ... hm! Das wundervolle Gesicht möchte ich malen!“

„Nur malen?“

Er errötete wie ein Schulknabe, den man auf einer Flunkerei ertappt, warf noch einen Blick die Landstraße hinunter und kehrte dann schweigend mit mir in die Stadt zurück.

* * *

Der Aufenthalt der Legion in Nola war nur von kurzer Dauer. Durch die Revolte und einen bald darauf folgenden Streit ungarischer Husaren mit Dorfbewohnern, der in blutige Straßenkämpfe ausartete, wurde das Freicorps der italienischen Regierung unbequem. Die letztere ließ uns zunächst Quartiere wechseln, und wir marschierten an sonnigen Frühlingstagen nach dem malerisch gelegenen und von einem Wald blühender Obstbäume umgebenen Nocera. Später langte General Türr dort an, hielt der Legion eine derbe Strafpredigt und reiste wieder ab.

Für Fritz und mich kamen in Nocera heitere Tage. Da der Major wußte, daß wir mit allen dienstlichen Funktionen genau vertraut seien und er uns persönlich wohlgesinnt war, so gestattete er uns das größtmögliche Maß von Freiheit. Wir nutzten unsere Zeit zu Ausflügen ins Gebirge und an die Meeresküste, durchwanderten die aufgedeckten Ruinen von Pompeji und die Grüfte von Herkulanum.

Wo wir bei den Lebenden einkehrten, fanden wir freundlichen Empfang und gastliche Aufnahme. Die männliche Schönheit meines Freundes wurde von allen Frauen bewundert. Wenn Dante durch die Straßen Veronas schritt, raunten sich die Frauen zu: Viene dall' inferno! In Torre dell' Annunziata aber hörte ich ein dunkeläugiges Wirtstöchterchen zu ihrer Freundin mit einem Blick auf Fritz sagen: Viene dall' cielo, questo Tedesco!

Dieser Deutsche, von dem man glaubte, daß er im Gegensatz zum Dichter der Hölle dem Himmel entstiegen sei, nahm die Bewunderung seiner Person sehr kühl auf. Er malte in Pompeji und den Meeresbuchten Aquarelle, besuchte die Kirchenfeste der naheliegenden Dörfer, wo kirchliche Andacht und schäumende Weltlust sich in seltsamer Weise vermischten, und legte eine große Vorliebe für Klöster an den Tag. Er suchte augenscheinlich etwas und fand es nicht.

Eines Tages sprach Fritz in Kosickis, des Korporals, Gegenwart von einem schönen Deckengemälde, das er in der Kirche zu Pagani gefunden.

„Ah, die Fresken kenne ich," antwortete jener, „sie sind von Pagliotti!"

Graf Kosicki war Kunstkenner und einer der rätselhaftesten Menschen, die mir jemals begegnet sind. Aus einer russischen Adelsfamilie stammend, war er in Italien geboren, in Österreich und Frankreich erzogen worden. Er sprach ein halbes Dutzend moderner Sprachen mit überraschender Eleganz, kannte die Dichter fast aller Nationen und besaß ein so erstaunliches Gedächtnis für zartklingende Poesien, daß er uns oft stundenlang mit reizenden Citaten überschüttete. Seine Stimme hatte einen sonoren und doch so weichen Klang, daß die rauhesten Soldaten den Atem anhielten und lauschten, wenn er abends eine Barkarole oder ein Ständchen sang. Sein dunkles Auge blickte ernst und träumerisch in die Welt, und selbst beim tollsten Zechgelage glitt selten ein Lächeln um seine feingeschnittenen Lippen. Er hatte die höchsten Genüsse und das tiefste Elend des Lebens kennen gelernt, gab vor, der Welt müde zu sein, und beging, sobald sich nur die Gelegenheit dazu bot, die leichtsinnigsten Streiche. Jetzt drehte er die Spitzen seines seidenweichen Schnurrbartes und setzte seiner Bemerkung noch hinzu, daß sich, wie ihm ein Geistlicher versichert habe, die besten Arbeiten Pagliottis in der Klosterkirche von Santa Croce südlich von Nocera und zwar auf dem Wege von Salerno befänden.

Fritz war sofort entschlossen, dies Kloster aufzusuchen, und ich begleitete ihn.

Das Kloster lag auf einem Ausläufer des Apennin. Wir hatten bei Donnergrollen und Wetterleuchten die Höhe erstiegen und traten in eine breite Lindenallee ein, in deren dunkler Perspektive sich die stattlichen Umrisse des alten Gebäudes zeigten. Da gleich bei unserem Eintritt in die Lindenallee ein Gewitterregen auf die durstige Erde niederrauschte, so suchten wir Schutz unter den breitästigen Bäumen, deren Blüten einen berauschenden Duft

ausströmten. Der Regen ließ bald nach, und als wir die Allee durchschritten hatten, blitzte die Sonne hinter zerrissenem Gewölk hervor und beleuchtete die erfrischten Felder des Thales und den Klostergarten, dessen schattige Gänge und Baumgruppen sich nach dem Thal hinab bis zur Straße von Salerno senkten. Von der Piazza aus, die vor der Kirche lag, schweiften die Blicke über die Baumwipfel und Reben bis zu dem sonnig beleuchteten Salerno hin, dessen weiße Häuser aus der blauen Meerflut herauszusteigen schienen. Im Thale befand sich unter schlanken Pappeln ein Teich, in welchem Hirten ihre zur Schur bestimmten Schafe wuschen. Einige braune Buben übertönten das Blöken der geängstigten Tiere durch die quiekenden Töne, welche sie ihren Querpfeifen entlockten.

Das Kloster selbst war von Kastanien und wilden Lorbeerbäumen umschattet und an seinen Mauern kletterte der Epheu empor. Einige Fenster waren vergittert, andere sprachen durch ihre farbigen Butzenscheiber für das hohe Alter des burgartigen Baues, in dessen Innerem tiefer Frieden herrschte. Der ganze Ort hatte einen idyllischen, lauschigen Charakter, und in den Büschen und Hecken jubilierten die Finken und Hänflinge derart, daß man glauben konnte, die Sänger hätten sich am Aroma der Blüten oder dem Gewitterregen berauscht.

Nachdem wir unsere Betrachtung des Klosters und der Landschaft beendet, traten wir leisen Schrittes durch das verwitterte Kirchenportal. Die Krypta war von Sonnenschein und Tönen durchflutet. Ehe wir uns nach den Freskobildern umsahen, lauschten wir den Tönen. Eine Messe von Palestrina wurde gespielt, und mit den ernsten feierlichen Orgelklängen mischte sich ein Chor zarter Frauenstimmen. Der letztere wirkte ernst, erhebend und seltsam geheimnisvoll, denn er schien von fernen Höhen herabzuschweben, da weder die Sänger noch die Orgelspieler zu sehen waren. Die Kirche war ganz leer, nur die steinernen Heiligen blickten ernst aus den Nischen und die Musik tönte leise und geheimnisvoll weiter.

Nach einer Weile fielen die Blicke meines Freundes auf die Wandgemälde Pagliottis. Es waren farbenprächtige Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Links sah man das Opfer Abrahams und den Brudermord Kains, rechts eine Scene aus der Sündflut. Über der Eingangsthür war die Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese dargestellt. In diesem Bilde war die Eva fast ganz zerstört. Wahrscheinlich hatte man die Thür höher gemacht, und ungeschickte Maurer veranlaßten ein Herabfallen der Wandbekleidung. Mit den ernsten Darstellungen stand die zarte, lichte Farbengebung etwas im Widerspruch, aber man mußte die große dekorative Wirkung der Kunstwerke bewundern. Von wahrhaft bezaubernder Schönheit war der Garten Eden. Der Maler hatte eine heiter-schöne Ideallandschaft mit blauen duftigen Fernen, mit üppigen Palmenhainen, blühenden Ranken und bunten Vögeln geschaffen — ein wahres Traumland. Die zerstörte Eva mußte wohl dem Beschauer den Rücken zugewandt haben, und ihr Leib war durch breite Farne bis zu den Schultern verhüllt gewesen; der Kopf fehlte ganz. Adam blickte voll Trauer und Scham zu der Lichtgestalt des Cherub auf.

„Wie schade, daß die Eva zerstört ist,“ bemerkte Fritz, wandte sich dann aber hastig um, denn vom Chor her vernahm man jetzt statt vieler Stimmen nur eine einzige. Diese schwebte in lichter Klarheit über den dunklen schwirrenden Orgelklängen und schien sich im Crescendo zum Himmel aufzuschwingen. Es war ein Mezzosopran voller Schmelz und Zauber, und in dem Agnus Dei, welches die jugendfrische Stimme sang, lag eine so seltene Innigkeit, daß wir uns ergriffen und feierlich gestimmt fühlten. Allmählich tönte der Gesang aus — leise und bebend wie die hinschwindenden Purpurstreifen am Abendhimmel.

Fritz hatte sich andächtig lauschend gegen einen Pfeiler gelehnt; er trug die Mütze

in der Hand, und sein Goldhaar war von einem roten Schimmer übergossen. Das Licht aus den bunten Rosetten über dem Portal fiel auf seine Gestalt. Als die Orgel ganz verstummt war, knarrte in der Höhe eine Thür, und hervor trat ein langer Zug der Nonnen. Derselbe bewegte sich über die Galerie, welche in der Höhe vom Chore zum Kloster hinüberleitete. Die Führerin schritt mit gesenkten Blicken die Galerie entlang, als sie aber plötzlich der Fremden ansichtig wurde, stockte ihr Schritt, und ich konnte Überraschung und Befremden in ihren feinen Zügen bemerken. Dies Anhalten der Oberin lenkte die Blicke aller Nachfolgenden auf die Erscheinung meines Freundes. Viele der Nonnen beugten sich über die Galerie, um den hübschen Fremden recht genau zu betrachten. Die letzte Dame im Zug trug kein Ordensgewand, sondern ein einfaches schwarzes Wollkleid. Schon hatte sie die Thür erreicht, ohne den Blick zu erheben, da wurde sie von ihrer Vorgängerin auf uns aufmerksam gemacht. Sie erhob den Kopf und blieb überrascht stehen. In demselben Augenblick erfaßte Fritz meinen Arm, als wolle er ihn zerbrechen. „Das ist sie!“ flüsterte er in großer Erregung.

„Wer?“

„Elena!“

Das Mädchen und mein Freund sahen sich einen Augenblick wie in süßer Verwirrung an, dann entschwand die Erscheinung in der Höhe wie ein Schatten.

Als wir allein in der Kirche zurückblieben, gebärdete sich Fritz, als werde er von einem Wirbelwind hin- und hergetrieben. Er sprach mit sich selbst, focht mit den Armen durch die Luft, und als ich ihm in die Quere kam, faßte er mich an und zog mich in den Schatten eines Beichtstuhles. — „Freund,“ rief er bebend und verschämt wie ein junges Mädchen, „die da droben hat mich um meine Ruhe, um alle Vernunft gebracht! Seitdem ich das Mädel zu Nola in der Kutsche sah, bin ich aus dem Scharnier! Ich träume von Elena in der Nacht, ich lechze nach ihrem Anblick am Tage, ich muß sie endlich sehen, sprechen, denn mich verzehrt die Qual!“

„Du liebst?“

„Und zum erstenmal. Weißt du, was das heißt? Ahnst du nicht, wie uns das Gefühl ergreift, beherrscht, verzehrt? In mir lodert eine Flamme... Und nun zu wissen, daß sie dort ist, da drinnen, zwischen den öden Klostermauern; zu ahnen, daß ich ihr auch nicht gleichgültig bin, daß ihr Herz vielleicht auch bei der Wiederbegegnung so erzitterte wie das meine, und nun befürchten zu müssen, daß dies holde engelgleiche Geschöpf vielleicht morgen den Schleier nimmt und dann verloren ist für mich ... tot für die Welt . . o, das ist Qual! Ich vergehe vor Ungeduld! Aber ich muß sie sprechen! Wenn ein Gedanke in deinem Gehirn steckt, so poch ihn heraus, Freund, und rate mir: wie kann ich zu ihr gelangen?“

„Vor allen Dingen nimm die Sache kühler, junger Heißsporn! Zweimal hast du das schöne Kind gesehen und verfällst in Liebesraserei. Wie kann man so mit Hals und Kragen in eine Leidenschaft hineinpurzeln! Ich hielt dich bisher für ein Muster an Besonnenheit. Und deine Hoffnungen sind aussichtslos; die dicken Klostermauern sind unübersteiglich. Was können wir thun? Das Kloster erstürmen und sie entführen? Dein Ideal ist im Kloster so weit von dir getrennt, als stünde sie schon im Himmel. Schlag dir die Sache aus dem Kopf und laß uns gehen.“

„Ich verlasse diesen Platz nicht eher, als bis wir einen Plan ausgeheckt, wie ich zu ihr gelange! Geh du, wenn du Lust hast, ich bleibe!“

Der Trotzkopf lief wieder in der Kirche auf und ab, und ich sah ein, daß er nicht nachgeben werde. Ärgerlich blickte ich nach der Galerie, über welche die Nonnen hingeschritten waren, dann nach dem Portal und dem verlorenen Paradiese. Beim Anblick der zerstörten Eva dämmerte plötzlich eine Hoffnung vor mir auf. „Fritz,“ rief ich dem Freunde zu, „ich sehe Licht!“

„Laß es leuchten!“

„Mache der Oberin des Klosters oder

dem Verwalter den Vorschlag, die Eva in Pagliottis ‚Paradies‘ wiederherzustellen!“

Der Freund sah mich überrascht an, dann sagte er: „Das ist ein Gedanke! Zwar ist die Hoffnung, daß die fromme Gesellschaft auf dieses Anerbieten eingehen werde, keine große, aber da uns nichts Besseres einfällt, wagen wir den Versuch! Komm!“

Wir umschritten das Kloster und sahen endlich auf dem Hofe einen Laienbruder, welcher Reisig und Kehricht verbrannte. Der Mensch besaß eine rechte Nußknackerphysiognomie, und wie ein Gnom stand er vor dem Feuer. Wir redeten den Burschen an und erfuhren, daß das Kloster in der Person des Paters Ambrogio einen Kurator und Gutsverwalter besitze, welcher in allen weltlichen Angelegenheiten das Erforderliche anordne.

„Wo ist dieser Kurator zu finden?“ fragte Fritz.

„Er war nach Tisch zu den Herden hinuntergeritten. Ah, da kommt er eben!“ Der Laienbruder warf den Stock, mit dem er das Feuer geschürt hatte, von sich und eilte dem Kurator entgegen.

Auch wir nahten uns dem würdigen Herrn mit respektvollem Gruß. Die Erscheinung desselben hatte nichts Priesterliches, trotzdem er eine Kutte trug. Auf dem Maultier sitzend, hatte er dies Gewand bis über die Kniee heraufgezogen. Ambrogio war sehr wohlgenährt, trug einen langen grauen Patriarchenbart und hinter den starken Brauen seines Gesichtes blitzten ein Paar listige graue Augen hervor. Gleichwohl sprach viel Gutmütigkeit aus seinen Zügen, und auffallend war an ihm die salbungsvolle Gestikulation, mit welcher er seine Worte begleitete. Bei unserem Anblick hielt er überrascht sein Maultier vor dem Thor der Scheune an, in welche er hineinzureiten beabsichtigte.

„Der Beistand und Segen der heiligen Jungfrau sei mit euch, Signori,“ sagte er mit tiefer Baßstimme, und etwas wie Furcht malte sich auf seinem Gesicht. „Wen suchen die Soldaten Viktor Emanuels in diesen geheiligten Räumen?“

„Euch, Vater Ambrogio,“ antwortete Fritz, und als der Mann auf dem Maultier sich sehr beunruhigt zeigte, fuhr der Sprecher rasch fort: „Oder richtiger die herrlichen Gemälde Pagliottis. Wißt Ihr, ehrwürdiger Vater, daß Ihr in diesen Kunstwerken einen unvergleichlichen Schatz besitzet? Und das Kloster Santa Croce läßt diese Fresken der Zerstörung anheimfallen! Das ist entsetzlich! Jedem Kunstverständigen dreht sich das Herz im Leibe um, wenn er sehen muß, wie in dem Hauptgemälde die Eva zerstört ist! Habt Ihr denn nie daran gedacht, dies herrliche Bild restaurieren zu lassen? Der Wert desselben würde dadurch unendlich erhöht.“

Der Kurator atmete erleichtert auf. „Es freut mich, ihr Herren Soldaten, daß ihr so viel Gefallen an dem Schmuck unserer Kirche findet. Auch wir haben daran gedacht, die Austreibung aus dem Paradiese wiederherstellen zu lassen, aber wo sollen wir unter dem Beistand der Heiligen einen Maler hernehmen?“ — Der Kurator fuhr mit den Händen durch die Luft, als wolle er den Maler aus dem Himmel herunterholen.

„Hier steht euer Mann!“ rief Fritz. „Auch ich bin ein Maler und getraue mich wohl, eure Eva im Stil des Pagliotti wiederherzustellen.“

Bei dem stolzen „Anch' Io sono pittore“ meines Freundes schüttelte der Pater mißtrauisch den Kopf und bemerkte mit pfiffigem Lächeln: „Wäret Ihr unter dem Beistand der Heiligen ein Künstler geworden, so brauchtet Ihr nicht Soldat zu sein.“

„Ah, Ihr wollt Beweise,“ entgegnete Fritz, und sein Gesicht glühte vor Eifer, „Ihr sollt sie haben! Haltet noch einen Augenblick Euer Maultier an, und ich zeichne euer Bildnis auf das Scheunenthor.“

Der junge Maler sprang nach dem schwindenden Feuer des Laienbruders hin, suchte sich einige Kohlenstücke hervor und begann darauf in kecken Zügen ein Reiter-

bildnis des Vater Ambrogio zu skizzieren.

Der Kurator wollte zuerst gegen diese seltsame Beweisführung protestieren, als er aber den jungen Mann bei der Arbeit sah, interessierten ihn dessen fremdartige Schönheit und energisches Gebaren. Kopfschüttelnd folgte er den Bewegungen, dann erhellte sich sein Gesicht und zuletzt brach seine Neugierde durch; er forschte mich über Stand, Herkunft und Schicksale meines Freundes aus. Ich sang ein Loblied auf dessen Tugend und Kunsteifer und erzählte so viel über seine Schicksale, daß der Alte fast eine halbe Stunde die Ungeduld seines Maultieres zügelte und mir zuhörte.

Mit einemmal ertönte hinter uns eine klare weiche Frauenstimme: „Was geht hier vor, Pater Ambrogio?"

Wir alle schauten uns um und standen der Oberin des Klosters und Elena gegenüber. Fritz verdeckte mit seiner hohen Gestalt fast die ganze Zeichnung und verbarg seine geschwärzten Hände auf dem Rücken.

„Ein kurioser Fall, Hochwürdigste," erklärte Ambrogio, und seine Rechte beschrieb einige Kreise in der Luft. „Dieser junge Tedesco ist Artist und erbietet sich, unter dem Beistand der Heiligen die Figur der Eva in dem Portalgemälde wiederherzustellen. Um mir den Beweis zu liefern, daß er sich auf die Kunst verstehe, zeichnete er mein Porträt. Laßt sehen, Herr Soldat, bin ich getroffen?"

Fritz trat zur Seite, und sein Werk lag vor unseren Blicken. Ich war ebensosehr überrascht wie der Kurator. Der Tausendkünstler hatte — wenn auch in groben Konturen — ein höchst charakteristisches Profilbild mit komischer Haltung geschaffen. Einen Augenblick starrte der Kurator die Zeichnung ganz verdutzt an, dann aber brach er in ein so herzliches Gelächter aus, daß wir uns alle angesteckt fühlten. Zuerst lachte der Laienbruder mit, dann ich, dann Elena und zuletzt die Oberin. Dies Lachen schwoll in der Vereinigung derart an, daß uns die Thränen in die Augen traten und an den Klosterfenstern die erstaunten Gesichter der Nonnen sichtbar wurden.

„Ach, ihr Heiligen, steht mir bei!" rief zuletzt der Kurator und hielt sich die Seiten. „Ihr seid in der That ein Künstler, Signor, ein Mann vom Schlage des Salvator Rosa. Nun, wie denkt Ihr, hochwürdigste Schwester Maria, sollen wir unter dem Beistand der Heiligen dem Signor Tedesco die Herstellung des Gemäldes übertragen?"

Die Oberin wischte sich mit einem feinen Batisttuch die Augen, das heitere Lachen, welches ihr Gesicht verschönt hatte, schwand dahin und machte dem würdevollen Ernst Platz. Nach kurzer Überlegung brachte sie mehrere Einwände vor. Man könne keine Soldaten ins Kloster aufnehmen, und in der Nähe befinde sich keine Herberge. Ferner würde die geistliche Behörde vielleicht Anstoß daran nehmen, wenn es verlaute, daß Soldaten und gar Garibaldianer in das stille Frauenasyl einträten und dort arbeiteten. Endlich frage es sich, ob der Preis für die Arbeit nicht zu hoch bemessen werde.

Fritz Horn entgegnete mit großer Höflichkeit, daß wir bei ferneren Besuchen des Klosters in bürgerlicher Kleidung erscheinen würden und daß er keinen anderen Lohn für seine Bemühungen beanspruche als freies Quartier für sich und seinen Gefährten, der ihm bei der Herstellung des Gerüstes, beim Ziehen der Linien und anderen Dingen behilflich sein müsse. Er wußte dann den Wert der Malereien so hoch zu preisen und seinen Kunsteifer so frei von allen Nebenabsichten darzustellen, daß die Oberin ihre Bedenken allmählich schwinden ließ. Als nun auch der Kurator mit einem Anflug von Ironie bemerkte, die geistlichen Behörden könnten wohl von den Vorgängen in Santa Croce keine Notiz nehmen, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht mehr existierten, lächelte Schwester Maria und fragte Fritz, wie lange Zeit wohl die Arbeit in Anspruch nehme.

„Acht Tage, wenn ich ein Modell besitze."

„Was nennen Sie in diesem Falle ein Modell?"

„Einen schönen Frauenkopf, der mir etwas Anhalt böte für den Kopf der Eva. Ihre junge Begleiterin beispielsweise wäre ein herrliches Vorbild zur Eva."

Das junge Mädchen schaute bei dieser kecken Bemerkung ganz erschreckt und verwirrt zu Boden. „Wie, ich sollte ... als Eva," stammelte sie, „o, nimmermehr!"

„Elenas Bild in der Kirche?" Die Oberin streichelte den schönen Kopf der Nichte und fuhr lächelnd fort: „Der Gedanke ist gar so übel nicht." Die Nonne schien stolz zu sein auf ihre schöne Nichte. „Es fragt sich nur, wo wir unsere Gäste unterbringen?" meinte sie mit einem fragenden Aufblick gegen den Kurator.

„Die Obstkammer in den Wirtschaftsräumen ist leer," entgegnete jener, „und wenn die Herren Soldaten mit dieser und dem notdürftigsten Hausgerät vorlieb nehmen wollten —"

„Einverstanden, einverstanden!" rief Fritz ungestüm. „Wir Soldaten sind nicht verwöhnt! Sie sollen unsere Anwesenheit kaum verspüren, Signora!"

„So werden Sie morgen mit der Arbeit beginnen?" fragte die Oberin.

„Morgen, gegen Mittag."

„Auf Wiedersehen dann!"

Die Oberin schritt mit ihrer Nichte, welche sich eng an sie schmiegte, dem Garten zu und verschwand bald hinter der Pforte.

Ambrogio, welcher sein Maultier dem Laienbruder Lorenzo übergeben hatte, lud uns zu einem Glase Wein ein, allein wir lehnten sein freundliches Anerbieten ab und verabschiedeten uns rasch. Die Sonne sank schon und es lag noch ein weiter Weg vor uns, außerdem verspürte Fritz den lebhaftesten Drang, seinem Jubel über das Gelingen unseres Planes Luft zu machen.

Kaum hatten wir daher Kloster und Kirche im Rücken, so machte er einen Luftsprung und fiel mir stürmisch um den Hals, daß ich ihm sagen mußte, er irre sich in der Person.

„Ach, Elena," rief der Verliebte aus, „ich darf in deiner Nähe weilen, darf dich sehen, sprechen! Ich bin glücklich, selig —"

„Du machst vorläufig noch die Rechnung ohne den Wirt," warf ich ein. „Noch ist uns der Urlaub nicht gewiß."

„Ei, dann kennst du Rheinfeld nicht!" lachte Fritz. „Der gute Kerl kann mir nichts abschlagen!"

Er hatte in der That recht, denn als wir nach Nocera zurückgekehrt waren und Fritz den Major dringend bat, uns den Urlaub auf unbestimmte Zeit zu gewähren, gab dieser nach kurzem Zögern den Bitten meines Freundes nach.

Am nächsten Morgen legten wir bürgerliche Kleider an, schnürten etwas Wäsche in ein Bündel, kauften für alles Geld, das wir besaßen, Farben und marschierten dann frohgemut und erwartungsvoll nach Santa Croce.

* * *

Der Kurator empfing uns mit großer Freundlichkeit, stellte den Laienbruder Lorenzo zu unserer Verfügung und half uns selber das Material zur Herstellung eines Schwebegerüstes herbeischaffen. Kaum hatten wir in seiner Gesellschaft das frugale, aus Reis und Ziegenfleisch bestehende Mahl verzehrt, so schritten wir an die Arbeit. Fritz entfaltete eine erstaunliche Energie, bearbeitete mit der Axt die Bretter, deren er bedurfte, kletterte auf die Galerie und befestigte die Seile, und als der Abend kam, hing das Schwebegerüst fix und fertig von der Galerie herab. Zur selben Zeit hörten wir vom Chor herab ein Ave Maria der Nonnen erklingen, aber die Sängerinnen wurden nicht wie am Tage zuvor auf der Galerie sichtbar. Wir glaubten auch während der Arbeit, wir würden nicht beobachtet, als ich aber an einem der Seile, das ich am Geländer der Galerie befestigt hatte, herabglitt, vernahm ich einen leisen halb unterdrückten Aufschrei. Meine Augen folgten der Richtung, woher dieser Laut kam, und es schien mir, als bemerke ich bei der Orgel das Gesicht der Oberin.

Nach vollbrachter Arbeit führte uns

Lorenzo in die Obstkammer, welche uns zum Quartier bestimmt war. Den Raum erfüllte noch ein würziges Aroma. Auf den Hürden neben unseren Betten lagen noch Sämereien ausgebreitet. Als wir das breite Fenster öffneten, durch welches der luftige Raum sein Licht empfing, bot sich uns ein schöner Ausblick auf den Klostergarten. Trotz der Dämmerung, die sich über das Thal breitete, sahen wir Citronen aus dem tiefgrünen Laube hervorleuchten, bemerkten himmelanstrebende Cedern, flüsternde Silberpappeln und vernahmen das Rauschen eines Baches, zu dem die Trauerweiden sich gramvoll niederbeugten. In der Dämmerung waren die Konturen der Berge von einem leichten Duft umwoben, in der Nacht aber zeichneten sich die Formen in silhouettenhafter Schärfe am Nachthimmel ab. Der letztere zeigte im Zenith eine unermeßliche Tiefe und ein dunkles Blau, im Westen dagegen erschien er lichtklar und glänzend wie zarte Emaille. Als wir uns ans Fenster setzten und bald zu den funkelnden Sternen, bald zu dem traumhaften Garten hinblickten, ertönte aus einem der dunklen Büsche der Lockruf der Nachtigall. Die langgezogenen schluchzenden Töne harmonierten ganz mit der Stimmung in der Natur; es war, als habe die wundersame Nacht eine Stimme erhalten und rufe die Menschen zur Andacht.

Mit den schmelzenden Tönen dieses Notturnos im Ohr schliefen wir ein und wurden am Morgen vom Kuckuck wieder wachgerufen. Wie hatte sich jetzt die Natur verwandelt! Heller Sonnenschein überblitzte den Garten, dessen erschauernde Bäume und Büsche von Tauperlen übersäet waren. In der Ferne erschienen die Häuser von Salerno wie mit lichtem Gold umrändert, und das blaue Meer dahinter verlor sich im Glanz der Ferne. Der Morgenwind trug den Duft der ersten Rosen zu uns herauf, und tausend Vogelstimmen klangen wirr und jubilierend durcheinander. Wie diese Morgenfrische die Lebenslust weckte! Fritz sang ein keckes Jägerlied, während er sich ankleidete, und als ein Hirtenbub die Ziegen mit seiner Schalmei aus den Ställen lockte, ahmte er lachend den Ton dieses primitiven Instrumentes nach.

Der Kurator zeigte sich beim Frühstück gleichfalls in der rosigsten Laune und benachrichtigte uns, daß Lorenzo beauftragt sei, uns so viel Wein zuzutragen, als wir zur Löschung unseres Durstes benötigten. Wir dankten dem gütigen Alten, und Fritz fragte im Laufe der Unterhaltung, in welchem Verhältnis Elena zum Kloster stehe.

Der Kurator blickte meinen Freund scharf und prüfend an, allein dieser erheuchelte so geschickt die Miene vollkommener Unbefangenheit, daß jedes Mißtrauen schwand. „Elena ist nur zum Besuch bei ihrer Tante, der Oberin,“ antwortete der Gefragte, „weil ihr Vater eine Reise ins Ausland unternommen; sie hat kein Gelübde abgelegt und wird wohl in den nächsten Tagen nach Neapel zurückkehren, woher sie unter dem Beistand der Heiligen gekommen.“

Fritz, den diese Aufschlüsse sehr befriedigten, bat den Kurator, er möge bei der Oberin anfragen, ob diese ihm gestatte, eine Aquarellskizze nach Elenas Kopf anzufertigen.

Die Oberin erwiderte, daß sie am Nachmittag bereit sei, uns im Bibliothekzimmer zu empfangen.

Dieser Raum bildete die Verbindung zwischen dem profanen Annexbau, in welchem wir wohnten, und dem eigentlichen Kloster, dessen geheiligte Schwelle kein Mann überschritt. Die Bibliothek diente als Empfangszimmer für die wenigen Besucher, welche nach dem entlegenen Santa Croce kamen; sie war neutrales Gebiet. Als wir uns hier einstellten, fanden wir das Zimmer noch leer, hatten also Muße, es zu betrachten. Decke und Wände waren mit dunklem Holz getäfelt, und ein breiter Erker mit Rundscheibenfenstern verlieh dem Raume ein kühles gedämpftes Licht. Eine dunkle Glasmalerei, die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde darstellend, nahm die Mitte des Fensters ein. An der breiten Wand dem Erker gegen-

über befand sich die Büchersammlung des Klosters. Bei der Musterung derselben fiel mir der Umstand auf, daß sich die religiösen Schriften nicht in der Majorität befanden; neben den italienischen Klassikern waren viele französische Dichter vertreten. Die übrigen Wandflächen waren mit alten Ölgemälden, zumeist Darstellungen aus der Legende, bedeckt. Die Mitte des traulichen Raumes nahm ein schwerer, mit einem Schreibzeug, Papier und einem Kruzifix besetzter Eichentisch ein, den hohe, mit altem genuesischen Sammet überzogene Lehnsessel umstanden. Es wehte der Hauch längst vergangener Zeiten durch diese Bücherei. Hier fühlte man sich abgeschieden von dem geräuschvollen modernen Leben. Uns jungen Burschen, die wir flott mit dem Strom der Zeit vorwärts trieben und erwartungsvoll in die Ferne schauten, kam es vor, als umgebe uns hier eine geheimnisvolle Welt, als hebe ein Märchen an, dessen gütige Fee gleich erscheinen müsse.

Fritz, der voller Unruhe war, hatte eben zum zehntenmal seine Farben und das Skizzenbuch zurechtgerückt, da öffnete sich geräuschlos die Thür und die Oberin trat mit ihrer Nichte in das Gemach. Die erstere gestattete es, daß ich ehrfurchtsvoll einen Kuß auf ihre feine weiße Hand drückte, und sie lächelte, als sie die Verwirrung meines Freundes bemerkte, welcher mit offenem Munde Elena anstarrte und nun nicht wußte, wie er die Frauen begrüßen sollte. Die holde Erscheinung des Mädchens war in der That dazu angethan, einen jungen, für weibliche Schönheit erglühenden Maler aus der Fassung zu bringen. Sie hatte ein weißes Kleid angelegt, dessen einziger Schmuck in einem Busch dunkler Rosenknospen bestand, die sie an der linken Schulter befestigt hatte. Das Gewand ließ die Schönheit ihrer Formen, die Reinheit ihres Teints und die edlen Linien ihres von dunklen Locken umringelten Gesichtes recht klar hervortreten. Mit unbeschreiblicher Grazie verbeugte sie sich vor dem verwirrten Fritz und sagte mit einer Stimme, die wie Musik klang: „Ist dieser Anzug passend, Herr Maler?“

„O gewiß, Signorina,“ stotterte dieser und schüttelte dann der Oberin kräftig die Hand, indem er ihr dafür dankte, daß sie seiner Kunst so willig Vorschub leiste.

„Wo soll Elena sitzen?“ fragte jene.

„Hier im Erker, wenn ich bitten darf.“ Mit einer raschen Bewegung hob Fritz einen Sessel auf die Estrade im Erker. Als das Mädchen Platz genommen, bat der Maler sie, den Kopf etwas vom Lichte abzuwenden, und bemerkte, das Bibliothekzimmer sei wie zum Atelier geschaffen. Durch den Heiligenschein der auf das Fenster gemalten Jungfrau Maria hindurch fiel ein goldiger Schimmer auf das Gesicht Elenas, der dasselbe verklärte. Der Oberin hatte ich einen Sessel vor den Erker in die Nähe der Nichte gerückt. Auch sie kam in die farbige Beleuchtung des Glasfensters, aber ihr feines blasses Gesicht erhielt einen leichten Purpurschimmer. Fritz ging glücklich lächelnd an die Arbeit. Er zeichnete das Profil und bat uns, wir möchten ganz zwanglos in die Unterhaltung eintreten, damit Elena nicht so bald ermüde.

Die Oberin lächelte. „Unter Fremden ist das nicht so leicht,“ bemerkte sie.

Sie hatte recht; auf uns allen lastete eine große Befangenheit, und es trat sofort eine Pause tiefen Schweigens ein.

„Soeben wird ein Dummkopf geboren,“ sagte ich scherzend.

„Das ist kein deutsches Sprichwort,“ bemerkte die Oberin. „In Ihrer Heimat sagt man beim Eintritt einer Gesprächsstockung: Es fliegt ein Engel durchs Zimmer.“

Zu meiner und meines Freundes Überraschung sprach sie den letzten Satz deutsch.

„Das Sprichwort vom Geborenwerden des Dummkopfs ist in Rußland gebräuchlich,“ erwiderte ich. „Das Deutsche entspricht einer poetischeren Vorstellung, ist aber nicht so drastisch. Übrigens haben Sie den deutschen Satz überraschend gut ausgesprochen.“

Schwester Maria ließ der ersten Über-

raschung noch eine zweite auf dem Fuße folgen, denn sie sagte, zwar mit fremdländischem Accent, aber in vollkommen korrektem Deutsch: „Wenn Sie Langeweile verspüren, so finden Sie hier eine kleine Sammlung deutscher Werke.“

„Ah, Sie reden unsere Sprache!“ rief ich verwundert aus.

„Ich verlebte drei Jahre in Wien und Dresden,“ lautete die einfache Entgegnung, dann aber fiel sie in die italienische Konversation zurück und schlug vor, ich möge etwas vorlesen.

Ich entsprach mit Vergnügen dieser Aufforderung. Als ich die Büchersammlung überblickte, fiel mir der Name Giacomo Leopardi ins Auge. Ich schlug den Band auf und der Canto all' Italia lag vor mir. Ohne Besinnen las ich die wehmutsvolle Klage über den tiefen Fall des Volkes, das einst die Welt beherrschte und die mit den Worten beginnt:

Mein Vaterland! Die Mauern und die Bogen,
Die Säulen und die Bilder und die Türme
Seh ich aus Vätertagen,
Doch nichts vom Ruhm der Väter,
Vom Waffenglanze nichts, mit dem sie zogen
Voll Siegsbegier ins Feld der Schlachtenstürme.

Ich hatte zaghaft und mit leise bebender Stimme begonnen, bald aber ergriff mich der hehre Geist der Dichtung, der Schwung der kühngebauten Verse. Die Sache Italiens wurde meine eigene, und mit heller Begeisterung trug ich den Schluß in der wohlklingenden Sprache Leopardis vor:

Gebt mir Waffen!
Will kämpfen, streiten, fallen ich, der eine,
Nur wecke sprühend, wie mit Feuerfunken,
Mein Blutstrom die italische Gemeine!

Als ich geendet, waren sechs Augen voll Überraschung und Verwunderung auf mich gerichtet. Ich fühlte mich verwirrt und beschämt; sicher hatte mich der hohe Flug des Dichters zu weit mit fortgerissen.

„Ah,“ sagte Fritz endlich, dem der Stift entfallen war, „das ist ja ein ganz wunderbares Stück Lyrik! Welch ein Pathos! wie viel echte vaterländische Begeisterung! O, jetzt bin ich stolzer als je zuvor, daß ich für die Aufrichtung Italiens die Waffen getragen!“

Die Oberin sah mich mit ihren goldbraunen Augen groß und wie traumbefangen an, dann bemerkte sie: „Ja, das ist echte Poesie, und Sie haben den Canto vorgetragen wie“ — sie suchte nach dem passenden Wort und fuhr zuletzt verwirrt fort: „wie ein Artist.“

„War Leopardi nicht sehr unglücklich?“ fragte Elena.

„Ja, mein Kind,“ antwortete die Oberin. „Es muß sich in diesem Buch eine Strophe finden, die uns Zeugnis giebt von der Schwermut und Verzweiflung, die ihn gegen Ende seines Lebens erfaßt hatte. Wollen Sie uns auch diese vorlesen?“

Ich las:

Nun wirst du ruhn für immer,
Du müdes Herz. Hin ist der Wahn, der letzte,
Den ewig ich geglaubt. Er ist zerronnen!
Es schwand für holden Trug mir
Der Wunsch sogar, nicht bloß die Hoffnung. Ruhe
Nun aus für immer! Lange
Genug hast du gepocht. Nichts lebt, das würdig
Wär deiner Regungen, und keinen Seufzer
Verdient die Erde. Bittre Langeweile
Ist unser Sein und Kot die Welt — nichts andres!
Beruhige dich! Laß diese
Verzweiflung sein die letzte. Kein Geschenk hat
Für uns das Schicksal als den Tod. Verachte
Dich, die Natur, die dunkle
Gewalt, die schnöd uns quält, im Dunkel herrschend,
Und des Weltalls grenzenlose Nichtigkeit.

„Das ist ja entsetzlich!“ rief Elena, als ich geendet. „Wie kann ein edler Mensch, der so erhabene Gedanken in seinem Kopf, so gute Empfindungen in seinem Herzen trug, derart in Verzweiflung versinken?“

„Er war als Mensch voller Hoffnung ins Leben getreten, hatte als Dichter an die Wiedererweckung des antiken Geistes in Italien geglaubt, aber all seine Hoffnungen scheiterten. Eine unheilbare Krankheit zog ihn zudem ins Elend. So verzweifelte er und wurde zum Pessimisten, denn das Leben erfüllte seine Sehnsucht, seine stolzen Träume nicht. Und dennoch war er glücklicher als Millionen seiner leidenden Mitmenschen, denn er konnte mit dem größten deutschen Dichter ausrufen: Mir gab ein Gott, zu sagen, was ich leide.“

Schwester Maria sah mich auf diese

Worte hin fast strafend an, dann bemerkte sie gegen Elena gewendet: „Dieser Herr vergißt hinzuzusetzen, daß Leopardi auf dieser Erde, welche sich für ihn“ — hier hob ein Seufzer die Brust der Sprecherin — „wie für so viele andere Menschen umnachtete, das Licht nicht sah, zu welchem der Verzweifelnde im Thal der Thränen stets den Blick erheben sollte, ich meine den Leuchtturm Gottes, das geoffenbarte Wort.“

Elena schüttelte nachdenklich den Kopf und meinte:

„Es ist doch seltsam, daß ein Dichter, in dessen Seele etwas vom Geist der Seher und Propheten steckt, nicht den Weg zu Gott finden konnte in seinem Jammer. Ich habe ihn gleich gefunden.“

„Du?“ — Die Oberin blickte scheu und beunruhigt zu dem holden Geschöpf hin.

„Was könnte Ihnen jemals zugestoßen sein, das Sie zur Verzweiflung gebracht hätte,“ warf Fritz lächelnd ein.

„Elena verlor vor etwas mehr als Jahresfrist ihre Mutter,“ meinte die Tante.

„O nein, das war lange vor dem Tode meiner guten Mutter,“ versetzte jene, und ihre glänzenden Augen richteten sich nach oben. „Als jene starb, mußten meine Gedanken unwillkürlich Gott finden, denn ich wußte, daß die Seele der Entschlafenen zu ihm sich aufschwinge; allein vor drei Jahren, als ich fast noch ein Kind war, war ich Vater und Mutter in einer Schreckensnacht auf Stunden abhanden gekommen, und in der grenzenlosen Verzweiflung, die mich darüber ergriff, fand ich Gott.“

„Ach, bitte, erzählen Sie das,“ bat Fritz, und seine hellen Augen prüften das Gesicht der Sprecherin, als zeige diese sich in einem ganz neuen Licht.

„Im Jahre 1858,“ so begann Elena, „bewohnten meine Eltern ein kleines Landhaus oberhalb Resina, auf dem letzten Vorsprung, den der Vesuv gegen das Meer bildet. Bis zu jener Zeit war mir das Leben verflossen wie ein einziger sonniger Frühlingstag. Ich lachte fast immer und hatte keinen Kummer, für welchen Mama nicht einen Trost fand. Eines Abends war ich ermüdet von einem Ausflug nach Torre del Greco zurückgekehrt, hatte der Mutter einen Korb voll Blumen mitgebracht und war unter den Küssen derselben in tiefen Schlaf gesunken. Mitten in der Nacht schleudert mich plötzlich ein furchtbarer Stoß aus dem Bett. Noch ganz schlaftrunken raffe ich mich auf und öffne gewaltsam die Augen. Tiefe Nacht umgiebt mich. Der empfangene Stoß, die Dunkelheit, ein fernes Sausen — alles das erfüllt mich mit Grauen. Plötzlich vernehme ich das Rollen des Donners, dann erfolgt ein Krach, als berste die Erde, und ich erhalte einen zweiten Stoß, der mich gegen die Wand wirft. Jetzt schreie ich auf vor Entsetzen: Mama, Mama, rette mich! Ich renne dann ans Fenster. Dort hatte ich den Ausblick auf den Vesuv. Was ich da erblickte, steigerte meine Angst. Der Südgipfel des Bergkolosses schien geborsten zu sein, und ein Flammenmeer leuchtete aus dem Spalt hervor, daß ich meinte, es öffne sich die Hölle. Gleichzeitig flogen unter furchtbaren Donnerschlägen glühende Projektile bis hoch zu den Sternen auf. Eine Sekunde später versenkte die Nacht wieder all diese Lichterscheinungen in ihre Schatten.

„Jetzt schrie ich voll Verzweiflung nach der Mutter, und diese stürzte an der Seite des Vaters im Nachtkleid in mein Zimmer. Stürmisch schloß sie mich in ihre Arme, während der Vater Licht machte. Verliere den Kopf nicht, mahnte der letztere, kleidet euch rasch an, indessen ich das Pferd anschirren lasse. Sitzen wir einmal im Wagen, so entrinnen wir leicht dem Lavastrom.

„Mit diesen Worten stürmte er, die Diener rufend, über den Hof. Die Mutter bebte vor Aufregung, aber sie kleidete mich in fliegender Hast halb an und schlang ein Tuch um meine Schultern. Als wir auf den Hof traten, bot sich uns ein schauerliches, aber grandioses Schauspiel. Vom Eruptionskegel und vom Atrio herab er-

goß sich die Lava wie ein weißglühendes wallendes Meer und strömte der Küste zu. Dabei stieg zischend ein Rauch an den Rändern auf, der zu blutroten gigantischen Wolken wurde, die Erde bebte und die Luft erbrauste. Und dieser wallende Strom kam auf den Hügel zu, auf dem unser Haus lag. Wie zur Bildsäule erstarrt, stand ich da, als der Vater mich erfaßte und mit einem Ruck auf den Wagen setzte. Das Pferd jagte in rasendem Galopp die Schlucht hinab auf Resina zu.

„Hier war alles in tumultuarischer Bewegung. Die fliehende Menschenmenge schrie auf beim Herannahen unseres Fuhrwerkes und stob auseinander. Der Vater wollte über einen Hügel fort nach Portici zulenken, da plötzlich stieß sein Wagen gegen einen anderen. Ein furchtbarer Krach erfolgte, und ich flog in weitem Bogen ins Dunkel.

„Bei dem Fall verletzte ich mir die Kniee und das Gesicht und vermochte es nicht gleich, mich zu erheben, denn die nach Portici eilenden Menschen warfen mich wieder um. Sicher wäre ich zertreten worden, hätte mich nicht ein Mann, der über meinen Körper stolperte, emporgerissen. Ehe ich recht zur Besinnung kam, befand ich mich mitten im Gewühl vorwärts drängender und hastender Menschen und trieb in nördlicher Richtung mit dem Strom weiter. Jetzt tauchte der Gedanke an die Mutter wieder in mir auf; ich hatte sie verloren, war allein in der schrecklichen Nacht unter schreienden, tobenden und besinnungslosen Menschen. Ich versuchte umzukehren, aber das war unmöglich. Ich schrie mit der Kraft der Verzweiflung nach der Mutter, allein der Schrei verhallte ungehört im Tumult. Ich versuchte es, mich an eine fremde Frau zu klammern, in der Hoffnung, diese werde sich meiner erbarmen, allein sie schüttelte mich mit einem Fluche von sich ab. Endlich gelang es mir, in namenloser Angst einen Rebenhügel zu erklimmen, unter dem die Gestalten der Fliehenden vorüberhuschten; wie ein Zug der Verdammten erschien mir diese wogende dunkle Menschenflut. Hinter mir toste der Lavastrom dem Meere zu. Wenige Minuten später war ich allein im Dunkel der Nacht, ohne Eltern, ohne Freunde, ohne Gefährten.

„Als dies Bewußtsein mich überkam, war es mir, als sei die Welt ausgestorben und ich irrte durch das Thal der Toten. Meine Angst wuchs, verzweifelnd brach ich in Thränen aus, schritt weiter und rief: Mama, ach, gute Mama, komm zu deiner Elena! Aber nur der Vesuv antwortete mir mit Donnern und Poltern. Endlich versiegten meine Thränen und ich richtete die Blicke nach oben. — Dort, wo die Sterne so hell strahlen, wohnt ja Gott, der Gott der Liebe und des Erbarmens, sagte ich mir, er wird dich schützen und dich zur Mutter zurückleiten. Ich kehrte um, und von dem Gedanken an Gott erhoben, wurde es hell in mir; ich hatte einen Trost, eine freudige Hoffnung.

„Als der Morgenstern erbleichte, als über dem Vesuv, der sich endlich beruhigte, die ersten rosigen Morgenlichter am mattblauen Himmel sichtbar wurden, da tauchte aus einer mit Schwefeldampf und Rauch erfüllten Schlucht meine Mutter auf. Sie sah bleich aus wie ein Gespenst, ihr Haar hing wirr und kraus um die Schultern, aber ich erkannte sie sofort, und mit einem Schrei der Erlösung auf den Lippen warf ich mich in ihre Arme. Ach, war das ein Wiedersehen! Wir schluchzten laut, und unsere Thränen flossen heiß ineinander, aber wir waren selig. Jetzt hätte es noch einmal Nacht werden können, jetzt durften noch einmal schreckliche Stürme mich umrasen, ich würde sie verachtet haben, denn ich war — bei meiner Mutter.“

Elena schilderte diese Vorgänge in schlichtester Weise und hielt die Hände im Schoß gefaltet, aber während ihre Stimme wie Musik klang, belebte sich ihr schönes Gesicht ganz wunderbar: ihre Augen blitzten, ihre Mienen drückten Schreck, Verzweiflung, Ergebung und innige Freude aus. Als sie zum Schluß leicht das

lockige Haar schüttelte, als bei dem Gedanken an das Wiederfinden der Mutter ihre glänzenden Augen sich mit Thränen füllten, als ihre Stimme melodisch ausklang wie ein zarter Accord, da blickten wir bewundernd zu ihr auf. Bei aller Jugendfrische lag etwas Madonnenhaftes in ihrer Erscheinung.

„So,“ sagte Fritz nach einer Pause tiefen Schweigens, „nun kann ich gleich einen neuen Kopf zeichnen.“

Die Frauen erhoben sich und warfen einen Blick auf die Skizze. „Aber warum wollen Sie die Skizze ändern?“ fragte die Oberin; „ich finde dieses Köpfchen sehr anmutig.“

„Es ist nicht das, was ich für die Eva brauche,“ erklärte Fritz. „Als Ihre Nichte in der Erzählung den Kopf wendete, als suche sie voller Angst und Sehnsucht die verlorene Mutter, da hatte ich die Eva, welche den Scheideblick auf das verlorene Paradies wirft. Ruhen Sie sich ein wenig aus, Signorina, und dann, wenn es Ihre Güte mir verstattet, werde ich von neuem beginnen. Ich sehe den Ausdruck Ihres Gesichtes noch klar vor mir, ich brauche nur die Haltung des Kopfes.“

Die Nachmittagssonne hatte den Erker heiß beschienen, und Schwester Maria öffnete während der Ruhepause das Fenster. Sie löste auch ihr Kopftuch und enthüllte damit ihr üppiges braunes Haar, welches in breiten Flechten den Kopf umwand. Jetzt erst bemerkte ich, daß die Oberin eine sehr schöne Frau etwa im Alter von vierunddreißig Jahren war, deren edle feingeistige Züge man in der Umhüllung der Ordenstracht nicht ganz zu erkennen vermochte. Unsere Unterhaltung wurde sehr lebhaft, und als Fritz seine Studie von neuem begann, plauderten wir wie vertraute Freunde, bis die Abenddämmerung heraufkam. Ich machte dabei die überraschende Entdeckung, daß Schwester Maria an mehreren Fürstenhöfen gelebt und sich in den höchsten Gesellschaftskreisen bewegt hatte. Sie besaß die feinste Bildung des Geistes und Herzens und einen Schatz von Welterfahrung. Wenn sie alte Erinnerungen hervorholte, schaute sie träumerisch ins Leere, und es schien mir, als sei die Kluft, welche sie von der Welt trenne, nicht gar so weit. In dieser Anschauung bestärkte mich die zunehmende Vertraulichkeit im Verkehr mit uns. Zwar beobachtete sie in den äußeren Formen eine vornehme Würde und die im Kloster übliche äußerliche Zurückhaltung, aber unsere Plaudereien waren vom Geist der Freundschaft und des Vertrauens belebt und wir erwärmten uns dabei. Die harmlose Fröhlichkeit und naive Hoffnungsfreudigkeit meines Freundes schien die Frauen besonders anzuheimeln. Oft ruhten die Augen der Oberin mit dem Ausdruck der Verwunderung auf uns, und sie lauschte unseren Erzählungen über die Ereignisse des letzten Jahrzehnts, als vernehme sie Glockentöne aus der verlorenen Heimat. Ein Schatten von Wehmut glitt über ihre Züge, und etwas wie Sehnsucht leuchtete aus den sonnenhaften Augen.

Fritz hatte die neue Skizze beendet und auch der Abend war angebrochen. Er schritt mit dem Bild in den Erker, um es nochmals betrachten zu können. Wir alle folgten ihm. Die beiden Frauen beugten sich zugleich mit uns zu dem Blatte nieder. Zuerst fesselte uns der Anblick der zart ausgeführten Skizze, dann aber umwob uns langsam, ganz langsam ein eigentümlicher Zauber. Der Duft, welcher von dem Haar Elenas ausströmte, das leichte Streifen der Hände, das Zusammenfließen unserer Stimmen, die leise Berührung der Oberkörper, das alles erzeugte in dem engen Raum eine Vertraulichkeit, die uns berückte. Ein unnennbar süßer Bann umgab uns. Plötzlich schauten wir fast gleichzeitig auf. Fritz sah Elena, ich Schwester Maria verwirrt an. Etwas wie ein elektrischer Strom war vom einen zum anderen übergesprungen und ein süßer Schauer überrieselte uns. Schwester Maria schüttelte sich und holte aus beklommener Brust Atem, als wolle sie etwas Gefahrdrohendes abwehren. Noch einmal ruhten ihre Blicke auf mir,

dann ergriff sie rasch Elenas Hand und sagte in verstümmelten Worten: „Müssen gehen, Lena ... Wiedersehen, Signori —"

Wie gescheuchte Tauben eilten beide der Thür zu. Elena streifte in der Hast die hohe Lehne eines Sessels mit der Schulter und verlor ihr Rosenbouquet. Im Nu hatte Fritz dasselbe erhoben und stand dem Mädchen just in dem Augenblick gegenüber, als die Oberin hinter der Thür verschwand. Elena streckte die Hand danach aus, Fritz aber preßte die Knospen an die Lippen, und seine Augen nahmen einen flehenden Ausdruck an. „Zur Erinnerung!" flüsterte er dann.

Das holde Geschöpf errötete und senkte einen Augenblick die langen Wimpern. Nach kurzem Besinnen blickte es mit lachendem Gesicht auf, nickte anmutig Gewährung und ließ die Rosen in der Hand des Malers zurück.

Fritz strahlte vor Entzücken, und als die Schritte der Weggehenden hinter der Thür verhallten, brach er in lauten Jubel aus und gebärdete sich, als sei er toll geworden.

Es dauerte lange, bis der gute Junge sich beruhigte; er war eben kopfüber in den Strom der Liebesleidenschaft gestürzt und ruderte jetzt im ärgsten Strudel herum. Bis spät in die Nacht hinein plauderte er von ihr und küßte die Rosenknospen so oft, daß ich ihm endlich zurief:

So dir geschenkt ein Knösplein was,
So thu es in ein Wasserglas.

Glückstrahlend und lachend, wie ein ausgelassener Knabe befolgte er meinen Rat.

Ich lag schon lange im Bett und kämpfte mühsam mit der Schlaflust, da richtete er zum hundertstenmal die brennende Frage an mich: „Giebt es ein Weib, das sich mit der Nichte der Oberin vergleichen ließe?"

„Ja," brummte ich ärgerlich.

„Wie, was? Wer könnte das sein?"

„Die Tante."

* *
*

Die Tante Elenas beschäftigte in der That meine Phantasie. Ich fühlte mich durch ihr feingeistiges blasses Gesicht, ihre goldbraunen, bald sinnend, bald träumerisch blickenden Augen mächtig angezogen. In ihrem Wesen lag so viel Milde, so viel Güte, so viel edle Resignation, daß man sich sagen mußte, diese blasse Frau hat schwere Kämpfe überwunden, ihr Herz ist geläutert im Feuer des Schmerzes. Zudem umgab sie der Zauber des Geheimnisvollen. Wodurch mag sie im Leben Schiffbruch erlitten haben, daß sie sich in die Abgeschiedenheit flüchtete? Welch mächtigem Einfluß mag sie ihre Erhebung zur Oberin zu danken haben? Alles das beschäftigte meine Phantasie auf das lebhafteste.

Meine Bemühungen, etwas über ihr vergangenes Leben zu erfahren, scheiterten bei dem Kurator gänzlich; von Lorenzo aber, den der Wein gesprächig machte und der gern der Flasche zusprach, erfuhr ich folgendes: Schwester Maria entstamme einer alten Grafenfamilie und sei in ihrer Jugend mit einem hohen Herrn verheiratet worden. Zur glücklichen Ehe aber habe ihr der Beistand der heiligen Jungfrau gefehlt und darum sei sie ins Kloster gegangen. Zur Oberin sei sie durch die besondere Huld der ehemaligen Königin von Neapel erhoben worden.

Das war alles, was Lorenzo wußte, und dies wenige reizte meine Neugierde nur, statt sie zu befriedigen.

Der Tag nach der Zusammenkunft im Bibliothekzimmer war ein Sonntag. Da wir an diesem Tage nicht arbeiten durften, machten wir einen Ausflug ins Gebirge. Bei unserer Rückkehr sahen wir die beiden Frauen, vom Glanz der Abendsonne umleuchtet, einen hohen Felsenstieg herabschreiten. Wir wollten ihnen vom Thal aus entgegeneilen, als aber Schwester Maria unserer ansichtig wurde, stutzte sie, legte der ahnungslosen Elena die Hand auf den Arm und kehrte mit dieser zu einem Bauernhause auf dem Kamm des Berges zurück, das sie wahrscheinlich wenige Minuten zuvor verlassen hatten. Eine Viertelstunde später eilten beide auf einem anderen Wege dem Kloster zu.

Am nächsten Tage ließ Fritz durch den Kurator fragen, ob Elena die Güte haben wolle, ihm noch eine kurze Sitzung in der Kirche zu bewilligen. Die Antwort gab die Oberin durch ein Billet, in welchem sie höflich erklärte, daß sie die Sitzung für überflüssig erachte, da es sich ja um die Eva des Paradieses, nicht aber um ein Porträt ihrer Nichte handle.

Dieser Absagebrief wie die Begegnung im Gebirge ließen uns erkennen, daß bei den Frauen ein Rückschlag eingetreten sei. Vielleicht fühlten beide, vielleicht nur die Oberin allein, daß sie im Verkehr mit uns zu weit gegangen und daß es gefährlich sei, mit dem Feuer zu spielen. Fritz wurde durch diese Erkenntnis in große Aufregung versetzt. Seiner ungestümen Leidenschaft galt jede Stunde, in der er Elena fern blieb, als eine verlorene. Er kam sich vor wie ein Verschmachtender, der den Bach zu seinen Füßen rauschen hört und nicht trinken kann. Er erlitt alle Qualen unbefriedigter Sehnsucht, und es war ihm ganz unmöglich, zu arbeiten. Wenn er vom Fenster unseres Zimmers aus den Zug der Nonnen durch die Alleen des Parkes kommen sah, leuchteten seine Augen auf, sobald aber die letzte im Zug seinen Augen entschwand, stieß er einen herzbrechenden Seufzer aus oder stampfte zornig mit dem Fuße. In der Kirche fand man ihn nur zur Vesperzeit, wenn der Gesang der Nonnen vom Chor herabtönte.

Dem Kurator mußte diese Wandlung auffallen. „Nun, Signor Tedesco,“ fragte er, „wann beginnen Sie unter dem Beistand der Heiligen die Malerei?“

„Weiß nicht,“ entgegnete Fritz mürrisch, „vorläufig fehlt mir noch der Beistand einer Heiligen.“

„Ihm fehlt die Inspiration,“ setzte ich mit Malice hinzu; „er ist bereit, sie zu empfangen, aber sie kommt nicht.“

„Povero Cristiano!“ bemerkte kopfschüttelnd der Alte. „Beten Sie zur heiligen Jungfrau!“

Fritz betete vor einem anderen Altar, und der Umstand, daß er keine Erhörung fand, brachte ihn zur Verzweiflung. Der vierte Tag war schon vorüber, ohne daß wir Elena und ihre Tante zu Gesicht bekommen. Der Tag war sehr heiß gewesen, und unsere ganze Thätigkeit hatte darin bestanden, daß wir im Thal auf Ambrogios Geheiß die ersten Kirschen pflückten. Am Nachmittag hatte Fritz träumend unter den Bäumen gelegen, nach dem Abendbrot saß er am Fenster der Obstkammer und schaute in den stillen Klostergarten. Die frommen Schwestern hatten ihre Promenade vollendet, aber Elena war nicht unter ihnen. Schon stieg der Mond am Himmel auf und übergoß den Garten mit seinem geisterhaften Licht, da vernahmen wir das Knirschen der aufgehenden Gartenthür, und eine Minute später leuchtete ein weißes Kleid durch das Laubwerk der Büsche und Bäume.

„Da ist sie,“ flüsterte Fritz und richtete sich, zitternd vor Erregung, auf. Einen Augenblick schien er zu überlegen, zu schwanken, dann griff er nach einem Seil, das wir beim Kirschenpflücken verwendet hatten.

„Was thust du?“ fragte ich.

„Das, was ich schon längst hätte thun müssen — mit ihr sprechen. Ich werde ihr sagen, was mir auf der Seele liegt.“ — Er schlang hastig das Ende des Seiles um das Fensterkreuz und sprang dann mit einem Satz auf das Fensterbrett.

„Wenn man dich ertappt, wenn man das Kloster alarmiert!“

„Und wenn man mich in Stücke reißt — ich wag's! Glaubst du, daß sich diese Qualen auf die Dauer ertragen lassen? Zum Henker, laß mich, ich muß sprechen! — Sobald ich unten bin, zieh den Strick herauf, und erst, wenn ich dir ein Zeichen gebe, wirfst du mir ihn zu. Verstanden?“

Ich sah den Brausekopf mit Blitzesschnelle in den Garten hinabgleiten und dann im Dunkel der Bäume entschwinden. Mir klopfte das Herz vor Aufregung. Mußte Elena nicht beim Anblick des fremden Mannes von Furcht und Schrecken ergriffen werden? Wenn sie um Hilfe rief, war Fritz verloren. Aber ich vernahm

keinen anderen Ton als das Flüstern der Bäume, das Plätschern des Baches und das Schluchzen der Nachtigall. Geheimnisvoll lag der mondbeleuchtete Garten vor mir; hier und dort schwirrten Johanniskäfer durchs Dunkel, und es schien, als habe der Sonnenbrand des Tages der Nacht zündende Funken zurückgelassen.

Eine volle Stunde war vergangen, eine Stunde, die mir endlos vorkam, da nahten Schritte. Zwei Gestalten wurden sichtbar. Bei der hochragenden Cypresse rechts vom Fenster hielten sie an. Ich vernahm leises Flüstern; dann fielen zitternde Mondstrahlen auf zwei Köpfe, und ich sah, daß der glückliche Tedesco die Geliebte umschlungen hielt und daß Elena in trunkener Selbstvergessenheit den Kopf an seine Schulter lehnte und zu ihm aufschaute. Jetzt beugte sich der stolze Männerkopf zu ihr nieder, ihre Lippen begegneten sich.

Als Fritz endlich wieder in die Stube geklettert war, jubelte er wie ein Mensch, der einen großen Sieg erstritten oder dem das große Los unversehens in den Schoß gefallen. „Sie liebt mich, sie will mir angehören, Elena ist mein!“ rief er mir zu und rüttelte mich.

„Schon gut, schon gut,“ sagte ich und suchte seine Aufregung zu dämpfen. „Den Schlußaccord dieser Romanze kenne ich nebenbei, aber den Anfang nicht.“

„Beim Element, wie läßt sich so etwas erzählen! Worte sind hier nur einzelne Tropfen aus dem wallenden Meer unserer Gefühle! Wie ein Traum glitt die Begegnung an mir vorüber, und doch hat sie mir das Herz um und um gekehrt! Weißt du, wie einem Menschen zu Mute ist, der den Mond da droben vom Firmament herunterreißen möchte, um Elena eine Krone daraus zu machen?“

„Nein, das weiß ich nicht, aber ich sehe ein, daß die Liebe uns arme Burschen viel rascher benebelt als der feurigste Falerner, und aus deiner Trunkenheit läßt sich auf ein ganz respektables Quantum Liebe schließen. Wo fandest du sie?“

„An einem kleinen Teiche, wo unter Trauerweiden und Rosenhecken ein Muttergottesbild steht.“

„Lauschige Scenerie für ein Liebesduett,“ warf ich ironisch ein.

Fritz hörte mich nicht, er schwelgte in der Erinnerung.

„Als ich aus dem Schatten der Bäume hervortrat und bebend ihren Namen rief, faltete sie erschreckend die Hände über der Brust; aber sie erkannte mich sofort, und ich trat zu ihr hin und sagte ihr in flehender atemloser Rede, daß ich sie liebe, daß mich die Qual der Sehnsucht verzehre, daß ich sterben müsse, wenn sie mir länger fern bleibe, und sagte ihr noch viel mehr, sagte ihr alles, was mir wie eine Felsenlast auf dem Herzen lag. Und als ich zu Ende war, da schaute sie mich mit den dunklen geheimnisvollen Augen an, als wolle sie mir bis auf den Grund der Seele schauen. In dem Augenblick war es mir, als halte die Natur um mich her den Atem an: die Nachtigall verstummte, der Bach plätscherte, die Trauerweide flüsterte nicht mehr und selbst die Johanniskäfer hörten auf zu leuchten. Vielleicht nahm die ganze Natur teil an meinem Schicksal und wollte hören, wie es entschieden werde. Ihre Worte brachen den Bann und verwandelten die umnachtete Welt. Sie liebte mich! Wie sie das sagte —“

„Kann ich mir schon denken —“

„Nein, das können sich nüchterne Kerle deines Schlages nicht denken!“ fuhr Fritz stürmisch fort. — „Elena sagte mir, die Liebe sei über sie gekommen, wie ein Meteor durch die Nacht schießt, aber es glühe seither in ihrem Herzen ein beseligendes Feuer. Sie sei verwandelt ... ihre Seele habe Schwingen. Der Ton, in dem sie mir sagte: Ich liebe dich! hatte etwas Überirdisches. Ah, du hättest das Kind sehen müssen, wie es das vom Mondlicht umflossene Gesicht nach dem Himmel richtete, als suche es droben das Bild der Mutter, als wolle es jene zum Zeugen dafür anrufen, daß es lange gegen diese Liebe gekämpft, die ihm zuerst so hoffnungslos erschienen sei!“

„Nun, und jetzt hat die Vernunft ausgerungen; das ist immer das Ende vom Liede.“

„O nein, es ist mehr Vernunft dabei im Spiel, als du denkst. Ich erklärte Elena, daß ich gleich nach Beendigung meiner Arbeit hier im Kloster die Legion verlassen und nach Rom oder Florenz gehen werde, um mein Atelier als Maler aufzuschlagen. Ich sagte ihr ferner, daß ich mit aller Energie arbeiten werde, um uns ein behagliches Nest einrichten zu können, und daß ich dann wiederkehre, um sie mir zu erobern.“

„Und sie sank dem Eroberer in die Arme.“

Fritz antwortete nicht, sondern trat ans Fenster und schaute noch einmal über den Garten. Noch lag der Abglanz des Glückes und der Seligkeit auf seinem schönen Gesicht und im Geiste mochte er noch einmal all die berauschenden Worte, Küsse und Umarmungen nachkosten. Mit einemmal schüttelte er den Krauskopf, erhob die Arme zum Nachthimmel und rief mit leuchtenden Augen: „Was für eine Nacht ist das! Elena — sei gesegnet! O, die Erde ist ein Paradies — für den, der liebt!“

„Da ich armer Schlucker nicht so glücklich bin, mit euch im Paradies zu weilen, so werde ich mich aufs Ohr legen. Vielleicht beschert mir der Traum, was das Leben mir derzeit noch schuldig blieb.“

Fritz war selbstverständlich nicht zu bewegen, meinem Beispiel zu folgen. In ihm wogte noch das entfesselte Meer seliger Empfindungen. Er lief in die Mondnacht hinaus und redete noch ein Stündchen mit den Sternen.

* * *

Zu meiner Verwunderung ging Fritz am nächsten Morgen schon in aller Frühe an die Arbeit. Eine sonnige Heiterkeit lachte aus seinen Augen, und seine Hände regten sich so flink und energisch, als gelte es, eine neue Welt aufzubauen. In seiner guten Laune setzte er den Respekt vor dem geweihten Ort, an dem er sich befand, so weit aus den Augen, daß er bayerische Trutzlieder und Schnadahüpfl sang. Er steckte so voll innerem Jubel, daß Explosionen unvermeidlich waren. Nach Tisch ging er sofort wieder an die Arbeit, während ich noch mit dem Kurator plauderte und dann dem Kloster den Rücken wandte, um eine Promenade durch das schattige Thal zu machen.

Als ich die Allee passierte, hörte ich hinter mir meinen Namen nennen. Ich wandte mich und stand der Oberin gegenüber.

„Ich bitte Sie, mich eine Strecke Weges zu begleiten,“ sagte sie in sanftem Tone; „ich habe eine Frage an Sie zu richten.“

Ich antwortete mit einer verlegenen Verbeugung, denn mir ahnte es, daß die Sprecherin bereits um das nächtliche Stelldichein wisse. Als wir aus der Allee ins volle Sonnenlicht traten, sah mich Schwester Maria durchdringend an und sagte: „Ihr Freund war gestern im Klostergarten und sprach Elena von seiner Liebe.“

Ohne Zögern antwortete ich: „Ja.“

„Und meine Nichte war schwach genug, ihn anzuhören.“

„Ihre Nichte liebt.“

„Gott sei es geklagt, sie empfindet eine Liebe, die hoffnungslos ist. Kam es Ihrem Freunde nicht in den Sinn, daß sein Schritt unbedacht, ja frevelhaft sei? Sie hätten ihn warnen, hätten ihn zurückhalten müssen.“

„Ich war mir wohl bewußt, daß mein Freund Ihr Vertrauen mißbrauchte und Ihre Gastlichkeit mit Undank lohnte; ich machte ihm daher die ernstesten Vorstellungen, aber predigen Sie einem Verliebten Vernunft! Meine Bemühungen waren so fruchtlos, als hätte ich es versucht, den Bach da drunten mit einem Besen zurückzudämmen. Mein Freund wagte alles, weil er ahnte, daß Elena seine Gefühle erwidere. Ich bitte herzlich, verzeihen Sie ihm; er hat das beste Herz und die Seelenreinheit eines Kindes.“

„Wohin soll diese thörichte Liebe führen?“

„An den Traualtar. Das junge Paar wird sich auf dem Boden Italiens eine Heimat gründen. Wenn Sie, hochwürdigste Frau, mir gestatten, daß ich Sie noch ein Stück Weges begleite, so will ich Ihnen von den Zukunftsplänen meines Freundes sprechen.“

„Ich gestatte das gern, sofern Ihnen der Weg durch das Valle lavagna genehm ist; was aber jene Zukunftspläne angeht, so hat mich Elena bereits darüber unterrichtet. Ihr sanguinischer Freund stellt einige Luftschlösser mit rosiger Perspektive auf den Lebensweg meiner Nichte, aber das Schicksal ist nicht so freigebig als die Phantasie des Künstlers. Wer ist Ihr Freund? Welche Vergangenheit liegt hinter ihm? Wie kam er dazu, in die Reihen der Revolutionsarmee zu treten?“

Ich beantwortete die Fragen, so gut ich konnte.

„Also Ihr Freund ist Deutscher und von bürgerlichem Herkommen, Elena dagegen Italienerin und die Tochter eines stolzen Aristokraten. Ihr Freund ist in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, Elena im Wohlleben. Ihr Freund besitzt einen unbändigen Freiheitsdrang, er kämpft für das demokratische Princip, Elena dagegen wurde von Kindheit auf belehrt, daß Kirche und Thron den Hort der Gesellschaft ausmachten. Wie sind diese Widersprüche zu lösen? Wie sollen sich zwei so verschieden geartete Menschen ineinander finden?“ — Schwester Maria sah mich bei diesen Fragen so ernst und vorwurfsvoll an, als falle die Last der Verantwortlichkeit auf mein Haupt. Ich lächelte, denn drunten am Bach flog in diesem Augenblick eine Wildente aus dem Röhricht, und ein kecker Gedanke fuhr mir durch den Sinn.

„Dem Gesetze der Anpassung sind alle Geschöpfe dieser Erde unterworfen,“ sagte ich. „Sehen Sie dort die Wildente, welche pfeilschnell über die Weiden hinschwirrt? Sie besitzt noch ihre volle Flugkraft, während ihre zahme Schwester, die Hausente, sich den ländlichen Verhältnissen vollkommen angepaßt und dabei die Kraft der Flügel eingebüßt hat. Mein Freund wird den Schauplatz seiner Thaten ändern und neuen Idealen zustreben, ohne gerade den alten treulos zu werden, Fräulein Elena wird in einer neuen Gesellschaftssphäre andere Anschauungen gewinnen und alte Vorurteile abstreifen. Der Kampf ums Dasein bringt bei edelgebildeten Menschen die Wirkung hervor, daß sie sich eng und fest aneinander schließen. Ich glaube an eine Harmonie, trotzdem ich die Ehe nicht kenne.“

„Sie glauben an eine Harmonie, weil Sie die Ehe nicht kennen. Was Sie unter Anpassung in der Ehe verstehen, ist die bedingungslose Unterwerfung des Weibes. Der Mann ändert sich nicht, denn er sieht in der Frau nur ein Spielzeug, mit dem er sich beschäftigt, wenn er guter Laune ist, und das er fortwirft, wenn ihm die gute Laune fehlt.“

„Sie scherzen. Ein Mann, welcher seine Frau liebt und Herz und Verstand hat, wird die Unterwerfung des Weibes nicht fordern, denn er kann nur in dem Glück der Geliebten sein eigenes Glück finden. Mein Freund aber ist brav, verständig und will sein Leben einsetzen, um Elenas Glück zu begründen.“

Wir schritten durch eine tiefe, von Bächen durchrauschte, von riesigen Farnen und wildem Lorbeer bewachsene Felsschlucht. Die Oberin antwortete nicht, sondern gab sich den Anschein, als beobachte sie die über Felsgeröll und silberhellen Sand dahinflutenden und springenden Wasser, aber ich fühlte, daß zuweilen ihre Blicke forschend auf mir ruhten. Nach einer Weile bemerkte sie: „Ihr Vertrauen auf den Freund scheint unerschütterlich zu sein, aber Sie besitzen wenig Erfahrung. Der Mann opfert viel, um ein Weib, das er liebt, zu erringen; ist das aber geschehen, so erscheint ihm jedes weitere Opfer als eine Überschreitung des Kaufpreises.“

„Hat Sie diese Erfahrung ins Kloster

getrieben, so sind Sie sehr zu beklagen, hochwürdige Frau."

Meine Bemerkung war kaum über die Lippen gekommen, da erschien sie mir wie eine Brutalität. Die Oberin erblaßte und schaute verwirrt zu Boden, dann eilte sie stumm und hastig weiter. Über uns zog sich ein Gewitter zusammen, aber da wir zwischen den Felsen und Gebüschen dahinschritten, merkten wir es erst, als wir die Höhen hinanstiegen. Nach mühsamem Klettern erreichten wir ein im Gebirge liegendes Häuschen, das in eine Felsnische hineingeklebt war. Schwester Maria machte vor demselben Halt und sagte: „Wollen Sie Ihrem Freunde mitteilen, daß mir Elena zur Obhut anvertraut ist und daß ich dem Vater Rechenschaft schulde. Liebt der junge Mann meine Schutzbefohlene treu und wahr, so mag er sich eine Stellung in der Welt erringen und dann bei dem Vater um ihre Hand werben. In Santa Croce soll er stets erfahren, wo Elena zu finden ist. Eine zweite Zusammenkunft darf ich den Liebenden nicht mehr gestatten. Wagt es Ihr Freund, sich noch einmal meiner Nichte zu nähern, so muß ich ihn aus dem Kloster weisen."

Dieses Ultimatum wurde von der Oberin im ruhigsten Tone abgegeben, aber Haltung und Blick derselben drückten so viel Festigkeit aus, daß ich jeden weiteren Apell an ihre Güte für vergeblich hielt. Ihr Gruß kam einer Verabschiedung gleich. Ich stand allein auf der brennendheißen Felsplatte und trat in den spärlichen Schatten einer zerzausten Pinie. Mußte ich allein zurückkehren, um dem Freund das herbe Urteil zu verkünden? Ich verspürte dazu nicht die mindeste Lust. Mir war so wohl gewesen an der Seite der stillen blassen Frau, daß ich mich noch im Bann ihrer Stimme, ihrer strahlenden Augen befand. Durch diese Stimme zitterte oft die Wehmut der Leidenden, welche überwunden, aber nicht vergessen hat, und diese Augen leuchteten zuweilen auf, als ersehne das Herz noch ein fernes Glück. Sie erschien mir wie ein verwundeter Vogel, der mit gebrochenem Fittich ins Waldesdunkel sank, der aber dem sonnigen Feld wieder zufliegen möchte.

Über den Höhen des Tramonti weit im Westen zeigten sich bleigraue Wolken, aus denen ein fahler Feuerschein hervorbrach. Die Luft war schwül und mit Elektricität geladen. Die Geißen, welche drunten über die Felshänge kletterten, hoben die Nasen in die Luft, schnupperten und brachen dann in ein Gemecker aus, als wollten sie zum Sammeln blasen. Die Pinie über meinem Kopfe fing stark zu sausen an, als wollte sie vor herannahenden Gefahren warnen. Die gelben und weißen Schmetterlinge, welche die Ginsterbüsche umgaukelt hatten, wurden vom Winde gegen die Felswand geblasen.

Ich war in Betrachtung der schönen Landschaft und des drohenden Himmels versunken, als der sanfte Ton der bekannten Frauenstimme wieder in mein Ohr fiel: „Sie sind noch immer hier," sagte die Oberin lächelnd.

„Ich stand schon im Begriff, zurückzukehren, als ich bemerkte, daß ein Wetter im Anzuge sei. Selbstverständlich konnte ich Sie doch nicht allein lassen."

„Ich fürchte die Stürme in der Natur nicht, aber ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit."

„Soll ich Sie begleiten, Hochwürdigste?" rief hinter uns ein halbnackter Geißbub.

„Nein, Beppo, ich danke dir. Der Herr, welcher mich hierher begleitete, wird auch mit mir heimkehren."

Diese Erklärung machte mich sehr glücklich, und ich schritt rasch vorwärts aus Furcht, Beppo könne seine ritterliche Galanterie noch weiter treiben. Jener aber schien sehr zufrieden zu sein, daß sein guter Wille für die That galt, und wendete sich rasch den alarmierten Ziegen zu.

Schwester Maria und ich hatten die schmalen Pfade auf den Höhen noch nicht verlassen, da erhob sich ein flackernder Wind. Zuerst traf uns derselbe stoßweise

in starken Schwingungen, so, als werde er von einem Riesenfächer entsendet, dann aber artete seine Bewegung in einen rasenden Wirbelsturm aus. Dieser schien alles, was über den Felsen aufrecht stand, in die Tiefen hinabreißen zu wollen. Staubwolken flogen auf, hohe Bäume bogen ächzend ihre Krone nieder, die Büsche rauschten und lockere Felsstücke lösten sich ab und rollten in die Tiefe. Der Unhold erfaßte auch die langen faltigen Röcke der Nonne und ließ sie derart um ihre Kniee flattern, daß sie nur mühsam auszuschreiten und ihren Weg zu verfolgen vermochte. Als ich ihr daher meinen Arm zur Stütze bot, nahm sie denselben dankbar an.

Die Wolkenwand über unseren Köpfen stieg immer höher, das Wetterleuchten wurde greller und häufiger.

„Wenn wir tapfer zuschreiten, erreichen wir die Kapelle am Eingang der Schlucht noch, bevor der Sturm sich entladet,“ bemerkte Schwester Maria.

„An mir soll's nicht fehlen. Stützen Sie sich fest auf mich. L'Union fait la force.“

„Sie tragen mich ja schon zur Hälfte, aber trotzdem komme ich schlecht vorwärts, das Kleid hindert mich — ah!“

Unter furchtbarem Krach zuckte ein Blitz nieder, dessen grelles Licht uns blendete, dann fielen dicke Regentropfen. Wir eilten die letzten Felsabsätze hinab und standen eine Minute später hochaufatmend in der kleinen, dem Marienkultus gewidmeten Kapelle. Hinter uns prasselte ein wolkenbruchartiger Regenguß nieder. Die Donnerschläge hallten in der Felsschlucht wieder, wurden aber allmählich schwächer und schwächer, bis sie im Rauschen des Regens, im Sausen des Windes ganz erstarben.

Da der Regen ins Innere der Kapelle hineinschlug, packte ich die alte morsche Thür und warf sie dröhnend ins Schloß. In dem frohen Gefühl, der Gewaltthätigkeit rasendgewordener Elemente entronnen zu sein, drehte ich mich gegen die Oberin um und rief: „Wir sind allein!“

Just in demselben Augenblick erhellte ein Blitz die halbdunkle Kapelle. Erschreckte dieser meine Gefährtin oder mißdeutete jene meine Worte und energische Gebärde — ich weiß es nicht, aber ich sah, wie sie mich entsetzt anstarrte und weit vor mir zurückwich, bis zu den Stufen des Altars.

Einen Augenblick stand ich überrascht da, dann kam mir plötzlich die Erkenntnis, daß die Frau sich vor mir fürchte. Dies Bewußtsein erregte in mir einen Tumult widerstreitender Gefühle. Kurz entschlossen riß ich die Thür auf und stellte mich mitten in den strömenden Regen.

Ich stand nicht lange draußen. Bald hörte ich meinen Namen nennen und dann die Bitte, doch unter das Dach zu treten. Als ich trotzig schwieg, drohte sie mit einem gleich thörichten Verfahren, wie ich es eingeschlagen. Jetzt endlich kehrte ich in die Kapelle zurück und fragte in einem Tone, den die tiefinnere Erregung rauh und heftig machte: „Was habe ich gethan, das Sie an meinem Ehrgefühl zweifeln ließ?“

Die Oberin war zum Marienbild hingetreten und der schwache flackernde Schein einer herabgebrannten Kerze fiel auf ihr Gesicht. Die Blässe desselben verriet ihre große Erregung. Wie eine Büßerin senkte sie den schönen Kopf, faltete die Hände und sprach:

„Sie sehen mich tief beschämt. Was mich mit so jähem Schrecken erfüllte, waren nicht Sie, sondern — ein Gespenst — ein Schatten aus längstvergangenen Tagen.“

Tief aufseufzend erhob sie das bleiche Gesicht zur schmerzensreichen Muttergottes und fuhr flüsternd fort: „Verzeih du mir, Mutter des Erlösers, die du weit mehr gelitten als ich!“

Sie war auf die Kniee gesunken in heißem Gebet, und als sie so im Halbdunkel der Kapelle dalag in dem schwarzen faltigen Gewande, das bleiche Gesicht vom Kerzenlicht umspielt, die dunklen Augen sanft erstrahlend in der Andacht Glut, da war es mir, als sähe ich eine völlig unirdische Erscheinung vor mir.

Wie lange diese seltsame Situation dauerte, wüßte ich nicht mehr zu sagen. Es würde auch ganz vergeblich sein, wollte ich versuchen, die mystischen Schauer der Stunde in meiner Erinnerung wachzurufen und das Unsagbare in Worte zu bringen.

Sie hatte sich erhoben; wir traten hinaus. Der Himmel war wieder klar, aber in der Schlucht fing es rasch zu dunkeln an und die vom Regenguß hochgeschwellten Bäche rauschten wie Wildwasser über den felsigen Grund. Wir schritten stumm zwischen den Farnen und Büschen hin. Die Schatten wurden tiefer und tiefer, zuletzt engte sich auch die Schlucht ein und unser Pfad wurde so schmal, daß ich die Gefährtin mit der Hand leiten mußte. Schwer aufatmend stützte diese sich auf meinen Arm.

„Sie sind erschöpft?“ bemerkte ich.

Sie antwortete nicht, aber ich fühlte mehr, als ich es sah, daß ihre Blicke von Zeit zu Zeit auf mir ruhten, und ich wußte, daß sie mir vertraue.

Wir traten aus der Schlucht und sahen das mondbeleuchtete Thal vor uns. In der Ferne erhoben sich auf sanftgerundetem Hügel die dunklen unheimlichen Klostermauern. Die Nacht, welche mit ihren Schatten die Dinge vergrößert, ließ die Türme in den Himmel ragen. Wir schritten der schemenhaften Erscheinung zu, ohne ein Wort zu sprechen. Ich lauschte dem Rauschen der Ulmen, und es war mir, als gehe ein Schaudern durch die Natur. Endlich standen wir vor dem hohen Portal, und meine Begleiterin streckte die Hand nach dem Glockenzug aus. Ich mochte nicht von ihr scheiden, ohne den Ton ihrer Stimme noch einmal gehört zu haben.

„Welch seltsamer Abend,“ sagte ich, „die Erinnerung daran wird noch lange in meiner Seele nachklingen. . . Und Sie, Schwester Maria?“ fügte ich leiser hinzu.

„Ich?“ — Sie blickte mit einer edlen, fast erhabenen Bewegung des Kopfes zum gestirnten Himmel auf, und ein bleiches Lächeln ging über ihr Gesicht. „Ich werde beten, daß Christus mir die Reinheit des Herzens bewahre und daß er Sie behüte auf dem dornenvollen Wege des Lebens. Gute Nacht.“

Im Dunkel verhauchte ihre Stimme — ich war allein.

(Schluß folgt.)





Die Lutherstadt Eisleben.

Von

Heinrich Pröhle.

Daß die vierhundertjährige Jubelfeier der Geburt Luthers im November 1883 weit über die Grenzen des Protestantismus hinaus eine internationale Bedeutung hat, bedarf wohl keines Beweises. Er wäre sonst darin zu finden, daß 1817 zur dreihundertjährigen Erinnerungsfeier des Beginnes der Reformation der Bergmeister Nils Nordenskiöld dem Lutherhause zu Eisleben eine Denkmünze verehrte, welche der kaiserliche Senat in Finnland zu jenem Feste schlagen ließ. Sogar eine in Paris zu demselben Zwecke 1817 gegossene Denkmünze wird als Bürgschaft für die Toleranz des katholischen Frankreich dort aufbewahrt. Die Franzosen waren allerdings der Erinnerungsfeier von 1817 nicht in allen Stücken so hold gewesen. 1813 hatten sie in der Andreaskirche zu Eisleben, wo Luther so oft gepredigt, Verwüstungen an den schönen Marmorfiguren angerichtet. Auch entführten sie auf Geheiß des Königs Hieronymus von Westfalen die Kasse mit dem Gelde, wovon Luther 1817 ein Denkmal in Eisleben erhalten sollte. Friedrich Wilhelm III. ersetzte dies Geld, bestimmte aber, daß das Denkmal in Wittenberg aufgestellt wurde. Eisleben ist mit zwei kleinen Statuen von Luther und Melanchthon in Bronze abgefunden. Diese königlichen Geschenke stehen in der Andreaskirche. Erst in unserer Kaiserzeit, im November 1883, erhält der Markt von Eisleben Luthers Standbild von Siemering.

Obgleich Eisleben von dem sagenreichen Hutberge aus den besten Anblick gewährt, so präsentiert es sich doch auch demjenigen, der von Mansfeld kommt, in charakteristischer Weise. Dieser alte Stammsitz der Grafen, von denen noch Ernst von Mansfeld zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges mit den Sickingen und Hutten Ähnlichkeit zeigte, kann als die mittelalterliche Vorstadt des zwei bis drittehalb Stunden entfernten Eisleben gelten. An die Stelle der alten Territorialverbindung zwischen Mansfeld und Eisleben ist jetzt die Verbindung durch Post und Eisenbahn getreten.

Der Postwagen führt uns bei seiner Abfahrt in Mansfeld auf echt mittelalterlichen abschüssigen Wegen mit Lebensgefahr über Berg und Thal. Hier und nicht in Eisleben verlebte Luther seine Knabenjahre. Das Lutherhaus zu Mansfeld zeigt denselben roten, unbehauenen Stein, der allen älteren Bauwerken in Mansfeld und Eisleben die charakteristische Färbung giebt: das berühmte sogenannte Rotliegende. Das altertümliche Mansfeld hat gewiß viel zur Entwickelung der Eigentümlichkeiten von Luthers Persönlichkeit beigetragen.

Den Beschluß der Reise von Mansfeld nach Eisleben bildet die Eisenbahnfahrt. Die Ankunft in Eisleben macht besonders am Abend einen tiefen Eindruck. Man

sieht sich mehr und mehr von lauter Feuern umgeben, welche ihr Licht im Dunkel auf die Türme von Eisleben werfen. Wer Luthers Leben gerade im Sinne hat, der denkt bei diesem Anblick an die drei Männer im feurigen Ofen, mit denen Luther sich selbst einmal verglich. Allein es sind die Hütten, die so leuchten; denn wie schon Hengstenberg sang:

Eisleben ist die Kupferstadt,
Wo Luther ist geboren,
Und wo sich auch sein Lebenspfad
In Todesnacht verloren.

Oder wie ein anderer frommer Dichter 1817 schrieb:

Zu Eisleben, wo Bergleut schön
In tiefen Schacht hinuntergehn
Und fördern edles Erz zu Tag
Mit ihrem fleiß'gen Hammerschlag,
Hat Gott es weislich so geschickt,
Daß er das Licht der Welt erblickt.
Zu Eltern hat ihm Gott beschert
Frau Margareten ehrenwert,
Zum Vater aber Herrn Johann,
Ein ehrlich alt und fromm Bergmann.

Zu Luthers Zeiten kehrten die Fremden in Eisleben am liebsten im „Schwarzen Ochsen“ ein. Der Fremdenverkehr war damals in dieser Stadt lebhafter als jetzt. Deshalb muß auch Eulenspiegel im Volksbuche nach Eisleben kommen und dort mit einigen flotten Reisenden in einem Gasthofe zusammentreffen. Er reitet im Winter von Eisleben nach dem Harze, erlegt einen Wolf und läßt ihn gefrieren. Er bringt ihn im Sacke in den Gasthof und wird von den Fremden belohnt, weil er bei Nacht das ganze Haus, besonders den großsprecherischen Wirt selbst, mit dem toten Wolfe schreckt. Mich selbst führte jetzt der Gasthofsomnibus in einer Viertelstunde vom Bahnhofe aus in den „Goldenen Löwen“, ein Haus mit so sonderbaren alten Bogengängen, daß hier wohl auch schon Eulenspiegel mit dem Wolf sein Wesen getrieben haben könnte. In diesem winkeligen aber bequemen alten Hause wurde ich in der Frühe des anderen Morgens geweckt durch den Gesang der Kurrende. Sie lief singend in den winkeligen Straßen von Eisleben umher und blieb bald vor diesem, bald vor jenem Kramladen einen Augenblick stehen. Die Stimmen der Schüler klangen etwas dünn, ich sah nicht mehr als zehn Knaben in den Mäntelchen umherlaufen. Vor vierzig bis fünfzig Jahren hatte es voller und lutherhafter, frischer geklungen, als ich die Kurrende in Eisleben hörte. Indessen genügte auch jetzt noch ihr reiner und richtiger Choralgesang, um mich in der Frühe des Sonntag Morgens, 15. Juli 1883, noch mehr in die Zeit Luthers hineinzuversetzen. Dachte ich doch auch daran, daß in der Petrikirche zu Eisleben Luthers Mantel und ledernes Käppchen aufbewahrt werden, die er als Kurrendeschüler in Eisenach trug. Er soll sie immer mit sich geführt und auf seiner letzten Reise selbst mit nach Eisleben gebracht haben.

Abgesehen von der Kurrende habe ich im ganzen Mansfeldschen von volkstümlichen Trachten nicht mehr viel gesehen. Die festliche Bergmannstracht wird augenblicklich nur bei Begräbnissen, aber nicht wie in den sieben Bergstädten des Oberharzes auch an jedem Sonntag angelegt. Als einziges Abzeichen trägt der Bergknappe der Grafschaft Mansfeld, wenn er stolz auf die Freit geht, recht charakteristisch für die jetzige Zeit eine Art preußischer Soldatenmütze, mit dem bergmännischen Schlegel und Hammer verziert. Selbst der Berggeist erscheint den Bergleuten in der Sage nur in einer Mönchstracht. Vielleicht tragen die Aufzüge bei der Lutherfeier im November dazu bei, daß die echte Bergmannstracht wieder mehr in Aufnahme kommt. Luther scheint ein Freund derselben gewesen zu sein. Einst wurde in Wittenberg zu Fastnacht allerlei Mummenschanz und höfliche Kurzweil getrieben. Da kamen auch Bergleute vor Luthers Thür. „Die laßt mir herein,“ rief er, „das sind meine Landsleute und meines lieben Vaters Schlegelgesellen. Den Leuten, weil sie die ganze Woche über unter dem Boden stecken, in bösem Wetter und Schwaden, muß man bisweilen ihre ehrliche Erquickung gönnen und zulassen.“

Unter den Häusern in Eisleben befindet sich eins mit einem für diese Stadt charakteristischen Bilde, auf welchem Christus eine arme Seele aus einem Schachte emporhaspelt. Darunter steht:

Aus der Niedrigkeit
Kommt man mit der Zeit
Zur Glückseligkeit.

vermutet, daß die meisten dieser Gemälde zwar in Eisleben, aber von niederländischen Künstlern gemalt sind. Ein Kirchenbuch giebt nämlich an, daß sich zu der Zeit, aus welcher die Gemälde herrühren, mehrere Niederländer in Eisleben aufhielten. Wahrscheinlich hatten sie die Niederlande der Religion wegen verlassen. Zu diesen



Luthers Geburtshaus in Eisleben.

Aber keins von allen Häusern in Eisleben ist so merkwürdig als das Lutherhaus. Man versteht darunter nur dasjenige Haus, worin er am 10. November 1483 geboren wurde, nicht auch das, worin er am 18. Februar 1546 gestorben ist. Erst seit 1816 ist Luthers Geburtshaus besonders mit zwölf Gemälden (eigentlich Epitaphien), die aus der alten verfallenen Gottesackerkirche in Eisleben dahin gebracht sind, reich ausgestattet. Man hat

standen auch die Grafen von Mansfeld, freilich nur durch den streng katholischen Vater Ernsts von Mansfeld von der friedeburgischen Linie, in naher Beziehung.

Das schönste und tiefsinnigste dieser Gemälde wird mitunter Lukas Kranach zugeschrieben, wohl mit Unrecht. Es ist eine große Komposition, der sogenannte Nebukadnezar. Es ist zehn Fuß breit, sieben Fuß hoch und auf Holz und Öl-

grund gemalt. Die Hauptfigur ist Nebukadnezar. In seinem Zelte sitzt er auf dem Throne. Seine Räte und seine Leibwache umgeben ihn. Ein Götze daneben sieht dem Nebukadnezar ähnlich. Ein Herold und ein Trompeter geben dem Volke in persischer Kleidung soeben das Zeichen zum Niederfallen vor diesem Götzen, aber schon sieht man es links auf den Knieen liegen. Noch weiter links erblickt man die drei Männer im feurigen Ofen. Ein Engel ist mit ihnen in dem Ofen und beschützt sie vor der Glut. Drei Männer, die neben dem Könige stehen, sind denen im feurigen Ofen ähnlich. Kühn blickt ihn der mittelste an. Auch der Henker neben diesen drei Männern schreckt ihn nicht. Priester lesen aus einer Pergamentrolle vor. Auch ein Mann mit einer Hanswurstmütze und einer unverschämten marktschreierischen Miene fehlt nicht. Zwei Geistliche stehen wieder links von ihm, und noch viele andere Personen mit ausdrucksvollen Gesichtern gehören zu der Hauptgruppe. Für den geborenen Eisleber ist oben das alte Eisleben von besonderem Interesse, wie es mit seinen Kirchen, Türmen, ja sogar mit seinen Schachten und Göpeln bis zu einem großen Brande im Jahre 1689 ausgesehen hat. Ganz unten aber kniet Stoßnack, ein alter reicher und angesehener Mann zu Eisleben, über dessen Gruft der „Nebukadnezar“ aufgestellt war.

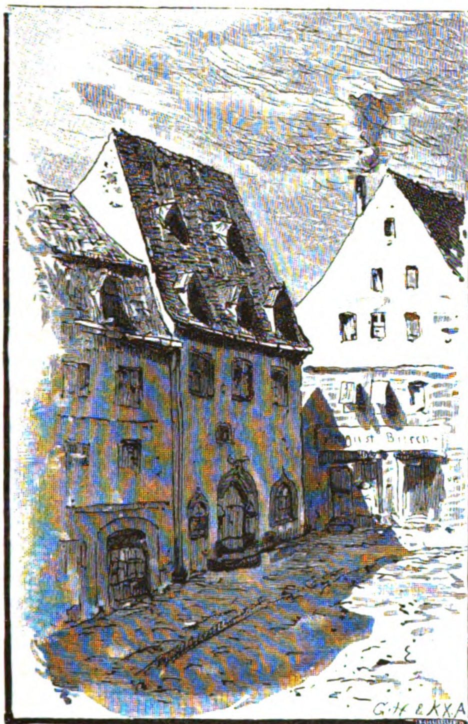
Auf der Brust des Herolds, der dem Volke das Zeichen zum Niederfallen giebt, ist der kaiserliche Doppeladler zu sehen. In der mittelsten jener drei Figuren erkennt man Luther schon am Doktormantel. Sein Gesicht trägt keineswegs entschieden die Züge, die ihm Lukas Kranach zu verleihen pflegt. Die beiden anderen Männer neben Luther mögen sein Advokat Dr. Schurf und der Erbmarschall von Pappenheim sein, welcher ihn in die Reichsversammlung abholte. Die bei Luther stehenden Priester mögen etwa die päpstliche Bannbulle oder das Wormser Edikt vorlesen. Die Figur mit der spitzen Mütze soll vielleicht Tetzel sein. Von den übrigen Figuren mögen einige Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, Georg von Frundsberg und Herzog Erich von Braunschweig zeigen. Das Gemälde ist über dreihundert Jahre alt, doch zeigen die Farben noch immer eine bewundernswürdige Schönheit und Frische.

Auf dem zweiten Bilde erscheint Luther im vollen Priesterschmucke, wie er zum letztenmal vor dem kleinen Altar der Andreaskirche zu Eisleben zwei Prediger ordiniert. Auch auf diesem Bilde befinden sich mancherlei Figuren, von denen man einige für Deutsche aus Siebenbürgen oder Ungarn halten möchte. Indessen sind die Konjekturen hier wenig angebracht, da man die Personen ganz oder zum Teil mit Namen kennt. Das Gemälde ist über drei Fuß breit und über vier Fuß hoch. Es wurde 1569 über der Gruft des Superintendenten Menzel aufgestellt, der, mit Gattin und Tochter auf den Knieen liegend, in der Nähe der neu ordinierten Prediger abgebildet ist.

Das dritte Gemälde war über der Heidelbergschen Gruft aufgehängt. Man sieht hier das ganze alte Eisleben mit dem schönen Schlosse. Doch auch hier hat sich der Maler damit nicht begnügt. In der Mitte findet sich noch die Auferweckung des Lazarus. Ein anderes Bild stellt den Jüngling zu Nain dar. Aber unter denen, welche ihn geleiten, finden sich Luther und Bugenhagen, mansfeldsche Kanzler und eislebische Ratsherren. Damit auch hier das volle dramatische Leben aus der Reformationszeit nicht fehle, so führt links Katharina von Bora und Luthers Mutter noch einen zweiten Zug von Männern — lauter Porträts — herbei. Und damit auch die Lutherstadt selbst wieder ihren vollen Anteil an dem Gemälde erhalte, ist noch eine Abbildung der Altstadt und des alten Schlosses mit seinen Umgebungen hinzugefügt. Von den übrigen Gemälden stellt eins das himmlische Jerusalem dar. Mag es sich nun mit dem Ursprunge dieser Gemälde, von denen eins auch Holbein zugeschrieben wurde, verhalten, wie es wolle, so

zeigen sie doch im allgemeinen alle eine Richtung auf das Überirdische in solcher Stärke des Glaubens und der Überzeugung, daß dieselbe nur an dem Orte, wo Luther gestorben war, zu erklären ist.

Mit den Epitaphien sind die Gemälde im Lutherhause noch keineswegs zu Ende. Außer anderen wichtigen Porträts, wie von Friedrich dem Weisen, Johann dem Beständigen, Moritz von Sachsen, finden sich auch noch mehrere Bilder von Luther. Da hängt der „unverbrannte Luther“, ein Gemälde auf Holz, das bei einer Feuersbrunst nicht mit verbrannte. Selbst an den Fenstern sind Luther und Melanchthon in Glasmalerei zu sehen.



Luthers Sterbehaus in Eisleben.

Auch Luthers Petschaft und sein Schreibpult befinden sich in diesem Hause. Das Petschaft zeigt ein rotes Herz mit einem schwarzen Kreuz in einer weißen Rose, wobei schon ungefähr der Gedanke zu Grunde liegen mag:

Der Christen Herz auf Rosen geht,
Ob's mitten unterm Kreuze steht.

Luthers Schreibpult war ein ovaler Tisch mit einem Schwan. Sein Trauring befindet sich nur in einer Nachbildung hier. Er besteht aus drei Reifen. Der Hauptreif wird durch einen Rubin geteilt. Auf der einen Hälfte stellt er in Form eines Baumes mit einem Querbalken ein Kreuz mit dem Heilande dar. An der Spitze des Kreuzbaumes schließt sich eine Geißelsäule an. Sie ist mit Stricken umwunden und ein Hammer legt sich quer darüber. Zwei Schwerter zur Rechten Christi und eine Geißel zu seiner Linken sowie eine Leiter und eine Lanze bilden die Nebenreifen. Diesen Trauring hat Katharina v. Boren am 13. Juni 1525 „Doctori Martino Luthero“ geschenkt.

Luthers Geburtshaus selbst galt für unverbrennbar, bis es am 9. August 1689 in Brand geriet. Aber nur der obere Stock wurde ein Raub der Flammen. Zum Wiederaufbau wurde in ganz Deutschland gesammelt. Man konnte infolgedessen mit dem Lutherhause schon eine Schule verbinden. Deshalb gab der eislebische Stadtvogt Vogler eine „Irmensula Lutheri oder Ehrengedächtnis des großen Luther“ heraus, worin er beschreibt, „wie dasjenige Haus, darinnen derselbe zu Eisleben geboren worden, 1693 zu einem Almosenhause, auch Schreib- und Rechenschule eingeweihet worden.“ Dazu kam noch infolge der Anregungen von 1817 ein Schullehrerseminar. Von diesem Anbau wird der Besucher des Lutherhauses jedoch kaum noch etwas gewahr. In betreff der eigentlichen Erinnerungen an Luther hält man sich an Luthers Geburtszimmer im ersten Stock, welches sich bisher wirklich als „unverbrennlich“, wie die Alten sagten, erwiesen hat. An einem

erneuerten Ofen bemerkt man mit Vergnügen noch einiges aus Luthers Zeit.

Ungefähr in denselben Jahren, in denen man die „Lange Gasse“ mit Luthers Geburtshaus die Lutherstraße nannte, wurde Luthers Sterbehaus, das im Privatbesitze war, von der preußischen Regierung angekauft. Es war dies im Jahre 1862 geschehen; aber erst 1867 war das Gebäude so weit hergestellt, daß es gleichfalls dem Publikum geöffnet werden konnte. Es liegt in der Nähe des Marktes sowie der Andreaskirche, in der Luther während seiner letzten Lebenstage so häufig predigte. Aus diesem Grunde ist auch wohl dem Küster der Andreaskirche, der die Fremden unentgeltlich umherführt, in Luthers Sterbehause ein Plätzchen als Wohnung eingeräumt. Gewiß konnte Luther, wie sehr er auch an die eisernen Sitten und Einrichtungen seiner Zeit gewöhnt war, in diesem Hause die Treppe nicht ohne viele Beschwerde hinaufgehen, wenn er im Talar aus der nahen Andreaskirche kam. Diese Treppe und die untere Mauer des Hauses mag denn auch so ziemlich das einzige Alte an Luthers Sterbehause sein. Man hat mir sogar die Fenster mit den runden Scheiben als neu bezeichnet. Das alte herrschaftliche Haus war in der Zwischenzeit, da man es neben Luthers Geburtshause gar nicht beachtete, in ein Backhaus umgewandelt. Indessen steht noch Luthers Lehnstuhl im Winkel des Zimmers, welches er zuletzt bewohnte. Daneben befindet sich die Kammer, worin sein Bett stand. Stube und Kammer gewähren den Blick auf die Straße in der Nähe der Andreaskirche. Aus dem Hinterfenster des Hauses dagegen schweift das Auge über einen langen abschüssigen Hof zu grünen Bäumen (dem Stadtgraben) hin. Diese befinden sich nicht allzu weit von der Petrikirche, wo Luther an dem Taufsteine getauft wurde, und von Luthers Geburtshause. „Ich bin in Eisleben getauft, wie wenn ich nun auch hier bleiben sollte?“ sprach Luther, indem er ans Fenster seines Sterbezimmers trat. Man kann sagen, daß hier zwischen der Petri- und der Andreaskirche der Anfang und das Ende seines Lebens auf eine seltene Weise ineinander lief.

Der viereckige Marktplatz von Eisleben zieht sich einen Berg hinan. In der Mitte des Marktes bereitete man während meiner Anwesenheit die Stelle, wo an Luthers Geburtstage sein Standbild aufgestellt werden wird. Unter den Häusern am Markte fällt besonders das schon ziemlich hoch am Berge hinauf gelegene „Berg- und Gewerkenhaus“ mit seinem Schieferdache und den Bogenwölbungen auf seinem Hausflur auf. Es liegt nicht weit vom Rathause, von welchem aus sich der Marktplatz senkt.

Auch das Rathaus kann gerade nicht altertümlich genannt werden; seit einigen Jahren ist es modernisiert. Doch fehlen auch ihm die Spitzbogen auf dem Flur und das Schieferdach nicht.

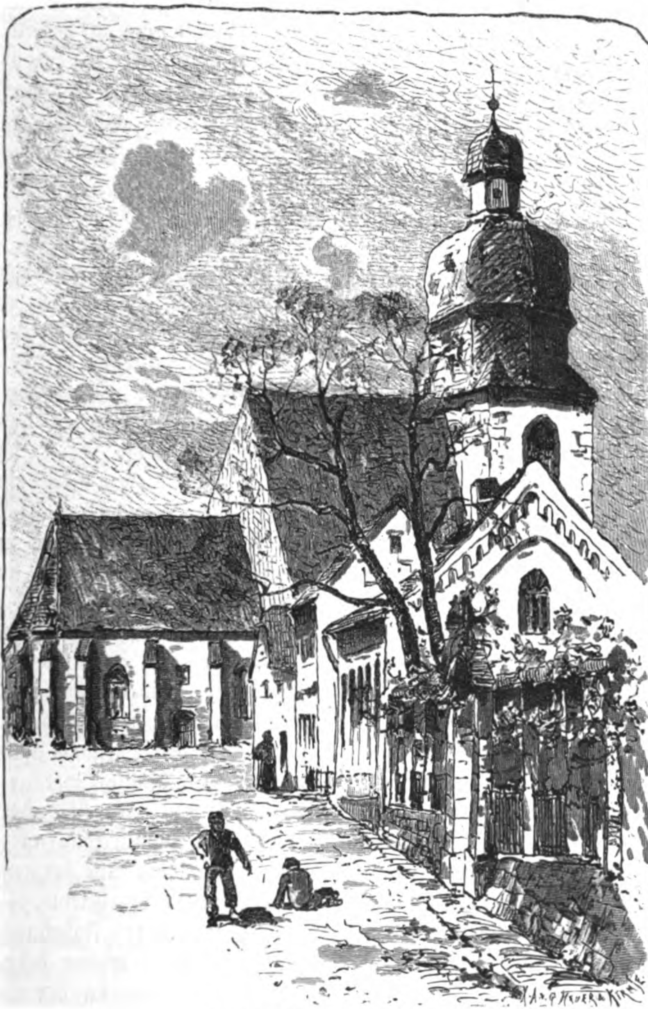
Ist schon das Rathaus von Eisleben auf eine bedeutsame Weise in der Altstadt erhöht, so ist dies bei der Andreaskirche noch mehr der Fall.* Sie ist die Pfarrkirche der Altstadt und die Hauptkirche von Eisleben. Ihr sehr hohes Alter will man aus ihrem Namen und ihrer Lage schließen. Der Vorsprung des Hügels, der sanft aus der Ebene emporsteigt und mit der Andreaskirche gekrönt wird, wendet seine Stirn nach Osten. Solche Hügellage pflegte fast nur den Kirchen der ältesten Gründung eigen zu sein. Während jetzt nur noch die Altäre in den Kirchen nach Sonnenaufgang gestellt werden, sollte damals noch die ganze Kirche nach Jerusalem blicken.

Nach der bisherigen Ansicht ist der heilige Andreas, der noch durch seinen Kreuzestod die Maximilla, Gemahlin jenes Landpflegers von Achaja, bekehrt hat,

* Zu diesem Aufsatze wurden besonders benutzt: Größlers Abhandlungen in der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde von Jakobs 1877 und 1879 (Andreaskirche u. s. w.); Kaweraus Arbeit ebenda 1881 (Güttel) und v. Arnstedts Mitteilung ebenda 1870; Duvals Aufsatz über Eisleben im 7. Bande von Thüringen und dem Harz; Kaweraus Agricola und Größlers eislebische Sagen.

als ermunterndes Vorbild der Missionäre aus dem Kloster Hersfeld von diesen als der geeignetste Schutzpatron für die ersten den Heiden abgerungenen christlichen Kirchen in dieser Gegend angesehen. Demnach würde die Andreaskirche zu Eisleben in ähnlicher Weise nach dem heiligen Andreas benannt sein wie der Stephansdom zu Halberstadt nach dem gesteinigten Stephanus.

Vor 1179 kommt jedoch der Name einer Kirche in der Altstadt zu Eisleben nicht vor. Auch dann aber scheint sie nicht ausdrücklich mit dem Namen Andreaskirche benannt zu werden. Wohl aber wird sie in dieser Urkunde schon als eine alte Kirche bezeichnet. Allein schon 1193 war die spätere Lutherkirche die Hauptkirche des Eisleber Bannes, der den ganzen nördlichen Hassegau umfaßte. An der Spitze dieses Eisleber Sprengels stand ein geistlicher Würdenträger, der zum Halberstädter Domkapitel gehörte. Der Bischof von Halberstadt hatte ihm die geistliche Verwaltung und Gerichtsbarkeit in einem größeren Bezirke seines Bistums



Die Petrikirche in Eisleben.

verliehen. Daher bekam der Archidiakonus der Sankt Andreaskirche gleichsam als mansfeldscher Generalsuperintendent den Leibhengst jedes Grafen von Mansfeld, der in der Andreaskirche zu Eisleben begraben wurde, nachdem der Leibhengst der Bahre gefolgt war. Um einen solchen Leibhengst petitionierten noch 1559 zwei Stadtschreiber für die Andreaskirche. Seit alter Zeit war es im ganzen Bistum Sitte, daß beim Tode jedes ihm untergebenen Priesters zuerst sein bestes Pferd mit Sattel und Zaum, dazu seine Festgewänder, dem Archidiakonus übergeben wurden. Ein Erlaß des Bischofs Reinhard von Halberstadt wies darauf hin, daß es wegen des Seelenheiles der verstorbenen Priester auch ferner sein Bewenden hierbei haben müsse. Aus solchen Gebräuchen wird man entnehmen, welch ein mächtiger Mann der „Erzpriester von Eisleben“, der Archidiakonus von der Andreaskirche, in alter Zeit gewesen ist. Man kann sich darüber nicht wundern, da eine eislebische Sage von einem Landpfarrer erzählt, dem an jedem Tage ein Huhn als Zins geliefert wurde, bis dergleichen Abgaben abgelöst werden mußten.

Die Andreaskirche des reichen Erzpriesters von Eisleben muß einst ein schönes, wenn auch etwas kleines, altes Gebäude von Stein in romanischem Stile gewesen sein. Aber es war ebensowenig unverbrennbar wie das spätere Lutherhaus. Und was immer die Ursache davon war: im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert trat an seine Stelle ein spätgotischer Hallenbau mit achteckigen Pfeilern, dreifachem polygonalem Chorschlusse und zwei oben achteckigen Türmen. Es war ein vollständiger Neubau, bei welchem auch erst die beiden der Kirche westlich vorliegenden Hausmannstürme erbaut sein sollen. Die jetzigen Hauben der beiden Türme gehören einer noch viel späteren Zeit an. Nach einem alten im Lutherhause befindlichen Bilde hatten sie pyramidalische Spitzen. Der „Hausmann“, der im Mittelalter wie die Dohlen auf den Türmen hauste, war in Eisleben wie an anderen Orten nicht allein der Wächter, sondern auch der Stadtmusikant. So werden ja auch die Wächter auf den Türmen der Ritterburgen als geübte Sänger und Musiker geschildert, denen die Minnesänger die berühmten Tageweisen in den Mund legen. Damit der Hausmann ohne Mühe von einem Turm zum anderen gehen konnte, waren auf der Andreaskirche beide durch eine Brücke verbunden. Während des fünfzehnten Jahrhunderts war die Andreaskirche auch mit einer Kapelle der Kalandsbrüderschaft in den Abseiten geziert, welche beim Mondwechsel Äpfel und Nüsse schmauste und „bunte Kalender“ machte, das heißt zechte.

Da brachen neue Feuersbrünste herein. Bei Gelegenheit einer solchen vom 5. Mai 1569 bemerkte der Archidiakonus Prätorius in dem ältesten Kirchenbuche der Andreasgemeinde: „Ist dieser Jamer im Leipziger Markt geschehen und sol eben an demselben Tage für 71 Jahren die gantze Stadt Eisleben ausgebrunnen sein.“ Zu der hier bezeichneten Zeit, im Leipziger Ostermarkte 1498, soll in der That besonders der Glockenturm an der Andreaskirche abgebrannt sein. Nach der Leipziger Ostermesse rechnete man damals in Eisleben nicht allein wegen der Nähe von Leipzig, sondern auch weil Eisleben bei den damaligen Verkehrsverhältnissen außer durch den Bergbau auch durch den Frachtverkehr blühte, welcher noch vor vierzig Jahren zur Zeit der Leipziger Messe einige unmittelbar an der Straße durch die goldene Aue gelegene Ortschaften außerordentlich belebte. — Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts trafen den Andreasturm wieder bedeutende Unfälle. Der Hausmann der Stadt mußte für einige Zeit auf den Petriturm beim Lutherhause auswandern. Kurz nach 1715 erhielt der Glockenturm und mit ihm die beiden Hausmannstürme die im Stile der Spätrenaissance gearbeitete Haube. Der Turmknopf wurde auf dem Kupferhammer bei Quedlinburg geschmiedet und in Eisleben nur vollendet.

Wenn man in die Andreaskirche ein-

tritt, so fällt der Blick zuerst auf die Lutherkanzel. Diese, auf welcher der Mann sein geistliches Testament gemacht hat, der die deutsche Sprache beherrschte wie kaum unserer größten Dichter einer, ist ganz von Eichenholz erbaut. Eine allzu steile Treppe ist er hinaufgestiegen. Man hatte deshalb eine neue Kanzel neben der Lutherkanzel errichtet. Erst als die Treppe zu dieser geändert war, wurde die Nebenkanzel beseitigt und wieder regelmäßig auf der Lutherkanzel gepredigt. Auch wurde die Kirche, die auf ihrer Anhöhe von Winden arg durchzogen werden mag, zu Luthers Zeit nicht, wie jetzt aus einer Stiftung der Geistlichkeit, im Winter geheizt. Wie hätte Luther, der bei den Krähen auf alten Ritterburgen gehaust und sich als Junker Jörg verkleidet hatte, auf der Kanzel Frost empfinden können? Schön geschmückt aber war die Kanzel durch einen Umhang von rotem Sammet mit erhabener Stickerei aus Gold und Silberstoff von einer mansfeldschen Gräfin. Dieser Umhang zeigte Scenen aus dem Neuen Testament und die Figuren vieler Heiligen. Kunstverständige bewundern die hohe Einfalt der zu Grunde liegenden Zeichnung, die von einem bedeutenden Meister herrühren muß. Die alte Malerei an der Lutherkanzel ist jetzt aufgefrischt.



Luthers Taufstein in der Petrikirche zu Eisleben.

Wie man sieht, hat die Andreaskirche zwar ihre Geschichte, aber ihre Altertümer sind natürlich so vielfach von neueren Zusätzen durchbrochen, daß ihre architektonischen Schönheiten mit denen der Dome zu Magdeburg, Halberstadt und Braunschweig keinen Vergleich aushalten. Was ihr den Weltruf verschafft hat, ist der Umstand, daß Luther hier noch, ehe er in Eisleben starb, in drei Wochen viermal gepredigt, zweimal kommuniziert und einmal ordiniert hat.

Von der Kanzel Luthers und Johann Arnds aus schreiten wir an dem schönen Altare vorbei zu den berühmten Grabsteinen. Wundern wir uns nicht, hier Gräber aus der mansfeldschen Grafenfamilie zu finden. Ist doch der Sage nach Schloß Mansfeld gerade mit der Andreaskirche durch einen unterirdischen Gang verbunden. Der erste Grabstein, welchen wir betrachten, ist auf beiden Seiten behauen. Er zeigt ein mansfeldsches Familienbild mit sonderbaren Gesichtern. Das mansfeldsche Wappen befindet sich auf diesen Grabsteinen auch mit dem Rautenkranze verbunden. Dies weist auf die Zeit hin, da das Grafengeschlecht mit den benachbarten Sachsen durch Verwandtschaft verknüpft war. Und so finden wir die alten Mansfelder denn hier in der Nähe des Altars und des Predigerstübchens teils stehend, teils liegend, wie Zeugen aus einer anderen Welt. Dort ist einer von ihnen über seiner Gruft abgebildet, wie er auf dem Paradebette ausgestreckt war, in Lebensgröße, in voller Rüstung, auf Platten von Stein. Sinnbilder des Todes sind um ihn herum angebracht. Dort knieen zwei gräfliche Herrscherpaare. Zu dem einen gehört eine Gräfin, die in der Nähe des Prediger-

stübchens liegt. Ihr höchst kunstvolles Gewand fließt um den Körper herum bis auf die Füße nieder. Wenn irgendwo auf Erden, so lebt das untergegangene mansfeldsche Geschlecht in diesen Stein- und Alabastergruppen der Lutherkirche fort mit dem vollen Geiste einer mittelalterlichen und zugleich künstlerischen Beschränktheit, die freilich in diesem Geschlechte einen Ernst von Mansfeld als Vorkämpfer des Protestantismus mit dem Schwerte in der Hand kaum ahnen läßt. In der Nationalgalerie zu Berlin sind diese Grabdenkmäler der Grafen von Mansfeld in einem Ölgemälde nachgebildet. Die Kunst, welche die Bildhauer und Steinmetzen in diesen Statuen der Burgfrauen und Ritter entfalteten, ist rührend, gewährt aber nicht den weltgeschichtlichen Blick auf Zeiten und Länder, welchen die protestantischen Künstler durch ihre jetzt im Lutherhause aufgestellten Epitaphien für die Gräber der eislebischen Bürger bewiesen haben.

Auch Johann Spangenberg liegt hier begraben. Und so bewahrt denn die Andreaskirche auch das Andenken dieser merkwürdigen eislebischen Predigerfamilie. Der Sohn, Cyriacus, war bei Luthers Tode achtzehn Jahre alt. Er studierte in Wittenberg und wurde mansfeldscher Generaldekan. In den nach Luthers Tode ausgebrochenen Streitigkeiten hielt er sich als strenger Lutheraner und Gegner Melanchthons zu Flacius Illyricus. Er mußte in den Kleidern einer Hebamme aus Mansfeld oder Eisleben fliehen. Wie Flacius ging er nach Straßburg, wo er am 10. Februar 1604 starb. Von seiner mansfeldschen Chronik wurde nur ein Folioband gedruckt, den selbst Jakob Grimm für seine Studien nicht unbenutzt ließ.

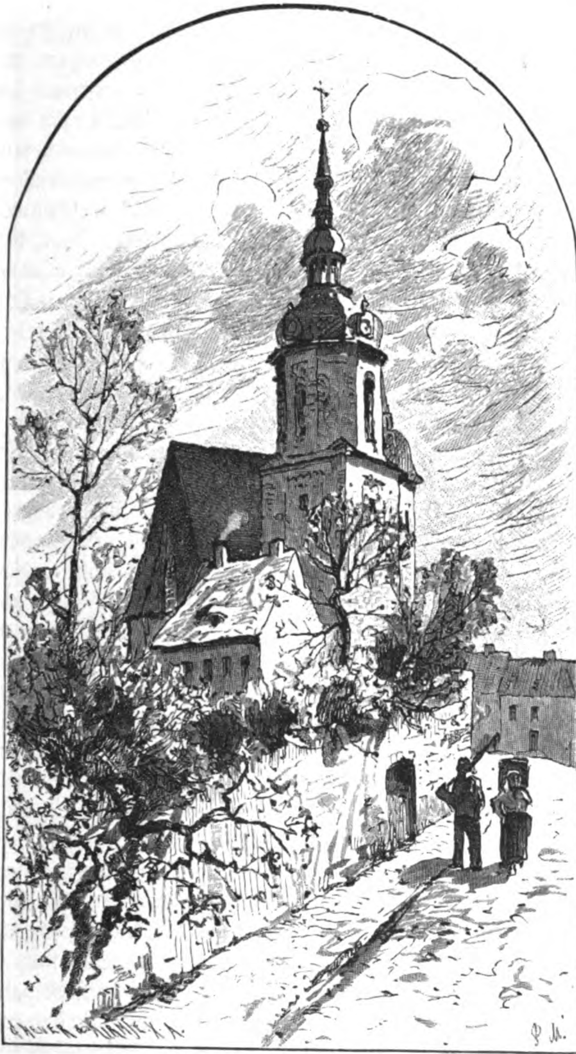
Blicken wir kurz auf die Geschichte Eislebens zurück.

Die Stadt Eisleben war vielleicht schon im Jahre 900 vorhanden, hatte jedenfalls gegen 1000 bereits Markt-, Münz- und Zollrecht und zwanzig Jahre vor 1200 schon zwei Pfarrgemeinden.

Mit Mansfeld konnte sich die Stadt in alter Zeit so wenig vergleichen als Berlin mit Brandenburg. Indessen während Mansfeld in seinen Bergen mit seinen ungeheuren Eichenwaldungen, seiner Jagd und seinen Forellen und Krebsen aus dem nahen Wipperthale nichts anzufangen wußte, so daß es, wie heutzutage das Weinland Ungarn, in seinem eigenen Fett erstickte, trat das noch mehr in der Ebene, an einer der besten Heerstraßen gelegene Eisleben schon früh in den Handelsverkehr ein. Es erhielt seine Specialität durch sein mittelalterliches Bier, den sogenannten „Krappel an der Wand“, welches mit dem Merseburger und Torgauer Bier das Land an der Elbe und Saale mit dem besten Gebräu versorgte. Die Studenten auf der Universität Halle-Wittenberg sangen, das Kamel trage ein Faß im Leibe daher, „ach, wenn's doch Merseburger wär!“ Damals war die Zeit schon vorbei, in der man gewünscht hat, daß es doch „Krappel an der Wand“ sein möchte. Jedenfalls machte das Ballenstedter Doppelbier, der unmittelbare Vorläufer des bayrischen, dem Ruhme aller alten Biere dieser Gegend ein Ende. Gebraut aber wird der Krappel an der Wand noch ebensogut wie in Braunschweig die Mumme. Braut auch nur ein Bierbrauer, Namens Quenzel, noch den Krappel, so erfand dieser doch sogar den Doppelkrappel.

Ein Umstand, der den Export von allerlei Waren (mag nun in der ältesten Zeit bereits der Krappel an der Wand dazu gehört haben oder nicht) für Eisleben schon früh erleichterte, waren seine Beziehungen zu den reichen Bistümern Magdeburg und Halberstadt. Der Teil der Stadt bei der Andreaskirche, der Markt, war altes halberstädtisches Lehen. Aber mitten durch Eisleben ging eine Lehensgrenze, welche das halberstädtische Lehen von dem magdeburgischen schied. Diese Grenze war noch dazu streitig. So heißt es noch in einem Permutationsrecesse von 1573: „Eisleben die alte Stadt, daran zwischen dem Stiefft Magdeburg und Hal-

berstadt die Grenze etlicher Maaßen streitig, der Markt aber und die engst anstoßenden inwendigen Gaßen seindt halberstetisch Lehen, und soll der Augenschein an Thoren und Mauern ergeben, wie die Stadt Eisleben eine Fehde ausfechten konnten. Die Mansfelder hätten sonst nach den Lehensgesetzen für denjenigen geistlichen Würdenträger die Waffen ergreifen müssen, dessen Lehensherren ersten Grades sie



Die Andreaskirche in Eisleben.

erweitert und größer gemacht." Die Grafen von Mansfeld waren also schon für Eisleben allein doppelte Lehensherren. Es war ein großes Glück, daß der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt nicht gut über die Stadt waren. Gegen denjenigen aber, der so zu sagen ihre zweite Hypothek hatte, hätten sie in diesem Falle getrost in den Krieg ziehen dürfen.

Die Grafen stellten zwar nach der Reformation für ihren alten Theologen und

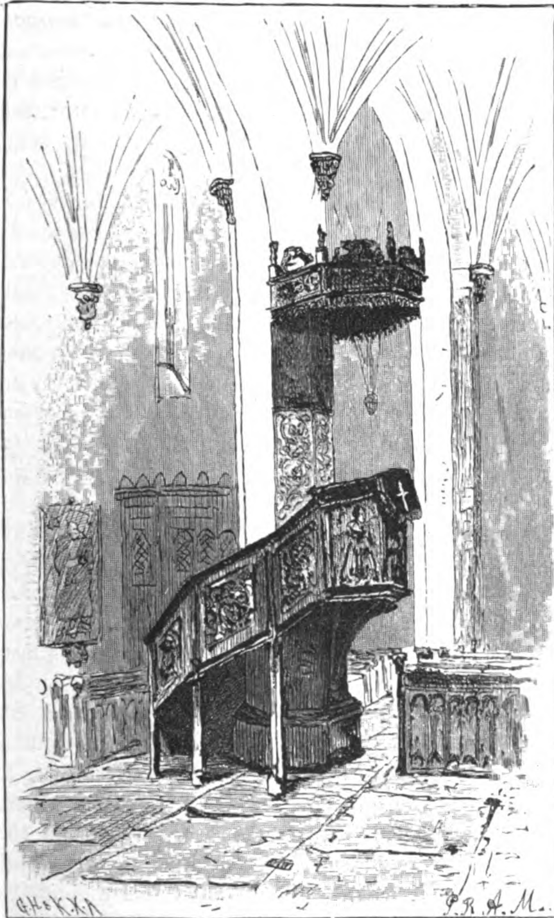
Historiker Cyriacus Spangenberg auf ihrem alten Schlosse zu Mansfeld eine Buchdruckerpresse auf. Aber es gelang ihnen nicht, sich wahrhaft an die Spitze des gewerblichen Lebens in Eisleben zu setzen, wie wir dies nach der Reformation und noch bis auf den heutigen Tag z. B. in so hohem Grade bei den Grafen zu Stolberg-Wernigerode in Bezug auf die Eisenhütten ihres Gebietes und in Bezug auf die Glashütten auch bei den katholisch gebliebenen Grafen Schafgotsch in Schlesien sehen. Immer mehr und mehr trat die Stadt Eisleben selbst an die Spitze des mansfeldschen Bergbaues. Vergeblich machte Luther seine letzte Reise nach Eisleben, um Frieden zu stiften zwischen den unter sich selbst zerfallenen mansfeldschen Grafen und den Bergleuten von Eisleben, Mansfeld und Hettstedt. Die Grafen von Mansfeld, welche wahrlich nicht die schlechtesten dieser mittelalterlichen Dynasten waren, gingen mit an diesem in wirtschaftlicher Hinsicht noch viel tüchtigeren mansfeldschen Bürgertum zu Grunde. Zu diesem gehörten Martin Luthers eigene Verwandten. Sein Vater war anfänglich arm; später besaß er zwei Schmelzöfen. Auch diesen wirtschaftlichen Sinn des deutschen Bürgertums hat Luther besessen. Ich denke hierbei nicht gerade an sein Hauswesen. Seine Polemik gegen Rom beruhte zum Teil auf nationalökonomischen Ansichten, welche er gegen seine Gewohnheit mit noch mehr Klarheit als Entschiedenheit vorgetragen hat und die jedem deutschen Staatsmanne zur Ehre gereicht haben würden.

Auch der Anfang des Bergbaues bei Eisleben ist noch dunkel. Er begann dort kurz vor 1200, ungefähr seit die Urkunden den Namen der Andreaskirche ergeben. Angeblich sollen damals die Bergleute Nauke und Nappian bei Hettstedt das erste Erz gefunden haben für die Grafschaft. Gegenwärtig erkennt man bei einer Wanderung durch Eisleben den bergmännischen Charakter dieser Stadt auch daran, daß man in manchen Straßen auf Bergschlacken dahinschreitet. Aus diesen ist, so wie sie rund als taubes Gestein aus den Hütten kommen, fast die ganze Stadt Harzgerode erbaut. In der Grafschaft Mansfeld wurden sie nur zu Halden aufgeschüttet, die auf dem hannoverischen Harze mit ihrer allmählich entstehenden Flora so berühmt geworden sind. Bei Eisleben werden sie aber auf einer Schmelzhütte jetzt eigens zu jenen großen viereckigen Pflastersteinen geformt, welche die alte Lutherstadt auch an die Hygieine-Ausstellung in Berlin gesandt hat.

In dem mansfeldschen Bergschiefer finden sich viel merkwürdige Tier- und Pflanzenabdrücke. Von den alten Autoren, welche sie nicht ohne sonderliche Gemütsergötzlichkeit und nicht ohne die göttliche Weisheit zu verehren betrachten können, sind sie ebenso naiv als poetisch geschildert. Diese erzählen, daß die eislebischen Schiefer allerlei Bildnisse von Tieren enthalten, als unter den Fischen Hechte und Forellen und unter den Vögeln „Hühner- und Wasservögel". Die Fische seien besonders artig ausgedrückt und die Größe derselben nicht weniger abwechselnd als die Farbe. Einige schienen, als ob sie mit lauter Kupfer überzogen wären, andere, als wenn sie mit Bergwachs oder ganz bunten Farben bemalt, noch andere, als wenn sie auch sogar mit gelbem Glanze aus lauterem Golde, auch mit Silber- und Kupferblättchen überdeckt wären. Einige Fische seien ausgestreckt, andere aber ganz krummliegend zu sehen. Sogar ein kleiner lebendiger Frosch sei mitten in einem Steine gefunden. Alle diese Krebse und Salamander, diese Fische und Vögel seien die Zeugen der Sündflut, welche all dies sündhafte Vieh mit Gewalt in die Felsen eingedrückt und versteinert habe. Die mineralischen Bergsäfte hätten alles wie ein kräftiger Sauerteig durchsäuert. So sei es endlich zum „bauwürdigen" Erzsteine geworden.

Um den Reichtum von Eisleben kurz nach Luthers Geburtsjahren zu schildern, erzählt die Sage von einem Herzoge zu Braunschweig, der sich auf dem Schlosse zu Mansfeld seines Reichtums rühmte.

Einer der Grafen, die dort hausten, erwiderte: „Wie arm wir auch selbst sein mögen, so sind unsere Unterthanen doch desto reicher. Befehle ich dem einen, er soll mit hundert Pferden ankommen, so ist er in kurzer Zeit hier. Befehl ich dem anderen, er soll eine Schieferhöhle voll führer mit hundert Pferden auf dem Schloßplatze. Der Hüttenherr aber, der die Schieferhöhle voll Mansfelder Thaler bringen sollte, ließ vorher anfragen: von welchem Jahrgange man wünsche. Drei Stunden, nachdem er die Antwort erhalten hatte, fuhr er mit einer Schieferhöhle



Die Lutherkanzel in der Andreaskirche zu Eisleben.

Mansfelder Thaler bringen, so ist er auch in kurzem da." Weil eine Schieferhöhle ein Wagen zur Fortschaffung von Kupferschiefer ist, so zweifelte der Herzog an der Wahrheit dieser Rede. Die Grafen befahlen einem Knappen zu satteln und ihre Gebote nach Eisleben zu bringen. Trotz der weiten Entfernung hielt nach einigen Stunden ein Höhlen- voll mansfeldscher Thaler des erwünschten Jahrganges aus einem der unterirdischen Gänge heraus, deren nicht einer, sondern sogar mehrere nach dieser Sage von Eisleben nach Mansfeld führten. Aus Furcht vor Räubern hatte er mit seinem Fuder Thaler den Weg unten in der Erde gewählt.

Durch den Bergbau erhielt Eisleben

zu seiner Altstadt auch die Neustadt. In seiner Blütezeit wurde ihm der Umfang gegeben, dem es nach dem Verschwinden mancher Häuser und Gehöfte noch seine großen Gärten und sein kunstloses aber anmutiges Buschwerk verdankt. Da in neuerer Zeit die Besitzer der großen eislebischen Kuxe nicht mehr in Eisleben wohnen, so ist die noch von alters her weitläufige und gesunde Bauart der Stadt nicht wie in dem freundlichen Braunschweig zur Anlage von Parks und Palästen durch die Bürger benutzt worden. Allein im frischen Grün zur Nachtigallenzeit muß auch das einfache Restaurant im Stadtgraben zu Eisleben ein lieblicher Ort sein. Aus der Blütezeit seines Bergbaus hat die Gegend von Eisleben auch wohl die Silberglocken, wegen deren Eisleben im Volksreime der „Glockenklang“ zugeschrieben wird. Ein untergegangenes Dorf hat sich dadurch der Sage nach noch mehr ausgezeichnet als Eisleben selbst.

Schon mancher mag bei dem Reim von dem eislebischen Glockenklang an die Reformation gedacht haben. Sie bietet jedenfalls das meiste Interesse in der Geschichte von Eisleben dar.

Luthers letzte Reise, noch erfüllt von kindlicher Naivetät; sein Lebensende, noch voll von schöpferischer Kraft, bildet den großartigen Schluß der Reformation in seiner Vaterstadt. Ihre Durchführung dagegen hat er mehr den von ihm empfohlenen Günstlingen überlassen. Sie ist daher nicht ohne menschliche Schwächen. Zuletzt rächt er sich, in seinem Zorn wenigstens von menschlicher Schwäche selbst nicht frei, jedoch auch um der Sache willen, indem er den bedeutendsten von diesen eislebischen Jüngern zu vernichten sucht. Es ist dies Agricola, der niemals Mönch war, wohl aber anfänglich Humanist.

Wie Luther, der Meister der deutschen Sprache, so war auch Agricola, den man mit Rücksicht auf die Prosa wegen seines Buches über die Sprichwörter den Göthe seiner Zeit nennen kann, in Eisleben selbst geboren.

Als Agricola von Eisleben nach Wittenberg berufen wurde, lag er im Streit mit den Grafen von Mansfeld. Als er von Wittenberg nach Berlin ging, war er auf Geheiß des sächsischen Kurfürsten sogar „bestrickt“. Nun war zwar seine Popularität schon damals dahin, noch mehr, als er mit dem brandenburgischen Kurfürsten für das Interim wirkte. Zu den kurbrandenburgischen Reformatoren aber muß man ihn noch rechnen. Seine Stellung zum Kurfürsten Joachim II. mag von derjenigen Göthes zu Karl August in Weimar mitunter nicht sehr verschieden gewesen sein.

Während er in Eisleben Rektor und Prediger war, hatte ihn der Kurfürst von Sachsen schon mit auf die Reichstage genommen, wo er, etwa auf den Höfen der Wirtshäuser, unter großem Zulauf predigte. Zu den Reformatoren der kleinen Grafschaft Mansfeld muß man ihn wohl auch ebenso wie zu denen von Kurbrandenburg zählen. Doch war Kaspar Güttel der eigentliche Reformator von Eisleben.

Dieser war 1471 in München geboren, wallfahrtete zu dem jetzt mit so vielen Gedächtnistäfelchen geschmückten Sankt Wolfgangsee und nach Aachen, trat erst 1514 ins Augustinerkloster zu Neustadt an der Orla ein und wurde Meßpriester in Zwickau. Staupitz, welcher die „Deutsche Kongregation“ der Augustiner mit geschaffen hatte und sich Luthers in Erfurt annahm, beorderte ihn nach Eisleben, wo Staupitz 1515 um die Zeit des Entstehens der Neustadt das neue Augustinerkloster Sankt Annen einweihte. Eben aus dieser Berufung aber ergiebt sich, wie weit selbst die deutsche Kongregation der Augustiner noch von der Reformation entfernt war. Güttel war damals schon als guter Redner bekannt. Nun hatte aber Erzbischof Albrecht von Mainz, dem auch Magdeburg und Halberstadt gehörte, den andächtigen Besuchern der neuen Klosterkirche am Kirchweihfeste und an allen Tagen, wo gepredigt wurde, einen hundertundvierzigtägigen Ablaß versprochen. Der Ablaß wurde ja nicht immer

so roh verschleudert wie von Tetzel. Auch war er mitunter zu einem recht humanen Zwecke, wie z. B. zum Bau einer Elbbrücke, eingerichtet worden. Genug, durch eine seltsame Ironie des Schicksals kam der Reformater von Eisleben eigentlich als Ablaßprediger dahin.

Güttel wurde zuerst als Prediger nach Zwickau zurückberufen, um dort die Reformation mit größerem Geschick ins Werk zu setzen, als es bis dahin geschehen war. Nach Lösung der Aufgabe in Zwickau wurde der alte Meßpriester und Ablaßprediger an die Andreaskirche in Eisleben zurückbeordert. Im Mansfeldschen war zu dieser Zeit die gräfliche Familie teils evangelisch, teils katholisch. Nun scheint Luther 1525 bei einem Aufenthalte in Eisleben erlangt zu haben, daß der Vormittag in der Andreaskirche zwar der Messe, der Nachmittag aber der Predigt gehören solle, worauf dann Güttel in der bescheidenen Stellung eines Nachmittagspredigers zurückberufen wurde.

Die Andreaskirche war damals am Vormittag katholisch und am Nachmittag lutherisch. Natürlich war dem Meßpriester auch die katholische Predigt am Vormittag nicht verboten. So ist es geschehen, daß Güttel am Nachmittage auf der sogenannten Lutherkanzel die Angriffe widerlegte, die der Meßpriester am Vormittage auf derselben vorgebracht hatte. Der damalige Meßpriester hieß Witzel. Er machte den Protestanten den Vorwurf, daß sie den verheirateten Predigern besonderen Beifall zollten. Dies traf zwar hauptsächlich den lebenslustigen „Antinomisten“ Agricola, aber doch auch den Nachmittagsprediger Kaspar Güttel, wiewohl letzterer 1529 nur eine Witwe ohne Mitgift und mit zwei Kindern aus der ersten Ehe heim-



Grabmal eines Grafen von Mansfeld in der Andreaskirche zu Eisleben.

führte. Witzel nannte Güttel einen Stier, der bloß laut brüllen und mit den Hörnern fechten könne.

Erst nachdem Witzel 1538 Eisleben verlassen hatte, scheint Güttel mit der evangelischen Lehre allmählich auch in die Vormittagsgottesdienste eingezogen zu sein. Nun erst konnte er wohl in Eisleben eine Wirksamkeit beginnen, wie sie der eines eifrigen evangelischen Geistlichen unserer Zeit nicht unähnlich war. In Pestilenzzeiten riet er seinen Gemeindegliedern, daß sie sich nicht vor dem Tode fürchten und in ihrem Glauben still liegen sollten wie der Hase in der Steinritze. Gottes Wort sei ein güldener Wagen, Karren oder Schlitten, darauf auch dem Pestkranken die rechte Apotheke vorgetragen werde.

Güttel war nicht so unwissend, als sein unbarmherziger Gegner Witzel vorgegeben hatte. Er gilt jedoch nur für ein reproduktives Talent. Luther, mit dem er durch den antinomistischen Streit gegen Agricola noch mehr verbunden war, betrachtete ihn zuletzt als den Superintendenten von Eisleben. Er starb 1542. Noch lange pries der Eisleber die Zeiten, als die drei Kaspar in Eisleben regiert hätten, zu denen auch Kaspar Güttel gehört hatte.

Unter den mansfeldschen Grafen war Albrecht VII. eine der vornehmsten Stützen der Reformation gewesen. Während derselben waren die Grafen immer mehr „in große und hochbeschwerliche Schuldenlast vertieft und kommen“. Dieselbe betrug 1570 über zwei Millionen Gulden, eine für jene Zeit sehr bedeutende Summe. Nun galten damals als die drei Hauptlehensherren der Grafen Kursachsen, Magdeburg und Halberstadt. An diese traten die Grafen die Regierung mit allen Einkünften ab. Nur die Wohnungen nebst Gärten, Jagd, Fischerei und einigen Kompetenzgeldern zu ihrem Unterhalt verblieben ihnen. Dieser Vertrag wurde die „vertraute Heimstellung“ genannt. Aber schon 1579 folgte der eislebische Permutationsreceß, wodurch die Grafschaft als sequestriertes Gut an Kursachsen allein fiel.

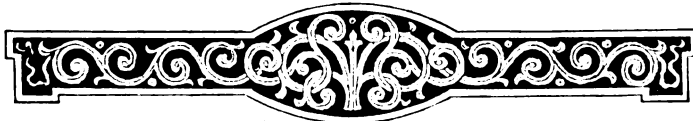
Den unglücklichen Grafen sollten auch die Wohnungen bei ihren Gärten und Jagdgründen nicht für immer verbleiben. Die schreckliche Feuersbrunst von 1601 legte ihr Residenzschloß zu Eisleben in die Asche. Sie hatten kein Geld, um es wieder zu bauen, wohnten auch damals schon ohne Güter überall umher. Der Schloßgarten ist jetzt ein preußischer Exerzierplatz. Und weil denn überall neues Leben erblühen soll aus den Ruinen, so erhebt sich neben der letzten „hohen Säule“ von dem alten Grafenschlosse jetzt das Prachtgebäude des neuen Gymnasiums. Es liegt für Eisleben ein tiefer Sinn darin, daß man diese Schöpfung Luthers und Agricolas gerade hierher verlegt hat. Dieses moderne Prachtgebäude der Wissenschaft, dessen gewaltige Treppenstufen auf Eisenbahnschienen ruhen, ist der einzige Palast, der seit Jahrhunderten in Eisleben gebaut ist. Nahe dabei in der Herrengasse bezeugen nur noch die Wölbungen der weitläufigen unterirdischen Keller, daß auch die stattlichen Wohnungen der gräflichen Beamten seit dem Brande des siebzehnten Jahrhunderts nicht wieder aufgebaut sind. Dem Gymnasium aber, welches die Baustelle des eislebischen Schlosses geerbt hat, wird vielleicht noch eine reichere Erbschaft aus dem Mittelalter zufallen. Es hat Ansprüche auf das benachbarte Morungen mit seinem Rittergute und seinen prächtigen Eichenwäldern. Es ist dies dasselbe Morungen, nach welchem der Minnesänger Heinrich von Morungen den Namen führte.

Der eislebische Bergbau war um die Zeit des Schloßbrandes in den Händen von Nürnberger Bürgern. Sie sollen mitunter tausend Arbeiter beschäftigt haben und schenkten der Andreaskirche 1610 zwei kostbare silberne Leuchter. Zehn Jahre später starb der letzte Graf von Mansfeld aus der eislebischen Linie. Noch höher als unter seinen alten Grafen erhob das eislebische Bürgertum unter Kursachsen das Haupt. Dem Präsidenten der eislebischen Kollegien, einem Herrn von Burgsdorf, wurde zu seinem Geburtstage ein Wintergarten hingezaubert und andere

Lustbarkeit bereitet. Der neidische Kurfürst sandte einen ernstlichen Verweis. Durch den dreißigjährigen Krieg litt der Bergbau. Er hob sich erst wieder, als Eisleben an Preußen kam. Eisleben feiert das vierhundertjährige Jubiläum der Geburt seines größten Sohnes zwar nicht mehr in seiner höchsten industriellen Blüte, aber doch wieder in einem schönen Flor. Viele Arbeiter beim Bergbau sind neuerdings aus Italien gekommen.

Von den alten Klostergütern und Rittersitzen um Eisleben herum, die nach dem Aussterben der Äbte und Grafen als stattliche Domänen fortdauern, taucht noch mitunter eine Spur in der deutschen Litteratur auf. Die friedeburgische Linie hieß seit Peter Ernst I. auch die niederländische. Er war Statthalter in Antwerpen (1567). Auch sein friedlos umherziehender Sohn Ernst von Mansfeld gehörte der friedeburgischen Linie an. In Friedeburg aber fand später Klopstock eine Jugendheimat. Er hat sich dort als Pächtersohn wie ein Junker das ritterliche Wesen zu eigen gemacht, das ihn bei der Fahrt auf dem Züricher See wie noch später beim Eislauf unter den Schwänen des Nordens kennzeichnet. — Auch Immermann weilte gern bei seinem Vetter, der ein ehemaliges mansfeldsches Kloster in Pacht hatte. Einst zog er mit einer großen Suite als hallischer Student in das ehemalige Kloster ein. Der Onkel sollte an seinem Geburtstage durch Aufführung eines Stückes überrascht werden. Dazu und selbst zur Bewirtung des plötzlichen Besuches hatte man alles Nötige mitgebracht. Nur bezahlen sollte der Onkel. Dieser, ein reicher alter Hagestolz, wußte nicht recht, was er zu der Sache sagen sollte. Er war froh, als die Aufführung vorbei war und er sich an den gewohnten Spieltisch setzen konnte. Bald sollte man erfahren, daß die Welt sich an jenem Tage mit ganz anderen Dingen beschäftigt hatte. Es handelte sich dabei um Napoleon, dessen Dasein für Immermann mehrmals verhängnisvoll wurde und in dessen Leben gerade an jenem Tage eine Katastrophe eingetreten war.

Doch man tadelt mich vielleicht, daß ich solche Geschichten von Eisleben (zu dem auch Novalis, Karl Bernhard von Trinius, Gneist und Richard Wagner Beziehungen haben) erzähle in einem Augenblicke, da der eislebische „Glockenklang“ wieder über die Lande tönt und an das vierhundertjährige Jubiläum des „unverbrannten Luther“ erinnert. Und wer zweifelt daran, daß die Gedanken vieler Leser zu der Stunde, da die Musika vielleicht auch von den alten Hausmannstürmen der Andreaskirche herunter das Lutherfest einbläst, bei dem Manne sind, der heimlich verborgen auf der Wartburg „aus der Höhe“, „aus dem Luftrevier“, „aus der Vogelgegend“, „aus dem Vögelreiche“, „aus der Vögelherberge“, „unter den Vögeln, die lieblich auf den Bäumen singen,“ seine Briefe an seine deutschen Landsleute datiert hat?





Korrespondenzen.

Von der „Weltausstellung“ in Amsterdam.

Von

Adolf Rosenberg.



Das Jahr 1883 bezeichnet bis jetzt den Höhepunkt des Ausstellungsfiebers, von welchem die ganze Welt seit einem Jahrzehnt ergriffen ist. Mit ihm schließt die erste Epoche der Ausstellungsära, wie sie begonnen hat: mit einer herben Enttäuschung für diejenigen, welche ohne Überlegung die Lasten einer internationalen Industrieausstellung einer Stadt auferlegt haben, die solchen Lasten nach keiner Richtung gewachsen ist.

Die Holländer haben sich lange genug gegen das Projekt einer Weltausstellung in ihrem Lande gesträubt, obwohl es ihnen von einer Seite ans Herz gelegt wurde, zu welcher ihre Sympathien zur Zeit stärker als jemals zuvor hinneigen. Schlaue Intriganten und Spekulanten haben den holländischen Handelsherren das Gespenst einer deutschen Annexion vorgegaukelt, durch welche ihre innersten Lebensinteressen den schwersten Gefahren ausgesetzt sein würden, und dieses plumpe Gaukelspiel hat genügt, um die Mynheers in hellen Scharen den Franzosen in die Arme zu treiben, da sie sich durch einen möglichst engen Anschluß an die „völkerbefreiende“ französische Republik vor der drohenden Gefahr gesichert glauben. Deutschland kümmert sich aber in Wahrheit so wenig um Holland, daß es nicht einmal der Mühe für wert gehalten hat, sich offiziell an der Amsterdamer Ausstellung zu beteiligen. Es hat nicht einmal den Versuch einer moralischen Eroberung mit Hilfe seiner Industrie machen wollen, sondern es seinen Landeskindern frei gestellt, auf eigene Hand ihr Glück zu versuchen. Festen Fuß haben die Deutschen in Holland längst gefaßt. Anfangs war es der Kleinhandel in den großen Städten, welcher hauptsächlich in deutschen Händen lag, jetzt hat sich — wie komisch es auch klingen mag! — das deutsche Bier als neuer Faktor hinzugesellt, um deutsche Kultur oder doch deutsche Sitte in Holland weiter zu verbreiten. Das will viel sagen in einem Lande, in welchem die alten Gewohnheiten mit einer ganz erstaunlichen Zähigkeit festgehalten werden.

Keine Kulturgeschichte, keine Chronik, kein Urkundenbuch giebt bessere Auskunft darüber als eine wohl assortierte Sammlung holländischer Gemälde. Man braucht nur in das Trippenhuis zu gehen und sich vor die Schützenmahlzeit des Bartholomäus van der Helst, diese meisterliche Abschrift blühenden Lebens und fröhlich überquellender Kraft, zu stellen. Die runden Brote, die auf dem reichbesetzten Tische liegen, die leckeren Fruchtpasteten, der rote und weiße Wein in Römern und hohen Spitzgläsern — alles schon so wie heute. Und dazu nehme man eines der zahlreichen Bilder, auf denen Jan Steen, der joviale Spaßmacher, seine Wirtsstube dargestellt hat, in welcher er selbst sein bester Gast war. Die Austern in Öl gebacken, die Garneelen, das Waffeleisen, das „Stoofje“ mit den glühenden Kohlen — alles schon so wie heute. Die unzähligen Stillleben vervollständigen — um hier nur die materielle Seite des Daseins zu betrachten — die Speisekarte, welche noch heute im wesentlichen dieselben Leibgerichte aufführt. Eine Fischhandlung von heute gleicht auf das Haar den Gemälden eines Abraham van Beijeren, der es wie kein zweiter verstand, Lachse, Steinbutten, Seezungen, Aale und Hummern auf die Leinwand zu zaubern, daß die glatten Meeresbewohner uns noch jetzt entgegenleuchten, als wären sie frisch gefangen. Schon damals mußte Deutschland, mußte der Rhein an weißem und rotem Wein liefern, was durch die ewig dursti-

gen Kehlen der Holländer hinabfloß. Alles schon so wie heute — nur die Männer sind andere geworden. Die frischen, fernigen, fröhlichen Gesellen, welche den Welschen die Zähne wiesen, daß diese das Wiederkommen vergaßen, sind verschwunden. Sie haben griesgrämigen, sauertöpfischen Krämern Platz gemacht, welche das Waffenhandwerk verachten, welche durch und durch verwelscht sind und sich nicht schämen, den Franzosen die Schleppe zu tragen. Nur in den unteren Volksschichten begegnet man noch hier und da Männern, die aus dem Holze derer geschnitzt sind, welche unter dem Oranier kämpften.

Was jetzt in Holland den Ton angiebt, spitzt die Ohren, um auf die Melodie zu lauschen, welche an der Seine intoniert wird. Nichtsdestoweniger hatte Herr Eduard Agostini, trotz seines italienischen Namens ein Franzose, in dessen Gehirn der Gedanke einer Weltausstellung in Amsterdam entsprungen ist, im Anfang große Mühe, den holländischen Notabilitäten, welche er zu diesem Zwecke zusammenberufen hatte, seinen Plan annehmbar zu machen. Sie kannten ihr Land und seine Leistungsfähigkeit besser als Herr Agostini. Sie sagten sich, daß Amsterdam, eine Stadt von 300000 Einwohnern, schon aus räumlichen Gründen nicht in der Lage sei, die ganze Welt zum Besuche einzuladen, abgesehen davon, daß Amsterdam wenig oder gar nichts zu bieten hat, um ein internationales Fremdenpublikum zu unterhalten und auf längere Zeit zu fesseln. Weit mehr als vor dreihundert Jahren hat heute das bekannte Wort des Erasmus von Rotterdam seine Berechtigung, welcher die Bewohner von Amsterdam mit Krähen verglich, die auf Bäumen hausen. Drei oder vier neue, komfortabel eingerichtete Hotels — im übrigen alte, verfallene Häuser mit steilen, himmelhohen Stiegen, deren Passage bedeutende gymnastische Vorkenntnisse erfordert. Dazu der absolute Mangel an genießbarem Trinkwasser, die unverrückbaren Lebensgewohnheiten in den holländischen Hotels, denen sich der Fremde wohl oder übel unterordnen muß — das sind keine Züge, welche in die Physiognomie einer Weltstadt passen, die umgekehrt allen fremden Gewohnheiten entgegenkommen muß.

Ein Deutscher ist es gewesen, welcher die Aufgabe einer Weltstadt besser erkannt hat als die eingeborenen Amsterdamer. Mit der Gründung seines großartigen Restaurants, welches auf dem ganzen Kontinent nicht seinesgleichen besitzt, hat sich der Hannoveraner Krasnapolski ein Verdienst erworben, das die Fremden nicht hoch genug zu preisen wissen. In einem prachtvollen Saale, der einem Wintergarten gleicht, kann der Angehörige einer jeden Nation, zu welcher Zeit es ihm beliebt, nach seinem Geschmack zubereitete Speisen und Getränke serviert erhalten, des Abends sogar bei elektrischer Beleuchtung. Zwei ähnliche Lokale sind nach dem Vorbilde dieses Musterinstituts entstanden. Die Mehrzahl der fremden Besucher ist aber auf die Hotels mit ihrem kategorischen „Table d'hôte um 4½ oder 5½ Uhr" angewiesen. Endlich noch der Mangel an öffentlichem Fuhrwerk. Droschken sind wirklich nur auf dem Dam, dem Hauptplatze der Stadt, und vielleicht auch noch auf dem Rembrandtsplein anzutreffen, weil sich nirgendwo anders ein ausreichender Halteplatz findet. Einige Beweglichkeit hat die Ausstellung freilich in diesen schwerfälligen Apparat hineingebracht, indem man vor den beiden Haupteingängen des Ausstellungsplatzes Haltestellen für Droschken einrichtete. In der Hauptsache muß aber der öffentliche Verkehr mit Hilfe der Pferdebahnen bewältigt werden, und das ist ein Beförderungsmittel, welches nicht nach jedermanns Geschmacke ist.

Diese und andere Schattenseiten Amsterdams wurden gegen das Projekt Agostinis geltend gemacht; der kühne Unternehmer ließ sich jedoch nicht abschrecken. Da es ihm nicht möglich war, die finanziellen Garantien bei den vorsichtigen Holländern zu finden und die Regierung sich mit Recht gegen ein aus dem Auslande ohne jegliches Bedürfnis importiertes Unternehmen ablehnend verhielt, wußte Herr Agostini französische und belgische Kapitalisten für dasselbe zu interessieren, und mit solchem Erfolge, daß sich schließlich die holländischen Autoritäten, ganz zuletzt die Regierung selbst, bestimmen ließen, die fremde, ihren eigenen Interessen keineswegs heilsame Spekulation mit der nationalen Flagge zu decken.

Durch diesen letzten Schritt hat Holland offiziell die Verantwortung für das Unternehmen übernommen, an welchem es selbst nur in der Stellung eines bevorzugten Gastes beteiligt war. Der Gemeinderat von Amsterdam gab ein Terrain von dreißig Hektaren im Südosten der Stadt, hinter dem Neubau des Rijksmuseums, her, und damit war so ziemlich alles geschehen, was die Stadt und der Staat für eine Ausstellung gethan haben, welche ihnen gegen ihren Willen aufgezwungen worden war. „Terrain" im eigentlichen Sinne konnte man den Platz nicht einmal nennen, denn der Baugrund mußte erst, wie überall in Amsterdam, durch gewaltige Kiesaufschüttungen u. dgl. einigermaßen gesichert werden. Doch waren die Anstrengungen nicht von günstigen Ergebnissen begleitet. Jeder erhebliche Regenschauer setzte das Feld unter Wasser, und Bretter und Bohlen mußten dann über den schlammigen Grund gelegt werden, um den Schaulustigen den Zutritt zu dieser sonderbaren Weltausstellung zu ermöglichen. An eine Vegetation war unter solchen Bodenverhältnissen nicht zu denken. Die Versuche, mit Hilfe von aufgefahrener

Gartenerde dieser Sandwüste irgend einen Pflanzenwuchs zu entlocken, waren vergeblich, und einige Treibhäuser gaben nur einen schwachen Begriff von den vielgerühmten Vorzügen der holländischen Blumenzucht. Ein Treibhaus mit tropischen Pflanzen vermochte nur demjenigen zu imponieren, welcher die Palmenhäuser in Köln, Berlin, Frankfurt am Main u. s. w. nicht gesehen hat.

Wenn man wenigstens die Eröffnung der Ausstellung noch um ein Jahr hinausgeschoben hätte! Amsterdam hätte dann vielleicht die Zeit gehabt, bessere Vorbereitungen zum Empfange der Fremden zu treffen. Wer nicht durch Handelsinteressen nach Amsterdam geführt wird, der sucht die Stadt nur auf, um das geräuschvolle und bunte Treiben eines internationalen Hafen- oder Stapelplatzes kennen zu lernen oder um die dort vereinigten oder vielmehr zerstreuten Schätze der holländischen Malerei zu studieren. Seit Jahren arbeitet man an dem neuen Rijksmuseum, einem monumentalen Palaste, welcher die an verschiedenen Orten untergebrachten Kunstsammlungen der Stadt aufnehmen soll. Ein tüchtiger Baumeister, P. J. H. H. Cuypers, hat im Anschluß an die nationale Ausbildung, welche die Kunst der Renaissance während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in Holland erlebt hat, diesen Bau ausgeführt. Er ist jetzt so weit vollendet, daß die Bilder in Jahresfrist ihren Einzug halten können, wenn man ausnahmsweise einmal mit dem System der in Holland üblichen Saumseligkeit bricht. Welch einen anderen Eindruck würde es auf die Besucher hervorgebracht haben, wenn ihnen vor dem Betreten des Ausstellungspalastes die großen Meister der Vorzeit: Rembrandt und van der Helst, Terborch und Frans Hals, Hobbema und Ruisdael, Dow, van Ostade, Jan Steen, van Goijen und die anderen alle, die Honneurs gemacht und sich gewissermaßen entschuldigt hätten, daß die Nachkommen von heute, Künstler sowohl als Industrielle, so ganz aus ihrer Art geschlagen sind! Wir hätten für diesen Anblick mit Freuden auf die Schätze des Prinzen von Wales, die demselben auf seiner indischen Reise von Fürsten und Städten dargebrachten Ehrengaben, verzichtet, welche in einigen bereits fertigen Sälen des Rijksmuseums von neuem zur Schau gestellt worden waren.

Aber Herr Agostini und seine Hintermänner hatten keine Zeit, zu warten. Die engagierten Kapitalien mußten sich so schnell wie möglich rentieren, und da konnte auf das äußere Gewand Amsterdams, auf eine würdige Repräsentation seiner nationalen Kunst keine Rücksicht genommen werden. Es war den Unternehmern ganz gleichgültig, ob die Fassade des Rijksmuseums, durch welches der Hauptzugang zum Ausstellungsplatze führte, mit Gerüsten und Bretterverschlägen verdeckt war oder nicht. Auch die einheimische Kunst wurde vollständig ignoriert. Hatte sich doch auch die holländische Regierung nicht um das Projekt des Herrn Agostini gekümmert. Erst als die Angelegenheit nicht mehr rückgängig zu machen war, erließ die Regierung die Einladungen an die auswärtigen Mächte, welche schwach oder gar nicht beantwortet wurden. Nur Frankreich ließ seinen unternehmungslustigen Sohn nicht im Stich, und für diese Hilfe, für diese sachliche und moralische Unterstützung erwies sich dieser auch in einem solchen Maße dankbar, daß die „Internationale Kolonial- und Exportausstellung“ in Amsterdam, wie ihr offizieller Titel lautet, eigentlich eine französische Ausstellung auf holländischem Boden geworden ist.

Ein Franzose, Namens Fouquiau, hat den Plan zu dem eine Bodenfläche von 60000 qm bedeckenden Hauptgebäude mit seiner grotesken Fassade entworfen und zwei Belgier haben ihn ausgeführt. Frankreich hat den schönsten Platz in der Mittelgalerie, den schönsten Platz in der Kunsthalle erhalten. Dafür hatte Frankreich auch ein Detachement von Marinesoldaten zum Aufsichtsdienst, einen Pavillon für Algier, einen zweiten für Tunis, in welchem die Erzeugnisse der alten, schon von den Römern ausgebeuteten Marmorbrüche zu sehen waren, einen dritten für die Stadt Paris und endlich auch das Café chantant gestellt, ohne welches sich der Holländer ein Volksfest oder eine öffentliche Belustigung nicht denken kann. Dagegen befanden sich die Restaurants und Bierpavillons fast ausschließlich in den Händen der Deutschen. Dortmunder und Münchener Bier in allen seinen nur dem Bierstatistiker bekannten Spielarten behaupteten hier die Herrschaft, und der Erfindungsgeist unserer Landsleute hatte alles aufgeboten, um die Bier- und Weinkioske im Ausstellungsgebäude und außerhalb desselben möglichst anziehend zu dekorieren. Ihre Anstrengungen sollen jedoch nicht von großen Erfolgen begleitet worden sein. In den beiden ersten Monaten, Mai und Juni, wirkte einerseits das schlechte Wetter, andererseits die Thatsache äußerst nachteilig auf den Besuch, daß die Ausstellung nicht fertig werden konnte. Es ist geradezu beispiellos in der Geschichte der Ausstellungen, daß der letzte Hammerschlag in der Amsterdamer Ausstellung erst drei Monate nach ihrer Eröffnung gethan wurde. Ende Juni war die Maschinenhalle noch fest geschlossen und der Platz um dieselbe herum ein wüster Trümmerhaufen. In der Kunsthalle stolperte man noch über unausgepackte Kisten, und an den Annexbauten wurde noch eifrig gearbeitet. Erst in der ersten Hälfte des August bot die Ausstellung ein fertiges Bild, und dann kam auch etwas mehr Leben in die reizlose Wüste des Terrains hinein, weil die Bilsesche

Kapelle aus Berlin den Besuchern edlere Genüsse zu bieten wußte als die französischen Bänkelsänger. Aber selbst durch den lebhaftesten Besuch konnte der Schaden nicht wieder ausgeglichen werden, welchen Pächter und Aussteller während der ersten zwei Monate erlitten hatten.

Als der Architekt Fouquiau die Fassade des Hauptgebäudes erdachte, hielten sich die Unternehmer noch in dem engeren Rahmen einer internationalen Kolonial- und Exportausstellung, welche einerseits alle Erzeugnisse und Ausfuhrartikel der Kolonien, andererseits die für dieselben bestimmten europäischen Importwaren umfassen sollte. Diesen Zweck hat Fouquiau in dem abenteuerlichen Aufbau seiner Fassade zum Ausdruck bringen wollen. Die indische Tempelarchitektur und die assyrischen Paläste boten ihm dazu die Elemente. Zwei mächtige viereckige Türme, welche wie ägyptische Pylonen aussehen, sind an den Ecken einer Vorhalle errichtet. Das Dach derselben bildet ein mächtiges, purpurrotes Velarium, welches in kühnem Bogen von dem einen Turme zum anderen geschwungen ist. Die Türme werden oben durch Pyramiden abgeschlossen, die aus einem wunderlichen Konglomerat von Menschen- und Tierköpfen, von Blumen und Blättern bestehen. Unten, am Fuße der Ecktürme, halten riesige Elefanten, gewappnete Reiter und Fabeltiere Wacht, welche an die Adlerlöwen der persischen Paläste und an die monströsen Tiergestalten der Hindutempel erinnern. Henri Paul Motte, ein Schüler von Gérôme, ist der Schöpfer dieser grotesken Wesen, welche den in das Innere Eintretenden auf etwas ganz Ungewöhnliches vorbereiten. Aber welche Enttäuschung erwartet ihn! Während er auf die Erzeugnisse der Tropen, auf die Schätze beider Indien gehofft hatte, fällt sein erster Blick auf riesige Flaschenpyramiden, die aus den bekannten Steinkrügen zusammengesetzt sind, welche Curaçao, Genever, Bitter und andere holländische Nationalgetränke enthalten. Dieser Palast mit seiner exotischen Fassade enthält die Industrieausstellungen derjenigen Völker, welche eine Beteiligung riskiert haben. Diese Ausstellungen haben durchaus nichts an sich, was sie von irgend einer früheren Ausstellung unterschiede, höchstens die alle Vorgängerinnen übertreffende Unvollständigkeit und die Unverfrorenheit, mit welcher die holländischen Händler deutsche, französische und belgische Industrieartikel unter der Flagge ihres Landes ausgestellt haben. Holland besitzt nämlich keinen eigenen Industriezweig, der eine größere Bedeutung hat, abgesehen natürlich von der imposanten Schnaps- und Käsefabrikation, deren Resultate übrigens in ganz unverhältnismäßigen Prozentsätzen im eigenen Lande konsumiert werden. Das ehemals berühmte Delfter Steingut wird am Orte seiner Entstehung fast gar nicht mehr produziert. Was einige andere Orte Hollands, welche diesen Industriezweig neuerdings wieder aufgenommen haben, darin leisten, ist so wenig von künstlerischem Geiste erfüllt, daß es neben den Fabrikaten der rheinischen und englischen Werkstätten gar nicht in Betracht kommt. Hollands Ausstellung, welche den ersten Platz im Hauptgebäude erhalten hat, bietet also nur eine Musterkarte der Industrieerzeugnisse des Auslandes. So las ich zum Beispiel auf der Geschäftskarte eines Amsterdamer Händlers folgende Specialitäten: Petroleumkocher aus Hamburg, Kinderwagen aus einer Fabrik in Zeitz, englische Öfen und amerikanische Velocipeds. Und damit nicht genug! Auch in die Ausstellungen fremder Nationen griffen die holländischen Importgeschäfte hinein, wodurch der Schein erweckt wurde, daß selbst die fernsten Länder dem Rufe Hollands Folge geleistet. Die persische Ausstellung, welche einen Flächenraum von 300 qm einnahm, war z. B. von zwei Rotterdamer Firmen arrangiert worden, die sich mit der Einfuhr von persischen Teppichen, Bronzen, Fayencen, Waffen, Kupfergefäßen und dergleichen befassen. Solcher Humbug wurde nicht verschmäht, um dem Unternehmen einiges Relief zu geben. Ähnlich verhielt es sich mit den Ausstellungen von Italien und England, deren Inhalt zum großen Teile von Firmen geliefert war, welche in den holländischen Städten domiliziert sind. So enthielt die italienische Abteilung denn auch nichts als die leicht verkäufliche Dutzendware, welche man jetzt schon in jeder größeren Stadt bekommt: Korallenarbeiten, Schmucksachen aus Gold- und Silberfiligran, Glas- und Marmormosaiken, venetianische Spiegel, Muschelkameen und Lapislazuliarbeiten. England hatte sich offiziell an der Ausstellung gar nicht beteiligt. Hat sich der große Aufwand, welchen die großbritannische Regierung und die Großindustriellen des Landes 1878 in Paris gemacht, nicht rentiert? Oder wollte England nicht vor aller Welt seine Exportartikel auskramen, damit sich jedermann ein Beispiel daran nehmen könnte? Beide Erwägungen mögen wohl den Entschluß bestimmt haben. Jedenfalls war dieser Entschluß ein Akt großer Klugheit, den Deutschland nur zur Hälfte ausgeführt hat.

Die deutsche Reichsregierung hatte sich von vornherein gegen eine offizielle Beteiligung erklärt, weil sie der vollkommen begründeten Ansicht war, daß die rasch aufeinander folgenden Weltausstellungen der gesunden und ruhigen Entwickelung der Industrie eher schädlich als förderlich sind, und an dieser Ansicht hält sie auch heute noch unerschütterlich fest, wo wiederum das Projekt einer Weltausstellung in Berlin für die nächste Zeit aufgetaucht ist.

Eine stattliche Anzahl deutscher Industrieller stimmte jedoch in Bezug auf die Amsterdamer Ausstellung nicht mit der Regierung überein, weil sie glaubten, durch eine Beteiligung an derselben weiteres Terrain in Holland und in den holländischen Kolonien zu gewinnen und namentlich den Franzosen ihre bisherige Domäne streitig zu machen. Diese Hoffnung wird allerdings durch die letzten Handelskammerberichte begründet, aus welchen man ersieht, daß die deutsche Industrie sogar in Frankreich selbst der einheimischen Gewerbthätigkeit eine empfindliche Konkurrenz bereitet, eine Thatsache, die auch von den Franzosen zugestanden wird. Die Reichsregierung ließ sich am Ende bestimmen, wenigstens eine Summe (50000 Mk.) zur Einrichtung und äußeren Ausstattung der deutschen Abteilung anzuweisen. Es liegt auf der Hand, daß mit einer solchen Summe nicht viel anzufangen war, und der Mißerfolg ist denn auch nicht ausgeblieben. Die Franzosen, deren Regierung mit vollen Händen hergab, konnten somit einen leichten Sieg erfechten.

Während ihre Abteilung, in den besten und hellsten Räumen untergebracht, von Licht und Farben strahlte, während Maler, Bildhauer und Decorateure miteinander gewetteifert hatten, ihrer Galérie d'honneur ein festliches Gepräge zu geben, sah es in der unmittelbar darauf folgenden deutschen Abteilung düster und freudlos aus. Nur der Dortmunder Bierausschank und das gegenüberliegende Rheinweinhäuschen verbreiteten einiges Behagen. Frankreich hatte den Stolz seiner Industrie, die Metallwaren, mit kluger Berechnung des Effekts in die Mitte gerückt. Auf der einen Seite erhob sich der riesige Pavillon mit den köstlichsten Bronzen von Barbédienne, und auf der anderen Seite bildete die ebenso imposante Ausstellung der Silber- und Alfenidwaren von Christofle das Pendant. In der Mitte zwischen beiden hatte der Pariser Juwelier Fromont-Meurice seine blendenden Schätze ausgestellt, und davor erhob sich der Pavillon d'honneur für die französische Ausstellungskommission, welcher, mit dem raffiniertesten Luxus ausgestattet, die Fähigkeiten der französischen Kunstindustrie in verführerischem Glanze zeigte. Und was bot die deutsche Abteilung an derselben hervorragenden Stelle? In der Mitte die Ausstellung der Kruppschen Fabrik, beherrscht von der gewaltigen Eisenkonstruktion eines für die holländische Marine bestimmten Schiffshinterteiles, und ringsherum die Erzeugnisse von Eisenwerken, unter denen die Gute Hoffnungshütte in Oberhausen das Bemerkenswerteste geliefert hatte. Die rheinisch-westfälische Eisenindustrie ist freilich Deutschlands Stolz, und die Essener Fabrik hat in unserem Zeitalter der Kanonen einen Weltruf wie keine zweite Werkstatt der Erde. Muß aber dem albernen Gerede der Franzosen, daß Deutschland nichts anderes zu produzieren wisse als Kanonen und Gewehre, immer neue Nahrung gegeben werden? Konnte die Ausstellung der Eisenhütten nicht ebensogut in der Maschinenhalle untergebracht werden? Wie anders hätte sich diese deutsche „Ehrengalerie" präsentiert, wenn die ersten Goldschmiede von Berlin, Frankfurt am Main, Köln, Stuttgart und München ihre Kunstwerke zu einem Gesamtbilde in diesem Raume vereinigt hätten! Weder Christofle noch Fromont-Meurice noch Elkington können sich zur Zeit mehr mit der deutschen Silberwarenindustrie messen, welche in dem rüstigen Vorwärtsstreben der deutschen Gewerbthätigkeit die Führung übernommen hat. Das silberne Tafelservice, welches die preußischen Städte dem Prinzen und der Prinzessin Wilhelm von Preußen als Hochzeitsgeschenk überreicht haben, bezeichnet einen so erstaunlichen Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit, daß dieses Prachtwerk allein der deutschen Industrie in Amsterdam die höchsten Ehren eingebracht haben würde.

Aber es hat nicht sollen sein. Wiederum ist Deutschland nicht in der Lage gewesen, vor aller Welt den Beweis zu liefern, daß es nicht bloß Kanonen erzeugen kann, sondern im stande ist, auf allen Gebieten der Industrie mit den übrigen Nationen zu wetteifern und mit ihnen um die ersten Preise zu ringen. Wem freilich nicht der Nationalitätsdünkel die Augen verblendet hatte, der konnte auch aus dieser lückenhaften und unvorteilhaft arrangierten Ausstellung entnehmen, welche ungeheuren Fortschritte die deutsche Industrie sowohl hinsichtlich des Geschmackes als der Technik seit 1873 gemacht hat. Eine eigentliche Niederlage hat sie ja in Amsterdam vor dem Urteile unparteiischer Beobachter nicht erlebt. Aber man durfte mit Recht erwarten, daß die deutsche Industrie auf der ersten Weltausstellung, auf der sie sich wiederum zeigen würde, auch in ihrer ganzen imposanten Mannigfaltigkeit, in ihrer vertrauenerweckenden Solidität, in dem staunenswerten Umfange ihres Könnens und mit der unübertroffenen Reichhaltigkeit ihrer Muster auftreten würde. Das ist nicht geschehen. Wir haben wenig mehr als die Fahnenehre gerettet, und in der Kunstabteilung auch nicht einmal diese, da die dort ausgestellten hundertachtzig Werke deutscher Künstler zu zwei Dritteln nicht über das Mittelmaß hinausragten. Kein Knaus, kein Defregger, kein Menzel, kein Bokelmann — nur ein paar Achenbachs, die auch nicht erster Qualität waren!

Die Reichsregierung hätte entweder bei ihrer ablehnenden Haltung verharren sollen, dann hätte niemand das Recht, ihr einen Vorwurf zu machen, und die ganze Sache wäre eine Privatangelegenheit der Aussteller geblieben. Oder sie hätte sich wie Frankreich offi-

ziell beteiligen sollen. Das halbe Werk hat jedenfalls keinen Nutzen gebracht. Daß eine Neigung unter den Industriellen Deutschlands für die Amsterdamer Ausstellung geherrscht hat, geht unzweifelhaft aus der Physiognomie der deutschen Abteilung hervor. Nach dem Verhältnis des von den Ausstellern in Anspruch genommenen Flächenraumes des Hauptgebäudes figuriert Deutschland an dritter Stelle. Frankreich hat 11900 qm, Belgien 9000, Deutschland 8000, Holland 7000, England 3000, Österreich, Spanien und China je 1400 und Rußland, Nordamerika und Japan je 1000 besetzt. Rheinland und Westfalen sind natürlich am stärksten beteiligt. Die übrigen Aussteller verteilen sich aber ziemlich gleichmäßig auf die anderen preußischen Provinzen, Bayern, welches mit der Nürnberg-Fürther Kollektivausstellung der Kleinkunstindustrie großes Glück gemacht hat, Würtemberg und Sachsen.

Während für die holländischen Kolonien in Ost- und Westindien ein besonderes Gebäude in maurischem Stile errichtet worden war, hatten andere Kolonien, wie Neu-Süd-Wales, Viktoria, Mauritius und Jamaika, die transvaalische Republik, im Hauptgebäude das geringe Quantum von Platz gefunden, dessen sie bedurften. Den größten Wert auf die Vorführung eines einigermaßen vollständigen Bildes hatten die englischen Kolonien in Australien gelegt. Als vielbewundertes Kuriosum hatte Viktoria einen mit Goldfarbe angestrichenen Obelisken ausgestellt, welcher das Volumen des bis zum 31. Dezember 1882 daselbst gefundenen Goldes versinnlichen sollte. Die Masse beläuft sich auf 1949059 kg, welche einen Wert von 4125768000 Mark repräsentieren, also ungefähr soviel, wie die französische Kriegsentschädigung an Deutschland betrug.

Auch China hatte unter der Ägide des chinesischen Gesandten in Berlin außergewöhnliche Anstrengungen gemacht und auch wirklich ein rühmliches Zeugnis abgelegt, daß es durch die Rivalität Japans aus seiner Stagnation emporgerüttelt worden ist. Aber der rührigere Nachbar hat einen so großen Vorsprung gewonnen, daß er so bald nicht einzuholen sein wird. Auch seine Ausstellung in Amsterdam bewies, daß er schon seit 1878 wieder neue Finessen in der Dekoration von Bronze- und Porzellangefäßen erdacht hat, welche zu ganz überraschenden und bezaubernden Farbeneffekten geführt haben. Eine Ergänzung der chinesischen Abteilung bildete eine draußen auf dem Kanal verankerte Dschunke, eines jener schwimmenden Theehäuser, in welchem man aber nur Thee erhielt. Eine vollständige Übertragung dieser nationalen Vergnügungsetablissements hatte man nicht gewagt, obwohl man im übrigen eifrig bestrebt gewesen war, den exotischen Charakter der Ausstellung in möglichster Lebendigkeit zu veranschaulichen. Das holländische Kolonialgebäude mit seinen zahlreichen Rohprodukten, ein wahres Museum der Völkerkunde, welches die köstlichsten und lehrreichsten Schätze barg, erhielt erst eine lebende Illustration einerseits durch ein vollständiges malaiisches Dorf mit seinen Bewohnern, dessen Mittelpunkt ein reich besetztes Orchester von Musikanten und Tänzerinnen in ihrer Landestracht bildete, andererseits durch einen flachgedeckten Rundbau, in welchem zwei Dutzend Neger von Surinam, Männer, Frauen und Kinder, ihr Wesen trieben. Bezeichnend für den Geist, von welchem die ganze Ausstellung und ihre Unternehmer beseelt waren, ist der Umstand, daß für den Eintritt in jede dieser Ansiedelungen noch 25 Cents (= 50 Pfg.) besonders und eine gleiche Summe für die Besichtigung der indischen Sammlung des Prinzen von Wales zu entrichten waren. Insgesamt kostete der Besuch der Ausstellung, wenn man alles sehen wollte, 1 Gulden 25 Cents (= 2 Mark 50 Pfg.), während man die Pariser Weltausstellung, auf welche die Amsterdamer nur eine lächerliche Parodie bildete, für den dritten Teil (1 Franken = 80 Pfg.) zu sehen bekam.

Die Amsterdamer Ausstellung hat mit ihrer Fülle von Enttäuschungen den müßigen Projektenmachern hoffentlich für längere Zeit die Lust an unüberlegten Unternehmungen verdorben. Sollte aber wiederum irgendwo der Plan einer Weltausstellung auftauchen, so hat Deutschland die Pflicht, im Interesse seiner Industrie seine volle Autorität mit Nachdruck in die Wagschale zu legen. Entweder die deutsche Industrie bleibt zu Hause oder die nächste Weltausstellung findet auf deutschem Boden statt!



Die internationale Kunstausstellung in München 1883.

Von
Ernst Koppel.



Wenn jemand noch Zweifel hegen sollte, daß sich in unseren Tagen auf jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit tausend fleißige Hände regen, so würde ihn die internationale Kunstausstellung von diesem Zweifel befreien, wenigstens was die bildende Kunst, vorzugsweise die Malerei, anlangt. Eine Überfülle von Gemälden ist vorhanden, und hat sich die Jury bei der Aufnahme nur allzusehr dem an sich gewiß lobenswerten Gefühl menschlicher Milde hingegeben, ein Umstand, der natürlich nachteilig auf die gesamte Ausstellung wirkt und es dem vorhandenen Guten erschwert, unter dem Mittelmäßigen und Unzureichenden zu voller und richtiger Wirkung und Würdigung zu gelangen. Das Auge des Laien wird von der Fülle verwirrt, und er hat weder Beruf noch Muße, die Spreu vom Weizen zu sondern. Übrigens trifft der angeführte Vorwurf nicht nur die gegenwärtige, sondern mehr oder weniger jede Kunstausstellung der letzten Jahre.

Der Münchener Glaspalast, der seine weiten Räume schon den verschiedensten Zwecken geöffnet, eignet sich vortrefflich für eine Kunstausstellung. Das belebende Element bildender Kunst, das Licht, findet überall freien Eingang, und ist die Anordnung und Einrichtung des Ganzen eine durchaus praktische und vernunftgemäße. Durch das Vestibül betritt man den großen Mittelraum, der durch einen von künstlichen Wassern belebten, obeliskengekrönten Felsen inmitten üppiger Vegetation wirkungsvoll dekoriert wird. Aus diesem Mittelraum führen drei Portale in die inneren Säle, links in die deutsche, dem Eingang gegenüber in die französische Abteilung und rechts in die den übrigen Nationen zur Verfügung gestellten Räume. Selbstredend ist es Deutschland, welches quantitativ den ersten Platz behauptet; ist doch der ganze linke Flügel mit Werken deutscher Kunst angefüllt, unter denen sich allerdings manche befinden, die schon von früheren Ausstellungen her bekannt sind.

Im allgemeinen ist ein Streben nach vollendeterer Technik als bisher unter der Masse der deutschen Maler nicht zu verkennen. Es ist einzig bedauerlich, daß man in den meisten Fällen diese nicht auf selbsteigenem Wege, durch fortgesetztes Studium und anhaltende Selbstprüfung zu erreichen sucht, was doch der einzige Weg wäre, um etwas Erfreuliches zu leisten, sondern daß man es vorzieht, auf dem allerdings bequemeren Wege der Aneignung fremder Eigenschaften und Eigenart vorzugehen. Es sind vornehmlich die Franzosen, bei denen man, und zwar etwas sklavisch, in die Lehre geht, was übrigens nicht nur in der deutschen, sondern auch in mancher anderen Abteilung bemerkbar ist. Unstreitig ist es die französische Nation, die gegenwärtig in dem großen europäischen Konzert der Formen, Farben und Linien den maßgebenden Ton anschlägt, ob zum Frommen der Kunst oder nicht, kann hier, als zu weit führend, nicht untersucht werden.

Wenn oben die Thatsache einer fortschreitenden, wenn auch nicht selbständigen Technik erwähnt wurde, so muß hinzugefügt werden, daß die junge Münchener Schule an diesem Fortschritt nur einen geringen Anteil hat. Da München nach wie vor den Rang der ersten Kunststadt des Reiches für sich beansprucht, so ist es um so bedauerlicher, gerade bei den jüngeren Künstlern einer Flüchtigkeit und Überhastung zu begegnen, die zu ernsten Befürchtungen für die Zukunft Anlaß geben. Die Akademie sollte es sich zur ersten Pflicht machen, ihre Schüler zu einem tieferen und ernsteren Studium anzuhalten, als es die Mehrzahl der ausgestellten Bilder aufweist. Beispiele des Gesagten wären mannigfaltig anzuführen — es mögen wenige für viele zeugen.

Unter der kleinen Zahl historischer Gemälde befindet sich die Darstellung des Momentes während der Schlacht von Wimpffen, da Tilly in die Dominikanerkirche reitet, um für den glücklichen Ausgang der Schlacht des Himmels Segen zu erflehen. Dieser von Wilhelm Trübner gewählte Vorgang eignet sich sicher für ein Historienbild, und abgesehen von der etwas kleinlichen Anlage, ist das Gemälde in Anordnung und Komposition nicht eben talentlos. Die Ausführung aber ist eine durchaus ungenügende, ja schülerhafte, sowohl in Zeichnung als Kolorit, steht aber leider, wie schon betont, durchaus nicht vereinzelt da. **Bruno Piglhein**, einer der talentvollsten unter den jungen Münchener Künstlern, hat ein engverschlungenes Centaurenpaar ausgestellt, dessen Zeichnung so eigentümlich verquickt ist, daß man nicht weiß, ob Laune oder Unvermögen dieses förmlich ineinander fließende Paar her-

vorgebracht hat. Jedenfalls hat er den Spruch bethätigt: „Mann und Weib ist ein Leib.“ Nur begreift man die Notwendigkeit, denselben auf die bildende Kunst anzuwenden, nicht recht. Dieser Maler scheint es sich überhaupt zur Aufgabe gemacht zu haben, durch Excentricitäten die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen. Sein in Pastell ausgeführter Kopf des sterbenden Christus trägt einen derartigen Ausdruck hilfloser Qual, ist überhaupt so pathologisch behandelt, daß von einem Innehalten der Grenzlinie künstlerischer Schönheit, die auch der Realismus nicht überschreiten darf, nicht wohl die Rede sein kann.

Da man den Schülern ein reichliches Maß von Tadel nicht ersparen darf, so wäre es ungerecht, dem Meister gegenüber zurückzuhalten. Piloty ist mit einem umfangreichen Gemälde: „Unter der Arena“, vertreten, das zwar in technischer Hinsicht, einzelner Mängel ungeachtet, befriedigt, aber so seelenlose Gestalten zeigt, daß von einer Darstellung von Menschen, geschweige denn antiker Menschen wenig oder nichts zu bemerken ist. Diese Unfähigkeit, die Antike darzustellen, ist der modernen Kunst überhaupt eigen und selbst ein Meister wie Cornelius davon nicht frei. Auch auf der Ausstellung findet man außer dem erwähnten Gemälde Pilotys manchen Beweis dafür, wie Gebhards „Tod der Virginia“, Jakobides im übrigen wohlgelungenes „Kreusas Tod“ und andere. Anselm Feuerbach war vielleicht der einzige der neueren Meister, dem es gegeben, einer Wahlverwandtschaft in der Darstellung der Antike Ausdruck zu leihen. Alma Tadema, der auf der Ausstellung übrigens durch im Privatbesitz befindliche Gemälde durchaus ungenügend vertreten worden, ist hier nicht anzuführen, da sich seine Darstellung antiken Lebens auf die rein äußerliche Seite desselben beschränkt, deren Kenntnis durch die fortschreitende Wissenschaft der Archäologie in unseren Tagen wesentlich gefördert wird. Um so mehr ist es zu verwundern, daß unsere Künstler immer wieder zu antiken Motiven greifen; ersprießlicher wäre es, die eigene reiche Sage und Geschichte, an welcher das Gemüt Anteil zu nehmen vermag, künstlerisch zu gestalten. Hiervon sind auf der Ausstellung nur geringe Spuren zu entdecken, wie es überhaupt traurig ist, zu bemerken, wie wenig eigene wahre Empfindung der Mehrzahl der Künstler zur Verfügung steht, wie gering die innere Nötigung ist, die sie zu ihren Arbeiten treibt. Auch ein Mangel an Beobachtungsgabe ist zu verzeichnen, und so flüchtet man sich nur allzu gern in das Reich der Phantasie oder Abstraktion. Wenn von der Poesie verlangt wird, daß sie nur Selbsterlebtes oder wenigstens Selbstempfundenes schildere, wie viel mehr ist dies von der viel konkreteren bildenden Kunst zu verlangen, in der jede absolute Abstraktion etwas Widersinniges bedeutet.

Unter den in ihrer Mehrzahl, der dortigen Kunstausstellung wegen, verspätet eingetroffenen Berliner Bildern behauptet A. v. Werners Kongreßbild den ersten Rang. Die Vorzüge der bekannten Schöpfung, die auf den Titel einer historischen gegründeten Anspruch hat, erregen auch auf der gegenwärtigen Ausstellung Bewunderung. An Historienbildern ist eben auch in dieser Abteilung kein Überfluß, und auch die Reichshauptstadt beweist, daß die Stärke der deutschen Malerei der Gegenwart in der Sittenschilderung liegt, im scharfen Gegensatz zu Frankreich, wo man das weite Gebiet socialer Abstufungen für die Kunst kaum verwertet. Thumanns „Heimkehr der Deutschen aus der Schlacht im Teutoburger Walde“ ist ein interessantes Bild und verdient schon der künstlerischen Darstellung eines so bedeutsamen nationalen Motivs wegen Anerkennung. Großen historischen Stil freilich darf man nicht darin suchen, wie dieser der modernen Kunst denn überhaupt abhanden gekommen zu sein scheint. In demselben Sinne wie Werners Kongreßbild wirkt Menzels „Abfahrt König Wilhelms zur Armee am 19. Juli 1870“ als historisches Werk. Das anscheinend Genreartige desselben wird durch die Kunst des Meisters wie durch die Bedeutung des Moments zu geschichtlicher Würde gehoben und geadelt.

Knaus ist durch drei Porträts vertreten, die an und für sich genügen würden, einem unbekannten Maler den Namen eines bedeutenden Porträtkünstlers zu erwerben. Die dargestellten Persönlichkeiten sind Mommsen, Helmholtz und die reizvolle Gattin des Meisters. Man staunt über die psychologische Tiefe, die sich in diesen Arbeiten ausdrückt und sie in Verbindung mit dem geistvollen und vornehm eleganten Vortrag zu den bedeutendsten Werken der ganzen Ausstellung stempelt. Diese Bilder schildern nicht nur die dargestellten Persönlichkeiten in ihrer körperlichen wie geistigen Wesenheit, sondern ebenso den Meister, der sie geschaffen. Man wird vor diesen Werken zur Bewunderung seiner geläuterten und umfassenden Bildung, seiner überlegenen Menschenkenntnis gezwungen. Leider kann man dem Damenporträt Meister Gustav Richters gegenüber nicht die gleiche Genugthuung empfinden, zeigt er sich doch hier nicht im Vollbesitz seiner altbewährten schöpferischen Kraft. Überhaupt zeichnet sich Berlin durch zahlreiche Porträts aus, was bei einer Weltstadt mit ihren vielfach hervorragenden politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Elementen eigentlich selbstverständlich ist. Unter der Fülle der Bildnisse zeichnet sich Dielitz' Damenporträt vorteilhaft aus, während sein vielbewun-

dertes „Alpenmärchen“ in seiner süßlich leeren Absichtlichkeit an die Scene eines Ausstattungsstückes gemahnt. Auch Gräfs Porträt Windscheids ist eine beachtenswerte Leistung; dagegen ist desselben Künstlers vielbewunderte und -verlästerte Nudität „Felicia“ ein Bild wie manches andere und scheint nur durch das Tagesgespräch der allgemeinen Beachtung empfohlen worden zu sein. Paul Meyerheim ist mit mehreren Bildern erschienen, wie es bei diesem ungemein produktiven Künstler zu erwarten war. Aber es ist ihm nicht gelungen, sein eigenstes Können in einem Bilde zum Ausdruck zu bringen; das gelungenste ist unstreitig der kraftvoll gemalte „Löwenkopf“.

Ohne auf weitere Einzelheiten eingehen zu können, erhellt schon aus dem Gesagten, daß die Reichshauptstadt eine achtunggebietende Stellung im Rahmen der deutschen Abteilung einnimmt, besonders wenn hinzugefügt wird, daß sich auch unter den nichterwähnten Gemälden eine ganze Reihe tüchtiger, kraftvoller Arbeiten befindet.

Auch die Landschaft, lange Zeit hindurch das beliebteste Mittel, um Stimmung auszudrücken und zu erzeugen, ist nicht gerade zahlreich vertreten. Wahrhaft bedeutende Bilder darunter sind Oswald Achenbachs „Am Tiberufer“ und Ludwig Willroiders „Dies iræ“. Ersteres ist in Ton und Kolorit von unübertrefflicher Wahrheit und die Luftperspektive ein Meisterstück, was im Vergleich mit vielen anderen Landschaften in erhöhtem Maße wohlthuend wirkt, die nicht selten statt des darzustellenden Himmels eine blaue oder graue Wand aufweisen, geeignet, dem Beschauer das Ende der Welt zu veranschaulichen. Es ist nicht zweifelhaft, daß Achenbach einen römischen Frühlingstag dargestellt hat, obgleich dies nirgends angegeben ist, allein dieser weiche Duft, dieser warme rosige Ton redet für sich selbst und bedarf keiner Erläuterung. Wie bei manchen anderen Werken des Meisters ist Grau der vorherrschende Ton, aber es ist erstaunlich, mit welcher Virtuosität, zu wie feinen Abstufungen er diese seine Leibfarbe zu stimmen weiß. Willroiders „Dies iræ“ ist weniger eine Landschaft als ein großartiges Stimmungsbild, dessen Genuß nur durch den Engel des Gerichts, der über der in ihren Tiefen erschütterten Erde und dem orkangepeitschten, überfließenden Meer schwebt, gestört wird. Man erhält dadurch den Eindruck, als ob eine großartige, erschütternde Tragödie mit einem banalen Operneffekt abschließt. Durch Beseitigung dieser Geschmacklosigkeit würde der Meister sich wie den Freunden seiner Kunst unzweifelhaft einen Dienst erweisen.

Wie die Historie und die Landschaft ist auch das Porträt in der deutschen Abteilung nicht eben zahlreich vertreten. Auf diesem Gebiet zeigt sich Defregger von einer neuen Seite, die ihren glänzendsten Ausdruck in dem Porträt eines Knaben erhält, der meisterhaft empfundenen und durchgebildeten Darstellung einer kindlichen Persönlichkeit. Gleich hier sei es bemerkt, daß ein anderes Bild des Meisters: „Vorm Aufstand 1809 in Tirol“, nicht ganz auf der Höhe seiner sonstigen Arbeiten steht. Es schwankt zwischen Historie und Genre, neigt aber mehr zu ersterer, auf welchem Gebiet dem eigenartigen Künstler kaum neue Lorbeeren erwachsen dürften. Das Kolorit ist hart und trocken und die Charakteristik der in der Schmiede versammelten Persönlichkeiten nicht von der lebendigen Frische und Unmittelbarkeit, die auf den meisten seiner Genrebilder so unwiderstehlich wirken. Trotzdem ist es für die Dresdener Galerie um den hohen Preis von 50000 Mark erworben worden. Fritz August Kaulbach ist mit zahlreichen Porträts vertreten, von denen das bedeutendste ebenfalls dasjenige zweier Kinder ist, obgleich es keinen so selbständigen Charakter zeigt als dasjenige Defreggers. Es offenbart vielmehr eine etwas befangene Nachahmung großer Porträtkünstler des Cinquecento, namentlich im Kolorit, wie überhaupt allzu einseitig auf die koloristische Wirkung Nachdruck gelegt worden. Auch die gleichsam mit wenigen Strichen hingeworfenen Pastellporträts desselben Künstlers zeigen eine leichte, kecke und sichere Hand, lassen aber auch die Gefahr erkennen, welche dem Maler bei nicht genügender Selbsterziehung droht, ein Virtuose, das heißt hier ein Viel- und Schnellmaler zu werden. Man vermißt nur zu sehr ein Werk von der Hand Lenbachs, der einen tiefen Blick in die darzustellende Menschennatur zu thun vermag, während die meisten seiner porträtierenden Zeitgenossen an der Oberfläche haften bleiben.

Religiöse Darstellungen erscheinen in unserer materialistischen, skeptischen Zeit ein Anachronismus und vermögen kaum je zu erwärmen, geschweige denn zu überzeugen, da dem Schaffenden die Hingebung an seinen Gegenstand, die Durchglühung desselben mit der Wärme des Gemütes in den allerseltensten Fällen möglich ist. Man ergreift ein derartiges Motiv wie ein beliebiges anderes auch, und daraus erklärt sich das Genreartige, was dergleichen Arbeiten durchweg anhaftet. Wie die Darstellungen aus der Antike wirken auch diese religiösen Motive modern sentimental, und selbst eine glänzende Technik vermag nicht für den Mangel inneren Anteils zu entschädigen. Diesem Schicksal entgeht auch Ernst Zimmermanns „Anbetung der Hirten“ nicht, trotz geschickter Nachahmung gewisser Eigenarten des allbekannten Meisterwerkes von Correggio in der Dresdener Galerie. Die Madonna macht un-

gefähr den Eindruck einer blassen, vornehmen Wöchnerin, die man sich recht wohl in ein modernes Boudoir versetzt denken könnte, nicht aber den einer Mutter des Gottessohnes. Ebensowenig ist es W. Diez in seinem den gleichen Gegenstand behandelnden Gemälde gelungen, ein von religiösem Odem durchhauchtes Werk zu schaffen. Deutet jenes auf Correggio, so weist dieses auf Rembrandt, und die geistreiche Ausführung vermag die mangelnde Eigenart nicht zu ersetzen. Es ist ein eigentümlicher Zwiespalt, in dem sich die Mehrzahl unserer Künstler befindet. Auf sogenannten idealistischen Wegen mögen nur wenige sich noch ertappen lassen, dieselben erscheinen antiquiert und überwunden und das Beispiel von jenseits des Rheines wirkt allzu mächtig. Man wirft sich daher aufs Geratewohl dem Realismus mehr oder weniger hingebend in die Arme und gerät dadurch in eine Trivialität, die auch das Können sonst tüchtiger Kräfte lähmt. Die vielbewunderte „Pietà“ von L. Loefftz ist wenigstens ein Bild aus einem Guß und die realistische Verkörperung des heiligen Leichnams bedeutend; aber an erhebender oder erschütternder Wirkung mangelt es auch diesem bereits für die neue Pinakothek erworbenen Werk.

Da, wie aus dem Gesagten erhellt, Historie und Landschaft nicht eben zahlreich vorhanden sind, so versteht es sich von selbst, daß das Genre den Haupt- und Grundstock der deutschen Abteilung bildet. Dieser Überfülle gegenüber genüge es, zu erwähnen, daß eine Reihe anmutender und vortrefflich gearbeiteter Kabinettstücke vorhanden ist, wie Matthias Schmids „Vor der Sitzung“ und „Der eingeseifte Herr Pfarrer“, Grützners „Klosterschäfflerei“, Otto Günthers „Feierabend“, Ernst Meisels „Eine Vorstellung“, welches sich durch feinen, sonst nur schwach vertretenen Humor auszeichnet, sowie zahlreiche andere. Diesen harmlosen Arbeiten gegenüber ist das Gemälde des Düsseldorfers Bökelmann: „Des Kindermords verdächtig“, von ergreifender Wirkung und beweist, wie die Darstellung eines dem Leben entlehnten Motivs bei genügender Beobachtung und technisch zureichender Wiedergabe zu fesseln und zu ergreifen vermag. Große gemeinsame Züge der heutigen deutschen Malerei, wie sie sich auf der Ausstellung darstellt, anzugeben, dürfte schwierig, ja unmöglich sein. Nationale Eigentümlichkeiten treten überhaupt nur spärlich hervor, es sei denn, man nehme das Gebiet der Sittenschilderung dafür, das freilich vorläufig in der Gestaltung mehr oder weniger sentimentaler Motive gipfelt, die auf das große Publikum, selbst bei unzureichender Ausführung, ihre Wirkung nicht verfehlen. Als Prototyp dieser zahlreich vertretenen Gattung, die so recht eigentlich mit dem Namen „Kunstausstellungsbilder“ zu bezeichnen ist, kann die „Rückkehr des verlorenen Sohnes“ von Hermann Lindenschmitt in München gelten, eine Darstellung, die man nicht etwa im biblischen, sondern in durchaus modern-realistischem Sinne zu denken hat. Wenn sich übrigens die deutsche Kunst zu einer freieren und weiteren Anschauung des modernen Lebens durchringt, so scheint ihr auf dem Gebiet der Sittenschilderung ein weites Feld, eine eigenste Domäne bereitet.

In der durch die Bemühungen des Malers Hoffner zu stande gekommenen internationalen Abteilung befindet sich das umfangreiche Gemälde des Direktors der Düsseldorfer Akademie Peter Janssen: „Die Kindheit des Bacchus“, welches vom akademischen Standpunkt aus alle Ansprüche befriedigt, tüchtiges Streben und Begabung bekundet, trotzdem aber einen Mangel an Geschmack, eine gewisse Absichtlichkeit zur Schau trägt, die einigermaßen erkältend wirkt. Dem dargestellten Vorgang thut ein Zug trunkener Selbstvergessenheit, schönheitsseliger Begeisterung not, den man nur zu sehr vermißt. Es scheint, daß dem reflektierenden deutschen Naturell die Bewältigung derartiger Aufgaben versagt bleibt. Makart dürfte heute der einzige nichtromanische Maler sein, der, mancher Mängel und Schwächen ungeachtet, dergleichen Darstellungen mit einem hinreißenden Zug sinnlicher Schönheit auszustatten weiß. Dem Deutschen ist das Reich der Sinne und dessen künstlerisch würdige Verwertung noch immer nicht im vollen Umfange erschlossen, trotz des herrschenden Materialismus. Ihm fehlt entweder der Mut oder das Vermögen, die Welt der Erscheinungen unvermittelt und naiv auf sich wirken zu lassen.

Adolf Menzel ist außer dem in der deutschen Abteilung angeführten Gemälde noch durch seine meisterhafte Farbensymphonie „Die Boulevards in Paris“, die mit der reichen Duncanschen Sammlung hierhergelangt ist, vertreten. Bei einem so würdigen Meister deutscher Kunst aber gedenkt man schmerzlich auch der Abwesenden: Lenbach, Vautier, Gabriel Max und andere fehlen gänzlich im Katalog.

Auch die österreichische Abteilung zeigt kein bestimmtes oder nationales Gepräge, mit Ausnahme von Ungarn, dem ein besonderer Saal eingeräumt worden. Hier ist es das große Bild von Benczur, welches einen hervorragenden Platz behauptet: „Konstituierende Generalversammlung der ersten ungarischen allgemeinen Assekuranz-Gesellschaft 1857.“ Trocken und geschäftsmäßig wie der Titel ist auch das Werk und in der Anordnung nicht eben künstlerisch, es enthält aber eine Anzahl gut modellierter und gemalter Porträtköpfe, unter denen derjenige Franz Deaks das größte Interesse beansprucht. Auch in der österreichischen Abteilung sind zunächst die Porträts von Canon geeignet,

zu fesseln, und ebenso das bekannte Gemälde des vortrefflichen L'Allemand: „Einmarsch der Dampierre-Kürassiere in die Wiener Hofburg“, ein wahres Muster realistischer Historienmalerei. Der in Paris lebende Brozik ist mit zwei Werken vertreten: „Ein Fest bei Rubens“ und „Der Balladensänger“. In den schwärzlichen Tönen ist der Einfluß Munkacsys unverkennbar; das bedeutendere ist das erstere, das in der feinen Gliederung der zahlreichen Gruppen wie in der technischen Durchbildung Meisterzüge aufweist. In der perspektivischen Behandlung vermag es dagegen nicht völlig zu befriedigen, und die dunklen, feierlichen Töne, in denen es trauert, wollen mit dem heiter glänzenden Vorgang zu keiner rechten Harmonie zusammenstimmen. Auch hier zeigt sich das Mißliche einer willkürlichen Aneignung fremder Art, die nur zu häufig selbsteigene Vorzüge verdunkelt.

Die französische Abteilung ist eigentlich eine Pariser zu nennen, denn wie für die übrigen bedeutet Paris auch für die bildenden Künste das ganze Land. Die Sammlung macht in diesem Jahre keinen gerade bedeutenden Eindruck, besonders wenn man sie mit der vor vier Jahren an gleicher Stelle ausgestellten vergleicht; fehlen doch einige der bedeutendsten Meister der Malerei und Skulptur ganz. Die im September dieses Jahres in Paris veranstaltete geschichtliche Kunstausstellung mag an dieser Zurückhaltung ihren Anteil haben, wenn man ihn nicht gar auf politische Motive zurückführen will, eine Annahme, welche übrigens eines stichhaltigen Grundes entbehrt. Wieder zwingt die sicher und kühn ausgebildete Technik, das zur Virtuosität gesteigerte Handwerk zur Anerkennung. Hierin gleicht die Kunst der Litteratur dieses merkwürdig positiven Volkes, besonders wenn man das klassische wie das moderne Drama ins Auge faßt. Wenn oben erwähnt wurde, daß die französische Kunst der Kunstübung der anderen Nationen in gewisser Weise den Stempel aufdrücke, so ist darunter eben vorzugsweise die technische Seite zu verstehen.

Auch in dieser reichhaltigen Abteilung ist die große historische Kunst nur schwach vertreten. Calames längst bekanntes Gemälde „Absalom und Thamar“ verleugnet den akademischen Klassiker nicht und wirkt durch das pathetische Gebaren Absaloms wie durch die gesucht elegante Stellung Thamars allzu theatralisch, obgleich in letzterer Gestalt die weibliche Schönheit zu eindrucksvoller Geltung kommt. Auch vermißt man in diesem Gemälde die Größe der Auffassung, die manchem früheren Bilde dieses Chorführers der akademischen Schule eigen war. Ein durchaus liebenswürdiges Bild ist dagegen François Flamengs „Camille Desmoulins im Kreise seiner Familie“, welches die gefährliche Mitte zwischen Historie und Genrebild glücklich innehält und dem selbst die lebensgroßen Figuren nichts von dem intimen Reiz, der ihm anhaftet, nehmen. In der virtuosen Behandlung des leuchtenden Kolorits scheint der Maler jedoch, namentlich in Hinsicht auf den Vorgang, zu weit gegangen zu sein. Von sonstigen Historien sei noch „Vitellius, vom Pöbel durch die Straßen Roms geschleppt“, von dem hochbegabten Roche-Grosse erwähnt, das einen Stoff aus der antiken Geschichte mit modernster naturalistischer Rücksichtslosigkeit, aber mit zweifellosem Können darstellt. Überhaupt beginnt die moderne französische Schule mehr und mehr auch Stoffgebiete, welche außerhalb des Kreises des täglichen Lebens oder der umgebenden Natur liegen, realistisch oder naturalistisch darzustellen, auch hier Hand in Hand mit der zeitgenössischen Litteratur gehend, obgleich bis jetzt kaum jene Auswüchse aufweisend wie jene, was wohl darin seinen Grund hat, daß sie erst in der Gefolgschaft jener auftritt.

Ein besonderes Merkmal der realistischen Kunst des modernen Frankreich scheint der oft kolossale Umfang zu sein, den man selbst bei Darstellungen zuläßt, die einer derartigen Überschreitung künstlerischen Maßes geradezu widerstreben, wie beispielsweise Renoufs „Der Lotse“, im übrigen ein Werk von großer malerischer Wirkung; ferner Pelez' „Ohne Obdach“ und Renards „Die Ruhe“, letzteres in der Gestalt der von der Arbeit ausruhenden Heumäherin übrigens nur vom Standpunkt der „Ästhetik des Häßlichen“ zu würdigen. Eigentümlich berührt inmitten dieser realistischen Hochflut ein Gemälde von Rizens: „Der Ruhm.“ Ein vor dem Piano sitzender, zurückgesunkener Komponist, ob im Schlaf oder Tod ist nicht recht erkenntlich, wird von einem jungen weiblichen Genius auf die Schläfe geküßt. Dieses anmutige Bild erscheint in seiner abstrakten, symbolisierenden Art wie ein Fremdling in dieser Abteilung, obgleich der den goldenen Lorbeer emporhaltende Genius mehr Weib als Geist ist und die Schwingen ihm nur zufällig an den schönen, durchaus irdischen Leib gewachsen zu sein scheinen. Ein Bild von bei den Franzosen seltenem Stimmungsgehalt ist ferner Jenoudets „November“, nach Theodor de Banvilles gleichnamiger Dichtung. Es stellt ein krankes Mädchen dar, welches, von seiner Großmutter bewacht, im Hof dem Spiel der fallenden Blätter wehmütig zuschaut.

Auch eine Reihe beachtenswerter Porträts ist vorhanden, unter denen diejenigen von Gaillard und Bamot die Meister auf ihrer alten Höhe zeigen. Aber auch bei der Mehrzahl der französischen Porträts fesselt in erster Linie das Körperliche und die Technik. Die

Landschaftsmalerei der jungen französischen Schule scheint dem Impressionismus völlig dahingegeben. Auf die liebevolle Ausführung der Details wird mehr und mehr zu gunsten des Totaleindrucks verzichtet, während man der Beleuchtung und Stimmung einen maßgebenden Einfluß einräumt. Angesichts vieler ausgestellter Arbeiten kann man dieser Richtung Beachtung und Anerkennung nicht versagen, so lange sie nicht, wie zu befürchten ist, in ein Extrem ausläuft. Frères „Gipsmühle des Mr. Bencel zu Saint Brice", Daubignys „Das Thal der Tougue", Varaus „Septemberlandschaft" und manche andere sind Meisterwerke ihrer Richtung.

Alles in allem sind ein starkes, positives Können, realistische Auffassung und vollendete Technik als Durchschnittseigenschaften französischer Kunstübung, wie sie sich auf der Ausstellung darbietet, zu verzeichnen, obgleich sich unter der Masse selbstverständlich auch viel Unzureichendes befindet. Im allgemeinen aber ist eine Beschränkung in der Stoffwahl zu bemerken, ein Verharren in einer gewissen Einseitigkeit, in welcher die Franzosen bekanntlich auch auf anderen Gebieten Bedeutendes leisten.

Von französischer Skulptur ist ebensowenig wie von deutscher in dieser Ausstellung Rühmliches zu berichten, besonders wenn man die französische plastische Ausstellung von 1879 an gleicher Stelle in der Erinnerung hat.

Im Gegensatz zu Deutschland und Österreich bilden Spanien, Skandinavien, Holland, Ungarn und in gewissem Sinne auch Italien ein nach außen scharf abgegrenztes selbständiges Ganzes. Hier ist vorwiegend vaterländische Geschichte, heimatliches Land und Leben der Stoff der Darstellungen — eine Beobachtung, die unwillkürlich wohlthuend wirkt und gegen manche Mängel milder stimmt. Auf dem Felde der Historie gebührt Spanien unbedingt der erste Platz, wie es überhaupt auf der gegenwärtigen Ausstellung eine achtunggebietende Stellung einnimmt. Zwar ist Pradillas „Die Übergabe Granadas" eine etwas kühle Haupt- und Staatsaktion, aber die Kraft und Größe des Vortrages, die markige Zeichnung und das fein abgetönte, wenn auch etwas stumpfe Kolorit sind unbestreitbare Vorzüge des Gemäldes. Von einer liebenswürdigen Seite zeigt sich der Künstler in seinen drei zusammengehörigen Miniaturen „Karneval in Rom", die ein wahres Wunder von Klein- und Feinmalerei, von lebensprühendem Realismus sind und von einem Farbensinn zeugen, wie er selbst unter den koloristisch hochbegabten romanischen Künstlern selten ist. Voll dramatischen Lebens ist das von einem finsteren Geist durchhauchte, von der römischen Ausstellung bekannte Gemälde Casados: „Die Glocke von Huesca", welche das blutige Gericht König Ramiros darstellt und Eigentum des Museo Nacional ist. Eine selbst vor dem Grauenvollen nicht zurückschreckende Energie drückt sich in dieser realistischen Verkörperung so vieler Geköpfter aus, die für moderne Nerven allerdings eine starke Zumutung ist. Ein ebenfalls unerquickliches, aber kraftvoll lebenswahres Bild ist Manuel Ramirez' „Don Alvaro de Luna geköpft". Es scheint, daß sich die Nation des Landes der Autodafés, der Inquisition und der Stierkämpfe vorzugsweise an blutigen und schauerlichen Vorgängen berauscht und sie mit einer Wahrheit verkörpert, die den Beschauer zu Entsetzen und Bewunderung aufregt. Unter den zahlreichen Genrebildern sei Tusquets „Im Walde" erwähnt, welches spanische Reisigsammlerinnen darstellt, die mit einer Unmittelbarkeit verkörpert sind, wie sie bei ähnlichen deutschen Bildern kaum zu finden sein dürfte. Auch die koloristische Eigenart der spanischen Abteilung ist bemerkenswert; im allgemeinen herrscht eine etwas stumpfe Farbe vor, die aber mit feinster koloristischer Kunst verwendet und gestimmt ist. Spaniern wie Italienern ist ein hochentwickelter Farbensinn eigen, der aber zu verschiedenem Ausdruck gelangt. Was die letzteren anlangt, so ist auf das bei Gelegenheit der römischen Kunstausstellung im Maiheft 1883 dieser Zeitschrift Gesagte zu verweisen. Vorzüge und Mängel treten hier in derselben Weise wie dort zu Tage. Wie dort liegt hier abermals der künstlerische Schwerpunkt in den Aquarellen, auf welchem Gebiet den Italienern eine eigene künstlerische Domäne vorbehalten scheint.

In der skandinavischen Abteilung trifft man statt des dramatischen Lebens der spanischen Bilder ruhige Anschauung, gedämpfteres Kolorit; Innerlichkeit und Vertiefung und ähnliche Eigenschaften geben den Werken der holländischen Maler, mit einem Zusatz von Nüchternheit, das bestimmende Gepräge. Normann hat drei Landschaftsbilder ausgestellt: „Saltenfjord in Norwegen", „Foldenfjord in Norwegen" und „Motiv aus den Lofoten", die sich auch dem Charakter der Landschaft nach als eng verwandt darstellen; alle drei aber sind mit gleich meisterhafter Beobachtung, mit gleicher Treue in der Wiedergabe ihrer Eigentümlichkeiten ausgestattet. Eine männlich bestimmte Individualität, die der Natur gleichsam ihren Stempel aufdrückt, ohne sie zu vergewaltigen, redet aus diesen Bildern mit vernehmlicher Stimme. Das reizende Genrebild von J. Ekenäs: „Forellenfang in Norwegen", ist in allen Teilen eines Knaus würdig und erinnert lebhaft an diesen Meister. Wo freilich die nordischen Künstler den heimatlichen Boden verlassen, schwindet auch ihre Kraft,

wie selbst in dem engen Kreis der skandinavischen Abteilung eine Anzahl von Arbeiten beweist.

Holland besitzt in Joseph Israels im Haag einen Genremaler, der ein reiches Gemütsleben zu künstlerischem Ausdruck zu bringen weiß. Seine Gemälde „Verwaist“ und „Nichts mehr“, die beide auf denselben Grundton gestimmt sind, reichen hin, um dies darzuthun. H. W. Mesdag, ebenfalls im Haag, hat zahlreiche mehr oder minder vollkommene Arbeiten ausgestellt, welche den eigenartigen Charakter der Abteilung mitbestimmen. Ein Bild von nicht gerade ins Auge fallenden, aber bei liebevoller Betrachtung hervortretenden Vorzügen ist sein „Fischmarkt in Groningen“. Die weise Beschränkung in der Wahl des Darzustellenden sichert der niederländischen Kunst auch in der Gegenwart eine eigene, abgeschlossene Stellung, wenn sie auch auf dem lärmenden Weltmarkt kaum eine Rolle spielt.

Die Malerei Amerikas hat an und für sich nicht gerade Bedeutendes aufzuweisen, obgleich sich auch hier manches tüchtige Können offenbart. Vorläufig ist sie noch ganz in fremder Eigenart befangen, wie denn die Mehrzahl der amerikanischen Künstler in London, Paris, München und anderen Orten ihre Schule durchgemacht haben und sich auch in der willkürlichen Stoffwahl nicht allzusehr von europäischen Künstlern unterscheiden. Zweifellos aber ist der Kunst der Neuen Welt eine bedeutende Zukunft bereitet, wenn sie sich entschließt, ihre reichen Kräfte auf ureigenem Boden wandeln zu lassen. Land und Leute des amerikanischen Kontinents bilden wahrlich für den schauenden Künstler eine „neue Welt“, die zu ergründen und wiederzugeben wohl des Schweißes der Besten wert sein dürfte.

Unter den Skulpturen, die meistens nur in Modellen vorhanden sind, ist kaum etwas näher zu Würdigendes vorhanden. In der Marmortechnik hat nur Italien Anspruch auf Beachtung; leider wird dieselbe zu so wenig plastischen, durchaus genrehaften Arbeiten verwendet, daß von plastischer Kunst im wahren Sinne des Wortes auch hier nicht die Rede sein kann.

Alles in allem gehört die Ausstellung zu den bedeutendsten auf dem Gebiete bildender Kunst, legt aber in ihrer Totalität den schon bei früheren Gelegenheiten vielfach geäußerten Wunsch nach weiserer Beschränkung der auszustellenden Werke abermals nahe. Es ist dies eine Pflicht der maßgebenden Persönlichkeiten sowohl gegen den begabteren Teil der Künstler als gegen das gebildete und kunstliebende Publikum.





Litterarische Mitteilungen.

Schriften über den Menschen und die Geschichte.



Auf dem Gebiete des Studiums der menschlichen Natur ist eine Anzahl von Schriften hervorgetreten, welche das Interesse unserer Leser auf sich ziehen kann. Wir heben zunächst eine sehr bedeutende Veröffentlichung heraus: **Revision der Hauptpunkte der Psychophysik.** Von Gust. Th. Fechner. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Der berühmte Begründer der psychophysischen Untersuchungen giebt hier sein letztes Wort in Bezug auf die Streitigkeiten, welche das Webersche Gesetz und die an dasselbe geknüpfte Untersuchung Fechners in dem letzten Jahrzehnt hervorgerufen haben. Es ist eine ganze Litteratur, welche hervorgetreten ist, und es ist bewundernswürdig, wie der erfinderische Geist Fechners hier in seinen durch jene Streitigkeiten angeregten Untersuchungen ihm bis in das höchste Alter treu geblieben ist. Das unterscheidet ihn eben von allen seinen Gegnern, wie viel Scharfsinn ihm gegenüber auch aufgewandt ist; ihm eignet jener schöpferische Funken von Genialität, jenes Finden und Erfinden, welches in der Geschichte der Wissenschaft so selten ist.

In einer verwandten Richtung bewegt sich: **Philosophische Studien.** Von Wilhelm Wundt. Erster Band, viertes Heft. (Leipzig, W. Engelmann.) Diese Studien gestalten sich zu einer zusammenhängenden Folge, und an die Arbeiten, wie sie aus dem Institut Wundts in Leipzig – dem einzigen in seiner Art — hervorgehen, schließen sich Abhandlungen, welche überhaupt der empirischen Richtung philosophischer Forschung dienen sollen. Eine solche ist die über „Logik der Chemie", welche der vorliegende Band bringt. Sie ist augenscheinlich eine Vorarbeit des Verfassers für den nächsten Band seiner „Logik", dem man wohl mit Spannung entgegensehen darf.

In der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" erschien: **Die Lehre vom Sehen.** Von Joseph le Comte. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Das Buch enthält eine gute Übersicht über das Gebiet und schließt sich in Rücksicht des Standpunktes besonders an das große Werk von Helmholtz an. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit einen anderen Band jener Bibliothek, der ein verwandtes Gebiet behandelt: **Die Akustik.** Von Melde. Die Absicht der Schrift bezeichnet Melde selbst folgendermaßen: „Wenn man die mannigfach schwingenden und tönenden Körper betrachtet und hierbei vor allem nur dasjenige näher berücksichtigt, was ihre als einfache Schwingungen anzusehenden Bewegungen uns verraten, so ist es zunächst die Art der Erregung solcher Schwingungen, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Sodann sind es weiterhin die mechanischen Gesetze der Schwingungszahlen, die unser Interesse erregen, ferner die Fragen nach den Abteilungsarten der Körper bei der Ausführung ihrer Teilschwingungen und namentlich noch die wunderbar verschiedenartigen Erscheinungen bei der Sichtbarmachung der Schwingungen auf den Körpern selbst, sowie bei der Übertragung der schwingenden Bewegung auf die Umgebung." Von diesem Standpunkte aus und in diesen Grenzen ist hier die Akustik behandelt.

Wir haben bisher mit Interesse ein merkwürdiges Werk begleitet, das einen Plan verfolgt, der die Grenzen des menschlichen Wissens beinahe zu übersteigen scheint. Es handelt sich um ein Gebäude des gesamten menschlichen Wissens; seine Grundlage war die Wissenschaftslehre, welche der Bearbeiter dieses Ganzen, Robert Graßmann, 1875 herausgab. Auf dieser Basis hat Graßmann zunächst das Gebiet der Natur zu umschreiben gesucht, und der Abschluß dieses Teiles seiner Arbeit tritt nun hervor als: **Das Tierleben oder die Physiologie der Wirbeltiere.** Von Robert Graßmann. (Stettin, R. Graßmann.) Die Vorzüge dieser Arbeit sind von uns schon früher herausgehoben worden, insbesondere eine er-

staunliche Selbständigkeit der Arbeit, welche dem Verfasser ermöglicht, auch das schwierigste Detail der Einzelwissenschaften mit unabhängigem Forschergeist durchzuprüfen. Auf das Gebiet des geistigen Lebens erstreckt sich bis jetzt die Arbeit von Graßmann noch nicht, dies ist dem nächsten Bande vorbehalten.

In einer Richtung, welche ebenfalls die Naturwissenschaft mit den geistigen Thatsachen in Beziehung zu setzen sich bestrebt, ist eine Schrift entworfen, welche die Grundprobleme der Philosophie der Wissenschaft und Gesellschaft zum Gegenstande hat: **Der Rassenkampf.** Von Ludwig Gumplowicz. (Innsbruck, Wagnersche Univ.-Buchhandlung.) Über die Richtung, in welcher der Verfasser diese großen Fragen behandelt, spricht er sich selber dahin aus, daß durch die ganze Geschichte immer derselbe Rassenkampf hindurchgehe, aus denselben Motiven zu denselben Zwecken, und die Folge des Kampfes immer dieselbe: das Emporkommen des mächtigeren ethnischen Elementes, und nun dessen Machtübung, dessen Herrschaft, dessen Einfluß, der immer und überall kulturbringend, civilisatorisch ist, indem er amalgamiert, das Heterogene verschmilzt, Teilung der Arbeit durchführt, Kultur fördert, Rassen bildet. Und immer wieder dasselbe Sichausleben der einen Kultur, ihr Verfall unter den Streichen aufstrebender „Barbarei", und von neuem wieder derselbe Prozeß auf höherer ethischer Staffel, mit höheren social und national potenzierten Gesamtheiten. Und das Resultat dieses Prozesses? Die einen jubeln, es sei „Fortschritt", die anderen jammern, es sei „Verfall" und „Rückschritt". In Wahrheit ist's nicht das eine und nicht das andere, es ist immer dasselbe — wie könnte es auch anders sein? Es ist immer derselbe Naturprozeß, dessen Formen wohl unwesentliche Änderungen aufweisen, dessen Scenerie in verschiedenen Weltgegenden zu verschiedenen Zeiten verschieden sein kann, dessen Wesen aber immer dasselbe bleibt. Demnach ist für ihn weder ein Fortschritt noch Rückschritt anzunehmen. Der Höhepunkt, welcher von einzelnen Köpfen erreicht werden kann, ist also zu allen Zeiten von einzelnen erreicht worden. Sonach steht nach ihm die Geschichte unter einem traurigen Naturgesetz. Wie geistreich auch diese Ansicht durchgeführt ist, sie wird jederzeit nur eine mögliche Vorstellung bleiben unter anderem Möglichen. Einer strengen Beweisführung ist zur Zeit die Frage nach dem Fortschritt der Menschheit überhaupt nicht zugänglich. Doch darin glauben wir unsererseits wenigstens an einen solchen Fortschritt, daß wir hoffen, die Erforschung der ältesten Geschichte werde eine Beantwortung auch dieser Frage einmal ermöglichen.

Einen ganz anderen Standpunkt vertritt die Schrift: **Über die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwickelung in Religion, Sittlichkeit und Sprache.** Von J. Frohschammer. (München, Adolf Ackermann.) Frohschammer hat in einer Schrift über Phantasie als Grundprincip des Weltprozesses 1877 einen neuen Erklärungsgrund des Weltzusammenhanges aufzustellen unternommen. In dem vorliegenden Werke wendet er dies Princip auf die Philosophie der Geschichte an, und zwar will er zunächst erweisen, wie auch dieser geschichtliche Prozeß wesentlich durch die Phantasie als sein eigentliches Princip begonnen und fortgeführt ward. Und zwar durch die subjektive, individuelle, alle Kräfte des subjektiven Geistes in Erregung und Wirksamkeit setzende Phantasie — natürlich in vielfacher Wechselwirkung mit der objektiven Phantasie (Lebensprincip) in der individuellen Menschennatur und auch jener, die das gestaltende Princip in dem Naturprozesse selbst ist.

Neue historische Werke.

Aus dem Gebiete der Geschichte heben wir zunächst eine neue Auflage von **Geschichte der deutschen Freiheitskriege** von Heinrich Beitzke heraus. Es ist die vierte schon, und sie ist von Paul Goldschmidt bearbeitet. (Bremen, M. Heinsius.) Das Buch bedarf nicht mehr einer Charakteristik. Seine Stärke liegt in der nationalen Begeisterung, die es durchweht; es ist die Begeisterung eines Mitkämpfers jener großen Zeit; Beitzke war damals in die Armee eingetreten und hatte den Krieg von 1815 mitgemacht. Sie liegt dann in der soliden Kenntnis der militärischen Operationen und der daraus entspringenden höchst lebendigen Schilderung derselben. Inzwischen war die Darlegung der diplomatischen Aktionen schon in den ersten Auflagen nicht ganz auf der Höhe der gegenwärtigen Wissenschaft gewesen, und seit dieser Zeit ist viel auf diesem Gebiete gearbeitet worden. Daher war eine Umarbeitung dieser Partien erforderlich und ist in tüchtiger Weise von dem genannten Gelehrten besorgt worden.

Von der Auswahl von Schriften Luthers unter dem Titel: **Martin Luther als deutscher Klassiker** (Homburg, Heyder u. Zimmer) ist ein dritter Band eben zur rechten Zeit für die erschienen, welche sich aus der ursprünglichen kraftvoll fließenden Quelle selber über Luthers Bedeutung unterrichten wollen. Die geschickte Sammlung ist damit geschlossen; sie wird angenehmer und gründlicher unterrichten, als

irgend eine der vielen bevorstehenden Reden zu diesem Tage wird thun können.

Die Geschichte des religiösen Lebens erhält eine Bereicherung durch: **Allgemeine Geschichte des Priestertums.** Von Julius Lippert. (Berlin, Th. Hofmann.) Das Werk erscheint in Lieferungen. Die zur Zeit vorliegenden ersten zeigen die Vorzüge des Verfassers: umfassende Kenntnis insbesondere der Religion der Kulturvölker, geistvolle, ja kühne Kombination. Es ist vielleicht gut, daß von so einseitigem Standpunkte, als Lippert mit seiner Theorie vom Totenkultus ihn einnimmt, dies Gebiet zunächst einmal durchgepflügt werde.

Grundriß der römischen Altertümer. Von Krieg. Zweite Ausgabe. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.) Der Verfasser giebt eine sehr kurz und bündig gefaßte Übersicht über den Gegenstand, und es kann nur gebilligt werden, daß er die politischen Altertümer in den Vordergrund stellt.

Die mannigfachen Reiseergebnisse Bastians werden von ihm nunmehr an der Hand der wachsenden Berliner ethnologischen Sammlung sowie der vorhandenen Litteratur nach einem großen Plane, der in das Innerste der Entwickelung der Menschheit auf rein empirischem Wege führt, durchgearbeitet. Was könnte man von der Schrift: **Völkerstämme am Brahmaputra und verwandtschaftliche Nachbarn** von Adolf Bastian (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagshandlung) Besseres sagen, als daß sie ebenfalls ein Bestandteil dieser Lebensarbeit ist?

Von zwei Biographien heben wir hervor: **Johann Heinrich von Thünen.** Ein Forscherleben. Zweite Auflage. (Rostock, Karl Hinstorff.) Thünen gehört zu den wenigen Personen, an deren Namen sich die Entdeckung eines wirklichen Gesetzes knüpft. Wie solche Personen zu ihrer Entdeckung gelangten, das bleibt für die Geschichte der Wissenschaften immer von Bedeutung. Hier aber tritt hinzu der Einblick in das Leben eines edlen, herrlichen Menschen. Derselbe ist geschickt durch eine Verbindung von Erzählungen mit Briefen vermittelt. Das von ihm aufgestellte Gesetz hatte aber auch eine praktische Folge für die Belehrung der Landwirte. „Wenn man," sagt Thünen selbst, „von Landwirten so oft dasjenige System, welches sie gerade mit Vorteil befolgen, als das absolut beste rühmen hört, so ist das die nämliche Verkehrtheit, wie von politischen Theoretikern diejenige Staatsverfassung, die sie gerade wünschen, für die absolut beste zu erklären. Der bei weitem größte Teil menschlicher Irrtümer beruht darauf, daß man zeitlich und örtlich Wahres oder Heilsames für absolut wahr oder heilsam ausgiebt. Für jede Stufe der Volksentwickelung paßt eine besondere Staatsverfassung, die mit allen übrigen Verhältnissen des Volkes als Ursache und Wirkung aufs innigste verbunden ist, so paßt auch für jede Entwickelungsstufe eine besondere Landwirtschaftsverfassung. Fremde Vorbilder zu kopieren, ist in beiden Fällen gleich gefährlich." — **Die Davidsbündler.** Aus Robert Schumanns Sturm- und Drangperiode. Von F. Gustav Jansen. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Man darf sagen, daß diese Schrift die erste ist, welche einen tieferen Einblick in die neuere Geschichte dieses tiefsinnigen und edlen Musikers eröffnet. Es sind daher höchst wertvolle, ja unschätzbare Mitteilungen, denn ein so großer Genius als Schumann und dazu ein so rätselhafter Mensch bedarf solcher Darstellung und wird immer noch weiterer Veröffentlichung über sein inneres Leben bedürfen.

Litterarische Notizen.

Inselgruppen in Oceanien. Reiseergebnisse und Studien von Adolf Bastian. Mit drei Tafeln. (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.) Die Ethnologie sieht ihre Aufgabe, beim Übergang zu praktischer Verwertung, in der Ergründung der psychologischen Wachstumsgesetze, auf dem von dem Völkergedanken gelieferten Material. Aus diesem Grunde war Bastian in den letzten Jahren unablässig bemüht, auf seinen und anderer Reisen ein reiches Material zusammenzutragen, das einst eine sichere Basis für die Ethnologie zu liefern bestimmt ist. Das vorliegende Werk enthält dem Inhalte nach folgende Abschnitte: Vorwort; Tahiti und Nachbarschaft; Tonga; Samoa; Fiji mit Melanesien (und Mikronesien); Neu-Holland (Australien); Neu-Seeland; Hawai. Für einen Denker und Gelehrten wie Bastian ist die Sprache nicht geschmeidig genug, die Fülle von Gedanken auf einen Wurf in dem geschriebenen Worte wiederzugeben, und so kommt es, daß die von vielen Zwischensätzen unterbrochenen langen Perioden dem Leser etwas schwer verständlich werden. Aber das Werk enthält einen wahren Schatz von Belesenheit und Gelehrsamkeit.

Assyrien und Babylon. Von Fr. Kaulen. (Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung.) In der genannten Buchhandlung erscheint unter dem Titel „Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder-

und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäßen, interessanten und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustrationen, sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen soll. Die Schrift von Kaulen besitzt all diese Eigenschaften. Die Kenntnisse, welche durch die denkwürdigen Entdeckungen auf dem ehemals assyrischen und babylonischen Boden gewonnen worden sind, verdienen in der That ihrer überraschenden Neuheit wie ihrer hohen Bedeutsamkeit wegen Gemeingut aller Gebildeten zu werden, und durch diese Arbeit werden sie es werden. Die Namen Babylon und Ninive genügen allein, um die Neigung wachzurufen, einen Blick in die Geschichte vor viertausend Jahren zu thun, um zu sehen, wie es der neuen Forschung vorbehalten war, aus dem Schutt die steinernen Geschichtsbücher hervorzuholen, die fremdartigen Schriftzüge zu studieren und endlich den Text in die modernen Sprachen zu übertragen, alte, viertausendjährige Bauten und Monumente dem erstaunten Auge bloßzulegen. Diese Andeutungen werden genügen, um die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auf diese höchst interessante und belehrende Arbeit hinzulenken.

Ägypten. Auf Grund fünfzehnjähriger Erfahrungen mit Berücksichtigung der neuesten Ergebnisse von Karl Stangen. (Leipzig, Schmidt u. Günther.) Der bekannte Reiseführer tritt hier wieder einmal als Schriftsteller auf und giebt in ungeschminkter und offener Weise seine Erfahrungen zum besten. Bezeichnend für den Inhalt der Broschüre sind die folgenden Worte: „Das Christentum hätte die Aufgabe, die edlen Gefühle (für Wahrheit und Recht) der Menschheit zu nähren und zu pflegen und wahre Humanität auf der Erde zu verbreiten; allein das neunzehnte Jahrhundert hat gelehrt, daß es den Bekennern nur als Vorwand gedient hat, um der Türkei Länder zu entreißen." Wir glauben, so unrecht hat Stangen nicht.

Streifzüge durch die Natur. Populär-wissenschaftliche Schilderungen von W. Heß. (Hannover, Arnold Weichelt.) Eine Sammlung von belehrenden Aufsätzen, welche den Zweck haben, die Liebe zur Natur, welche unserer realistischen Zeit so sehr abgeht, zu wecken und zu befestigen. Es sind siebenundzwanzig Aufsätze verschiedenen Inhalts, wie: Die Perlen und Perlmuschel, Tierleben im Spätherbst, Die Vogelwelt auf Borkum, Der Karpfen, Die Flossenfüßler, Die Thränen, Der Sago, Die Pilze als Nahrungsmittel u. s. w. Wir möchten das Werk besonders der reiferen Jugend empfehlen.

* * *

Im Verlage von A. Hofmann u. Comp. in Berlin ist ein hübsch ausgestattetes und geschmackvoll gebundenes Buch erschienen, welches unter dem Titel **Moderne Meister** von D. Duncker sechs Charakterbilder von lebenden Dichtern, Malern und Musikern enthält, die mit großer Verehrung geschrieben sind und namentlich in Damenkreisen Anklang finden werden. Es handelt sich um Franz v. Lenbach, Anton Rubinstein, Karl v. Piloty, Julius Stockhausen, Wilhelmine v. Hillern und Ernst v. Wildenbruch. Wie diese Auswahl offenbar auf persönlicher Vorliebe basiert, so tragen auch die Schilderungen selbst das Gepräge sorglichen Eingehens auf die besonderen Eigentümlichkeiten der betreffenden Künstler.



Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Die Pfeifer vom Dusenbach.

Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

Wilhelm Jensen.

III.

Dort nun spielte Velten Stacher den Winter durch zu Brautlost und Taufe, Mahlzeit und Tanz „im Haus und auf der Gaß", und aus den Batzen, die seine Kunst ihm eintrug, war mancher Goldgulden ihm in den Säckelgurt gewachsen, als der Frühlingswind wieder brausend über die Berge herabkam. Da brach auch der Pfeifer mit seinem Gesellen wieder auf, nach Vorjahrsweise sommerlang durch Wald und Thal, von Ort zu Ort dahinzuziehen. Es war aber schon so weit gekommen, daß Guy Loder ihn zu einem und anderem Stück auf seiner Pfeife begleiten durfte, und mit eifrigstem Bemühen trachtete der höher aufwachsende Knabe auf Weg und Steg nach besserem Vorschreiten in seinem Spiel, daß er oftmals selbst vom Nachtlager unter Baum und Busch aus dem Schlaf auffaß und heimlich in die Sternendämmerung oder Mondeshelle hinausblies. Auch ein anderes erlernte er noch dazu von seinem Genossen: die Fertigkeit, seine Worte, ja fast schon seine Gedanken mit fröhlich klingenden Reimen zu umkleiden; er brauchte sie nicht zu suchen und zu wollen, sie fielen ihm wie jenem von selbst auf die Zunge. Doch nicht allein zur Ansprache und Erwiderung, vielmals kam's ihm auch ohne solchen Anlaß über die Lippen und war ein Liedlein, das er vor sich hinsang, denn er fand sogleich immer eine Weise dazu, die den Worten entsprach, als könnten sie beide nicht anders sein. Nicht selten frug staunend Velten Stacher: „Was war's und woher hast du's?" und Guy entgegnete: „Weiß nicht, hab's wohl irgendwo gehört, es fiel mir so ein." Doch dann schüttelte der Spielmann den Kopf: „Das sang noch keiner vor dir und hast's auch nicht von dir selber; unsere liebe Frau von Dusenbach hat's dir in die Wiege gelegt, weil du als ihr Schutzkindlein am gleichen Tag mit ihr zur Welt gekommen. Bist zu Besserem geboren als ich, Brüderlein, an Leib und Seele," und neidlos

sah Velten Stacher freudig-bewundernden Blickes den schönen, jünglinggleichen Knaben an. Dann antwortete dieser mit lachendem Frohmut: „Da hab ich's wohl von der Sonne zum Dank, daß mein Herz zu ihr gekommen und ihr Gedächtnis auf sich trägt.“ Er zog einmal dazu einen kleinen goldgrünen Stein hervor, den er, in der Mitte zierlich durchbohrt, an einer Schnur unter dem Gewand auf der Brust trug, und der Pfeifer nickte: „Weißt, das ist ein und dieselbe; woher hast denn das Amulettchen?“ — „Von der Sonne,“ erwiderte Guy kurz. — „So trag's, bis die Bruderschaft dich aufnimmt und unsere liebe Frau dir ihr wirklich Gnadenbildnis zu tragen gewährt.“ Da schwieg der Knabe, mit glänzenden Augen weiter wandernd; er redete niemals ein Wort wider seinen treuen Lehrer und Behüter, dem er mit innigem Herzen anhing, aber der Name unserer lieben Frau von Dusenbach kam auch nie über Guy Loders Lippen.

So wanderten sie oftmals von der Stadt Basel bis nordwärts zum weiten, dunkelgestreckten Hagenauer Forst und dazwischen in die zahllos tiefgewundenen Thäler des Wasichingebirges hinein, hielten, wo sich guter Lohn verhieß, in einer umfangreicheren Stadt gen Mittag oder gen Mitternacht ihre Winterrast. Nur wenn der Septembermond anbrach, trennte sich Velten Stacher für ein kurzes Weilchen von seinem Gesellen, um zum Pfeifertag nach Rappoltsweiler zu gehen, an dem nur die Brüder, doch keiner ihrer Schüler teilnehmen durften. Wohl dagegen war's den letzteren verstattet, als Zuschauer und Hörer gewärtig zu sein, allein das hatte Guy bei der ersten Wiederkehr des Tages nicht gewollt und verblieb dabei. Zwar schien's ihm von Jahr zu Jahr mehr gewaltsamen innerlichen Kampf zu kosten, doch er zeigte sich von fester Entschlossenheit, das Fest nicht eher wieder zu besuchen, bis er sein Probestück zur Aufnahme in die Bruderschaft abzulegen vermöge. So blieb er stets in einer unweit belegenen Ortschaft zurück; sobald indes sein Genoß davongeschritten, stieg er hurtig einen Berghang hinan, von wo er die Burgen über Rappoltsweiler in der Sonne flimmern und leuchten sah. Dort saß er unverwandten Blickes vom Morgen bis zum Abend; dann war's ihm, als sitze er wieder auf der einsamen Hochkuppe unter dem Höcker des Brüschbückels und schaue nach den geheimnisvoll blinkenden, winkenden Schlössern hinüber. Nur hatten sie damals fern und tief unter ihm gelegen, und jetzt ragten sie hoch vor ihm, über ihm auf. Zuweilen streifte sein Gedanke auch flüchtig zu dem ärmlichen, weltentlegenen Dorf auf dem Hochkamm hinter ihm und zu dem dürftigen Gehöft seiner Eltern empor. Doch es kam kein Reuegefühl dabei über ihn, daß er sie ohne Abschied verlassen, er hatte es so gemußt, nicht anders gekonnt, und thäte es zu jeder Stunde wiederum. Wohl wußte er ihnen Dank, daß sie ihn in die schöne, wunderreiche Welt gebracht, ihn nach der Kargheit ihres Daseins genährt, gekleidet und großgezogen hatten; aber wenn er sie sich droben bei der sommerlichen Schafhut oder am Feuer des Winterherdes vorstellte, kam's ihm tröstlich, wie er sie durch lange Jahre gekannt, sie gedächten seiner kaum mehr und es falle höchstens einmal dann und wann ein gleichmütiges Wort von ihrer Lippe, das zufällige Erinnerung an ihn geweckt. Und mit anderem, aus tiefstem Herzen strömendem Dank hob er den Blick zu dem großen, goldenen Himmelsantlitz empor, das ihm im Innersten vertraut wie von stillen Kindheitstagen auf als die große, liebreiche Mutter alles Lebens erschien und ihn mit seliggeheimnisvollen Schauern von Glanz und Wärme, Träumen und namenlosen Hoffnungen überleuchtete.

Drüben zu Rappoltsweiler jedoch vollzog sich bei jeder Rückkehr des achten Septembers der Pfeifertag stets in der nämlichen Weise. Klangvoll strömte am Morgen der lange, von dichter Volkswoge umflutete Zug, von Gosfried Dürrschnabel im roten Königsmantel würdevoll geführt, zur Waldschlucht unserer lieben Frau von Dusenbach hinaus, und alle Teile der Fest-

lichkeit folgten nach altem Brauch und Herkommen hintereinander. Nur der Ritter Bertulf von Egisheim befand sich nicht wieder neben der gräflichen Familie von Rappoltstein im Chorstuhl der Kapelle und ließ dem Festtage überhaupt seine Gegenwart nicht mehr zu teil werden. Im ersten und zweiten Jahre hatte er einsam auf seiner Felsburg über Rappoltsweiler gesessen, deren beständig aufgezogene Fallbrücke keinem Gast über die rundum gähnende Tiefe Zutritt vergönnte; dann hieß es, er sei in Nacht und Dunkel von droben davongeritten, doch niemand hatte es gesehen noch wußte, wohin. Allemal aber tauchte am Pfeifertag zwischen dem Jubel und Getümmel um den Dusenbach ein verwunderliches Bild auf. Gegen die Mittagsstunde hinan kam aus dem Strengbachthale herauf, von zwei schwarzen, weißgehörnten Ziegen begleitet, ein mälich höher emporwachsendes Mädchen geschritten. Lautlos, mit überall umsuchenden Augen, ging sie durch die Menge, und langsam, ernsthaften Ausdrucks wandelten ihre beiden Genossinnen ihr stets zur Rechten und Linken, als wüßten sie genau, welche Pflicht ihnen hier obliege. So wanderten sie stundenlang hin und wieder, ihre Herrin nahm indes nie an der bereiteten Festmahlzeit teil, sondern zog ein mitgebrachtes Brotstück hervor, stillte daran ihren Hunger und begann das ruhige Umherblicken aufs neue. Sie sprach niemanden an, und keiner wußte, wer sie sei, woher sie stamme; nur ihre absondere Erscheinung war bald allen bekannt und daß sie alljährlich von irgendwo zu der Lustbarkeit komme; nach Ablauf einiger Wiederholungen des Pfeifertages ließ Gewöhnung nicht mehr auf sie achten. Bis die Sonne aus dem engen Thal verschwand, blieb sie, dann trat Bettane mit ihren Ziegen gleichmäßigen Schrittes durch die weiten, nächtlich verdunkelten Wälder den Rückweg zu ihrem Heimatsdorf an. Dort stieg sie am nächsten Morgen zu dem Gehöft Veit Loders empor und gab diesem durch ein kurzes, verständliches Zeichen kund, sie habe das, was sie drunten gesucht, nicht gefunden. Der Bauer zuckte ohne Veränderung seiner Miene die Achsel, und sie schritt weiter zur Bergkuppe hinauf. Es war völlig so, wie die Vorstellung Guys es ihm beschwichtigend sagte: die Jahre hatten Veit Loders störriges Haar gleich dem seines Weibes sandfarbig übersprenkelt und das ehemalige Begehren derselben nach einem jungen Sprossen ihrer Ehe in beiden ausgelöscht. Ein Naturverlangen, ein verirrter Gemütsaufglanz der Jugend war's gewesen, mit dem Alter im lebendigen Leibe bereits abgestorben. Sie hüteten ihre Schafe und schoren die Wolle, flickten ihre Behausung gegen Sturm und Regen und sorgten für Nahrung am Mittag und Abend. Doch sie gedachten kaum mehr daran, daß ihnen einmal ein Kind zugefallen und daß sie es viele Jahre lang aufgezogen. Und wenn's ihnen einmal in den Sinn kam, geschah's, wie Wasser auf ein Sieb fällt und dasselbe, schnell durchsickernd, trocken wieder zurückläßt.

Mit alleiniger Ausnahme des Pfeifertages lag Bettane aber immerdar droben auf der stillen Höhe, wo sie dereinstmals neben Guy Loder gesessen. Sie schnitzte sich Pfeifen aus Rohr wie damals und blies darauf in Sonne und Wind, und die Eidechsen kamen und lauschten ihr zu; manchmal schlüpfte auch eine der großen, goldgrün leuchtenden an ihr empor, daß es war, als glänze eines ihrer eigenen Augen von dem braunen Gewande zu ihr auf. So saß sie, unverändert deckte ihr das Haar die niedrige Stirn fast bis zu den falben Brauen herunter, und Sommerflecken übergitterten gelbbräunlich und dicht das ausdrucksleere Gesicht. Nur reichte mit den Jahren das dürftige Kleid kürzer auf die bloßen Füße herab, und wenn es sich bei einer Bewegung des Oberkörpers verschob, da schimmerte ab und zu nicht mehr der Gliederbau eines Kindes, sondern, überraschend lieblich, weiche Rundung zart und rosig aus dem Spalt hervor. Seltsam, wie nicht dazu gehörig, hob sich das von der Natur ver-

kümmerte Antlitz über einer schönen jungfräulichen Brust.

Auch sonst hatte noch eines sich geändert, Bettane hätte nicht durch Zeichen ihrer Finger wie früher mit Veit Loder zu reden gebraucht. Es war ihr plötzlich einmal in den Sinn gekommen, wie sie im Felsbruch eine abgesplitterte, dunkelblaue Platte gefunden, dieselbe an sich genommen und mit einem anderen Stück des Gesteins Striche und kleine Figuren geritzt hatte. Da saß sie nachdenklich einige Tage und ging darauf mit ihren Ziegen zu dem geistlichen Herrn hinunter, dem sie ihr Begehren deutlich machte, von ihm zu lernen, wie man das, was andere mit den Lippen sprächen, für das Auge begreiflich auf den Stein zeichnen könne. Und der gute Alte, dem es nicht an überflüssiger Zeit, Langerweile und dem Wunsch, einem Mitmenschen nützlich zu sein, gebrach, willfahrte ihrer sehnlichen Bitte und brachte ihr, zu seiner Überraschung mit weit geringerer Mühe, als er sich vorgestellt, die Kunstfertigkeit, nach der sie trachtete, bei. In wenig Monaten erlernte sie aufs vollständigste, die Worte, die ihr Ohr nicht vernahm, durch Schriftzeichen auszudrücken, nur wollte sie sich hartnäckig dazu keines Papiers und keiner Gänsespule bedienen, sondern einzig des Griffels und des Schieferstückes, das sie zuerst auf ihren Gedanken gebracht. Damit schrieb sie gelenk ihre rasch immer zierlicher werdenden feinen Buchstaben nieder und fertigte sich selbst aus dem Steinbruch eine Anzahl sorglich abgekanteter Täfelchen zurecht. Auf diesen lieh sie droben in ihrer Einsamkeit den Gedanken, die über sie kamen, den neugefundenen Ausdruck und löschte die Schrift wieder aus, und so hätte sie auch mit dem Schafbauern zu reden vermocht. Aber Veit Loder war ihre Fingerdeutung immerhin verständlicher als die Sprache des Schiefersteines, denn er konnte nicht lesen.

Am anderen Morgen nach dem Pfeifertag kehrte stets auch Velten Stacher in die Ortschaft zurück, wo Guy seiner wartete, und sie brachen auf, um wieder ein Jahr lang als unzertrennliche Genossen in Nord und Süd des Elsaß ihrer Kunst obzuliegen. Denn der letztere übte diese jetzt gleichfalls, nicht allein zur vollen Zufriedenheit, vielmehr oft zu hoher Bewunderung seines Lehrmeisters, und war kein Knabe mehr, sondern fast um Hauptneslänge noch über den Spielmann hinausgewachsen, schlank und feinen Gliederbaues und doch kraftvoll-geschmeidig, an Körper und Angesicht ein Bildnis schöner, makelloser Jugend. Kein Pfeifer begegnete ihnen jemals, der einen Wettstreit der äußeren Erscheinung mit ihm zu beginnen vermocht hätte, und kein Mädchenauge wandte sich von ihm, so lang ihr Blick ihn gewahren konnte. Nicht minder rasch und erstaunlich auch hatten die Jahre seinen Geist gefördert und den weltfremden Knaben mit vielerlei Lebenskenntnis und richtigem Verständnis der Erdendinge erfüllt. So hatte er die Erwartung Velten Stachers voll bewährt und diesem durch sein Spiel und gewandten Reimspruch von Jahr zu Jahr reichlicheren Vorteil an Geld und Gut eingebracht. Vielleicht mehr noch durch sein bloßes Dasein, denn es war unmöglich, daß er die Augen wie zwei Stückchen lachend blauen Himmels irgendwohin richtete, ohne bei den Weibern, ob jung oder alt, ein rascheres, freudiges Herzklopfen zu regen. Und um so siegreicher gewann er stets ihre Gunst, als kein Blick und Wort von ihm dieselbe je zu erwerben trachtete; er war von gleicher Artigkeit gegen alle, doch sichtlich galt's auch ihm gleich, ob jung oder alt, gering oder vornehm, und hätte sich ihm die Oberlippe nicht gemach mit dunklem Flaum überschattet, seine Gestalt zu hoch und kräftig über die Mehrzahl aller Männer aufgeragt, so würde sein kühles Verhalten auch gegen die gewinnendsten Frauen und Jungfrauen den Verdacht haben regen können, daß unter seinem Wams selber das Herz eines schönen, als Jüngling verkleideten Mädchens schlage. Auch sonst bewährte er in einem seltsam das Wesen eines solchen; furchtlos, beinahe thöricht verwegen jeder

Gefahr gegenüber, war er trotz seiner erlangten zweifellosen Kunstfertigkeit kleinmütig zaghaft, wenn Velten Stacher ihm von seiner Meldung zur Aufnahme in die Bruderschaft redete. Vier Lehrjahre waren ihm fast vergangen und der Pfeifertag stand nahe wieder bevor, aber dennoch konnte er nicht die Zuversicht fassen, sich der Prüfung schon zu unterziehen, sondern wollte wiederum noch warten, und aller Zuspruch seines Gefährten glitt an einem mädchenhaften Erröten seines Gesichtes und scheuer Befangenheit wirkungslos ab.

So hatten sie, von Norden her wandernd, Nachtquartier in dem schon altersgrauen Städtchen St. Pilt oder Pölten unter den mächtig herabschauenden Felsmauern der Hochkönigsburg genommen, denn Velten Stacher bezweckte von hier in der nächsten Morgenfrühe die kurze Wegstrecke zum Pfeifertag nach Rappoltsweiler zurückzulegen. Mit vielem Ungemach waren die Jahrhunderte über den kleinen eirund umwallten Ort hingegangen, der oftmals einen Gegenstand des Streites zwischen den lothringischen Herren und den rappoltsteinischen Grafen gebildet, aber aus den verwüsteten Rebgeländen ließ bessere Zeit immer wieder den altberühmten Wein von gleicher Güte in die Kelter rinnen, und ebenso erhielt stets ein neues zierliches Geschlecht von Töchtern den Ruf absonderer Schönheit und Artigkeit ihrer Mütter und Vormütter aufrecht. Guy Loder wußte seit manchem Jahr, daß Velten Stacher kein Mißächter guten Trunkes sei, und sie saßen fröhlich bei der Kanne miteinander. Doch als das Zwielicht einfiel, stand der Pfeifer einmal auf, trat in die Herberge und kehrte nicht zurück. Guy wartete geraume Zeit, dann verließ auch er den Tisch im Hofraum und schlenderte durch die Gasse des Städtchens entlang. Auf heißen Tag war eine linde, helle Mondennacht gefolgt, sie zog sein Sinnen und Schreiten in die Weite, zu den beglänzten Berglehnen hinan. Allein das Thor war schon geschlossen und wehrte ihm den Ausgang; halb mißvergnügt umwanderte er den Innenrand der Stadtmauer. Da und dort lehnte sich ein Gärtchen unter diese hinauf, fast alles lag bereits schlafesstill, ohne Regung und Laut. Nur nach einer Weile traf einmal ein Flüsterton an das Ohr des Jünglings, und er horchte unwillkürlich auf; ihm war's wie Velten Stachers Stimmenklang gewesen. Leise scholl es abermals herüber, unter dem Schatten unbewegten Sommerlaubes her; Guy wußte nicht warum, es trieb ihn mit plötzlicher Übergewalt, zu erkunden, ob sein Gehör ihn täusche. Geräuschlos setzte er den Fuß in die Richtung vor, ein süßer Duft von Spätsommerrosen und Reseden füllte die Luft des kleinen, halb von der hohen Mauer verdunkelten Gartens. So vermochte auch der schärfste Blick nichts zu unterscheiden, und der Eindringling wollte sich behutsam zurückwenden. Da stahl sich ein flimmernder erster Strahl der Mondscheibe über den gezackten Zinnenrand und schnellte sein Licht gleich einem Silberpfeil gerade unter das Laubdach und breitete sich hurtig zu einer leuchtenden Garbe. Darin saß Velten Stacher auf einer Moosbank und ehrte nicht nur den Rebensaft, sondern auch den anderen köstlicheren Ruf der alten Stadt St. Pilt, denn neben ihm ruhte die schlanke Gestalt eines jungen Weibes, ihr dunkellockiges Köpfchen lag an seiner Schulter und ihr Arm hielt sich um ihn geschlungen. So tauschten sie flüsternde Worte; doch nun hob seine Hand ihr Haupt, daß ein Glanzgeriesel von weißem Nacken und anmutigem Mägdleingesicht rann, und er zog sie fester an sich und küßte ihre Lippen, die willig an den seinigen hingen. Der junge Pfeifer war, seinem Wahlspruch getreu, weislich auf der Hut, sich nicht gleich Gosfried Dürrschnabel an eine rasselnde Kette festzubinden, doch sichtlich widerstand die frische Jugend in ihm nicht, sich im Vorüberwandern heimlich und rasch einmal nach einem süßen Blumenkelch zu bücken und mit dem Honigduft desselben sich die Lippen zu netzen.

Gar ehrbar und schuldlos folgten sie dem Doppeldrange ihrer Herzen, die nur

einen holden Gruß wechselten, um am Morgen, vom Traum der Sommernacht aufwachend, ohne Reue voneinander zu scheiden; aber ein gar liebliches Bild war's, vom nächtigen Himmelsglanz überschüttet, und in der Brust des Lauschenden hob plötzlich ein ungestümes Pochen an, fremd und sonderbar und so laut, daß er meinte, es müsse bis in die Laube hineinklingen. Erschreckt ging er vorsichtigen Fußes aus dem Gärtchen zurück, dann lief er hastig zur Herberge entlang und warf sich atemlos aufs Lager. Doch er schlief nicht, sondern blickte immer in den Mondenschein auf, erst nach manchen Stunden fiel er in einen Traum. Auch dieser beließ indes das silberne Licht noch gleicherweise um ihn her, nur lag er auf weichem Grashang tief im Wald an einem dunklen Wasser ausgestreckt, daraus tauchte über weißem Nacken ein goldig leuchtender Scheitel, und hell aufrudernde Arme, von denen perlende Tropfen blinkten, zogen spiegelnde Wellenkreise gegen ihn hinan. Dann sagte unvermutet hinter ihm die Stimme Tille Loders, seiner Mutter: „Das ist eine von den Töchtern Wodans, sie bringt dir Glück, wenn du den Mut hast, sie anzurühren und festzuhalten.“ Und zugleich sprang er, von einem herzklopfenden, namenlosen Verlangen gefaßt, auf; da hob sich die weiße Gestalt, nach der seine Hand sich gestreckt, als Schwanenjungfrau auf rauschenden Flügeln aus der Weiherfläche in die Luft und er stürzte haltlos kopfüber in das häßlich quirlende Gewässer hinunter. Eine andere Stimme schlug ihm ans Ohr: „Was treibst du für närrisch Zeug?“ und aufwachend lag er, von der Bettstatt heruntergefallen, am Boden; vor ihm im ersten Frühschimmer stand Velten Stacher aufbruchgerüstet. Er schien sich nicht zum Schlaf gelegt zu haben, doch seine Augen lachten ohne Müdigkeit freudig ins Morgenrot. Ein Weilchen hielt Guy Loder, sich besinnend, den Blick gegen ihn gewandt, ehe er frug: „Wohin willst du?“ — „Der Alp, scheint's, hat zur Nacht auf deiner Brust gelegen und dir Mohnsamen ins Gedächtnis gesäet,“ antwortete der Spielmann; „schlaf noch weiter, mein liebster Gesell, morgen komm ich vom Pfeifertag zurück, dich zu holen.“ Ein dunkles Rot überglühte Stirn und Wangen des Jünglings, der hastig den Kopf zur Seite drehte und, nach seiner Pfeife greifend, erwiderte: „Hast's nicht nötig, Velten, und sollst um meinetwillen den Weg nicht zum anderenmal machen, ich gehe mit dir nach Rappoltsweiler.“

* *
*

Da klang's denn um etliche Stunden darauf wieder von Pfeifen und Geigen, Becken, Lauten, Harfen und Schalmeien, von Hörnergeblase und Flötengejubel, von Schreien, Singen, Geschnarr und Geschmetter in der langen Gasse zu Rappoltsweiler um die Ohren Guys, daß er kaum weniger betäubt als vor vier Jahren mit dem brausenden Schwarm durchs Norderthor hinauszog und, ehe er's noch für denkbar hielt, schon vor der Waldkapelle am hüpfenden Dusenbach unter der wogenden Volksmasse dastand. Hier war alles wie damals und geschah auch alles in unveränderter Weise, nur machte er keinen vergeblichen Versuch, mit in das Innere der Kirche zugelassen zu werden, und konnte doch gleichfalls nicht auf den Ahornbaum klettern, dessen grüner Laubast sich noch um etwas weiter droben zum offenen Fenster überbog. So wartete er seitab auf das Ende der Messe, und es dünkte ihn unsäglich lang, bis die herausschallenden Töne drinnen, das Läuten der Glöckchen, die Stimme des Priesters und der Chorgesang der Bruderschaft ein Ende nahmen. Dann hob sich ein Drängen und Aufstauen der harrenden Menge, wie die Wasser eines Bergstromes nach jähem Wolkenbruch sich stoßen und kreiseln, und der Jüngling reckte sich auf die Zehen, um über die Köpfe hin die Hervortretenden zu gewahren. Doch er konnte nur die hohe, am Schläfenrand heller ergraute Gestalt des Grafen Schmaßmann von Rappoltstein erblicken, alles andere verschlang das auf und nieder wogende Ge-

tümmel. Einzig Velten Stacher unterschied er noch, dessen Augen nach ihm umsuchten und der ihm winkte, mit unter die Baumrunde zur Abhaltung des Pfeifergerichtes zu kommen. Aber plötzlich befiel es Guy Loder mit einer knielähmenden Mutlosigkeit, daß er dem Zug nicht weiter nachfolgte, sondern unsicheren Fußes seitwärts schwankend, sich einsam auf ein Felsstück an dem plätschernden Gewässer hinsetzte. Er wußte nicht, was über ihn gekommen, daß er heut morgen plötzlich den kühnen Entschluß gefaßt, seine Prüfung zu bestehen, und sich zu derselben bei Gosfried Dürrschnabel gemeldet hatte. Nun saß er und rief sich ängstlich Wort und Weise des Liedes ins Gedächtnis, mit dem er seine Aufnahme in die Bruderschaft zu erringen trachtete. Oftmals hatte er's seit Jahresfrist schon, vorausdenkend, in Wald und Weg vor sich hingesungen, daß es ihm vertraut wie sein eigener Herzschlag geworden. Doch seit der letzten Mondnacht klopfte dieser ihm noch immer fremd und seltsam in der Brust, und ebenso klang das Lied ihm im Sinn, als sei's nicht sein eigen und könne ihn hilflos verlassen. So sprach er es sich leise vor, immer wieder von Beginn, und die wolkenlose Sonne stieg höher über der Felsschlucht gegen Mittag. Es gab mancherlei Rechtsspruch, Zwistentscheid und Buße heut zu fällen, daß die Gerichtstagung geraume Zeit anforderte, endlich klang statt ihrer die Stimme und das Spiel des ersten Bewerbers um den Ehrenpreis unter den Bäumen auf. Beifall belohnte dieselben, und andere Sangweisen reihten sich hinterdrein; wie in einem wachen Traum lauschte Guy hinüber. Begleitung auf der Geige und Guitarre wechselte mit der Zinke und Schalmei, aber fast jeder Reimspruch erklang, ähnlichen Lobpreises, von der unvergleichlichen Huld und Schönheit unserer lieben Frau von Dusenbach, wie Velten Stacher sich damals durch solchen den Kranz gewonnen. Weiter schritt der Wettgesang vor, und der Jüngling empfand dunkel, bald müsse der letzte anheben und danach an ihn die Reihe zur Bewerbung um seine Aufnahme kommen. Doch er blieb willenlos festgebannt sitzen; seine Glieder und seine Gedanken gehorchten ihm nicht, eine irre Scheu lag wie Bleischwere auf ihnen, unbewußt nur wiederholten die Lippen stets die Strophen seines Liedes.

Da dröhnte ein hastig herankommender Tritt über den Steingrund, eine Hand faßte ihn und Velten Stacher rief: „Hier — was treibst du? Ich suche dich allerorten im Thal; schläfst du, Freund? Darfst kein Wimperzucken länger säumen, sonst kommst du zu spät.“ Er rüttelte die Schulter des Träumenden, der ihm wortlos ins Gesicht blickte, rasch indes schlang der Pfeifer den Arm um ihn und zog ihn mit sich fort. „Bist zaghaft worden?“ flüsterte er; „das geschieht jedem in letzter Stund, weiß, daß du mit vollen Ehren bestehen wirst.“ Und ehe Guy Loder zur Besinnung gelangte, stand er unter den schattenden Bäumen im Kreise der Kopf an Kopf weit umhergedrängten Menge. Doch er gewahrte nichts von allen Gesichtern, auch nicht das des Grafen, der neben seiner Gemahlin unter einem Thronhimmel saß. Nur ein rotes Geflimmer vor den Augen erschien ihm als der Königsmantel Gosfried Dürrschnabels, und nun winkte dieser ihm mit dem silberumwundenen Stabe, denn der letzte Wettsänger hatte gerade seinen Vortrag geendet. Kaum jedoch rief ein Mund diesem Beifall, alle Blicke waren auf die anmutsvolle Hochgestalt des fremden, noch nie gesehenen Jünglings verwendet, der plötzlich in den freien Raum hineingetreten, und ein Raunen der Bewunderung, nicht der Weiber allein, lief von Lippe zu Lippe. Am Rand des weiten Kreises aber, wo derselbe sich gegen die Felswand zu verdünnte, stand zwischen den weißen Hörnern ihrer Ziegen Bettane, und ein Goldgeleucht blitzte jählings in ihren grünen Sammetaugen auf. Unbeweglich sonst blieb sie, nur ihr Kopf neigte sich leise vor, als suche ihre Seele mit dem Blick statt des Ohres zu lauschen.

Auch davon nahm Guy nichts gewahr.

Er hatte seine Flöte an die Lippen gesetzt und kurze Weise gespielt, und ohne es zu wissen, sang er schon die Anfangsstrophe seines Liedes darein:

Vergönnt mir zu treten in diesen Kreis
Und mit zu wetten um Kranz und Preis,
Wär's gar auch um den größten;
Ist jung mein Blut,
Hab hohen Mut,
Des will ich mich getrösten.

Es war aber, als er jetzt innehielt, nicht eines allein, nicht die meisterliche Kunstfertigkeit seines Spieles oder die holdtönende Weise, nicht der leichte Wohlklang des Wortes oder das goldreine Hinströmen seiner Stimme, auch nicht eines und das andere, vielmehr mit der schlanken, makellosen Gestalt und der edlen Freiheit ihres Wesens, dem jungen, mannhaft stolzen und doch mägdlich weichen Antlitz und den leuchtenden Jugendaugen, die aus ihm glänzten, war's alles in einem zusammen, was sichtbarlich rundum in gleicher Mächtigkeit Blick und Ohr und Herzen befing. So zweifellos schien's nach dem ersten Anheben, daß keiner der zuvor vernommenen Sänger ihm bis an die Kniee hinanrage, und so entzückt saß selbst der Graf Schmaßmann von Rappoltstein, daß er vergaß, es sei nur ein Schüler, der seine Prüfung ablege, kein Bruder und Mitbewerber um den Ehrenpreis, und daß er mit einem Wink hinter sich seine Hand aufhob. Da trat, den Kranz in den Händen haltend, weißgewandet, nur mit einer blaßroten Rose über der Brust, ein Mägdlein vor, gerade auf der Grenze zwischen einem hochgewachsenen Kinde und dem Beginn lieblichen Jungfrauentums. Halb verborgen hatte sie gleich allen anderen auf den Jüngling hinübergeschaut, und ihr staunend-freudiger Blick sprach, daß sie ihn wiedererkannt. Nun folgte sie dem Geheiß ihres Vaters, und ein leises Erröten jungfräulicher Befangenheit flog über ihre Wangen, doch ein kindliches Lächeln um die Lippen redete freundlichen Willkommgruß zu dem jungen Sänger hinüber. Nur um mehr denn Hauptes länge höher vom Boden als vor vier Jahren, war's noch immer, als falle ein Sonnenstrahl auf ihren Scheitel herab und werfe Goldglanz von ihm durch die Schattenrunde umher.

Dies zögernd herannahende Bildnis aber war das erste und einzige, was Guy Loder von allem rundum deutlich gewahrte. Einen Augenblick sah er mit weitoffenen Lidern darauf hin, dann gemahnte ihn ein dumpfes Bewußtsein, daß er nicht länger innehalten dürfe, sondern in seinem Gesange fortfahren müsse. Doch zugleich fühlte er plötzlich jedes Wort seines eingeübten Liedes im Kopfe ausgelöscht; er setzte die Pfeife an den Mund und blickte, als er noch einmal die Weise gespielt, ratlos auf und schwieg. Nur auf den Kranz und seine Trägerin, in ihre wunderhellen Augen schaute er stumm hinein, bis eine raunende Unruhe und staunendes Verwundern summend um ihn zusammenrann. Da ging ihm plötzlich ein Zucken vom Scheitel zur Sohle, er hob die Stirn hoch empor und zu der Melodie seines Liedes kam ihm der Gesang anderer Worte über die Lippen, fremder, nicht vorher bedachter. Doch er brauchte sie nicht zu suchen, sie waren da, strömten ihm wie ein Quell, der klingend aus dem Felsschoß bricht, aus dem Herzen herauf, und weittönend scholl es durch die Thalschlucht:

Von vielen Lippen hundertfach
Der lieben Frau von Dusenbach
Geschahen Lob und Ehren;
In meinem Sang
Solch Fürderklang
Drum mag sie wohl entbehren.

Ich sing euch nicht von Holz und Stein,
Noch toter Augen kaltem Schein
In enger Thalkapelle;
Vom grünen Wald
Mein Mund erschallt
In weiter Himmelshelle.

Daraus mit warmem Augenlicht,
Mit holdem Mutterangesicht
Blickt nieder die Madonne;
Das ist, allzeit
In güldnem Kleid,
Die ewige Weltensonne!

Sie hält am Busen lieb und lind
Das Leben all, daß jeglich Kind
Von ihm genähret werde;
Wohin sie schaut,
Da steht als Braut
Hochzeitgeschmückt die Erde.

Und wonnesam und wunderbar
Ihr Himmelsebenbildnis gar
Läßt sie auf Erden scheinen;
Mit Lockengold
Und Augen, hold
Gleich blauen Edelsteinen.

Sie ist mein Traum und ist mein Tag,
Sie rief aus meines Herzens Schlag
Der Lippe Melodien;
Drum gönnet mir,
In Demut hier
Vor ihrem Bild zu knieen!

So sang Guy Loder, und sonder Besinnung, trunken aufleuchtenden Blickes trat er gegen Erlinde von Rappoltstein heran. Er nahm auch jetzt nichts gewahr als sie allein, sah nicht die verdutzten Mienen der Hörer umher, nicht das schadenfrohe Zucken, das um die Mundwinkel manches Gesichtes der Pfeifenbrüder spielte. Ein anders geartetes Raunen als zuvor lief durch die Menge, und Rufe schollen leiser und lauter: „Wem zu Ehren hat er gesungen? — Der Sonne! — Er ist kein Christenkind! — Er hat unsere liebe Frau von Dusenbach gelästert!“ Doch er hörte nichts davon, dachte nichts, seine Kniee standen im Begriff, sich vor der reglos stehenden Grafentochter zur Erde zu beugen. Da reckte sich plötzlich der rote Königsmantel, so hoch es ihm möglich fiel, dicht vor ihm auf, und mit einer Stimme, die im Bestreben heißester Entrüstung und mächtigster Wirkungsausübung zur Fistel überschlug, rief Gosfried Dürrschnabel:

„Mit solcherlei Schimpfgesang trachtest du in unseren gottesfürchtigen Bund zugelassen zu werden? Gleiches hat diese geheiligte Thalstatt nicht vernommen seit Erschaffung und Erhaltung der Welt! Willst nicht unserer lieben Frau von Dusenbach zu Ehren spielen und singen, vielmehr einer Lotterdirne, die du der Sonne gleichst, unter der sie irgendwo in Schanden umläuft? Kannst selber nicht von ehrlicher Geburt sein, wär dir sonst die Bosheit im Mund gestockt! Bist ein ruchloser Gesell, der nimmermehr in die fromme Bruderschaft gelangt und den ich, der König, mit meiner Macht ausweise von diesem hochbegnadeten Ort! Geh davon in Schimpf und Schande, du schnöder Lügenbold!“

Und bannend reckte Gosfried Dürrschnabel würdevoll sein Ebenholzscepter auf und hieb damit ein Kreuz durch die Luft vor den Jüngling, von dessen Augen jählings das rinnende Schleiergewebe herabfiel. Er stand, blutüberströmten Antlitzes, und sah zum erstenmal all die Gesichter umher, die billigend zu dem Urteilsspruch des Pfeiferkönigs nickten; auch Velten Stacher erkannte er, wie derselbe erschreckt und scheu den Blick von ihm abwandte. Vor ihm saß der Graf Schmaßmann von Rappoltstein mit einem ungewissen Ausdruck. Er hielt die Augen prüfend auf den Ausgestoßenen geheftet, und ein Bedauern sprach aus seinen wohlwollenden Zügen; doch nun neigte sich seine Gemahlin mit gestrenger Miene, kurz flüsternd, zu ihm, und nach flüchtigem Zögern rief er den Namen seiner Tochter Das alles hatte Guy Loder dunkelglühend wahrgenommen, aber jetzt erblaßte er wie ein Totenbild, denn auf den Ruf und Winkgebot des Vaters trat Erlinde von Rappoltstein, schreckhaft zusammenfahrend, hastig mit dem Rosenkranz zurück. Betäubt starrte er drein, ihm war's wie im Traum der Nacht, als ob eine Schwanenjungfrau sich vor ihm in die Luft hebe und unerreichbar verschwinde; alles schwankte um ihn her, und er meinte, er stürze zu Boden.

Erst nach Stunden kam er zum Bewußtsein, daß er fortgegangen sein mußte und in Waldestiefe auf einem windgebrochenen Baumstamm saß. Vom Thal herüber tönten fröhliche Spielweisen und Stimmengejubel; unbekümmert um ihn ging das Fest dort weiter. Ein unsäglich bitteres Gefühl preßte ihm die Brust, doch er hatte keinen Namen dafür, wußte immer noch nicht, ob er wache oder schreckensvoll träume. Winterlich verödet lag die Welt um ihn, unablässig liefen ihm Frostschauer durchs Blut, zu Eis starrend drängte es sich ihm, langsam schleichend, zum Herzen hinan. Nichts an ihm war mehr warm als seine rechte Hand, nur diese fühlte er,

alles andere war leblos, wie ihm nicht angehörig.

Darüber dachte er, undeutlich, ohne es zu wollen. Sonst vermochte er nichts zu denken, aber es hatte etwas Wundersames, daß ihn die Wärme überall verließ und diese Hand ihm allein blieb. Nur sie redete ihm mit stummer Sprache, daß er noch lebe.

Dann nahmen seine Augen zum erstenmal etwas auf. Er öffnete die Lider und wandte den Blick zu der Hand hinunter, und diese schien ihm fremd, nicht wie sein eigen. Doch sie verschwamm ihm wieder vor dem Gesicht.

Plötzlich indes einmal erkannte er's, es waren zwei Hände, die sich um die seinige gelegt hielten, und aus ihnen floß die Wärme in sie hinein. Und wie er ausdruckslos darauf niederschaute, fügten sich zwei Arme und eine Gestalt den Händen an und saß Bettane zu seinen Füßen, und neben ihr kauerten ihre Ziegen reglos im Gras.

Traumhaft blickte er sie an; schon stundenlang hatte sie unbeweglich so unter ihm gesessen. Nun hob sie den Kopf, und ihre schönen Augen sagten, daß sie wisse, was ihm geschehen, und sein Leid kenne. Da kam's haltlos über ihn, daß er mit zitterndem Munde hervorbrachte: „O, wär ich bei dir da droben geblieben, Bettane!“ und bitterlich schluchzend legte er die Stirn auf ihren flächsernen Scheitel. Sie rührte sich nicht, seine heißen Thränen liefen ihr an der Wange herab; nur dann und wann, wenn ein Tropfen ihr am Halse unter das dürftige Gewand niederrann, hob ihre Brust hastig einmal den verhaltenen Atem auf.

So blieben sie lange in der gleichen Stellung, denn Guy Loder fühlte kein anderes Begehr an Leib und Seele, als sich auszuweinen. Nur empfand er dabei, daß allmählich von der Hand aus die Lebenswärme in seine anderen Glieder zurückkehre; das Herz allein empfing sie nicht, sondern blieb todesfrostig und -traurig von ihr verlassen. Zuletzt richtete er seinen Kopf auf, doch es kam ihm kein Gedanke, daß die Anwesenheit Bettanes hier unten verwunderlich sei. Auch wie sie dann ein Schiefertäfelchen hervorzog und mit einem Griffel darauf schrieb, staunte und dachte er nicht darüber, sondern las die Worte: „Komm mit mir ins Dorf zurück!“ und schüttelte nur stumm den Kopf.

Ihr Gesicht redete still entsagend, sie hatte es auch nicht erwartet, nur ein leises Aufglimmen der Hoffnung ihre Hand über die kleine Tafel geführt. Ruhig saß sie wieder, griff darauf in ihre Tasche und holte ein Brotstück hervor, das sie Guy hinhielt. Er hatte seit der Morgenfrühe nichts über die Lippen gebracht, doch schüttelte er wiederum lautlos die Stirn. Aber ihre Augen sahen ihn so bittend an, daß er nicht bei seinem Weigern beharren konnte, sondern sprach: „Wenn's dich freut — wir haben's wohl ehmals oft geteilt, Bettane — du bist gut — ich wollt, es wäre alles ein Traum gewesen, daß wir noch so beisammen säßen.“ Die Thränen brachen ihm aufs neue hervor, wie er das Brot nahm und mit ihr teilte; sie hatte ihm die Worte vom Munde gelesen, und ein stilles beglücktes Lächeln ging ihr um die Lippen.

Schräg fiel schon die Nachmittagssonne da und dort zwischen die Stämme herein, manchmal redeten beide kurz durch Wort und Schrift miteinander, zumeist saßen sie schweigend. Guy dachte nicht daran, daß der Tag gehe, nicht, wohin er wolle, wenn die Nacht komme, noch was er mit der Zukunft beginnen solle. Der Traum, den er vier Jahre lang heimlich in allen Sinnen getragen, war an der nämlichen Stelle, wo er begonnen, vom jähen Blitzstrahl zerrissen. Und seine eigene sinnberaubte Vermessenheit trug die Schuld daran, wie damals — leer, trostlos und gleichgültig lagen die weitergehenden Tage vor ihm, wie das Denken in seinem Gehirn.

Doch so weit war er zum Auffassen der Dinge um ihn zurückgekommen, daß er es wahrnahm und überrascht dreinsah, als Bettane nach geraumer Zeit sich plötzlich vom Boden erhob und rasch mit einem Zeichen, dessen Bedeutung er nicht ver-

stand, ins Waldbdickicht hineinhuschte. Die Hast und Sorgfalt, mit der sie sich verbarg, wies unverkennbar darauf hin, daß sie von jemandem nicht gesehen werden wolle; als Guy den Blick aus der Richtung wandte, in der sie verschwunden war, hörte er unweit vor sich leises Geräusch eines leichten Fußtrittes, und gleich darauf tauchte ein goldblondes Gelock am dichten Buschrand empor. Die Augen drunter, „hold gleich blauen Edelsteinen", stutzten, wie sie des Jünglings ansichtig wurden; ihr Ausdruck sagte beredt, sie hatten nach ihm gesucht, und erschraken nun, da sie ihn gefunden. Und Erlinde von Rappoltstein hielt unschlüssig inne, die Haltung ihres Kopfes verriet, daß ihr Ohr mit einer scheuen Unruhe nach dem Festplatz zurückhorchte. Dann kam sie schnell auf ihn zu und sprach eilig:

„Seid Ihr noch hier? Ihr müßt fort!"

Er war in die Höhe geflogen, doch stand, keines Wortes mächtig, und sie fügte hastig drein: „Ich hab's gehört, der häßliche Pfeiferkönig und andere wollen Euch Übles; sie haben's meinem Vater abgedrungen, daß sie Euch strafen dürfen, wenn sie Euch um die Stadt her antreffen."

Nun stotterte es von Guy Loders Mund: „Laßt sie — mir gilt's gleich, was sie mir noch anthun."

Doch das Mädchen fiel ein:

„Mir nicht — so geht, weil ich Euch bitte — denn mir wär's, als trüg ich die Schuld daran. Ich erkannte Euch gleich, als Ihr kamt, obwohl Ihr gar hoch aufgewachsen seid und viel anders ausschaut. Nein, Ihr seid gerad so geblieben wie damals, als wir am Bach miteinander spielten, habt nur andere Kleider, sonst nichts. Mich dünkt, es war eben erst, daß du mir deinen Namen gesagt, und ich weiß ihn noch gut. Was hast du denn Böses gethan und gesungen, daß sie dir solchen Schimpf zugefügt? Ich begreif's nicht und glaube, sie sind neidisch auf dich, denn mir kam's so schön vor, was du gespielt, wie von keinem anderen."

Die anfängliche Befangenheit war von ihr gewichen und ihr Kindermund unvermerkt in den alten Ton der Vergangenheit gefallen, von der sie sprach; mitleidsvoll traurig und halb freudig doch auch blickten ihre Augen ihn an. Er antwortete, als sie nun schwieg, mit mühsamer Sprache: „Habt Dank, edles Fräulein — wenn Ihr es nicht Böses beheißt, da mag's auch nicht gewesen sein —" doch hinterdrein geriet's ihm ebenfalls ohne sein Wissen über die Zunge, daß er fortfuhr: „So erkannte ich dich auch alsogleich wieder, und mir war's, als hättest du gerad erst gesprochen, wenn ich ein Pfeifer würde, gäbest du mir den Kranz."

Sie nickte und schüttelte fast in einem. „Ich durfte nicht, mein Vater hieß es mich nicht."

„Damals sprachst du ‚gewiß', und ich weiß dein Wort noch: wenn die anderen es nicht wollten, da flöchtest du zuvor einen zweiten und gäbst mir den. Ich hab's nicht allein gehört — der war auch dabei und sah's, wie du mir die Hand darauf gereicht."

Guy Loder zog zu den letzten Worten den kleinen goldgrünen Stein an der Schnur vom Halse, und es flog Erlinde von den Lippen: „Hast du den bis heut bewahrt? Das war hübsch von dir, Guy!" Aber gleich danach zog es ihr mit leiser Röte übers Gesicht, und sie fügte rasch hinzu: „Ich wußt es ja nicht und konnt also den Kranz nicht flechten, und nun ist's zu spät und mag's wohl nimmer geschehen." Mit einer schreckhaften Besinnung leicht zusammenfahrend, wiederholte sie: „Zu spät — es wird Abend, ich muß zurück — sonst könnt man nach mir suchen —"

„Und wenn's jemand sähe, da würdest du's bereuen, daß du mich gewarnt?" fiel der Jüngling bang verhaltenen Tones ein.

„Nein — aber eilt, daß Ihr von hier fortkommt!"

Ihr Blick sprach das Nein noch deutlicher und setzte hinzu: „Mir möchten sie drum anthun, was sie wollten, ich trüg's mit Freuden dafür."

„Von hier fort — wohin und wozu?" rang sich ihm dumpf vom Munde. Doch

gleich einem Wiederschein des Blickes ihrer Augen leuchtete es einen Moment zwischen seinen Lidern auf und er rief mit gedämpfter Stimme:

„Sprich mir's noch einmal wie damals — mit deiner Hand — und redet sie wahr, so gieb mir statt des Kranzes die eine Rose — dort —“

Er deutete auf den blaßroten Kelch an ihrem Gewande; sie stand ungewiß, dann reichte sie ihm die Rechte und löste mit der Linken die Rose von der Brust. Aber wie er die Hand danach streckte, ergriff sie hastig den kleinen Stein mit der Schnur, die jene noch gehalten, und sagte lächelnd: „Nun darf er mich nicht mehr verklagen, ich will ihn wieder dorthin bringen, von wo er gekommen.“

Da stand Guy Loder allein; wie ein letzter Sonnenstrahl war sie zwischen den Waldstämmen verschwunden. Kurze Weile verlief, da raschelte es im Gesträuch, weiße Hörner blinkten daraus auf und Bettane trat wieder zu ihm heran. Er achtete nicht auf sie, dachte nicht darüber, weshalb sie ihn vorhin plötzlich verlassen, und sie zog auch nicht ihr Täfelchen hervor, um es ihm zu sagen. Ihr Gesicht bückte sich nur einmal auf die Rose in seiner Hand nieder, und sie zog, tiefen Aufatmens, den Duft ein, als ob sie denselben prüfe; danach wartete sie ruhig, was er beginne.

Hierzu besaß er nicht mehr Rat und Gedanken als sie. Er ging jetzt vorwärts, vom ruhlosen Inneren fortgetrieben, doch seinen Kopf und sein Herz füllte ein undurchdringlicher, hin und wieder jagender Nebel wie zuvor, als er gliedergelähmt auf dem Baumstamm gesessen. Ohne etwas davon wahrzunehmen, war er aus dem Felswald herunter auf schmalen Pfad der Thalschlucht gekommen und schritt denselben am Dusenbach entlang. Abgelöst vom Körper, irrten seine Sinne in der Vergangenheit umher; nun fiel sein Blick starr auf das hüpfende, spiegelnde Wasser und er stand an der Stelle, wo er mit dem Grafentöchterlein die Steinchen aus den rieselnden Wellen heraufgeholt. Unverändert war alles wie an jenem Tage, mit dem gleichen Silberton plätscherte der Quell, von seinem Grund schimmerten die hellen Kiesel, im scheidenden Licht nickte drüber das grüne Laub, als schaue jedes Blatt ihm traumbekannt ins Gesicht. Nur er stand ausgestoßen, geächtet dazwischen; hierher zurückzukommen, war sein einziges Trachten gewesen, nun hatte er's erreicht, und ein unermeßlich gähnender Abgrund trennte ihn von jener Stunde. Zum erstenmal stieg wie ein dumpfes, fernes Grollen die Frage: „Warum?“ in seiner Brust herauf.

Sinnverwirrend, ganz so wie damals war alles. Von drunten scholl das Stimmengetöse um die Kapelle, und graues Zwitterlicht begann zu weben. Jetzt dröhnte auch ein sicherer Fußtritt auf dem harten Steinboden heran, es mußte wieder der Ritter von Egisheim sein, der einsam zu seiner Burg emporstieg. Wie ein Blitz schoß etwas durch Guy Loders Kopf; er wollte vortreten und sprechen: „Ich war's, der Euch hier mit dem Stein traf, zieht Euer Schwert und laßt mich's büßen!“ Dann war's vorüber und brauchte er nichts mehr zu denken. Und wenn der Ritter ihn nicht mehr erkannte und verächtlich zur Seite stieß, lag ein Stein dort, ihn aufs neue zur Wut zu reizen. Danach streckte Guy die Hand und drehte harrend die Stirn.

Da schlug ihm die Stimme des Herankommenden entgegen. Einen Augenblick stutzte derselbe, dann lachte er scharftönig:

„Bist du's, Junkerlein, und pfeifst dein Lied hier den Wasserratten, daß sie besser danach tanzen als die frommen Brüder? Verarg's dir nicht, ist 'ne klügere Sippschaft und kann dich lehren, die Zähne zu brauchen. Macht's dir Spaß, blas ich mein Horn dazu.“

Wortlos starrte der Jüngling in das unerwartet vor ihm aufgetauchte, frechschöne Gesicht des Sprechers, das er einmal bei flüchtiger Begegnung auf der Landstraße so vor sich gewahrt; nur trug derselbe nicht mehr die damalige arg verwahrloste Gewandung, sondern neue, statt-

liche Tracht saß ihm kleidsam angegossen am schlanken Wuchs. Der Stein entfiel aus Guys Hand und er stammelte: „Ich glaube, Ihr seid Wendelin oder Welf Siebald, der Hornpfeifer, wenn ich Euren Namen richtig behielt —“

„Heiß mich, wie du willst,“ antwortete dieser, mit einem raschen, befriedigten Blick die geschmeidig-kraftvolle Jugendgestalt vor sich prüfend; „hast dich gut in Brust und Schultern gelegt, seit ich dich gesehen, Guy Loder.“

„Woher wißt Ihr meinen Namen?“ brachte der Benannte, verwirrt dem forschenden Auge des Hornbläsers ausweichend, hervor, und Welf Siebald lachte:

„Ich denke, der ist genug heut in der Leute Mund, daß man ihn hören mag, ohne zu fragen. Velten Stacher, dein Lehrmeister, wird sich zwar hüten, ihn zwischen seine Muttergotteszähne zu nehmen, denn es brächt ihm nicht viel Rühmens ein bei der Bruderschaft. Hattest einen guten Stein zur Hand für den, der käm, um dich nochmal zur Prüfung zu holen?“

Mit verständlichem Echo lief der spöttische Wortklang von der Felswand zurück, doch gleich darauf setzte der Sprecher veränderten Tones hinzu:

„Siehst nicht aus wie ein Hund, der den Stock leckt, mit dem er geprügelt worden. Laß den Bettel fahren, Guy Loder, und lache über den roten Lumpenkönig und seine Narrensippe! Willst mit mir gehen, so komm! Ich weiß Weg und Steg, ein Liedlein zu pfeifen um Geld und Gut und Gunst bei Herren und schönen Frauen, ohne die halb Gnadenunze fein Silbers auf der Brust.“

Da brach's wie ein Wiederhall eines seiner Worte mit lautem, irrem Auflachen aus der Brust des Jünglings: „Der rote Lumpenkönig!“ Das war's, das vergeblich gesuchte, erlösende Wort, das in seinem Blut gegrollt und dem heiß gärenden Ingrimm ein Ziel wies, sich darauf zu werfen. Wie mit der Hand greifbar, stand vor den Augen Guys plötzlich das wüste, klägliche Gemach neben der Sankt Arbogastkirche zu Rufach mit dem hagerschlottrigen Weibsbild am rauchigen Herde und der lächerlichen, kahlglatzigen Gestalt auf dem Holzklotz, die im buntgestückelten Lappenrock den Pechdraht durch das zerrissene Schuhwerk fädelte und sich jammervoll zappelnd unter den Blick und die knochige Hand des keifenden Weibes zusammendrückte. Und er stieß nochmals mit befreiendem Gelächter hervor: „Der rote Lumpenkönig und seine Narrensippe! Hab Dank dafür, Welf Siebald! Du kommst mir zur rechten Stund, ich gehe mit dir, wohin du willst!“

„Wirst's nicht bereuen!“ entgegnete der Hornbläser, erfreut aufblitzenden Augenlichtes und mit hastigem Eifer den Arm des Jünglings ergreifend. „Hab also doch nicht umsonst meine Sohlen zum albernen Gedudel am Dusenbach abgetragen. So komm und wasch dir den Schimpf ab, wir haben weiten Weg!“

Er zog Guy mit sich, den Waldpfad weiter hinan, nur einmal wandte derselbe noch den Kopf und frug fast unwirsch: „Was willst du?“ Unbeachtet hatte Bettane neben den beiden gestanden, ihre Tafel hervorgezogen und ein paar Worte darauf geschrieben. Nun hielt ihre eine Hand ihn zurück, während die andere ihm die Schrift entgegenhob, und er las: „Geh nicht mit ihm!“

Doch sein Trachten und Denken war anderswo, und ihre Augen redeten, daß sie auch diesmal keine Hoffnung gehegt, er werde auf die lautlose Sprache hören. Kurz den Kopf schüttelnd, faßte er nur ihre Hand jetzt und sagte: „Du kennst nicht, was mich treibt, Bettane, aber nimm Dank, daß du mich vorhin zu trösten gesucht.“ Nun that sie mit ruhiger Bewegung etwas Seltsames, denn sie nahm die Rose, die er noch wie von Beginn gehalten, öffnete rasch sein Wams über der Brust und legte sie ihm aufs Herz. Nur ganz leise streifte ihre Hand dabei über die Stelle, wo ein kleines Narbenmal noch Kunde von den Zähnen des Wolfes gab, die einstmals sein Leben dort bedroht. Dann stand sie, sah ihm nach,

wie er, von seinem neuen Genossen zur Eile angetrieben, bergan unter dem überhängenden Laubgezweig verschwand, und schritt langsam abwärts zur Kapelle unserer lieben Frau von Dusenbach hinunter.

Hier war es still geworden, denn der Pfeiferzug und die Volksmenge hatten den Platz verlassen, um nach Rappoltsweiler zurückzukehren. Nur eine einzelne Gestalt wandte sich noch mit umsuchenden Augen hierhin und dorthin; wie das Mädchen mit den beiden Ziegen daherkam, erkannten sie sich wechselseitig und traten aufeinander zu. Keiner wußte den Namen des anderen, nur daß sie sich einmal vor Jahren fast auf der nämlichen Stelle hier gewahrt und Guy Loder zwischen ihnen gestanden, und hastig richtete Velten Stacher eine Frage nach ihm an Bettane. Sie brauchte nicht auf die Bewegung seiner Lippen zu achten; ohne Zweifel, was er zu wissen begehre, schrieb sie auf ihre Tafel, daß Guy mit einem fremden Pfeifer, dessen Aussehen sie schilderte, davongegangen sei. Doch Velten Stacher blickte begehrlich, achselzuckend auf die Schrift, ihm war die Kunst zu lesen nicht minder fremd als Veit Loder droben im Gebirgsdorf. Es dauerte ein Weilchen, bis sie dies begriff und bis ihm verständlich ward, daß sie keine andere Sprache zu führen vermöge; dann wies sie den Weg am Dusenbach aufwärts und machte ein angstvoll bittendes Zeichen dazu, das ihn zur Eile antrieb. Er faßte offenbar den Sinn von beidem auf, denn sein Fuß flog hurtig in der gedeuteten Richtung davon. Am murmelnden Gewässer lief er durch den Wald auf dem mälich ansteigenden Pfad empor, bis das schon tiefdunkelnde Laub sich um ihn lichtete und er auf eine freie, nur mit gelbblühendem Ginster bedeckte Felshalde hinausgelangte. Aber dort schieden sich drei Wege auseinander, nur eben noch sichtbar blickte rechtsher gegen den Himmel das machtvolle Turmgemäuer der Burg Hochrappoltstein herab, die graue Dämmerung ließ sonst kaum in Steinwurfsweite etwas mehr gewahren, und nichts gab auf die lauten Rufe des Pfeifers Antwort.

* *
*

Drüben auf dem abendlich umdunkelten Felsrücken jedoch vernahm Guy Loder den Ruf und erkannte die Stimme seines alten Behüters, Lehrmeisters und Freundes, und es fuhr ihm mit einem Zucken vom Scheitel zur Sohle, wie einem, der aus schwerem Alpdrucktraum aufwachen will, daß er jäh den Fuß anhielt und die Lippen zum Erwidern anschickte. Aber hastig schloß die Hand seines neuen Gefährten sich ihm auf den Mund und derselbe raunte spöttisch dazu: „Bist ein furchtsam Küchlein, das piepsen muß, wenn's die Gluckhenne hört? Mich deucht, sie hat dir übles Futter gescharrt, und hab gemeint, du seist ein Falk, den's nach besserer Kost gelüstet. Kehr um, meine Hand hält dich nicht, wenn's dir im Thränensack brennt, bei dem roten Lumpenkönig zu flennen, er mög dir mit seinem Bakel den Rücken streichen, daß du ein Dusenbacher Narr würdest gleich den anderen!“

Da schossen heiße Schamglut, Groll und Grimm aus dem fiebernden Blut des Jünglings wieder empor, er biß die Zähne aufeinander und ließ sich lautlos in einen nun beginnenden dunklen Waldeingang hineinziehen. Der Ruf Velten Stachers drang nicht mehr hinter ihm drein, fast lichtlos ward's, doch unverkennbar hatte Welf Siebald den Weg öfter zurückgelegt und wußte ihn auch in der Finsternis zu verfolgen. Sie umwanden einen zur Linken anragenden, tannenbewachsenen Kegel auf halber Höhe des Berges, dann stiegen sie etwas abwärts, und der Hornbläser mahnte flüsternd zu geräuschlosem Gang, denn es sei nicht nötig, daß einer von der Sippe drüben ihr Vorbeikommen bemerke. Völlig Nacht war's geworden, als sie wiederum in freie Luft hinausgelangten, und überrascht gewahrte Guy weithin gedehnt zahlreiche Lichtfunken, glimmernden Glühwürmchen ähnlich, tief unter seinen Füßen. Das mußte die Stadt Rappoltsweiler sein, und er wollte seinen Begleiter

gerade drum befragen, als dieser, anhaltend, zweimal kurz in sein Horn stieß, daß es einem nächtlichen Eulenschrei gleich klang. Bald darauf erscholl wie eine Antwort unweit vor ihnen ein rasselndes Geklirr, Welf Siebald wisperte nur: „Wart hier kurze Frist, ich kehre rasch zu dir," und verschwand, behutsam vorschreitend, im Dunkel, das Guy Loder nichts als eine drohend schwarz gegen den Himmel aufgetürmte Felsmasse mehr ahnen als erkennen ließ. Nur rechtshin, in der nämlichen Höhe des Bergrückens und, wie es schien, kaum weiter als doppelte Steinwurfslänge entfernt, tauchte jetzt ebenfalls da und dort, nahgesellt, ein Lichtschimmer aus der Nacht, doch tanzte er wie ein Irrwisch, ohne etwas um sich her zu erhellen, hin und wieder.

So wartete der Zurückgebliebene, noch immer unfähig, seine Gedanken fest auf irgend etwas zu richten. Es trieb und wogte durch seinen Kopf, und stürmisches Klopfen in der Brust hämmerte ihm dazwischen; er sann nicht darüber, wo er gegenwärtig sei, was sein neuer Genosse in der Finsternis hier treibe, noch wohin dieser ihn führen möge. All sein Trachten und Blutwallen war auf Wettmachung des ihm angethanen Schimpfes verwandt, doch auch dies heiße Begehren irrte ziellos in ihm hin und her. Nachtversunken lag die Welt um ihn und vor ihm, nur unendlich fern glänzte ein einziger heller Himmelsfleck herüber. Dort leuchtete ein Sonnenstrahl auf den Goldscheitel Erlindes von Rappoltstein, und dorthin mußte er noch einmal, um vor ihr zu Boden zu knieen, ihre Hand an seiner Schläfe zu fühlen, wenn sie ihm den Kranz auf die Stirn setze, und dann die Augen zu schließen, um, ewiglich davon fortträumend, nicht mehr zu erwachen.

Es zögerte sich doch lange hinaus, ehe Welf Siebald zu ihm zurückkehrte, aber er maß die Zeit nicht, empfand ihre Dauer nicht. Auch daß allmählich sich die Nacht um ihn dämmernd mehr und mehr erhellte, nahm er nicht gewahr; erst wie mit einem blitzartigen Wolkenzerreißen vor dem Blick sah er, daß klares Mondenlicht alles weitum überfloß. Es war derselbe Mondglanz, der ihm gestern abend Velten Stacher in der Laube des Gärtchens gedeutet, in ihm selbst jählings, er wußte nicht warum, den Entschluß wachgerufen hatte, mit zum Pfeifertag zu gehen, und es schien ihm undenkbar, daß seitdem nur ein Tag verflossen sei. Wie ein ganzes Leben voll Hoffnung, zauberischem Sonnengeleucht, Finsternis, Qual und Leid wälzte es sich seit dem Fortgang von Sankt Pilt hinter ihm übereinander.

Doch zugleich fiel's ihm noch einmal von den Augen, daß er mit einem Schauer plötzlich erkannte, wo er sich befand. Die schwarze drohende Masse lag jetzt deutlich unterscheidbar, auf mächtigem Geblöck aus ringsum gähnender Tiefe emporgetürmt, als die Giersburg über ihm; rechts hinüber, wo die Lichter nun matter flimmerten, perlte und rieselte der weiße Strahlenglanz wie mit silbernen Tropfen von dem Zinnengemäuer, den Giebelstufen, in den hohen Fensterbogen der Ulrichsburg. Ohne es geahnt zu haben, hatte er im Nachtdunkel zwischen den stolzen Schlössern gestanden, die ihm von Kindheit auf aus weiter Ferne so oft geheimnisvoll zugewinkt und geleuchtet.

War's ein Glück gewesen, daß er ihrem Wink damals gefolgt und zu ihnen herabgekommen? Er fühlte sich's kalt durchs Blut laufen; nur von fern waren sie so schön und hatten ihn gelockt, um ihn in der Nähe hart und höhnisch von sich wegzustoßen. Es gab kein anderes Glück, als droben auf der Berghöhe in Sonne und Wind zu liegen und die trügerisch gleißenden Burgen von weitem zu schauen, wo die einsame Stille keinen unüberbrückbaren Abgrund zwischen einem Bauernsohn und einem Grafenkinde ausbreitete, die summenden Bienen und die lauschenden Eidechsen nichts davon wußten, daß es Schimpf, Schande und unsühnbarer Frevel sei, statt einem toten Gebild aus Holz und Stein der warmen, liebreichen Sonne und einem holdseligen, lebendigen Menschenantlitz freudigen Dank und pochendes Sehnen im

Herzen zu tragen. Und Guy Loder hob den Fuß und wollte zurück auf den Weg, den Bettane jetzt mit ihren treuen Begleiterinnen langsam zur Heimat hinanstieg.

Da geschah zweierlei fast zu gleicher Zeit: es loderte und qualmte rot auf vor der hohen Thorwölbung der Ulrichsburg, und deutlich erkannte der Jüngling über die schmale, tiefe Trennungsschlucht hinüber, daß der Graf Schmaßmann von Rappoltstein mit seiner Gemahlin und zahlreichem Gefolge auf dem Anstieg von der Stadt Rappoltsweiler her in sein Schloß heimkehre. Das helle Mond- und Fackellicht zusammen aber wies ihm klar in Wirklichkeit darunter das blondumleuchtete Antlitz, das überall, wohin er sah, vor seinen offenen und geschlossenen Augen stand. Beim Eintritt ins Thor wandte es sich und blickte noch einmal zurück, als suche es nach etwas in der flimmernden Mondnacht, und zugleich schlug wieder das klirrende Rasseln an Guys Ohr. Zusammenfahrend gewahrte er nun, daß der Ton von der niederfallenden Zugbrücke der Giersburg herstamme; sie hob sich sofort wieder empor, und Welf Siebald schritt auf ihn zu und raunte: „'s war länger zu reden, als ich gedacht — was gaffst so stier da hinüber, Weggesell? Möchtst auch lieber ein hochgebietender Graf auf Turm und Schloß sein als ein armer Schwartenhals mit leerem Sack? Ist uns nicht auf unserer Mutter Bank gepfiffen worden, sind drum Pfeifer, selber mit unserem Lied nachzubessern. 's giebt Würfel mit sonderem Spiel, weißt nicht vorher, ob sie dich nicht noch einmal da hinaufwerfen können, daß du nicht trocken zu schlucken und nachzugieren brauchst, wie sie sich an die gräfliche Tafel setzen. Komm fürder, wollen unsere Kunst probieren, ich sprach's dir schon, wir haben ein gut Stück Weges."

Er lachte sonderbar dazu, aber die blitzartige phantastische Vorstellung, welche seine Worte in Guy Loders Kopf erzeugt, hatte den noch eben gehegten Vorsatz desselben jäh wieder überdrängt. Wie es geschehen könne und solle, dachte er nicht, doch daß der Sprecher es möglich hielt, sein Weg führe eines Tages da drüben in das hohe Burgthor mit hinein, hinter dem jetzt das rote Fackelgeloder auslosch, das beherrschte willenlos Leib und Seele des Jünglings vom Haupt bis zur Sohle herab. „Laß uns gehen!" erwiderte er mit einem fiebernden Klopfen des Herzens bis zu den Lippen empor, und weglos stiegen sie eilfertig in einer ausgedörrten Quellrinne gegen die Stadt Rappoltsweiler nieder. Sie traten jedoch nicht in diese hinein, sondern schritten unter ihrer hohen Ringmauer dem Rheinthal zu ins Freie hinaus; dann drehten sie sich rechtsab, dem Gebirg entlang, nach Süden.

Schweigsam wanderte Guy Loder dahin, es überkam ihn wunderlich, die nämliche Landstraße war's, auf der er heute vor vier Jahren zur gleichen Stunde mit Velten Stacher vom Pfeifertag davongezogen. Ebenso umglänzte ihn die weiße Mondnacht, floß ihr Licht so weich durch die linde Luft, lagen die Schatten über Stein und Wiesengrund schlafend, ohne Laut und Regung hingestreckt. Auch der Schatten, der neben dem seinigen auf den Weg vorausfiel, gemahnte ihn an denjenigen des Pfeifers, und ebenso hob Welf Siebald jetzt laut die Stimme und sang:

Ich gieng für einer frau wirtin haus,
Man fragt mich, wer ich were;
Ich bin ein armer schwartenhals,
Ich eß und trinke geren.

Man fürt mich in die stuben ein,
Da bot man mir zu trinken;
Mein äuglein ließ ich umbher gan,
Den becher ließ ich sinken.

Man satzt mich oben an den tisch,
Als ob ich ein kaufmann were,
Und da es an ein zalen gieng,
Mein seckel, der war lere.

Und da man nun solt schlafen gan,
Man wies mich wol in die scheure;
Da stund ich armer schwartenhals,
Mein lachen ward mir teure.

Und da ich in die scheure kam,
Da fieng ich an zu nisten;
Da stachen mich die hagedorn,
Darzu die rauhen distel.

Da ich des morgens frü aufstund,
Der reif lag auf dem dache,
Da must ich armer schwartenhals
Meins unglücks selber lachen.

Ich nam mein schwert wol in die hand,
Ich gürt's wol an die seiten,
Da ich kein geld im seckel hat,
Zu fußen must ich reiten.

Ich macht mich auf, ich gieng darvon,
Ich macht mich wol auf die straßen;
Da begegnet mir ein kaufmann gut,
Sein tasch must er mir laßen.

Ebenso wie Velten Stacher einstmals hier auf demselben Wege sang Welf Siebald ein Lied in die Mondnacht hinaus, nur war's gar anders an Wort und Weise und klang Guy Loder nicht wie damals bis ins Herz hinein, wie ein Grüßen, Winken und Leuchten einer neuen, fremden, wunderreichen Welt. Fremd und sonderlich zwar scholl's und tönte das kurze Lachen des Sängers hinter den Strophen drein wie der schrille Ruf eines umkreisenden Raubvogels. Zum erstenmal kam Guy der Gedanke, weshalb sein Begleiter auf der Giersburg vorgekehrt sein möge und weshalb die Zugbrücke sich dort hurtig vor ihm niedergelassen, doch er brachte keine Frage darüber hervor, sondern drehte, als jener sein Lied geendet, den Kopf nur mit dem Wort: „Wohin geht unser Weg?"

Da schlug Welf Siebald ihm auf die Schulter: „Weißt, woher du kommen bist? so frag nicht, wohin du gehst! Wirst's schauen, und ist lustigere Sippschaft als die hinter uns; denke, wir finden Leute dort, die besser durch die Luft zu pfeifen verstehen als deine Flöte. Schau da, mich deucht's, unsere Schatten passen wohl zueinander, als wär's ein Zwilling, den das Mondweib auf die Erde geworfen. Thu einen guten Schluck, Milchbruder, er ist von adeligerer Kelter, als sie ihn drüben in der Pfeiferherberge zur Stund durch die Kehle würgen."

Er zog eine weidenumflochtene Wanderflasche hervor, die Guy dürstend an die Lippen setzte, und ein Trunk feurigen Weins durchströmte ihm heiß das Blut. „Woher kommt der?" frug er.

„Fragst immer, wohin und woher?" lachte Welf Siebald; „thu den Mund auf, wenn's gluckt, und mach die Finger zu, wo's dir in die Hand fällt, Schwartenhals, das ist aller Kunst Anfang und End! Wenn du's wissen mußt, 's ist ein Zehrtrunk, auf den du droben im Mondschein gewartet; wer will, daß gut läuft sein Gaul, der stopft ihm Hafer ins Maul."

Und vorwärts ausschreitend, summte er in den Nachtwind:

Begegnet mir ein kaufmann gut,
Sein tasch muß er mir laßen.

* * *

So wanderten sie, wie vor vier Jahren Velten Stacher und Guy Loder, südwärts dahin, doch nur ein Stück Weges, denn vor der Stadt Kolmar bog Welf Siebald zur Linken ab, und sie schritten geradaus durch weites, tellerebenes Land. Der Mond schwand, und kurzes Zwittergrau umfing sie, dann hob sich im ersten Frühlicht die mächtige, älteste Felsenfeste des Oberrheinthales, Breisach, von vieltürmigem Dom gekrönt, dicht vor ihnen empor. Guys neuer Weggenosse zeigte aber, daß er nicht nur feurigen Zehrtrunk, vielmehr ebensowohl reichlichen klingenden Zehrpfennig im Sack trug, denn sie traten alsbald in eine Herberge, kräftigten sich nach der Anstrengung des eiligen Marsches durch Speise und Trank und holten vermittels etlicher Raststunden den versäumten Nachtschlaf ein. Nach demselben führte Siebald den Jüngling in eine Gewerkstatt, wie damals auch der Pfeifer es gethan, nur nicht in die eines Gewandschneiders, sondern zu einem Platner oder Waffenschmied, bei welchem er ohne Ansehen des Preises zwei lange, fast vom Gurt auf den Boden nachschleifende, trefflich gearbeitete Raufklingen erstand. Diese schnallte er sich selbst und Guy um und maß seinen Begleiter, als sie weiter gingen, mit befriedigtem Blick, denn der letztere trug zum erstenmal eine Waffe an seiner Seite, und unwillkürlich hob das Gefühl und Aufstoßen des Schwertes ihm den Fuß zu kühner bewußtem Schritt. Doch schwieg Welf Siebald; erst als sie auf die lange Brücke hinausgelangten,

unter welcher rauschend, wirbelnd und emporbäumend, damals noch auf der östlichen Seite Breisachs, der Rheinstrom seine grauen Wassermassen fortwälzte, sprach der Hornbläser anhaltend: „Fühlst dich anders, seit du die Manneswehr an der Hüfte spürst? Ist ein klug Gebot, daß kein Dusenbacher sie tragen darf, würd ihm sonst bald das Lammsblut aus den Fingern jucken. Wirst die Tropfen davon, die noch hast, rasch herausspülen; gefällst mir, Guy Loder, bin dem Narrenschnabel zu Dank, hätt mir keinen besser ausschauenden Kumpan auf den Weg schnattern können. Bist feingestaltem Herbergschild gleich, das guten Trunk für den Durst verheißt.“

Der Jüngling errötete über das ihm zugespendete Lob, das dem selbstempfundenen, zuversichtlicheren Klopfen seines Blutes entsprach, und versetzte, um nicht mädchenhaft stumm zu bleiben: „Weshalb gehen wir über den Fluß?“

„Hätten noch eine Weil drüben bleiben können,“ erwiderte der Befragte, „ist aber mit unseren Eisenspinden besserer Weg hierseits als im Pfeiferland, denn wir haben nicht Zeit zu versäumen, daß einer uns auskundet, woher und wohin. Schau's dir an der Nas, möchtst selber auch die Frag wieder aufbringen; je hurtiger du deine Beine auseinander thust, um so früher geben sie dir Antwort. Hab dir verheißen, trägst gut Glück in der Faust und im Fuß und wirst lustigere Brüder antreffen und Schwestern dazu.“

Über die Brücke fort, ließen sie die rundaufquellenden, rebbedeckten Kuppen des Kaiserstuhlgebirges zur Linken, stiegen den niedrigen Rücken des schmalen Dünberges hinan, wo aus der unermeßlichen Umsicht gen Straßburg hinab und gen Basel hinauf ihnen, nahe herzugerückt, der hohe, braunrote Spitzenbau des Freiburger Münsterturmes ins Gesicht grüßte, und wandten sich schräg hinüber der breiten, tannendunklen Mauer des Schwarzwaldes entgegen. An diesem schritten sie eilfertig entlang, nahmen am späten Abend, wiederum den Rhein querend, Nachtlager in einer Herberge zu Basel und gelangten, gar frühzeitig aufbrechend, schon vor der Mittagsstunde des nächsten Tages auf den Paßsattel des Hauensteinberges. Die Sonne stand ihnen gerade südher in die Augen, doch plötzlich gewahrte Guy Loder unter ihr dicht vor sich in schier endloser Zahl und Ausdehnung die blauen und weißen, bis zum Äther aufgereckten Zacken, die einstmals droben über Altweier gleich unverrückten Wolkengebilden ihm am fernen Ende der Welt den Himmelskreis beschlossen. Fast erschreckend nah und überwältigend lag das schöne Traumwunder wie mit einem Zauberschlage unvorbereitet ihm zu Füßen, rief in jähem Aufsturm ein Wogen des alten Kindheitsehnens seiner Brust wach, daß er atemlos ausstieß: „Gehen wir dorthin — zu ihnen?“

Aber Welf Siebald nickte nur gleichgültig, ohne den Blick zu heben: „Hab nicht Sorg, die Hamster und Dachse haben sich gute Löcher auch in die Wüstenei geschaufelt,“ und er vergönnte keine Minute Anhalt und Rast. Sie tauchten wieder in ein breites Thal hinunter, drin die leuchtenden Spitzen dem Auge verschwanden, und wanderten an strudelndem Gewässer aufwärts; doch ein heimlich beseligender Gedanke förderte die Schritte des Jünglings, daß die geheimnisvollen, krystallenen Märchengebilde nahe vor ihm dalägen, und es mußte ein guter, glückverheißender Weg sein, der ihn denselben entgegenführte. Um manche Stunde später kamen sie an das alte Städtchen Sursen, vor dessen dunklem Thor der doppelköpfige Adler des Habsburgischen Erzherzoghauses steingehauen herabdrohte; als sie nach einem kurzen Vesperimbiß zur anderen Seite wieder hinauszogen, breitete im schon beginnenden Abendlicht die Spiegelfläche eines länglich-schmalen, stillen Landsees sich ihnen zur Linken. Erstaunt sah Guy Loder darauf, denn er hatte noch niemals ein so breites Gewässer erblickt, und frug nach dem Namen. Welf Siebald deutete nach einem niedrigen Kirchturm jenseits des Spiegels hinüber und erwiderte: „Das ist Sempach, nach

ihm heißt auch der See.“ Er ward gegen seinen Brauch mitteilsam und knüpfte daran, daß dort vor bald einem Jahrhundert die Schweizer Stadtbürger und Bauern den edlen Herzog Leopold von Österreich mit viel Tausenden seiner Ritter und Knechte durch List und Überzahl bewältigt und im Kampf erschlagen hätten. Unter verächtlichem Aufwurf seiner schon von Naturgestaltung stark vortretenden Lippen redete er weiter über die trotzige Frechheit der Kuhhirten, Mistbuben, Pfahlbürger und Pfeffersäcke, die seitdem sich vermessen, einen Eidbund untereinander zu schließen, die Burgen edler Herren im Schweizerland zu umlagern und zu zerstören und sich unbotmäßig gegen die hochmächtigsten Fürsten rings um sie herum zu verhalten. Sie dafür zu züchtigen, habe vor einem Menschenalter der König von Frankreich den österreichischen Herzogen wohl an dreißigtausend Armgecken zum Beistand geschickt, wild-unbändige Soldknechte, die der Connetable Bernard Armagnac geworben, daß sie nach ihm Armagnaken, doch in deutschen Landen arme Gecken oder arme Hechte benannt worden. Die hätten auch bei Sankt Jakob an der Birs unweit Basel mehrere Tausend von den lumpigen Bauernrotten bis auf den letzten Mann ins Gras beißen lassen, sich danach aber in Raub-, Brand- und Plünderlust überallhin ins Elsaß, Schwaben- und Bayerland zerstreut, daß die „Schwyzer“ wiederum mit einem blauen Auge davongekommen. Dadurch sei der Hochmut dieses störrischen Gesindels von Heringsnasen und Viehtreibern von Jahr zu Jahr immer höher noch ins Kraut geschossen; doch der Krug falle zuletzt einmal von der Stiege und platze in Scherben auseinander, und — Welf Siebald stand, mit blitzenden Augen nach dem Sempacher Turm hinüberblickend, still — er kenne einen, dem's lang das Blut gälle, die gemeinen Struppschädel von Bern bis Basel, Zürich und Sankt Gallen mit eisernen Ruten zu peitschen. Da werde viel Heulen und Winseln hier über die protzigen Äcker kreischen, und wessen Plempe weidlich dazu mitverhelfe, viel Ansehen bei Herren und Gold im Sacke heimtragen.

Das redete Welf Siebald mit einer wunderlichen Lustigkeit und Zuversicht, und Guy Loder hörte staunend zu, denn alles klang ihm neuartig, wildsfremd und fast unbegreiflich. Velten Stacher hatte ihm niemals solcherlei Dinge gesprochen, sondern von Tag zu Tag nur fröhlich seine Kunst betrieben, sein Lied gepfiffen und am Abend unter heiterer Zwiesprache den Becher ausgeleert, daß es Guy nie in den Sinn geraten, es sei anderes als eitel Friede und Freudigkeit in der weiten Welt. Nun vernahm er, daß hier, wo die hellen Quellwasser neben ihm rieselten, oftmals rote Blutbäche geronnen seien und in der Stille etwas darüber laure, wie ein hochkreisender Geier niederzuschießen und seine Fangkrallen abermals zu blutigem Kampf herabzuschlagen. Die ungewöhnliche Beredsamkeit seines Gefährten bedünkte ihn absonderlich, als habe derselbe seine Mitteilungen nicht ohne Zweck und Absichtlichkeit vorgebracht, doch mehr noch befremdete ihn die hochfahrende Art, mit der jener das Bürger- und Bauernvolk des Schweizerlandes mißachtete. So entfuhr's ihm, daß er versetzte: „Bist doch selber nur von niedriger Herkunft, wie ich eines Bauern Sohn bin, und hast geredet gleich einem Junker, der Lust dran findet, seinen Knechten die Peitsche auf den Rücken zu schlagen. Haben wir, deucht mich, wohl nicht Anlaß und Fug, zu wünschen, daß es unseren Brüdern so geschieht.“

Halb zornig, halb spöttisch auflachend, hielt Welf Siebald den Fuß. „Schwatzst noch aus Velten Stachers Ammenfibel und willst dein Lebtag ein Schwartenhals bleiben? Was weißt von meiner Herkunft und wer meine Brüder sind? Kenn sie nicht, sitzen vielleicht wo im Grafenschloß und werfen einen von der Bank, der mich Oheim nennen müßt. Sollt ich mich drum schlechter halten als sie? Spür das Blut in mir, es ihnen gleich zu thun. Willst Bauernknechte deine Brüder heißen,

da schlepp den Sack und führ die Hack und trag keine Schwertleit an der Hüfte! Hast's nicht in dir, daß du deine Geburt hinter dich werfen kannst und fühlst, die Kling in der Faust und der Will im Kopf macht den Junker, dann bist's nicht und wirst's nicht. Da kriech zu Kreuz vor Gosfried Dürrschnabels Stecken, denn er ist dein Bruder, nicht ich!"

Damit schritt Welf Siebald, es war schwer zu scheiden, ob mit gemachtem oder wirklichem Unmut, voraus, und beschämt folgte Guy hinterdrein. Er hatte wohl knabenthöricht geredet und sein Weggenoß recht und Verstand, daß es anders in der Welt zuging, als die Vögel in Wald und Busch sangen, und daß der, welcher ein Hohes zu erreichen trachtete, sich nicht selber als niedrig und unwert dafür bedünken durfte. Nur ein Wort war's gewesen, das achtlos über die Zunge des Hornbläsers gefallen, doch gleich einem blitzgeschwind aufwuchernden Samen hatte es vor der Einbildungskraft des Jünglings einen Stamm und Geäst und rauschendes Laubwerk zu hochragendem Baum in die Luft getrieben, daß man in dieser verwandelten Welt kein Junker von Geburt zu sein brauche, sondern bei gutem Glück auch der heiße Wille und die Thatkraft dahin zu bringen vermöge, gleich einem solchen, Einlaß heischend, an das Thor einer stolzen Ritterburg anpochen zu können. Und Guy Loder fühlte trotzende Jugendstärke und unbeugsamen Mut in seinem Blute anschwellen, das ihm die Stirn mit siedenden Strömen übergoß. Seine Thorheit scheltend, wanderte er hastig hinter dem Vorausschreitenden her, bis er wieder an die Seite desselben gelangte, und ging so schweigend noch eine Weile, dann frug er:

„Wer ist's, von dem du gesprochen, daß er die Schweizer mit eisernen Ruten zu züchtigen im Sinn trägt?"

Mit so verändertem Ton gegen zuvor klang die Frage an Welf Siebalds Ohr, daß dieser, überrascht den Kopf drehend, ausstieß: „Hoho, bist aus der Windel gekrochen und spürst das Haar überm Zahn wachsen? Wer's ist? Seinen Namen pfeift man nicht in den Schwyzer Wind, Flaumbart; der Leu brüllt nicht zuvor, eh er die Tatze reckt. Aber siehst du ihn, da weißt's, daß er's ist. Er trägt den Löwen auch auf dem Haupt, und seine Augen drunter sind wie der Karfunkelstein. Sein Bart ist noch nicht greis, und sein Mund fragt nicht, ob edles Blut die Lippen rot macht, die er küßt. Fragt auch nicht, ob ein Junker ihm dient, vielmehr ob er's werden möcht! Nun kennst du ihn und weißt, wer er ist."

Lachend setzte der Sprecher, ohne Weiteres beizufügen, den Weg fort; eine fremde Blutwallung durchwogte die Glieder und Gedanken Guys. Er sann umher, wer der Ungenannte sein möge, doch die Schilderung paßte auf niemanden, den er mit Augen gesehen. Die Frage blieb ihm im Munde, ob sie des Weges zögen, um den Löwenbehelmten hier anzutreffen, denn er wußte zuvor, daß er keine Antwort darauf erhalten werde. Aber es konnte kaum anders sein, und mit fiebernder Ungeduld harrte er des unbekannten Zieles ihrer Wanderung. Die Nacht fiel jetzt ein, sie schritten noch manche Stunde im Dunkel, dann in Mondeshelle; ein hoher, wildzerklüfteter, jäh abstürzender Berg kam ihnen näher, dessen obersten Gipfel ein weißschimmerndes Wölkchen gleich einer Tarnkappe verdeckte. Welf Siebald sah auf und sprach: „Das Wetter wird gut, Pilatus trägt 'nen Hut; das wird ihm Lobgeheul bei den hübschen Brüdern und Schwestern eintragen." Vor ihnen lag jenseits eines wildschießenden Gewässers eine schlafdunkle, vielgetürmte Stadt; sie gingen über eine lange, bedachte, hohlschollernde Holzbrücke, und Siebald schlug dröhnend mit dem Hammer ans Thor. „Wo sind wir?" frug Guy. „In Luzern," antwortete sein Begleiter, und der Wächter kam, prüfte ihre Anzahl und ihr Aussehen und ließ sie mit mürrisch-verwunderlichem Scheltwort über das nächtliche Einlaßbegehren des Gaunerpacks, das sich bei Tag einfinden könne, ins Innere der Stadt.

Sprachlos stand im Beginn des anderen Morgens Guy Loder am Uferrand des Vierwaldstätter Sees, der noch tief überschattet lag, während die Spitzen der gewaltigen Bergwände umher überall sich im ersten Frühstrahl röteten. Vorherbstlich weiße Nebel wallten da und dort über die unbewegte Wasserfläche, sie rollten sich auf und hoben sich an den dunklen Felsstürzen in die Höhe, daß der Blick plötzlich wie hinter fortgezogenen Laken in schimmernde Weiten hinausfiel, wo ringsher aus den Lücken fern und nah von grünen Gestaden Häuser und Türme aufblinkten und wieder verschwanden. Hoch darüber ragten wie ein Kranz blendender Sommerwolken sonnbestrahlte Schneehalden vom blauen Himmel herab.

So voll leuchtender Schönheit war die fremde Welt, in welche Guy ahnungslos nächtlicher Weile hineingewandert, daß er mit schier betäubten Sinnen davor stand und sich wie ein Kind von der Hand Welf Siebalds auf die Bank eines großen flachbordigen Fährschiffes niederziehen ließ, das leer am Brückendamm dalag. „'s wird voll, wollen uns nach vorn setzen," sagte der Hornbläser mit einem Aufklang des mißächtlich junkerhaften Tones, der manchmal durch seine Stimme drang; „man weiß nicht, welcherlei Lausevolk einem zu dicht an den Leib wächst." Achtlos erwiderte der Jüngling nur: „Fahren wir dorthin über den See?" Siebald nickte, und Guy wandte in trunkener Freudigkeit den Blick wieder in die märchenhaft winkende Weite hinaus.

Er sah nicht, daß allgemach eine absonderliche Gesellschaft sich am Ufer und in dem breiten Fahrzeug ansammelte. Langsam kam zuerst ein lahmer Greis auf Krücken von der Stadt herangehinkt, ein Blinder am Stab, von einer frechblickenden Dirne geführt, folgte ihm und andere an Leib und Gliedern verkrüppelte Gestalten schleppten sich hinterdrein. So begann es sich gleich einem Strom heranzuwälzen, Männer und Weiber, jung und alt, nicht alle mit sichtbaren Körperschäden, doch auch die, welche heile Gliedmaßen zur Schau trugen, fast ausnahmslos mit unheimlich-verschlagenen oder wildbärtig-verwahrlosten Gesichtern. Den meisten las man ihr Gewerbe an der Erscheinung ab, sie gehörten sämtlich zur Sippe der auf Wegen und Stegen „fahrenden Leute", Bettler, die ihr Gebrest für Almosen aufwiesen, umziehende Gaukler, Possenreißer, Mummenschanzler und Klopffechter um Heller und Pfennig, schweifende Strolche ohne besonderes Anzeichen, wodurch sie ihren Unterhalt erwürben. Auch junge Kerle und Dirnen mit bläulichem Weiß um die blitzend schwarzen Augensterne und gleicherweise blauschwarzem, glänzendem Haar fanden sich drunter, deren fremdartig geschnittene Züge sie sofort als „Kaltschmiede", „Ismaeliten" oder „Zingani" kundgaben; da und dort sah ein ursprünglich feiner geartetes Gesicht hervor, das einem mittellos herabgekommenen, zerlumpt vagierenden Bacchanten angehören mochte. Jeglichem stand das Gepräge des „unehrlichen Volkes" aufgedrückt, dem nirgendwo ein Recht, seine Fertigkeiten zu üben und sein Dasein zu fristen, gewährleistet ward, das sich aber trotzdem auf allen Landstraßen und Märkten, in Dorf und Stadt umtrieb. Die meisten sahen sich nicht zum erstenmal, sondern ihre Begrüßung offenbarte, daß sie sich schon mancherorten angetroffen; Zuruf und Ansprache flogen buntscheckig in deutscher und welscher, fränkischer und hispanischer Zunge durcheinander, vielfach in einem Sprachgemisch, das Worte von allen entnahm und sie durch völlig unverständliche Ausdrücke verband, mit denen nur die Sprecher und Angesprochenen sich genau vertraut zeigten. Mehrere starkknochige Bootsknechte kamen nun hinzu und forderten, bevor sie das Schiff in Bewegung setzten, von jeglichem ein geringfügiges Fährgeld ein, das unter vielfältigem Widerspruch, besonders der Weiber, aus den schmutzstarrenden Kleidern und Säcken herausgefingert ward, dann schlugen breitschaufelige Ruder ein und trieben das schwerbe-

ladene Fahrzeug langsam in den smaragdfarbigen See hinaus.

Da erst drehte Guy Loder den Kopf und nahm erstaunt die absonderliche, hinter ihm zusammengerottete Sippschaft gewahr. Er sah auch, daß neben ihm Welf Siebald scharf musternde Blicke zwischen die raunenden, schwatzenden und kreischenden Köpfe hineinwarf, doch bald das Gesicht mit geringschätziger Achtlosigkeit abwandte. Und auch Guy dachte gleichgültig, so sei's auf einem Schiffe, das den Vierwaldstätter See überfahre, und sein entzücktes Auge schweifte wieder in die traumhafte Wunderwelt voraus, die sich allmählich jetzt heller und deutlicher erkennbar vor ihm breitete. Es war ein wonniges Verweilen über der grünquellenden Tiefe, deren perlendes Wasser der gleitende Schiffsbug lautlos zur Seite drängte, und doch fuhr das mit den Rändern fast die Seefläche streifende Boot ihm auch zu langsam für den Flug seines voraufeilenden Verlangens. Manche Stunde dauerte es, bis zwei senkrecht niederstürzende, von beiden Ufern dicht gegeneinander gerückte Felsen, die wie ein Thor nur ein schmales, glimmerndes Wasserband zwischen sich beließen, aus der duftigen Weite merklich näher herankamen. Oft rasteten die Schiffer von der schweißbetriefenden Anstrengung und fuhren mit kernigem Fluchwort in die Menge, wenn diese durch Gezänk und Stoß das Fahrzeug auf eine Seite hinüberdrängte; die Sonne des Septembertages begann schon wieder zu sinken, als das Boot durch den Engpaß der beiden „Nasen“ hindurchschwamm. Da lag, fast plötzlich, eine vollkommen verwandelte Welt rund um den Blick. Von dem noch eben Gewesenen war nichts geblieben, neue Seefläche dehnte sich aus und andere, noch mächtigere Bergwände faßten sie rundum ein. Das Fahrzeug näherte sich dichter dem nördlichen Ufer und zog unter dem jäh abstürzenden Geklipp desselben entlang; kein Vorstrand ermöglichte hier einen Landweg, das tiefe, klare Wasser reichte überall bis an den Niederfall der turmhohen, wild durchschrundeten Felsenmauer hinan. Nur zwischen zwei riesig aufgezackten, überdrohenden Gesteinmassen, dem „Viznauer Stock“ zur Linken und der „Hochfluh“ zur Rechten, sattelte sich jetzt eine schmal ansteigende Bergschlucht ein, die bald erkennen ließ, daß kein anderer Zugang als vom See aus zu ihr hinführte. Steil schloß im Hintergrund die Rückwand des Rigiberges sie von der Welt umher ab, einige Matten, von weißbrodelndem Wildwasser durchtobt, krümmten sich noch an diesem empor, dann lagerte weglose Felsöde sich darüber. Drunten am Gestade allein verbreiterte der dürftige Einschnitt sich um ein Geringes, und von dort sahen die Häuser und der niedrige Kirchturm eines Dorfes herüber und stiegen ebenso im Wiederbild aus dem stillen Seespiegel von unten herauf.

Gegen dies Dorf aber drehte nun das Schiff seinen Bug, und eine allgemeine erwartungsvolle Unruhe hob unter seinen Insassen an, die sich nicht mehr von den Flüchen und Drohungen der Ruderknechte bemeistern ließ. Sie lärmten, schrieen, jauchzten und winkten mit Armen, Stöcken und Tüchern zum Ufer hinüber, wo eine dichtgestaute Menschenmasse des anlandenden Fahrzeuges zu harren schien. Es war später Nachmittag geworden, und im schräg vom Pilatus herfallenden Sonnenrot erkannte Guy Loder zu seinem Erstaunen nach und nach deutlicher, daß die drüben angesammelte Menge fast ausschließlich aus gleichartig häßlich abstoßenden und unheimlichen Erscheinungen bestand wie die Bootsbemannung hinter ihm. Ebenso kreischten und zeterten, fochten sie mit Händen, Krücken, Hüten und Trinkgeschirren durch die Luft den Heranschwimmenden entgegen; die Willkommsgrüße hier und dort mischten sich mehr und mehr zu einem wüstgellenden, ohrbetäubenden Getöse ineinander. Mit einer Drehung lief jetzt rückwärts das Fährschiff auf den hier seichten Strand, und im selben Augenblicke auch wälzte sich die Sippschaft aus demselben wie ein heulendes Tierrudel, Lahme und Blinde in sei-

nem Knäuel mitreißend, ans Land und balgte sich gierig um die zur Begrüßung ausgestreckten Zinnbecher und irdenen Krüge. Völlig allein standen im Nu an der Vorderspitze des Fahrzeuges Guy und Welf Siebald, und der letztere sagte verächtlich: „Laß die Luder sich erst verlaufen, eh wir den heiligen Boden mit unseren Sohlen küssen!“

Das löste zum erstenmal Guy Loders unter den schönheitstrunkenen Augen bisher wortlose Lippen, und er frug mit einer unwillkürlichen körperlichen und gemütlichen Regung des Ekels: „Was ist das? Wo sind wir? Was sollen wir hier?“

Ein beißend höhnisches Zucken schnitt um die Mundwinkel des Befragten, und er lachte: „Gefällt's dir nicht? Scheint auch etwas von hochmütigem Junkerblut in dir zu kitzeln. Sind einstweil doch unsere Brüder und Schwestern von der Gaunerkilt zu Gersau, Rümpfnäslein! Siehst hübsch beisammen, was auf fünfzig Stunden in die Rund von Bettlern, Krüppeln, Quacksalbern, Seiltänzern, Klopffechtern, Narren, Falschspielern, Landstreichern, Weglagerern, Buschkleppern, Beutelschneidern, Strolchen und Abenteurern in schwäbischen, bayerischen, tirolischen, welschen und Schwyzerlanden umstreicht, denn heut ist ihr ‚Landtag‘ im Freidorf Gersau, wohin nicht Büttel und Steckenknecht reicht und man Stäupbesen, Brandeisen und Galgenstrick nicht kennt. Kannst ihnen auf deiner Pfeife aufspielen und brauchst nicht zu sorgen, daß sie mit dem Lohn kargen, denn was sie seit 'nem Jahr zusammengeflennt, -geschalkt und -gegaunert haben, muß bis übermorgen aus dem Sack. Darfst getröstlich zwischen sie drein, hier auf der Kilt gelten gut Recht und Gesetz, das nirgendwo aufgeschrieben steht, doch keiner wird sich an deinem Säckel vergreifen. Die Unehrlichen wollen auch einmal drei Tag lang ‚ehrliches Volk‘ sein und waschen sich Lug und Trug im See vom Leib. Wirst verwundert dreinschauen, wie die Lahmen springen und die Blinden verliebte Augen nach Krügen und Dirnen aufreißen. Sind aber da und dort auch andere Leut drunter, Gesellen, die der Wind herumweht und lieber ihr Eisen auf harte Schädel hämmern als in der Schmiede auf den Amboß, ihre Faust fragt nicht warum, sondern wofür. Nach solchen wollen wir Umschau halten, Pfeifjunkerlein, und ihnen ein gutes Liedlein vorsingen, daß ihr Blut im Kopf zu tanzen anhebt. Komm, das Lumpengeschmeiß hat den Weg frei gemacht, und ich denk's, wir liefen uns die Sohlen nicht umsonst ab zur Gaunerkilt nach Gersau.“

— — — — — — — — — — — —

Auch eine Kilbe war's, doch sehr anders als der Pfeifertag zu Rappoltsweiler. Vielleicht mit einem halben Hundert von Häusern und Hütten streute das landher unzugängliche, „freie“ Dorf Gersau, der kleinste Staat Europas, sich von den Bergwänden zum Seeufer herab und mochte zu gewöhnlicher Zeit kaum ein halbes Tausend von Einwohnern umschließen. Heut aber gab es mindestens der fünffachen Anzahl Unterkunft, die aus allen Richtungen zum jährlichen „Landtag“ auf Barken und Böten übers Wasser herangeschwommen waren. Ein Kirmestreiben buntester und geräuschvollster Art füllte jeden Fußbreit der engen Felsspalte; mit den wundersamen Festgästen, welche das Jahr hindurch sich als Schmarotzer an die menschliche Ordnung klebten, hatten sich zahlreiche Zuzügler eingefunden, den günstigen Anlaß zu nutzen, um ihrerseits wieder sich jenen als Blutegel an den Leib und an den gefüllten Säckelgurt festzusaugen. Verkaufs- und Schenkbuden drängten sich aneinander, von wackelnden Lattengerüsten schrieen Theriakhändler, wandernde Komödianten niedrigster Gattung, Possenreißer, Schwertschlinger, Feuerfresser herunter. Schatzgräber und Teufelsbanner trieben sich mit lockenden Anerbietungen dazwischen herum, doch mehr zur eigenen Belustigung, als weil sie hier wie bei den tölpischen Bauern auf dem platten Lande und im Gebirge gutes Gehör und Verdienst zu finden

hoffen konnten; manche der Vaganten führten ihre lebendigen Erwerbsmittel mit sich und ließen ihre Affen, Meerkatzen und Murmeltiere unentgeltlich tanzen, klettern und Künste üben. Sogar ein doppelhöckeriges Kamel ragte mit hagerem Hals über die Köpfe der Menge, und da und dort drehte sich ein Bär brummend am Stock; überall klangen grobe Späße, unflätige Witze und Zoten, und ein Beifallsgewieher, Gekreisch und Zurufe in unverständlichem Rotwelsch umgaben alles mit dem unablässigen Getöse eines wüsten Brandungsschwalles. So hatten es schon Jahrhunderte stets gleich an diesem Tage gehört und gesehen, seitdem die „Bruderschaft" der Bettler und Abenteurer in der freien Dorfschaft Gersau eine Schutzpatronin gefunden, um hier alljährlich auf der Gaunerkilt drei Tage und Nächte lang gemeinsam zu durchfressen und durchsaufen und sich dann wieder in alle Winde, hinter Busch und Stein, in Dörfer und Städte, nicht selten auch an Schandpfahl, Galgen und Rad zu zerstreuen.

Widerwillig schritt Guy Loder durch die häßlich brodelnde Masse hin, aus der oftmals ihm geltende Anrufe, vorwiegend von Weiberlippen: „Schöner Herr! Feins Junkerlein!" ihn an einen Kram- oder Schenktisch heranzuholen suchten. Er hatte den Sinn in Welf Siebalds Worten beim Anlanden nicht aufgefaßt und begriff nicht, zu welchem Zweck sie unter diese, jenem selbst Ekel regende Sippschaft hierhergekommen sein könnten. „Wo bleiben sie zusamt, wenn die Nacht kommt?" frug er; „mich deucht, sie haben in den wenigen Häusern nicht Platz." Sein Begleiter versetzte lachend: „Platz genug unterm großen Dach; glaubst, daß sie heut nach anderem begehren? Sind gewöhnt, Spinnen und Kröten im Schlaf auf der Nase zu spüren und sich nasse Blätterdecke über den Leib zu scharren. Hab aber nicht Sorg, du sollst besseren Unterschlupf finden, der dir's Blut warm hält."

Es war allgemach bereits Abend geworden, durch die Dunkelheit klang das tausendkehlige Gebrüll, Gelächter und Geschrei noch wie zehnfach verstärkt. Ab und zu loderte ein Pechkranz in die stille Luft und wies undeutlich lange Reihen von niedrigen Bretterbänken, auf denen dichtgedrängte Säufermassen von Männern und Weibern hockten, standen, rittlings mit den unsauberen Trinkgefäßen gegeneinander stießen, quäkten, johlten und lallten. Auftaumelnde stürzten nach einigen Schritten zu Boden und blieben unbeachtet liegen; nur wenn ein Fußtritt sie aus dem Schnarchen riß, stießen sie schwerzungig einen lästerlichen Fluch aus, den wiehernbes Gelächter der Umsitzenden verschlang. Die allgemeine tierische Betrunkenheit nahm mit jedem Augenblick zu, aber man gewahrte, es war der Zweck eines jeden, den Vorangegangenen nachzufolgen und bewußtlos bis zum Morgen auf die Erde herunterzukollern.

Welf Siebald führte seinen Genossen nordwärts hinan, wo die Bergschlucht, sich verengend, zu den kargen Matten emporzog. Hier ward es nicht geräuschlos, doch stiller, vergleichsweise vornehmer. Da und dort leuchteten Fackeln in die Nacht und zeigten größere, roh überdachte Holzbuden; rechts hinüber, noch weiter zurück, schimmerte sogar die grauweiße Leinwand einer aufgeschlagenen Zeltreihe aus dem Dunkel. Auf den Eingang eines der ersteren Gelasse schritt der Führer Guys zu und blickte prüfenden Auges hinein. Bänke und Tische aus unbehobelten, auf eingerammte Pfähle gelegten Brettern füllten den Raum drinnen und erwiesen sich auch hier von Trinkenden und ersichtlich zum Teil bereits ziemlich weit in der Trunkenheit Vorgerückten besetzt. Doch war die Art derselben unverkennbar zumeist eine andere als draußen unter dem nächtlichen Sternenhimmel, und es fehlten die Weiber dazwischen, bis auf etliche locker gewandete oder vielmehr halb unbekleidete, frechmienige und blitzäugige Schenkdirnen, welche den Gästen gefüllte Krüge, Kannen, Humpen und Stiefel zubrachten und als Entgelt neben

der klappernden Münze einen Armgriff um Hüften und Brust in Empfang nahmen. Junge und ältere Köpfe füllten nebeneinander die Sitze, doch alle mit trotzigen, vielfach durchnarbten, von Sonne und Regen verwetterten Gesichtern und mit Streitkolben, Schwertern oder sonstigen kurzen und langen Raufwaffen am Gurt. Manche trugen eisenbesteppten Koller und blecherne Kappe drüber auf dem Kopf, andere sahen bettlerhaft verlottert aus und regten unheimliches Gefühl, daß sie sich öfters nicht weitab von den Mordbrennern befunden haben möchten, die nicht selten in Rotten hier und dort über Land und Dörfer eines deutschen Gaues hereinbrachen. Alle aber boten das Gepräge aus Faustfehden und Kriegsläuften entlassener oder entlaufener Sold- und Landsknechte, die auf der Landstraße nach einem Trommelschlag herumhorchten, dessen Gewirbel rollende Würfel, klimpernde Batzen und durstlöschende Fässer verhieß.

Nun zog's einen Moment wunderlich vor Guy Loders Gesicht, als sein Gefährte, ihn an der Hand fassend, ins Innere der Schenkbude vorschritt. Mit so junkerhafter Manier in Haltung und Zügen, nachlässig und gewichtig zugleich, trat Welf Siebald hinein, als ob er aus der Halle einer vornehmen Ritterburg daherkomme, bot kurz höflichen, doch merklich herablassenden Gruß über die Anwesenden und fügte nickend hinterdrein: „Arme Hechte hie?“ Es war absonderlich, wie bei dem Wort die Mehrzahl der Köpfe in die Höhe fuhr und in den Höhlen unter den buschigen Stirnknochen flüchtig ein Gefunkel wie aus vorstarrenden Geieraugen aufschlug; doch der Urheber desselben warf sich gleichgültig auf eine Bank, stemmte seine Hiebwaffe zwischen die Kniee und sprach lachenden Mundes, seine Bartzwickel kräuselnd: „Schlechte Zeit für gute Fäuste und trockene Kehlen; mich staunt's, daß es noch so lustig ist auf der Kilt. Du da, Jungfer, wenn den Namen nicht übel aufnimmst, klopf den Zapfen in ein neues Spundloch; mein Durst zahlt's, und ist dein Faß ihm über, findt er am Tisch wohl verstaubte Gurgeln, die ihm helfen!“

„Euer Edlen zu Diensten,“ antwortete nach kurz forschendem Blick die angerufene Schenkin und lief hurtig, den Auftrag zu vollziehen. Durch die Runde ging ein unwillkürlich hervorbrechendes Gemurmel, das die Verheißung freier Zeche willkommen hieß, doch die Augen der so unerwartet freigebig Bewirteten trachteten ebenfalls jetzt wieder einen gleichgültigen Ausdruck anzunehmen, nur ein achtsam lauerndes Aufhorchen des Ohres verriet sich dann und wann in den Mienen. Welf Siebald hob den ihm gebrachten Humpen und sprach: „Gut Kaiserlich alleweg! Drauf trink ich anerst,“ und er leerte das große Gefäß, daß bei der Umstülpung desselben kein Tropfen auf den Daumennagel rann. Die anderen wiederholten den Spruch und thaten gleichen Trunk. Darauf flocht er mit dem ihm zunächst Sitzenden, dem der störrige Bart schon sandfarbig über der Lippe zu starren begann, ein leutseliges Gespräch an: „War't auch bereits mit dem Connetable bei Sankt Jakob und halft Bauernstroh dreschen? Mich deucht, ich sah Euch öfters, der Wind blies mir nur Euren Namen von der Zunge.“

Staunend saß Guy daneben und sann, woher seinem Genossen die Barschaft zu so verschwenderischer Ausspendung gekommen und welchem Zweck die letztere dienen möge. Mit achtloser Miene hatte jener, als sei er täglich daran gewöhnt, einen Goldgulden zur Bezahlung hingeworfen, dem aus vielen Augwinkeln ein gieriger Seitenblick nachschoß; wechselnd redete er nun bald mit einem einzelnen, bald zu einer Anzahl dicht aneinander gedrückter Köpfe. Was er sprach, verstand Guy Loder zumeist nicht, doch es mußten Dinge sein, die den Hörern gefielen, denn allgemeiner Beifall, Gelächter und zustimmende Ausrufe begleiteten seine Worte. Bei allem aber behielt sein Wesen und Behaben den junkerhaften Anstrich, der unsichtbar, doch merklich stets einen gleich

bleibenden Abstand zwischen ihm und seinen Trinkgenossen fühlen ließ. Auch Guy war von der langen Wasserfahrt des Tages durstig geworden und leerte häufiger als sonst seinen Becher. Dazwischen spannte er sein Gehör an, allein auch wenn dieses etwas deutlich aufzufassen vermochte, gab ihm nichts einen Anhalt über die Absicht, die Welf Siebald verfolgte. Nur einmal hörte er ihn, herüberdeutend, sagen: „Schaut's meinem Bruder wohl am Gesicht, daß er von edlem Blut stammt und zu anderer Stund silbernen Helm auf dem Scheitel trägt." Da wandten die Köpfe sich spähend gegen ihn herum, daß er über die erlogene vornehme Abkunft, die Siebald ihm beigelegt, dunkel errötete und sein Antlitz hastig wieder hinter dem neugefüllten Zinnbecher verbarg. Doch zugleich kam ihm aus den Worten ein anderes ins Gedächtnis, dessen er bis heut nie mehr gedacht; seine Züge mußten wohl, wie Velten Stacher einmal flüchtig gesprochen, Ähnlichkeit mit denen Welf Siebalds aufweisen, da dieser ihn als seinen Bruder auszugeben vermochte und sichtbarlich nirgendwo auf Zweifel und Unglauben damit stieß.

So liefen etliche Stunden hin, dann stand Siebald auf und verabschiedete sich von den zurückbleibenden Insassen der Schenkbude. Er that's mit einem Gemisch ritterbürtigen Standesbewußtseins und artiger Zurschaulegung, daß der Aufenthalt ihn wohl angesprochen habe. „Treffen noch wieder zusammen, denk ich," sagte er laut; „wär's nicht, so könnt einer, der ein Anliegen an mich hätte oder etwa eine Fürsprache begehrte, mich leichtlich auffinden." Damit schritt er nachlässig hinaus, legte draußen die Hand auf die Schulter Guys und raunte zufriedenen Tones: „Bist ein gutes Würmlein am Fischhaken gewesen, ihre Glotzaugen haben weidlich nach deiner Habichtsnas geschnappt. Merkst, daß man ein Junker ist, wenn man's will? Hast verdient, daß minder ungeschlachte Brauen nach dir gaffen, und dieweil ich dich meinen Bruder beheißen, will ich dir auch eine Schwester schaffen, die sich auf guten Lohn versteht. Komm!"

Es war volle Nacht, doch nur drunten auf der Erde, in der Luft oben webte ein heller Schein, dessen Ursprung man nicht wahrnahm; er mußte vom Mond herstammen, den eine der hohen Felszacken noch verbarg. Welf Siebald führte seinen Genossen noch um etwas weiter gegen die Rücklehne der engen Thalschlucht empor, dann standen sie am Beginn der weißen Zeltreihe, die zuvor, von Fackeln überhellt, aus dem Dunkel geschimmert. Jetzt lagen sie scheinbar licht- und lautlos. Guy fragte, wer sich in der allgemeinen Dürftigkeit umher solch besondere, kostspieligere Wohnstatt hier aufgeschlagen, und Siebald erwiderte: „Die ‚Fahrenden'; sie fahren nicht übler zu Gersau als in den hochbelobten Städten Nürnberg, Augsburg und Straßburg oder an ritterlichem und fürstlichem Hoflager." — „Wer sind denn die ‚Fahrenden'?" entgegnete der Jüngling verwundert, und sein Begleiter lachte: „Hast noch die Eierschal auf dem Kamm, Hähnlein? Das wird ihnen Spaß bereiten. Sie hören's gern, wenn man sie mit morgenländischem Namen anspricht, und geben vor, als stammten sie dorther. Kannst sie aber auch mit schier gleichem Klang auf deutsch beheißen, denn zumeist haben sie landläufige Milch von ihren Müttern getrunken wie wir."

Er schlug zu den letzten Worten den Vorhang des ersten, weitaus umfangreichsten Zeltes voneinander und sprach beim Eintreten: „Erschreckt nicht vor den späten Nachteulen, ihr Houris des Paradieses, doch ihr seid Schwestern der Barmherzigkeit und lasset durstige Brüder nicht schmachten, auch wenn sie euch den Schlaf vom Auge zu stehlen drohen."

Guy Loder hatte noch nicht viel Prunk und Pracht im Leben gewahrt, aber um so staunender ruhte sein Blick darauf, wie das Innere des Gezeltes ihm hier inmitten des vorher durchwanderten Schmutzes und der rohen Verkommenheit unerwarteten Reichtum, Glanz und Augenerfreuung aufschloß. Bläuliche, von Erz-

pfannen steigende Flammen erleuchteten den Raum und die mit Seide bekleideten Wände, an denen sich niedrige rote Ruhebänke entlang zogen. Darauf saßen mehrere in kostbare Gewänder eingehüllte weibliche Gestalten, schlank, jung und von blendender Schönheit der Gesichter und des halb entblößten Halses und Nackens; goldene Spangen umgleißten die Arme, und edelsteinglitzernde Gürtel hielten das lange, faltig aufbauschende Kleid. Eine hob sich vom Sitz empor und erwiderte herantretend und mit vornehmem Anstand den Kopf neigend: „Willkommen im Paradiese, vielwerte Herren! Ihr könnt uns nicht Furcht flößen, denn ihr schaut nicht wie Eulen, vielmehr gleich zwei Edelfalken aus. Lasset euch nieder; ob ihr spät kommt, werden wir gewißlich eure Lippen nicht dürsten lassen.“

Sie nahm Siebalds Hand und führte ihn artig an eine Ruhebank, eine andere that Guy das Nämliche. Zugleich stand auf ihren Wink eine Dienerin mit zwei zum Rand gefüllten, kunstvollen Bronzeschalen vor ihnen. Auch der Jüngling erfaßte die ihm dargebotene, und ein Trunk heißen süßen Weines rann ihm fremdartig über die Zunge. Ein zauberischer Gegensatz war's zu der plumpen Holzbude und den rohen Gesichtern darin, die er eben erst verlassen; noch mehr als dort erschien Welf Siebald ihm von angeborener Junkerart, so frei, kecklich und galant trat sein Behaben hervor, flogen ihm behend witzige Rede und Antwort vom Munde. Er mußte die Bewohnerinnen des Zeltes kennen und dies den Ankömmlingen die gastliche Aufnahme bei den schönen Frauen bereiten, nicht ihm allein, denn auch diejenige, welche sich Guy zur Seite gesetzt, sprach wie traulich-bekannt mit ihm, füllte stets die kostbare Schale wieder und blickte ihn gar holdselig mit sanften Taubenaugen an. So anmutig war's, wenn sie sich aufhob und zurückkam, und so reizvoll bog sich ihr geschmeidiger Nacken, einem weißen Perlengeleucht gleich im bläulich rieselnden Licht; Guy bedünkte es, als sei er in eine traumhafte Märchenwelt entrückt. Welf Siebald hatte es ja auch gesprochen, sie befanden sich im Paradiese, und der feurige Wein, der im Blut klopfte, beließ mehr und mehr kaum etwas Wundersames noch daran, daß dies Paradies inmitten der Gaunerkilt von Gersau stand. Es war friedlich, schön und beglückend darin gegen das ekle Getöse draußen; lieblich klang ihm die Stimme des schönen Weibes ins Ohr, scherzend und lächelnd; manchmal verstand er nicht, was ihre Worte gemeint, jedoch wenn er ungefähr nach seiner Vermutung darauf erwiderte, spielte das Lächeln noch schalkhafter als zuvor um ihre Lippen. Aber zuletzt ward die Zunge ihm schwerer und Müdigkeit fiel ihm über Glieder und Sinne. Die Lider waren ihm niedergesunken, und wie im Traum hörte er die Stimme Welf Siebalds sprechen: „Mein Bruder schläft ein, bring ihn zu seinem Lager, schöne Houri!“ Da öffnete Guy die Augen, doch er gewahrte nur undeutlich einige in trunkener Lustigkeit lachende Gesichter ihm nachwinken und fühlte eine weiche Hand, welche die seinige faßte. Von der ließ er sich führen; sie traten durch den Vorhang ins Freie, wo jetzt heller Mondglanz alles überfloß. Darin erkannte er, daß seine Begleiterin ihn an ein anderes, kleineres Zelt hinanzog; wie sie dies öffnete, sah er im einfallenden Licht, daß es kaum mehr Raum als den einer engen Kammer bot. Am Boden stand ein Lager aus weißen Linnen bereitet, das mußte für ihn zum Schlaf bestimmt sein, und er sagte halb stammelnd: „Habt Dank für Eure reiche Freundlichkeit und ruhet auch gut.“

Nun fiel der Vorhang zu und es ward völlig lichtlos um ihn. Er empfand zum erstenmal, daß ein Weinrausch ihm Sinne und Gedanken umdunkelte, und setzte sich tastend auf den Lagerrand, um sich hinzustrecken. Doch war's ihm nach einer flüchtigen Weile dabei, als ob die Hand von zuvor ihn noch halte, und auf einmal hörte er auch eine flüsternde Stimme, deren Hauch ihm die Schläfe berührte: „Stellst dich so müd, da will ich dir hel-

fen," und er fühlte, daß eine andere Hand ihm behend das Wams über der Brust öffnete. Dazu raunte die Stimme wieder, doch heißeren Atems: „Bist ein feiner Knab, schier als hättst du noch keinen Jungfernmund geküßt; ich weiß, daß sie all mich neiden um dich und Gold dreingäben, könnten sie heut nacht für mich hier sein. Klopft dein Herzlein auch so hurtig wie meins, mein Huldgesell?" Und mit dem Wort schlüpfte eine kleine Hand durch das aufgenestelte Kleid über seine Brust und tastete nach der Stelle, wo der Herzschlag ihm jählings mit lauter Heftigkeit an die Wandung anpochte; lachend indes fügten gleich die unsichtbaren Lippen hinterdrein: „Was herbergst denn Garstiges auf deinem Herzkämmerlein wie ein Amulettchen von dürrem Laubwerk, das der Wind dir hineingestreut?" und die gelenken Finger suchten etwas hervorzuziehen, das sie auf ihrem Wege angetroffen. Doch im selben Augenblick schoß es mit einem Blitz der Besinnung durch Guy Loders Leib und Herz und Seele. Er wußte nicht, was es war, nur daß die Hand ihn an diejenige Bettanes gemahnte, die ihm auch zu doppeltem Mal im Leben leise so über die Brust hingeglitten. Aber sie war sonnenlind, einem kaum fühlbaren Frühlingshauch gleich gewesen, und diese ringelte sich wie eine Schlange, doch nicht kalten Blutes, sondern sie brannte heiß, als seien ihre Finger aus glühenden Kohlen gebildet. Und mit einem Schauer durchrüttelte es ihn: sie trachteten die welke Rose von seiner Brust fortzureißen, die Bettane ihm beim Abschied wunderlich dorthin gelegt; dann liege sein Herz wehrlos, unbeschützt, die unheimlich brennende Hand fasse es und presse ihm alles bangende Hoffen, alles Sehnen, alle Schönheit des pochenden Schlages tot und qualvoll zusammen. Wie fortgepeitscht flog der Weinrausch aus seinem Kopf, ein einziger beherrschender Wille durchfuhr ihn vom Scheitel bis in die Zehen hinab, und wie plötzlich aus einer Betäubung aufwachend, stieß er das fremde Weib kraftvoll von sich, faßte im Dunkel den Vorhang des Zeltes und stürzte durch den knirschend unter seiner Hand zerreißenden ins Freie hinaus. Er vernahm einen Aufschrei des Erschreckens hinter sich, einen Moment blieb es still, dann scholl gedämpftes Rufen ihm nach, doch nicht zornig, sondern wie von ungläubigen Lippen, schmeichelnd, bittend, fast klagend: „Was hab ich dir gethan? Komm doch, bleib, liebster Knabe! Warum läßt du mich allein? Ich will ja kein Gold von dir, nur dich selber — komm zurück — mich friert, wenn du gehst —"

Undeutlicher und auslöschend verklang es im Rücken des Jünglings durch die Nacht, denn er eilte, ohne anzuhalten, geradeaus weiter, bis die Bergwand ihm den Lauf hemmte. Doch ließ er den Drang seines Fußes dadurch nicht behindern, sondern kletterte hastig noch vorwärts, über hängendes Felsgeblöck und zackiges Geröll, das unter ihm wich und schollernd in die Tiefe hinabrollte. Atemlos und furchtlos schwang er sich empor, wohl turmeshoch, bis er eine moosüberdeckte Gesteinplatte fand, die ihm mit sanft abgeschrägtem Hang eine Raststatt darbot. Da hielt er und saß und blickte auf die beglänzte Welt unter sich hinunter.

Sie lag noch von demselben Mondlicht bestrahlt, das ihm vor wenig Tagen erst an der Mauer von Sankt Pilt Velten Stacher gewiesen, wie er in heimeliger Laube den Arm um den Nacken einer jungen Maid geschlungen. Aber das war anders, süßselig zum Herzen hinandringend gewesen, gleichwie die Welt in jener Nacht auch noch umher gelegen. Dann hatte sie sich im Dusenbachthal jählings schreckvoll verwandelt, und so hatte sie es hier eben zum anderenmal gethan. Er besaß keinen Namen dafür, nur ein ungestümes, zorniges Pochen in der Brust redete es ihm, und daß Welf Siebald die Schuld daran trage, der ihn gleichgültig in solche Gefahr hineingebracht. Es befiel Guy wie schon dann und wann mit einem Widerwillen und Grauen vor seinem Genossen und dem unverständlichen Thun und Treiben desselben; ein sehnsüchtiges Verlangen wuchs

in ihm, weiter über die Berge allein sich einen Weg in die Ferne zu suchen. Doch wohin in der Fremde und mit welcher Beihilfe? Als Pfeifer ins Elsaß konnte er nicht zurückkehren — und was sonst? Tief gedankenvoll sah er in die Silberfunken aussprühende Nacht.

Die Welt war einmal so, und er mußte sich drein fügen, denn seine Kraft konnte sie nicht ändern. Aber er konnte in ihr dem Ziel seiner Sehnsucht entgegenzukommen trachten und doch der ewigen Sonnenmutter und ihrem Abbild in seinem Herzen Treue bewahren. Das überfloß ihn allgemach mit sanfter Beschwichtigung. Wenn er Welf Siebald verließ, zerrann jede Hoffnung, welche dieser ihm geweckt, in leeres Nichts; hülflos, verlassener als ein Bettler der Gaunerkilt drunten stand er an der Straße. Er mußte blind und taub sein, um so knabenthöricht zu handeln, und sein Herz schlug ihm, daß er vor einer Stunde noch ein thörichter Knabe gewesen, doch er sei es nicht mehr. Eine neue Erkenntnis hatte ihm das innerste Sein anwidernd und wonnevoll durchschauert und gesellte seinen Empfindungen und Gedanken auch eine neue Fähigkeit seiner Seele: besonnene Klugheit, hinzu. Müde fielen ihm nach und nach die Lider, beinahe unbewußt streckte er sich zum Schlaf auf der moosigen Decke aus. Die Welt war so, und man konnte nicht allzeit mit freiem, geradem Wort durch sie hingehen; aber tröstlich blieb's, daß dort oben über dem glanzspiegelnden See im Mondlicht die weißen Zacken silberstrahlend, unverrückt in den Himmel stiegen, die er als Knabe schon so vom Abendsonnenrot vergoldet traumhaft am Rande der Welt gesehen. Die waren doch wandellos an ihr geblieben, und mit ihrem ruhvollen Bilde vor den Augen schlief Guy Loder auf seiner fremdartigen Lagerstatt ein. Doch war's eine kühle Nachtrast, von der Tau und Morgenwind vor der kommenden Sonne ihn frühzeitig wieder aufscheuchten; sein Antlitz redete noch davon, als er nach Stunden im Getümmel der neubelebten Kirmes mit Welf Siebald zusammentraf, denn dieser lachte: „Schaust mit struppigen Federn drein, Pfeifhähnlein, als hättst ein frostig Quartier gehabt; 's kommt wohl, wenn's Feuer ausgegangen, daß die Gänsehaut nachläuft. Denke, du rechnest mir's gut, daß ich dir den feinsten Kiltschatz belassen, der sich nicht ohne Fug Isolde beheißen. Blickt gar sanft nach ihrem Namen aus den Augen, aber die Katzen, die unschuldig thun, spielen am ärgsten mit dem Mäuslein, eh sie ihm die Krallen ins Fleisch schlagen und sein Blut schlürfen. Trägst allerhand Nachtspur davon, bedeucht mich, an deiner Jungfernhaut und wirst's bald lernen, daß man gegen Männerfäuste bestehen kann, aber aus Weibernägeln und -Zähnen nicht heil herauskommt."

Er deutete unter spöttischem Mundverziehen auf mehrere kleine Risse und Schrammen, mit welchen Dorngerank und scharfkantiges Gestein dem Angesprochenen bei seinem nächtlichen Aufklimmen an der Bergwand Gesicht und Hände leicht verletzt hatten. Guy errötete, ein doppeltes Schamgefühl überkam ihn, daß er am Abend in so blöder Arglosigkeit zwischen den Seidenwänden des Zeltes gesessen und nachher, einem aufgeschreckten Hasen gleich, scheu und mutlos aus dem Fanggarn eines Weibes davongelaufen war. Er hatte den Hohn seines Gefährten befürchtet; es beruhigte den in ihm erwachten männlichen Stolz, daß derselbe offenbar nichts davon ahnte, wo er die Nacht zugebracht, und mit vermindertem Zorn gedachte er der von jenem Isolde Benannten, da sie von seiner knabenhaften Feigheit und Besinnungslosigkeit geschwiegen und ihn nicht dem Gelächter preisgegeben. Wohl empfand er dabei, es sei unwürdig, den Spott darüber zu scheuen, daß er dem Gebot seines Inneren gehorcht und das Rechte gethan; doch die täppische Art, wie er es vollbracht, erregte schon selbst seinen Unmut. Eins klang ihm als Wahrheit aus Welf Siebalds Munde, er hatte lernen müssen; jetzt war er gewappnet und wußte dem unbekannt gewesenen,

holdumstrickenden Feinde mit lächelnder Ruhe zu begegnen. Gewandter, als er es gestern noch vermocht hätte, ablenkend, frug er nach anderem, und als der Abend zurückkam, offenbarte sich dem klüger geschärften Blick seines Geistes auch der Zweck, den Siebald zu Gersau und besonders in der wiederum aufgesuchten Schenkbude verfolgte. In einer scheinbar überaus nachlässigen Weise trachtete derselbe, zweifellos im Auftrage eines mächtigen Herrn, Soldknechte anzuwerben und richtete sein Gebaren so ein, daß er sie dahinbrachte, sich selbst ihm unter den günstigsten Bedingungen anzubieten. Von der Löhnung war wenig die Rede, doch reiche Beute verhieß er ihnen und nutzte seinen Begleiter dazu, durch den Hinweis auf die Erscheinung und hochadelige Abkunft desselben Glaubwürdigkeit für seine Versprechungen zu erwecken.

Mehr und mehr erkannte Guy den verschlagenen Sinn, die vielfältige scharfe Menschenkenntnis und zähe Willenskraft, mit denen Siebald unter halb von Natur neigendem, halb klug berechnetem Junkerbehaben sein Ziel im Auge hielt und dies aufs vollständigste erreichte. Denn bevor noch die Gaunerkilt am dritten Tage ihr Ende genommen, hatte er unverkennbar ein halbes Hundert auserlesener, trotziger Raufgesellen mit Handpflicht seiner Werbung dienstbar gemacht, ihnen Weg, Ort und Zeit, wann sie an letzterem einzutreffen hätten, bedeutet und schiffte sich mit seinem Genossen in einem Boot von Gersau wieder westwärts gegen die Stadt Luzern ein. Im Moment aber, als das kleine Fahrzeug vom Ufer abstieß, kam suchenden Auges ein junges, reichgekleidetes Weib gelaufen und rief atemlos, mit flehender Gebärde die Hände nachstreckend: „Find ich dich endlich — nimm mich mit, du einzig Holder! Wohin gehst du? Ich will bei dir bleiben allüberall und dir treu sein wie ein Hund, ob du mich streichelst oder schlägst —“

Doch ein lautes Gelächter Welf Siebalds übertäubte ihr Bitten. „Hat er dir ein Angebind von der Gersauer Kilt hinterlassen, schöne Isolde? Behalt's, die hübschen Brüder und Schwestern dürfen nicht aussterben! Wir haben einstweil anderes zu schaffen, als uns mit Weibern zu kratzen; finden wir uns wieder im Paradies, da beißen wir in eure Schlangenäpfel, bis der Hahn kräht. Vorwärts, ihr Steckenknechte, braucht eure Entenbeine, daß sie unsere Ohren aus dem Geplärr herausplätschern. Wenn wir vor Nacht übers Wasser kommen, springt ein Batzen als Pflaster auf eure Schwielen!“

(Fortsetzung folgt.)





Maurus Jokai.

Eine biographisch-kritische Studie

von

Adolf Kohut.

Die magyarische Nationallitteratur rühmt sich zahlreicher Größen, denen sie die Palme der Unsterblichkeit in patriotischer Freigebigkeit spendet, aber außerhalb der Grenzpfähle des feurigen Tokaierlandes erscheinen manche der strahlenden Sonnen am Himmel der ungarischen Poesie gar oft nur als mehr oder minder glänzende Kometen, die bloß auf kurze Zeit die Blicke der Zeitgenossen auf sich zu lenken im stande sind und die ebenso rasch verschwinden, wie sie aufgetaucht waren. Originelle und schöpferische Genies, welche sich in der Republik der Weltlitteratur Sitz und Stimme erringen, finden sich selbst bei den an der Spitze der Civilisation marschierenden Kulturvölkern in verhältnismäßig geringer Anzahl, geschweige denn bei einer Nation wie die magyarische, die in einer Sprache dichtet und schafft, welche den Europäern durchaus unverständlich ist, wie poetisch und charakteristisch auch diese Sprache ist, welche Wohllaut und Anmut des Ausdrucks mit Leidenschaft und Originalität der Anschauungsweise harmonisch verbindet und im Wort, in der Rede, im Lied und im Gesang die Zuhörer hinzureißen und zur Begeisterung zu entflammen vermag. Wenn daher ein magyarischer Schriftsteller auch im Auslande fleißig gelesen wird, wenn seine Schöpfungen, in alle lebenden Sprachen übersetzt, selbst in der Übertragung gewaltig wirken und durch die Macht dichterischer Darstellung unser tiefstes Interesse erregen, wenn ein solcher Genius, trotzdem er die Eigentümlichkeiten und Eigenarten seines Stammes treu widerspiegelt, auf den Höhen der Menschheit steht und ein Fahnenträger der großen ethischen und poetischen Ideen des neunzehnten Jahrhunderts ist, so zählt er sicherlich zu den Auserwählten. Zu den glänzendsten Vertretern der ungarischen Litteratur nicht nur in Cis- und Transleithanien, sondern auch in der Weltlitteratur überhaupt gehört das Dioskurenpaar: Alexander Petöfi und Maurus Jokai. Ersterer der hervorragendste Lyriker, letzterer der namhafteste Romandichter Ungarns.

Alexander Petöfi, der geniale Poet, dessen Lieder sowohl in der ungarischen Pußta wie im Palaste des Magnaten gesungen werden, ist bekannt auch im deutschen Land; denn obwohl wir noch immer keine klassische Übertragung seiner Gedichte besitzen, so entzücken doch selbst in der mangelhaften Verdeutschung und Nachdichtung diese herrlichen Lieder mit ihrer erfrischenden Naivetät, ihrer reichen Schönheit, ihrer üppigen Phantasie und ihrem urwüchsigen Humor. Über den in der Jugendblüte seines Lebens, in seinem sechsundzwanzigsten Jahre, dahingerafften Petöfi ist eine ganze Litteratur geschrieben worden. Nicht in gleichem Maße ist

Maurus Jokai populär in Deutschland, denn wenn auch seit Jahrzehnten die Romane desselben in deutschen Zeitschriften und Leihbibliotheken eine besondere Delikatesse für das Publikum bilden, so ist doch die seltene Vielseitigkeit und die außerordentliche Begabung dieses überaus fruchtbaren Erzählers, Publizisten, Politikers, Volks- und Parlamentsredners nach Gebühr noch lange nicht genug gewürdigt worden. Diese Lücke auszufüllen, soll der Zweck der nachfolgenden Zeilen sein.

* * *

Maurus (Moritz) Jokai (sprich: Jó-kâ-i) wurde am 19. Februar 1825 in Komorn, in jener später — im Jahre 1849 — durch die heldenmütige Verteidigung des Generals Georg Klapka berühmt gewordenen ungarischen Festungsstadt, geboren. Sein Vater war Rechtsanwalt, aber von großer poetischer Begabung, der in seinem Sohne frühzeitig die Lust zum Fabulieren erweckte. Die Gymnasial- und Universitätsstudien absolvierte Maurus in seiner Vaterstadt, sowie in Papa, Preßburg und Kecskemet und widmete sich dem in Ungarn so sehr beliebten Studium der Rechtswissenschaft. Die Advokatur giebt dort nicht allein Ehrenämter in Hülle und Fülle — dat Justinianus honores —, sondern die beste Anwartschaft, eine politische Rolle zu spielen. Der Dichter hat anläßlich der feierlichen Enthüllung der Gedenktafel, die seine Verehrer im Juli 1880 an dem Hause anbrachten, welches er während seiner Studienzeit in Papa bewohnte, an den Präsidenten des Festkomitees einen langen Brief gerichtet, worin er von dieser seiner Jugendzeit und den Anfängen seiner schriftstellerischen Carriere überhaupt manche interessante Episode berichtet. Zu jener Zeit war Maurus ein ausgemachter Hypochonder; in seinen schlaflosen Nächten hatte er nur ein Gebet zum Himmel: daß ihm zehn Jahre ungetrübter Gesundheit beschieden sein mögen, damit er den Ocean, der in seiner Seele wogte und brauste, ans Tageslicht fördern könnte. Und sein Wunsch ging in Erfüllung! In Papa war es, wo er seine erste Novelle, die gräulich-phantastische Erzählung „Der Kampf mit Gott“, schrieb. Das Opus war für eine Konkurrenz bestimmt. Der dortige Bildungsverein hatte nämlich einen Preis ausgesetzt: fünf Dukaten auf ein Gedicht und zwei Novellen. Der Tag der Verkündigung des Urteils der Preisrichter gehörte zu den feierlichsten Momenten seines Lebens. Den ersten Preis: zwei Dukaten, gewann der Dichter und spätere Historienmaler Orlay; er erhielt den zweiten: einen Dukaten und dazu — die aufmunternde, auf die Zukunft hinweisende Anerkennung. Dieser eine Dukaten und die Mahnung: „Vorwärts mußt du streben!“ wurden für sein ganzes Leben maßgebend. Hier haben wir einmal den Beweis, daß die vielverschrieenen Konkurrenzpreise auch Gutes und Heilsames wirken können. Ein Perlsplitter — sagt Jokai — in der Größe eines Staubkörnchens kann, in eine Perlmuschel gelegt, eine Perle erzeugen. Ebenso vermag zuweilen in den unerschlossenen Muscheln des jugendlichen Gemütes selbst ein Perlsplitterchen den schaffenden Genius zu erwecken. Zu seinen Kollegen und Mitstrebenden gehörten unter anderen Alexander Petöfi (damals hieß er noch Petrowitsch) und Kerkapolyi, der vor einigen Jahren Finanzminister in Ungarn war. Sie alle waren Mitglieder des Bildungsvereins, und ihre belletristischen und ästhetischen Arbeiten kamen zuerst in diesem Kollegium zur Verlesung, wo eine gar strenge Kritik geübt wurde... Wie der vor einigen Jahren verstorbene Biograph Jokais, der vielgewanderte Kertbeny, erzählt, hatte Jokai lange mit der Notdurft des Lebens zu kämpfen, denn sein Vater starb früh und hinterließ ihm nur ein winziges Erbe. Von Papa übersiedelte Jokai nach Budapest und arbeitete in der Kanzlei des Advokaten Molnar; den Tag über schrieb er Repliken, nachts Novellen. Wie Petöfi, so nahm auch Jokai an der ungarischen Re-

volution von 1848 bis 1849 teil. Zu Anfang des Jahres 1849 floh er mit der ungarischen Regierung nach Debreczin, wo sich der Reichstag wieder versammelte; hier redigierte er die mit feuriger Vaterlandsliebe geschriebenen „Esti Lapok“ (Abendblätter) und legte von seiner großen publizistischen Befähigung ein glänzendes Zeugnis ab. Nach der am 13. August 1849 erfolgten Waffenstreckung Arthur Görgeys entfloh er nur mit Not. Einen rührenden Zug erzählt der Dichter aus jenen trüben Tagen. Es war nach Vilagos: wie ein gehetztes Wild, geplagt von Hunger und Durst, irrte er hin und her. Für die Kossuthnoten, die er bei sich trug, reichte man ihm kein Brot, aber trotz alledem berührte er den Preisdukaten nicht, und diese Reliquie befindet sich noch jetzt im Besitze Jokais. Wie Georg Herwegh, so hatte der Dichter seine Rettung seiner mutigen Frau Rosa — die unter dem Namen Rosa Laborfalvi zu den bedeutendsten Schauspielerinnen Ungarns gehörte — zu verdanken. Sie setzte es durch, daß bei der Kapitulation von Komorn der Name Jokais in die Liste der Honvedoffiziere eingetragen wurde, wodurch er freien Geleitschein erhielt. In einem seiner Romane: „Politikai divatok“ („Politische Wandlungen“), hat er diese Episode seines Lebens in sehr anziehender, wenn auch phantastischer Form geschildert. Er figuriert in der Erzählung als Advokat Bela Lavay, seine Frau als Schauspielerin Judith, und auch Petöfi spielt unter dem Namen Pustafi eine Rolle.



Maurus Jokai.

In einem noch ungedruckten ungarischen

Manuskript, betitelt: „Negyven év viszhangja“ („Das Echo von vierzig Jahren“), erzählt Jokai folgende Episoden aus seinem Leben, die ich meinen Lesern hier mitteilen möchte: „Als ich noch ein kleiner Knabe war, habe ich mich besonders vor drei Gegenständen sehr gefürchtet: den langbärtigen Juden, den tollen Hunden und dem Lebendigbegrabenwerden. Diese letztere Furcht verfolgte mich so sehr, daß ich als achtjähriges Kind mein auf ein Stückchen Papier geschriebenes Testament stets auf der Brust trug, worin ich meine Mutter bitte, daß, wenn ich gestorben sei, man mich sezieren möge. Am raschesten habe ich mich mit den Juden ausgesöhnt, vor dem Tod des Lebendigbegrabenwerdens fürchte ich mich nicht mehr, aber vor den Hunden habe ich noch jetzt Angst und gehe nie ohne einen Stock auf der Straße... Im achtzehnten Jahre schrieb ich mein erstes Drama in Kecskemet unter dem Titel: „Der Judenknabe.“ Die Arbeit hat mein Kollege Petöfi kopiert, denn als Preisschrift mußte sie von fremder Hand abgeschrieben werden. Auf der akademischen Konkurrenz wurde sie mit Auszeichnung erwähnt, ja zwei Preisrichter: Vörösmarty und Bajza, empfahlen dieselbe sogar als die beste mit hundert Dukaten zu belohnende Preisschrift. Als neunzehnjähriger junger Mann schrieb ich meinen ersten Roman: „Hétköznapok“ („Alltagsleben“), die Frucht einer ungezügelten Phantasie, aber ab und zu mit solchen Schilderungen, wie ich sie jetzt nicht mehr entwerfen könnte... Der Einfluß Petöfis war ein großer Faktor im Anfang meiner schriftstellerischen Laufbahn. Wir waren beide große Verehrer der französischen Romantik sowie Shakespeares, Byrons und Shelleys. In meinen ersten Werken ist der Einfluß von Viktor Hugo und Eugen Sue unverkennbar. Nur in den humoristischen Arbeiten zeigt sich eine gewisse Selbständigkeit. Ich suchte das Außerordentliche, das noch nie Geschehene. Mein Ehrgeiz war, solche Orte zu suchen, wo die Hufe des Pegasus noch keine Spuren hinterließen.

„Den Hauptersolg in meinem Leben verdanke ich meiner Frau, welche ich in meinem dreiundzwanzigsten Jahre kennen lernte. Ich spreche nicht von dem Romane meines Lebens, dessen Leitstern sie war, aber welchen Einfluß sie auf die ganze Richtung meiner litterarischen Thätigkeit geübt hat, das zeigt die ganze Reihe meiner Schriften. Die Flamme in ihnen entzündete sich an ihrem Funken. Für den Dichter ist das Gemüt dasselbe, was Regen und Sonnenschein für den Gärtner; beide ersetzt die Kunst und das Glashaus, aber den Schmelz verleihen nur die ersteren. Die Hauptursache dessen, daß ich so vieles gearbeitet, ist der Umstand, daß ich gern zu Hause bleibe. Und daß ich's nur gestehe, ich schätze in meiner Frau die erste unter meinen Kritikern. Ihr Urteil ist mir ein Orakel.

„Ich achte im allgemeinen die Kritiker. Ich danke ihnen, wenn sie sich mit mir beschäftigen, und lerne von ihnen. Petöfi hat mich immer verwöhnt, dem war alles sehr gut, was ich geschrieben. So was verdirbt den Zahn. Die Kritik ist bitter, aber sie heilt. Ich verdanke viel Gyulay, noch mehr Kemeny und Arany, die, wenn auch nicht öffentlich, so doch in ihren zum Privatgebrauch bestimmten Kritiken mit mir erbarmungslos verfuhren und darin sehr gut thaten.

„Ich kann es nicht unterlassen, zu sagen, daß ich mich der Freundschaft der auswärtigen Verleger und Übersetzer rühmen kann, womit sie den Troglodytschriftsteller einer solchen anonymen Nation in all den unsere Erde bewohnenden Sprachen bekannt zu machen suchten... Der gute Übersetzer und Verleger ist dem Autor das, was die Flügel dem Vogel. Eine Feder macht noch nicht fliegen.

„Aber zum letzten gedenke ich eurer, meiner treuesten Mitarbeiter und Helfer: meiner süßen grünen Bäume, welche ich gepflanzt habe, ihr zum Himmel emporstrebenden irdischen Genossen! Ihr wißt es, was ihr mir zugeflüstert habt! Wie oft ich unter eurem Schatten Erholung und Ideen gesucht habe und wie ihr mich

vor der Verfolgung einer ganzen Welt verborgen habt! Die freie Natur war das höchste und tiefste Geheimnis meiner Vielschreiberei!“

Sowohl als Redacteur des großen politischen Tageblattes „Hon“ („Vaterland“), des „Üstökös“ (einer Art ungarischer „Fliegender Blätter“), des „Igazmondo“ und jetzt als Chefredacteur des „Nemzet“ („Nation“) wie als Schriftsteller, Reichstagsabgeordneter und Volksredner entwickelte er in den letzten vier Jahrzehnten eine geradezu erstaunliche Thätigkeit; seine Fruchtbarkeit als Romandichter ist fast beispiellos und kann nur mit derjenigen von Alexander Dumas père verglichen werden: die Zahl seiner Romane hat die Summe von fünfzig bereits überschritten, die Bände sind zweihundertundfünfzig und die Novellen haben längst die Zahl von dreihundert erreicht. Seine lyrischen und dramatischen Werke will ich hier nicht näher analysieren.

* *
*

Bevor ich die Bedeutung Jokais als Romanschriftsteller näher betrachte und seine Vorzüge und Fehler, seine Licht- und Schattenseiten hervorhebe, um zu prüfen, welche Stellung ihm auf dem Felde der Erzählungslitteratur anzuweisen ist, sei mir noch gestattet, das biographische und Charakterbild des seltenen Mannes mit einigen Strichen zu vervollständigen. Wie jeder Magyare liebt er Freiheit und Vaterland über alles in der Welt. Gelegentlich einer glänzenden Petöfifeier am 17. Oktober 1880 zu Kis-Körös sagte Jokai in seiner Festrede u. a.: „Petöfi war es, der mich zur schriftstellerischen Laufbahn anspornte. Am Ende dieser Bahn standen unsere Ideale: die Nation und die Freiheit. Ach, damals mußte man diese noch suchen! Die Nation war dem Fremden unterthan und der Geist von der materiellen Gewalt unterjocht. Den Flügelschlag des freien Geistes, untermischt mit Kettengeklirr, hört ihr in Petöfis Gedichten... Sein Grab finden wir nicht; seine Asche ward in alle Winde zerstreut. Desto besser! So hat jeder von uns, jeder Ungar, ein Körnchen davon. Der Gottesacker all dieser geteilten Staubkörnchen sei unser Herz, und jedes hineingesenkte Körnchen möge uns lehren, das Vaterland so zu lieben, wie er es liebte, und an die Zukunft so zu glauben, wie er glaubte!“ ... Als Politiker — in seiner Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter und Publizist — nimmt er eine sehr hervorragende Stelle ein, auch ist er seit 1875 der Chefredacteur des Blattes der ungarischen Regierungspartei und als Parlamentsmitglied der eifrigste Vorkämpfer der liberalen ungarischen Regierung, an deren Spitze der große Staatsmann Koloman von Tisza steht. Er ist infolge dessen oft der Gegenstand der heftigsten Angriffe seitens der äußersten Linken, „Függetlenségi párt“, und nur sein stets frisch sprudelnder Humor bringt seine Gegner zum Verstummen. Recht bezeichnend ist in dieser Beziehung der offene Brief, den Jokai im Juni 1881 an den Exdiktator von Ungarn, Ludwig Kossuth, infolge eines heftigen Angriffs desselben an ihn richtete. Er sagt da unter anderem: „Ich liebe Kossuth, noch mehr aber liebe ich Ungarn. Und wenn ich sehe, daß Kossuth Ungarn auf keine gute Fährte lenkt, so stelle ich mich ihm in den Weg, ohne zu fragen, ob ich niedergetreten werde. Kossuth und alle Welt kann sich dessen erinnern, daß dies meine alte Gewohnheit sei. So handelte ich, als noch ein ganz junges Leben vor mir stand, und kümmerte mich nicht darum, was aus mir werden wolle. Und ebenso gehe ich jetzt vor, da ich einen langen Lebenswandel hinter mir habe und von der Zukunft für mich gar nichts, für das Vaterland alles erwarte. Kossuth fand es für gut, daß Ungarn, wenn es sich verbündet, unter allen Bedingungen sich lieber mit Serbien und Rumänien alliieren solle als mit den österreichischen Erbländern, mit Galizien, Böhmen, Österreich und Tirol; ich dagegen lebe der Überzeugung, daß das Bündnis mit den österreichischen Ländern vorteilhafter ist als mit den Für-

stentümern an der unteren Donau. In diesem Glauben leben wir, in diesem Glauben werden wir sterben. Dann werden wir wissen, wer von uns recht hatte. Dort werden wir nicht mehr Parteimänner sein, nicht mehr große, nicht mehr kleine Männer, auch nicht Parias, aber ungarische Patrioten, glaube ich, werden wir auch dort sein."

Es wird Maurus Jokai stets zum besonderen Ruhme angerechnet werden, daß er und die „Linke", deren Parteioberhaupt er ist und die später mit der Deakpartei fusionierte, um jetzt mit derselben die liberale Regierungspartei zu bilden, beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges treu zu Deutschland standen. Wie der Dichter gegenüber Karl Braun-Wiesbaden, der ihn im August 1871 in seinem Tuskulum auf dem Schwabenberge bei Pest aufsuchte, es aussprach, ziehe die Konsolidierung Deutschlands als klarste Konsequenz für Österreich und Ungarn die Lebensaufgabe nach sich, die gesamte Kraft des letzteren Landes zu entwickeln. Und mit diesem Schritt sei die Zeit der herkömmlichen österreichischen Politik vorbei und sie müsse sich auf anderer Grundlage festigen. Diese könne aber nur die Basis der freien Einrichtungen, der aufrichtigen Verfassung Ungarns sein. Deshalb sei die Partei der Linken mit aller Kraft bestrebt, die freundschaftliche Politik mit dem Deutschen Reiche zu einer dauernden zu gestalten. Und in der That hat Jokai seit jener Zeit an diesem Programm beharrlich festgehalten.

Als vor einigen Jahren Jokai Deutschland besuchte und bei diesem Anlaß mit dem Fürsten Bismarck jene berühmte Unterredung hatte, in welcher der historische Rotstift, „der bis Triest reiche", eine Rolle spielte, waren alle diejenigen, die ihn sahen, überrascht, daß er trotz seiner achtundfünfzig Jahre eine so große Elasticität besitzt. Er ist ein stattlicher Mann von mittlerer Größe, von regelmäßigen Gesichtszügen, dunkelblonden Haaren — die sich freilich schon sehr gelichtet haben — und trägt einen blond-grauen Vollbart. Wäre es nicht zuweilen die ungarische Nationaltracht, so würde niemand den Ur-Magyaren in ihm vermuten. Zwischen Mund und Nase ist ein humoristischer Zug unverkennbar. Sein großes blaues Auge verrät den Dichter, seine hohe Stirn den Denker. Er ist im Umgang von großer Einfachheit und spricht das Deutsche mit eben solcher Leichtigkeit und Schnelligkeit wie seine Muttersprache. Mit Stolz kann er von sich sagen, daß er seines eigenen Glückes Schmied gewesen. Seiner fruchtbaren Feder verdankt er einen behaglichen Wohlstand, wie er sich in seiner Villa und seinem Weingut auf dem „Schwabenberge" bekundet. Sein Fleiß ist in Ungarn sprichwörtlich geworden. Bezeichnend hierfür ist folgende Anekdote: Eines Tages erscheint Jokai in der Redaktion seines Blattes „Hon" (jetzt „Nemzet") und bringt einen Leitartikel, ferner die Fortsetzung seines im Feuilleton laufenden Romans, einen humoristischen Beitrag für sein satirisches Organ „Üstökös" und — sein Testament mit. Am darauffolgenden Tage hatte er mit einem Kollegen, Franz Pulszky, ein Duell zu bestehen. Alle diese Manuskripte hatte er an dem Tage geschrieben, an welchem er die Herausforderung absandte. Das Duell hatte zum Glück keine ernsten Folgen, und Jokai hielt noch an demselben Tage im Abgeordnetenhause eine Rede. Er hat eine eigene Methode der Erholung erfunden: „Während ich einen Roman schreibe, ruhe ich von der Politik aus; werde ich davon müde, so schreibe ich Gedichte oder etwas anderes. Deshalb schreibe ich mehreres zu gleicher Zeit, oft selbst zwei verschiedene Romane. Bin ich überhaupt des Schreibens müde, so nehme ich den Meißel und ein Stück Elfenbein zur Hand und schnitze." In der That ist unser Dichter ein nicht unbegabter Bildhauer, und mit großer Befriedigung pflegt er in angeregter Stunde zu seiner anmutigen Frau Rosa zu sagen: „Siehst du, wenn ich auch kein Poet wäre, so könnte ich dich doch erhalten." In einer Sitzung des Schriftsteller- und

Künstlerklubs in Budapest am 29. März 1881, als ihm das lebenslängliche Ehrenpräsidium des Klubs verliehen wurde, verriet er das Geheimnis seines Fleißes und seiner Fruchtbarkeit. „Jeder Mensch“ — sagte Jokai — „hat Gedanken, Ideen; jeder Mensch hat Augen und Ohren, um zu sehen und zu hören, was rings um ihn geschieht; aber die meisten Leute versäumen es, das Geschehene und Gehörte sich zu notieren. Der reiche Rothschild hebt einen Pfennig vom Boden auf, die meisten Schriftsteller aber verlieren ihre Gedanken und notieren sie nicht. Ich trage stets mein Notizbuch in der Tasche, in welchem ich jeden Einfall notiere, jeden seltsamen Menschen photographiere. Dort steht eine ganze Bibliothek. Jedes einzelne Buch ist voll mit Romanstoffen, und wenn ich noch fünfzig Romane schriebe, so hätte ich Stoff genug für alle fünfzig. Es genügt daher, wenn man seine Gedanken und Erfahrungen nicht verloren gehen läßt, und darin besteht das große Geheimnis: wie man viel arbeiten kann.“

* *
*

Es bedarf wohl nicht erst der eingehenden Motivierung, wenn ich sowohl die Jugendarbeiten wie die schwächeren Schöpfungen aus Jokais gereifterer Lebensperiode mit Stillschweigen übergehe und nur die hervorragenderen Romane des Autors unter die kritische Lupe nehme. Eine wenn auch nur flüchtige Analyse sämtlicher Romane und Novellen Jokais würde überdies den mir gewährten Raum bei weitem übersteigen, denn seit seinem ersten, im neunzehnten Lebensjahre geschriebenen größeren Roman „Alltagsleben“ ist die Zahl seiner Romanbände, wie bereits oben bemerkt, bis auf zweihundertfünfzig angewachsen. Welche Verbreitung diese seine Schriften bei den höchstens sieben Millionen zählenden Magyaren hatten, darüber äußerte sich Jokai selbst gelegentlich dahin: „Binnen siebenundzwanzig Jahren, von 1846 bis 1873, bezifferte sich die Bändezahl meiner dem ungarischen Lesepublikum im Original vorgelegten Werke und periodischen Schriften auf 652100 Exemplare. Für diese litterarische Produktion zahlte das ungarische Publikum brutto 1523650 Gulden Silber, wovon auf meinen Anteil als Reingewinn 246000 Gulden kommen.“* Diese statistische Notiz spricht am deutlichsten für die außerordentliche Fruchtbarkeit des Dichters. Zu den glänzendsten Eigenschaften Jokais gehört eine unerschöpfliche Erfindungsgabe und eine nie stockende, in raschem Fluß dahingleitende Darstellung. Am schönsten bekundet sich diese Eigenart des Dichters in jenen Romanen, deren Schauplatz Ungarn oder Siebenbürgen ist, wie z. B. in „Rab Raby“, einem Roman aus der Zeit Kaiser Josephs II., in „Ein ungarischer Nabob“, in „Die goldene Zeit in Siebenbürgen“, „Die Söhne des Mannes mit dem steinernen Herzen“. Die Vergangenheit und Gegenwart, die Geschichte wie die Sitten, die Vorzüge und Tugenden, sowohl die Schwächen wie die Laster seines Volkes bilden die Grundlagen seiner nie rastenden Erzählungskunst. Jokai wird nie langweilig. Er unterhält stets gut, und wer einmal einen Roman von ihm in die Hand genommen, wird ihn nicht eher weglegen, bis er nicht die Lektüre vollendet. Sein Hauptzweck ist, wie bei Alexander Dumas père, zu amüsieren — aber hieraus entspringen auch die Mängel der Jokaischen Romane. Ein Geschichten- und Märchenerzähler ersten Ranges, ist er vor allem bestrebt, die Phantasie des großen Kindes, Publikum genannt, mit Zauberbildern allerlei Art zu erfüllen; dabei geniert es ihn nicht im geringsten, wenn Anfang und Ende nicht immer stimmen, wenn die Charaktere chamäleonartig schillern und Logik und Psychologie zuweilen zu kurz kommen. Seine glühende Einbildungskraft gleicht dem wilden Füllen der Pußta: von keinem Zügel eingeengt, seiner Kraft bewußt, jagt es wild in der Steppe daher, über Stock und Stein, und die Wege, die es ein-

* Bis 1883 haben sich diese Daten aber gerade verdoppelt. Der Verfasser.

schlägt, sind oft gar wunderliche und ungeahnte. Hieraus folgt, daß er zu den Erzählern gehört, die — wie der Engländer Wilkie Collins z. B. — vor allem Spannung hervorrufen wollen, nur mit dem Unterschiede, daß man bei ihm die Absicht nicht merkt. Nicht übel hat Jokai ein ungarisches Blatt als ein Götterkind bezeichnet, dem die Feen Märchen zugeflüstert haben ohne Anfang und ohne Ende. Das perlt und fließt und rollt und wälzt sich vom ersten bis zum letzten Worte und steht nimmer still. Er mag manchmal selbst nicht wissen, wie und wo er hinauskommt, aber er kommt immer fort, hat immer zu erzählen, denn immer geschieht etwas in ihm, immer thun und handeln die Leute, wechseln die Formen, verwickeln und wenden sich die Ereignisse mit einer Rastlosigkeit und Unerschöpflichkeit wie die Wellen des Meeres. Da giebt es kein Stillhalten der Betrachtung wie bei anderen Erzählern, um die Motive einer Handlung bloßzulegen. Kein Zergliedern der Gefühle und Interessen bis in die kleinste Fiber, keine chromatische Skala der Psychologie, welche hundert Seiten braucht, um zu erklären, wie es kam, daß die Heldin sich selbst klar wurde, daß sie A. nur achte und B., den sie nicht achte, lieben müsse; Jokai hat keine Zeit — leider! fügen wir hinzu. Infolge der Schnelligkeit und Hast, womit er arbeitet, sind Flüchtigkeiten unvermeidlich, und an ein gediegenes Ausreifen des Romans in seiner Eigenschaft als Kunstwerk ist nicht immer zu denken. Wenn bei einem Autor, so gilt bei Jokai das Wort: „Weniger wäre mehr gewesen."

Hat Jokai auch nicht das Zeug in sich, die höchsten Probleme der Poesie zu lösen, so ist er doch ein äußerst unterhaltender, fesselnder und liebenswürdiger Plauderer, die Verkörperung der Scheherezade: die Töne der Leidenschaft wie des Humors, des Ernstes wie des Scherzes, der gravitätischen Würde wie der schalkhaften Naivetät stehen ihm in gleichem Maße zur Verfügung. Aber ebenso erhellt aus dem Gesagten, daß wer bei einem Romanschriftsteller nicht bloß Unterhaltung und Belehrung, sondern auch gediegene Charakterzeichnung und psychologische Vertiefung sucht, bei Maurus Jokai vergebens anklopfen wird. Und — zuletzt, aber nicht am letzten — sei jener herrlichen Geistesgabe Jokais gedacht, welche alle seine Romane so außerordentlich anziehend macht und die ihn in die Reihe der ersten Erzähler der Welt stellt — ich meine jenes bezaubernden Humors, der wie ein frisch sprudelnder Quell in fast jedem Werke des Autors sich aufthut, und jener feinen Ironie, die nie eine satirische Spitze hat, vielmehr selbst diejenigen Gesellschaftsklassen, gegen welche sie gerichtet ist, nicht verletzt.

Die auf nationalem Boden spielenden Romane Jokais gewähren uns die tiefsten Einblicke in das Wesen von Land und Leuten, in die alte und neue Geschichte Ungarns. In realistischer Anschaulichkeit treten diese seine Gestalten auf, und die Kraft der Zeichnung und die Wärme der Farben üben auf den Leser stets eine mächtige Wirkung aus. Der Roman „Politische Wandlungen", dessen wir bereits oben Erwähnung gethan, schildert eine Episode aus der ungarischen Revolutionszeit, die Verteidigung Komorns, der „jungfräulichen Festung", durch den General Georg Klapka gegen die Übermacht der österreichischen Belagerungstruppen. Das Ganze wird umrankt von einer Liebesgeschichte zwischen Bela Lavay, dem Advokaten, Schriftsteller und Anhänger der neuen demokratischen Ideen jener Zeit, und Judith von Hargitay, deren Vater von der Revolution nichts wissen will und der seine großen Grundstücke gefährdet sieht, wenn die Bestrebungen der Republikaner auf „Abschaffung des Urbariums" sich verwirklichen — aber die Liebe überwindet alle Hindernisse, und Pußtafi — in dem unschwer Alexander Petöfi zu erkennen ist — erweist sich nicht allein als ein gewaltiger Dichter, sondern auch als ein berufener Ehestifter. Der Roman ist reich an urwüchsigen Gestalten. Da ist der alte Hargitay, auf seine Popularität eifer-

süchtig, den Mächtigeren gegenüber trotzig und ein Tyrann für seine Untergebenen. Dies verkündet ein jeder Zug seines Gesichtes, vom krausen Schopf seiner kahlen Stirn angefangen bis zu dem gedrückten Kinn, welches auf einer doppelten Unterlage von Fett ruht; ferner die gesunden, roten, steinharten Backen, der trotzig gekräuselte Schnurrbart, die schwulstigen Lippen und die stolz blickenden Augen unter dem Schatten der dichten, dunklen Augenbrauen. Eine sehr sympathische, holde Erscheinung ist dagegen seine Tochter Judith, die, trotzdem sie von ihrem Vater enterbt wird, dem Manne ihres Herzens folgt und in Bezug auf Treue und Aufopferung ein leuchtendes Frauenideal darstellt. Ergreifend, wenn auch seltsam und barock, zeigt sich uns die Mutter Lavays, welche in der Festung erscheint und den Verleumder der soldatischen Ehre ihres in der Ferne weilenden Sohnes zur Rechenschaft ziehen will, indem sie von ihm Genugthuung mit den Waffen fordert. Frei spricht sie, die bejahrte, gebeugte Frau, den jungen, starken Mann, welcher ihrem Sohne die Ehre geraubt hat, mit folgenden Worten an: „Antworten Sie mir nicht, daß ich eine Frau bin und man sich mit Frauen nicht zu schlagen pflegt; auch der Hündin ist es erlaubt, ihre Jungen zu verteidigen; — als Sie sich der Waffe der Weiber, des Klatsches, bedienten, entsagten Sie jenem Stolze, welcher dem Manne den Vorzug über das Weib giebt... Ich habe mit meinem Gott abgerechnet; ich verspreche mir nicht mehr viel von meinem Leben, da ich alles verloren habe. Mein Gatte ist längst tot, mein Haus in Schutt und Asche, mein Sohn in der weiten Welt, nur die Ehre blieb mir noch, diese gebe ich nicht her. Sie können Ihre Pistole an meine Brust setzen, ich werde nicht zittern. Ich aber ... ich werde Sie nicht töten, da ich meine Seele mit der Schuld Ihres Todes nicht belasten will; aber auf Ihre Füße werde ich zielen und diese lahm schießen, damit sie die Verleumdung meines Sohnes nicht im Lande herumtragen können." Solche Matronen gab es — und giebt es gewiß noch jetzt — in Ungarn, wo die Gefühle des Patriotismus und der Mannes- und Frauenwürde unter allen europäischen Nationen wohl am meisten entwickelt sind.

Während in „Politische Wandlungen" die Wechselfälle des Kriegslebens und die Kämpfe Ungarns um seine Freiheit der Erzählung als Folie dienen, hat Jokai in einem anderen, in der Mitte der fünfziger Jahre verfaßten Roman: „Die guten alten Tablabiros", die in Ungarn herrschende Hungersnot mit ergreifenden Farben gezeichnet. „Tablabiros" — tabulæ assessores — nannte man in vormärzlichen Zeiten die Männer der Gerichts- und Verwaltungstafel, welche in gleicher Eigenschaft als Grundherren die öffentlichen Funktionen als Ehrenämter ausübten. Der Oberfiskal (Oberstaatsanwalt) Fenyery verkörpert in diesem Roman das revolutionäre Princip der Neuzeit, indem er durch das „Verbrechen" des großen Privilegienbruchs, das er an einem hochadeligen Gut begeht, die im Lande furchtbar grassierende Hungersnot beseitigt. Anfänglich entgeht Fenyery nur mit Not entehrenden Strafen und sein Vermögen wird ihm rücksichtslos konfisziert, aber später siegt er über veraltete Vorurteile und engherzigen Kastengeist — das Alte stürzt und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Der entartete Edelmann, der seine Besitzungen verschwendet und fern vom Vaterlande — zumeist in Paris — ein zügelloses Leben führt, spielt hingegen in dem bereits erwähnten Roman „Ein ungarischer Nabob" eine sehr unrühmliche Rolle. Auch diese Erzählung zeichnet sich durch spannende Handlung und ungeheuren Reichtum der Figuren und Scenen aus. Der Held der Erzählung, der ungarische Nabob, ist der Typus der ungarischen Aristokratie der „alten, guten Zeit". Reich, genußsüchtig, schwelgerisch, gedankenlos, trug er dennoch den besseren Kern in sich, der noch verwertet werden sollte. Durch die Vermählung des alten Nabob mit dem tugendhaften Bürgermädchen zeigte er den

Weg, auf welchem die Aristokratie wandeln müsse, um den Zeitgeist zu versöhnen.

In einem anderen, 1860 erschienenen Roman: „Karpathy Zoltan“, bildet die Überschwemmung, welche das Magyarenland so oft heimgesucht hat, die Grundlage der Erzählung. Es ist dies die Pester Überschwemmung vom März 1838, welche nur mit der vor einigen Jahren erfolgten Szegediner Überschwemmung an Furchtbarkeit der Verwüstung der Elemente, welche das Gebild der Menschenhand hassen, verglichen werden kann. Ergreifend sind die Schilderungen menschlichen Elends und Jammers, aber auch erhebend die ruhmreichen Thaten der Selbstlosigkeit, der Aufopferung und des Heroismus. Mit der glühenden Phantasie eines Viktor Hugo und Walter Scott entwirft der Dichter jene traurigen Bilder des Ringens der „Optimaten“, das heißt der Edelsten des Landes, mit dem grausigen Geschick und zeichnet zugleich in erschreckender Weise das Gebaren der „jeunesse dorée“, welche, aller Vaterlandsliebe und aller Ideale bar, ein ausschweifendes Leben führt und für das allgemeine Unglück kein Verständnis hat. — In dem Roman wird die edle Gestalt des Erzherzogs Stephan, der die Würde eines Palatins von Ungarn bekleidete, verherrlicht. Die Worte, welche er den pflichtvergessenen Edelleuten entgegenruft, klingen für den Adel Ungarns wie ein Mene Tekel. — Hier treten jene hochverdienten Aristokraten der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts auf, die — wie die Grafen Stephan Szetsenyi und Nikolaus Wesselenyi — durch ihre ruhmreichen Thaten und ihr edles Beispiel für den geistigen und materiellen Aufschwung ihres Vaterlandes Unsterbliches geleistet haben. Die Umgebung des reichsten Magnaten Ungars bildeten zu jener Zeit Heiducken, Narren, Pferde, Maitressen und Jagdhunde; geistige Bedürfnisse kannte er nicht, und nur die Freuden des Lebens bis auf die Hefen zu leeren, war sein ganzes Bestreben. Diesen genußsüchtigen, an Weltschmerz leidenden, höheren Bestrebungen unzugänglichen Egoisten hält der Dichter einen treuen Spiegel vor, in welchem sie sich in ihrer ganzen Häßlichkeit sehen und zu der Einsicht gelangen können, daß nur die Liebe zum Vaterlande und zum Volke glücklich zu machen im stande sei.

Ich komme jetzt zu den hervorragendsten Leistungen Jokais auf dem Gebiete des Romans. Seine Begabung tritt am hellsten in solchen Schöpfungen zu Tage, deren Schauplatz der ungarische Boden ist. In Erzählungen, welche sich außerhalb seines Vaterlandes abspielen, wie z. B. in „Die Freiheit unter dem Schnee“, erkennt man bald, trotz der pittoreskesten Schilderungen, der kühnsten Phantasie und der spannendsten Handlung, daß der Dichter sich nicht in dem ihm eigentümlichen Fahrwasser bewege. Nennen wir zuerst „Rab Raby“. In diesem meisterhaft komponierten, gedankenreichen und auch kulturhistorisch sehr bedeutsamen Werke entwirft der Dichter ein höchst anziehendes Bild von den Zuständen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Es ist dies ein Kultur- und Sittenroman ersten Ranges. Wir sehen, wie ein korrupter Adel, ein bestechliches Beamtentum über Land und Leute mit grausamer Willkür herrschen; der Bauer schmachtet unter schwerer Knechtschaft; Gewerbe, Industrie und Ackerbau liegen danieder; die Steuern in Gestalt von Zehnt und Fronden machen den Landmann zum Bettler. Ein glühender Haß gegen das Gemeine und Schlechte spricht aus jeder Zeile des Dichters, und unsere ganze Sympathie wendet sich dem Helden des Romans, dem ungarischen Edelmann Matthias Raby, genannt Rab Raby, zu, der als Kämmerer Kaiser Josephs II. an dessen Hofe zu Wien lebt. An seinem Herzen nagt das Unglück und das Elend seines Volkes, er beschließt die Befreiung der Armen und Elenden und nimmt mit bewunderungswürdigem Mute den Kampf gegen Tyrannei und Ruchlosigkeit auf. Die Schicksale, welche dieser Märtyrer der Nächstenliebe, dieser heroische Schwärmer erduldet, sind mit solcher packenden

Meisterschaft geschildert, wie sie nur Dichtern von Gottes Gnaden eigen sind; und es ist nur zu bedauern, daß Rab Raby, ein Held im Leiden, im Handeln nicht den gleichen Heroismus entwickelt. Die Charakterschilderung ist in „Rab Raby“ eine vorzügliche. Die Situationen und Scenen, sowohl die tragischen wie die humoristischen, die erhabenen wie burlesken, sind von außerordentlichem Reiz.

Gleichfalls dem Genre des historischen Romans gehört der fünfbändige Roman an „Geliebt bis zum Schaffot“, der in der Zeit Rakoczys II. — geb. 1676, gest. 1735 — spielt. Der Held ist hier Ladiszlaus Otskay, ein berühmter Heerführer unter Franz Rakoczy II. Er starb, nachdem er glänzende Kriegsthaten vollführt, auf dem Schaffot, ein Opfer seines Verrats. In diesem Roman sind die Charaktere konsequent durchgeführt und alle Figuren, selbst die untergeordneten, mit großer Liebe und Wahrheit gezeichnet. Namentlich entzücken uns die Frauenporträts, in deren Darstellung Jokai seinesgleichen sucht; die beiden Frauengestalten: Ilona Tisza und Gräfin Osmonda Szunyoghy, von denen die erstere sein guter Engel und die zweite sein böser Dämon geworden, sind mit hoher Künstlerschaft entworfen; selbst die geigende Zigeunerin Cynka Panna, die den Heerführer Otskay gleich einer Dalila umstrickt, ist mit bewunderungswürdiger Feinheit der Charakteristik porträtiert.

In einem seiner letzten Romane: „Die zweimal sterben“, verläßt der Dichter und sein genialer Hippogryph die reale Welt und fliegt in jene unbekannten Sphären, von denen die Märchen erzählen. Das Märchenphantastische überwiegt hier die Wirklichkeit, was aber den Dichter nicht hindert, in den auf dem Boden der Thatsachen sich abspielenden Scenen einen Realismus zu entwickeln, der zuweilen an denjenigen Emil Zolas erinnert. Jokai führt uns in die Welt des Cirkus und schildert dieselbe mit überraschender Anschaulichkeit — von der wunderbar schönen Ringkämpferin Atalanta bis zum „August“... alles ist hier vorhanden.

Indem wir noch als die besseren unter den Romanen Jokais die folgenden anführen — welche samt und sonders in der um das Bekanntwerden Jokais in Deutschland sehr verdienten Verlagshandlung von Otto Janke, unter anderem in billiger Volksausgabe, erschienen sind —: „Die armen Reichen“, „Die Söhne des Mannes mit dem steinernen Herzen“, „Die nur einmal lieben“, „Die schöne Michal“, „Die goldene Zeit in Siebenbürgen“, „Die schwarzen Diamanten“, „Der Goldmensch,“ „Der Roman des künftigen Jahrhunderts“, „Die Komödianten des Lebens“, „Die Götterburg“, „Ein Spieler der gewinnt“, bemerken wir noch, daß seine meisten Schöpfungen in fast alle lebenden Sprachen übersetzt wurden und daß die Übertragungen derselben ins Deutsche — wie gelungen auch die Übersetzungen von Hugo Klein, Adolf Dux, Max Nordau und anderen sein mögen — uns nur ein schwaches Bild von dem Zauber der Sprache geben, in deren Beherrschung Maurus Jokai ein unerreichter Meister in Ungarn ist.

Angesichts der Schaffensfreudigkeit Jokais ist zu hoffen, daß er das Publikum noch mit mancher wertvollen Gabe seiner Muse beschenken werde. Er hat wie nur wenige das Talent, die Erfindungsgabe und den Schatz an Erfahrungen und Kenntnissen, um Werke zu schaffen, welche die bisher von ihm verfaßten wohl noch übertreffen können, falls er es verschmäht, seine Kräfte zu zersplittern und den Hunger der lesenden Masse durch Massenproduktion zu befriedigen. Das Motto des Dichters ist ja „Excelsior“, und so mag er immer vorwärts streben und mit künstlerischer Feile und Besonnenheit rastlos schaffen — dann werden noch kommende Geschlechter von seinem Ruhme singen und sagen!





Fragmente aus den römischen Bergen.

Von
Gustav Floerke.

II.

Feriæ latinæ.



Das ganze Land des Saturnus riecht nach Schweinebraten. Vergebens drückt sich die ehrwürdige Appia so tief als möglich vorüber unter den rauchenden Städten Latiums, die gleich Bergaltären süßlichen Fettdampf zu den gewaltigen Göttern aufsteigen lassen. Umsonst schlägt sich diese „Königin der Straßen" wie ein simpler Fußsteig in die Büsche. Sie mag sich winden, wie sie will: auf latinischem Boden giebt es heute keine Gnade vor Hekatombendampf. Hilft doch auch der geheiligten Triumphalis kein Untertauchen: der fettige Geruch gleitet mit ihr durch das Dornengestrüpp und klettert ihr nach bis auf den tonsurierten buchenumkränzten Scheitel des Mons Albanus, der nutzlos bemüht ist, sich über den Dunst hinauszurecken. Selbst die nervenstarken Götter Virgils, die einst von dort dem Kampf der Rutuler und Teukrier zuschauten, oder der blutgewohnte Bruder des Kapitolinus, der Jupiter Latialis, im Bundesheiligtum zu oberst auf dem Waldgebirg, wo jetzt das weiße Haus der Passionisten herabglänzt, wären vor diesen Wolken von Blut- und Fettgeruch erschrocken. Nach Schweinebraten immer noch einmal Schweinebraten — das zu ertragen ist selbst den mächtigsten Göttern kaum gegeben! Alle die Städte aber, mit denen sich im Angesichte Roms die Albanerberge immer wieder bedeckt haben, alle diese munteren „Castelli Romani", die aus so viel Trauben und Oliven hervorlachen, als sie an die ewige Stadt verkaufen können, duften die Thatsache gen Himmel, daß morgen am 8. September das sommerliche Verbot des Schweinefleisches wieder von den Völkern Latiums genommen und „Fiera" ist in Grotta Ferrata.

Zweimal im Jahre, an den Tagen der Verkündigung und der Geburt Mariä, kommen hier die Nachbarn — Latiner, Herniker, Volsker und Äquer, wie einst zum Opferbund der feriæ latinæ, aus siebenundvierzig Städten — zusammen, um das letzte und das erste Schwein des Jahres zu essen. Und darum haben heute, an den Vigilien des Festes, überall die klugrechnenden Hausfrauen Berglatiums das arglos vertrauende schwarze Hausfreundchen der Länge nach auf den Bratspieß geschoben und drehen nun den treuen Begleiter, mit Thränen in den Augen, über den Kohlen, um ihn morgen, lecker hergerichtet, nach Grotta Ferrata zu tragen und dem lange gereizten Hunger der Quiriten im Ausschnitt zu opfern. Der süße Duft verstärkt noch das Seufzen, welches heute mit ihm durchs Land geht, und nur die Pflicht, den morgigen Gewinn im voraus zu überschlagen, verhindert ein allgemeines Schluchzen der schweinemordenden, spießwendenden Latinerinnen.

Fremde werden dich essen, lustiges Freundchen! Wieviel wohl magst du

wiegen? Wieviel wird der rauhe Gatte von dem Erlös nach Hause bringen?

Stumm, mit großen Augen, sehen die Kinder den Gespielen braun und brauner werden — ist das der Zweck, das Ende?

* *
*

Dann bricht der große Morgen an. Rings blaue Berge und goldene Sonne.

Du kennst dies Fest oder ähnliche, italienkundiger Leser? Und du verzeih, schönheitssinnige Leserin! Wenn ich nicht die Unerschrockenheit unserer verwöhntesten Rompilgerinnen so oft erprobt hätte — im Ghetto, in den unmöglichsten Osterien Trasteveres —, ich würde es nicht wagen, dich dahin zu führen, wo es den fürchterlichsten Bauernkampf der Welt, ein allgemeines Wettessen, gilt in — Spanferkeln. Muse der italienischen Reisebeschreibungen deutscher Zunge, verhülle dein Haupt! Ich muß meine Leser an die Alleen von gebratenen Schweinchen erinnern, vor dem alten Steinhaufen von Grotta Ferrata und drinnen im Burghof Julius' II.; an die knoblauchduftenden Wagenburgen: Kauende darauf, Wiederkäuende davor; an die Tausende und aber Tausende von fettglänzenden Zähnen, welche das grauenvolle Werk der Vernichtung einer ganzen Schweinegeneration geräuschlos vollziehen (und zwischen denen auch Tonino ruhmlos geendet hat, ein Atom in diesem allgemeinen infernalischen Zermalmen); dazu Mieder von allen Farben und Dimensionen über den Krinolinen, aber alle mit Broschen besteckt, als ob so ein Busen ein Nadelkissen wäre in einem Goldschmiedsfenster; oder vollgestopft wie ein Wandschrank mit Glasblumen, Knäueln, Semmeln, und die heilige Agathe, die das angeht, mag wissen, mit was allem. Dann die ungezählten Krüppel und Bresthaften, die mit ihren Schaustellungen alle Besitzer anatomischer Kabinetts von jeglicher Konkurrenz ausschließen; Campagnolen mit ziegenfellbekleideten und Ciocciaren mit umwickelten Beinen; römische Elegants, verstaubt, verfettet, mit blauen Handschuhen und roter Kravatte (denn die modernen Quiriten tragen die Toga auch außerhalb der Stadt); Esel und schwarze Campagnapferdchen, unbeschlagen die buschigen Hufe, mit langen Mähnen, die Schwänze auf dem verbrannten Boden nachschleppend, geräuschlos wie Katzen. Alles eilig und durcheinander, als wenn es gälte, den babylonischen Turm zu bauen.

Ich selber war voriges Jahr mit ganzem Herzen dabei, ich mag heute sagen, was ich will.

In der Frühe hatte es denen von Ariccia sogar geschienen, als ob ich nicht eilig genug nach Grotta Ferrata kommen könne. Wie der Feuerreiter war ich über Platz und Brücke gesprengt, die Morgensonne hinter mir, meinen Schatten lang vorauf wie ein apokalyptisches Tier, welches mit den Flügeln schlug, so oft ich mit beiden Händen nach meinem Hute griff. Mein Gaul, der bisher ein Herrenleben in der Campagna geführt hatte, war mit mir durchgegangen und blieb erst auf halbem Wege nach Rom vor der albanesischen Postkutsche zitternd stehen, vor welcher er bislang, wenn sie sich in der Campagna begegneten, auszureißen pflegte.

„Das Pferd ist ein Freidenker wie ich, sein Herr," sagte mein Freund Achile ruhig, als er uns, lange nach ihm, staub- und schweißbedeckt vor der alten streitbaren Abtei erscheinen sah. „Es wird vor den Pfaffengesichtern durchgegangen sein, die Euch auf der Brücke begegneten."

„Apropos, Sor Gustavo, ich bin bei der Serafina in Castello vorgefahren, aber sie wollte nicht mit, trotzdem sie ihren ‚Gustavio' wiedersehen und Fleisch essen sollte. Ihr Tonino sei ja nicht dabei, sagte ich. Eben deshalb, meinte sie. Es sei auf dem Fest für sie nichts zu holen, da sie nichts hinzutragen habe. Es wird wenige geben, wette ich, die heute so viel Überlegung zusammenbringen, wenn man ihnen einen Platz im Wagen anbietet. Weiber noch dazu!"

... Aus den blauen Bergen, über die schimmernde Campagna, endlos lärmen

die Stellwagen heran — auch die Römer von heute lieben es, mit Aufsehen und großem Staub zu reisen — wieder einer voll schreiender Kerle von jener Sorte, welche das Taschentuch als Hosenträger benutzt und Tombakketten auf den großkarierten lohfarbenen Beinkleidern hängen hat, den Hut mit Glasblumen besteckt im Nacken, eine Nelke hinterm Ohr, und mitten unter ihnen zwei römische Nobili, wenigstens Conti, duftend und lieblich wie eine ganze Blumenwiese, alle aber echte, wahrhaftige „Romani di Roma“.

Um mich herum hatte ich bald die ganze römische Ikonographie beisammen. Rasiert oder unrasiert, mit unermüdlichen Kinnbacken, ragen die Büsten hinter Fässern und Tischen hervor; die Männer, wie Bronze in der Sonne glänzend, mit antiken Schädeln und Hälsen; die Weiber alle schöner als ihre Originale in den Galerien, schon weil sie Augen und Zähne haben und gebrauchen, und weil sie beweglicher sind als der kühle Marmor, von der Farbe gar nicht zu reden.

Neben mir mummelt der alte vergnügte zahnlose Großpapa Vespasian an einem Schweinsrippchen.

„Da hilft kein heiliger Anton,“ sagt Vitellius gerade und schenkt ihm ein, daß es überläuft, „heute muß alles knusperig gebraten sein.“

Auch er freilich sieht etwas heruntergekommen aus, seit er Schlächter und Viehhändler ist in Ariccia, aber sein Appetit ist der alte. Und von Hals und Doppelkinn schaut er noch immer herab wie von einer Tellerkrause.

Antoninus Pius bringt gerade frischen Anschnitt.

„Ah, ah!“ sagt er, „Sankt Antonius, du braver Heiliger, wie fett du das hast werden lassen! Da, schaut her! Das ist nämlich von meinem Giuseppino. Das gute Tier bringt es wenigstens auf zehn Scudi heute. Es wurde aber auch Zeit. Alle Tage Kontravention. Denn Achile, den die modernen Ideen angesteckt haben, will die Schweine nicht mehr auf dem Korso dulden.“

Achill, der souveräne Freidenker, der gebildete Achill, der Wortführer im Gemeinderat von Ariccia, der mit Signori Gastfreundschaft hält (wie mit mir), Achill lächelt dazu wie unterm Lorbeerkranz hervor, schön wie Lucius Verus, der ewig Frisierte. Und wenn er seine rationalistischen Witze und gotteslästerlichen Spöttereien vorbringt, produziert er sein klangvolles Römisch wortweise und selbstgefällig, wie ein Professor der Magie seine blendenden Apparate.

Zwischen den Schultern der Männer sah ich hin und wieder den „getupften Checco“ mit den großen Augen und dem schmerzlichen Zug des Tiberius. Ein Naturfreund, mit hoher Tüte auf dem breiten Haupt, die er mit Bindfaden umwickelt und mit Mohnblumen über und über besteckt hatte. Ein Stieglitz saß oben darauf und schlug mit den Flügeln, so oft sich die spitze Mütze bewegte. Checco spielte Karten — mit Karten, die er wahrscheinlich aus Torlonias Ausgrabungen, bei denen er arbeitete, entwendet hatte wie so manches andere, was seinen Kennerblick zeigte — mit Karten, welche vielleicht bereits die Glücksgöttin korrigiert hatten, als hier der ferentinische Hain noch ragte, und deren Bilder zu erkennen man seine Eulenaugen haben mußte. Er spielte ganz lässig; nur die Blicke des braunen Ciocciarenmädchens, welches er mit sich herumführte, funkelten unter dem weißen Kopftuch. Er war ein hübscher, zu allem brauchbarer Junge, handelte mit Antiken, fertigte Vogelpfeifen und Netze, lief nach Cori, um mir geschmuggelten Tabak zu holen, spielte und sang bei jedem Ständchen; er verstand es vortrefflich, „aus anderer Leute Eiern Pfannkuchen zu backen“, war zu allem zu brauchen und nie zu erwischen. Heute vor Tag hatte er den Dreijährigen, den ich ritt, in der Hürde Achills angeschlichen und müde geängstigt, bis er sich den Halfter anlegen ließ. Sein Mädchen hatte den Arm in den seinen gelegt und sah nur zu ihm auf von den Karten, die er auf den Tisch warf.

Überall goldenes Licht und goldener Wein, die Gemüter erhitzend und blendend; überall klingt und singt es in jener pomphaften Musik, welche man die römische Sprache nennt; überall glänzende Augen, große Gebärden, überall Lust, Leben ...

Da schreit eine Weiberstimme herzergreifend auf, erschreckend, daß selbst der Lärm gerinnt. Einen Augenblick, und er setzt sich in Bewegung um. Die Menge öffnet sich drüben, einen Mann durchzulassen, und schließt sich wieder, dichter und dichter. Die spitze Mütze mit den Mohnblumen ist verschwunden; der Vogel, der darauf balancierte, flattert ängstlich über dem Tisch, bis eine Hand ihn niederschlägt. Auf dem unruhigen Meer von Köpfen schwimmen zwei Federbüsche daher wie die Rückenflosse des Hais, wenn ein Mann über Bord ist: die Carabinieri kommen. Sie schaffen Platz — was giebt's? Mein Gott, nichts als einen Messerstich! Checco liegt im Blut, sein Mädchen schreiend über ihm.

„Sie sind wie das Vieh, diese Kerle," sagt Achill verächtlich, „das Messer sitzt ihnen so lose wie der Rosenkranz. Sie sind Tiere in Kleidern und Stiefeln. Um fünf Soldi geht der eine unter die Erde und der andere auf die Galeeren."

Allerdings Achill konnte davon mitreden, denn von seinem eigenen Zorn wäre manches zu singen. Und am ganzen Tisch saß schwerlich einer, für dessen Messersicherheit er Garantie übernommen hätte.

„Schade um den lustigen Jungen," sagt einer.

„Was liegt an dem Zigeuner!"

„Er wird falsch gespielt haben."

„Kann sein. Aber der Alte bei ihm, der ihn gestochen hat, ist sein glücklicher Schwiegervater, morganatisch versteht sich; das Mädchen lief dem Checco nach wie der Köter, der da herumwinselt, und so hat er sie mitgenommen. Er hielt es stets mit allerlei Unvernünftigem, das an seiner Armut mitfraß. Heute früh ist der Alte gekommen — um ihnen seinen Segen zu bringen natürlich —"

„Und der ist dem Checco zu Herzen gegangen. Gleich hinterm Schlüsselbein geht er hinab. Ein Kapitalstich."

Die Carabinieri schaffen den Checco und sein Mädchen beiseite, den anderen das mitleidige Publikum. Ein jeder weiß ja, wie lose das Messer sitzt. Den kläffenden Hund treten beide Parteien.

Checco aber ist gut getroffen und bereits hinüber in jenes dunkle Land, wo auch seine Eulenaugen nichts mehr sehen. Andere sitzen auf seinem Platz in der goldenen Sonne, und Wein und Rede fließen weiter in breiten übermütigen Strömen. Es wird voller und immer bunter. Sogar allerlei Fremdes wagt sich ans Licht des köstlichen Tages: verschämte Malerinnen, welche malen, und offizielle Maler, welche Wein trinken; Mönche truppweise, welche den Platz passieren müssen, von der Madonna del Tufo oder vom schimmernden Monte Caro herab; ein Rudel frischgeschorener Franziskaner in fuchsigen Kutten: wie ein Rattenkönig kleben sie aneinander, stecken die Köpfe zusammen und sehen unsicher die Nase entlang wie Gänse beim Gewitter. Aber niemand achtet heute auf sie. In ihrer Obhut junges Seminaristenvolk, brennend rot bekleidet, drei davon beritten. Warum nicht! In dieser zinnenbewehrten Abtei des gewaltigen Kardinals ist rot eine gute Priesterfarbe und steht auch das Reiten den Männlein Gottes gar nicht übel.

„Warum nicht," sagt auch der bereits citierte Achill; „seit sie Krieg mit uns führen, müssen sie doch auch Kavallerie haben. Übrigens ist das so ein Reiten! Der eine Gaul von den dreien ist älter als der ewige Vater, und die anderen zwei — nun, die beiden alten bemoosten Kapuziner wären mir lieber zum Aufsitzen."

Hier und da einer der schwarzen Herren aus dem aufgehobenen Basilianerkloster von Grotta Ferrata, unansehnlich, mager und hastig wie eine versprengte Feldmaus bei Glatteis, ein freudloser schwarzer Fleck in all der Farbe. Man muß dabei an die schwarzen gewandten Schweizchen

denken. Auch sie hatten es gut bei den Gevatterinnen, und nun schwitzen sie dort an den Spießen ihr Fett aus.

„Ja, ja," sagt mein Freund Achill, der neben mir mit seinem Spanferkel fast fertig ist, „die schönen Zeiten sind auch für diese schwarzen Hausfreunde und Gottesknechte vorüber, wo noch der Apotheker von Marino in einem Jahr und für diese einzige hochwürdige Abtei sechsundneunzig Scudi ‚purgandi causa' in Rechnung setzen konnte."

Heute fließt nur der fettige Dampf, an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnend, melancholisch zwischen den Kastanienzweigen, um die Zinnen und ins Refektorium des alten Rovere-Palastes, der wie eine blamierte Feudalburg trotzig aus dem grünen Weinland aufragt und doch nur ein säkularisiertes Kloster ist, in welchem einige geärgerte Mönche (darunter der Bruder Küchenmeister) das Gnadenbrot (ohne Schweinebraten!) essen. Zwei Glocken bimmeln hungrig von drüben, eine dritte zetert vom Flecken her — „wie eine Frau, die ihr Mann eingesperrt hat, als er zum Feste ging," sagt Freund Achill — heftigeres Glockenzerren von der Abtei herüber, Schießen, Kreischen, Fluchen, Morra, Hitze, Staub, Pulver- und Fettdampf, und der häßliche schwarze Fleck auf den Steinen, an dem der häßliche kleine Hund schnuppert und winselt trotz aller Fußtritte, der schwarze Blutfleck mitten in all der goldenen Sonne — kennst du das Land?

Den Göttern heilig.

Nemi! Gieb deiner Phantasie die Sporen, verwöhntester aller Leser, und halte dich an meiner Seite.

Hier, von Norden her, betritt die Seewand kaum der Fuß eines Köhlers. Für uns allein in der gewaltigen meerüberglänzten Runde enthüllt sich dies blendende Wunder, zitternd unter deinem Blick, wenn du vom Mons Albanus her auftauchst aus den brunnenfeuchten Hohlwegen des Buschwaldes. Jetzt, um diese Mittagsstunde, regt sich nichts Sterbliches, nichts vernimmst du. Kein Häher schreit, kein Segelfalter flattert über der Tiefe, keine Fliege blitzt in der Sonne, keine Grille bewegt die Halme. Nur die erdrückend herabquellenden Lichtfluten, die sich spiegeln und baden, derweil der große Pan schläft, lassen das Meer wie ein weißes Feuer auflodern, über welchem der lichte Frühlingshimmel hochhinauf erbebt. In großen Linien zieht das blaue Gebirg daher, auf seinen Kuppen einsame Städte, uralt pelasgischer Gründung, die Stirn dem luftbewegenden Meere zugewandt. Um dich her, in weiter, waldumschlossener Arena, Basaltblöcke und Lavaschlacken unter dem glashellen Grün einzelner Kastanien. Und vor dir, zu unseren Füßen, senken sich die flimmernden, lechzenden Wände steil gedrängt hinab bis in die Schatten der Tiefe, welche der See der scythischen Diana füllt, starr und düster wie Eis — in all der Sonne. Hierher hat sich die jungfräuliche Göttin verborgen vor dem Christengott.

Pocht dir das Herz nicht? Zwar der große Pan schläft — aber mit traumwachen blinzelnden Augen. Du siehst das Meer aufglänzen: dort landeten das Gold und die Götter der ganzen mittelländischen Welt für die einzige Roma. Jetzt rauscht es aus der Tiefe: das sind die nimmergestillten Thränen der Egeria, die noch als lebendige Quelle ihren toten König Numa beweint. Über den See gleitet wie ein Erröten perlmutterfarbenes Schimmern, und du ahnst den Genius des Ortes, wie er drunten in den menschenvergessenen grünen Badekammern uralter Eichenkronen die jungfräuliche Flut lächelnd mit silbernem Fuße streichelt. Du hältst den Atem an, jetzt, da unser Saumpfad, zwischen Hain und See der Diana, dich gegen die Felsplatte führt, wo einst Orest, mit Iphigenien aus Tauris flüchtig, das Bild der blutigen Göttin aufgestellt hat zu neuem Kult... Noch einen Schritt — jetzt steigt es hinter den Lavablöcken empor schlank und farbig in das schwimmende Licht des Himmels: ein Turm und ra-

gende Mauern wie die eines Tempels... Nemi! — Daneben stürzt die Wand, blüht das Gehänge, dahinter steigt die Campagna aus der Tiefe, und das ist grün und schwefelgelb und von allen Farben, die es giebt, und frech dazwischen ein ganzes Feld von rotem Mohn, sonnedurchschienen, und quer hindurch in unmöglicher Höhe das Meer, bestrahlt von der Sonne Homers, das silberne Meer, in welchem blau das Kap der Circe schwimmt, wo die Äneis an die Odyssee grenzt.

* *
*

Das imponiert selbst einem Esel, dachte ich, als das schwachbeinige Geschöpf, welches mich zum Fest nach Nemi trug, bei dem scharfen blendenden Abstieg plötzlich wie anbetend auf die Kniee fiel. Aber in demselben Augenblick ward ich auch gewahr, daß kein centaurischer Gastfreund mich trug. O weh, die alten Götter sind längst gestorben, und Egeria treibt die Mühlen des Fürsten Orsini. Hier ragt kein Marmor, glänzt kein Erz mehr. Keine heiligen Schauer packen dich. Das Nemi, welches wir betreten, ist völlig entgöttert, Freund!

Kein räuberischer Priester trat mir entgegen, bereit, mit dem Schwert seine sorgenvolle Pfründe zu verteidigen und zu bereichern. War dies das Heiligtum der Diana oder der Circe? Seit wann zählte auch die Sau zu den heiligen Tieren der jungfräulichen Jägerin? Vier lagen mitten im Weg zwischen den gedrängten schwarzen Hütten, den Nachkommen eines Dianatempels. Sie sahen mich an und grunzten freundlich. Gewiß, ich war diesen lieben Tierchen schon häufig begegnet, die hier so zierlich klettern wie nur die Ziegen. Ich schätzte ihre unleugbare Ähnlichkeit mit den hochbeinigen blanken Abbés, die jetzt fast ganz verschwunden sind, und wußte, daß sie dieser dem Frost erlegenen Blüte des Weltpriestertums an Höflichkeit und Gewandtheit nichts nachgeben. Aber heute und in dieser Enge ahnte mir Gefahr für meine Frischgewaschenen. Ich war verloren, wenn sie aufstanden und an mir vorbei wollten.

Ich kannte diese wohlwollenden Tierchen noch lange nicht genug. Sie winkten, lächelnd über meine Sorge, mit dem Schwanz und blieben still liegen, als ich, meinen Esel am Halfter, über sie hinwegtrat. Aber bei aller Wertschätzung haben sie doch nichts, was an den Dianenkult erinnert. Auch Carluccio nicht, der Wirt von Nemi, obgleich er ein Räuber und sein Sohn ein Priester ist. Sie lachten beide und freuten sich sehr, als ich dem Alten meine Verwunderung darüber aussprach, ihn noch immer hier und nicht im Busch oder auf der Landstraße zu begegnen.

Indessen gab er mir, was er hatte: einen Lammsbraten mit grünen Erbsen. Die Festgäste aus Rocca di Papa bekamen nichts. Den Braten habe er für mich aufgehoben, sagte Carluccio gleichmütig. Ihnen könne er natürlich keine Fremdenpreise machen, der Halsabschneider, meinten die Roccheggianer.

„Wir sind über den Berg gekommen, Herr," sagte einer von ihnen, der wie die meisten anderen nur aus Bart und Augen bestand, wie ein Romanbandit; „stellen Sie sich vor: wir sind herübergekommen, um diesem Steinhaufen oder doch seinen Patronen Sankt Philippus und Jakobus die Ehre zu geben. Außerdem spielt unsere Musik hier. Natürlich wollten wir nun auch essen wie andere Christenmenschen. Jawohl! Er, dieser Kerl von Wirt, dieser liebe Carluccio — ja, lach nur — er saß da fett wie eine Schweinswurst und stopfte sich voll, daß er nur so glänzte. Er habe nichts zu essen, sagte der kauende Schurke. Das da sei für ihn und seine Familie. Heute sei ihr Fest und nicht unseres. Und dabei roch es noch nach allerlei vom Herd her, z. B. nach dem Lammsbraten, den er Euch aufgehoben."

„Natürlich," sagte Carluccio vergnügt, „was verdien ich denn an euch hungrigen Italienern? Da eß ich meine Sach doch lieber selbst."

Während der erste Schwarzbart mit allem Weiß, was er in den Augen hatte, den Himmel um Barmherzigkeit für einen solchen Wirt anzuflehen schien, sagte ein zweiter gerade so schwarzer:

„Sehr nette Leute hier. Erziehung, Gastfreundschaft, weiter Horizont. Denkt Euch, Herr, wir fragen ihn also, den Carluccio: ‚Kannst du uns irgend etwas bereiten?‘ — ‚Eh, wenn ihr's zahlt,‘ sagt er, ‚kann ich Maccaroni aus Genzano holen lassen. In zwei Stunden kann einer um den See laufen.‘ Es interessiere ihn übrigens durchaus nicht, wo wir blieben und ob wir wiederkämen... Wir konnten also selbst einkaufen gehen. Zum Schlachter zum Beispiel. Und der? O, schön! — ‚Hm,‘ sagt der, ‚ich hätte wohl ein Böcklein.‘ — ‚Schlacht es also.‘ — ‚Ja, wieviel wollt ihr davon?‘ — ‚Eh, einen Braten! Die beiden Keulen etwa mit dem Nierstück.‘ — ‚Nein, wenn ihr's nicht ganz nehmt, kann ich nicht schlachten.‘ ... Ich danke! Wir gehen also, versteht Ihr, zum Pizzicarolo. ‚Etwas kalten Aufschnitt, Gevatter.‘ — ‚Aufschnitt? Eine Wurst könnt ihr haben, ganz heißt das natürlich, pfundweise kann ich nichts hergeben.‘ — ‚Käse auch nicht?‘ — ‚Doch, der ist da.‘ — ‚Für zwanzig Soldi also.‘ — ‚Nein, ihr müßt ihn schon nehmen, wie er ist; wer weiß, wann ich den Rest verkaufe.‘ ... Stellen Sie sich vor, Herr! Aber was wollen Sie. Wir haben die Wurst und den Käse gekauft. Bitte, wollen Sie sich bedienen? Ohne Umstände!“

„Haben Sie das Rennen heute gesehen?“ fragte der erste Bart; „wie in Rom, ja. Nur daß hier, wie bei uns in Rocca, Treppen sind anstatt der Straßen. Also nach der Messe heute mittag begiebt sich der Bürgermeister mit den Assessoren (die beiden rotröckigen Lakaien, die ihn sonst begleiteten, haben das Papsttum nicht überlebt) zu den ‚Frati‘ hinauf, wo die Barberi ablaufen. Wir machen ihm natürlich Platz wie kaum den Pferden, wenn sie daherkommen. Nun soll er geruhen, das Zeichen zu geben, nämlich ein Hoch auf die Stadtheiligen. Es wird also still, als wenn Fra Fazio auf die Kanzel steigt und sich den König von Italien hernimmt. Jetzt legt der Herr Bürgermeister dem Capobarberi, der dem Abrennen vorsteht, verabredetermaßen die Hand auf die Schulter und schreit: ‚Viva San Pippo! ... halt! halt!‘ Jawohl halt! Das Seil ist einmal gefallen, und die geängstigten Tiere brausen ins Gedränge hinein, die engen Treppen hinunter; alles brüllt: ‚San Pippeee!‘ und macht Platz. — ‚Halt, halt!‘ schreit Se. Excellenz noch immer hinterdrein, ‚haalt! Zum Teufel, San Giacomo fehlt ja noch!‘

„Jawohl halt! Halt einer die Pferde! Selbst wenn sie das Jammern ihres Bürgermeisters noch gehört hätten. Was geht die Pferde San Giacomo an!

„Ja, dies Krähwinkel! Das ganze Gebirge neckt sie aber auch, müßt Ihr wissen, diese Nemesen. Nicht wahr, Don Carluccio?“

„Ganz, wie es dir Spaß macht.“

„Ganz, wie es dir Spaß macht,“ wiederholte jener näselnd. „Warum sprecht ihr nur alle so durch die Nase?“

„Wieso sprechen wir alle durch die Nase?“ fragte der alte Carluccio unvorsichtig.

„Natürlich,“ sagte der andere. Und zu mir: „Sie müssen nämlich wissen, daß die Mutter derer von Nemi dem ersten Sohn das Nasenbein eindrückte. Und dergleichen vererbt sich.“

Die Freude war groß unter den Bauern; aber Carluccio schürte sie nicht wieder. Er kaute achselzuckend weiter, während er frischen Wein brachte.

Und nun hagelten die Geschichten, von denen manche im Eulenspiegel und bei den Schildbürgern nachzulesen sind, andere auf gut römisch das Heiligste zu nahe an das Menschlichste rücken, als daß ich sie deutsch weitersagen dürfte. Eine aber kann sich hier sehen lassen.

„O,“ sagte der Allerschwärzeste, indem er mir einschenkte, „da weiß ich auch noch eine schöne. Nämlich, die von Nemi treiben, wie jedermann wissen wird, Obst-

zucht, indem sie Erdbeeren bauen für alle Jahreszeiten, Kirschen, Äpfel, Feigen und andere Früchte zur Reife bringen. Einmal kam nun das Namensfest des heiligen Vaters heran, bei dessen Feier die Nemesen als Leute, die gern sicher gehen, natürlich nicht fehlen wollten. Sie beschlossen demnach, daß der Capo popolo oder Priore (wie sie in päpstlichen Zeiten den Bürgermeister nannten) mit seinen Assessoren und dem Pfarrer, versteht sich, als Gesandtschaft nach Rom gehen und Nemi prächtig vertreten sollten. Der Herr Pfarrer war sehr einverstanden und lobte diesen erleuchteten Beschluß. Indessen konnte er ein Bedenken nicht zurückhalten: ‚Wir können doch nicht mit leeren Händen zum heiligen Vater kommen,‘ sagte er, ‚das ist gegen die Etikette der apostolischen Paläste. Was aber schenken wir ihm?‘ — ‚Ja, was schenken wir ihm, was schenken wir ihm? Schenken wir ihm von unserem unvergleichlichen Obst.‘ — ‚Richtig, bravo, von unserem unvergleichlichen Obst. Ah! Ja, das ist allerdings eine Rarität, die man erst mal wieder finden soll auf dieser Welt. Nicht einmal beim Nachtisch Sr. Heiligkeit war sie bisher zu finden! Gott besser's. Also bringen wir ihm ein Körbchen Feigen.‘ (Ausgesuchte Feigen aus Nemi, ich bitte, stellen Sie sich vor!) Gut. Sie legen also ihr halbes Dutzend (was thut man nicht alles um einen so herzensguten heiligen Vater!) vorsichtig in einen Korb (den der Herr Pfarrer wieder mitzubringen versprach), setzen sich in Gevatter Bazzas Arche und fahren so stolz nach Rom wie nur je eine Gesandtschaft. Unterwegs treffen sie natürlich die Sonne, und es währt nicht lange, so kommt auch der Durst darüber zu, und der Reverendo sagt: ‚Sollten wir nicht einmal nachsehen, ob die Feigen auch frisch bleiben und sich nicht drücken? Was meint ihr? Ecco — da sind sie. Ah, was für Staatsfeigen! Ja, Feigen von Nemi! So was sah die Welt noch nicht. Essen wir eine? Was? Respekt vor dem heiligen Vater — tu es Petrus — aber von solcher Rarität sind fünf immer noch genug.‘ Und mit zwei kunstgerechten Schnitten fiel die Feige auseinander wie eine Iris. Vier Stücke, eins für jeden.

„Sie aßen also eine und noch eine — dann kamen sie im Vatikan an. Hier befolgten sie, was die Etikette dieses heiligen Palastes vorschreibt, wie es nur von Männern ihrer Erfahrung und Stellung erwartet werden kann. Sie stiegen barhäuptig und ohne Handschuhe, aber auch ohne Verlegenheit in den goldenen Empfangssaal hinauf, fielen auf ihre acht Kniee und der Monsignore du jour sagte:

„‚Die Deputierten von Nemi, heiliger Vater.‘ — ‚Ah, von Nemi, sagst du! Das freut mich, Kinder.‘ — ‚Und wir haben Ihnen auch was Schönes mitgebracht, Santità, was Seltenes, was man so leicht nicht zum zweitenmal findet.‘ — ‚Das wäre?‘ sagt der heilige Vater, ganz neugierig (wie er war) — ‚zeig mal her.‘ Worauf sie ihm mit dem Stolz und der Demut der Gesandten aus dem Morgenlande ihr Körblein entgegenreichten und den Deckel sorgsam lupften, wo denn unter vielen Blättern — *eine* Nemifeige sich darstellte.

„Der gute Papst, welcher ein tüchtiger Feinschmecker war und bereits in diesem Jahr einen Scheffel der süßesten Feigen geschält hatte, womit ihn die Bischöfe (in partibus) vom heiligen Grabe und anderen geweihten Stätten zu beschenken pflegen, der gute Papst lachte, als er des verschämten Feigleins gewahr wurde, griff aber danach, indem er die Gebärde des Segnens über die Knieenden machte. Dabei sagte er: ‚Schön, sehr schön. Das sieht man, daß dies eine rare Frucht sein muß. Aber wie ißt man denn die Seltenheit?‘ — ‚Erlauben Sie *mir* mal,‘ sagt unser Reverendo — ‚halten Sie einen Augenblick den Korb.‘ Damit nimmt er dem heiligen Vater die Feige aus der Hand, das Messer heraus und ritsch, ratsch herunter mit der Haut und hinein in den Mund. ‚Sehen Sie so, heiliger Vater! . . . Erlauben Sie, den Korb muß ich wieder mitbringen.‘

„Und dabei kaute er noch.“

Carluccio, dem kein Opfer zu blutig gewesen war, um nur einen Priester in der Familie zu haben, sah, welchen Gang die Unterhaltung nehmen mußte. Er kannte seine Landsleute.

„Geht heim,“ sagte er deshalb, „ihr habt keinen Respekt vor dem heiligen Vater und der Geistlichkeit.“

„O, o,“ machte der Erzähler, „der heilige Vater kann gern wiederkommen! Aber die Pfaffen soll er zuvor in den bunten Rock stecken und marschieren lassen. Dann sind wir sie los und sie selber können ausfressen, was sie einrühren. Und die Sorte hält nun mal keinen Frieden.“

Der ganze Tisch war dieser Meinung. Nur von Sor Carluccio war das nicht zu verlangen, seit er auf kostspieligere Weise seinen Frieden mit dem Klerus gemacht hatte.

„Der heilige Vater wird ohne euch wissen, was er zu thun hat,“ knurrte er, „geht eurer Wege. Die Madonna geleite euch.“

„Danke, alter Heuchler,“ sagte einer, „soll sich nicht bemühen; wir finden schon ohne sie über den Berg.“

Und die anderen lachten.

Carluccio sagte nichts mehr. Aber er bekreuzte sich von oben bis unten und ging demonstrativ seiner Madonna ihr ewiges Licht anzünden; etwa mit der Miene, als ob dasselbe eben erst vor Schreck über die Gotteslästerung erloschen sei. Dazu holte er mit viel Aufhebens einen Stuhl herbei, an welchem er ein Schwefelholz anrieb, und suchte damit das verstaubte Bild zu erreichen. Es hing über dem Thürbogen zwischen Küche und Pergola. Aller Augen folgten ihm.

Aber Carluccio mochte mit seinem Span in der Lampe hin- und herfahren, soviel er wollte, einige tote Fliegen hätten wohl gebrannt — Docht und Öl gab es keines. Daß dies aber selbst zu einer heiligen Leuchte gehört, war dem eifrigen Bekenner entfallen, seit er die ewige Lampe das letzte Mal versorgt hatte.

Ganz Rocca di Papa begrüßte sein Herabsteigen mit lärmendem Gelächter, und als der alte Fuchs selber mitlachen mußte, verdrückte er sich ärgerlich in die Küche.

Nur noch einmal erschien er wieder — ganz Biedermann —, als es galt, das Verbrechen einer Rechnung an mir zu verüben, wie selbst ich, dem seine Unverbesserlichkeit seit Jahren Vergnügen macht, sie nicht zusammengeträumt hätte.

„Die Madonna geleite Euch, Herr,“ sagte er wieder, mir die Stufen zur Thür hinableuchtend — „mit Gott!“

Diesmal schüttelte mein Esel sein schellenverziertes Haupt.

Ich klopfte ihm auf den Hals.

„Du hast recht,“ sagte ich, „dies Nemi, Freund, ist völlig entgöttert!“

* * *

So ward es Nacht. Die Männer von Rocca samt ihrer Musik waren längst hinter dem Berg, der sich mittlerweile schwarz und himmelhoch emporgereckt hatte. Der letzte Nemese schlief. Nur ich ritt noch am hohen Seerand nach Ariccia zurück, durch die gewaltige Stille, in der kaum einzelne Sternlein zu blinzeln wagten, und gedachte der Vergänglichkeit aller irdischen Götter.

Aber von Zeit zu Zeit blickte ich doch hinter mich. Es war auch gar zu unmenschlich still in der weiten Welt, die immer friedlicher und riesenhafter zu mir aus der Tiefe heraufwuchs.

„Hier hält sich Diana, die jungfräuliche Göttin, verborgen vor den Augen des siegreichen Gottes von Nazareth.“

Unerwartet aus dem Dunkel trat der Gedanke vor mich hin wie etwas Wesenhaftes und versetzte mir fast den Atem.

„Krähwinkel, Krähwinkel!“ wollte ich laut sagen, aber es ging nicht.

Plötzlich schlug eine Nachtigall so heftig und nahe neben mir, daß mein Esel einen Satz machte.

„Zurück, zurück!“

Was mußte das für eine Nachtigall sein, die so laut zu rufen wagte! Erschrocken dachte ich des Clivus Virbius,

den ich hinanritt und der den Pferden verboten war: Hippolyts wegen, und Hippolyt, den Äskulap zu neuem Leben erweckt hatte, herrschte unter dem Namen Virbius in Ariccia. Gott sei Dank, daß ich nur einen Esel ritt!

Im Gebüsch überm See hatte die Nachtigall geschlagen — ich sah lieber nach der anderen Seite. Dort dehnten sich die Pontinischen Sümpfe, die Campagna — voller schwarzer großer Flecken.

„Völkerblut," sagte eine Stimme in mir ganz hörbar.

„Gehölze, Buschwälder," verbesserte eine andere mit sehr ungewissem Ton.

Ich sah weg und wieder hin. Der Buschweg unter mir führte den stolzen Namen Appia. Aus dem Volskischen her dehnte es sich wie Staub ziehender Legionen, an der Stätte hin, wo einst Corioli gestanden haben muß.

„Sumpfnebel, Sumpfnebel," dachte ich und schlug meinem Esel die Hacken in die Weichen.

Die letzten Formen und Farben verschwanden unheimlich schnell. Land und Meer schlossen sich zu einer dunklen Wand zusammen. Eine einzige riesige Linie beherrschte das All und trennte majestätisch die leblosen Massen von Himmel und Erde.

Jetzt hob es sich aus dem Meer.

„Wolken!"

„Nein, ein gewaltiges Haupt, silberbehelmt!"

Wieder schmetterte die Nachtigall neben mir am See, und als ich bestürzt vom Wege ab hinter das fahlblühende Ginstergebüsch lenkte, da begann der Himmel zu erglänzen, und auf dem albanischen Berg erschien in blendender Nähe Diana, die milde Diana, und schritt leuchtend über den Himmelsbogen. Um mich her ward es lebendig von vielgestaltigen Schatten, in Hain und See leuchtete es weiß, wehte es wie Schleier, quoll es wie Opferrauch, und Nemi streckte sich über den Waldsee hinaus, der Himmlischen entgegen, als ein Weihgeschenk, das unter dem freundlichen Blick der Göttin wie Erz und Marmor schimmerte.

Sie aber schritt geradeswegs auf mich zu, als wollte sie sagen: „Wir beide kennen uns. Du bist weder ein Lauscher noch ein verfolgungssüchtiger Christ," — strich mir die letzte Befangenheit von der Stirn und lächelnd sah sie mir ins Auge, das ich zu ihrer unverhüllten Schönheit aufhob.

Noch immer schlug und jubelte die Nachtigall — oder war es die Flöte Pans?

Ich wenigstens glaubte wieder an Götter und Heroen.





Baalbek.

Von

Heinrich Brugsch.

Selten wird der Reisende, welchem das Glück zu teil geworden, die ebenso fruchtbare als durch Naturschönheiten ausgezeichneten Landschaften Syriens zu durchwandern, die gesegneten Fluren verlassen, ohne den großartigen Überresten aus den Zeiten des Altertums in dem Städtchen Baalbek seinen Besuch abgestattet zu haben. Die Gelegenheit dazu ist heutzutage durch die Gunst der Umstände ungemein erleichtert. War es vor Jahrzehnten nur mit einer gewissen Vorsicht gestattet, in einer von räuberischen Beduinen durchstreiften Gegend von Beirut aus den etwa sechzehnstündigen Ritt zu Pferde nach Baalbek zurückzulegen, um die Wunderwerke der Vorzeit an Ort und Stelle zu schauen, so ist es heutzutage ein leichtes und gefahrloses Unternehmen, die riesigen Trümmer der alten Sonnenstadt zu besuchen und sich ohne Seitenblicke auf die gefährliche moderne Nachbarschaft ganz und voll den Eindrücken und Studien der wunderbaren Tempelbauten hinzugeben.

Es ist eines der größten Verdienste des im laufenden Jahre durch französische Einflüsse verdrängten christlichen Gouverneurs des Libanon, Rustem Paschas, in dem von ihm verwalteten Bezirke fahrbare Wege und Straßen geschaffen und Sicherheit des Eigentums und der Person hergestellt zu haben. Hat der Reisende von Beirut aus im bequemen Postwagen der französischen Messageries die malerischen schneebedeckten Paßhöhen des Libanon überstiegen und auf den höchsten Punkten von dem blauen Meere im Osten den letzten Abschied genommen, so führt die vielfach gewundene Bergstraße neben tiefen Abgründen und Wasserstürzen vorbei, denen Gruppen dunkelfarbiger schlanker Pinien und breite Flächen buntblumigen Pflanzenwuchses zu ihren Füßen den Reiz des lieblichsten Naturgemäldes verleihen. Allmählich steigt die bequeme, durch Lastfuhrwerke und wandernde Drusen und Maroniten belebte Straße mit ihren endlosen Telegraphenstangen niederwärts, die Sonne prallt von den steilen Felswänden ab und verbreitet empfindliche Hitze, endlich öffnet

sich den Blicken eine breite, von grünen Saaten und Weingärten bedeckte Ebene, an deren jenseitigen Rändern sich die Gebirgsketten des Antilibanon lang ausgestreckt erheben, nach Süden zu begrenzt von den schneeköpfigen Gipfeln des gewaltigen Hermon, des Wohlthäters des Bewohners von Damaskus, der in sommerlicher Hitze sein Trinkwasser mit der gefrorenen Himmelsgabe des Berges kühlt. Die große Ebene, welche sich zwischen dem durchströmt von Nord nach Süd den mittäglichen Teil der breiten Fläche und bewässert die dunkle Erde, deren Ergiebigkeit die millionenfach darauf gestreute Steinsaat zu nähren bestimmt scheint.

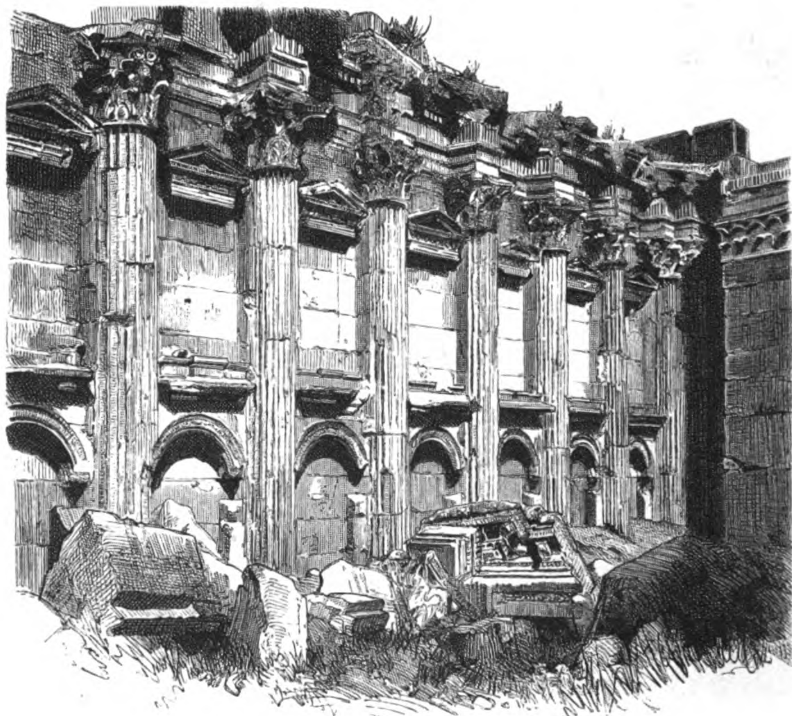
Der Weg zu Wagen von Beirut nach der Station Schtora am Fuße der östlichen Absenker des Libanon nimmt kaum fünf Stunden in Anspruch. Ein freundliches Gasthaus neben der Poststation gewährt dem Reisenden eine halbstündige Rast nebst



Ansicht der beiden Haupttempel zu Baalbek von der Südseite aus.
(Nach photographischer Aufnahme.)

Libanon und dem Antilibanon in fruchtbarem Anbau in der Umgebung zahlreicher Dorfschaften in der Richtung von Nordosten nach Südwesten ausdehnt — gegenwärtig unter dem arabischen Namen El-Bkaa bekannt —, ist ein historischer Boden, jenes „Hohle Syrien“, in welchem im Laufe vergangener Jahrtausende Ägypter und vorderasiatische Völker um die Hegemonie des syrischen Landes in blutigem Streite kämpften. Ein von zahlreichen Quellen und Gebirgsbächen genährter Fluß, der Litani (Leontes der Alten), leidlicher Verpflegung und Stärkung zur Fortsetzung seines Weges. Die Weiterbeförderung zu Wagen übernimmt von hier an die türkische Post auf einer seit kurzem erst geschaffenen Fahrstraße, die, weniger gut als die französische nach Damaskus führende Chaussee, dennoch den Ansprüchen genügt und in etwa fünf bis sechs Stunden in fast gerader Richtung nach einer westlichen Biegung in Baalbek einmündet. Die Umschau vom Wagen aus über die gewaltigen Gebirgsmassen zu beiden Seiten der Ebene ist

von großartiger Wirkung. In wunderbarer Majestät erglänzen die breiten Schneemassen auf den höchsten Spitzen des Libanon und schneiden sich in scharfen Umrissen von dem tiefblauen Äther des syrischen Himmels ab. Zur Rechten und zur Linken der Straße rauschen zahlreiche Bäche und Quellen, welche ihre krystallklaren Wasser dem Litani zuführen. Nur selten sind sie von steinernen Bogenbrücken überspannt, welche bei plötzlichem Schwellen infolge des schmelzenden Schnees zur Erleichterung des Verkehrs dienen.

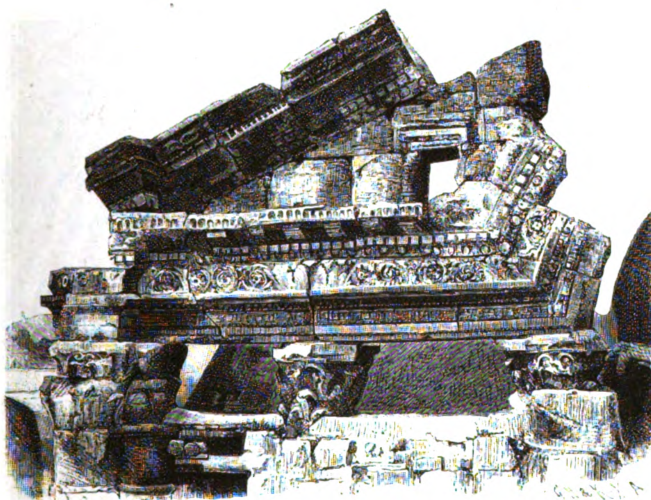


Wandseite im Vorhofe des großen Tempels zu Baalbek.
(Nach photographischer Aufnahme.)

Schon von weitem sind die Säulen und Mauern der Tempelgruppe von Baalbek sichtbar, und voller Erwartung zieht der Reisende in den Ort ein, auf dessen holperigem Pflaster das Gefährt den Insassen unbarmherzig durchrüttelt und durchschüttelt. Die Häuser sind aus Quadersteinen kastellartig aufgebaut, zeigen den modernen syrischen Kastenstil und erscheinen um so kleiner und unbedeutender, je höher sich der berühmte Tempel aus ihrer Mitte himmelwärts emporrichtet. Die Mauern, welche die Höfe umhegen, lassen vielfach antikes Baumaterial erkennen. Freundliche Gärten und Baumanlagen erfreuen das Auge durch den grünen Schmuck ihres Naturkleides, und die Lage des Städtchens in der Umgebung mächtiger Bergriesen giebt ihm den Anstrich des Romantischen. Ein bescheidenes Gasthaus mit dem stolzen Titel „Hotel de Palmyra“ (französisch klingt nun einmal gar zu schön) öffnet Thüren und Fenster der Zimmer nach einem ebenso bescheidenen Gärtchen und bietet dem Reisenden gegen gutes Geld ein schützendes Obdach und entsprechende Verpflegung. Ein türkischer Kaimakam residiert in dem einsamen Neste, und ein paar Polizeisoldaten erhalten Ruhe und Ordnung à la Turka aufrecht.

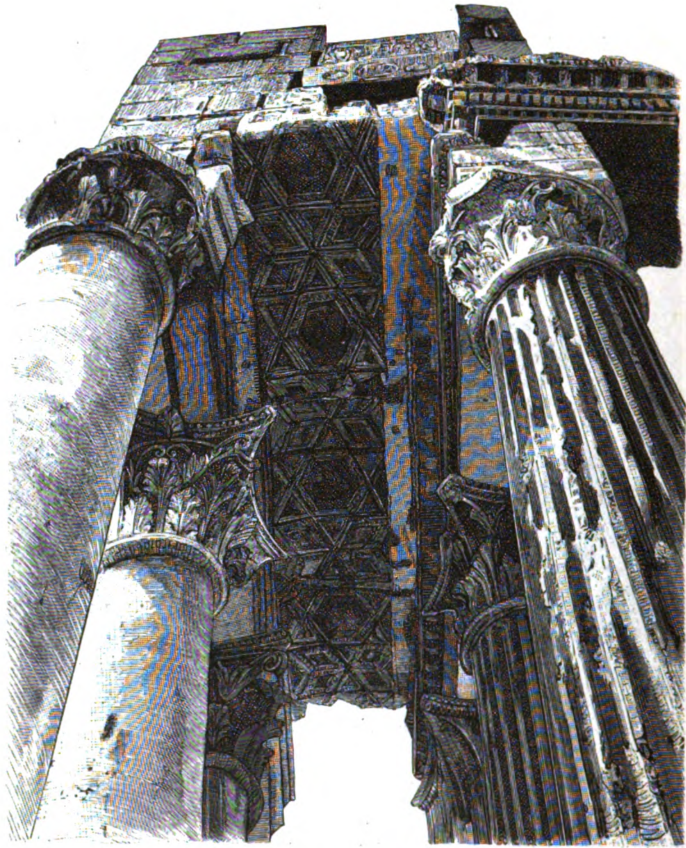
Es war der zweite Besuch, den ich im März d. J. den Ruinen von Baalbek abzustatten das Glück hatte. Ausgezeichnet durch die Ehre, den Prinzen Friedrich Karl von Preußen auf seiner Orientreise begleiten zu dürfen, nahm ich teil an dem Einzuge in das Städtchen, der am 20. März noch vor Sonnenuntergang in großem Stile stattfand. Der Prinz hatte den starken und ermüdenden Ritt über die Ausläufer des Antilibanon bei dem abscheulichsten Wetter von Ras Baalbek (dem nördlichsten Punkte des Baalbeker Gebietes) aus in elf Stunden zurückgelegt und glücklich das Reiseziel vor Einbruch der Nacht an seinem Geburtstage erreicht. Die Regengüsse der letzten Tage hatten den Boden aufgeweicht, breite Wasserpfützen bedeckten den Boden, und Städtchen und Tempel zeigten ein gründlich durchnäßtes Kleid. Dem Besuche der großartigen Ruinen wurde die letzte Tagesstunde geweiht.

Die Stadt und die Tempelgruppen von Baalbek gehören ihrem Ursprunge nach den späteren Zeiten der Geschichte des Altertums an. Griechische und römische Schriftsteller bezeichnen sie unter dem Namen Heliopolis, d. h. „Sonnenstadt", und zählen sie zu den bedeutendsten Ortschaften des damaligen „Hohlen Syriens". Das in der Benennung Baalbek, oder arabisch und syrisch Baaldach, enthaltene Wort Baal weist mit aller Deutlichkeit auf den Kultus des syrischen Gottes dieses Namens hin. Das im zweiten Teile der Bezeichnung Baalbek enthaltene bek, wie es oft geschieht, auf das ägyptische Wort baki für „Stadt" zu beziehen, ist ebenso widersinnig als grammatisch unerlaubt. Die syrische Sonnenstadt, im Altertum berühmt durch die Schönheit ihrer Mädchen, war nach den Überlieferungen der Klassiker dem Helios, dem Jupiter und der Venus, also der besten Göttergesellschaft, geweiht. Die ältesten Zeugnisse ihres Bestehens liefern Münzen aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt. Sie bestätigen, daß in dieser Epoche Heliopolis bereits eine römische Kolonie war.


Gesimsstück aus dem Sonnentempel zu Baalbek.
(Nach photographischer Aufnahme.)

In der Mitte des zweiten Jahrhunderts ließ der römische Kaiser Antoninus Pius den prachtvollen Tempel des Jupiter aufführen, der wie ein Weltwunder von den damaligen Reisenden gepriesen ward. Es ist der größere der gegenwärtig in Ruinen daliegenden Tempel,

während der kleinere, wie angenommen wird, wahrscheinlich dem syrischen Helios-Baal geweiht war. Auf den Münzen des Kaisers Septimius Severus gegen Ende des zweiten Jahrhunderts und am Anfang des dritten zeigen die Münzen die Bilder beider Tempel. Theodosius der Große (379 bis 395) ließ den großen Tempel zerstören, und eine christliche Kirche erhob sich über den Ruinen des heidnischen Baues. Als das Arabertum sich in Syrien ausbreitete und befestigte Plätze schuf, wurde Baalbek zu einer starken Citadelle umgewandelt und die mächtigsten Trümmer der ehemaligen Heiligtümer zu Werkstücken bei dem Bau der Festung benutzt. Erdbeben trugen dazu bei, die Zerstörungen von Menschenhand zu vollenden, und so bieten heutigestags die letzten Reste der Sonnenstadt einen traurigen Beitrag für die Hinfälligkeit der großartigsten Leistungen des Menschengeschlechts und rufen das bekannte Sprichwort Sic transit gloria mundi! in der Seele wach. Erst im sechzehnten Jahrhundert wurde Heliopolis der Vergessenheit wieder entrissen. Von Pococke an bis in die Neuzeit hin bildete Baalbek ein vielbesuchtes Reiseziel, dessen großartiger Anblick selbst unseren verwöhnten Zeitgenossen Ausdrücke des Erstaunens und der Bewunderung entlockt.



Felderdecke aus dem Peristyl des Sonnentempels zu Baalbek.
(Nach photographischer Aufnahme.)

Die ganze verfallene Tempelanlage der alten Sonnenstadt befindet sich an der

Westseite des modernen Städtchens Baalbek. Der umfangreiche Bau dehnt sich in der Längsachse von Westen nach Osten aus und gewährt von seinem erhöhten Standpunkte einen schönen Blick über die belaufenden Gängen, in der Richtung von Osten nach Westen, die durch einen Quergang (Süden nach Norden) miteinander in Verbindung stehen. Wie in einem Eisenbahntunnel sickert das Regenwasser



Umgestürzte Säule an der südlichen Wandseite des Sonnentempels zu Baalbek.
(Nach photographischer Aufnahme.)

baute Landschaft in der Tiefe. An der südöstlichen Ecke, in der Nähe der ehemaligen Akropolis, führt ein offenes Thor in gewölbte Souterrains von massiger Konstruktion und den unglaublichsten Dimensionen. Sie bestehen aus zwei parallel

durch die gewölbten Decken. Bei dem Besuche des Prinzen waren die dunklen Gänge von Wasserlachen angefüllt, und man mußte durch förmlichen Straßenkot hindurchwaten. Seitengemächer, lichtleere Räume von entsprechend großer Ausdeh-

nung öffnen sich nach den Gangseiten hin und hinterlassen den Eindruck steinerner Kasematten.

Obgleich es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist, nach dem gegenwärtigen Zustande der einst reichgegliederten Anlage der Bauten und nach Verschleppung wichtiger Teile derselben von ihrer alten Stelle nach einer anderen den Grundplan in allen seinen Einzelheiten wieder herzustellen, so läßt sich dennoch im allgemeinen die Lage der Portale, Höfe und Tempel mit ziemlicher Sicherheit feststellen.

Die Akropolis, ein kolossaler Bau aus gewaltigen Werkstücken aufgetürmt, war im Osten gelegen. Etwa zwanzig Fuß über dem Erdboden erhob sich ein stattlicher Portikus von dreißig Fuß Tiefe, dessen Vorderseite eine Reihe von zwölf Säulen bildete. Festungsartige Türme zu beiden Seiten desselben lassen den Zweck der Verteidigung des Zugangs leicht erraten.

Ein Hauptportal nebst zwei kleineren Nebeneingängen führte nach einem Hofe von sechseckiger Gestalt. An jeder der sechs Seiten des Hexagons befand sich ein Gemach mit vier davor aufgestellten Säulen. Nur die reich ornamentierten Hintermauern und einzelne der Muschelnischen haben sich bis auf unsere Zeit davon erhalten. Ein mächtiges Portal bildete den Eingang von dem etwa 180 Fuß langen Hofe zu dem Vorhofe des großen Tempels, der in der Längsrichtung über 400 Fuß mißt. Zimmeranlagen mit reicher, wenn auch überladener Ornamentierung, mit doppelten Wandnischen übereinander an den Hinterseiten und mit Säulenreihen vor den Eingängen faßten die Hauptseiten des immensen Hofes ein.

Weiter nach Westen zu erhob sich der eigentliche große Tempel von Heliopolis. Nur sechs Säulen von 50 Fuß Höhe, mit korinthischen Kapitälen, haben sich vom ehemaligen Peristyl erhalten, der nach seinen vier Seiten hin ehemals von 58 Säulen eingefaßt war. Über die architektonische Anlage des eigentlichen, vom Peristyl umgebenen Heiligtums läßt sich bei dem gegenwärtigen Zustande der Trümmer, von denen ein großer Teil heutzutage versteckt in den Schutthügeln liegt, kaum eine annähernd sichere Angabe machen. Das Heiligtum stand mehr als 40 Fuß über dem Boden der ganzen Anlage und war durch Mauern geschützt, deren kolossale Werkstücke noch heute das gerechte Erstaunen der Beschauer erregen.

In südöstlicher Richtung, ohne augenfällige Verbindung mit dem eben erwähnten Heiligtum und tiefer gelegen als jenes, erhob sich der kleinere, der Sonne gewidmete Tempel, zu dessen Portal eine durch Mauern geschützte Treppe hinaufführte. Ein Peristyl von je fünfzehn Säulen an den beiden Längsrichtungen und von je acht Säulen nach der Breite hin, im ganzen also von sechsundvierzig etwa vierzig Fuß hohen Säulen umgab die Cella des Tempels nach ihren vier Seiten hin. Vor dem Portal befand sich kein Hof, sondern eine doppelte Säulenreihe nach Osten und Westen hin führte in gerader Richtung nach dem Eingangsthore des Heiligtums. Die aus Granit bestehenden über vierzig Fuß hohen Säulen sind keine Monolithe, sondern aus mehreren Stücken zusammengesetzt, die einst durch eiserne Klammern miteinander verbunden waren. Dem orientalischen Vandalismus boten selbst diese gewaltigen Massen nicht genug Widerstand, denn an vielen Stellen sind die Säulen eingesägt worden, um das versteckte Eisen zu Tage zu fördern. Mit Recht bezeichnet das vortreffliche Reisehandbuch Bädekers „Palästina und Syrien“ dieses Heiligtum als eines der besterhaltenen und schönsten Bauwerke Syriens. Das Portal und die inneren Bestandteile der Cella mit ihren Pfeilern, Halbsäulen, Nischen, Friesen, Architraven u. s. w. sind von einem wahrhaft erstaunlichen Reichtum der Ornamentik, die, wenn auch vielleicht einer späteren Zeit angehörend, dennoch durch ihre Details eine unerschöpfliche Fülle künstlerischer Motive der Skulpturarchitektonik darbieten. Vor allem ist es die reiche, in mathematischen Figuren

ausgeführte Felderdecke der gewaltigen Steinlagen, welche gleichsam das Dach des Peristyls bilden, deren Skulpturwerk die Blicke des Kenners und des Laien auf sich zieht. In der Füllung derselben treten aus feingegliedertem Rankenwerk die Brustbilder von Göttern und Kaisern hervor, mit wenigen Ausnahmen leider arg mitgenommen, da die fanatischen Araber auf Grund ihrer Glaubenslehre in jenen Bildern unerlaubte Nachahmungen menschlicher Personen erkannten und daher mit allem Eifer sich der Aufgabe unterzogen, den religiösen Verstoß durch barbarische Verstümmelungen der alten Kunstwerke zu beseitigen. Wohin das Auge blickt, tritt aus den Ruinen der lebendige Geist antiker Kunstanschauung zu Tage, deren Blüte und vollendetste Entfaltung freilich längst vergessen war, deren letzte Spuren aber dennoch den kleinen Tempel von Baalbek in verschwenderischem Reichtum schmücken.



Dritter Tempel im Inneren des heutigen Baalbek.
(Nach photographischer Aufnahme.)

Auf einem Aquädukt en miniature, welcher sich um die Süd- und Westseite der Tempelbauten herumzieht, schreitet man gegenwärtig bedächtig einher, um die südliche und westliche Außenseite der Gesamtanlage zu besichtigen. Auf der nördlichen Seite bietet der Weg kein Hindernis dar. An der südlichen Wandseite des kleinen Tempels bildet die Mauer den einzigen Stützpunkt für einen umgestürzten Säulenkoloß. Wie die Höfe und Tempel mit ihren Eingängen und sonstigen Anlagen, so zeigen auch die stehengebliebenen Mauern gigantische Verhältnisse. An der westlichen Außenmauer, da, wo eine ara-

bische Inschrift aus der Sarazenenzeit in Medaillonform die Wandfläche ziert, liegen drei Bausteine von nicht weniger als 60 Fuß Länge, 12 Fuß Höhe bei entsprechender Dicke, deren Inhalt die enorme Zahl von 6000 Kubikfuß auf jeden Stein am deutlichsten beschreibt. Mit welchen Mitteln so gewaltige Massen aus dem Steinbruche an Ort und Stelle geschafft und auf den etwa 20 Fuß hohen Unterbau gehoben wurden, bleibt unserer Zeit und ihrer vorgeschrittenen Technik ein dunkles Rätsel. Nicht nur vor der glatten Außenseite dieser Werkstücke, sondern auch vor den Flächen der Marmorblöcke, aus denen die beschriebenen Heiligtümer aufgebaut sind, drängt sich eine eigentümliche Beobachtung dem aufmerksamen Besucher auf. Allenthalben befinden sich, gewöhnlich in der Mitte der behauenen Steine, viereckige, in das Gestein gemeißelte Löcher, über deren Zweck man nicht im Unklaren sein dürfte. Sie dienten zweifellos zum Einsetzen von Balkenwerk, ähnlich dem Holzgerüst bei unseren modernen Bauten, um mit Hilfe von Hebewerkzeugen die schweren Massen der Werkstücke von der Tiefe aus nach der Höhe zu befördern.

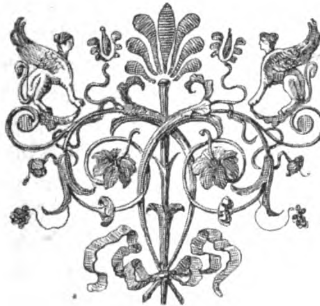
Ein dritter Tempel, kleiner und unbedeutender als die eben beschriebenen, liegt abseits von den beiden großen Heiligtümern mitten in dem Städtchen Baalbek in der Nähe eines fließenden Gewässers. Die Cella ist in einem Hemicykel angelegt und von einem achtsäuligen Peristyl in korinthischem Stile umkränzt. Das Innere des kleinen Heiligtums, weniger bedeutend als die Außenseite und in späteren Zeiten zu einer griechisch-christlichen Kirche umgewandelt, ist mit drei Nischen in einfachen architektonischen Linien geschmückt. Zwei davon sind von runden Architraven, die dritte von einem dreieckigen überragt. Die reiche Ornamentik an den Wänden, Architraven, Gesimsen und an dem Portal wiederholen die Motive des kleinen Sonnentempels. Der Eindruck der ganzen Anlage ist nicht unschön, und selbst der Kunstverständige muß der späten Zeit ihres Ursprungs die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Eine Viertelstunde von Baalbek entfernt liegen in südöstlicher Richtung die Steinbrüche, welche den alten Steinmetzen das Material zum Bau der Tempel und der Akropolis von Heliopolis lieferten. Daß die Arbeiten daran unvollendet geblieben sind, beweist ein Riesenblock, den man nicht mehr die Zeit oder die Gelegenheit hatte, vom lebendigen Felsen abzulösen. Der Berechnung nach beträgt sein Inhalt 370 cbm und sein Gewicht nicht weniger als 30000 Centner. Die Zahlen sprechen mehr als alles andere für die gewaltige Größe des Werkstückes, dessen Transport alles menschliche Sinnen nicht zu ermessen vermag.

Gegenüber so beredter und großartiger Zeugen der Vorzeit, wie sie die letzten Trümmer der Römerbauten von Heliopolis-Baalbek dem modernen Reisenden vor Augen führen, treten dem grübelnden Gedanken eine Reihe von Fragen entgegen, deren Beantwortung den Epigonen in der Weltgeschichte, unserem civilisierten Zeitalter, Rätsel auf Rätsel häuft. In erster Linie handelt es sich darum, die Beweggründe des mächtigen Willens zu erfassen und zu verstehen, der die Aufführung eines der staunenswertesten Werke der Architektur in einem Bergwinkel des Antilibanon in weiter Ferne von Rom gleichsam wie mit einem Federstriche zu dekretieren vermochte. In zweiter Linie erwächst die verzeihliche Neugierde, zu wissen, wer und woher die Meister und Gesellen waren, welche den großartigen Plan entwarfen und in allen seinen Teilen einen Bau der Vollendung entgegenführten, dessen letzte Trümmer den antiken Ruf eines Weltwunders vollständig bestätigen. Das Altertum ist auch darüber die Antwort schuldig geblieben. Was mit aller Bestimmtheit und Zuverlässigkeit auch die Tempelanlagen von Baalbek bezeugen, das ist der Hauch religiöser Duldung, welcher das gesamte Altertum durchweht. Das Göttliche, unter welchem Namen und in welcher Gestalt es auch unter allem Volke und in allen

Ländern angerufen und verehrt ward, es war und blieb allenthalben dasselbe, und der Fanatismus des Sonderbekenntnisses stand der antiken Welt so fern, daß der Grieche aus Athen mit den gleichen Gefühlen der Andacht in den Tempeln der ausländischen Gottheiten am Nil wie am Euphrat seine Hände anbetend zum Himmel erhob wie in den Heiligtümern des eigenen Landes. So konnte sich in friedlicher Eintracht neben dem Tempel des Baal zu Baalbek ein Tempel des Jupiter erheben, ohne bei den Römern oder bei den Syrern religiöse Skrupel zu erwecken. Das ewig Göttliche war eben allen Menschen gemeinsam, es war „der unbekannte Gott", den der Apostel Paulus den Athenern offenbarte mit den herrlichen Schlußworten: „Denn in ihm leben, weben und sind wir; wie auch etliche Poeten bei euch gesagt haben: wir sind seines Geschlechts." Gerade auf dieser antiken Anschauung beruhten hauptsächlich die politischen Erfolge der größten Eroberer des Altertums, und die Römer waren nicht die letzten, welche daraus Kapital schlugen.

Die Tempelbauten von Baalbek, wie ich zum Schlusse bemerken will, legen eine Vergleichung mit dem zeitlich verwandten Heiligtume des Baalstempels von Palmyra (dem heutigen Tudmur) nahe. Im großen und ganzen entsprechen sie sich ziemlich genau. Auch in Palmyra war die gesamte Anlage auf einem erhöhten Unterbau, einer Terrasse in großem Stile, angelegt, eine breite Treppe führte zu dem Hauptportal des von einem Säulenumgange umgebenen Tempels, und nach dem Vorhofe und Hofe folgte das eigentliche Heiligtum mit seinen reich dekorierten und mit Nischen geschmückten Wandseiten. Eine nähere Prüfung der Skulpturwerke führte jedoch zu dem Ergebnis, daß der Baalstempel von Palmyra in künstlerischer Beziehung einen Vergleich mit den Bauten von Baalbek kaum aushalten dürfte. Eine gewisse handwerksmäßige Behandlung der Ornamentik und ihrer Details tritt allenthalben zu Tage, und die eigentümlichen Postamente auf der Höhe des oberen Drittels der Säulen tragen nicht dazu bei, den Eindruck reiner Linien hervorzurufen. Wenn auch die Anlage des Ganzen als ein großartig angelegter Bau bezeichnet werden kann, so verrät sie dennoch in der Ausführung der Einzelheiten den Verfall einer Kunst, die durch überladene, schwülstige Dekoration die zwar einfachen, aber wirkungsvollen Motive der klassischen Zeit ersetzte und den vornehmen Eindruck durch das Bunte, nur dem gemeinen Sinn Gefällige zurückdrängte.





Fritz Schaper.

Ein Künstlerleben der Gegenwart,

geschildert von

Otto Baisch.



Schon so manches Mal habe ich laut und noch weit öfter im stillen die Bemerkung gemacht, wie viel Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit aus ländlichen deutschen Pfarrhäusern hervorgegangen ist. Auch Fritz Schapers Ursprung weist auf ein solches Pfarrhaus zurück. Nennt sich gleich Alsleben im Mansfelder Seekreise, wo der Genannte am 31. Juli 1841 als ein jüngerer Sohn einer köpfereichen Predigersfamilie geboren wurde, eine Stadt, so wahrte doch diese Stadt mit ihren etwa achtzehnhundert Einwohnern, in deren Leben der Gartenbau eine hervorragende Stelle einnahm, den Charakter stiller Ländlichkeit, den sie wohl auch heute noch nicht abgelegt hat. Dort auf den grünen Wiesen „an der Saale hellem Strande“ spielte der Knabe seine fröhlichen Kinderspiele. Freilich verbrachte er allda nur eine verhältnismäßig kurze Zeit, nur jene früheste Lebensperiode, in welcher der Mensch noch ganz sich selbst und einer harmlosen Natürlichkeit angehört. Aber es ist gewiß nicht mit Unrecht namentlich von neueren Ethikern darauf hingewiesen worden, daß gerade die Eindrücke, die wir in unseren ersten Lebensjahren empfangen, für unsere ganze künftige Entwickelung besonders maßgebend sind, und so will es mich auch bei Fritz Schaper bedünken, als verdanke er jenen sechs Jahren, die er im Pfarrhause zu Alsleben und seinen unmittelbarsten Umgebungen verbrachte, mehr als er selbst sich wohl bewußt sein mag. Die Keime zu jenem hervorragenden Gefühl für Farbe, Ton und Stimmung, vermöge dessen er, der Bildhauer, in specifisch malerischen Fragen ein anerkannt treffendes und fein abwägendes Urteil besitzt, hat er sicherlich schon damals in sich gesogen, als er in ländlicher Freiheit jene glückliche frühe Kinderzeit verlebte, in welcher auch wir modernen Menschen noch — unangekränkelt von des Gedankens Blässe — mit der Natur völlig eins sein dürfen.

Der Moment, der dieser naiven Harmlosigkeit die ersten engeren Bande anlegt, der Moment des beginnenden Schulbesuches, gestaltete sich für Fritz Schaper gleich besonders verhängnisvoll. Gerade um diese Zeit wurde ihm der Vater durch den Tod entrissen. Vermöge des herkömmlichen Laufes der Dinge nunmehr aus dem freundlichen Pfarrhause vertrieben, wendete sich die Witwe mit ihren sieben Kindern nach Halle an der Saale. Aber schon ein Jahr später folgte sie dem Gatten in die ewige Ruhe nach. Der erwachsene älteste Sohn bereitete sich schon für den Beruf eines Predigers vor, dem er nach dem Wunsche seiner Mutter und seiner Vormünder sich widmen sollte. Die jüngeren Geschwister fanden Aufnahme bei verschiedenen wohlmeinenden Menschen. Fritz kam auf das Land zu einem Grafen

Kielmansegg, der indes schon ein Jahr später der Erziehung seiner eignen Kinder wegen seinen Wohnsitz nach Halle verlegte. Hier besuchte der Knabe fortan die Realschule bis zu seiner Konfirmation.

In dem gräflichen Hause herrschte eine biedere fromme Gesinnung, gleich fern von Muckertum wie von Freigeisterei. In diesem Sinne wurde Fritz gemeinsam mit den Kindern des Hauses auferzogen. So wuchs er empor in jener echten Frömmigkeit und Gottesfurcht, die dem kindlichen Gemüt wohlthut und die späterhin, wenn in dem zur Männlichkeit sich entfaltenden Geiste die Anschauungen der modernen Philosophie mehr oder minder Raum gewinnen, sich in eine edle Moralität übersetzt. Der Glaube an das Ideale, gleichviel wie man es benennen mag, bildet als dauernder Gewinn die sichere Grundlage eines Lebens, das unter solchen Einflüssen emporgeblüht ist.

Während der Schuljahre lassen sich unter den begabteren Knaben zwei Hauptkategorien unterscheiden. Die einen lernen mit Eifer und Erfolg, eignen sich verhältnismäßig rasch die Fundamente des Wissens an und dringen rastlos vorwärts. In ihnen schlummern die Gelehrten. Die anderen sind allem, was abstraktes Wissen heißt, wenig hold. Daten und Vokabeln zu lernen, ist ihnen ein Greuel. Aber sie erfassen mit Leichtigkeit und Freude alles, was eine körperhafte Anschauung gestattet. Die Geschichte ist ihnen nicht eine Wissenschaft der Zeitfolge, des politischen und schöngeistigen Entwickelungsganges der Menschheit, sondern lediglich eine Darstellerin großer Begebenheiten. Geographie, Naturgeschichte ꝛc. erfassen sie mit Lebhaftigkeit und Erfolg, soweit diese Disciplinen ihnen die Bilder fremder Länder und Zonen vor das geistige Auge führen. Nur verlange man von ihrem Gedächtnis nicht einen großen Vorrat von Städtenamen oder gar Einwohnerzahlen, nicht eine wohlgeordnete Übersicht von einem System der Staubfäden oder der Wirbelknochen! — In den so gearteten Naturen schlummern die künftigen Künstler.

Nach dieser Seite hin neigten die sämtlichen Kinder der verwaisten Familie Schaper, auch jenen ältesten nicht ausgenommen, der den Wünschen und Anordnungen anderer mehr zu folgen hatte als seinem eigenen Triebe. Der dadurch erzeugte innere Zwiespalt hat ihn frühe aufgerieben. Von den übrigen Brüdern, soweit sie am Leben blieben, ist der eine ein tüchtiger Goldschmied geworden, dessen Leistungen innerhalb des neu erblühenden Kunstgewerbes eine hervorragende Stellung einnehmen. Ein zweiter erzieht als Lehrer der edlen Zeichenkunst das junge Geschlecht für ersprießliche Kunstübung heran. Fritz, als er mit fünfzehn Jahren die Schule verließ, von der er, wie er kleinlaut meinte, wenig Vorteil gezogen, hätte sich am liebsten sofort der Kunst in die Arme geworfen. Aber „Handwerk hat einen goldenen Boden!" Dieser Kernspruch, der schon so manchen wackeren Gesellen zu dankenswerter und lohnender Thätigkeit ermutigt und schon so manchen göttlichen Funken erstickt hat, wurde auch im vorliegenden Falle zunächst ausschließlich in die Wagschale geworfen. Fritz wurde zu einem ehrbaren Meister Steinmetz in die Lehre gebracht. Zu seinem Glück hatte Meister Merckel eben damals von Halle aus die formgebenden Steine für die besten Bauten zu liefern, die um jene Zeit in Berlin errichtet wurden: zunächst für den Vorbau am Kronprinzenpalais, den Strack leitete, dann für die von Hitzig entworfene und ausgeführte Börse. Da fand der junge Steinmetzlehrling denn Gelegenheit, mit schöngegliederten architektonischen Formen umgehen zu lernen und den Meißel in einer Weise zu gebrauchen, die ihm späterhin von großem Vorteil sein sollte. Zugleich aber entdeckte Meister Merckel, bei dem nicht wie bei so mancher hausbackeneren Kraft die Grenzen seines Berufes zugleich die seiner Erkenntnis und seiner Wertschätzung bildeten, in dem, was der sechzehn- bis siebzehnjährige Lehrling leistete, rasch den Beruf zu Höherem. Er sah die bevorzugte Gestaltungskraft der Hand und durch-

schaute den aufwärtsstrebenden Schwung der Seele. Er war es denn auch, der zuerst den Jüngling ermutigte, dem inneren Drang Folge zu geben. Das Wort des wackeren, einsichtsvollen Mannes wog auch anderwärts schwer genug, um das als richtig Erkannte thatsächlich zu ermöglichen. Die Mutter der Gräfin Kielmansegg, eine Frau Zimmermann, übernahm es, das junge Talent während seiner ersten Studienzeit materiell zu unterstützen, und so wanderte denn Fritz Schaper mit siebzehn Jahren nach Berlin, um hier gleichzeitig auf der Akademie und im Atelier des Professors Albert Wolff sich zum Bildhauer heranzubilden.

Wer in heutiger Zeit als Fremder nach der deutschen Reichshauptstadt kommt, vermag sich das Berlin von 1858 kaum mehr zu vergegenwärtigen. Schon dem Äußeren nach war es ein wesentlich anderes, fast eine Kleinstadt im Vergleich zu heute. Bildeten doch die Thore noch damals thatsächlich die Grenzmarken der Stadt. Die ihre Quadriga stadteinwärts lenkende Siegesgöttin auf dem Brandenburgerthor kehrte noch nicht einem weitausgedehnten, besonders vornehmen Stadtteile den Rücken zu. Ein Besuch des Kreuzberges, der heute von den Häuserquadraten des Berliner Südwestens umringt ist, galt noch für eine Landpartie. Die Straßen der Stadt waren still im Verhältnis zu dem brausenden Verkehr, der sie heutzutage vom Morgen bis in die Nacht durchflutet.

In künstlerischer Beziehung machte sich eben damals eine dumpfe Gewitterschwüle geltend. Man empfand etwas wie das Herannahen entscheidender Krisen. Mit Rauch, der ein Jahr vor Schapers Ankunft in Berlin gestorben war, war der letzte gewaltige Vertreter der alten Schule zu Grabe gegangen. Seine namhaftesten Schüler: Drake in Berlin, Rietschel in Dresden, hatten bereits auf merklich abzweigende Bahnen eingelenkt. Neue Elemente regten sich innerhalb einer jüngeren Generation. Was werden sie zu Tage fördern? Wohnt ihnen genügende Lebenskraft inne, um zur erfreulichen Selbständigkeit zu gelangen? Werden sie sich mächtig genug entfalten, um in der zeitweilig einer gewissen Apathie anheimgefallenen Menschheit ein neues lebendiges Kunstinteresse erwecken zu können?

Das waren die Fragen, die, unausgesprochen, noch kaum zu klarem Bewußtsein gebracht, aber um so lebhafter empfunden, die kunstbeflissene Jugend von damals bewegten. — —

Zu dem Hause Nummer 10 in der Münzstraße, die nicht nur zum Centrum der heutigen Stadt, sondern zum Kern von Alt-Berlin zählt, gehört ein Komplex alter ineinander geschachtelter Hintergebäude, in denen gegenwärtig Calandrelli sein Atelier hat und Gladenbeck u. Sohn ihre Erzgießerei betreiben. In den fünfziger bis sechziger Jahren waren diese Gebäulichkeiten der Sitz einer kleinen Bildhauerkolonie. Bläser, Schievelbein, Albert Wolff hatten hier ihre Ateliers, in denen sie eine Anzahl jüngerer Kräfte als Schüler und Mitarbeiter um sich versammelten. Hier arbeitete Schaper mit Eifer und Geschick. Nach kurzer Zeit hatte er es so weit gebracht, daß er seine Kräfte an den Werken Wolffs genügend zu verwerten im stande war, um dadurch sein Leben unterhalten und also auf weiteren Zuschuß von seiten seiner mütterlichen Gönnerin verzichten zu können.

Daneben betrieb er auf der Akademie unter Professor Domschke die für den bildenden Künstler unentbehrlichen anatomischen Studien, übte sich unter Holbein im Zeichnen nach der Antike, namentlich aber modellierte er nach der Natur im Abendaktsaal, wo die verschiedenen akademischen Lehrer wechselweise die Leitung und Korrektur besorgten.

An der Berliner Akademie herrschten damals nicht sehr erbauliche Zustände. Die Traditionen aus den Zeiten, in denen dieses Institut ins Leben gerufen war, erbten sich in gewissem Sinne noch immer fort. Sicherlich hatten sie dabei, indem sie im Verlaufe der Zeit mehr und mehr zum alten Schlendrian wurden, nichts gewon-

nen. Wie schon zu jener Periode, die für Carstens verhängnisvoll werden sollte, so standen noch jetzt die bureaukratischen Principien obenan. Zwar führte der „alte Herbig“ den Titel eines Direktors; die in Wahrheit leitende Macht aber war Inspektor Maaß, der Verwaltungsbeamte. Doppelt behauptete er diese oberste Autorität, als nach Herbigs im Jahre 1861 erfolgtem Tode unter dem provisorischen Direktorium Eduard Daeges ein Interimszustand geschaffen wurde, der sich nachgerade auf eine Dauer von nahezu anderthalb Jahrzehnten ausdehnte. Die Vorbereitungsklasse, in welcher das Zeichnen nach Gips gepflegt wurde, hatte an Holbein einen tüchtigen Lehrer. August v. Kloeber leitete mit Geschick und Lebhaftigkeit die Kompositionsklasse. Auf den meisten übrigen, namentlich den kunsttechnischen Lehrgebieten jedoch herrschte eine bedenkliche Flauheit.



Fritz Schaper.

Aber je mehr die Schule zu wünschen übrig ließ und je peinlicher die Zöglinge selbst dies vielfach empfanden, um so eifriger waren sie bemüht, ihre eigenen Kräfte zum äußersten anzuspannen, um den Zielen, die sie sich gesteckt hatten, näher zu kommen. Ihre Mühen blieben nicht fruchtlos. Finden wir doch in den Reihen der damaligen Zöglinge Namen wie Erdmann Encke, Albert Hertel, Paul Meyerheim, Anton v. Werner — letzterer schon zu jener Zeit als einer der talentvollsten namentlich auch von seiten seiner Mitschüler anerkannt und geschätzt. Bald fanden sich unter anderen Julius Jakob und J. Ehrentraut hinzu.

Da fehlte es nicht an kühnen Plänen und Entwürfen. Andererseits freilich blieben auch jene Momente des Zagens nicht aus, des Zweifels an der eigenen Kraft, an der Möglichkeit des endlichen Erzielens jener Erfolge, von denen man in begeisterten Stunden träumte und ohne die eine fröhliche Kunstentfaltung nicht gedeihen kann — jene Momente, die man in der bündigen Ateliersprache mit dem erschrecklich vielsagenden Namen des moralischen Katzenjammers zu bezeichnen pflegt. Welches aufstrebende Talent könnte sich wohl rühmen, von dieser peinlichsten aller Empfindungen verschont geblieben zu sein? Unterschiede äußern sich einzig und allein hinsichtlich des Grades, in welchem der eine oder der andere von dieser Empfindung gepackt und, was das wichtigste von allem ist, in der Art und Weise, wie sie überwunden wird. Die schwächeren Charaktere lassen sich von ihr nur allzu leicht so tief herabstimmen, daß es ihnen unsäglich sauer, bisweilen selbst unmöglich wird, sich wieder zu thatkräftigem Schwung zu erheben. Stärker organisierte Geister aber schnellen nach jenen unausweichlichen Augenblicken des Niedergedrücktseins nur um so elastischer empor zu doppelt eifriger Entfaltung ihres Strebens.

Diese verschiedenen Potenzen des Mutes, die keineswegs zu denen der individuellen Kräfte immer in einem geraden Verhältnis stehen, äußern sich unter anderem auch in den verschiedenartigen Empfindungen beim ersten Anblick eines bedeutenden Kunstwerks. Während bei den einen mit dem Gefühl der Bewunderung sich sofort eine Art von Schreck vor der Größe dessen mischt, was von der Kunst, der sie dienen, verlangt wird und was jemals zu erreichen sie sich kaum zutrauen, fühlen die anderen eine reine freudige Erhebung. „So etwas mußt du auch fertig bringen!“ ruft es in ihnen. Am liebsten möchten sie auf der Stelle zu ihrem Handwerkszeuge greifen und etwas Neues schaffen, worin die Bedeutung des soeben Erschauten zum mindesten in verwandter Weise anklinge. Anch' io sono pittore! Dieses Wort, das eine schöne Sage dem Correggio beim ersten Erblicken eines Raphaelschen Gemäldes in den Mund legt, ist das Losungswort dieser Sonntagskinder.

Es giebt nun freilich noch eine dritte Kategorie. Sie setzt sich aus denen zusammen, in deren Augen alles bisher Geschaffene „Schund“ ist. Sie möchten einmal die ganze Welt auf den Kopf gestellt wissen, weil sie sich einbilden, gelegentlich eines solchen Experimentes beweisen zu können, daß sie allein in jeder Situation ihr Gleichgewicht zu behaupten im stande seien. Diese Renommistik indes ist wesentlich eine Ausgeburt der jüngsten Generation. Bei der Jugend jener Zeiten, von denen ich augenblicklich zu reden habe, obgleich sie nur zwei bis drittehalb Jahrzehnte zurückliegen, war solche wohlfeile Prahlhanserei noch kaum vorhanden, zum mindesten nicht in der bis zur Lächerlichkeit radikalen Weise, in der wir ihr heute da und dort begegnen. So sehr man auch vorwärts streben mochte nach Neuem, nach womöglich Bedeutenderem als das, was man um sich her erblickte, man vergaß nicht, daß wir, um den Anforderungen der Zukunft zu genügen, der festen Grundlage bedürfen, die uns die Vergangenheit bietet.

Da genossen denn vor allem die Plastiker in Berlin des Vorteils gediegener altbewährter Traditionen. Wie wir im Großen Kurfürsten denjenigen erblicken, der den Grund zu der heutigen politischen Bedeutung Preußens gelegt hat, so ist seine Reiterstatue auf der nach ihm benannten Brücke, von Schlüters genialer Hand geschaffen, der Grundpfeiler von Berlins heutiger Bedeutung als Pflegestätte der plastischen Kunst, in welcher die deutsche Reichshauptstadt ein beträchtlich höheres Durchschnittsniveau erreicht hat als in der Malerei, die sich hier eben auch keiner ähnlichen historischen Grundlagen erfreut. Freilich trat nach dem Scheiden Schlüters, von dessen Hand wir außer dem kühnen Reiterdenkmal die großartig ausdrucksvollen und trefflich mit

dem architektonischen Ornament verschmolzenen Masken sterbender Krieger im Lichthofe des Zeughauses und die leider den Blicken schwer zugänglichen Reliefs an der Nordfront des königlichen Residenzschlosses sowie anderes ornamentales Bildwerk besitzen, auch in der plastischen Kunst zunächst ein Stillstand von fast bedenklich langer Dauer ein; aber die Auferweckung aus diesem Schlummer durch Gottfried Schadow geschah so energisch und erfolgreich, daß die zwischen dem Wirken des einen und des anderen liegende Kluft von reichlich sieben Jahrzehnten nunmehr vollständig überbrückt erscheint. Hätte Schadow uns nichts hinterlassen als sein bereits im Jahre 1790 vollendetes herrliches Grabmal für den im Kindesalter verstorbenen Grafen von der Mark in der Dorotheenkirche, wir würden seine Künstlerschaft darum vielleicht nur um so höher schätzen. Kein zweites seiner Werke ist diesem an die Seite zu stellen. Unsere Kunstjünger wußten und fühlten das. Namentlich Schaper stand so manches Mal in stille Betrachtung versunken vor dem feierlich ernsten und doch auch wieder innig rührenden Monument. Er bewunderte die zart empfundene Gestalt des auf dem Sarkophage friedlich schlummernden Kindes mit dem lieblichen kaum neunjährigen Lockenkopfe; das sinnige Relief an der Vorderseite des Katafalks, wo der Knabe die ihm entgegengebotene Hand der Minerva zu erfassen strebt, aber von dem strengen Saturn zur Unterwelt hinabgezerrt wird; namentlich aber die Gruppe der Parzen in der halbkreisförmigen Lunette oberhalb des Sarkophags. Die in der Mitte sitzende matronenhafte Athropos, in deren strengen Zügen kein Erbarmen wohnt, ist soeben im Begriff, mit ihren knöchernen Händen den Lebensfaden abzureißen, den die jugendliche Klotho gesponnen hat. Vergeblich faßt die jungfräuliche Spinnerin den Arm der unentrinnbaren Alten, für das kindliche Leben Mitleid und Schonung erflehend. Zur anderen Seite sitzt Lachesis, die Lenkerin des Lebensloses, ruhig, unberührt von dem Meinungszwiespalt der beiden Schwestern, in das Lesen des Buches vertieft, in dem die Schicksale der Menschen voraus verzeichnet stehen.

Merkwürdigerweise ist dieses Grabmal, das zu den künstlerisch vollendetsten zählt, die je geschaffen worden sind, verhältnismäßig wenig bekannt. In einer Reihe von Lexika, die Gottfried Schadows Hauptwerke namhaft machen, ist das Denkmal für den Grafen von der Mark übersehen. Nicht nur die im Umlauf befindlichen kleineren Führer, sondern selbst so manche umfangreicheren Bücher über die Reichshauptstadt, in denen wir die Monumente derselben aufgezählt und beschrieben finden, sagen von dem wundervollen plastischen Werke in der Dorotheenkirche keine Silbe. Und doch ist gerade diese Schöpfung ebensosehr die hervorragende Vertreterin einer bedeutungsvollen Kunstepoche, wie Schlüters Großer Kurfürst und Rauchs Denkmal Friedrichs des Zweiten es sind. Will man von den Monumenten, die Berlin zu der in Rede stehenden Zeit — also um 1860 — besaß, nur drei namhaft machen, so müssen es die hier genannten sein. Sie bilden die bezeichnenden Gipfelpunkte. Was der Entstehungszeit nach zwischen Schadows Grabmal und Rauchs Friedrich fällt, trägt zum größeren Teil mehr oder minder das beeinträchtigende Gepräge der Übergangsstadien, aus denen es stammt. Ich spreche speciell von Berlin und darf daher von Rauchs Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg absehen. Sie behauptet einen Platz für sich ganz allein außerhalb des allgemeinen Entwickelungsganges. Sie ist das Heiligenbild, vor dem die skeptischen Bürger unserer profan gesinnten Zeit unwillkürlich die Kniee beugen. Was eine Aphrodite Urania für die Griechen, was ein Marienbild für das strenggläubige Mittelalter war, das ist für die moderne Welt diese Königin Luise. Lassen wir sie unberührt in ihrer geweihten Ausnahmestellung!

Jene Trias dagegen sei noch etwas eingehender ins Auge gefaßt.

In Schlüters Reiterstandbild haben wir unstreitig eine der besten Schöpfungen der bereits an der Schwelle des Barockstils stehenden Spätrenaissance vor Augen. Gewaltig und kraftvoll in der Conception wie in der Durchführung, vermag es uns hinsichtlich seiner selbst sogar mit dem für kriegerische und politische Helden damals unvermeidlichen römischen Imperatorenkostüm auszusöhnen. Nur in den Gestalten der Gefesselten an den vier Ecken des Sockels, die der Meister nicht eigenhändig ausgeführt hat, kommen die Übertreibungen der beginnenden Barockzeit teilweise zum Ausdruck.

In Schadows Parzengruppen dagegen zeigt sich das Zurückgreifen auf die antiken Vorbilder mit einer gesunden, eigenkräftigen Naturanschauung trefflich verschmolzen. Zugleich finden wir den antiken Mythos von jenem leisen Hauch moderner Empfindung beseelt, durch den er uns Menschen der Neuzeit nahe gerückt erscheint, ohne seinem klassischen Ursprung in störender Weise entfremdet zu werden. Es ist hier hinsichtlich dieser Stilvermittelung dasselbe fein empfundene Maß beobachtet wie in Göthes Iphigenie.

Finden sich in der schlummernden Knabengestalt und den kleinen Flachreliefs am Sarkophag noch die Nachklänge der späteren römischen Kunst, so bezeichnet Rauchs Friedrichdenkmal den Durchbruch des modernen Princips. Das Zeitkostüm ist entscheidend geworden. Seine Behandlung freilich muß sich noch einer Art von Stilisierung unterwerfen, die gerade hier doppelt mißlich erscheint. Eine an sich der plastischen Entfaltung nicht sehr günstige Tracht, die lediglich durch Beobachtung der kleinen Zufälligkeiten einiges pikantere Leben erhalten kann, muß um so ungünstiger erscheinen, wenn diese Zufälligkeiten möglichst umgangen oder doch zur Bedeutungslosigkeit herabgedämpft werden. Diese Beobachtung macht sich namentlich an den lebensgroßen Figuren, die sich um den Sockel des Friedrichsmonumentes gruppieren, teilweise geltend. Trotzdem bleibt dieses Monument eine bedeutungsvolle bahnbrechende That. Es ist das letzte, bei dem die Frage, ob römische Tracht oder charakteristisches Zeitkostüm anzuwenden sei, lebhaft debattiert und endgültig zu gunsten des letzteren entschieden wurde — endgültig nicht nur für den vorliegenden Fall, sondern für die gesamte seitherige Entfaltung der monumentalen Plastik.

Zu den Eindrücken, die diese Hauptwerke der Berliner Bildhauerei in den Jüngern dieser Kunst hervorzurufen geeignet waren, gesellte sich nunmehr eine neue, durch ihr plötzliches und unmittelbares Eingreifen doppelt wirksame Anregung. Reinhold Begas trat mit seiner prächtigen Gruppe: „Pan, die verlassene Psyche tröstend“ hervor. Eine Auffassungsweise, wie sie Schadow sieben Jahrzehnte früher durch seine Parzen angebahnt hatte, wie sie aber seither weder von ihm noch von anderen heimischen Kräften weiter entwickelt worden war: die Durchdringung der griechischen Mythe mit der naturalistischen Empfindung der Neuzeit, fand durch Begas eine gesteigerte hinreißende Verkörperung. Zugleich war dem Spiel der Gegensätze, in dem die gesamte moderne Kunstpflege gipfelt, eine maßgebende Bedeutung zuerteilt. Zu den wuchtigen Formen des gutmütig-täppischen Pan, der sich behaglich auf eine natürliche Felsenbank niedergelassen hat, bildet die mädchenhaft zarte Gestalt des niedlichen Seelchens, das wie ein naives zutrauliches Kind halb sitzend, halb angelehnt auf seinem Schoße ruht, einen überaus lieblichen und reizvollen Kontrast. Dazu in den Zügen und Gebärden des Pan der Ausdruck hausbacken-vernünftigen Zuredens, von dem man selbst den gemütlich-überzeugungsvollen Ton der Stimme zu hören glaubt; der biedere Anstrich in dem Wesen dieses bockbeinigen Halbgottes, der sich momentan so redlich in die Rolle des väterlichen Beschützers und Beraters hineingelebt hat, daß er selbst im Augenblick die vorgenommene Maske nicht mehr von der Wahrheit zu unterscheiden weiß; der unverkennbare Ein-

druck, den seine beschwichtigenden Worte auf die schlanke Kleine machen, deren fein ovales Gesichtchen bereits an dem Punkte angelangt zu sein scheint, wo es den Ausdruck einer leisen Betrübnis mehr infolge einer Art kindischen Beharrens als in Übereinstimmung mit den Empfindungen des Herzens bewahrt — alles das verleiht der auch formell trefflich gegliederten und vollendet durchgebildeten Gruppe eine außerordentliche Anziehungskraft.

„Wer auch so etwas schaffen könnte!“ — Dieser Gedanke regte sich angesichts der Begasschen Gruppe in Schaper lebendiger als je zuvor.

Vorläufig war nun freilich noch kein Gedanke daran, die Verwirklichung dieses brennenden Wunsches auch nur versuchen zu können. Ja, wenn man nicht für das tägliche Brot sorgen müßte! Wenn sich wenigstens ein halbes Jahr, wenigstens einige Monate lang von der Luft leben ließe, dann hätte der zwanzigjährige Jüngling einmal seine Kräfte an einer selbständig zu lösenden Aufgabe erproben können. So aber hieß es warten, warten bis zu einem Zeitpunkte, der verheißungsvoll freilich noch aus der Ferne einiger Jahre winkte und dessen Eintritt sehnsuchtsvoll herbeigewünscht wurde.

Einstweilen ging es in bisheriger Weise fort. Hilfsarbeiten im Atelier Meister Wolffs, bei denen immerhin der geistige Überblick und die technische Fertigkeit gefördert wurden; Studien in der Akademie, — das war nach wie vor die tägliche Parole, deren Ruf mit unablässigem Eifer befolgt wurde.



Moltke-Standbild in Köln.

Wird all dies Streben, all dies Ringen endlich zum ersehnten Ziele führen? Werden die inneren Kräfte ausreichen, wird sich die specifisch künstlerische Begabung als in genügendem Maße vorhanden erweisen, um dereinst zu vollbringen, was der für geistgeadelte Schönheit glühenden Seele als höchstes Ideal menschlichen Thuns vorschwebt?

Das waren auch bei ihm die Fragen, die unablässig den jugendlichen Geist bewegten, Auge und Hand zu rastlosem Studium anspornend. Wie ein grinsendes Schreckgespenst tauchte bisweilen in dämmerig-dunklem Hintergrunde der quälende Gedanke auf: Wie, wenn du deine Begabung überschätzt hättest? Wenn du verdammt sein solltest, mit deiner glühenden Liebe für die höchsten Güter der Kunst zeitlebens in künstlerisch untergeordneter Stellung deine Kräfte, die von der Natur vielleicht zu karg ausgestattet sind, handlangend langsam zu Tode zu mühen?

Eine strebsame Jünglingsseele denkt solche Gedanken nicht aus. Sie schüttelt sie ab und wirft sich mit verdoppeltem Eifer auf ihre Studien, ihre Übungen. Aber so lange sie darauf verzichten muß, sich an einer maßgebenden Aufgabe zu versuchen,

kann sie es nicht verhindern, daß jener nagendste von allen Zweifeln immer wieder dämonenhaft sein höhnisches Haupt erhebe.

Das ist die Sturm- und Drangperiode jugendlichen Ringens, die bei dem einen mächtiger und sichtlicher gärend aufschäumt, bei dem anderen nahezu lautlos in der verschwiegensten Tiefe der Seele sich vollzieht, aber darum nur desto intensiver empfunden wird; bei dem einen rascher vorübergeht und zur Entscheidung führt, bei dem anderen lange und nachhaltig forttobt, bevor sie nur die ersten Zeichen der endlichen Klärung und befriedigenden Lösung ahnen läßt. Ganz erspart bleibt sie keinem, den die Natur dazu geschaffen hat, dereinst als ein Vielbewunderter auf ihren Höhen zu stehen.

Der früh entwickelte strenge Ernst, die durch Naturanlage begründete, durch Verhältnisse und Erziehung geförderte tiefe Innerlichkeit Schapers einerseits und andererseits die wegversperrenden äußeren Hindernisse, die den angehenden Künstler nicht dazu gelangen ließen, die Kraft seiner Schwingen in einem freien Aufsluge zu erproben, machten bei ihm die Kämpfe jener Sturm- und Drangperiode besonders heiß und nachhaltig.

Nur wenn nach angespanntem, des Winters bis tief in die lampenerheischenden Abendstunden hinein verlängertem Tagewerk die Jünger der Kunst sich zu harmloser Geselligkeit zusammenfanden, gelangte die Jugend mit ihrem naturgemäßen Verlangen nach Scherz und Freude zu ihrem vollen Rechte und übte dasselbe um so kräftiger aus, je länger und strammer es sich der selbstgewählten Zucht untergeordnet hatte. Da wurde gesungen und jubiliert, gelärmt und gezecht, als gelte es, in den wenigen Spätabend- und Nachtstunden, die solcher Erholung gewidmet waren, nun auch alle die lange gefesselt gewesene Lebenslust sich feurig austoben zu lassen. Aber auch diesen fröhlichen Zusammenkünften fehlte es nicht an künstlerischer Veredlung. Vor allem war Frau Musika ihnen hold. Sie war die Göttin, die bei den Musensöhnen der bildenden Kunst heiter lächelnd zu Gaste kam und von ihnen nunmehr vielleicht nicht ganz mit derselben Grazie, aber mit nicht geringerer Begeisterung auf den Schild erhoben wurde als jene Muse, die von diesen Jünglingen zur speciellen Leiterin ihres Lebens auserwählt war.

Eine gewisse Berühmtheit in vertraulichen Kreisen erlangte binnen kurzem namentlich ein imitiertes Tirolerterzett, das sich in improvisierter Weise rasch entfaltet hatte. Dasselbe ließ seine frischen Gebirgsweisen in urwüchsigerem und die Lokalfarbe der Heimat dieser Lieder besser treffendem Ton erschallen, als gar manche jener Pseudo-Tiroler es thun, die in theatralisch zugestutztem „Nationalkostüm“ von Stadt zu Stadt, von Tonhalle zu Tonhalle wandern und ihre eingepaukten Gesänge so gewerbsmäßig herunterleiern, wie ein am Stadtthor postierter Savoyarde den von bestaubter Landstraße Kommenden die Stiefel abbürstet.

Melodieführer des Tirolerterzetts unserer jungen Akademiker war Ehrentraut, der sich seither als Maler von Kabinettbildern einen geachteten Namen gemacht hat; Jakob, der wackere Landschafter, und Fritz Schaper, beide mit jenem feineren instinktiven Musiksinn begabt, der sich nicht erlernen, aber da, wo er schlummert, überraschend leicht zu fröhlichem, thatkräftigem Leben erwecken läßt, sangen aus dem Stegreif die Begleitstimmen.

Mit Hilfe von solchen seelenerfrischenden Übungen verstrichen etwas leichter die weiteren paar Jahre, bis die langersehnten Tage der Entscheidung endlich herankamen.

Am 31. Juli 1864 vollendete Schaper sein dreiundzwanzigstes Lebensjahr. Er war mündig. Sein elterliches Erbteil wurde ihm zu freier Verfügung überlassen. Es betrug einige Hundert Thaler. Welch ein Schatz in den Händen unseres Kunstjüngers! Nun kein Wort mehr von der Thätigkeit eines Gehilfen, und sollte sie auch der Teilnahme am großartigsten Werke der Plastik gelten! Mit der Möglichkeit, eine Zeit lang von vorhandenen

pekuniären Mitteln zu zehren, stand auch die Vornahme einer eigenen Schöpfung fest. Falle sie aus, wie sie wolle; — wenigstens wird sie Gelegenheit geben, endlich einmal einen annähernd zuverlässigen Maßstab der vorhandenen Kräfte zu gewinnen!

Still im Herzen thronte überdies etwas wie die fröhliche, stolze Zuversicht: Es wird gut werden; du wirst dir deinen Weg bahnen!

Womit nun beginnen? In der Seele dessen, der ein erstes selbständiges Kunstwerk schaffen will, schlummern gar mancherlei Ideen. Welcher nun den Vorzug geben? Welche zuerst zum körperhaften Dasein auferwecken?

Bacchus und Ariadne. Das schöne junge Weib, das, durch die Liebe erfinderisch gemacht, dem erwählten Manne den Ausweg aus dem Labyrinth gebahnt hat, sich von ihm in die Einsamkeit eines entlegenen Eilandes entführen ließ, wie wir modernen Menschen es ausdrücken würden, und hier von dem Geliebten schnöde verlassen wurde; — das sich halb verzweifelnd nach dem Ungetreuen gehärmt hat, bis der junge schöne Gott, dessen Amt es ist, Begeisterung und Leidvergessen zu spenden, ihr naht, um sie zu trösten; — dieses schöne junge Weib, in dem Momente, wo in ihrer Seele der neu aufkeimende Lebensmut gegen die düstere Melancholie ankämpft und dieser Kampf sich, während sie den Worten des trostsprechenden Götterjünglings lauscht, in ihren Zügen spiegelt, sollte das nicht ein würdiger und dankbarer Stoff für den jungen Plastiker sein?

Frischen Mutes begab sich Schaper daran, diese Aufgabe durch eine in Lebensgröße ausgeführte Gruppe zu lösen. Das, worauf es ihm vor allem ankam und ankommen mußte, war die Darstellung der holden Königstochter und des Ausdrucks ihrer schwankend bewegten Seelenstimmung. Diese Gestalt ist ihm trefflich gelungen. Die Hände auf ihrem Schoße leicht übereinander gelegt, sitzt Ariadne da, gerade vor sich hinblickend. Es ist jener Blick, der, teilnahmlos für die Außenwelt, sich ganz nach innen zu konzentrieren scheint. Ihr Antlitz ist von dem an ihrer Seite sitzenden Gott eher ein wenig ab- als ihm zugewandt, aber in dieser leisen Bewegung liegt es ausgesprochen, wie sie ihm ein nur um so willigeres Ohr leiht. Über ihren Zügen lagert noch der Schleier schmerzlicher Enttäuschung; aber es blickt etwas hindurch wie das erwachende Gefühl, daß der Schmerz bei all seiner Bitterkeit doch eine ganz eigenartig süße Empfindung in seinem Gefolge herbeiführen kann: die Empfindung, sich von freundlichen Lippen, von einer weichen, einschmeichelnd klingenden Stimme Trost zugesprochen zu hören. Sie philosophiert nicht über diese Dinge, wie wir es thun, aber wir sehen ihr an, daß sie die Trostworte, die sie vernimmt, um ihrer selbst willen zu lieben beginnt. Und so sagt uns dieser in seinem Schweigen beredte Moment, daß sie auf dem besten Wege ist, ihren Schmerz als ein Vergangenes zu betrachten und ihn zu segnen als den Bringer eines ungeahnten Glückes, das ohne ihn ihr nie in solcher Weise hätte erblühen können.

Schapers Ariadne für sich als Einzelfigur betrachtet, erscheint als eine formell und inhaltlich vollendete Gestalt.

Wenn eine solche einem jungen Künstler auf den ersten Wurf gelingt, kann es uns dann wunder nehmen, wenn seine Kräfte für den Moment erschöpft sind? In ihre Darstellung hatte sich augenscheinlich Schapers ganzes Denken und Empfinden vertieft. Bacchus war ihm nur das äußerlich nötige Supplement, das zu veranschaulichen hatte, unter welchen Bedingungen sich der in Ariadne geschilderte seelische Vorgang vollzieht. So ist denn das Abbild des jungen Gottes eine zwar sorgfältig modellierte Figur geworden, die aber auch von seiten des Beschauers kein tieferes Interesse für sich in Anspruch nimmt. Indem er auf gleicher Höhe mit Ariadne sitzend dargestellt ist, fallen die sämtlichen unter sich korrespondierenden Teile beider Figuren in nahezu horizontale Ebenen. Dadurch und vermöge einer nicht ganz glücklichen Arm-

bewegung des Bacchus erscheint die Gruppe als Gesamtheit betrachtet ein wenig steif.

Gleichwohl bleibt sie eine höchst beachtenswerte Leistung, auch abgesehen davon, daß wir in ihr das Erstlingswerk eines jungen Künstlers vor uns haben. Das wurde auch bei ihrem Erscheinen in der Öffentlichkeit allseitig anerkannt. Wer aber wendete damals für ein plastisches Kunstwerk das dazu nötige Geld auf? Heutzutage haben wir in Zeiten, wo der private Kunstmarkt ins Stocken gerät, Institute wie die Nationalgalerie, die mit Recht einen Teil ihrer moralischen Pflichten darin erblicken, junge Talente durch den Ankauf ihrer Schöpfungen, sofern diese einen genügenden Grad von Vollendung zeigen, zu unterstützen. Dadurch werden die Interessen solcher Sammlungen selbst gleichzeitig gefördert, denn sicherlich gereicht ihnen der Besitz gelungener Erstlingswerke von Künstlern, die sich aller Voraussicht nach zu außergewöhnlicher Bedeutung aufschwingen werden, ebensowohl zur Ehre wie zur Förderung der von ihnen vertretenen instruktiven Interessen.

Vor zwei Jahrzehnten existierte in Deutschland noch kein Institut, das in solcher Weise zu verfahren befähigt gewesen wäre. Die im Februar 1861 beim Tode des Konsuls Wagener durch dessen letztwillige Verfügung dem Staate oder richtiger der deutschen Nation überwiesene Galerie besaß noch nicht die ausgedehnten Vollmachten, die zu einem Vorgehen wie das geschilderte erforderlich sind.

So mußte denn unser junger Künstler trotz des bedeutenden moralischen Erfolges seiner Schöpfung mit Schrecken inne werden, daß er, wie es in der jugendlichen Begeisterung so leicht geschieht, seine Rechnung ohne den Wirt gemacht hatte. Alles Lob von seiten kunstverständiger Stimmen konnte ihn nicht in den Stand setzen, nachdem die auf sein Erstlingswerk verwendete Zeit sein kleines Erbteil vollständig aufgezehrt hatte, die betretene Bahn weiter zu verfolgen. Als Sieger sollte er zum Rückzug blasen, als anerkanntes schöpferisches Talent sich um des unvermeidlichen Broterwerbs willen wieder in das Joch untergeordneter Hilfsthätigkeit spannen.

Man muß Ähnliches schon erlebt oder zum mindesten in nächster Nähe beobachtet haben, um sich ganz vergegenwärtigen zu können, wie niederschmetternd solche Erfahrungen wirken.

Der schließliche Verkauf der Gruppe Bacchus und Ariadne an einen Privatmann in Halle, der sie in Zinkguß abformen ließ, um sie solchergestalt als einen Schmuck seines Gartens zu verwenden, geschah unter so herabgedrückten Bedingungen, daß dadurch an der pekuniären Lage des jungen Künstlers wenig gebessert wurde. Somit arbeitete er denn für Professor Wolff weiter, bis das Jahr 1867 und mit ihm die große Pariser Ausstellung herangekommen war.

So viel auch neuerdings von manchen Seiten aus einem in diesem Falle übel angebrachten Patriotismus oder Gott weiß welchen anderen Gründen geschieht, um die Bedeutung jener Ausstellung nachträglich zu verkleinern — sobald die Kulturgeschichte unserer Zeit weit genug jenseits der Parteiströmungen liegen wird, um mit klarer Objektivität niedergeschrieben zu werden, wird sie zu konstatieren haben, daß die Ausstellung auf dem Marsfeld zu einem gewaltigen Umschwung namentlich der deutschen Kunst den kräftigen Anstoß gab.

Auch auf Fritz Schaper machte der Besuch jener inhaltreichen Hallen, die daselbst der bildenden Kunst gewidmet waren, einen überwältigenden Eindruck. Der höher entfachten Begeisterung, die er von dort mit nach Hause brachte, gelang es, nunmehr endlich auch über alle äußeren Schwierigkeiten zu triumphieren.

Trefflichen Vorschub leistete ihm dabei das ehrenvolle Resultat seiner Beteiligung an der eben damals zur Entscheidung gelangenden Konkurrenz für das Uhlanddenkmal zu Tübingen. Schaper hatte den volkstümlichen Dichter in einfacher würdevoller Haltung aufgefaßt, wie sie dem schlichten, gediegenen Charakter des Dargestellten entspricht. Den Zügen, die trotz des kleinen Maßstabes und der mehr skizzen-



Göthe-Monument in Berlin.

haften als ausgeführten Behandlungsweise bereits das Gepräge treuer Porträtähnlichkeit tragen, hat er zugleich den Ausdruck tiefen begeisterten Denkens zu verleihen gewußt, der uns den Mann in jenen Momenten veranschaulicht, durch die er

sich unsterblich gemacht hat. An dem in schlanken Verhältnissen gehaltenen cylindrischen Sockel hatte er nach drei Seiten hin sitzende Figuren angebracht, und zwar vorn zur Rechten des Beschauers eine jungfräuliche Gestalt, die in der einen Hand die Leier, in der anderen eine Rose hält: die Repräsentantin des Liebesliedes. Ihr gegenüber zur Linken des Beschauers erscheint die Ballade in Gestalt eines greisen Barden mit ehrwürdigen, von einem mächtigen Vollbart umrahmten Zügen, der, die Hand auf die Harfe gestützt, in tiefes Sinnen verloren vor sich niederschaut. Kühn bewegt dagegen ist der stattliche, männlich kraftvolle Ritter an der Rückseite des Sockels, der Vertreter des deutschen Heldendramas.

Der schöne Entwurf Schapers errang in der Konkurrenz den ersten Preis, der ihm gebührte. Trotzdem wurden dagegen, daß man dem Verfasser dieses preisgekrönten Entwurfes nunmehr auch die Ausführung des Denkmals übertrage, von einflußreicher Seite allerhand Bedenken erhoben. Man sprach von der Jugend des Künstlers. Man machte geltend, daß er noch kein ähnliches Denkmal geschaffen habe und somit keine Bürgschaft dafür biete, wie weit die Ausführung der Bedeutung des Entwurfes entsprechen werde. Man legte ferner einen Nachdruck auf die Thatsache, daß beim Anblick des kleinen Konkurrenzmodells von Kietz in Dresden die Witwe des Dichters in Thränen ausgebrochen war, eine Thatsache, die allerdings in beredter Weise zu gunsten des letztgenannten Entwurfes zu sprechen schien. Durch geflissentliche Betonung aller dieser Momente brachte man es dahin, dem jüngeren Talente den wesentlichsten Teil seines Erfolges aus den Händen zu ringen. Kietz, der Rietschelschüler, wurde mit der Ausführung des Monumentes beauftragt. Infolge dessen besitzt nunmehr Tübingen eine eherne Uhlandstatue, durch die der gemütliche, in seinem äußeren Wesen ziemlich philisterhaft angehauchte Hausvater, der Uhland in den letzten Zeiten seines Lebens war, recht täuschend wiedergegeben ist. In solcher Weise, wie er jetzt auf dem hohen Postament steht, konnte man ihn bedächtig durch die Straßen seiner Vaterstadt wandern sehen, den unscheinbaren alten Herrn, hinter dem sicherlich kein zufällig ihm Begegnender den berühmten Dichter vermutet hätte. Von dem gehobenen Ausdruck jener Stunden aber, um derentwillen ihm das Denkmal errichtet worden, ist an dem Erzbilde, das Kietz geliefert hat, auch nicht die Spur wahrzunehmen.

Dem prämiierten jungen Künstler blieben indes immerhin zwei Dinge, die ihm niemand streitig machen konnte: der materielle Betrag des Preises, der ihm bei seiner von Fortuna wenig begünstigten Lage gute Dienste leistete, und die Auszeichnung, mit der sein Name genannt worden war. Dem letzteren Umstande hatte er es zu danken, daß nunmehr auch die ersten Aufträge an ihn gelangten. Es handelte sich zunächst um ein Grabdenkmal für den Kommerzienrat Bolze und seine Gattin in Salzmünde bei Halle. Das würdige Paar hatte es in glücklicher Ehe zu hohen Jahren gebracht. Da starb der greise Herr und fast unmittelbar darauf erlosch wie von selbst auch das Lebenslicht der Gattin. Die beiden Existenzen waren so innig aneinander geknüpft gewesen, daß die eine ohne die andere als ein Ding der Unmöglichkeit erschien. Ein gemeinsames Grab umfing sie auf dem Kirchhofe von Salzmünde, der sich friedlich am Bergeshang hinaufzieht. Hinter dem grünen, blumengeschmückten Hügel, der ihre Schlummerstätte bezeichnet, errichtete Schaper ein architektonisch gegliedertes Monument. Zwei Frauengestalten tragen das Gebälk des überhöhten Mittelbaues. Die eine, deren ernste, bereits etwas gereiftere Züge ein über den Kopf geschlungenes Tuch umrahmt, rafft dieses mit der Linken zusammen, während die ruhig herabhängende Rechte zwei gesenkte Fackeln, das Sinnbild der beiden gleichzeitig erloschenen Lebensflammen, hält. Die andere, eine jungfräulich blühende Gestalt, hält in halb erhobener Hand eine sich erschließende Lotosblume, das Symbol verjüngten Le-

bens. Zwischen beiden ist in die granitbelegte Wand des Mittelbaues ein Marmormedaillon eingefügt, das in Relief die vereinigten Bildnisse des an dieser Stelle beerdigten Ehepaares zeigt. Nach beiden Seiten hin schließen sich an die auf angemessenem Unterbau von rötlichem Sandstein stehenden Karyatiden dorische Säulenreihen mit einfachem Gebälk an, die sich in zwei rechtwinkelig angestoßenen Flügeln fortsetzen und auf diese Weise die Begräbnisstätte von drei Seiten umschließen. So schaut das Monument von der sanft ansteigenden Höhe herab über die idyllischen Gefilde, die einst die Besitzung der hier Begrabenen bildeten, denen die ländlichen Bewohner dieser Thäler ein freundliches verehrungsvolles Andenken bewahren.

Gleichzeitig mit diesem Grabmal hatte Schaper für das Generalstabsgebäude die Gruppe zu entwerfen und auszuführen, die den überhöhten Mittelrisalit an der dem kleinen Königsplatze zugekehrten Fassade bekrönt. Minerva, die hoch aufgerichtet die Mitte der Gruppe einnimmt, wendet sich an den zu ihrer Rechten sitzenden gewappneten Krieger, um ihm die thatkräftige Ausführung der militärischen Kombinationen zu übertragen, die der zu ihrer Linken lagernde Stratege ersonnen hat.

Auf diese Sandsteingruppe folgte zunächst das Kriegerdenkmal, das die Stadt Halle dem Gedächtnis ihrer im Feldzuge von 1866 gefallenen Söhne widmete. Im Anschluß an den von Hitzig entworfenen und geleiteten architektonischen Aufbau hatte Schaper eine Borussia als Bekrönung des Ganzen und zwei Löwen, die zu beiden Seiten des Sockels gelagert sind, auszuführen. Den einen derselben stellte er auf den Tod verwundet dar, während der andere, vom Kampflärm aufgeschreckt, soeben sein mächtiges Haupt erhebt und, die dichte Mähne zornig sträubend, mit kühnem Blick kampfesmutig und voll Siegeszuversicht in die Ferne blickt, spähend, woher der herausfordernde Ruf erschalle. Der Berliner zoologische Garten bot dem Künstler erwünschte Gelegenheit, für die königlichen Tiere eingehende Studien zu machen, und er nutzte diese Gelegenheit in trefflicher Weise aus. Seine Löwen sind voll Wahrheit und Leben und eben deshalb zugleich würdige Repräsentanten des hier auszusprechenden monumentalen Gedankens.

Noch ein anderes patriotisches Denkmal sollte in dortiger Gegend aufgestellt werden. Zwischen Halle und Giebichenstein ragt am Ufer der Saale eine einsame Felsenklippe empor, wie dazu geschaffen, zur Trägerin einer Germania zu werden, die von hier aus weithin das Gebiet des oft gepriesenen und besungenen Flusses überblickt. Eine Statue von riesenhaften Dimensionen wurde projektiert. Die Aussichten auf Realisierung dieses von patriotischem Gefühl getragenen Planes schienen nicht ungünstig. Kühnen Mutes rückte man der Sache näher. Schaper ging an die Ausarbeitung des Hilfsmodells für die Kolossalstatue. Aber als dasselbe fertig war, stellte es sich heraus, daß man die erhoffte Opferwilligkeit beisteuernder Kräfte zu hoch veranschlagt hatte. Die Begeisterung verrauchte. Das Projekt schlief ein. Schapers Germania, im Hilfsmodell bereits überlebensgroß ausgeführt, fand mit knapper Not eine Zufluchtsstätte in demselben Garten zu Halle, wo auch des Künstlers Ariadnegruppe aufgestellt ist.

Inzwischen war in Berlin auf dem Platz am Schauspielhause am 11. November 1871 endlich der Mantel gefallen, der seit Jahr und Tag das fertig darunterstehende Schillermonument von Reinhold Begas verhüllt hatte. Nunmehr im Besitze dieses Denkmals fühlte die preußische Residenz, jüngst zur Hauptstadt des neu erstandenen Deutschen Reiches erhoben, doppelt und dreifach die Verpflichtung, auch den anderen Heros der deutschen Nationallitteratur in nicht minder festgegründeter Weise zu feiern. Es bildete sich alsbald ein Komitee für die Errichtung eines Göthedenkmals. Eine Konkurrenz wurde ausgeschrieben, und bereits im Mai 1872 konnten die Resultate derselben in der Rotunde des alten Museums zur Ausstellung gelangen. Die Zahl der konkurrierenden Entwürfe über-

schritt ein halbes Hundert. Selbstverständlich, wie man wohl sagen darf, hatte sich auch Schaper beteiligt. Er hatte einen jugendlichen Göthe gewählt, eine frei aufgerichtete, apolloartig gedachte Gestalt. Die Zeit des Straßburger Aufenthaltes hatte ihm dabei vorgeschwebt, jene Zeit, in welcher der einundzwanzigjährige Dichter die Idylle von Sesenheim erlebte und so manches seiner reizvollsten Liebeslieder sang. Schapers Göthe trug das nicht unkleidsame Kostüm der damaligen Zeit und hielt einen Kranz von Rosen und Lorbeeren in den Händen.

Bezüglich des Gesamtaufbaues hatte Schaper die beim Uhlanddenkmal nicht zur Ausführung gekommene Idee einer dreiteiligen Gliederung der Sockelanlage wieder aufgenommen. Er erweiterte sie insofern, als er an Stelle einzelner Figuren je eine Gruppe, bestehend aus einer Jungfrau und einem Knaben, auf die nach drei Seiten hin vorspringenden Halbkreise des Sockelunterbaues placierte. Diese ganze Anlage mit ihren drei Gruppen war schon bei dem Konkurrenzentwurf in derselben Weise gegeben, wie wir sie heute an dem vollendeten Monumente sehen. Sie lenkte sofort eine hervorragende Aufmerksamkeit auf den Entwurf Schapers, aber noch konnte man sich nicht zu einer endgültigen Entscheidung entschließen. Vielmehr wurden die Verfasser von vier Entwürfen, die man als die besten unter den fünfzig und etlichen Einsendungen anerkannte, zu einer engeren Konkurrenz aufgefordert. Diese vier waren in alphabetischer Ordnung Calandrelli, Donndorf, Schaper und Siemering.

Bemerkend, daß die drei mit ihm zur engeren Konkurrenz berufenen Künstler sämtlich Göthe sitzend dargestellt hatten, fühlte sich Schaper veranlaßt, bei seinem zweiten Entwurfe neben einer stehenden gleichfalls eine sitzende Version der Hauptfigur zu liefern, da es denn doch beinahe den Anschein hatte, als bestehe für eine solche Auffassung eine ausgesprochene Vorliebe. Statt der früheren jugendlichen Auffassung des Dichters, gegen welche Bedenken erhoben worden waren, wählte Schaper nunmehr den älteren Göthetypus, wie er uns durch Rauchs Büste plastisch erhalten ist. Der Unterbau mit seinen drei Gruppen blieb, wie er gewesen.

Diesmal schwankte die Entscheidung zwischen zweien: Schaper und Siemering. Man fand in dem sitzenden Göthe des letzteren eine tiefe geistige Bedeutung ausgesprochen. Die Einfachheit, mit der Siemering sein Postament nur an der Vorderseite durch ein Erosrelief geschmückt hatte, diente dazu, die Aufmerksamkeit um so mehr auf die charaktervolle Gestalt des Dichters zu konzentrieren. Schließlich aber trug doch die reichere Entfaltung den Sieg davon. Schaper wurde mit der Ausführung des Göthedenkmals beauftragt. Das geschah im Jahre 1873.

Indem der Künstler sich in sein Werk vertiefte, fand er für die Hauptfigur keinen seiner bisherigen Entwürfe ganz entsprechend. Die sitzende Darstellung, die er ohnehin nur nebenher ins Auge gefaßt hatte, vertrug sich schlecht mit seinem Gesamtaufbau, und von den beiden stehenden Versionen zeigte die eine den genialen Mann jugendlicher, die andere älter, als es für seine monumentale Verewigung wünschenswert erschien. Die Mitte zwischen beiden zu wählen, war im vorliegenden Falle um so mehr das einzig Richtige, als dadurch erst die volle Harmonie zwischen der Porträtstatue und den allegorischen Gruppen sich herstellt, wie wir uns das noch etwas eingehender vergegenwärtigen wollen, wenn von dem Monumente als von einem vollendeten Werke die Rede sein wird.

Zunächst haben wir einige orientierende Blicke in die angesichts einer so umfangreichen Aufgabe sich beträchtlich erweiternde Werkstätte des jungen Meisters zu werfen.

Es ist bekannt, in welcher Weise die großen Maler der Renaissance bei der Ausführung ihrer Conceptionen sich der Mitwirkung ihrer Schüler zu bedienen pflegten. Namentlich von Rubens wissen wir, daß er diese Mitwirkung in ausge-

dehntester Weise in Anspruch nahm und nur dadurch es ermöglichte, eine geradezu unabsehbar große Zahl der malerischen Ideen, von denen sein schöpferischer Geist überquoll, ins Werk zu setzen. Für viele der Werke, die unter seinem Namen in die kohle auf die Leinwand warf und alles Weitere der Hand des erprobten Gehilfen übertrug. Der bedeutende Einfluß seines lebhaften Geistes wirkte dabei ohne Zweifel nicht nur durch die Beredsamkeit, mit der er während des Aufzeichnens schon



Die Gruppe der dramatischen Muse am Göthe-Monument in Berlin.

Welt hinausgingen, hat Rubens wohl kaum einen Pinsel in die Hand genommen. Bei Gemälden, mit deren technischer Ausführung er die begabteren und geübteren seiner Schüler betrauen konnte, ist er wohl vielfach so verfahren, daß er die Komposition in großen Zügen mit der Zeichen- seine Ideen hinsichtlich der malerischen Haltung und der seelischen Belebung zu entfalten wußte, sondern auch während der fortschreitenden Arbeit hat es Rubens sicherlich verstanden, Funken seines Geistes von den Fingerspitzen derer ausstrahlen zu lassen, die seine Gedanken und Entwürfe

mit Hilfe von Pinsel und Palette verkörperten.

Die Malerei unserer Tage weiß im großen und ganzen wenig von einem derartigen Verfahren. Sie ist, abgesehen von stark mitsprechenden äußeren Verhältnissen, deren Erörterung hier viel zu weit führen würde, schon auf den Individualismus, welcher in der gesamten modernen Kulturbewegung eine tonangebende Rolle spielt, zu sehr zugespitzt, als daß in ihr ein ähnliches Zusammenwirken von Meistern und Schülern, wie die Blüte der Renaissancezeit es zeigt, in durchgeführter Weise Platz greifen könnte.

Anders in der Bildhauerei. Hier bringt gerade die moderne Technik mit ihren raffinierten Mechanismen es mit sich, daß der Gedanke, große plastische Monumentalwerke ohne Gehilfen auszuführen, geradezu ausgeschlossen ist namentlich da, wo es sich um Marmorarbeit handelt. Ein Michelangelo konnte gelegentlich sich vor einen rohen Marmorblock hinsetzen und alsbald beginnen, mit Hammer und Meißel den künstlerischen Kern herauszuhauen, den seine geniale Phantasie zum voraus als ein innerhalb des gegebenen Blockes Ruhendes erblickte. Er hat auf solche Weise unsterbliche Werke geschaffen. Er hat sich aber auch an so manchem derselben verhauen, wie der technische Ausdruck lautet, hat da von dem Hinterhaupte einer Figur, dort von irgend welcher anderen Partie zu viel abgeschlagen, so daß es seiner ganzen Kunst bedurfte, um den Fehler nur notdürftig zu bemänteln. Eine nicht unbedeutende Zahl von Marmorwerken hat er unfertig zurückgelassen. Er durfte sich dergleichen erlauben. Die ausgiebigen Brüche von Carrara lagen ihm und den Städten seines Wirkens nahe genug, die Marmorblöcke waren leicht genug zu beschaffen, daß es auf einige mehr oder weniger nicht eben ankam.

In unserer auf sorgfältiges Rechnen und Einteilen angewiesenen Zeit wäre ein ähnliches verschwenderisches Umgehen mit dem kostbaren Material unerhört. Am wenigsten aber könnte von einem unmittelbaren, nur durch das eigene Genie geleiteten und gebändigten Schaffen nach Art Michelangelos da die Rede sein, wo Konkurrenzen und Kommissionen ins Spiel kommen, wo der Künstler seine Ideen schon im Keime einer gelehrten Jury vorzulegen hat, die darüber zu Gericht sitzt, daran mäkelt und zurechtrückt, diesen Teil so und jenen so abgeändert zu sehen verlangt. Aber noch mehr. Durch Einrichtungen wie die eben geschilderte, die in jedem Zweige der modernen Kulturentwickelung ihre Parallelen finden, hat sich die Art, die Form allmählich aus dem Inhalt herauszubilden, bald diese bald jene Abweichung zu versuchen und erst, nachdem jede Einzelheit auf das sorgfältigste hin und her erwogen ist, das Ganze zu fixieren, unseres gesamten Schaffens bemächtigt. Je dauerndere Bedeutung ein Werk seiner Natur nach haben soll, um so bedachtsamer und peinlicher wollen wir es vorbereitet sehen.

Aus diesen Gründen ist für uns die Herstellung eines Marmormonumentes nicht anders denkbar als in der Weise, die dafür längst allgemein gebräuchlich geworden ist. Nachdem die plastische Skizze gutgeheißen worden, begiebt sich der Künstler an die Herstellung des Hilfsmodells. Der weiche geschmeidige Thon, aus dem er dasselbe formt, gestattet jede Verschiebung, die dem Schaffenden im Verlaufe seiner Arbeit wünschenswert erscheint. Ist das Modell, das für Kolossalfiguren in halber Größe ausgeführt zu werden pflegt, fertig, so wird es in Gips abgegossen. Nach diesem Gipsabguß nun wird aus einem entsprechenden Marmorblock mit Hilfe zuverlässig arbeitender Mechanismen ein auf das Doppelte vergrößertes getreues Abbild des Modells herausgebohrt und herausgehauen. Diese zeitraubende, aber lediglich handwerksmäßige Thätigkeit ist selbstverständlich die Arbeit von Gehilfen, und zwar meistens von solchen, die speciell auf diesen untergeordneteren Teil der bildhauerischen Thätigkeit eingeschult sind. Dabei wird zum voraus durch ebenfalls mechanisch

gesicherte Vorsichtsmaßregeln dafür Sorge getragen, daß die Gestalten, die der handwerksmäßige Vorarbeiter aus dem Stein heraushaut, in allen ihren Formen um etwa doppelte Messerrückenstärke voller sind als das Modell. Sie kommen aus seiner Hand gewissermaßen noch mit einer Rinde umzogen, die zu entfernen und dadurch das Marmorwerk in vollendeter Schönheit hervortreten zu lassen wieder ausschließlich Sache des Künstlers ist. Und zwar darf das aus zwei Gründen nicht anders sein. Erstlich garantiert die mechanische Übertragung des Modells in den Marmorblock wohl die Richtigkeit der sei es nun gleich groß, sei es in genau normierter Reduktion oder Vergrößerung wiederzugebenden Hauptverhältnisse; aber sie leistet keine Gewähr für jene Feinheiten, deren Ausarbeitung künstlerische Empfindung verlangt. Verfügte man aber selbst über einen Mechanismus, der bis in die feinsten Details haarscharf kopierte, man würde sich seiner höchstens für Vervielfältigung vollendeter Marmorwerke, nie für die Ausarbeitung des Marmors nach dem Gipsmodell bedienen können. Denn nicht die Schönheit des Marmors an sich und seine Dauerhaftigkeit allein sind es, die seine großen Vorzüge vor jedem anderen Material begründen, er gestattet auch einen Grad von Feinheit der Durchbildung, wie er in keinem anderen Material erreichbar ist, also auch weder dem von der Hand des Künstlers ausgeführten Thonmodell noch dem davon genommenen und möglicherweise nochmals überarbeiteten und verfeinerten Gipsabguß eigen sein kann.

Zwischen dem Punkte nun, an welchem die Vollmacht der ersten Bearbeiter des Marmorblockes ihr Ende erreicht, und jener letzten Ausarbeitung, die ein Künstler wie Schaper eigenhändig vollzieht, besteht noch eine Mittelstation. Sie reicht bis nahe zu dem Grade von Vollendung, der dem Thon- oder Gipsmodell eigen ist. Tüchtig geschulten Kräften von zuverlässiger Gewissenhaftigkeit kann der Künstler diesen auch wieder sehr zeitraubenden Teil der Marmorarbeit übertragen. Natürlich läßt er diese Arbeit nicht anders als unter seinen Augen vornehmen, um sie von Stufe zu Stufe sorgfältig zu kontrolieren und, wo es ihm erforderlich oder doch rätlich erscheint, sofort eigenhändig einzugreifen.

In solcher Weise pflegt denn während des nach Jahren bemessenen Zeitabschnittes, welchen die Herstellung eines Marmorwerkes wie das Göthedenkmal in Anspruch nimmt, eine Reihe von mehr oder minder routinierten Händen in den Diensten des Künstlers thätig zu sein, während er selbst zeitweilig Muße behält, um neuen Inspirationen seines schöpferischen Geistes nachzugehen und ihnen die formgebende Hand zu leihen.

Noch ehe Schaper jedoch dazu kam, mit neuen Entwürfen vor die Öffentlichkeit zu treten, vollzog sich ein Ereignis, das in die Gesamtheit der Berliner Kunstentfaltung nachhaltig eingreifen und gelegentlich dessen ihm selbst eine gewichtige Rolle zuerteilt werden sollte: die Neugestaltung der Akademie unter Anton von Werner im Jahre 1875.

Verfolgen wir diese Neugestaltung auf ihre Keime zurück, so finden wir sie innig verflochten mit dem Aufschwung des neugegründeten Deutschen Reiches, wie Schapers erste Berufungen zu größeren monumentalen Aufgaben mit den politischen Erfolgen Preußens von 1866 in sachlichem Zusammenhange standen. Die Einzugsfeierlichkeiten des Jahres 1871 waren es gewesen, bei denen Werner zuerst in Berlin vermöge seiner kühnen künstlerischen Leistungen zur Verherrlichung dieser Feierlichkeiten allgemeines Aufsehen erregte. Gleichzeitig wurde es bei dem neuen Umschwung der Dinge doppelt empfindlich, wie sehr die Kunst und in erster Linie das Institut für Ausbildung künstlerischer Talente in der Hauptstadt des neu erstandenen Reiches vom Staate vernachlässigt war. Unter zopfigen Formeln, die sich längst überlebt hatten, unter Lehrern, deren eigene Ausbildung in eine traurige Periode einer

namentlich in Bezug auf malerische Praxis versandeten Zeit zurückdatierte, und die infolge dessen vor allem bezüglich der Technik, die sie lehren sollten, von den jüngeren Errungenschaften auf diesem Gebiete weit überholt waren, vermochte die Akademie ihrer naturgemäßen Bestimmung in keiner Weise mehr gerecht zu werden. Das Bedürfnis, an ihre Spitze eine jugendliche Kraft zu stellen, jugendliche Kräfte in die akademischen Lehrämter einzusetzen, machte sich immer unabweisbarer geltend. In Anton v. Werner erkannte man eine Vereinigung von künstlerischem und organisatorischem Talent. So wurde er nunmehr in Übereinstimmung mit den in Form einer Eingabe an das Ministerium ausgesprochenen Wünschen der Künstlergesellschaft zum Direktor der Akademie ernannt und zugleich mit der Befugnis ausgerüstet, die ihm geeignet erscheinenden Lehrkräfte um sich zu berufen. Sein Ruf erging an Gussow, Knille, Michael, Thumann für die verschiedenen Gebiete der Malerei. Fritz Schaper wurde mit der Leitung des Aktsaales für Bildhauer betraut, in welcher Eigenschaft er seither bedeutende Lehrerfolge zu verzeichnen hat.

Ein Jahr nach seiner Ernennung für dieses Lehramt erfolgte seine Beteiligung an der Konkurrenz für das in Eisleben zu errichtende Lutherdenkmal. Die Worte: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen", glaubt man im Tone der tiefsten kraftvoll männlichen Überzeugung und des unerschrockenen Gefaßtseins auf jeden Ausgang zu vernehmen, wenn man vor Schapers Lutherentwurf tritt. Das kühnblickende Antlitz mit den energischen Zügen ein wenig erhoben, die zur Faust geschlossene Rechte fest an die Brust gedrückt, in der Linken das Bibelbuch haltend, den einen Fuß lebhaft vorgesetzt, so steht der gewissenstreue, todesmutige Reformator vor uns. Dieses kleine Modell verfehlte nicht, auch auf die Juroren seinen bedeutenden Eindruck geltend zu machen. Die Entwürfe der beiden Mitbewerber, Siemering und Keil, vermochten daneben nicht standzuhalten. Wenn gleichwohl Siemering mit der Ausführung des Denkmals betraut wurde, so geschah dies wohl hauptsächlich im Hinblick darauf, daß der verdiente Künstler bei der Göthekonkurrenz die Palme, die ein Teil der maßgebenden Stimmen ihm zuerkannt wissen wollte, an Schaper hatte abtreten müssen. Seine inzwischen vollendete Lösung der ihm erteilten Aufgabe führt uns denn auch den kühnen Reformator nicht minder energisch und würdig vor Augen, als Schapers Entwurf es thut. Bekanntlich hat Siemering einen anderen Moment, die Verbrennung der Bannbulle, gewählt.

Schaper aber hatte nunmehr an Stelle eines begeisterten Streiters für die Überzeugungstreue des Glaubens eine Reihe militärischer und politischer Kämpen im plastischen Abbild zu gestalten. Der erste derselben war ein deutscher Landsknecht aus der Blütezeit dieses martialischen Chores. Mit der Linken die Fahne umfassend, in deren sich aufblähenden Falten man den Sturm rauschen zu hören glaubt, hält er in der Rechten das gezückte Schwert. Aus dem knapp sitzenden Brustharnisch quellen die bis zur Kniegegend herabreichenden Pumphosen und die bis an den Ellenbogen weit aufgebauschten Ärmel malerisch hervor. Auf dem Kopfe sitzt das deutsche Barett mit seiner über der Stirn aufgeschlagenen, über das Genick herabhängenden breiten Einfassung. Die grimmig zusammengezogenen Brauen, der gewaltige Schnurrbart, die herausfordernde Haltung vollenden den eminent kriegerischen Charakter. So steht er in anderthalbfacher Lebensgröße in Erz gegossen auf dem von Hubert Stier erbauten gotischen Siegesbrunnen in Halle an der Saale, umgeben von altehrwürdigen Gebäuden, in deren Kreis das Monument für die jüngsten Erfolge deutscher Waffen sich vermöge dieser historisch zurückgreifenden Symbolisierung besser und stilverwandter einfügt, als es durch irgendwelche andere Gestaltung möglich gewesen wäre.



Lessing-Denkmal in Hamburg.

Dem im Jahre 1878 vollendeten Werke folgte am 1. April 1879 die Enthüllung des ebenfalls ehernen Bismarckstandbildes in Köln. Dieser mächtige Recke der Gegenwart in Waffenrock und Pantalons steht, ohne sich mit geschwungenen Fahnen und gezückten Schwertern zu schaffen zu machen, gleichwohl noch gewaltiger da als der kampflustige Vertreter der Landsknechtzeit. Er stützt einfach die Linke auf den langen Pallasch, den er senkrecht vor sich auf den Boden stemmt, wobei die Lederriemen, in denen die Scheide hängt, den linken Schoß des Interimswaffenrockes in breiten Falten aufraffen. Mit der Rechten faßt er kräftig in den zugeknöpften Revers des Rockes, indem er den Daumen auf einem der obersten Knöpfe ruhen läßt. Jede Bewegung ist so schlicht, so ungesucht als möglich, aber dabei doch wuchtig, voll Entschiedenheit. Fest wie sein Pallasch steht er vor uns aufgerichtet, der „eherne Kanzler“, dessen unbedecktes Haupt den Sitz gewaltiger Gedanken zeigt, die mächtige Stirn, an der jeder Angriff abprallt.

Alsbald trug die Stadt Köln dem Schöpfer dieser vorzüglichen Bismarckstatue auf, als Seitenstück dazu einen Moltke zu schaffen. Die Lösung fiel nicht minder charakteristisch aus. Die Arme einfach übereinander gelegt, schaut der berühmte Stratege still beobachtend vor sich hin.

Gelegentlich der Ausführung dieses Werkes entpuppte sich der „große Schweiger“, der zur Herstellung einer Studienbüste dem Künstler in freundlichster, entgegenkommendster Weise in seinem Atelier saß, im Privatverkehr als ein liebenswürdiger Plauderer. Mit feinem Verständnis für ästhetische Fragen erging er sich über das Bedeutsame und wußte auch dem scheinbar Unbedeutenden ein lebendiges Interesse abzugewinnen. Daß während derjenigen Zeit, in welcher der Künstler sich in die feineren, eine besondere Aufmerksamkeit erfordernden Teile seiner Arbeit versenkt hatte, er selbst die Hauptkosten der Unterhaltung trage, fand er durchaus natürlich.

Der Fürst-Reichskanzler hatte den Künstler des öfteren zu sich ins Palais gebeten, sich mit ihm unterhalten, ihm ausdrücklich gestattet, ihn nach Herzenslust zu „beobachten“; aber ihm auch nur eine Viertelstunde zu sitzen, dazu hatte er sich nie bewegen lassen.

Während das Moltkestandbild seiner Vollendung entgegenreifte, war das Göthemonument in den ersten Junitagen des Jahres 1880 enthüllt worden. Es hat einen herrlichen Platz erhalten. Vor dem dunklen Grün der Tiergartenbäume ragt sein weißer Marmor in blendender Schönheit empor. Der auf der Höhe seiner männlichen und dichterischen Kraft stehende Göthe, wie wir ihn uns etwa am Wendepunkt der beiden Jahrhunderte zu denken haben, ist es, den wir hier vor uns sehen. Das edelgeformte energische Antlitz blickt frei und offen in die schöne Welt hinaus, deren heitere und ernste Eindrücke poetisch zu verklären das natürliche Amt des gottbegnadeten Geistes ist, der aus diesen Zügen spricht. Das höfische Kostüm der damaligen Zeit hat sich willig dem monumentalen Zweck gefügt. Die berufene Hand des Plastikers hat es sogar verstanden, ihm bildnerische Momente der besten Art abzugewinnen. Damit es jedoch der Hauptfigur gegenüber den Sockelgruppen nicht an formeller Fülle fehle, ist es nötig geworden, den Mantel zu Hilfe zu nehmen, der von den Schultern über den Rücken niederwallt, um den eingestemmten linken Arm sich schmiegt und andererseits von der Rechten leicht emporgerafft wird, wobei er gleichwohl die Vorderansicht der Figur möglichst frei läßt.

Zu Füßen des gewaltigen Geisteshelden sitzen jene Musen, die zu freundlichen Geleiterinnen seines sonnenvollen Lebens geworden sind. An die jugendliche Göttin des Liedes, in deren Hand die Leier ruht, schmiegt sich Amor, der liebliche Gott, den der Dichter aus dem Banne kühler Herkömmlichkeit befreit und mit frisch pulsierendem Leben durchhaucht hat. In unserer Erinnerung erwachen die munteren

Rhythmen des tändelnden Liedchens, das uns den kleinen geflügelten Schalk vorführt, wie er an freundlichem Nachmittag das im Kühlen sitzende junge Volk aufsucht, um mit ihm „stirbt der Fuchs“ zu spielen; wie er dabei die von Hand zu Hand wandernde Fackel bald vorwitzig ausbläst, bald zu bedenklicher Glut entfacht. Plaudert er nicht eben von diesem niedlichen Abenteuer der leise lächelnden Muse vor, die, ihn zu feiern stets bereit, ihm innig in die vielsagenden Kinderaugen blickt?

Gegenüber von dieser Gruppe, der Rechten des Dichters entsprechend, sitzt die dramatische Muse in ihre hohe Aufgabe versunken; ernst und still, aber dabei doch mild und weich gerundet. Vergleichen wir sie einen Augenblick im Geiste mit der tragischen Muse am Fuße des Begasschen Schillermonumentes, die in geschlossener Faust den Dolch gezückt hält und mit fest zusammengepreßten Lippen, umwölkten Brauen, aber dabei weitgeöffneten Augen energisch emporblickt, so empfinden wir sofort, wie treffend beide Künstler die dramatischen Charaktere Schillers und Göthes einander gegenübergestellt haben. Dort die große erschütternde That, das gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt; — hier die sanftere Göttin, die von einem Orest die Furien wehrt, eine Iphigenie ihre erhabene Mission vollenden läßt, mit einem Tasso elegische Klagen haucht. Bekümmert blickt der Knabe mit der gesenkten Fackel drein, der, auf ihre Schulter gelehnt, in ihren Aufzeichnungen liest. Sie selbst schwebt mit ihrem Denken und Empfinden friedlich über dem Ernste dessen, was sie zur Darstellung bringt.



Badendes Mädchen. Genrefigur in Marmor.

Die dritte Gruppe an der Rückseite des Sockels versinnlicht die Wissenschaft, die sich in ihre Aufgaben vertieft, während der Knabe zu ihrer Seite ihr mit der Fackel der Forschung leuchtet.

Fast gleichzeitig mit dem Berliner Göthemonument wurde in Braunschweig Schapers Standbild des Mathematikers Gauß enthüllt. Schlicht und gediegen, wie es dem großen Gelehrten zukommt, steht er da, ein Buch in der Linken, die Rechte einfach herabhängend. Die breiten wuchtigen Formen eines Pelzmantels verdecken die unkleidsame Tracht des neunzehnten Jahrhunderts.

Im Herbst 1881 folgte die Enthüllung des Lessingdenkmals in Hamburg. Schapers Entwurf hatte zu vielen Kontroversen geführt. Von verschiedenen Seiten wurde Einspruch dagegen erhoben, daß der Künstler eine sitzende Figur gewählt hatte.

Lessing muß stehen, lautete die Parole, die von einflußreichen Persönlichkeiten ausgegeben und mit weitschweifigen Argumenten verfochten wurde. Die erste Skizze, die den Dichter ruhig mit gekreuzten Beinen dasitzend zeigte, bot den Angriffen der Gegner in der That willkommene Anhaltspunkte. Aber anstatt sich werfen zu lassen und der eigensinnigen Doktrin ihren Willen zu thun, lieferte Schaper nun erst recht den Beweis, daß alle jene Eigenschaften, um derentwillen man einen stehenden Lessing verlangte, sich in einem sitzenden ebensogut, ja noch prägnanter aussprechen lassen. Er gab dem rechten Beine eine zurücktretende Bewegung, wodurch die ganze Gestalt nunmehr den Eindruck macht, als sei sie im Begriff, im nächsten Augenblick von ihrem Sitze emporzuschnellen. Dies, verbunden mit dem lebhaften Ausdruck des ein wenig zur Seite gewendeten und emporgerichteten Kopfes, versinnbildlicht in beredter, schlagender Weise jenes energische Eintreten für seine sorgsam geprüfte Überzeugung, das wir an diesem berufenen Kämpfer für ästhetische Wahrheit verehren. Den cylindrischen Sockel schmücken die ornamental umrankten Medaillonporträts von Eckhof und Reimarus, in Flachrelief ausgeführt.

Nachdem die Gußmodelle für Lessing und Moltke vollendet waren, beschäftigte sich Schaper vorwiegend mit Arbeiten für die Ruhmeshalle des alten Berliner Zeughauses.

Zunächst war ihm eine in Marmor auszuführende Viktoria in Auftrag gegeben. Sein erstes Modell zeigte die Siegesgöttin in dithyrambischer Bewegung an einer meerumspülten Felsenklippe halb sitzend angelehnt, doch so, als wolle sie sich soeben emporschwingen. In der hocherhobenen Rechten hält sie den Lorbeerkranz, während ihre Linke das in der Scheide ruhende Schwert und die Friedenspalme zugleich umfaßt. Zu ihren Füßen steht ein flügelschlagender Aar, den kühnen Blick zu ihr emporgerichtet. Es liegt ein mächtiger Schwung in dieser Auffassung, die dem oft behandelten Motiv eine neue Seite abzugewinnen wußte. Gleichwohl blieb ihr die Genehmigung versagt. Es wurde mit Entschiedenheit eine vollständig aufgerichtete Figur verlangt. So hat denn Schaper nunmehr seine Viktoria in frei ausschreitender Stellung modelliert, wobei sie mehr zu schweben als den Boden zu berühren scheint. Die Bewegung der Arme ist mit geringen Abweichungen beibehalten.

Diese Siegesgöttin wird, vor einer Nische stehend, an der Hauptwand der Ruhmeshalle die Mitte einnehmen. Vier sitzende Frauengestalten werden zu ihr in ideale Beziehung gebracht, indem zwei von ihnen in angemessener Entfernung zu beiden Seiten der Viktoria, die beiden anderen jenen gegenüber ihren Platz finden. Die Ausführung der beiden ersteren, welche die kriegerische Begeisterung und die Treue zu personifizieren haben, hat Schaper — die der letzteren, durch welche die Kraft und die Beständigkeit verkörpert werden sollen, Reinhold Begas übernommen. Schaper hat die Hilfsmodelle für die Marmorausführung bereits beendet. Der enthusiastisch zur Siegesgöttin emporgerichtete Blick der einen spricht ebenso beredt wie die einen unerschütterlichen Willen bekundende Haltung der anderen, deren festgeschlossene Faust, den Griff des entblößten Schwertes umfassend, auf ihrem Knie ruht.

Als eine der jüngsten Leistungen unseres Künstlers ist ferner seine Rekonstruktion der in Olympia fragmentarisch ausgegrabenen Hermesstatue des Praxiteles hervorzuheben. Schapers ganz vom Geiste der Antike beseelte Ergänzungen dieses klassischen Meisterwerkes wirken so überzeugend, daß wir wohl sagen dürfen, der moderne Bildhauer hat das Werk des althellenischen neu belebt. Es ist in hohem Grade zu wünschen, daß ihm Gelegenheit gegeben werde, diese glänzende Erneuerung eines epochemachenden Werkes in Marmor auszuführen, dem einzigen Material, in welchem sich eine derartige Gestaltung bis in die äußersten Feinheiten vollenden läßt.

Noch näher liegt der Wunsch, eine Schapersche Originalschöpfung, die bis jetzt nur in sehr vergänglichem Material hergestellt ist, durch die Ausführung in Marmor diejenige Gestalt erlangen zu sehen, deren sie würdig ist und nach der sie ihrer ganzen Natur und Anlage nach verlangt. Es ist dies ein Basrelief, das in reizendster Weise griechischen Schönheitssinn und deutsches Gemütsleben samt seiner Neigung zu naivem Humor miteinander verschmilzt. Seinen Hauptteil bildet die Gruppe der drei Grazien, die halb sitzend, halb schwebend einander umschlingen und zwar in einer Weise, die sinnige Handlung in sich schließt. Es klingt darin Göthes Wechselgesang der Grazien im zweiten Teile des Faust wieder:

Aglaia.

Anmut bringen wir ins Leben;
Leget Anmut in das Geben!

Hegemone.

Leget Anmut ins Empfangen!
Lieblich ist's, den Wunsch erlangen.

Euphrosyne.

Und in stiller Tage Schranken
Höchst anmutig sei das Danken.

Diese Wechselbeziehungen hat der Künstler in der That höchst anmutig verkörpert. Aglaia reicht der Schwester, der sie liebevoll in die Augen blickt, eine frisch gebrochene Frucht, die von Hegemone freundlich lächelnd entgegengenommen wird. Euphrosyne, welche die Mitte innehat, umfängt beide mit ausgebreiteten Armen. Unter diesen Armen durchschlüpfend, stiehlt sich schalkhaft ein kleiner Amor in den lieblichen Kreis. Auch zu beiden Seiten gaukeln niedliche geflügelte Knaben und Mädchen umher, hier sich gegenseitig mit wichtiger Miene über neue Entdeckungen des kindlichen Verstandes belehrend, dort einander umhalsend und küssend. Besonders geschickt hat der Künstler diese Gruppen mit ornamentalem Rankenwerk umgeben und darein sinnige Stillleben verflochten, die, ohne das Relief seinem edlen Stil zu entfremden, es unserer häuslichen Empfindungswelt, für die es geschaffen ist, um so näher bringen.

Neben solchen umfangreicheren Werken hat Schaper eine namhafte Anzahl kleinerer Schöpfungen wie Porträtbüsten, Medaillons und dergleichen geschaffen. Auch eine hübsche in Marmor ausgeführte Genrefigur, ein kleines Mädchen, das bereit ist, ins Bad zu steigen, vorher aber behutsam mit der Fußspitze die Temperatur der Wellen prüft, ist rühmend zu erwähnen.

Zur Zeit, da ich diese Zeilen schreibe, vollendet unser Künstler das Gußmodell zu einem Standbilde des Generals Göben, welches in Koblenz an der Stätte langjährigen beliebten Wirkens des verdienstvollen Strategen errichtet werden wird. Auch hier ist es dem Plastiker trefflich gelungen, dem individuellen Charakter des Dargestellten gerecht zu werden. In den feinmodellierten Zügen, in der sinnenden und doch strammen Haltung erkennen wir ganz den würdigen Mann wieder, der ebensosehr Gelehrter wie Soldat war.

Beim Modellieren eines größeren Werkes, wie dieser Göben es ist, pflegt Schaper sich ausschließlich auf die eine Aufgabe zu konzentrieren. Die Art mancher anderen Meister, die häufig mehrere Modelle nebeneinander vom ersten Keime an bis zur letzten Ausgestaltung fördern, indem sie ihre Arbeitszeit und -kraft auf die verschiedenen Werke gleichmäßig verteilen, widerstrebt dem Naturell unseres Künstlers, der sich in jede einzelne Aufgabe derartig zu vertiefen pflegt, daß er ganz von ihr erfüllt ist. Erst wenn das eine Werk im maßgebenden Modell für die Marmorausführung oder den Guß fertig dasteht, findet die nächstfolgende Aufgabe Raum in dem regen Künstlergeiste, der sich ihr alsdann mit derselben Liebe und Ausschließlichkeit hingiebt, deren ihre Vorgängerin sich erfreute.

An Anerkennung im allgemeinen wie im besonderen hat es dem Schöpfer des Berliner Göthestandbildes, als welcher

Schaper seinen Namen begründete, nicht gefehlt. Zu Anfang des Jahres 1880 wurde er zum Mitgliede der Berliner Akademie der Künste und unmittelbar darauf auch zum Mitgliede des akademischen Senats erwählt. In letzterem Amte, das ihn dazu beruft, zur Lösung der obersten Fragen der zeitgenössischen Kunst seine einflußreiche Stimme abzugeben, kommt die Feinfühligkeit, mit der er seine Urteile erfaßt und präcisiert, die Bestimmtheit, mit der er seine wohlerwogene Meinung ausspricht, ihm und der Sache stets in hohem Grade zu gute.

Welche Verdienste sich Professor Schaper als Lehrer des Aktsaales erwirbt, davon geben die alljährlichen Ausstellungen der Arbeiten der akademischen Zöglinge sprechendes Zeugnis. Die unter seiner Leitung teils in Statuettenform, teils in Relief ausgeführten Studien nach dem lebenden Modell pflegen zum Besten zu gehören, was innerhalb dieser Zöglingsausstellungen zu Tage tritt. Als vorgerückte Schüler Schapers haben M. Kruse und G. Janensch durch talentvoll concipierte und eingehend durchgebildete eigene Schöpfungen bereits eine wohlverdiente Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.

So haben wir hier ein Künstlerleben vor uns, das sich aus bescheidenen Anfängen zu hoher Bedeutung und hohen Ehren emporgeschwungen hat. Sicher und fest, wo es gilt, als schaffender Künstler, als Lehrer oder als künstlerischer Berater zu wirken, ist Schaper fern von dünkelhaften Prätensionen. Vor allem aber bewahrt er der Kunst, dem erhabenen Kunstideal gegenüber jene Bescheidenheit, die den echten Künstler kennzeichnet, jene Bescheidenheit, die sich sagt: Wie viel man auch erreichen mag, es giebt immer noch ein Höheres, und nur der ist wahrhaft würdig, ein Künstler zu heißen, der durch jede seiner Schöpfungen die vorangegangene zu überbieten mit ganzer Kraft bestrebt ist, in jeder, solange sie ihm als das zu Erfüllende vorschwebt, dem höchsten Ideale so nahe als möglich zu kommen trachtet, sobald sie aber als ein Abgeschlossenes vor ihm steht, in ihr eine Zwischenstufe erblickt, welche noch vollendeteren Gestaltungen entgegenführt.





Il Tedesco.

Novelle

von

Rudolf Elcho.

II.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich am nächsten Tag erwachte. Freund Fritz war in der Kirche und längst bei der Arbeit. Er trällerte vergnügt ein Liedchen, schaute oft zur Galerie empor und lächelte.

„Du siehst ja aus wie der heilige Antonius im Stadium himmlischer Verzückung!“ rief ich dem frischen Burschen zu.

„Ist mir auch über Verdienst gut gegangen,“ entgegnete er lachend und schwenkte den Pinsel, als wolle er einen Lufthieb machen. „Wo aber in aller Welt triebst du dich herum?“

„Ich war drüben — in den Bergen und führte deine Sache bei der Schwester Maria.“

„Beim Zeus, das läßt sich hören! Na, und was sagte die gestrenge Dame?“

Ich berichtete getreulich alles, soweit es meinen Freund und Elena betraf.

„Nun, ich bin mit diesem Ultimatum gar nicht so unzufrieden.“ — Der kecke Fritz schaute mich pfiffig an und lachte.

„Was giebt's da zu lachen?“

„Während du für mich bei der Tante plaidiertest, hab ich meine Sache bei der Nichte geführt.“

„Was hör ich! Elena hatte doch gelobt, nie wieder allein den Garten zu betreten!“

„Ganz recht, darum betrat sie zu passender Stunde diese Galerie, ich zog das Schwebegerüst höher und wir kamen uns so nahe, daß ich ihr die Hände küssen konnte. O, wir waren sehr glücklich! Trotz dieses Intermezzos ist der Kopf der Eva fertig geworden. Da, schau her!“

Ich betrachtete die Arbeit und war höchlichst überrascht. Auf diesem Gesicht lag die Naivetät des Kindes, die rosige Glut der Jugend, und doch blickten die großen Augen voll Wehmut und Schmerz auf den verlorenen Garten Eden. Diese Augen schienen zu fragen, was haben wir denn so Schlimmes gethan, daß man uns

aus der seligen Welt hinausstößt ins Thal der Thränen?

„Nun, du sagst kein Wort?"

„Mein Schweigen beweist dir, daß mich der Kopf zur genauen Betrachtung zwingt. Weißt du, Fritz, daß jede Stunde, die du in Nocera herumlungerst, eine verlorene ist? Du mußt um deiner Kunst willen nach Rom und dort arbeiten. Für deine politischen Ideale hast du genug gethan; jetzt weihe dein Leben der Kunst."

„Das geschieht, sobald diese Arbeit ganz fertig ist. Nun aber klettere hier herauf und kümmere dich ein wenig um die Farbentöpfe!"

Als wir unser Mittagbrot auf der schattigen Veranda vor dem Zimmer des Kurators verzehrten, kam hoch zu Roß der Graf Kosicki auf den Hof gesprengt. Er brachte uns den Befehl, sofort in die Quartiere zurückzukehren.

„Was ist denn los?" rief Fritz, dem bei dieser Ordre der Bissen im Munde stecken blieb.

„In der kommenden Nacht schon brechen wir von Nocera auf; das Bataillon nimmt an einer Expedition teil —"

„Wohin?"

„Weiß ich nicht. Addio!"

„Zum Henker, strapaziere den geborgten Gaul nicht allzusehr!" rief Fritz unwirsch. „Erzähle!"

„Hab nichts zu erzählen, muß weiter, um Munitionswagen zu requirieren."

„Requiriere vorerst ein Glas Wein," sagte ich lächelnd und hielt dem Eilfertigen das Glas entgegen.

„Das kann geschehen!" — Er ließ sich den Wein aufs Pferd reichen und that einen tiefen Zug. „Ah, das schmeckt," sagte er schmunzelnd. „Ihr Schwerenöter habt euch hier am rechten Ort eingenistet. Wohl ein Kapuzinerkloster?"

Wir hatten gute Gründe, jeder Aufklärung über die Bewohner von Santa Croce aus dem Wege zu gehen, darum verabschiedeten wir rasch den leichtsinnigen Korporal, der mit ganz ungewohntem Diensteifer von dannen ritt.

„Das ist ja eine verwünschte Geschichte," räsonnierte mein Freund und schritt in großer Aufregung über die Veranda. „Früher wäre mir jeder Streifzug willkommen gewesen, aber jetzt ... jetzt, wo ..." Und er brummte etwas in den blonden Bart, was nicht wie Segen klang.

Mir kam der Befehl auch in die Quere, auch ich verließ Santa Croce sehr ungern. Aber was half die Aufregung! Wir mußten Ordre parieren. Die Legion konnte am Ende auch nicht auf unsere Herzensangelegenheiten Rücksicht nehmen. Ich hoffte auf eine baldige Rückkehr. Fritz war schwer zu beruhigen, doch räumte er brummend und scheltend den Malapparat fort und wir schleppten das Gerüst aus der Kirche.

Als wir alles in Ordnung gebracht, teilten wir dem Kurator unsere Abberufung mit und baten ihn, er möge doch bei der Oberin anfragen, ob wir ihr lebewohl sagen dürften. Die Antwort lautete zustimmend, und wir betraten noch einmal das Bibliothekzimmer.

Wir fanden hier Schwester Maria allein.

„Sie müssen uns verlassen, bevor die Arbeit vollendet ist?" sagte sie nach einer etwas verlegenen Begrüßung. „Ich bedaure das aufrichtig, denn ich habe mir eben in der Kirche ihren Evakopf angesehen, Signor Horn, und war überrascht von der Schönheit desselben. Schade, daß Sie die Arbeit nicht in einem Zug vollenden konnten."

Fritz war tief gerührt von der Anerkennung aus dem Munde dieser Frau, die ihm so viel Respekt einflößte. Er gab mir einen Wink, beiseite zu treten. Ich wandte mich den Heiligenbildern an der Wand zu.

„Hochwürdige Frau," hörte ich hinter mir den Freund sagen, „ich habe um Verzeihung zu bitten für ein begangenes Unrecht, allein meine Liebe zu Ihrer Nichte —"

„Schweigen wir darüber. Ihr Vergehen war nicht größer als das Elenas," antwortete die Oberin; „und da ich jener

verziehen habe, muß Ich auch Ihnen vergeben."

Eine Pause trat ein, und es wurde so still in dem Raum, daß man das Summen einer Fliege vernehmen konnte.

„Wenn Sie mir vergeben," begann endlich mein Freund wieder, und ich hörte, daß er die aufsteigenden Thränen gewaltsam niederkämpfte, „so thun Sie noch eins für mich in Ihrer großen Herzensgüte — o, ich bitte! Gestatten Sie, daß ich vor Ihren Augen Elena lebewohl sage."

„Wollte ich dies gestatten, so hieße das nichts anderes, als daß ich eure Liebe billigte."

„Ja, ganz richtig, und das ist es eigentlich, um was ich Sie flehentlich bitten wollte. Hochwürdige Frau, seien Sie meine Fürsprecherin bei Elenas Vater."

„Signor Tedesco — wollte sagen: Horn," fuhr jene in ruhigem Tone fort, „es sind da schwere Bedenken, die mich bewegen sollten, dies nicht zu thun; ich habe diese Bedenken vor Ihrem Freunde ausgesprochen, allein meine Sympathien für Sie sind stärker als die Vernunftgründe. Aus Ihren Augen lacht ein so braves, ehrliches Herz, in Ihrem ganzen Wesen liegt etwas so Sonniges, daß ich die Liebe Elenas begreife. Da Sie mir nun auch noch eine glänzende Probe Ihres Talentes gaben, so will ich folgendes für Sie thun: Sobald Sie sich von der Legion frei gemacht haben und entschlossen sind, sich ganz der Kunst zu widmen, kehren Sie hierher zurück. Ich gebe Ihnen alsdann Empfehlungsbriefe an einige Freunde in Rom mit, welche hoffentlich Ihr schönes Talent fördern und Ihnen Aufträge zuwenden werden. Sind Sie dann so weit gelangt, daß Sie einen eigenen Hausstand zu gründen vermögen, so will ich meinen ganzen Einfluß bei dem Vater Elenens aufbieten, um denselben Ihren Wünschen geneigt zu machen. Genügt Ihnen das?"

Ich blickte nun doch hin und bemerkte, daß meinem Freunde dicke Thränen in den Wimpern perlten. „O, Sie sind gut, so gut —" stammelte er und küßte dankbar ihre Hände.

„Was nun Ihren Wunsch betrifft, die ungehorsame Elena zu sehen, so will ich Ihnen nur verraten: sie stand dort hinter der Portiere und belauschte unser Gespräch. Sehen Sie — da ist die Sünderin!"

Die Liebenden flogen sich in die Arme und brachen in einen Jubel aus, der seltsam mit der feierlichen Klosterstimmung kontrastierte.

„Sind Sie zufrieden?" fragte die Oberin leise, und ein gütiges glückliches Lächeln überglänzte ihr Gesicht.

„Schwester Maria, Sie sind ein Engel!"

Auch ich küßte ihre Fingerspitzen und flüsterte ihr Worte des Abschieds zu; sie antwortete nur mit einem leisen Druck ihrer weißen Hand.

Wir hatten Mühe, die Liebenden zu trennen. Endlich nahm ich Fritz unter den Arm und zog ihn fort. Draußen erwartete uns der Kurator. Der liebenswürdige Herr versicherte uns, daß er unsere Abreise herzlich bedaure.

Ich sagte ihm, daß wir uns beeilen würden, zu dem frisch quellenden Born seines Humors und süßen Landweins zurückzukehren.

„Nun," bemerkte der gutmütige Alte mit schalkhaftem Augenzwinkern, „es freut mich, Signori, daß Sie dem letzteren so wacker zugesprochen."

„Wacker zugesprochen?" wiederholte Fritz mißtrauisch. „Im Grunde ließen wir dem guten Getränk nicht die volle Gerechtigkeit widerfahren, denn wir hatten selten Durst."

„Selten Durst?" — Der Kurator bekreuzte sich. „O heiliger Chrysostomus, dann möchte ich sehen, was ihr Tedeschi leistet, wenn ihr durstig seid! Ihr habt ohne Durst unter dem Beistand der Heiligen in den wenigen Tagen cirka fünfzig Liter konsumiert."

„Fünfzig Liter?"

„Immerhin eine ganz achtbare Leistung!"

„Das weiß Gott!" rief Fritz, der sich zuerst von der grenzenlosen Überraschung

erholte. „Aber seit wann, ehrwürdiger Vater, rechnen Sie den Laienbruder Lorenzo zu den Heiligen?“

„Thue ich das?“

„Nun, wir haben höchstens zehn bis zwölf Liter vertilgt, den Rest also bewältigte Lorenzo.“

„Lorenzo? Ah, mir geht ein Licht auf! Darum also litt der Schlingel so oft an Schwindel und Blutandrang nach dem Kopf. Nun, er soll den Rebstock kennen lernen, an dem seine Trauben gereift sind!“ Der Kurator machte eine Geste, als segne er im Geiste den durstigen Laienbruder, und rief uns dann ein „Auf Wiedersehen!“ zu.

Wir schieden in heiterster Stimmung von dem Kloster, gedachten wir doch in wenigen Tagen dahin zurückzukehren. Fritz drehte sich bei der Allee noch einmal um, streckte die Hände noch einmal zu dem verwitterten Gebäude auf und rief: „O Santa Croce, du bist der seligste Ort des Weltalls! Hütet mir mein Kleinod, ihr stillen Mauern! Sei gesegnet, Schwester Maria, für deine Güte! Holla! Da ist sie beim Fenster! Schau nur, sie winkt noch einmal mit der Hand! Elena, Mädel, Engel, wie lieb ich dich!“

Er wirbelte seinen Hut durch die Luft, warf der Entschwindenden Kußhände nach und stürmte dann wie ein Besessener durch die Allee.

Als wir das Kloster weit im Rücken hatten, nahm ich den Arm des Freundes und sagte: „Geh langsamer und beantworte mir eine Frage.“

„Welche Frage?“

„Wie heißt eigentlich dein Engel mit seinem profanen wirklichen Namen?“

„Nun, Elena!“

„Daß sie Elena heißt, könnte dir zur Not ein Star nachplappern, so oft hast du den Namen genannt. Aber diese Elena hat einen Vater, wie heißt der?“

Fritz schaute mich einen Augenblick ganz überrascht an, wurde dann gedankenvoll und brach zuletzt in ein lustiges Gelächter aus. „Daran hab ich meiner Seel nicht gedacht!“ rief er, noch immer lachend. „Hab sie nie danach gefragt. Ei, beim Element, für mich heißt sie von heute ab Elena Horn! Basta!“

* * *

In Nocera herrschte am Abend unserer Ankunft eine befremdliche Aufregung in den Gassen und auf den Plätzen. Die Bersaglieri, jene kleinen piemontesischen Jäger, welche den mit wehenden Hahnenfedern geschmückten Hut tragen, waren eingerückt. Vor den Thüren unterhielten sich die Bürger in Gruppen von dem Aufstand, der in Kalabrien ausgebrochen. In der Infanteriekaserne rüsteten sich die Truppen zum Abmarsch. Major Rheinfeld rief uns zu, daß wir nach Potenza marschieren würden, woselbst ein vormaliger Gouverneur der Provinz den Aufstand schüre. Wir faßten rasch Munition, setzten unsere Gewehre in stand und machten unserem Groll gegen die Friedenstörer Luft, die unsere Ruhe in erster Linie gestört und den schönen Tagen von Santa Croce ein Ende gemacht hatten.

Gemeinsam mit dem Bersaglieribataillon marschierte unser Jägerbataillon am nächsten Morgen aus dem Städtchen. Die Hörner schmetterten, die Fahnen flatterten im Morgenwind, die Pferde der Offiziere wieherten und die Avantgarde stimmte ein Liedchen an. Lust und Fröhlichkeit herrschte in unseren Reihen.

„In drei Tagen werden wir das Gesindel da droben abgethan haben,“ meinte Fritz, als später im Süden die Dächer von Santa Croce sichtbar wurden. Sein Gesicht verklärte sich bei dem Gedanken an ein Wiedersehen, und seufzend stieg er dann in östlicher Richtung die Höhen des Apennin hinan.

Die Expedition dauerte weit länger, als wir vermutet hatten. Die Aufständischen stellten sich nicht zu einem offenen Kampfe, sondern leiteten einen Guerillakrieg ein. Wenn wir Schluchten durchzogen, feuerten sie einige Schüsse aus gut gedeckten Stellungen auf uns ab; wo sich Tirailleure oder Marodeure vom Corps ablösten, kam

es zu kleinen Scharmützeln; unsere Proviantwagen wurden abgefangen; kurz, wir erfuhren Schädigungen aller Art, fühlten, daß der Feind uns stets auf den Fersen sitze, konnten aber seiner nicht habhaft werden. In die Stadt rückten wir ein, ohne Widerstand zu finden, aber bald wurde unsere Lage auch hier gefährlich, denn die Posten wurden in der Nacht wiederholt gemordet. Daß eine solche heimtückische Kriegsführung unsere Kameraden aufs höchste erbitterte, läßt sich denken. In Potenza erfuhren wir erst, daß das Haupt des Aufstandes der Graf Sormanni sei. Gegen diesen richtete sich die Erbitterung der Legionäre ganz besonders, denn wir hörten, daß derselbe mehreren Anhängern Garibaldis die Häuser niedergebrannt und einigen das Leben geraubt habe. Der Oberst der Bersaglieri und Major Rheinfeld sahen sehr wohl ein, daß unser kleines Corps bei langer Verzögerung allmählich aufgerieben werde, da sich die ganze Landbevölkerung sehr feindselig zeigte. Das Bestreben unserer Führer zielte daher darauf ab, des Hauptes des Aufstandes habhaft zu werden. Nach langen vergeblichen Streifzügen wurde endlich durch Spione der Lagerplatz Sormannis und seiner treuesten Anhänger aufgespürt.

Beim Morgengrauen hatten wir das Felsplateau umringt, auf welchem sich etwa zweihundert Aufständische befanden. Es gelang uns, denselben von zwei Seiten auf beinahe achtzig Schritte nahe zu kommen, ehe die Posten Alarm schlugen. Als dies geschehen, begann unter Eljen- und Evvivarufen ein Sturm, der mit so viel Rage und Raschheit ausgeführt wurde, daß wir das Lager fast vollständig überrumpelten. Einige Gruppen nur feuerten die Gewehre auf uns ab, die meisten jedoch suchten ihr Heil in der Flucht, und als sie die Wege versperrt fanden, warfen sie die Waffen hin und flehten um Gnade. Nur an der Ostseite des Lagerplatzes, da, wo zerrissene Felsen sich über das Plateau erhoben, hatte sich ein Haufen von etwa dreißig Rebellen erhoben, welcher rasch eine Linie formierte und langsam zurückweichend eine Salve nach der anderen auf uns abgab.

Aus der Reihe dieser braunen verwilderten Banditen hob sich ein Graukopf heraus, dessen düsterblickende, aufflammende Augen und kühnes edles Profil uns auffielen. Die feste energische Haltung des Mannes, seine Kleidung und die Kommandoworte, welche zuweilen von seinen Lippen kamen, kennzeichneten ihn bald als den Führer der Rebellen. Die ersten Strahlen der Morgensonne fielen eben auf die chaotische Kampfscene und den Pulverrauch, da rief plötzlich ein Neapolitaner aus unseren Reihen: „Der da ist Sormanni, ich kenne ihn genau. Avanti!“

Das Avanti war noch nicht ausgesprochen, da feuerte Sormanni seinen Revolver ab, und der Neapolitaner sank mit einem Aufschrei nieder.

Jetzt warfen wir uns rachedurstig auf die Gruppe bei dem Felsen, es kam zum Handgemenge und der größte Teil der Empörer wurde mit Kolbenschlägen niedergestreckt; der Führer jedoch verschwand hinter dem Pulverdampf wie durch ein Wunder. Die meisten unserer Kameraden stürmten die Felsen hinan, dem Falkenauge meines Freundes aber war es nicht entgangen, daß die hohe Figur Sormannis und einige ihm zunächst stehende Gefährten in einen Felsspalt hinuntertauchten.

„Hierher! Mir nach!“ rief Fritz, und ich bemerkte, wie er sich mit der Büchse in der Hand durch die Felsen zwängte. Etwa ein halbes Dutzend der Unserigen folgte ihm blindlings auf dem abschüssigen Pfade.

Fritz hatte sich nicht getäuscht. Kaum vierhundert Schritte waren wir in rasender Eile abwärts gelaufen, da krachten vor uns die Schüsse der Verfolgten, und zwei unserer Kameraden brachen im Feuer zusammen.

„Vorwärts!“ schrie Fritz mitten im Pulverdampf, und mit einem Sprunge stand er auf einer Felsplatte. Von diesem Standort aus streckte er mit gut gezieltem

Schüsse einen der Banditen nieder, feige gaben die anderen ihre gedeckte Stellung auf, wir feuerten und die Begleiter Sormannis fielen unter unseren Kugeln. Er selber war hinter dem Felsen geblieben, jetzt sprang er hervor, erhob noch einmal den Revolver und wollte Feuer geben, da traf die Büchse meines Freundes, der blitzschnell über die Felsen gesprungen war, dessen Arm, und die Waffe entfiel seiner Hand. Der Graf stieß einen Schmerzenslaut aus, sah seinen Überwinder mit blitzenden Augen an und rief mit zornbebender Stimme: „Maledetto Tedesco!“

Fritz, dessen Gesicht noch von Kampfeslust glühte, lachte bei dem Ausruf hell auf: „Potz Blitz,“ rief er mir in deutscher Sprache zu, „seh ich denn gar so deutsch aus? Wenn ich einst zur Hölle fahre, begrüßt mich sicher des Teufels Großmutter mit der Ansprache: Deutsches Michelchen, treten Sie gefälligst in die gute Pech- und Schwefelstube!“

Wir hießen Sormanni vor uns die Schlucht wieder hinaufsteigen. Er that dies mit der Miene eines entthronten Fürsten. Das Erscheinen unseres Gefangenen auf dem Kampfplatz rief erst Überraschung, dann Jubel hervor. Im Tumult hatte niemand unsere Abwesenheit bemerkt, wohl aber wurde es den Offizieren klar, daß das Haupt der Rebellen entwischt sei.

„Unser ganzer Sieg ist keine drei Centesimi wert,“ hatte der Oberst der Bersaglieri gerufen, „wenn wir den Grafen Sormanni nicht unschädlich machen!“

In demselben Augenblick drängten wir uns durch die Felsspalte, Sormanni stand als Gefangener vor denen, die ihn suchten. Rheinfelds Freude, als er hörte, Fritz habe diese That vollbracht, war so groß, daß er den kühnen Burschen umarmte und küßte. Aus den Reihen der Freiwilligen und der Piemontesen ertönten bewundernde Zurufe, und ein naiver Triestiner schrie gar: Evviva il Tedesco!

Graf Sormanni übergab dem Oberst seine Waffen, und seine Blicke ruhten dann mit einem Gemisch von Verachtung und Schmerz auf seinen Mitgefangenen. Diese gaben sich als ganz erbärmliches Gesindel zu erkennen, denn die meisten unter ihnen riefen jammernd: „Wir sind Spitzbuben, aber keine politischen Verbrecher!“ — Die ehrlosen Menschen wähnten, daß in dieser Angabe ein Milderungsgrund für ihr Vergehen liege.

Wir kehrten mit unseren Gefangenen nach Potenza zurück, wo unser Sieg einen großen moralischen Eindruck auf die Bewohner hervorbrachte. Da der Führer der Expedition jedoch wähnte, es könne ein Befreiungsversuch zu gunsten der Gefangenen gemacht werden, so ließ er diese durch unser Jägerbataillon nach Nocera eskortieren.

Fritz und ich nahmen die Ordre mit viel Freude auf — Santa Croce kam in Sicht!

Wir beide marschierten auf dem Rückweg an der Tete und überredeten den Major, durch das Valle lavagna zu gehen, welches schattig sei und die Serpentinen der Chaussee abschneide. Als wir den Knauf des Kirchturms im Abendlicht funkeln sahen, blieb Fritz zurück und brach einen Strauß farbenreicher Feldblumen, die er mit zarten wehenden Gräsern und tiefgrünen Stechpalmen umrahmte. Er hatte gehofft, er werde den Kurator oder Lorenzo in der Nähe des Klosters treffen, aber das Glück begünstigte ihn noch viel mehr, denn er konnte seine Blumen an die rechte Adresse bringen.

Der Fahrweg, dem unser Zug in der Nähe des Klosters folgte, wand sich am Fuße des Klostergartens vorüber. Die Hornisten bliesen, als sie der stillen Gebäude ansichtig wurden, ein Quartett mit langgezogenen schwermütigen Tönen, die ganz mit der friedlichen Abendstimmung in der Natur harmonierten. Die niedergehende Sonne hatte den staubigen Hohlweg, die Mauern und Baumgruppen mit solcher Purpurglut übergossen, daß es schien, als marschierten wir in einer Wolke von wirbelndem flimmerndem Goldstaub. Plötzlich — der Zug war gerade an der Gartenmauer vorüber — erschien schüchtern und zaghaft der Kopf Elenas jen-

seits der Mauer. Fritz, der etwas zurückgeblieben, erspähte sofort die Erscheinung, sprang mit einigen Sätzen den Wall hinauf und hielt dem holden Geschöpf, indem er sich an der Mauer emporreckte, den duftigen Strauß entgegen. Das Mädchen stieß einen Ruf freudigster Überraschung aus beim Anblick des Geliebten, nahm dann hastig die Blumen und preßte sie an die Lippen. Ich hörte ein: „Carissima!“ ein „Felicissima notte!“ und andere Zärtlichkeitsausbrüche hinter meinem Rücken, dann sprang der kühne Jäger den Wall herunter, grüßte noch einmal mit der Hand und die rosige Erscheinung über der Klostermauer verschwand.

Diese flüchtige Begrüßungsscene war im Zuge nur von mir beobachtet worden und von dem gefangenen Grafen Sormanni. Derselbe hatte, als wir uns Santa Croce näherten, seine Schritte verlangsamt Der Marsch schien seine Kraft erschöpft zu haben. Ich achtete auf ihn und bemerkte, daß seine Blicke mit unverkennbarer Wehmut an dem Kloster hingen. Als mein Freund Elena das Bouquet überreichte, schaute er sich zufällig um. Die Gestalt des blonden Tedesco und der von Locken umwallte Kopf des Mädchens hoben sich aus der lichtgetränkten Atmosphäre mit silhouettenartiger Schärfe heraus. Zu meinem Erstaunen hielt der Gefangene bei diesem Anblick plötzlich an und riß die Augen so weit auf, als sehe er ein Gespenst.

„Vorwärts!“ rief der Korporal dem Grafen zu. Dieser seufzte tief auf und schritt gesenkten Hauptes weiter.

* *
*

Unsere Ankunft in Nocera war von einem verhängnisvollen Zufall begleitet. Vor der Stadt ließ der Major das Bataillon Halt machen und auf Kommando die Gewehre abfeuern. Als wir gleich darauf an der Kavalleriekaserne vorüberzogen, rief der muntere Krauskopf aus Siebenbürgen, dessen beim Totenamt zu Nola Erwähnung geschah, einem Freunde neckend zu: „He, Maurus, wie viele Rebellen hast du umgebracht?“

Der Geneckte riß scherzend das Gewehr an die Backe und antwortete: „Mit dir ist das Dutzend voll!“

Ein Schuß krachte, der Krauskopf auf der Treppenwange fährt mit beiden Händen nach dem Herzen, wankt und stürzt auf den staubigen Boden.

Dieser Vorgang hatte sich im vollen Mondlicht und so rasch abgespielt, daß wir ihn alle für ein Blendwerk hielten. Der Thäter selbst stand wie ein Träumender da und glaubte zuerst, der muntere Bursche treibe Narrenspossen. Plötzlich aber rief ein Offizier, der sich über den Gefallenen herabgebeugt hatte: „Maurus, dein Freund ist ins Herz getroffen!“

Ein Tumult erfolgte. Wie ein Rasender warf sich der Thäter über die Leiche, zerraufte sich heulend das Haar und riß dann seinen Hirschfänger aus der Scheide, um sich selber zu töten. Als wir ihm die Waffe entrissen, brach er ohnmächtig zusammmen.

Der bedauernswerte Maurus hatte beim allgemeinen Abfeuern der Gewehre den Drücker berührt und die Schüsse der anderen Läufe krachen hören. Er meinte, sein Schuß habe sich mit entladen, und er nahm sorglos die Waffe auf die Schulter. Der Schuß war aber im Lauf geblieben, und wenige Minuten später traf er das Herz des allgemein beliebten Krauskopfes.

Zwei Tage nach der Ankunft in Nocera verurteilte das Kriegsgericht den Grafen Sormanni zum Tode durch Pulver und Blei. Am Morgen des dritten Tages sollte schon das Urteil vollstreckt werden. Fritz, den die Sehnsucht nach Santa Croce zog, bat am Tage vor der Exekution den Major Rheinfeld, er möge uns doch noch auf acht Tage beurlauben, damit er seine künstlerische Arbeit vollende.

„Ich bin Ihnen noch eine Belohnung schuldig,“ sagte der Major, „und Sie sollen den Urlaub haben, gedulden Sie sich nur noch zwei Tage, bis Sormanni bestraft und die Gefangenen nach Neapel abgeliefert sind. So ungeheuerlich uns das

auch erscheinen mag, so haben die Bourbonen doch in diesem Lande, das sie vollständig durch ihre despotische Regierung ruinierten, noch Anhänger unter der geistig verarmten Landbevölkerung. Wir müssen daher befürchten, daß ein Versuch zur Befreiung der Gefangenen gemacht werde. Aus dieser Rücksicht erscheint es mir sehr wichtig, daß in der kommenden Nacht durchaus zuverlässige Leute die Wache vor dem ehemaligen Jesuitenkloster übernehmen, in welchem wir den Grafen und seine Genossen untergebracht haben. Zu diesem Dienste bestimmte ich Sie beide, Suter und den Korporal Frei. Ich habe zu den Deutschen das meiste Vertrauen."

Wir dankten dem Major für sein Versprechen und gelobten ihm, sein Vertrauen zu würdigen. Als wir am Abend die Wache bezogen hatten und die Nacht hereinbrach, kam Rheinfeld selber heraus, um uns nähere Verhaltungsmaßregeln einzuschärfen. Wir wußten, daß in der großen Halle des vor der Stadt liegenden klosterartigen Gebäudes eine Compagnie Infanterie Quartier bezogen hatte. Diese konnten wir durch einen Schrei oder Schuß alarmieren. Unsere Wachtstube war von der Halle durch einen breiten Hof getrennt und lag dicht neben der Zelle des Delinquenten. Wir vernahmen darin die Schritte des Grafen und, als der Major seine Ansprache beendet hatte, einen schweren, tiefen Seufzer.

„Der arme Teufel!" sagte Fritz bedauernd, als wir mit dem Major auf die Piazza traten. „Mit dem Gedanken an das Grab die ganze Nacht durchwachen zu müssen, ist doch eine recht häßliche Sache."

„Gewiß," antwortete der Major, „auch ich wünschte, dieser Graf wäre im Kampf gefallen, allein da es nicht geschehen, muß er dieselben Qualen erdulden, die er anderen bereitet hat." Der Major erzählte nun, daß der Verurteilte zu jenen Beamten des Königs von Neapel gehört habe, welche durch die unnachsichtigste Strenge ihre Anhänglichkeit an die Krone bethätigt hätten. Als Gouverneur habe er eine große Zahl politisch verdächtiger Personen jahrelang im Kerker schmachten lassen, und als Führer der Aufständischen habe er mehrere Familienväter beraubt und erschossen, die für das neue Italien einzutreten wagten. „Es ist erwiesen," so schloß Rheinfeld, „daß Sormanni im Auftrage des entthronten Königs von Neapel in diese Provinzen ging, um den Aufruhr zu entflammen. Haben wir ihn aus dem Wege geräumt, so kommt dies befreite Land, welches des Friedens und der Ordnung so sehr bedarf, endlich zur Ruhe; entwischt er uns aber, so lodert die Empörung von neuem auf, und es kann ein unheilvoller Bürgerkrieg entstehen. Wir, die Freiwilligen der Legion, haben es verschmäht, dem König von Italien den Fahneneid zu leisten, zeigen wir jetzt, daß wir treue Freunde seines Volkes, daß wir Förderer seiner Wohlfahrt, Verteidiger seiner Freiheit sind. Ich halte mich versichert, daß ihr eure Pflicht thut, Kameraden! Gute Nacht!"

„Das werden wir, Herr Major! Gute Nacht!"

Rheinfeld war ein warmherziger, ehrenhafter Mann, seine Worte hinterließen daher einen tiefen Eindruck. Wir blieben lange Zeit auf der Piazza zusammen, denn die Nacht war zuerst lau und schön. Um Mitternacht, als Fritz die Wache übernahm, zogen wir, seine Gefährten, uns in die kleine Stube zurück und versanken bald in einen tiefen Schlaf. Um zwei Uhr weckte mich mein Freund, damit ich seine Stelle einnähme. Als ich schlaftrunken und schauernd aufgestanden, kroch jener eilig unter meine Decke und schnaufte wie ein Kind, das sich an den Busen der Mutter kauert.

„Du gebärdest dich ja, als ob draußen ein Dezembersturm heule," sagte ich gähnend und reckte breit die Arme aus.

„Na, sieh zu, ob dich da draußen nicht auch ein Frösteln überläuft. Es ist kein Vergnügen, vor der Gefangenenzelle Posten zu stehen."

Fritz hatte recht: es war kein Vergnügen, diese Wache zu übernehmen. Als ich hinaustrat, fiel etwas Tau nieder, der

mir ein Frösteln nach dem anderen über den Leib jagte. Die Nacht hatte etwas Düsteres, trotzdem ich durch die Duftschleier hindurch die Sterne funkeln sah. Tiefe Stille umgab mich eine Weile, dann schrak ich zusammen, denn mein Blick fiel auf das Kerkergitter, hinter welchem die dunklen Umrisse des Gefangenen sichtbar wurden. Als sich meine Augen an das nächtige Halbdunkel gewöhnt hatten, bemerkte ich, daß Gram und Erregung das Gesicht des Verurteilten verzerrt hatten. Das Jesuitenseminar gewann in der nebelhaften Atmosphäre ein unsagbar melancholisches Aussehen. Die Zelle des Gefangenen lag zu ebener Erde und war nur durch ein starkes Eisengitter von dem Vorplatz getrennt, auf dem ich hin- und herschritt. Rechts von der Zelle erhob sich eine Gartenmauer, auf welcher die Äste hoher Citronenbäume lagen. Links war die offene Piazza, welche sich nach der Stadt hin zu einem Hohlweg hinabsenkte. Von Viertelstunde zu Viertelstunde floß der Strom der Zeit langsamer. Die Minuten wurden mir zu Stunden. Allmählich rang sich das Mondlicht durch den Duft, der das Thal leicht verschleiert hatte. Nun warfen alle Gegenstände unheimliche, riesenhafte Schatten. Düstere Phantasien quälten mich. Bald erschien mir das bleiche Totenantlitz des jungen Mannes aus Siebenbürgen, und es war mir, als tanze sein Mörder einen rasenden Czardas vor der Leiche, bald sah ich den Grafen Sormanni vor seinem Grabe stehen. — Nein, es ist nicht leicht, vor dem Fenster eines Verurteilten Wache zu halten, der nur noch wenige Schritte von der dunklen Pforte des Totenreichs entfernt ist. Etwas von seinem eigenen Todesgrauen, von seiner Bangigkeit überträgt sich auch auf seine Umgebung. Mich durchschauerte zuweilen eine eisige Kälte, die nichts mit dem Nachttau gemein hatte; ja, manchmal zuckte ich im Auf- und Niederschreiten zusammen, denn es war mir, als stehe der Verurteilte wie ein Gespenst dicht hinter meinem Rücken.

„Ach, wär doch diese Wache vorüber!" seufzte ich und horchte nach den dumpfen Schlägen der Kirchenglocke in der Stadt, ohne die Zahl derselben bestimmen zu können.

Mit einemmal — ich stand gerade am Rand der Piazza — hörte ich deutlich meinen Namen rufen. Dies Wort fiel wie ein elektrischer Schlag auf mich: ein Riß ging mir durch alle Nerven, und meine Finger umschlossen den Lauf der Büchse krampfhaft. In der nächsten Sekunde tauchte eine Gestalt aus dem Hohlweg auf.

Ich rief die Erscheinung in dumpfem, gepreßtem Tone an und erhob das Gewehr.

„Ich bin's, Elena," lautete die Antwort, und jetzt stand, wie aus der Erde gewachsen, das holde Mädchen aus dem Kloster vor dem Lauf meiner Waffe, den ich rasch senkte. Ich war keines Wortes fähig, so überraschte mich diese Begegnung. Das Mondlicht fiel auf ihre Gestalt, und ich erschrak über die Verwandlung, welche mit ihr vorgegangen. Die rosige Farbe der Jugend war auf ihren Wangen einer tiefen Blässe gewichen, ihre Augen erschienen mir unheimlich groß und starr, ihr vom Nachttau feucht gewordenes Haar hing schwer auf die Schultern herab. Die Gestalt war hoch aufgerichtet, und eine seltsame Energie belebte ihr Wesen. Als ich sie noch immer zweifelnd und wortlos anstarrte, fuhr sie flüsternd aber hastig fort: „Ja, es ist Elena; ich bin meiner Tante entschlüpft, bin aus dem Kloster entwichen, denn es gilt meinem Vater das Leben zu retten. Sie haben ihn zum Tode verurteilt, die Piemontesen — ja, diesen Abend erfuhr ich's durch die Botenfrau aus Nocera. Wo halten ihn die Soldaten Viktor Emanuels gefangen?"

„Wen?" stotterte ich, denn mich durchzuckte eine schreckliche Ahnung.

„Nun, meinen Vater, den Grafen Sormanni."

„Den Grafen Sormanni?"

„Ja, den Grafen Sormanni, meinen Vater, den sie bei Potenza gefangen und vorgestern, oder war's gestern, zum Tode

verurteilt haben. Ach, daß ich das alles nicht früher erfuhr! Aber er muß noch gerettet werden. Sobald der Morgen graut, werfe ich mich seinen Richtern zu Füßen. Sie können mir, meinen Bitten, meinen Thränen einen Aufschub nicht versagen ... o gewiß, das Urteil darf nicht sogleich vollstreckt werden ... ich gehe nach Neapel ... Turin ... zum König ... er muß meinen Vater begnadigen. Was kann mein Vater Übles gethan haben? Er ist ein Edelmann ... man mag ihn streng nennen, aber er ist gerecht. O, ich rette ihn und sollte es mein Leben kosten."

Das Mädchen hatte in steigender Erregung gesprochen, als ich jetzt wie betäubt zur Seite trat, tönte leise wie ein Klageruf der Name Elena hinter mir.

Die Sprecherin hielt inne, schaute zu dem Gitter hin und rief dann: „Dort, dort ... o mein Vater!"

Einen Augenblick später stand sie vor dem Kerker. Ich bemerkte, wie sich zwei Hände nach ihrem Kopf ausstreckten und denselben umfaßten, vernahm, wie Elena in lautes Schluchzen ausbrach und das Wort Vater stammelte. Einen Augenblick stand ich wie niedergedonnert da und vermochte kein Glied zu rühren, dann schoß mir der Gedanke an Fritz durch den Kopf, und instinktiv, ohne die Tragweite meines Schrittes zu überlegen, lief ich zur Wachtstube hin, riß die Decke vom Körper des schlafenden Freundes und als derselbe erwachte und gewaltsam die Augen aufmachte, winkte ich ihm energisch, sich zu erheben. Noch ganz schlaftrunken taumelte dieser auf die Piazza. Die Gefährten lagen noch tief im Schlafe. Leise schloß ich die Thür, und als Fritz mich verwundert anschaute, packte ich seinen Arm und raunte ihm ins Ohr: „Nimm all deine Energie zusammen, Freund, denn ein furchtbarer Schlag bedroht dich! Sei stark!"

Jener richtete sich rasch auf, und seine Augen blickten mich groß an: „Ich bin ruhig," sagte er, „sprich!"

„Dort steht Elena!"

„Elena?" — Er folgte der Richtung meiner Hand und bemerkte die weibliche Gestalt am Kerkergitter.

Eine lange bange Pause trat ein. Seine Blicke irrten vom Kerker zu mir und von mir zu der dunklen Gestalt, endlich holte er tief Atem und fragte in heiserem Tone: „Was hat sie hier zu schaffen?"

„Der Gefangene —"

Ich vollendete nicht, denn ich sah, wie Fritz die Augen schloß, wie seine athletische Gestalt wankte.

„Ermanne dich," rief ich ihm zu und rüttelte ihn an der Schulter, „du mußt alles wissen!"

„Fahre fort! Der Gefangene —?"

„Ist Elenas Vater."

Ein wilder Aufschrei wäre von seinen Lippen gekommen, hätte ich ihm nicht rechtzeitig mit der Hand den Mund verschlossen. Jetzt aber schüttelte er mich von sich ab und mit drei Sätzen stand er dicht vor Elena.

Diese hatte bei dem Geräusch den Kopf erhoben, und als ihre thränenfeuchten Augen endlich den Geliebten erkannten, flog sie ihm jubelnd in die Arme und rief: „Du bist da, Geliebter, du wirst ihn befreien! Ah, nun ist alles gut!"

„Ruhe, um Gotteswillen, Ruhe," ermahnte ich, „das Haus steckt voller Soldaten!"

Fritz richtete die Schluchzende rasch auf, und ihr dann in das thränenüberströmte Gesicht schauend, sagte er leise: „Elena, ich befinde mich wie in einem wirren, fürchterlichen Traum, sage du mir die Wahrheit: Was ist dir der Graf Sormanni, der Mann dort hinter dem Gitter?"

„Was er mir ist? Mein Vater!"

Entsetzt wich Fritz zurück, warf die Hände empor und ein Stöhnen kam von seinen Lippen so bang und tief, als habe ihn ein zermalmender Keulenschlag getroffen.

„Mein Kind," rief jetzt der Gefangene Elena zu, „wie kommst du zur Bekanntschaft dieses Mannes? Weißt du, wer er ist? Dieser verwünschte Republikaner hat mich entwaffnet und gefangen!"

„Er?" — Elena stöhnte und kreuzte

die Hände über der Brust, als wolle sie ihr verwundetes Herz beruhigen. „Er hat dich in diese furchtbare Lage gebracht, er die Ursache deines Todes? O, das ist entsetzlich! Und ich liebte ihn, liebte ihn heiß und innig ...“

Der Gefangene geriet in große Aufregung, schalt seine Tochter, verwünschte seine Schwester, die Oberin, weil sie sein Kind schlecht behütet habe, und verfluchte den Tedesco.

„Aber das alles läßt sich wieder gut machen,“ unterbrach Elena den Alten und streckte flehend die Hände zu ihm empor. „Dieser Tedesco, der dich gefangen, wird dich auch wieder befreien. — O mein Geliebter,“ wandte sie sich mit gefalteten Händen an Fritz, „sühne dein Unrecht, erlöse meinen Vater, rette ihn von dem Tode!“

Aus der Brust meines Freundes rangen sich Laute des Schmerzes und der Verzweiflung. Mit zitternden Händen wühlte er in dem lockigen Haar, seine ganze Gestalt bebte. „Ach, Elena,“ stammelte er, „deine Bitte treibt mich zum Wahnsinn! Verfluche mich, ich darf und kann deinen Vater nicht retten!“

„Du darfst, du kannst es nicht?“

Bei diesen Worten richtete sich die Tochter des Gefangenen hoch auf, ihre Thränen versiegten und ihre Züge wurden starr wie die einer Statue.

„Ja, ich darf es nicht,“ fuhr Fritz hastig fort, und er gewann im Verlauf der Rede seine Entschlossenheit wieder. „Hätte ich vorher gewußt, daß der Graf Sormanni dein Vater ist, ich hätte mir eher eine Kugel durch den Kopf gejagt, als daß ich an der unglückseligen Expedition gegen die Aufständischen teil genommen. Aber nun, da uns von den Patrioten dieses Landes seine Bewachung anvertraut, nun, da ich mein Wort verpfändet habe, den Schuldigen nicht entschlüpfen zu lassen, nun darf ich nichts zu seiner Befreiung thun. Elena, daß du deinen Vater so innig liebst, begreife ich; daß du eine so gute Tochter bist, macht dich in meinen Augen noch verehrungswürdiger, aber du hast auch ein Vaterland, dessen Einigung, dessen freiheitliche Entwickelung, dessen ganze Zukunft dieser Vater aufs Spiel setzte. Dieses Vaterland hat gleichfalls ein Anrecht auf deine Liebe und es fordert Gehorsam von dir. Sieh, ich, der Fremde, habe mein Blut für die Errettung deines Volkes verspritzt; kann ich jetzt zum Verräter werden an derselben Sache, für die ich gekämpft, für die ich Blut und Leben eingesetzt! Auch du hast Pflichten gegen Italien —“

„Sprich mir nicht von Italien, nicht vom Vaterland! Ich bin ein Weib, bin die Tochter des Verurteilten und habe nur die Liebe zu vergelten, die mir mein Vater erwies! Das Volk, das nach Freiheit und Einheit brüllende Volk hat mir niemals Liebe gezeigt, niemals eine Wohlthat erwiesen, ich kenne nur ein Vaterland des Weibes — das Vaterhaus; ich kenne nur eine Schuld der Dankbarkeit — die gegen meine Eltern! Fritz, zerreiße nicht mein Herz, mach mich nicht elend fürs ganze Leben, sag dich nicht los von mir — ich liebe dich, aber du zerstörst diese Liebe, wenn noch einmal die grausamen Worte aus deinem Munde kommen: Ich darf es nicht!“

Fritz antwortete keine Silbe. Seine Arme fielen schlaff herab, sein stolzer Kopf senkte sich und nur ein Seufzer stahl sich über seine Lippen.

„Erniedrige dich nicht durch weitere Bitten, mein Kind,“ sagte endlich der Gefangene in zornigem Ton. „Dieser Tedesco hat kein Herz; er ist deiner Liebe unwürdig.“

„O nein,“ antwortete das Mädchen mit einem stolzen Aufleuchten ihrer dunklen Augen, „ich kenne ihn besser! Fritz liebt mich, er wird sich besinnen und seiner Liebe dies Opfer bringen, denn wenn er dich aufgiebt, sind wir geschieden — für ewig! Fritz, mein Geliebter, du Mann, der du in jener seligen Nacht ausriefst, du würdest in den Rachen des Vesuv hinabklettern, wenn in der grausigen Tiefe ein Kleinod für mich zu holen wäre, du wirst mich doch in dieser Stunde nicht verzweifeln lassen! Seht doch, ihr beiden“ —

damit wandte sie sich auch an mich — „wie verwittert diese Mauer, wie zerbröckelt das Gestein ist! Mit euren Waffen hebt ihr diese Steine aus und entfernt das verrostete Gitter! O Fritz, zaudere nicht, die Nacht geht zu Ende! Hab Erbarmen mit meiner Verzweiflung, mit meinem Schmerze ... es ist mein Vater ...“

Mit überströmenden Augen warf sich die Ärmste an die Brust des Geliebten, umklammerte seinen Hals und brach in ein so wildes, herzzerreißendes Schluchzen aus, daß mich eine namenlose Bangigkeit überkam.

Fritz sah die Geliebte mit einem Blick an voll tiefen Schmerzes, voll unaussprechlicher Zärtlichkeit, dann erhob er das Gesicht zum Himmel, dessen Ostrand die aufgehende Sonne eben mit rosiger Glut überzog, und antwortete: „Wenn du mein Leben fordertest, Geliebte, ich gäbe es freudig hin; aber ich kann nicht zum Schurken werden, auch für dich nicht! Ich weiß, daß diese Stunde uns für ewig scheidet; ich weiß, daß ich so elend werde, wie nur je ein Mensch auf dieser Erde geworden ist, aber — ich kann deinen Vater nicht befreien!“

„Ist es möglich — du weigerst dich —“

„Die Hand zur Rettung deines Vaters zu bieten — ja!“

Eben schossen die ersten Sonnenblitze durch den Morgenduft, und der Blondkopf meines Freundes erstrahlte in wunderbarer Glorie. Er sah einem Heros gleich, und es war mir, als leuchte aus seinen Augen ein überirdisches Feuer. Elena starrte einen Augenblick den Geliebten sprachlos an, der so fest dastand wie ein Fels, und aus den Mienen des Gefangenen sprach etwas wie Bewunderung.

Ein Trommelwirbel riß uns alle aus der peinvollen Situation. Die Reveille ertönte, die Entscheidung war gefallen. Fritz und ich wußten, daß eine Viertelstunde später Elenas Vater im Grabe liege.

„Herr Graf, schicken Sie Ihre Tochter fort!“ rief Fritz, und seine Stimme klang rauh und gebieterisch.

„Sie haben recht,“ antwortete der Gefangene mit einem Blick des Einverständnisses.

Fritz und ich wendeten uns ab. Hinter uns ertönten Klagelaute und zuletzt ein verzweiflungsvoller Aufschrei.

Der Freund, in dessen Gesicht es bis dahin merkwürdig gezuckt, der sich die Lippen blutig gebissen hatte, wandte sich bei dem Schrei blitzschnell um, und die sinkende Elena fiel in seine Arme. Noch einmal streiften seine Lippen die feuchten Locken und das totenblasse Gesicht. Bei dieser Berührung erhob sich das Mädchen wie eine Träumende; sie befreite sich aus der Umarmung und wandte sich zum Gehen.

„Elena!“ — Wie das Röcheln eines zu Tode Getroffenen kam der Name noch einmal über die Lippen Horns, und langsam drehte die Gerufene den Kopf um. Wie sie so voll Schmerz und Wehmut den Geliebten zum letztenmal ansah, war sie die Inkarnation der Eva, welche Fritz vor das verlorene Paradies gestellt hatte. Noch einmal hafteten die Blicke der Liebenden ineinander, noch einmal empfanden sie die Glut des göttlichen Feuers, genannt Liebe, dann schwand das Mädchen hin wie ein Phantom.

Fritz Horn wankte der Wachtstube zu, aber auf der Schwelle brach er zusammen, wie von einem Blitzstrahl gefällt.

Als er, von kaltem Wasser benetzt, im Kreise der Kameraden wieder zu sich kam, erschütterte ein furchtbares Krachen die Luft.

Im Hofe des Jesuitenseminars sank Graf Sormanni, von zwanzig Kugeln durchbohrt, in den Sand.

Fritz barg, als er die Gewehrsalve hörte, den Kopf an meiner Brust und flüsterte nach einer Weile: „Alles vorbei?“

„Alles vorbei!“

* * *

Von diesem Tage ab verfinsterte sich für uns das sonnige Italien. Es war die Welt nicht mehr, in der wir bisher gelebt.

In der Glut des Sommers verwelkten die Blumen, umhüllte sich die reine Atmosphäre mit grauen Staubwolken, und Bettlerscharen verleideten uns jeden Ausgang mit ihrem krächzenden: Un soldo, signor! Misericordia! Die Legion selber schien sich langsam aufzulösen. Da sich keine Wolken am politischen Horizonte zeigten und keine kriegerischen Unternehmungen in Aussicht waren, verloren viele Ungarn und Italiener die Geduld und schieden aus, andere desertierten einfach.

Fritz lag tagelang auf seinem Bett und stierte mit großen starren Augen wie geistesabwesend nach der Decke. Er aß fast nichts, entzog sich allen dienstlichen Funktionen mit der barschen Erklärung, er sei krank, und war selten zu einem Spaziergang zu bewegen. An der Unterhaltung der Kameraden nahm er gar keinen Anteil, und nur wenn Kosicki mit seiner weichen Baritonstimme ein Ständchen sang, lauschte er den Tönen und bat zuweilen um eine Wiederholung. In der Nacht, wenn er glaubte, wir alle schliefen, beobachtete ich oft, wie er seinen Kopf in die Decke hüllte und bitter weinte.

Mir wurden diese Tage zur Qual und ich meinte, es müsse irgend etwas Ungeheuerliches geschehen, damit dieser Zustand ein Ende nähme.

Es trat in der That bald ein Ereignis ein, das uns dieser Hölle entriß. Es waren in jenen Tagen viele Offiziere mit hochadeligen Namen zu der in der Auflösung begriffenen Legion gestoßen, welche vordem der österreichischen Armee angehört hatten. Diese Herren zeigten sich als sehr anspruchsvolle Leute, denn jeder von ihnen verlangte für sich einen hohen Grad. Auch unser Bataillon war mit einem Oberlieutenant beglückt worden, welcher vorgab, Hauptmann in der österreichischen Armee gewesen zu sein. Der Mann war Baron und trug einen jener unaussprechlichen slavischen Namen. Mit diesem Baron war ein baumlanger Kroat der Legion zugelaufen, den der neue Oberlieutenant zum Korporal beförderte und der sich rühmte, jahrelang als Profoß funktioniert zu haben. Da beide Neulinge Kroaten waren, so nannten wir den Baron den kurzen, den Korporal aber den langen Kroaten. Der letztere kannte kein größeres Vergnügen als jenes, den Freiwilligen an Strohsäcken zu demonstrieren, wie ein österreichischer Profoß den Stock schwinge und mit jedem Schlag „halt das rechte Fleckerl" treffe. Daß ihm die Ausübung dieser Kunstfertigkeit an lebenden Objekten versagt blieb, das nagte am Herzen des langen Kroaten. Der kurze Kroat schien in seiner Eigenschaft als Oberlieutenant die Prügelstrafe gleichfalls als Erziehungsmittel schmerzlich zu vermissen, denn wenn er in Zorn geriet, murmelte er grimmig die Zahl fünfundzwanzig, ohne sich jedoch auf eine nähere Bestimmung dieser Zahlengröße einzulassen.

Fritz merkte wenig von der Existenz dieses würdigen Kroatenpaares, trotzdem dasselbe in der Compagnie zu den bestgehaßten aller Vorgesetzten gehörte. Major Rheinfeld mußte dem Oberlieutenant geheime Instruktionen betreffs meines Freundes gegeben haben, denn derselbe wagte sich nicht direkt an Fritz heran; er umkreiste aber zuweilen dessen Lager und schimpfte dann in irgend einer Ecke über lotterige Wirtschaft, faules Pack und böswillige Simulanten, die er noch zwiebeln werde. Diese Pfeile schwirrten an meinem Freunde vorüber, der nicht einmal ahnte, der Schütze ziele nach ihm. Aber dem Grollen des Donners folgte bald die Katastrophe.

Wenn ich jetzt erzähle, welch ein nüchternes prosaisches Ding dieselbe herbeiführte, muß ich fürchten, mein Freund werde bei romantisch angelegten Naturen viel von seinem Ansehen verlieren. Ach, daß ich doch die Schicksale eines König Enzio zu berichten hätte, dessen Flucht aus dem Kerker eine blonde Locke vereitelte! Welch ein zartes, duftiges, poetisches Ding ist eine Locke, verglichen mit jenem Stein des Anstoßes! Aber mein Held ist kein Ritter des Mittelalters, der von Dichters Gnaden wenig mehr zu seiner Ausstattung bedarf als ein Roß, ein Schwert, eine

Burg, eine Harfe und lange Locken. Mein Held stand im wogenden Strom des modernen Lebens auf einem sehr schmalen Brett, und ganz profane Dinge rissen ihn in die Tiefe. Zwar könnte ich der Hand des Verhängnisses sehr leicht gestatten, den Freund bei der Stirnlocke zu fassen, denn er besaß einen ganzen Schwall — aber, da ich die Feder ansetze, winkt mir warnend eine ernste Dame mit dem Finger: die Wahrheit! Nein, ich werde dich nicht verleugnen! Und gerade heraus, die Katastrophe wurde herbeigeführt durch ein Paar — Stiefel.

Dieser Teil unserer militärischen Ausrüstung wurde in bestimmten Zeiträumen an die Legionäre verteilt. Wer nun gute, haltbare Stiefel besaß, verkaufte die empfangenen. Derartige Transaktionen hatten wir unter Garibaldi stets ausgeführt, ohne daß irgend ein Offizier daran Anstoß genommen hätte. Wir hielten darum den Verkauf der jüngst empfangenen Kommißstiefel für unser unveräußerliches Soldatenrecht. Um Fritz zu zerstreuen, sagte ich ihm, er möge mit mir gemeinschaftlich den Gang thun, wir wollten nachher von dem Erlös in irgend einer Lokanda ein Glas Wein trinken. Nach längerem Zureden raffte sich Fritz auf, und mit den Stiefeln unter dem Arm verließen wir die Kaserne.

Vor dem Thor stand das Kroatenpaar. Als der Oberlieutenant Fritz Horn bemerkte, rief er ihm barsch zu: „Freiwilliger Horn, warum fehlt Er beim Exerzieren?"

Jener sah den kurzen Kroaten ruhig an und erwiderte: „Die Frage habe ich dem Major Rheinfeld schon beantwortet." Damit ging er weiter.

Wir hörten hinter uns einige Flüche, aber Fritz achtete nicht darauf. Fünf Minuten später hatten wir beim Trödler den Handel abgeschlossen und ernteten einige Lires. Als wir unsere Schritte der Burgruine im Norden zulenkten, sagte Fritz: „Ich halte das Leben in Nocera nicht länger aus; ich muß fort. Am liebsten zöge ich übers Meer nach den Vereinigten Staaten, um für die Erhaltung der Union zu kämpfen."

Ich hielt diesen Gedanken für einen sehr glücklichen und erklärte, daß es mir lieb wäre, wenn wir denselben gemeinschaftlich und bald ausführten. Wir beratschlagten die Mittel und Wege, um dies zu bewerkstelligen, und kamen zu dem Entschluß, gleich am folgenden Tage dem Major unseren Plan mitzuteilen und denselben um unsere schleunige Entlassung zu ersuchen. Ich wußte, daß Fritz zu Grunde gehe, wenn er nicht der Nähe von Santa Croce entrissen und durch neue Unternehmungen zerstreut werde.

Fritz kam durch den Ausblick auf Amerika etwas aus seiner düsteren Stimmung heraus. Er sprach lebhaft über den dort ausgebrochenen Bürgerkrieg, erhob sich an dem Gedanken, daß die Nordstaaten die Farbigen aus der Sklaverei erlösten, und meinte endlich, wir müßten noch am Abend alle Vorbereitungen zur Abreise treffen. Mich machte es glücklich, daß seine Seele sich wieder aus der tiefen Niedergeschlagenheit emporhob, und ich zweifelte kaum, daß der Major uns den Abschied bewillige, denn die Legion war allem Anscheine nach in der Auflösung begriffen.

Als wir Arm in Arm an einer Schenke vorbeischritten, in der wir zuweilen unser Abendbrot verzehrten, rief uns Kosicki von der Veranda aus ein Halt entgegen. Fritz ging scheu vorüber, mich aber erwischte der Graf beim Arm und zog mich lachend in einen Kreis lustiger Kameraden. — „Sauertöpfe seid ihr Tedeschi!" rief er scheltend. „Was plagt deinen Kastor, mein Pollux? Die Schwerenot scheint ihm am Halse zu sitzen! Was ist das? Habt ihr Liebeskummer? Nun dann kommt herein! Was ist dem Tedesco über die Leber gelaufen, daß er unseren Wein verschmäht? Braver Kerl, beneide ihn um sein Glück bei den Frauen ... der Tropf weiß es nicht zu würdigen. Ein Glas her! Trink, Freund, auf das neue Italien, auf Theresita, unsere schöne Hebe, auf die deutsche Poesie und den italienischen Salat! Evviva Garibaldi!"

Der tolle Bursche hatte schon einen kleinen Hieb, und der feurige Wein weckte seinen Humor. Ich stieß mit ihm an, leerte mein Glas und wollte mich entfernen, allein man hielt mich zurück, bis die Flasche geleert war, dann brachen die Zecher singend auf.

Ich eilte den lustigen Burschen voraus, die an jeder Ecke stehen blieben und sich allerlei Schnurren erzählten. Als ich durch die Thorfahrt schritt, an deren linker Seite sich die Wachtstube befand, hörte ich in seltsam dumpfem Tone meinen Namen rufen. Ich blickte in die Wachtstube hinein, woher der Ruf kam, und erschrak heftig. Bei dem vergitterten Fenster, das auf den Hof ging, saß Fritz auf der Pritsche, an Händen und Füßen gefesselt, mit bleichem, verzerrtem Gesicht. Ich wollte zu ihm hinein, aber der lange Kroat und drei Ungarn wehrten mir mit gefälltem Bajonett den Eingang. Ich sprang ans Fenster und fragte den Gefangenen, was geschehen sei.

Diese Frage beantwortete mir höhnisch der lange Kroat: „Hat Stiebel verrrkauft," schnarrte er, „is Spitzbub. Darum hat ihn Oberleitenant meiniges legen lassen in Eisen. Hat auch um sich geschlagen wie verruckt, kummt vorr Kriegsgeericht, nachherr wird sich Stolz schon legen."

Ich hörte diese Erklärung kaum zu Ende und sprang in atemloser Hast in den ersten Stock, wo Major Rheinfeld sein Zimmer hatte. Er war nicht zu Hause; sein Schreiber sagte mir, der Major habe am Morgen in Begleitung anderer Offiziere einen Ausflug nach Neapel gemacht. Der kroatische Oberlieutenant hatte also die gute Gelegenheit benutzt, um an dem verhaßten Tedesco sein Mütchen zu kühlen.

Ohne Zaudern lief ich in den Schlafsaal unserer Compagnie, wo ich etwa zwanzig Kameraden, zumeist Italiener, fand. Vor Erregung zitternd, erzählte ich jenen, was vorgegangen, und lud rasch mein Gewehr. Unter den Italienern genoß ein Mann, Namens Ghibellini, wegen seiner Unerschrockenheit, Ehrlichkeit und herkulischen Stärke großes Ansehen. Dieser sah mich mit seinen großen blauen Augen ganz verwundert an; als ich mit einer Verwünschung gegen die Kroaten endete, flammte sein Zorn auf, und sein Gewehr von der Wand reißend, rief er, daß das Zimmer dröhnte: „Nieder mit den Kroaten!" Dies war das Signal zur allgemeinen Bewaffnung. Als wir die Treppe hinabstürmten, begegnete uns Kosicki mit seinen Genossen.

„Holla, was giebt's? Wohinaus?" riefen jene uns entgegen.

In raschen Worten erklärte ich das Geschehene. Ein Schrei der Entrüstung kam von den Lippen der Zecher, sie alle hatten gethan, was wir gethan, sie alle fühlten, daß meines Freundes Sache die ihrige sei. So schlossen auch sie sich dem Zuge an, rasch war der Thorweg abgesperrt, und mit der schußfertigen Waffe in der Hand trat ein Trupp entschlossener Männer der Wache gegenüber. Diese erhob zur Abwehr die Bajonette.

„Die Gewehre nieder!" brüllten wir dem Korporal entgegen. Dieser verlor sofort die Besinnung und warf sein Gewehr zur Erde, die drei Gemeinen folgten seinem Beispiel. Wir brachen in die Stube ein und zwangen mit Kolbenstößen und Fußtritten den langen Kroaten, Fritz von den Fesseln zu befreien.

Der letztere erhob sich wie ein Nachtwandler, und als ich ihn stürmisch in die Arme schloß, murmelte er nur: „O, welche Schmach, welche unauslöschliche Schmach!" — Mechanisch reichte er seinen Befreiern die Hände und trat aus der Wachtstube. Die Kameraden unter dem Thorweg gaben sofort ihre Stellung auf, um ihm ihr Mitgefühl auszudrücken und allerlei Fragen an ihn zu stellen. Die stürmisch erregte Gruppe war gerade zur Straße gelangt, da vernahmen wir plötzlich das Kommando „Auseinandergehen!"

Mit einer gewaltigen Armbewegung teilte Fritz den Schwarm seiner Freunde, sprang vor und stand dem polternden Oberlieutenant gegenüber, der ihn hatte in Fesseln legen lassen. Ein zorniger Schrei kam aus seinem Munde, seine

Augen wurden groß und starr und seine Hände ballten sich.

Das rote Gesicht des Kroaten entfärbte sich beim Anblick des Gegners, der plötzlich vor ihm stand wie die entfesselte Rache selber. Wir anderen hielten bang den Atem an; wir fühlten, daß Fritz eine unüberlegte schwer zu sühnende That begehen werde, und doch hatte niemand die Geistesgegenwart, ihn zurückzuhalten.

„Kroatische Bestie, du hast mich beschimpft!“ Mit diesem Ausruf entriß Fritz dem Zunächststehenden sein Gewehr, und indem er es durch die Luft sausen ließ, setzte er hinzu: „Nimm das dafür!“

Von dem furchtbaren Schlag auf den Kopf getroffen, stürzte der Oberlieutenant lautlos zur Erde.

Dieser That folgte ein Tumult. Unsere Freunde umdrängten den Tedesco, wie um ihn zu schützen, die ungarische Wache brüllte „Mord!“ daß es durch die Kaserne schallte, Ghibellini, Kosicki und Heidur rissen Fritz fort und schrieen ihm ins Ohr: „Fliehe!“

Ich begriff sofort, daß nach dieser That des Freundes Leben verwirkt sei, wenn er sich nicht rette.

„Deckt uns den Rücken nur eine Minute!“ rief ich den Freunden zu, packte Fritz um die Hüfte und rief: „Lauf, sonst liegen wir morgen beide in Ketten!“

Jener sah mich eine Sekunde wie geistesabwesend an, dann streifte sein Blick die aus der Kaserne hervorströmenden Ungarn, und die Tragweite seiner That wurde ihm klar. „Vorwärts denn!“ murmelte er und erhob den Kopf. „Habt Dank, Kameraden!“

Im nächsten Moment rannten wir zu engen Quergassen, schlüpften durch eine Thorfahrt und befanden uns bald in den engverschlungenen Pfaden der Rosengärten vor dem Thore. Ohne Schwanken schlugen wir den Weg südwärts ein. Es war, als sei Santa Croce ein Magnet.

Etwa eine Wegstunde hatten wir im raschesten Laufe zurückgelegt, und die Nacht war mittlerweile angebrochen, da hielten wir auf einer Anhöhe, denn es war uns, als vernähmen wir den Hufschlag galoppierender Pferde. Wir horchten.

„Man hat Husaren zu unserer Verfolgung ausgesandt,“ versicherte ich nach einer Weile; „ein Glück für uns, daß es Nacht geworden. Auf der Landstraße kommen wir nicht weiter, wir müssen uns in die Berge schlagen.“

Ich hatte nach Süden ausgeblickt und Lichter bemerkt. Wir befanden uns kaum zehn Minuten von einem Dorfe, das wir auf dem Wege nach Santa Croce wiederholt durchschritten hatten. Die Häuser desselben lehnten sich an den Fuß des Tramonti, der an dieser Seite ganz mit wilden Lorbeerbäumen und Korkeichen bedeckt war. „Wir müssen diese bewaldeten Höhen zu gewinnen suchen,“ bemerkte ich nach kurzer Erörterung der geographischen Lage, und wir eilten, eine kurze Strecke noch der Landstraße folgend, dem Dorfe zu.

Immer näher kam das Trappeln der Pferde, immer rascher wurde unser Lauf, immer keuchender unser Atem. Endlich war das Dorf erreicht, und wir rannten durch die dunklen Gassen und Hecken dem waldigen Gebirge zu. Leider warfen sich uns mehrere kläffende Hunde entgegen, die wir nur durch Schläge mit dem Hirschfänger von uns abzuhalten vermochten. Als wir endlich den Waldsaum erreicht hatten, waren alle Hunde des Dorfes alarmiert, und ihr Gekläff und Geheul konnte Tote im Grabe erwecken. Die Patrouille wurde durch den Lärm aufgehalten, wir vernahmen Kommandoworte und sahen, daß die Husaren uns wieder auf der Spur waren.

Wir stiegen im Dunkel der Büsche den Berg hinan, der steiler und immer steiler wurde und sich zu bedeutender Höhe erhob, lauschten von Zeit zu Zeit und bemerkten nach einer Weile, daß die Patrouille unsere Verfolgung aufgab. Die Hufschläge entfernten sich vom Dorfe und verhallten endlich ganz in der Tiefe.

Da nun die Möglichkeit nicht ausgeschlossen blieb, daß den Reitern Infanteristen auf dem Fuße folgten, so kletter-

ten wir im Dunkel noch stundenlang die Höhe hinan und brachen endlich unter einer von dichten Lorbeerbüschen umhegten Eiche zusammen. Es mochte bald Mitternacht sein, als wir in einen unruhigen Schlaf sanken.

* * *

Der kühle Morgenwind und die blitzenden Sonnenstrahlen weckten uns. Ich war zuerst erwacht und sah mich um. Ich wußte kaum, wo ich mich befand. Über mir rauschte leise das Laub des Baumes, und mit dem Wehen des Windes wurden von fernher halbverwischte Töne zu uns heraufgetragen. Bald glaubte ich das Läuten der Morgenglocken, bald die langgezogenen Töne des Waldhorns zu vernehmen. Ich befand mich noch wie im Traum. — Aber da lag Fritz dicht neben mir und atmete schwer und unregelmäßig wie ein Fieberkranker. Sein schöner Kopf ruhte auf dem rechten Arm, sein Gesicht war bleich und von Zeit zu Zeit erschauerte sein Körper. Ich weckte ihn, und er riß weit die Augen auf.

„Wo sind wir?“ frug er mit matter Stimme und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er gespenstische Vorstellungen und Träume verscheuchen.

„Die Frage hab ich schon an mich selber gerichtet. Da wir in der Nacht vom Dorfe aus immer den Berg hinanstiegen, werden wir uns jedenfalls in beträchtlicher Höhe über Nocera befinden.“

Mein Freund ließ seufzend den Kopf auf die Brust sinken. „Ich hab also nicht geträumt; ich hab also wirklich den Kroaten getötet, und wir sind Deserteure!“

„Nun, Kerle vom Schlage dieses Oberlieutenants haben manchmal einen wunderbar dicken Schädel, vielleicht war er nur betäubt und ist mit einer Beule und einer kleinen Gehirnerschütterung davongekommen. Wir aber müssen all unser bißchen Kraft und Energie zusammennehmen, damit es uns gelingt, den Schauplatz zu verändern. Bedenke, mein Freund, daß du fortan in dem Lande, für dessen Befreiung du gekämpft, zu den Ausgestoßenen und Geächteten gehörst. Wir besitzen nichts zu unserer Erhaltung als wenige Lires, nichts zu unserer Verteidigung als diesen Hirschfänger, und selbst die Kleider, die wir auf dem Leibe tragen, müssen wir bald zu vertauschen suchen, denn die Uniform würde an uns zum Verräter werden. Jetzt laß uns Umschau halten“.

Fritz erhob sich, stieß aber einen Wehlaut aus.

„Was ist dir?“ fragte ich.

„Nichts Besonderes. Ich hab mir gestern beim Laufen über das Felsgeröll den Fuß etwas verstaucht und der schmerzt noch ein wenig. Vielleicht kann ich ihn in irgend einer Quelle kühlen.“

Wir traten langsam aus dem Wald hervor und erreichten einen Felsvorsprung, der uns die weiteste Umschau gestattete. Jetzt wußten wir genau, wo wir uns befanden. Etwa zweihundert Fuß über unseren Köpfen erblickten wir die Muratstraße, jenen kühn angelegten Fahrweg, den König Murat einst in die Felsen brechen ließ und der über die Höhen des Tramonti leitet. Tief unter uns breitete sich das Thal aus, in dessen nördlichem Kessel Nocera lag. Im Licht der Morgensonne schimmerten die Häuser aus den grünen Obstgärten und Rebengeländen hervor wie weiße Schmucksteine aus breiter Malachitfassung. Wieder trug der Morgenwind von Norden her schwirrende Töne zu uns herüber.

„Der Sonntag ist angebrochen,“ erklärte Fritz, „und die Militärkapelle bringt das übliche Morgenständchen. Die Akustik dieses Thales ist bewundernswert.“

Ein schmerzliches Lächeln glitt über das Gesicht des Freundes, und ich erriet seine Gefühle. Wie nah standen wir im Geiste den duftigen Rosenbüschen, welche unsere Kameraden durchwanderten, um den Klängen der Straußschen und Lannerschen Walzer zu lauschen! Wie unnahbar war uns jetzt der Ort geworden!

Und dort, südöstlich von unserem einsamen Standort, weit, weit in der Tiefe, leuchtete ein Turmknauf. „Santa Croce!“

rief Fritz mit zuckenden Lippen, und seine hellen Adleraugen umflorten sich. Wie im stillen Gebet faltete er die Hände. Auch mir wurde es recht weh ums Herz. Ich sah das stille, edle Antlitz der Schwester Maria vor mir, und ihre sanften Augen schienen zu fragen: Warum habt ihr uns das gethan?

So lange wir Italien kannten, war es uns nie heiterer, schöner und verheißungsvoller erschienen als an diesem Morgen, und gerade jetzt mußten wir uns sagen: Dies schöne Land hat keinen Raum mehr für euch! Ihr seid der schwersten Strafe seiner Militärgesetze verfallen, man hetzt euch wie zwei Raubtiere, und wenn man euch fängt, ist euer Los der Tod oder ewige Festungsstrafe.

Um von den trüben Reflexionen abzukommen, ließ Fritz seine Blicke über die kahlen Felswände gleiten, die nördlich vom Walde lagen. Am äußersten Rand dieser breiten schrägen Flächen, welche hier und dort von Klüften und Schrunden durchzogen, von Ginster und Dornbüschen bestanden waren, erhob sich eine verlassene halbzerfallene Eremitage, welche wiederholt von Deserteuren und Briganten aufgesucht und als Schlupfwinkel benutzt wurde. Ich erinnerte mich, daß zwei Triestiner, welche am Tage vor uns die Legion, ohne Abschied zu nehmen, verließen, mir gestanden hatten, sie würden sich zunächst nach der Eremitage wenden und von dort aus übers Gebirge nach Neapel wandern. Da ich Hunger verspürte und vorerst nicht die geringste Aussicht, ein Frühstück zu erlangen, vorhanden war, so schlug ich Fritz vor, ich wolle einmal die Eremitage sondieren; träfe ich die Triestiner dort, so könnten wir uns ja mit denselben vereinen. Ich erwartete, daß diese als vorsichtige Leute Proviant mitgenommen, den sie als gute Kameraden mit uns teilen würden. Fritz wollte mich begleiten, da er aber am Rande des Waldes eine Quelle entdeckte, so bat ich ihn, er möge im Schatten bleiben und seinen Fuß im Wasser kühlen, bis ich zurückkehre.

Ich merkte mir die alte breitästige Korkeiche, von der aus ich über die Felsen schritt, winkte dem Freunde mit der Hand und wandte mich dann rasch dem Ziele zu. Die einzige Waffe, welche ich bei mir trug, war der kurze Hirschfänger an meiner Seite. Die Eremitage lag etwa zweihundert Meter vom Waldsaum entfernt und hing wie ein zerrissenes Adlernest an der steil abfallenden Felswand. Zwei schmale Pfade leiteten zu ihr hin; ich wählte den höchstliegenden. In meiner Seele regte sich nicht die Ahnung einer Gefahr; erstens war ich jung und unvorsichtig, zweitens fand am Sonntag morgen in Nocera eine Parade statt, der man in fast allen europäischen Armeen jede andere Rücksicht opfert, und endlich war der Ort sehr weit entlegen und schwer erreichbar. Ich kletterte unbekümmert über die steilen Felsvorsprünge, bemerkte am Heidekraut die glänzenden Tauperlen, welche die Sonne langsam auftrocknete, lauschte dem Summen der Hummeln bei den großen Glockenblumen, riß einen Busch wilder Rosen von den Dornhecken und sog mit Lust die frische, würzige Morgenluft ein, die mein erhitztes Gesicht kühlend umfächelte. Als ich eine tiefe Schlucht kreuzte, hob plötzlich ein Kretin seinen unförmlichen Kopf hinter einem Wachholderbusch hervor. Der arme Zwerg sah mich so überrascht an wie ich ihn; er sammelte etwas Reisig.

„Sind Rotmützen in der Eremitage?“ fragte ich ihn.

Der Zwerg nickte und bekräftigte die Thatsache mit einem: „guor si“, was im Kauderwelsch der Bewohner jener Gegend si, signor heißen sollte.

Ich nahm dreist an, jene Rotmützen seien Schicksalsgefährten, denn wir alle trugen rote Mützen in der Legion. Mit verdoppelter Eile lief ich jetzt der Eremitage zu. Mein Weg lag etwas höher als die Ruine. Einen Augenblick hielt ich über derselben an, um Atem zu schöpfen, dann sprang ich dicht an der Mauer vorbei den Felssteig hinab und stand plötzlich mitten vor der weiten Eingangspforte.

Hätte sich an diesem weltentlegenen Ort, an diesem taufrischen Morgen plötz-

lich der Höllenrachen geöffnet, ich wäre wohl kaum mehr überrascht worden als durch die Erscheinung, die sich mir jetzt bot. Etwa fünfzehn Schritte vor mir, im Inneren der Eremitage, stand eine Rotte Soldaten mit dem schußfertigen Gewehr an der Backe. Vor derselben hielt der lange Kroat als der Befehlshaber der Mannschaft.

„Halt! errgieb dich, odder ich kummandier Feirr!“ schrie der Korporal mir zu, und seine schwarzen Augen funkelten vor Erregung wie die eines Raubtieres.

Allem Anscheine nach war ich rettungslos verloren. In solchen Augenblicken denkt der Mensch nicht logisch, sondern die Gedanken entspringen dem Gehirn wie ein Funkenschauer unter dem Hammerschlag. Die drohenden Gestalten, die blitzenden Gewehrläufe, die unheimlichen Augen des Kroaten, eine dem Einsturz nahe Wand, in deren Schatten die Rotte stand — das alles erschien meinem Auge fast wie ein Blendwerk, auch der dröhnende Zuruf berührte mein Ohr wie fernes Echo. Das Gehirn aber arbeitete fieberhaft und die Gedanken zuckten auf wie schwirrende Funken: Tod oder Ketten — alles wagen oder sich ergeben... Die Rotte ablenken — aber wie? Fliehen — in den Abgrund stürzen... Fritz warnen und ... Ja, den Freund warnen, ihn retten und dann sterben! Das war der Gedanke, der am höchsten stieg.

Eine Sekunde hatte mein Fuß gestockt, dann stieß ich einen wilden Schrei aus und deutete auf die ragende Wand über der Rotte. Impulsiv richteten sich die Blicke des Kroaten nach oben. Diese völlig magnetische Art der Ablenkung dauerte kaum eine Sekunde, aber in dieser machte ich einen Sprung und stand hinter der Mauer.

„Feuer!“ brüllte der Kroat, und die Schüsse krachten hinter mir, aber alle sausten vorüber.

Noch war der Donner nicht verhallt, da stand ich schon über der Eremitage und schrie: „Rette dich, Fritz, rette dich!“ In rasendem Laufe jagte ich dann über die Felspfade. Ich mochte wohl dreißig Sprünge gethan haben, da schlug mir plötzlich der Hirschfänger zwischen die Beine, ich strauchelte und stürzte mit einem Schrei die Felsen hinab.

Dieser Sturz rettete mich vor sicherem Tode, denn eben hatte die Rotte hinter mir wieder Feuer gegeben, und ich spürte, wie mir im Fallen die Kugeln über das Haar strichen und eine gar den Ärmel meiner Jacke schlitzte. Wäre ich aufrecht geblieben, so hätten mich mehrere Geschosse durchbohrt. So fiel ich über eine dreißig Fuß hohe, schräge Wand, blieb an einer Dornhecke hängen, riß mir die Hände blutig, sprang noch fünf Fuß tiefer und rannte über einen ganz schmalen Felsabsatz zu der Schlucht hin, in welcher mir kurz zuvor der Kretin begegnet war. Ohne einen Augenblick zu zögern, kletterte ich — die Ginstersträuche als Halt benutzend — zu dem Felsweg wieder hinauf. Ehe ich diesen hohen Punkt aber erreichte, krachte wieder eine Salve los, ich hörte einen seltsamen tierischen Laut und bemerkte mit einem Streifblick, wie der unglückliche Zwerg mit seinem Reisigbündel in die schauerliche Tiefe kollerte. Dieser hatte sich wahrscheinlich bei dem Lärm über die Schlucht hinausgewagt, um zu sehen, was hier vorgehe, meine Verfolger hielten ihn in der Rage für den Deserteur und so wurde der Unglückliche das Opfer der für mich bestimmten dritten Gewehrsalve.

Ich bemerkte auch, daß der Kroat mit seinen Leuten hinter mir her zu laufen begann, und so jagte ich weiter dem Walde zu. Wieder schoß man hinter mir, aber es waren einzelne und in aller Hast abgegebene Schüsse, die ich nicht zu fürchten hatte. Noch einmal ließ ich meinen Warnungsruf ertönen, vernahm aber gleichzeitig den Knall von einigen Schüssen, die im Walde fielen. Man schien eine große Treibjagd auf Deserteure veranstaltet zu haben. Mein Vertrauen auf die Parade war diesmal kläglich getäuscht worden.

Ohne Besinnen lief ich der Eiche zu. Noch einmal umsurrten mich die Kugeln

der Verfolger, dann erreichte ich schweißtriefend, mit zerschundenen Gliedern und ganz außer Atem den Lagerplatz.

Der Platz war leer, Fritz verschwunden.

Seltsamerweise überfiel mich ein jäher Schreck bei dieser Wahrnehmung. Es fiel mir gar nicht ein, daß ich den Freund alarmiert und zur Flucht aufgefordert hatte, ebensowenig dachte ich daran, daß ich ja mit aller Sicherheit auf meinen Tod gerechnet hatte, ich begriff nur, daß Fritz fort sei, und damit entstand für mich ein Loch in der Schöpfung, eine unausfüllbare Kluft zwischen Gegenwart und Zukunft. Blieb ich am Leben, so mußte ich auch wieder mit ihm vereint werden. Wo war er jetzt? Hatte man ihn im Walde überrascht und gefangen, dann wollte ich auch nicht länger frei sein. Aber Fritz war nicht der Mann, den man so leicht fing. Man hatte ihn verfolgt, und er war allem Anscheine nach entkommen. Ich marterte umsonst mein Gehirn mit der Frage: Wohin soll ich mich wenden, um ihn zu finden? Endlich vernahm ich dicht hinter mir das Geschrei meiner Verfolger und nun wandte ich mich rasch den Höhen zu. Ich stürmte wie ein gehetzter Hirsch den Berg hinan. Die Baumzweige zerrissen mir Gesicht und Hände, aber ich durchbrach das Dickicht in rasender Eile, ich flog über Waldblößen und Felsgeröll, bis meine Kniee zitterten, bis meine Lunge flatterte, bis ein Krampf meinen Hals zusammenzog und mich würgte, bis ich im Zustande vollkommenster Erschöpfung zusammenbrach.

Ich lag zwischen Büschen und war hilflos wie ein Sterbender, aber ich dachte nur an den Verlust des Freundes. Tief unter mir rollte der Hall einzelner Gewehrschüsse durch die Schluchten, die Jagd ging allem Anscheine nach bergab.

Nach einer Weile wurde es unter mir ganz still. Langsam erhob ich mich und bemerkte, wie das Laub der Büsche in der Tiefe sich bewegte. Die Verfolger rannten also wirklich dem Thale zu — ich war gerettet.

Aber ich freute mich dieser völlig wunderbaren Errettung nicht, denn ich hatte den Freund verloren. Mir that das Herz weh, und eine tiefe Trauer überkam mich, als ich so allein die kahlen Höhen des Tramonti überstieg, die ein Seeadler mit rauschenden Fittichen umschwebte. In der Einöde umherirrend, schrie ich in alle Schluchten und Halden hinein den Namen des Verlorenen. Ich wußte zuletzt nicht mehr, wo ich mich befand, noch welche Zeit es war. Die Welt war für mich ausgestorben, und ich sagte mir: Was hast du noch allein auf dieser gottverlassenen Erde zu schaffen? Endlich erstarb alle Hoffnung in mir, und ich kam zu dem tollen Entschluß, nach Nocera hinabzuwandern und mich den Militärgerichten zu stellen, denn ich nahm an, Fritz sei in die Hände seiner Verfolger gefallen.

Schon war ich in eine Waldlichtung hinuntergestiegen, die zum Thal hinabführte, da traf ich einige Holzfäller. Diese verwildert aussehenden Männer hielten mich an und fragten mich, ob ich desertiert sei. Ich gestand dies ruhig ein.

Die Holzfäller blinzelten darauf verschmitzt mit den Augen und erzählten mir, sie hätten am Morgen einem anderen Deserteur durchgeholfen.

„Wie sah er aus?“ rief ich, und meine Hoffnung belebte sich wieder.

„Wie ein Tedesco,“ lautete die Antwort.

Ich schrie auf vor Freude. „Dieser Deutsche war mein Freund, mein Gefährte!“ rief ich in freudigster Erregung. „Wie habt ihr ihm durchgeholfen? Wo ist er jetzt? Wo find ich ihn, sprecht!“

„Hier flog er an uns vorüber,“ erklärten die Neapolitaner und schwatzten unter lebhaftester Gestikulation fast alle gleichzeitig, „hier brach er durch die Büsche und verschwand in der Richtung von Salerno. Gleich darauf kamen viele Soldaten atemlos und keuchend hinter ihm her und fragten, wo der Deserteur sich hingewendet habe. Wir fühlten Mitleid mit dem povero Cristiano und deuteten ins Thal hinab. Darauf schwenkten alle links ab und rannten den Berg hinunter.“

Also Fritz war frei und ich durfte hoffen, ihn wiederzufinden. Mein Entschluß war bald gefaßt: ich wollte der Gefahr trotzen und in der Gegend verweilen, bis ich den Freund gefunden.

* * *

Die Holzfäller gewährten mir für die Nacht einen Unterschlupf in ihrer Borkenhütte, die in einer Waldschlucht versteckt lag. Am nächsten Tage vertauschten die gutherzigen Menschen meine blaue Hose gegen eine alte Leinwandhose, meine Jacke gegen ein zerrissenes Wams und meine Mütze gegen einen Basthut. Für den Hirschfänger erlangte ich einen Laib Schwarzbrot und ein Stück Ziegenkäse. So ausgerüstet, durchwanderte ich die Wälder und Höhen des Tramonti, stieg nach Salerno hinab, wagte mich des Nachts in die Nähe von Nocera, schlief in Höhlen und Ställen, ertrug alle Qualen des Hungers und war oft dem Verschmachten nahe, aber — ich fand Fritz nicht

Einmal hatte ich mich in die Kirche zu Santa Croce hineingewagt; es war zur Zeit der Abendmette, und ich lauschte in einem dunklen Winkel hinter dem Beichtstuhl dem Chorgesang der Nonnen. Ich vernahm wieder jene schöne weibliche Solostimme, die uns bei unserem ersten Betreten des geweihten Raumes mit so seltsamen Empfindungen erfüllt hatte; diesmal aber kam es mir vor, als ringe sich jeder Ton aus einer gequälten Menschenbrust auf, als werde das Lied zum heißen Flehen und zur bitteren Klage. Ich sah im Geiste Elena über den Chor hinschweben; sie wendete sich mit thränenüberströmtem Gesicht den Sternen zu und ihr Lied flehte zu Gott: Gieb mir mein verlorenes Eden wieder! Weder Elena noch Schwester Maria wurden sichtbar, trotzdem ich das Kloster bis um Mitternacht umkreiste. Ich befand mich im Zauberbann des klagenden Gesanges, und als sich in der Nacht tiefe Ruhe auf das alte düstere Kloster niedersenkte, war es mir, als sei dasselbe im Grunde ein ungeheures Mausoleum, das von Zeit zu Zeit seine Sandsteinkiefern öffne, um die Geister hervorzulassen, welche das übergroße Weh nicht schlafen lasse.

Nach Verlauf von zehn qualvollen Tagen, an denen ich mit sehnsuchtsheißen Lippen und dem scheuen Schritt des Verfolgten die Berge und Thäler durchschweift hatte, wandte ich mich Neapel zu. Mein Suchen war auch hier vergebens, und so trat ich zuletzt die Reise nach dem Norden an, in der festen Absicht, zu Fuß nach der Schweiz zu pilgern. Ich kam bis Gaeta, aber hier war es mir, als halte mich eine magische Gewalt zurück, als rufe des Freundes Stimme aus weiter Ferne meinen Namen. Wieder machte ich kehrt und lief in Eilmärschen nach Neapel zurück. Trotz meiner wunden Füße und tiefen Erschöpfung belebte sich hier auf den nächtlichen Wanderungen mein Mut. Die Natur im Süden redet auch des Nachts eine tröstliche Sprache. Wie schön waren diese traumhaften, vom silbernen Mondlicht umflossenen Gestade! Ich lauschte dem geheimnisvollen Rauschen der Meereswogen, die wie ein singendes Geisterheer aus dem fernen Dunkel hervortauchten, freute mich am Anblick der Villen, welche in den Buchten so friedlich im Laubwerk der Orangenbäume, der Aloeblätter und der feinblätterigen Oliven lagen, als schlummerten sie unter der Hut gigantischer Meerpinien. Im stillen Frieden dieser Nacht sagte ich mir: Deine Sehnsucht, deine Schmerzen schwinden hin vor dem Gedanken an die Unendlichkeit des Weltalls, bei dem Gedanken an den unaufhörlichen und reizvollen Wechsel in der Natur. Magst du allein und verlassen diese fremde Welt durchwandern, sie ist so schön, so verheißungsvoll, daß es kindisch wäre, achtlos an ihr vorbeizuhuschen und an der Zukunft zu verzweifeln. Deine Jugendkraft übersteht diese Mühsale, harre aus! Einst eroberst auch du dir eine schöne Heimat, und dann gehören diese Tage des Elends und der Verfolgung zu deinen liebsten Erinnerungen.

In Neapel war mir eine kurze Rast

vergönnt, dann stieg ich noch einmal zum Gipfel des Tramonti auf. Dies sollte der letzte Versuch zur Entdeckung des Freundes sein — er war vergeblich. In einer wunderbaren sternenklaren Nacht, umfächelt vom Winde, der fast unablässig über diese Höhen fährt, stand ich auf dem felsigen Grat und schaute zu dem dunklen Koloß, dem Vesuv, hinüber. In majestätischer Ruhe thronte derselbe über den Uferstädten und dem unbewegten Meere. Noch einmal schrie ich den Namen meines Freundes in die Nacht hinaus, und es war mir fast, als ertöne irgend aus dem Dunkel eine Antwort ... oder war es der Schrei eines Nachtvogels? In mir regte sich eine seltsame Empfindung ... etwas wie eine Ahnung, daß der Gesuchte mir nahe sei, daß er im Schatten der ragenden Felsen an mir vorüberschreite. Wieder war mir das Herz voller Sehnsucht und Wehmut, und ich streckte schreiend die Hände zu den Sternen auf, als sollten sie meinen Pfad erhellen.

Vergebliches Sehnen, vergebliches Hoffen! Die Nacht blieb dunkel, die Ausgestoßenen erreichten sich nicht. Einsam und allein wanderte jeder die Felspfade wieder hinab: dieser nach dem Meerufer, jener nach der Terra di lavoro.

Eine Stunde etwa war ich in der Richtung zum Vesuv bergab gelaufen und stand eben auf einem Berggrat, der sich nach Norden senkte, da war es mir, als grolle der Donner und es schwanke die Erde. Ich taumelte, und da rechts unter mir ein tiefer Abgrund gähnte, hielt ich mich an einen Wachholderstrauch. Das war gut, denn gleich darauf schien es, als schüttele sich die Erde wie ein Gaul, der die Fliegen verscheuchen will. Ich wurde derart hin- und hergeworfen, als stünde ich auf einem schwankenden Kahn.

Das war ein Erdbeben!

Auf der Spitze des Vesuv zeigten sich jetzt schwere, von einem blutroten Feuerschein übergossene Wolken. Ein dumpfes Poltern im Inneren der Erde, ein Tosen in der Luft verlieh mit einemmal der Nacht etwas Grausiges. Man konnte glauben, es entschwebten kämpfende Dämonen den tiefen Schlünden des Vulkans und setzten ihr Ringen in den Lüften fort. Ich hielt in dumpfer Beklommenheit den Atem an. Endlich hörte das Schwanken und Poltern auf, der unheimliche Feuerschein verblaßte und ich lief, so rasch mich meine Füße trugen, vom Berg herab und strebte der Küste zu.

Als ich nach stundenlanger Wanderung in die Nähe von Pompeji kam, bemerkte ich nördlich einen zweiten Feuerschein. Das Meer leuchtete beim Morgengrauen in unheimlicher Glut. Ich beflügelte meine Schritte. Aus der Gegend von Torre del Greco tönte ein Glockengeläute, das wie ein fortgesetztes Hilferufen klang.

Einige Bauern verließen ihre Häuser und eilten nordwärts. Ich fragte sie, was wohl da droben vorgehe?

„Durch das Erdbeben wird wohl Feuer ausgebrochen sein," gaben die Leute hastig zur Antwort und eilten weiter. Ihre Angabe bestätigte sich. In Torre del Greco standen einige Häuser in Flammen. Dieses Erdbeben und der daraus entstandene Brand waren die Vorboten jener greulichen Verheerungen, welche durch die Eruptionen im Dezember 1861 angerichtet wurden. Bekanntlich fiel damals fast die ganze Stadt dem speienden Vesuv zum Opfer.

Als ich auf der Brandstätte anlangte, war bereits das Feuer auf seinen Herd beschränkt; einige tapfere Männer aber hatten sich in ein brennendes Gebäude hineingewagt, um den Geldschrank eines kläglich jammernden Mannes zu retten. Bei diesem Rettungsversuch aber brach die Decke des Hauses ein und vier Männer wurden niedergeschlagen. Es galt nun, diese aus dem Qualm und Schutt hervorzuziehen. Ich beteiligte mich bei dem Unternehmen, und als ich mit dem letzten der vier Bewußtlosen auf dem Arm glücklich den Ausgang gewonnen und ihn seinen Angehörigen überliefert hatte, erfaßte jemand meine Hand und zog mich zur Seite. Ich blickte auf und schaute in das Gesicht — der Schwester Maria.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen," sagte sie im Tone großer Erregung, „erwarten Sie mich dort." — Sie deutete auf den Eingang einer Kirche, in deren dunklen Bogengang ich eintrat. Von dort aus bemerkte ich, wie die blasse Frau rasch und energisch Anstalten zur Wiederbelebung der Ohnmächtigen traf, wie sie die Wunden der Verunglückten mit Wasser kühlte und dann die Überführung nach dem großen Hospital in Neapel anordnete. Zuweilen irrten ihre Blicke von den Verwundeten zu mir herüber, und ich erkannte aus den tiefliegenden Augen, aus dem bitteren Zug, der ihren Mund umspielte, daß sie schwer gelitten.

Endlich verlief sich die Volksmenge etwas, und Schwester Maria stahl sich von der Brandstätte fort. Hinter einem Pfeiler, in der Tiefe der Arkaden standen wir uns endlich wieder Aug in Aug einander gegenüber.

Mir zog sich das Herz wie im Krampf zusammen, und es dauerte eine Weile, ehe ich zu sprechen vermochte: „Wir haben der armen Elena ... auch Ihnen, meine liebe Freundin, eine tiefe Wunde geschlagen," stotterte ich, „aber auch auf Fritz und mich ist der Schlag mit zermalmender Wucht niedergefallen. Wir konnten nicht anders!"

„Ich weiß es," antwortete sie und reichte mir mit einem gütigen, aber ach! so schmerzlichen Lächeln die Hand, daß ich vor ihr niederknieen und unter Thränen ihre Vergebung hätte erflehen mögen. — „Nicht Sie haben meinen Bruder und Elenas Vater vernichtet, sondern eine höhere Macht. Uns beiden Frauen ist in unserem tiefen Leid diese Erkenntnis langsam gekommen, aber sie kam doch. Christus hat uns erleuchtet, als wir weinend und betend vor seinem Kreuze lagen. Der Groll ist aus Elenas Herzen geschwunden, sie bemitleidet den Mann, den sie liebte, aber um keinen Preis der Welt möchte sie ihn wiedersehen. Sie begreifen — eine tiefe Kluft hat sich zwischen beiden aufgethan: das Grab des Vaters. Ich erfuhr, daß Sie beide entflohen seien, ich weiß auch, daß man Sie verfolgt. Einmal sah ich Sie sogar in der Nacht am Kloster vorüberschreiten, und ich entsetzte mich bei dem Gedanken an die Gefahren, an das Elend, dem Sie preisgegeben sind. Mein junger Freund, Sie müssen dies Land verlassen, bald — heute noch." Die Oberin griff mit einer nervösen Bewegung in die Tasche, holte daraus ein Notizbuch hervor, beschrieb rasch mit dem Stift einen Cheque und fuhr fort: „Diesen Betrag erheben Sie in Neapel bei dem Notar Silva Torres, dessen Adresse Sie hier angegeben finden; damit erreichen Sie den Norden, vielleicht auch Ihre Heimat. Ach, daß ich auch Ihrem Freunde helfen könnte!"

Ich trat zurück und lehnte das großmütige Anerbieten energisch ab. „Jetzt, da ich weiß, daß Sie und Elena uns verziehen haben, da ich ferner annehmen muß, daß mein Freund nicht mehr in Italien weilt, soll es mir nicht allzuschwer fallen, den Norden zu erreichen."

„Nein," entgegnete die Schwester mit eindringlicher Stimme und Gebärde, „Sie werden zu Grunde gehen. Im Umkreis von Neapel hängt das Unheil dicht über Ihrem Kopf. Wie durch ein Wunder sind Sie bisher den Sbirren entgangen, die auf Sie fahnden; die Not wird Sie in neue Ungelegenheiten verstricken und Sie fallen unrettbar in die Hände Ihrer Verfolger. Nehmen Sie diese Hilfe an, ich flehe darum. Soeben wagten Sie Ihr Leben, um einen Fischer den Flammen zu entreißen, was können wir weniger thun, als daß wir Ihnen die kargen Mittel gewähren, das eigene Leben in Sicherheit zu bringen?"

Ich war tief bewegt von so viel Güte und küßte dankbar ihre Hand, aber ich schob die dargereichte Anweisung zurück. Mit der Schilderung der Gefahren war mein Trotz erwacht. Ich wollte vor der Frau, die ich so hoch verehrte, keine Schwäche zeigen.

„Leben Sie wohl, Schwester Maria," flüsterte ich. „In der nächsten Minute werden Sie meinen Blicken für immer ent-

schwinden ... aber Ihr Bild soll in meiner Seele nie verlöschen. — Ach, daß so viel Herzensgüte, Geistesklarheit und Edelsinn in den Mauern eines Klosters —"

„Still, still, mein Freund," antwortete sie, „ich stehe an einem neuen Wendepunkt meines Lebens. Seit acht Tagen wirke ich mit meinen schwachen Kräften im Hospital. Fortan diene ich denen, die arm, krank und elend sind."

Ihre sanften braunen Augen erhoben sich, und ich bemerkte, wie die Überraschung ihre Züge veränderte. Auch ich schaute in die Höhe, und meine Blicke fielen auf das Bild des Gekreuzigten. Der Schatten von Golgatha war auf diese heimliche Unterredung gefallen. Einen Augenblick schwiegen wir beide, dann schaute sie mich an und reichte mir die Hand zum Abschied. Sie bemerkte mein kummervolles Gesicht, und nun glitt der Schimmer eines Lächelns über ihre edlen Züge. „Die Dornenkrone, um der Menschheit willen getragen, schmerzt nicht."

Mit diesen Worten entschwand sie im Bogengang wie ein Schatten.

Am Abend dieses unvergeßlichen Tages begegnete ich in der großen Chiaja zu Neapel einem braunen Seemann, der mir mit freudigem Gruß die Hand entgegenstreckte. Ich erkannte zu meiner Überraschung den Genuesen Ciampoli, dem ich in der Schlacht am Volturno einen wesentlichen Dienst geleistet hatte.

„Was treiben Sie jetzt, Ciampoli?" fragte ich.

„Ich dirigiere einen Dampfer, der zwischen hier und Genua läuft. Wollen Sie mit nach dem Norden?"

Ob ich wollte! Ich bot dem Kameraden Gelegenheit, mir den Dienst am Volturno zu vergelten.

Am nächsten Morgen verließen wir den Hafen in aller Frühe. Als der rauschende Kiel das blaue Meer durchfurchte, stand ich auf dem Hinterkastell und umfaßte noch einmal mit den Blicken das herrliche Kampanien. Leichte Duftschleier umwoben die Rebenhügel des Pausilippo, die Mauern von Sant Elmo, das Häusermeer von Neapel und Sorrent, die Inseln im Westen, deren weiße, aus der blauen Flut hervortauchende Felsen von zarter Rosenglut überhaucht waren, den majestätischen Bergkegel des Vesuv, dessen Krater im Frühlicht sich in eine Strahlenkrone verwandelte. Die zarten Nebelschleier wurden vom Morgenwind bald hierhin, bald dorthin geweht und wirkten so wie eine Drapierung, welche immer neue Reize dieser herrlichen Uferscenerie enthüllte. So glich das glückliche Kampanien einem schlummernden Mädchen, dessen Jugendschöne der Morgenwind in neckischem Spiel bald entblößte, bald verhüllte. Langsam entschwebte mir das schöne Land, denn unaufhaltsam brauste der Dampfer dem Norden zu; bald war es zerflossen wie ein Traumgebild.

* * *

Vierzehn lange Jahre gingen dahin. Die Flut neuer Ereignisse drängte mich vorwärts, und ich kam nur selten dazu, den Blick zurückzuwenden. Geschah dies doch in einsamen Stunden, so erschien mir Santa Croce wie ein weltentlegenes Eiland im rauschenden Meere. Die Ereignisse in der Legion nahmen zuletzt gar in der Erinnerung einen traumhaften Charakter an — sie verdämmerten am fernen Horizont. Die Spur meines Freundes hatte ich nicht wieder aufgefunden, obgleich ich in Deutschland und der Schweiz, in Frankreich und England, in den Niederlanden und den Vereinigten Staaten nach ihm suchte. Allmählich gab ich die Hoffnung ganz auf, ihm je wieder im Leben zu begegnen. Im Oktober 1875 führten mich Geschäfte nach Venedig und Mailand. Es war just in denselben Tagen, als der Kaiser des geeinten Deutschlands dem König des wiedervereinigten Italiens einen Besuch abstattete. Ich verließ Venedig, die welkende und doch noch so wunderbar schöne Rose der Adria, an einem trüben, feuchtkalten Morgen. Die Nebel lösten sich in einen feinen Regen auf, welcher den Palästen am großen Kanal ein düsteres ver-

waschenes Aussehen gab. Als mich die Gondel am Palast der Foscari vorbeitrug, bemerkte ich eine Barke, in welcher ein totbleicher Mann zu schlummern schien. Das sargähnliche Fahrzeug mit dem schwarzen langbefranzten Verdeck bildete eine so düstere Umrahmung für den bleichen, auf der Ruderbank liegenden Kopf und die lange Gestalt, daß mir die Erscheinung einen Schauder einflößte. Ich glaubte einen Toten im schwimmenden Sarge zu sehen. Vor dem Quai erhob sich der Fremde langsam aus dem schwarzen Fahrzeug, und ich bemerkte, daß er langsam und schwankend dem Bahnhofsgebäude zuschritt.

Auf der Fahrt nach Verona vergaß ich die fragwürdige Erscheinung bald, denn als die Nebel zerronnen waren, lachte die Sonne vom blauen Himmel herab und überglänzte die lombardische Ebene, welche sich an diesem Herbsttage in einer unbeschreiblichen Farbenpracht zeigte. Tausende von Ulmen streckten ihre grünen Wipfel zum Himmel empor und rauschten leise im Morgenwind. Von Stamm zu Stamm rankten sich Reben und bildeten lebende Festons, denn schwere blaue Traubenbündel, die aus dem Blätterwerk in üppigster Fülle hervorquollen, zogen die Ranken tief herab, so daß diese von Baum zu Baum anmutige Bogen bildeten. Dort erhoben sich sanftgerundete Hügel, mit Maulbeerbäumen oder Oliven bestanden, dann wieder durchschnitten breite Kanäle und Bäche das gartenartige Land, und an den Ufern tummelten sich Kinder und Winzerinnen umher, deren Haare im Winde flatterten, deren Hemden sich blähten wie Segel über einem grünen Bergsee. Überall vernahm man das Singen und Lachen der Landbewohner. Im Norden erhoben sich die Bergriesen über das fruchtbare Flachland. Terrassenförmig steigen dort die Alpen an. Da klettern die Reben am Fuß dieser Berge empor, reizende Villen, weißschimmernde Bauernhäuser lugen kokett aus ihrem Grün hervor. Dann kommen Kastanienwälder, über diesen Buchen und Birken in der leuchtenden Orangefarbe des Herbstes, dazwischen tiefgrüne Tannen, und diese üppige Vegetation reckt sich auf bis zu den Bergkegeln, welche die kompakten Höhenzüge riesenhaft überragen und deren Schneefirnen und Gletscher in blendender Helle sich von dem zarten Blau des Sonnenhimmels abheben. Welch ein unvergleichliches Panorama überfliegt hier das Auge des Reisenden, während die Lokomotive die fruchtreiche Ebene durchjagt! Kein Wunder, daß die lachende Schönheit dieses gesegneten Landes mich heiter stimmte.

Als die Reisegesellschaft auf dem Bahnhof zu Verona debarquierte und zu dem mit Trauben, belegten Butterbröten, Pfirsichen und strohumflochtenen Weinflaschen besetzten Büffett hindrängte, fiel mein Blick wieder auf den bleichen Reisenden, der mir in Venedig aufgefallen war. Er ließ sich hustend auf einen Stuhl nieder, und während die übrigen Passagiere mit eisenbahnmäßiger Hast ein kompaktes Frühstück verzehrten, lehnte er den Kopf rückwärts gegen die Wand und schaute mit einem schwermütigen Ausdruck im Gesicht über die lärmende Gesellschaft. Als ich eine Traube zerpflückte, mußte ich den Fremden immer anschauen. Sein bleiches Gesicht zeigte edle Linien, ein dünner krauser Bart umschattete dasselbe. Die Gestalt war breit, aber gebeugt, und der Körper schien ausgemergelt und krank zu sein. Wahrscheinlich ein Schwindsüchtiger, sagte ich mir, der an der Riviera Heilung sucht. Zu meiner Überraschung stieg aber jener Schwindsüchtige — als der Zug nach Mailand ausgerufen wurde — mit mir in denselben Wagen, setzte sich tief in die Ecke und schien während der ganzen Fahrt durch das sonnige Land zu schlafen.

Auf dem Bahnhof zu Mailand herrschte ein vollkommener Tumult. Tausende von Menschen, welche die zu Ehren des deutschen Kaisers veranstalteten Feste hergelockt hatten, entstiegen den einlaufenden Extrazügen. Das war ein Drängen, Kreischen und Stoßen, daß man im Gewühl den Atem und die Besinnung ver-

lor. Ich wurde an der Seite des rätselhaften Fremden mitten in den ärgsten Strudel gedrängt. Jener trug einen Reisekoffer von mäßigem Umfang in der Hand, der ihm im Gedränge aus der Hand gerissen wurde. Ich bemerkte diesen Unfall, und da ich gleich darauf sah, daß derselbe bei dem Andrang nicht mehr zurückkonnte, riß ich den Handkoffer an mich und gab dem Besitzer ein Zeichen, daß sein Eigentum in Sicherheit sei und daß er ruhig zum Außenperron schreiten möge. Wir langten beide gleichzeitig bei den Droschken an. Ich rief einen Kutscher herbei, stellte dem Fremden sein Eigentum zurück und fragte denselben, ob er gemeinschaftlich mit mir die Droschke benutzen wolle.

Der Unbekannte dankte mir mit einer Stimme, deren Ton mir unvergeßlich war.

Einen Augenblick starrte ich den Sprecher an, etwa wie ein Wanderer, der nach langer Irrfahrt durch ein umnachtetes Thal plötzlich die Stadt vor sich sieht, von der er am Morgen ausging. Wo hatte ich meine Augen, daß ich ihn nicht wiedererkannte, trotz aller Verheerungen, welche die Zeit an seinem kraftstrotzenden Körper angerichtet!? Schon schwebte der Ruf Tedesco auf meinen Lippen, aber ich drängte das Wort zurück, und als er mir sagte, daß er mein Anerbieten annehme und daß er in einem beim Domplatz gelegenen Gasthof absteigen wolle, half ich ihm in den Wagen. Das Fuhrwerk rollte der Stadt zu, und ich suchte der Bewegung Herr zu werden, die mir Fassung und Sprache raubte. Nach einer Weile legte ich meine Hände auf seine Kniee, schaute ihm tief in die Augen und sagte in deutscher Sprache: „Erkennst du deinen Jugendfreund nicht wieder, Fritz Horn?“

Ein seltsames Erschrecken malte sich in dem Gesicht des Freundes. Einen Augenblick starrte er mich prüfend an, dann plötzlich erstrahlten die blauen Augen im alten Glanze. Ja, er war es; solche Augen, aus denen ein überirdisches Feuer hervorzubrechen schien, hatte nur Fritz Horn.

„Wer bist du?“ sagte er leise, mit schwerer Zunge und bebenden Lippen. „Sollte es möglich sein, daß ich hier ... in dem Land, wo ich den besten Freund verlor ... o, das wäre ein unverhofftes — ein großes Glück.“

Ich nannte meinen Namen und den Elenas, und aus der Brust des wiedergefundenen Freundes rang sich ein Ton, der halb wie Stöhnen, halb wie Schluchzen klang. Sein Kopf sank gegen meine Schulter, und als ich ihn umfaßte, rollte ein heißer Tropfen auf meine Hand.

Mich hatte das Wiedersehen tief erschüttert, ich war keines Wortes fähig, aber ich hielt ihn umschlungen, bis wir vor dem Hotel anlangten.

Wir mußten, da fast alle Zimmer besetzt waren, drei Treppen erklettern, was meinem Freunde sehr sauer wurde, erhielten aber auch dafür zwei sehr trauliche Balkonzimmer, welche einen Ausblick auf den Dom gewährten. Fritz sank wie gebrochen in den Armstuhl.

„Du findest den Tedesco vom Jahre sechzig nicht mehr wieder,“ bemerkte er mit einem wehmütigen Lächeln, „meine Lebenskraft ist gebrochen.“

Ich versuchte es, seine düstere Stimmung wegzuscherzen, und bestellte ein gutes Souper. Nachdem wir uns durch ein Bad erfrischt hatten, mundete uns das Essen vortrefflich, und die mit feurigem Rotwein gefüllten Gläser klangen aneinander. Wir gedachten der Frauen von Santa Croce, welche jetzt vor unserer Seele standen wie zwei lichtumflossene Traumgestalten. Zu meiner Überraschung erfuhr ich jetzt, daß Fritz ebensolange in den Bergen und Thälern bei Nocera und Neapel umhergeirrt war wie ich selber, aber er suchte mich nicht mehr, denn er hielt mich derzeit für tot.

An jenem Morgen nämlich, da ich in der Einsiedelei plötzlich vor dem langen Kroaten und seiner Patrouille gestanden und dann geflohen war, vernahm Fritz mein Schreien und das Pelotonfeuer. Er sprang aus dem Walde hervor und wollte mir zu Hilfe eilen, sah aber plötzlich, wie

ich anscheinend im Feuer zusammenbrach und thatsächlich vom Felsen herabstürzte. In der Meinung, daß ich erschossen sei, wandte er sich dem Walde wieder zu, wo plötzlich verdächtige Rufe und dann Schüsse vernehmbar wurden. Er sah, daß eine zweite Patrouille von der Muratstraße herabkam. Der Gedanke an Gefangenschaft und Ketten trieb ihn in die Flucht, und er jagte mit Windeseile durch die Lorbeerwildnis, entrann seinen Verfolgern und hielt sich in Salerno drei Tage verborgen. Später suchte er in den Bergen meine Leiche, fand aber nur die jenes Kretins. Nun wurde er zweifelhaft, ob ich überhaupt gefallen sei, da er mich aber deutlich hatte laufen und fallen sehen, so nahm er endlich an, es seien an jenem Tage zwei Menschen erschossen worden und man habe in den Bergen meinen Körper gefunden, nicht aber den des Zwerges, der in einem Felsspalt wie in einem offenen Grabe ruhte. Nach langem Umherirren gelang es Fritz, freie Fahrt nach Genua zu erhalten, und zwar durch einen Kriegskameraden aus der Brigade Medici, den er in Neapel traf. Von Genua war er nach Marseille, von dort nach Paris, von Paris nach London gelangt, war später nach Amerika gefahren und hatte in den Reihen der Unionsarmee gegen die Secessionisten gekämpft. Im Jahre sechsundsechzig kehrte er — gerade in der Zeit, da der Krieg mit Österreich losbrach — in seine Heimat zurück. Sofort trat er in die Reihen der preußischen Landwehr ein. Auf den amerikanischen Schlachtfeldern hatte er vergeblich den Tod gesucht, in der Schlacht bei Königgrätz aber traf ihn eine Kugel in die Brust; diese tötete ihn nicht, aber sie verletzte seine Lunge. „Seit der Zeit," so sagte er mit trübem Lächeln, „komme ich stückweise um mich. Ach, wie oft wünschte ich mir den Tod beim Sturm auf eine Batterie! und nun muß ich langsam hinsiechen ... mein eisenfester Körper ringt mit dem Tode ... seit vielen, vielen Jahren. Ja, Freund, das Schicksal Leopardis trifft zumeist Menschen mit reicher Phantasie und warmem Herzen. Weißt du noch, wie du uns mit der Hoffnung und Verzweiflung dieses Dichters bekannt machtest? Ich habe die Stunde nie vergessen. — Ja, Leopardi! Unsere Jugendideale verblassen ... entschweben uns und wir versinken rettungslos im dunklen Strom —"

Er schaute in den rubinroten Wein und brach mit schwankender Stimme ab.

„Wo bist du zuletzt gewesen?" fragte ich.

„Seit drei Jahren malte ich in London Dekorationen und machte einige Ersparnisse. Der Arzt riet mir, den Winter in Neapel zu verbringen. Bei der Nennung dieser Stadt tauchten die alten traurigsüßen Erinnerungen wieder auf, und ich dachte, wenn ich doch sterben müsse, so möge es da unten geschehen, wo ich so holde Träume von Ruhm und Liebe gehabt. Neapel sehen und sterben — mag's so sein."

„Warum hast du nicht in der Kunst Vergessenheit gesucht," bemerkte ich im Tone leisen Vorwurfs, denn der Gedanke, daß ein so herrlich veranlagter Mensch an einem bloßen Zufall gescheitert war, erfüllte mich mit Wehmut.

Die Lippen des Freundes zuckten schmerzlich und seine Augen starrten ins Leere. „Ich hab's versucht," antwortete er, „aber es ging nicht; ich fand die Ruhe nicht dazu. In mir kocht das Blut zu heiß beim Erwachen der Erinnerung. Ich mußte allzuoft die Flucht ergreifen vor den sinnverwirrenden Gedanken, im stillen Atelier wäre ich in Tobsucht verfallen. So ist der Evakopf das Beste geblieben, was mein Pinsel hervorgebracht. Der Genius der Kunst steigt nur aus einem sonnigen Himmel zu uns hernieder."

„Und Elena?"

„Elena! Wer weiß, was aus ihr geworden! Vielleicht vergrub sie damals ihr tiefverwundetes Herz in dem einsamen Santa Croce, vielleicht — aber das wäre ein wunderbarer Zufall — geht sie noch einmal an mir vorüber — flüchtig wie ein Meteor am Nachthimmel —"

Er trank hastig sein Glas leer, um seine

Rührung zu verbergen, und bemerkte dann nach einer Weile lächelnd und nachdenklich: „Weißt du, Freund, welche Erinnerung aus dem Verkehr mit der Geliebten mir am lebendigsten geblieben? Du wirst über mich lachen, wenn ich's dir gestehe."

„Nun?"

„Es ist ein rein körperliches Gefühl —"

„Du machst mich neugierig, sprich!"

Er senkte die Blicke und sprach dann, ganz in Sinnen verloren: „Als Elena sich in jener verhängnisvollen Nacht, in welcher ich ihr den Vater retten sollte, schluchzend an meinen Hals warf, da fühlte ich — und zwar so deutlich wie das pochende Herz eines Vogels, den man in der Hand hält —, daß in ihrem warmen, weichen Körper Lunge und Herz in der Brust zuckten und in eine flatternde Bewegung gerieten. Diese körperliche Erschütterung ihres Inneren teilte sich mir mit und es war mir, als drehe sich ihr Herz in meiner Brust um. Das ist ein närrischer Ausdruck — nicht wahr; das Gefühl läßt sich eben nicht schildern, aber das ist gewiß, so oft ich an Elena denke, flattert etwas da drinnen, und ich fühle dann ihre heißen, von Thränen überströmten Wangen auf meinen glühen. Oft denke ich, es könnte ein Dämon oder Engel in jener Nacht unsere Herzen vertauscht haben. In schlaflosen Nächten ist sie bei mir ... ich halte die Schluchzende im Arm — Doch genug!"

Fritz brach rasch ab, als fürchte er sich vor weiteren Enthüllungen, und reichte mir beide Hände. „Es ist spät in der Nacht und du bist müde. Versuchen wir zu schlafen." Er schaute mich mit aufleuchtenden Augen an und fuhr mit leiser bebender Stimme fort: „Daß ich dich noch einmal gesehen — das ist freundlich vom Schicksal. Ich glaubte schon, es thäte mir gar nichts mehr zuliebe."

Wir umarmten uns und gingen zu Bett. Den Schlaf fand ich nicht, denn mein Freund hustete so oft und so hohl, und ich sah immer Elena vor mir.

In Mailand brachte jeder Tag ein neues Fest. Auf der Piazza d'Armi fand ein großartiges militärisches Schauspiel statt. Vierzehntausend Mann passierten vor den Monarchen die Revue. Vom Kastell bis zu dem von Cagnola erbauten Arco della Pace, dessen stolzes Sechsgespann hoch in die blaue Luft ragt, waren die Brigaden aufgestellt. Die hohen Umfassungsmauern der Arena trugen Tausende von Zuschauern. Über dem Haupteingang zu diesem Kolossalbau befindet sich eine breite Plattform mit Altan, auf welcher die anmutvolle Königin Margarita, die stolze Herzogin von Genua, der Exkönig Amadeo von Spanien und viele Höflinge und Würdenträger Platz genommen hatten. Ich hatte an der Seite meines Freundes einen guten Standort gewählt, und wir sahen in der breiten Ebene die im Waffenschmuck strahlenden Regimenter. Unter Kanonendonner und Glockengeläute erschienen Kaiser Wilhelm und Viktor Emanuel, Moltke und italienische Generale am Rande des Marsfeldes und ritten mit einem glänzenden Gefolge herauf. Ein ungeheurer Jubel erbrauste von der Arena her und fand ein Echo in der Tiefe. Die Hörner der Truppen schmetterten ihre Signale in die Luft, und diese klangen über das Evvivarufen hin wie Lärmsignale über den Donner einer Brandung. Unter General Ferreros Führung begann der Vorbeimarsch der Truppen. Dort rückten die Garden in breiter Front vorüber, dann die leichtfüßigen, flotten Bersaglieri mit den wallenden Hahnenfederbüschen und begleitet von hellschmetternden Fanfaren, dann brausten die Batterien mit dumpfem, donnerartigem Geräusch vorüber, dann die Reitergeschwader mit den rasselnden Waffen, und jeder Zug grüßte den König von Italien und seinen kaiserlichen Gast.

Fritz sah am Morgen dieses Tages totenblaß aus; die Aufregungen, denen er in Mailand begegnete, hatten seinen Zustand verschlimmert. Beim Anblick des großartigen Schauspiels belebte sich sein Gesicht, wieder strahlten die wunderbaren blauen Augen und eine hektische Röte

färbte die hohlen Wangen. — „Das junge Italien freut sich seines Glückes," flüsterte er mir zu und preßte meinen Arm an sich. „Ein Staat — ein Volk; so haben wir doch nicht umsonst auf diesem Boden gekämpft — geblutet."

Die Revue war beendet, die Zuschauer drängten in ungeheuren Massen dem Ausgang der Arena zu. Jeder wollte auf dem Marsfeld die Fürsten und Generale in der Nähe sehen. Wir ließen den wirren Menschenknäuel an uns vorüber. Fritz lehnte sich schwer auf meinen Arm; das Schauspiel hatte ihn tief erregt. Die aristokratischen Zuschauer auf dem Altane behielten ihre Plätze inne, bis der Menschenstrom sich durch die weite Pforte auf die Piazza ergossen hatte.

Wir waren fast die letzten im Zuge, und als wir den Ausgang erreichten, brach auch der Hof auf, und vor dem Thore fuhren die Wagen vor. Auf dem letzten Treppenabsatz kam ich Seite an Seite mit einem stark ergrauten Herrn im goldfunkelnden Galarock eines Diplomaten, welcher eine sehr elegant gekleidete Dame am Arm führte. Das Paar erwartete den Wagen, und der Diplomat trat vor, um den Kutscher herbeizurufen. In demselben Augenblick wandte seine Gefährtin uns den stolzen Kopf zu. Ein leiser Aufschrei kam von den Lippen meines Freundes, und ich fühlte die Fingernägel seiner Hand, die sich tief in meinen Arm bohrten. Überrascht schaute ich den Freund an, der mit aufgerissenen Augen die Fremde anstarrte, dann glitten meine Blicke zu jener hinüber, die plötzlich zurückwich, als sei ein Gespenst vor ihr aufgetaucht.

Elena stand vor uns.

Die Zeit hatte an ihrem Aussehen nur wenig verändert. Noch immer zeigten die dunklen, abgrundtiefen Augen den fast überirdischen Glanz, noch immer besaß ihr Gesicht das reine edle Profil, noch immer umrahmte ein Schwall krauser Haare diese reine Stirn, aber die Anmut des Mädchens war der stolzen Haltung der Frau, das zarte Rot der Wangen einer tiefen Blässe gewichen. Sie hatte meinen armen Freund erkannt, und ich bemerkte, wie ein Schauer über ihren Leib lief, wie ihre Hand nach dem Herzen griff, wie ihre Lippen zuckten, als wolle sie einen Aufschrei unterdrücken. Fritz zitterte wie ein Fieberkranker und war unfähig, ein Wort auszusprechen. Einen Augenblick schauten sich die beiden wie in stiller Verzauberung an, als aber Fritz dann mit einemmal sich regte, als er die Hände erhob wie ein Versinkender, der sich an einen Felsen klammern will, da stieß Elena einen leisen Schrei aus und lief dem Wagen zu, dessen Schlag eben geöffnet wurde. Noch einmal sah sie zu uns herüber, scheu und verwirrt, dann verbarg sie ihr Gesicht im Fond des Wagens, welcher rasch von dannen fuhr.

Eine Minute lang hielt mein Freund sich aufrecht und schaute dem entschwindenden Wagen nach, dann überzog Leichenblässe sein Gesicht, seine Kniee wankten und ächzend brach er in meinen Armen zusammen. Ein Blutstrahl kam über seine Lippen. Ich brachte ihn bewußtlos ins Hotel zurück. Der herbeigerufene Arzt gab keine Hoffnung mehr. Als der Sterbende am Abend, aus tiefer Lethargie erwachend, die großen, geisterhaft starren Augen aufschlug, fiel ein völlig zauberhafter Lichtglanz in das halbdunkle Zimmer. Unter uns entstand ein seltsames Geräusch — wie fernes Meeresrauschen.

„Was ist das?" fragte der Kranke in fast verhauchendem Ton.

„Die große Illumination auf dem Domplatz," erklärte ich.

„Laß mich den Dom sehen," flüsterte er.

Ich rückte das Bett mit Hilfe einer Dienerin aus dem Hotel an das breite Balkonfenster.

Eben segelte der Mond durch phantastische Wolkengebilde, dann verdunkelte sich der Himmel. Plötzlich steigen an allen Ecken und Enden des weiten Platzes Raketen auf und zerstieben knisternd und flammend hoch oben bei den dunklen Wolken. Eine Minute später wird der Riesendom von weißem, zauberischem Licht über-

gossen. Das hohe Portal, die bunten Rosetten, die zahllosen Türme und Türmchen mit ihren zierlichen Ornamenten, die verbindenden Marmorgalerien, die Knaufe und Arabesken — alles das ist von dem geisterhaften Licht überrieselt. In den schlanken Glockentürmen, die von einem Filigrannetz umsponnen zu sein scheinen, horsten Falken und Eulen; beim grellen Schein der bengalischen Flammen flattern diese Vögel kreischend auf, stieben wild auseinander und umkreisen dann die auf der Spitze der Kathedrale thronende Madonna, welche zu Ehren des deutschen Gastes die deutsche Trikolore in der Rechten hält. Später verschwindet das geisterhafte Licht, und rote Flammen tauchen das Riesenwerk der Gotik in Purpurglut. Den Fuß des Domes umwogen ungeheure Menschenmassen, welche beim Wechsel der märchenhaften Erscheinungen in tosenden Jubel ausbrechen.

In dem einsamen Zimmer droben schaut mein armer Freund mit starren Augen auf die Lichterscheinung — regungslos, als habe er ein Traumgesicht. Ich halte seine Rechte in der meinigen, sie ist kalt und feucht; die Brust hebt und senkt sich langsam, der totblasse Kopf ruht auf den hochgetürmten Kissen. Plötzlich bewegen sich die Lippen; leise flüstern sie: „Wie schön! So eure Zukunft — ihr Überlebenden —“

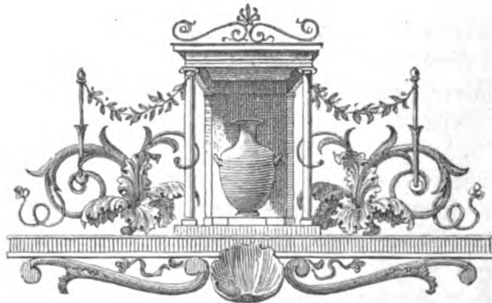
Er schließt müde die Augen. Stundenlang scheint er zu schlafen. Drunten auf dem Platz wird's stiller und stiller, die Flammen verlöschen, der Dom taucht im Dunkel der Nacht unter, und über die Turmspitzen weg, die hochragenden, huschen wieder mondbeglänzte zerrissene Wolken.

Ich lausche wieder den Atemzügen des Kranken, und mich überschauert's, denn ich denke, er ist tot. Aber noch hebt sich leise die breite Brust. Ich zünde zwei Kerzen an, bleibe an dem Lager sitzen und horche auf den Schlag der Uhr. Schon dämmert der Morgen herauf, da zuckt die Hand des Sterbenden noch einmal und wieder schlägt er die Augen auf. Er schaut mich an mit einem Blick voller Liebe. „Freund,“ flüstert er, „hab geträumt ... süß geträumt von Elena und der Heimat. Im Traum floß mir alles zusammen: Heimat, der Garten Eden und Elena ... droben vielleicht —“

Ein röchelnder Ton, ein Zucken des ganzen Leibes — und mein Freund war drüben in dem Lande ohne Kampf, in der Welt des Friedens.

Auf dem Kirchhof des Ospedale Maggiore liegt sein Grab. Der einfache Stein, welcher dasselbe schmückt, trägt die Inschrift:

Il Tedesco.





Der Panamakanal.

Von

Helmut Polakowsky.

Große und nützliche Projekte verschwinden nicht eher aus der öffentlichen Diskussion, als bis sie gelöst sind. Zeigt sich auch nur eine entfernte Möglichkeit zur Lösung eines solchen Problems, so findet sich immer wenigstens ein kleiner Kreis von Interessenten, der nach jedem mißglückten Versuche die Agitation für dasselbe mit bewunderungswürdiger Energie wieder in die Hand nimmt. Und die Ausdauer und Energie wird endlich belohnt, was durch Jahrhunderte für unmöglich oder doch höchst unrentabel gehalten, wird endlich energisch angegriffen und siegreich durchgeführt. — So ist es mit fast allen großen Unternehmungen, Entdeckungen und Fortschritten der Civilisation gewesen, aber nirgends waren die Schwierigkeiten so groß, der Widerstand so zähe als bei der Lösung des Problems eines interoceanischen Kanales zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean!

Von der Existenz eines großen Meeres südwestlich von seinen gemachten Entdeckungen hatte schon Kolumbus durch die Indianer erfahren. Um dieses Meer, resp. eine Durchfahrt nach demselben, zu entdecken, unternahm er seine vierte Reise (1502), auf der er die Ostküste Mittelamerikas und Kolumbiens entdeckte. In dem goldreichen Veragua hörte er wieder von dem großen Meere im Süden. Um einen direkten Seeweg in westlicher Richtung nach den Spezereiländern Indiens und nach China und Japan zu suchen, unternahm Kolumbus seine Fahrten, und die von ihm entdeckten Inseln hielt er für Teile Asiens, des Cipango (Japan) Marco Polos. Und die Insel Kuba nahm er als einen Teil des Festlandes, zu Katai (China) gehörig, an. In diesem Glauben ist der große Entdecker gestorben. Sehr interessant ist, daß — wie der alte Historiker Antonio de Herrera erzählt — Kolumbus an „seine Könige“, Ferdinand und Isabella, berichtete: auf dem heutigen Isthmus von Panama hoffe er die Durchfahrt nach Westen zu finden, das „Geheimnis der Landenge“ zu lösen. Und wunderbarerweise bezeichnete Kolumbus ziemlich genau dieselbe Stelle, wo heute

der Kanal wirklich gebaut wird. Aber ihm war es nicht vergönnt, die Südsee zu schauen oder die reichen Länder, „die in den Meeren westlich von Kuba liegen“, von denen er in prophetischer Eingebung sprach, zu sehen; es war Gottes Wille, daß diese Entdeckungen von anderen gemacht wurden — schreibt der große Historiker Herrera.

Der erste Spanier, der die Südsee sah, war Vasco Nunez de Balboa. Von dem kühnen Zuge dieses großen Eroberers durch Darien besitzen wir schöne Schilderungen, welche Peschel in seiner berühmten Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen kurz zusammenfaßt. In der Nähe der Mündung des Rio Darien nahm Balboa von der Südsee für die spanische Krone Besitz am 29. September 1513, und seine erste Idee, auf die er in seinen Berichten an Kaiser Karl V. immer wieder zurückkommt, war: mit Hilfe der Flüsse Dariens eine Verbindung zwischen den beiden Oceanen herzustellen. Die Vorteile der heutigen Panamaroute vor allen anderen ihm bekannten Teilen Dariens erkannte Balboa sehr bald.

Aber auch die Vorteile der anderen wertvollen Routen über den amerikanischen Isthmus wurden von den scharf beobachtenden Konquistadoren schnell erkannt, so besonders die der Nikaraguaroute. Aus den in den spanischen Archiven aufgehäuften Dokumenten, die noch lange nicht sämtlich publiziert sind, ersieht man klar, welches große Interesse die spanische Krone und der Rat von Indien an der Entdeckung einer Durchfahrt nahmen. Erst Ende des Jahres 1883 ist durch Manuel Maria de Peralta der Originalbericht des Gil Gonzalez Davila, des Entdeckers von Nikaragua, an Kaiser Karl V. vom 6. März 1524* publiziert, den er im Archiv von Indien vor zwei Jahren entdeckte. Gil sah nur das Südufer des schönen Nikaraguasees, seines „mar duce“; als er aber von den Indianern erfuhr, daß dieses „süße Meer“ einen Abfluß nach dem Nordmeere (Atlantischer Ocean) habe, und als er die geringe Breite und geringe Erhöhung des Isthmus von Rivas, zwischen der Küste des Südmeeres und des süßen Meeres, erkannte, hob er sofort eifrigst und wiederholt hervor: hier könne die bequemste Verbindung zwischen den beiden Meeren hergestellt werden. — Gil starb, wie der große Kolumbus mit Undank belohnt, in Vergessenheit; Balboa wurde (wahrscheinlich im Oktober 1517) auf Grund einer jammerhaft ungerechten Anklage aus Antrieb seines Schwiegervaters Pedrarias, der eifersüchtig auf das beispiellose Glück des kühnen Balboa war, in Panama enthauptet.

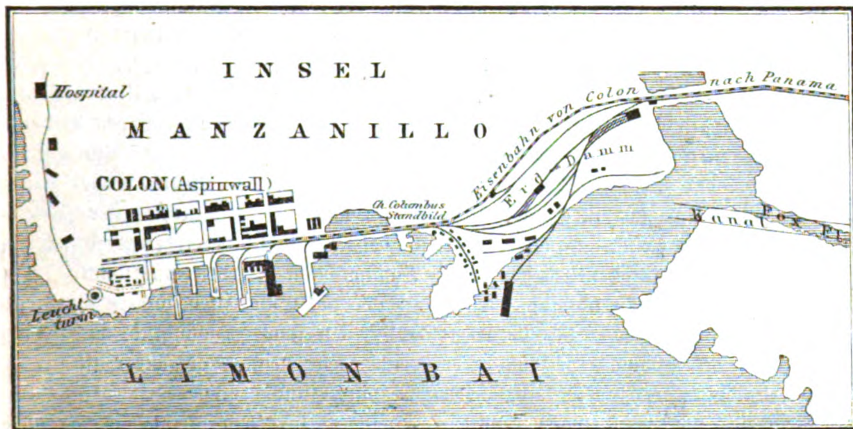
Neben diesen zwei Stellen, Isthmus von Panama und Nikaraguasee, deutet die Terrainbeschaffenheit des Isthmus von Tehuantepek (in Mexiko) auf die Möglichkeit der Herstellung eines bequemen Transitweges hin. Dies erkannte zuerst Ernando Kortez; er etablierte hier einen Übergangsverkehr und ließ das Material zu seinen Schiffen, mit denen er später Kalifornien eroberte, hier herübertransportieren. Auch er hebt in seinen Berichten an Kaiser Karl V. die Vorteile seiner Route hervor.

Ist es nicht wunderbar, daß noch heute, nach über dreihundertfünfzig Jahren der eifrigsten Studien und Untersuchungen zur Auffindung einer passenden Stelle, zur Schaffung einer künstlichen Durchfahrt durch den langgestreckten amerikanischen Kontinent, man keine bessere Routen als die der alten Konquistadoren gefunden hat? In der That hält die überwiegende Mehrzahl der kompetenten Leute nur diese drei Routen für möglich, scheidet aber die nördlichste, die Route von Tehuantepek, als zur Anlage eines Kanales absolut unpassend, definitiv aus. Es bleiben also nur die zwei alten, von Balboa und Gil Gonzalez Davila zuerst entdeckten Routen übrig. Und die vom prophetischen Geiste des großen Genuesen bezeichnete Route siegte über alle Rivalen, hier wird das Riesenwerk vollendet, die

* M. M. de Peralta: Costa-Rica, Nicaragua y Panamá, su historia y sus limites. — Madrid y Paris, 1883. Tom. I. Siglo XII.

Träume der genannten drei großen Entdecker erfüllt werden! Dem Christoph Kolumbus zu Ehren ist der Endpunkt der Panamabahn, Colon, benannt; seinen Namen führt auch die von der Kanalbaucompagnie geschaffene Arbeiterstadt an der Mündung des Kanales in der Limonbai, und sein Standbild soll an der höchsten Stelle der durchbrochenen Gebirgszüge aufgerichtet werden und herabsehen auf die Schiffe aller Nationen, die den Kanal passieren werden.

Eines der interessantesten Kapitel der Geschichte und Geographie ist die Beschreibung der verschiedenen Kanalprojekte, ihrer Entstehung, Untersuchung und Verwerfung. Leider kann ich auf dieselbe hier nicht eingehen. Ich will hier nur kurz andeuten, was die Ausführung des Werkes bis heute verhindert hat. Als Hauptgrund führe ich in erster Reihe an: die Unbekanntschaft mit der Formation des Isthmus. Die Hindernisse, welche Natur und Bewohner des Inneren von Darien dem Reisenden entgegensetzen, sind größer als in irgend einem Teile der bekannten Welt. Deshalb war es so äußerst schwierig, die sehr günstigen Angaben über das Flußnetz, die niedrigen Gebirgszüge u. s. w. verschiedener Teile Dariens, die von schwindelhaften, für ihre „Ideen" und „Projekte" begeisterten „Entdeckern" verbreitet wurden, auf ihren wahren Wert zurückzuführen.



Die Bai von Limon.

Verschiedene Ursachen verzögerten in den verschiedenen Perioden die Ausführung des Kanales oder auch nur eines guten Transitweges. Zuerst wollten sowohl die spanischen Eroberer als auch die spanische Krone Gold, und zwar möglichst viel und möglichst schnell, aus den neu entdeckten Ländern gewinnen, nicht aber große Summen für die Erschließung derselben opfern. Dann verwirrten den Rat von Indien — der übrigens meist nach sehr verständigen und edelmütigen Principien seine Befehle erließ — die Anklagen und Fehden der verschiedenen Eroberer untereinander, wodurch die spanischen Minister und Räte, die alle Hände voll zu thun hatten, sich um die Kanalfrage nicht eingehend bekümmern konnten. So blieb es bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Der Transit ging damals über den Isthmus von Panama. Zweitausend Maultiere und viele Indianer schleppten die Waren auf einem sehr schlechten Wege von Panama bis Kruzes am Rio Chagres, wo sie in große flache Boote geladen und bis zur Küste des Atlantischen Oceans transportiert wurden. Dieser Weg war bis zum Abfalle Amerikas von der spanischen Krone (1811 bis 1820) sehr besucht, dann geriet er in Verfall, die üppige

Vegetation machte ihn verschwinden. Erst das durch die Entdeckung von Kalifornien veranlaßte Goldfieber lenkte (1848 bis 1850) die Aufmerksamkeit wieder auf diesen Transitweg und eröffnete ihn neu. — Zahllose spanische Berichte aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert klagen über die Schwierigkeiten, welche der Reisende auf der genannten Route zu überwinden hat, und über die furchtbare Ungesundheit des Klimas, besonders an der sumpfigen atlantischen Küste. Hunderttausende der lastentragenden Indianer und Tausende von Spaniern erlagen den Isthmusfiebern. Durch Jahrhunderte führte diese Gegend den Namen: Grab der Spanier. Aber trotz aller Mängel dieser Route und trotz des eifrigen Suchens nach besseren Wegen blieb man doch bei derselben, da sie eben immerhin die vorteilhafteste war.

Im siebzehnten Jahrhundert hielt die Spanier von der Erschließung der Panama- oder Nikaraguaroute, das heißt von der Erbauung eines Kanales oder einer guten Transitstraße, neben den oben genannten Gründen hauptsächlich zurück: die berechtigte Sorge, daß auch die grimmigen Feinde der Spanier, die Engländer und Filibusteros (Seeräuber), auf diesen Wegen in das Land eindringen könnten. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts war es besonders das Sinken der Macht Spaniens, was das Riesenwerk nicht zur energischen Bearbeitung gelangen ließ. Dazu kam die wachsende Erkenntnis, daß das Werk selbst auf den vorteilhaftesten Routen große Schwierigkeiten bieten und große Geldopfer erfordern würde, und die stets anschwellende Zahl der Projekte. Jeder Autor rühmte sein Projekt nach Kräften und schmähte zugleich die übrigen Projekte. Da wurde ein klares, richtiges Urteil sehr erschwert.

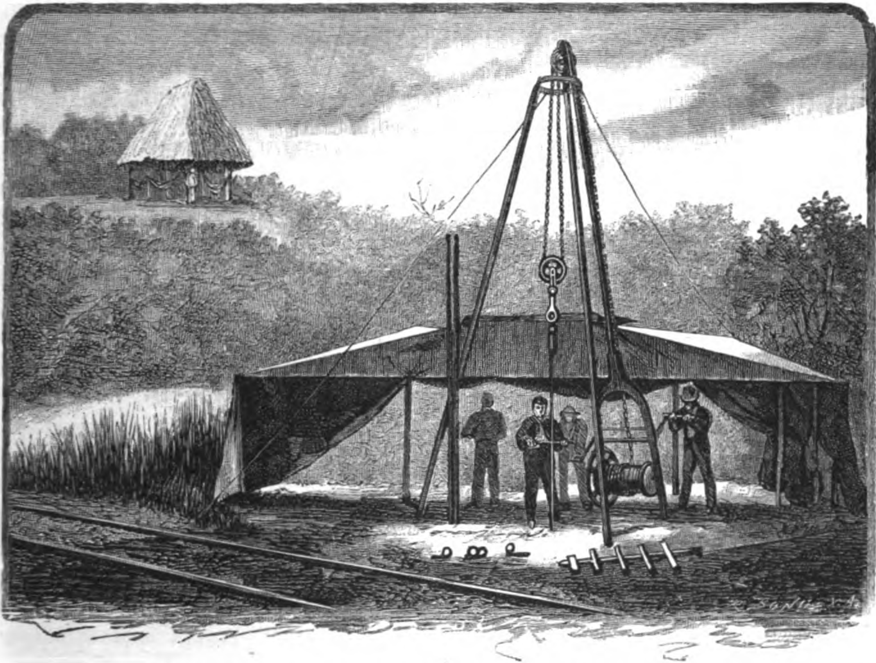
Die politischen Bedenken sind durch die Zerstörung der Macht Spaniens und in neuester Zeit (1850) durch den berühmten Vertrag von Clayton-Bulwer, wodurch sich England und die Union verpflichten, kein Gebiet in der Nähe des resp. Kanales auf dem amerikanischen Isthmus zu erwerben, keine Befestigungen daselbst anzulegen und die Neutralität desselben zu überwachen, beseitigt. Vergebens bemühte sich die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika in neuester Zeit, eine Änderung dieses Vertrages von England zu erlangen. — Auch die finanziellen Bedenken und Schwierigkeiten sind als gehoben zu betrachten. Der wachsende Welt- und besonders Seeverkehr, auf den immer der Löwenanteil des ganzen Verkehrs auf unserem Planeten kommt und kommen wird, erfordern gebieterisch die Anlage des interoceanischen Kanales. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Kanal — auch bei einem Kostenaufwande von einer Milliarde Franken — rentieren wird. Ich komme hierauf noch später, bei der Frage nach dem Kostenpunkte des Unternehmens, kurz zurück. — Die allgemeinen Bedenken gegen die Möglichkeit der Ausführung, Erhaltung und Rentabilität solcher Riesenwerke wurden aber in neuester Zeit besonders glänzend widerlegt durch die Panamabahn und den Suezkanal.

Der Suezkanal ist besonders für Segelschiffe sehr schwer zugänglich, das klippenreiche, sehr heiße Rote Meer ist für den Seefahrer aus verschiedenen Gründen gefährlich. Trotzdem steigt die Frequenz des Suezkanales von Jahr zu Jahr, fordert eine Erweiterung des bestehenden oder den Neubau eines zweiten Kanales. — Im Jahre 1872 passierten den Suezkanal 1082 Schiffe mit einem Raumgehalt von 1 439 169 Tonnen à 20 Ctr. Im Jahre 1882 war die Zahl bis auf 3198 Schiffe von 7 122 125 Tonnen gewachsen.* — Es blieb nur noch die große Schwierigkeit übrig: aus der Zahl der genau untersuchten und wirklich empfehlenswerten Routen die vorteilhafteste herauszusuchen. Um die Lösung dieser Auf-

* Nach dem „Moniteur universel“ hatten im September 1883 die zu 500 Franken seiner Zeit ausgegebenen Aktien einen Wert von 2400 Franken, die fünfprozentigen Obligationen, ausgegeben zu 300 Franken, = 575, ein Gründeranteil von 5000 Franken galt 930 000 Franken 2c.

gabe haben sich in neuester Zeit besonders französische Geographen verdient gemacht und sie auch glücklich gelöst im Verein mit berühmten Geographen, Ingenieuren, Seeleuten und Kaufleuten aller Nationen.

Es war zuerst auf dem geographischen Kongreß in Anvers (1871), wo die Frage des interoceanischen Kanales in neuester Zeit eingehend diskutiert wurde. Der amerikanische General Heine legte ein Projekt des Herrn Gogorza vor, wonach



Erdbohrer zur Untersuchung des Bodens. (Handbetrieb.)

der Kanal in Darien mit Benutzung der Flüsse Tuyra, Atrato und Caquirri erbaut werden sollte. Auf dem internationalen geographischen Kongreß von Paris im Jahre 1875 wurde abermals über das wertlose Projekt des Gogorza debattiert. Hier war es aber bereits, wo Graf Ferdinand v. Lesseps die Ansicht aussprach und verteidigte: der interoceanische Kanal müsse wie der Suezkanal im Niveau der Meere, das heißt ohne Schleusen erbaut werden, nur so könne er den Anforderungen des großen Verkehrs entsprechen. Die handelsgeographische Gesellschaft zu Paris beschloß, angesichts der großen Lückenhaftigkeit der topographischen Karten Dariens, die nochmalige Untersuchung dieses Landes, und auf Anregung dieser genannten Gesellschaft trat am 24. Mai 1876 ein französisches Komitee zum Studium der Durchstechung eines interoceanischen Kanales zusammen. An die Spitze dieses Komitees traten Graf v. Lesseps, Admiral La Roncière-le Noury und Meurand. Kurze Zeit darauf bildete sich in Paris eine „Internationale Civilgesellschaft für den interoceanischen Kanal", an deren Spitze die Herren General Türr und Lieutenant B. Wyse traten. Diese „Civilgesellschaft" schickte noch Ende 1876 unter Leitung der Herren Wyse und Reclus eine internationale Expedition, bestehend aus acht Personen, nach Darien. Die Untersuchung erwies die Unbrauchbarkeit von Gogorzas Projekt. Auch wurde das Gebiet zwischen dem Tuyra und der Bai

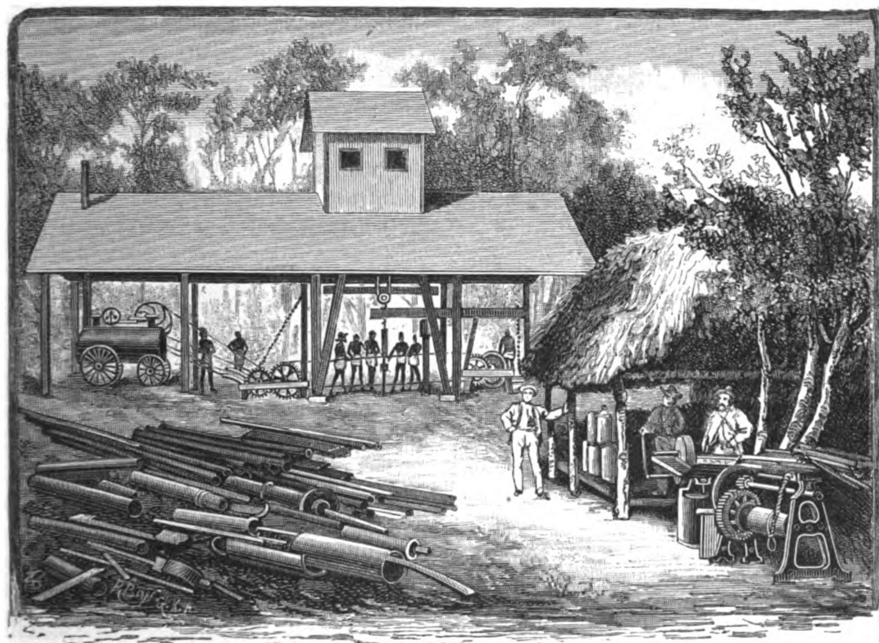
von Akanti auf event. Brauchbarkeit für einen interoceanischen Kanal untersucht. Anfang 1877 machte die Regenzeit allen weiteren Aufnahmen ein Ende, die Expedition kehrte nach Europa zurück. Drei Mitglieder, die Herren Bixio, Brooks und Musso, waren den Strapazen der Reise erlegen. — Im November 1877 schickte die „Civilgesellschaft“ eine zweite, größere Expedition nach Darien. Reclus untersuchte mit einer Abteilung die Route Tuyra-Akanti weiter, Wyse dagegen den Isthmus von San Blas. Beide Abteilungen vereinigten sich auf dem Isthmus von Panama und untersuchten denselben genau. Wyse ging nach Bogota und schloß mit der Centralregierung der Vereinigten Staaten von Kolumbien einen sehr vorteilhaften Kontrakt zur Erbauung eines interoceanischen Kanales zwischen der Bai von Limon (bei Colon) und der Bai von Panama am 20. März 1878 ab. Kongreß und Präsident von Kolumbien genehmigten den Kontrakt am 18. Mai 1878. — Herr Wyse bereiste darauf noch flüchtig die Nikaraguaroute und kehrte über Nordamerika nach Paris zurück, wo er am 11. August 1878 ankam. Jetzt näherten sich die zwei Gesellschaften, an deren Spitze die Herren v. Lesseps und Türr standen, und beriefen im Verein mit der Geographischen Gesellschaft zu Paris einen internationalen Kongreß zur definitiven Untersuchung der verschiedenen Projekte. Der Kongreß tagte in Paris vom 15. bis 29. Mai 1879 und entschied sich in der Schlußsitzung mit 77 gegen 8 Stimmen für die Erbauung des Niveaukanales (das heißt ohne Schleusen) mit Tunnel zwischen der Limonbai und Panama. Zwölf Mitglieder des Kongresses enthielten sich der Abstimmung, neunzehn fehlten bei derselben. Die Kosten wurden bei einem 6 bis 7 km langen Tunnel und einer Flutschleuse bei Panama auf 1200 Millionen Franken veranschlagt. — Die beiden Gesellschaften vereinigten sich jetzt zur „Compagnie universelle du canal interocéanique de Panama“ und erhielt die Civilgesellschaft für Überlassung des von Wyse erlangten Kontraktes an die neue Gesellschaft 10 Millionen Franken in Aktien derselben.

Ehe ich die Geschichte dieser Gesellschaft, die jetzt eifrig mit dem Kanalbau beschäftigt ist, gebe, will ich einige Worte über die anderen wertvollen Projekte sagen. Der Isthmus von Tehuantepek ist 210 km breit, und der niedrigste Paß (Tarifa) auf demselben hat noch immer eine Höhe von 230 m. Der Kanal würde nicht weniger als 140 Schleusen erfordern, und dabei wäre es noch zweifelhaft, ob die genügende Wassermenge zur Speisung des Scheitelbeckens vorhanden. Die Idee, einen Kanal hier zu erbauen, ist definitiv aufgegeben, aber an einer Eisenbahn wird eifrig gearbeitet. An bequemen Transitwegen auf dem Jahrhunderte hindurch so schwer zu passierenden amerikanischen Isthmus wird es überhaupt in einigen Jahren nicht fehlen. In Nikaragua verbinden bald Eisenbahnen den großen See mit den Häfen des Stillen Oceans, und auch der Rio San Juan und der Hafen von Greytown (San Juan del Norte) werden hoffentlich durch Ausbaggerung wenigstens kleinen Schiffen zugänglich gemacht werden. An der Vollendung der Costarica-Bahn zwischen Puntarenas in der Nikoya-Bucht und Limon bei Moin am Atlantischen Ocean wird eifrig gearbeitet; diese Bahn ist heute zu zwei Dritteln fertig, und der Transit von Reisenden und Waren bietet hier keine Schwierigkeiten mehr.

Alle die zahllosen Projekte zur Erbauung des Kanales in Darien oder mit Benutzung des Rio Atrato, der in den Golf von Uraba oder Darien mündet und auf dessen Wert für den interoceanischen Kanal zuerst Alexander v. Humboldt aufmerksam machte, hat man fallen lassen, da sie entweder sehr lange Tunnels (bei San Blas) oder die Kombination von Tunnel und zahlreichen Schleusen (wie das Atrato-Napipi-Projekt) erfordern und in unbewohnten, höchst ungesunden, wilden, schwierig zugänglichen Gebieten mit enormen Kosten und Menschenopfern erbaut werden müßten. Das

einzige heute neben der Panamaroute als lebens- und konkurrenzfähig zu betrachtende Projekt ist das von Nikaragua. Hierüber will ich kurz berichten.

In einem von Greytown bis zur Fonsekabai quer über den Isthmus streichenden, überaus fruchtbaren Thale liegen die Seen von Nikaragua und Managua, die durch den Tipitapafluß verbunden sind und zahlreiche kleine Bäche und Flüsse aufnehmen. Diese Wasserreservoirs stehen durch einen mächtigen Strom, den Rio San Juan, mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung. Der Nikaraguasee ist 170 km lang, 56 km breit, bis 40 m tief und sein Wasserspiegel liegt 32,6 m über dem mittleren Niveaustande der beiden Oceane. — Erst 1781 ließ die spanische Regierung durch den Ingenieur M. Galisteo den Isthmus von Nikaragua genau untersuchen. Galisteo bestimmte die Höhe der Oberfläche des Sees über den Oceanen auf 38,5 m, und da man damals im Schleusenbau nur geringe Erfahrungen hatte, hielt man die Erbauung eines Kanales an dieser Stelle für unmöglich und ließ das ganze Projekt fallen. Der Rio San Juan beschreibt viele Kurven und Windungen und erhält dadurch eine Länge von 120 englischen Meilen, obgleich die direkte Entfernung zwischen dem Austritt aus dem See und der Mündung bei Greytown nur ca. 73 englische Meilen beträgt. Das Bett des San Juan ist an fünf Stellen durch Klippen und Untiefen verengt, und im unteren Teile seines Laufes wird seine Brauchbarkeit zum Kanale sehr herabgemindert durch die enormen Massen von Schlamm, Sand und Bäumen, welche ihm die Ströme Costaricas zuführen. Der Hafen von Greytown ist versandet und heute fast wertlos. Es sind in diesem Jahrhundert schon oft Versuche gemacht, besonders von amerikanischen Unternehmern und Gesellschaften, Kapitalien für die Erbauung eines Kanales auf dieser Route aufzutreiben, aber alle Bemühungen waren vergebens.



Erdbohrer zur Untersuchung des Bodens. (Dampfbetrieb.)

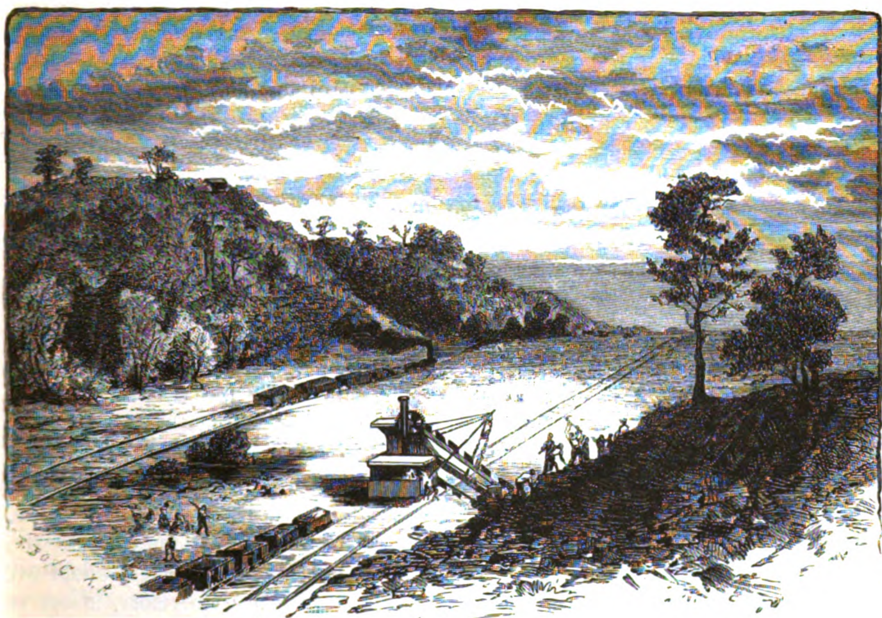
Als das beste der möglichen Nikaraguaprojekte ist das auf dem Kongreß von 1879 in Paris eingehend diskutierte, von den Amerikanern Lull und Menocal empfohlene zu betrachten. Es wird die Anlage von einundzwanzig oder mindestens siebzehn Schleusen notwendig, und schätzte der Kongreß die Kosten auf 900 Millionen Franken. Der Kanal folgt vom Nikaraguasee, der in seinem südöstlichen Teile durch Bagger vertieft werden müßte, dem San Juan bis zur Mündung des San Carlos (102 km), hier wird er durch einen Damm vom unteren Teil des San Juan getrennt und am nördlichen Ufer des San Juan direkt in der Richtung nach Greytown gegraben (70 km). Der Hafen von Greytown soll durch Baggerung vertieft und die ganze Wassermasse des San Juan durch den südlichsten Arm in seinem Mündungsdelta, den Colorado, der schon heute ca. vier Fünftel der Wassermenge empfängt, dem Ocean zugeführt werden. Die Verbindung zwischen dem Nikaraguasee und dem Stillen Ocean wird vermittels der kleinen Flüsse Rio Medio und Rio Grande erreicht, der Kanal endet dann im Hafen von Brito, nahe der Mündung des Rio Grande. Das Terrain erhebt sich nur 13 bis 15 m über den Nikaraguasee. Die Länge des ganzen Kanales beträgt 290 km, wovon aber 190 km durch den See und die benutzbare Strecke des San Juan fertig sind. Der Panamakanal wird nur 73 km lang sein.

Weshalb sich die Majorität des Kongresses gegen den Nikaraguakanal aussprach, ergiebt sich aus einer vergleichenden Zusammenstellung der Hauptmomente für beide Kanäle. Der Nikaraguakanal wird neununddreißig Krümmungen (außer sechzehn starken Krümmungen im benutzten Teile des San Juan selbst) mit einem Radius von 670 bis 1500 m haben, der Panamakanal hat nur fünfzehn Krümmungen mit einem Radius von mindestens 3000 m. Der Nikaraguakanal erfordert siebzehn bis einundzwanzig, der Panamakanal eine oder — wahrscheinlich — gar keine Schleuse. Der Nikaraguakanal erfordert den Bau von fünf Dämmen und siebzehn Brücken und Aquädukten und Deiche von 47 km Länge. Der Panamakanal erfordert drei Dämme und drei Brücken für die Panamabahn. Die Häfen an den Enden der Nikaraguaroute sind höchst ungenügend und erfordern noch viel Arbeit; der Hafen an der atlantischen Seite der Panamalinie dagegen ist vorzüglich, der an der pacifischen Seite ist genügend. Das ganze Gebiet auf dem Panama-Isthmus ist durch die Bahn erschlossen, relativ angebaut und bewohnt, bei der Nikaraguaroute ist dies nur auf dem Isthmus zwischen dem See und dem Stillen Ocean der Fall. Heftige Erdbeben auf diesem Isthmus sind sehr häufig, dieselben würden das Mauerwerk der Schleusen zerstören. Auf dem Isthmus von Panama fehlten dieselben seit der Zeit der Eroberung, und nur vor ca. anderthalb Jahren beobachtete man daselbst eine stärkere Erderschütterung, welche ziemlich bedeutende Verwüstungen in Panama anrichtete. — Ich halte es für angezeigt, diese gegen die Nikaraguaroute sprechenden Gründe besonders hervorzuheben, da sich die Agitation für die Erbauung eines amerikanischen Kanales auf derselben noch immer nicht gelegt hat und von eifrigen Verfechtern der Monroedoktrin genährt wird. Es wird seit zwei Jahren im Kongreß in Washington, in vielen Vereinen und Zeitungen der Vereinigten Staaten eifrigst für den Nikaraguakanal gesprochen, aber faktisch begonnen haben die Arbeiten an demselben noch nicht. Es fehlt noch Geld und — die Zustimmung der Regierung von Nikaragua zu dem Kontrakt mit der amerikanischen Gesellschaft.

Das wertvollste Material für den Kongreß von 1879 hatten die im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten von Selfridge, Lull, Menocal, Collins u. a. in den Jahren 1870 bis 1875 unternommenen Expeditionen geliefert. Mit viel größerer Gründlichkeit als durch die Expeditionen der Herren Wyse und Reclus wurden fast sämtliche Projekte untersucht. Die Vertreter Amerikas auf dem Kongreß waren in ihrer Mehrzahl für den

Nikaraguakanal, und als die Panamaroute dennoch angenommen wurde, hob in der amerikanischen Presse eine lebhafte Agitation gegen diese, gegen den Kongreß und seine Leiter und ganz speciell gegen Herrn v. Lesseps an. Aber Lesseps, der ganz ähnliche Geschichten beim Suezkanal erlebt hat, ließ sich hierdurch und durch andere Mißerfolge nicht stören und verlor sein großes Ziel keinen Augenblick aus den Augen.

1844 untersuchte der französische Ingenieur Nap. Garella den Isthmus genauer und publizierte 1845 über seine Arbeiten einen Bericht. Er sprach sich gegen die Anlage eines Kanales aus, erklärte ihn aber für möglich bei einem 5,3 km langen Tunnel und sechzehn Schleusen. Für sehr gut ausführbar aber erklärte Garella eine Eisenbahn. Zur Erbauung derselben bildete sich bald darauf eine amerikanische Gesellschaft, und sie führte



Erdscharrer in Thätigkeit am Monkey-Hill. (Mindi.)

in sechs Jahren (1849 bis 1855) das gewaltige Werk aus. Ich will an dieser Stelle nur der leider noch immer sehr verbreiteten Ansicht und Behauptung, daß der Bau dieser Bahn „Tausende und aber Tausende" von Menschenleben gekostet habe, entgegentreten. Genau registriert sind während der Bauzeit nur die Todesfälle der weißen Arbeiter. Die Anzahl derselben betrug ca. 6000, und von diesen starben in den fünf Jahren nur 293 und zwar viele an Krankheiten, die mit dem Klima nichts zu thun hatten. Viel größer war die Sterblichkeit unter den asiatischen

Die Breite des Isthmus beträgt in gerader Linie zwischen der Mündung des Rio Chagres und Panama nur 65,4 km, ja zwischen Chagres und der Mündung des Rio Caimito (westlich von Panama) nur 58 km. Genau vermessen wurde ein Teil des Isthmus von Panama erst 1829 auf Befehl Bolivars, des Befreiers von Venezuela und Kolumbien, durch die Ingenieure Lloyd und Falmare. Sie legten den Hauptwert auf Herstellung einer guten Fahrstraße, erklärten diese für möglich und gaben die niedrigste Erhebung der Wasserscheide auf ca. 120 m an. —

Arbeitern (Kulis), deren Pflege in der unverantwortlichsten Weise, besonders bei Beginn des Bahnbaues, vernachlässigt wurde; viel geringer aber unter den Negern und Indianern.

Der Kongreß hatte sich, wie schon gesagt, für einen Tunnelkanal auf der Panamaroute ausgesprochen, einen offenen Kanal hielt man wegen der Tiefe der erforderlichen Durchstiche für unmöglich oder wenigstens enorm kostspielig. Die neuesten genaueren Untersuchungen haben aber diese Besorgnis zerstreut, und der Kanal wird ohne Tunnel erbaut, also der Schiffahrt die denkbar größten Bequemlichkeiten bieten. Der Kanal beginnt in der Limonbai bei 8,5 m Tiefe. Die Bai wird durch Bagger im nordöstlichen Teile vertieft und der Eingang des Kanales gegen die Stürme des Atlantischen Oceans durch eine ca. 850 m lange Mole geschützt werden. Von der Limonbai durchschneidet der Kanal die Sümpfe von Mindi und geht in gerader Richtung zum Chagres, den er bei Gatun erreicht. Er verläuft dann an der Seite des Chagres, ihn mehrfach durchschneidend und mehrere Kurven beschreibend. Bei Matachin verläßt er den Chagres und geht in südwestlicher Richtung im Thale des Rio Obispo, eines Zuflusses des Chagres, bis zum Thale des Rio Grande. In diesem steigt er, wiederum eine Reihe von Kurven machend, zum Golf von Panama herab, wo er in der Bai bis zu den Inseln Naos und Flamenco, das heißt bis zu einer Tiefe von 7,3 m bei niedrigstem Stande der Ebbe, fortgeführt wird. Gegen Versandung wird dieser viel breitere Teil des Kanales durch Molen geschützt, zu deren Herstellung die Felsen, welche bei Paraiso und Culebra ausgehoben, verwendet werden sollen.

Das Terrain von 0 bis 23 km (von der atlantischen Seite gerechnet) besteht fast gänzlich aus Sand, Thon, Humus, Schlamm ꝛc. und kann dasselbe hier durch von großen Maschinen getriebene Erdbagger und Erdscharrer ausgehoben werden. Dasselbe gilt von 62 bis 73 km. Von 35 bis 62 km dagegen bestehen die fortzuräumenden Massen meist aus trachytischen und doleritischen Tuffen und Konglomeraten, Dolerit, Basalt ꝛc. Hier wird der Steinbohrer und das Dynamit zur Verwendung kommen. — Was die Dimensionen des Kanales betrifft, so sollen dieselben zwischen 0 und 36 km und von 61 bis 73 km betragen: Breite am Grunde 22 m, an der Oberfläche 50 m, Tiefe 8,5 m; zwischen 36 und 61 km aber: Breite am Grunde 24 m, an der Wasserfläche 28 m, Tiefe 9 m. Um das Ausweichen der Schiffe zu ermöglichen, ist der Kanal an fünf Stellen, von denen drei je 500 und zwei je 1000 m lang, auf das Doppelte erweitert.

Das Gefälle der Seitenwände des Kanales beträgt 1:1 und nur in den felsigen Teilen 1:4. — Das Klima ist im allgemeinen nicht ungesund bei vorsichtiger, mäßiger Lebensweise. Nur an der sumpfigen atlantischen Seite sind gefährliche Fieber endemisch, und wenn diese Sümpfe aufgewühlt werden, wird es großer hygieinischer Schutzmaßregeln bedürfen, um die Zahl der unvermeidlichen Menschenopfer möglichst einzuschränken. Die Temperatur schwankt zwischen 24 bis 35° C., vom Mai bis August regnet es mäßig, aber fast täglich, dann treten einige regenlose Wochen ein, und darauf folgt die zweite Periode der Regenzeit, bis Ende November, in der es täglich und meist sehr stark, oft anhaltend drei bis fünf Tage und Nächte, regnet. Die Regenmenge in Panama betrug nach Angaben des Direktors der dortigen Gasanstalt, W. Stiven, im Jahre 1879 = 2,1 m, 1880 = 1,6 m, 1881 = 1,7 m und 1882 = 1,1 m. Bei Colon dagegen beträgt die jährliche Regenmenge 3 bis 4,3 m.

Was die politischen Schwierigkeiten betrifft, die seitens der Regierung der Vereinigten Staaten dem Unternehmen bereitet wurden, so sind dieselben heute als wenigstens vorläufig beseitigt zu betrachten. Lord Granville wies die der englischen Regierung gemachte Zumutung auf Abänderung des Clayton-Bulwer-Vertrages

höflich aber bestimmt zurück, und auch die Regierung von Kolumbien lehnte es ab, mit der Union einen Vertrag abzuschließen, wonach der Panamakanal unter dem Schutze der Vereinigten Staaten allein stehen sollte. Bereits am 1. Februar 1880 machte der französische Gesandte in Washington, Mr. Outrey, dem Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten die offizielle Mitteilung, daß die französische Regierung in keinerlei Beziehung zu dem Unternehmen des Herrn v. Lesseps stehe, daß der Bau des Panamakanals ein reines Privatunternehmen sei. Trotzdem beruhigte sich die künstlich erregte Eifersucht der amerikanischen Presse erst durch das persönliche Eintreten des Herrn v. Lesseps und besonders durch die günstigen Berichte über das Unternehmen selbst, welche amerikanische und englische Seeleute und Ingenieure lieferten.

Die einzige große, noch nicht ganz beseitigte Schwierigkeit, welche der Ausführung des Panamakanales entgegensteht, ist der Rio Chagres, in dessen Thale der Kanal gegraben werden muß und dessen vielfach gewundenen Lauf er mehrfach durchschneidet. Dieser Chagresfluß nimmt eine sehr große Anzahl von Wasserläufen der verschiedensten Dimensionen in seinem Laufe auf und schwillt in der Regenzeit ganz ungeheuer an, überschwemmt weithin seine Ufer und würde den Kanal unpassierbar machen, ja zerstören. Er bedarf also einer sorgfältigen Regulierung. Im Dezember 1878 z. B. stieg der Chagres in kurzer Zeit um 7 m, und man berechnet die Wassermasse, um welche er damals zugenommen, auf 207 Mill. cbm in drei Tagen.

Der obere Teil des Chagresflusses soll nun zwischen Cruces und Gamboa durch einen 40 m hohen Damm in einem natürlichen, durch ein von hohen Felsen eingeschlossenes Thal gebildeten Reservoir aufgestaut werden. Dieser Riesendamm soll an seiner Basis 1 km dick sein und wird eine Länge von 1500 bis 1800 m haben. Der größte Teil der zwischen 40 und 50 km ausgehobenen Felsmassen wird zu demselben verwandt werden. Das Riesenbassin wird 50 qkm groß sein und über 600 Mill. cbm Wasser fassen, also allen Eventualitäten gewachsen sein. Der Abfluß aus diesem Bassin in das alte mit dem Kanal in Berührung kommende Chagresbett kann und soll durch Heber reguliert werden, und man nimmt an, daß hundert pro Sekunde abfließende Kubikmeter den Kanal nicht schädigen werden. In seinem unteren Laufe wird der Chagres gleichfalls vom Kanal ferngehalten. Es ist dies um so notwendiger, als er daselbst den bedeutenden Rio Trinidad aufnimmt. Bei Gatun und Dos Hermanos werden zwei Windungen des Chagres abgeschnitten, die Wasser des Trinidad und Chagres westlich vom Kanal gehalten. Erst bei 17 km (Lion Hill) soll der Kanal zum erstenmal den Chagres durchschneiden. — Die Schwierigkeiten liegen nun einerseits darin, daß für das große Bassin bei Gamboa noch andere künstliche Abflüsse geschaffen werden müssen, deren Kosten noch nicht annähernd genau taxiert sind und von einigen als fast so bedeutend wie die des Kanales selbst angenommen werden; andererseits wird von kompetenter Seite noch immer befürchtet, daß auch nach der genannten Regulierung und teilweisen Ableitung des Chagres zwischen 17 und 44 km (beim Damm von Gamboa) seine Anwesenheit und häufige Berührung mit dem Kanal nicht möglich sei, den Verkehr auf dem Kanal sehr stören würde und deshalb dieser reißende, schnell anschwellende, viel Sand, Bäume &c. mit sich führende Strom gänzlich vom Kanal fernzuhalten sei. Es müßte dann vom großen Bassin aus ein neues Bett für den Chagres bis zur atlantischen Küste gegraben werden.

Sehen wir nun die bisherigen Leistungen der internationalen Panamakanal-Gesellschaft an. Am 6. und 7. August 1879 wurden 800000 Aktien à 100 Franken zur Zeichnung in Europa und Amerika ausgelegt. Es wurde aber, infolge der oben bereits angeführten feindseligen Haltung amerikanischer Politiker, Fachmänner

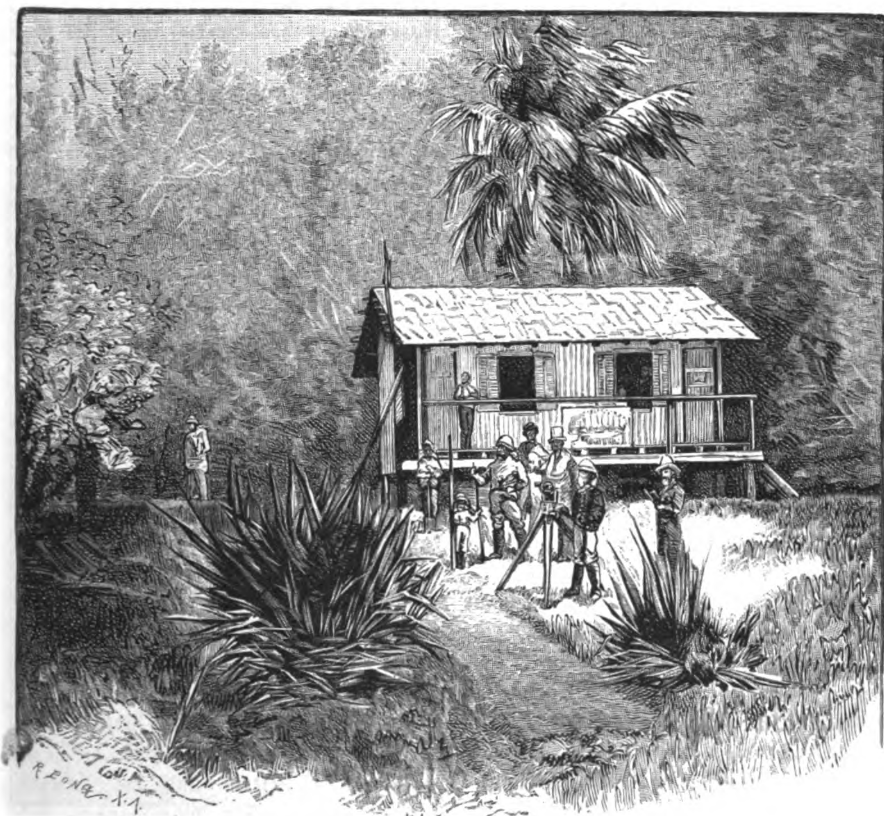
und Zeitungen, nur ein kleiner Teil derselben faktisch gezeichnet. Hierauf kündigte Herr v. Lesseps in einem Cirkular vom 14. August 1879 an, daß er selbst nach Amerika gehen werde, um die Gegner des Panamakanals zu beruhigen und von den Vorteilen dieser Route zu überzeugen. Bei einem furchtbaren Schneesturm verließ Graf v. Lesseps am 9. Dezember mit seiner Familie und einem Stabe der tüchtigsten Ingenieure den Hafen von St. Nazaire und traf am 30. Dezember in Colon ein. Lesseps und seine Begleiter wurden von der Behörde und der Bevölkerung des Isthmus in enthusiastischer Weise empfangen, die ganze Route besichtigt und am 1. Januar 1880 der erste Spatenstich gemacht. Am 18. Februar verließ Herr v. Lesseps mit seiner Familie die Landenge und traf am 24. in New-York ein. Er bereiste nun alle großen Städte der Union, überall das Projekt des Panamakanales verteidigend und erklärend. Am 15. April war er bereits wieder in Paris. Die mit Lesseps nach Panama gekommenen Ingenieure nahmen während dieser Zeit eine genaue Vermessung und teilweise Tracierung der Kanalroute vor. Das Resultat dieser Arbeiten diente dem genauen Kostenanschlage zur Grundlage. Alle Ausgaben sind zu den höchsten Preisen und ohne Rücksicht auf die durch verbesserte Maschinerien zu erzielenden Ersparnisse berechnet, für Zufälle ist ein Zuschlag von zehn Prozent der Gesamtkosten hinzugerechnet und die Schwierigkeiten überall möglichst hoch geschätzt. Die Kommission schätzte die Dauer der Arbeit auf acht Jahre; danach würde der Kanal also Ende 1888 dem Verkehr übergeben werden. Die Kosten werden auf 843 Mill. Franken berechnet. Die Kosten der verschiedenen Arbeiten wurden in folgender Weise klassifiziert: Forträumen von Schlamm, Sand ꝛc. durch Erdscharrer oder Bagger pro Kubikmeter 2,5 Franken, von Felsen von geringer Härte pro Kubikmeter 7 Franken, von hartem Fels 12 Franken, bei Ausgrabungen von Erden vermischt mit hartem Fels, wenn Pumpen nötig ist, 18 Franken und pro Kubikmeter harten Fels unter Wasser 35 Franken. Die Quantität der fortzuräumenden Erd- und Felsmassen wurde von der Kommission in folgender Weise geschätzt: 1) Ausgrabungen über Wasser: Erden, Sand ꝛc. 27350000 cbm à 2,5 Franken = 68375000 Franken; Fels von geringer Härte 825000 cbm à 7 Franken = 5775000 Franken; harter Fels 27734000 cbm à 12 Franken = 332808000 Franken — 2) Ausgrabungen von Felsen, bei denen gepumpt werden muß: 6409000 cbm zu 18 Franken = 115362000 Franken — 3) Ausgrabungen unter Wasser: Schlamm und Alluvialboden 12005000 cbm à 2,5 Franken = 30012500 Franken; harter Boden 300000 cbm à 12 Franken = 3600000 Franken; harte Felsen 377000 cbm à 35 Franken = 13195000 Franken.

Die sonstigen Kosten wurden in folgender Weise berechnet: Damm von Gamboa 100 Mill. Franken; Kanäle für die Ablenkung des Chagres-, Obispo- und Trinidadflusses 75 Mill. Franken; Schleuse bei Panama (die nach den neuesten Untersuchungen aber als überflüssig fortgelassen werden kann) 12 Mill. Franken; Wellenbrecher (Mole) in der Limonbai 10 Mill. Franken; Zuschlag für unvorhergesehene Ausgaben 76 Mill. Franken. Schon damals sprachen sich die Mitglieder der Kommission, von denen nur einer Franzose, einstimmig dahin aus, daß die faktischen Kosten nicht über 750 Mill. Franken betragen würden. Auf Grund dieses Berichtes wurden 1880 die eigentlichen Arbeiten begonnen.

Zur Vornahme der Detailstudien und definitiven Feststellung des Traces ging im Januar 1881 eine Gesellschaft von vierzehn Ingenieuren (Mehrzahl Franzosen) nach dem Isthmus ab. Diese „beratende Oberaufsichtskommission“ bestimmte durch Bericht vom 29. November 1881 definitiv das Trace des Kanales zwischen 0 und 9 km und 41 bis 62 km, dito die Errichtung des großen Dammes

westlich von Colon, gegenüber dem Folks-river, und verschiedene hochwichtige Fragen, wie die Art der Bohrversuche zur Kenntnis des Terrains, das Minimum der Radien der Kurven des Kanales ꝛc. Diese Beschlüsse der „Oberaufsichtskommission“ wurden im Dezember 1881 von der Administration des Baues angenommen und die Ausführung derselben begonnen.

Zur Freilegung des Terrains ging man zunächst an die Abholzung. Das Gestrüpp und der größte Teil der gefällten Bäume wurde am Ende der trockenen Jahreszeit verbrannt und dann an die Ausgrabung der Baumstümpfe und Wurzeln gegangen. Vor Entfernung derselben ist an eine Verwendung der Bagger und Erdscharrer nämlich nicht zu denken. Jetzt (Oktober 1883) ist die ganze Route in dieser Weise in einer Breite von ca. 270 m gesäubert. Die zweite Arbeit war die genaue Untersuchung des Bodens durch Bohrungen bis zur Kanalsohle. Diese Bohrungen haben erwiesen, daß das Volumen der auszuhebenden Felsen viel geringer sein wird, als zuerst angenommen, daß die die Felsen bedeckenden Schichten von Erde und Humus, die durch Erdscharrer entfernt werden können, bedeutend sind. Weiter wurden die Strömungen in der Bai von Limon und Panama genau beobachtet und der Lauf der verschiedenen Flüsse und Bäche auf dem ganzen Terrain festgestellt. — Magazine, Wohnhäuser für Arbeiter und Ingenieure, Hospitäler ꝛc. wurden auf den Centralpunkten der verschiedenen Sektio-



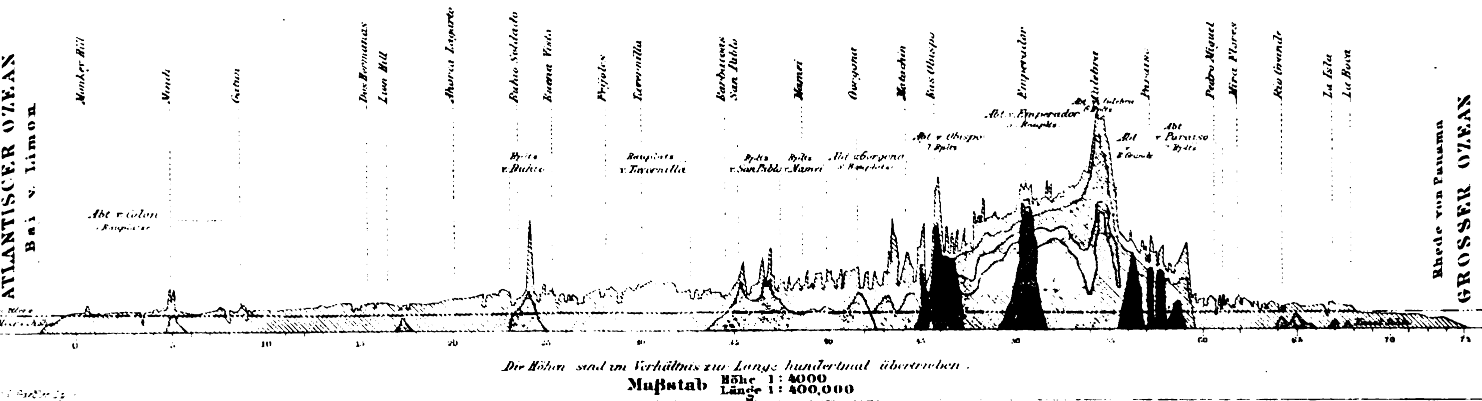
Wohnhaus der Ingenieure bei Station Paraiso.

nen auf der ganzen Linie errichtet, zahllose Schienenwege verbinden die einzelnen Stationen und dienen zum Transporte der Maschinen und Materialien. Diese Vorarbeiten waren Ende 1882 beendet, und durch dieselben stellte sich das Unternehmen viel günstiger, so daß z. B. der um die Lösung der Kanalfrage hochverdiente amerikanische Ingenieur Kelley in einem Briefe an den „Daily Indicator" von New-York am 21. Mai 1883 die Totalkosten auf nur 564¼ Mill. Franken berechnet.

Im letzten Sommer, das heißt in der trockenen Jahreszeit von Mitte November 1882 bis Ende April 1883, haben nun die eigentlichen Aushebungsarbeiten begonnen, sind im August und September in stärkerem Maße fortgesetzt und haben bisher sehr günstige Resultate geliefert. Der heutige Stand der Kanalarbeiten ist nach dem vom Grafen v. Lesseps auf der vierten Generalversammlung der Aktionäre der Kanalgesellschaft erstatteten Bericht folgender:

An verschiedenen Stellen der Linie verteilt ist die Aushebung der Erdmassen durch dreiundzwanzig große Erdscharrer oder Erdbagger begonnen, drei Hilfsmaschinen dieser Art arbeiten am Damme von Colon, bei Monkey-Hill und bei Kennys Bluff an der Limonbai. Die gebirgige Partie der Linie wurde in folgender Weise in Angriff genommen. Zuerst wurden die bedeutenderen Hügel und Gebirgsvorsprünge auf der eigentlichen Route beseitigt und die so erhaltenen Erdmassen zur Ausfüllung der Thäler und Schluchten benutzt, um so das ganze Terrain bis zu einem gewissen Grade zu planieren und die Anlage von Schienensträngen, welche einerseits den Anschluß an die Panamabahn herstellen, andererseits zum großen Chagresdamme und zu den Magazinen führen sollen, zu ermöglichen. Noch im Laufe dieses Jahres 1883 wird die Aushebung des Kanales auf der ganzen Linie im vollen Gange sein. — Über die Beschaffenheit und Leistung der bisher eröffneten Arbeitsplätze sagt der Bericht des Ingenieurs Dingler, welcher der genannten Generalversammlung vorgelegt wurde, daß zur Zeit das Centrum der ganzen Thätigkeit bei Colon liegt. Hier kommt fast das ganze Material an, hier sind die großen Magazine, Werkstätten für Zusammensetzung und Ausbesserung der Maschinen und Wagen, hier steht die größte Anzahl der Lokomotiven und Waggons rc. Es wird gearbeitet an der Verbesserung des Hafens, an der großen Mole und an der Aushebung des Kanales selbst. Alle diese Etablissements, zahlreiche Wohnhäuser, Restaurants rc. sind auf dem 25 bis 30 ha großen, am Westrande der Insel Manzanillo errichteten Damme erbaut. Hier sind auch Werften und Dämme für die anlegenden Schiffe errichtet, und 6 km Schienen durchschneiden die Oberfläche des Dammes nach allen Richtungen. Die Erdmassen für diesen Riesendamm lieferten die Aushebungsarbeiten bei Monkey-Hill; hier arbeiteten drei Erdscharrer, und sieben Lokomotiven und einhundertsechsundfünfzig Waggons transportierten die Erde bis zur Insel Manzanillo. Auch bei Monkey-Hill sind einige Magazine errichtet und 700 m Schienen gelegt. Der große Damm bei Colon, auf dem die heutige Arbeiterstadt „Christophe-Colomb" steht, erfordert zur Fertigstellung 325000 cbm Erde. Aufgeschüttet sind bereits 245000, von den fehlenden 80000 wird der Arbeitsplatz Monkey-Hill die eine Hälfte noch liefern, und die anderen 40000 cbm sollen die Bagger aus der Limonbai ausheben. Diese Arbeiten sind wahrscheinlich schon heute vollendet. — Eine bis heute 120 m lange Mole schützt den Erddamm und den Kanaleingang; die Steine zu dieser Mole und zum Schutze der Dammwände selbst lieferte ein bei Kennys Bluff gefundener Steinbruch, wo auch ein großer Arbeitsplatz errichtet ist. Gutes Trinkwasser wird in Kennys Bluff in einem gemauerten Bassin, welches 8000 cbm fassen kann, gesammelt und von dort durch eine 1600 m lange Wasserleitung nach Chri-


LAGE DES KANALS UND ZUSTAND DER IN AUSFÜHRUNG BEGRIFFENEN ARBEITEN AM 1. JUNI 1883.
ATLANTISCHER OZEAN
COLON (Aspinwall)
Bai v. Limon
PANAMA
GROSSER OZEAN
Taboga
Erklärung:


DURCHSCHNITT IN DER LÄNGENRICHTUNG DER KANALACHSE.
Erklärung:
ATLANTISCHER OZEAN
Bai v. Limon
GROSSER OZEAN
Rhede von Panama
Monkey Hill
Gatun
Emperador
Culebra
Pedro Miguel
Mira Flores
La Boca
Maßstab Höhe 1 : 4000
Länge 1 : 400,000

stophe-Colomb geführt. Durch diese schöne Einrichtung kann die Administration zweimal des Tages gesundes Wasser gratis an die Arbeiter verteilen.

Die Mole erfordert noch 25000 cbm Felsen, und die Versenkung derselben ist in Accordarbeit vergeben. Die schützende Mole soll bis zum 1. November dieses Jahres, vor Eintritt der Stürme, vollendet sein. Zwei große Bagger arbeiten seit dem 10. November 1882 an der Mündung des Foxriver, und Transportdampfer versenken die ausgehobenen Schlammmassen im Centrum der Limonbai. Bis Ende März 1883 hatten diese zwei Bagger ca. 144000 cbm ausgehoben. Die Kosten stellten sich auf nur 0,85 Franken pro Kubikmeter. Ein anderer großer Bagger arbeitet bei Gatun. Die Strecke von Colon bis Gatun ist zum größten Teile (von 0 bis 8,5 km) in Entreprise an die Herren Huerne, Slaven u. Comp. vergeben. Der erste Erdbagger dieser Herren ist am 4. April angekommen und hat Ende Juni seine Arbeiten begonnen, zwei andere Riesenbagger sind in Philadelphia fertiggestellt, im August auf dem Isthmus eingetroffen und heute in voller Arbeit. Jede dieser Maschinen kostet 120000 Dollar.

Der nächste Arbeitsplatz ist Buhio Soldado. Für diese Sektion ist mit den Herren Artigue und Sondregger ein Accordkontrakt abgeschlossen, wonach sich dieselben verpflichten, 1400000 cbm in dreißig Monaten auszuheben. — Der Arbeitsplatz bei Tabernilla ist erst am 1. Juni dieses Jahres errichtet, bei San Pablo ist man eifrig mit Vorarbeiten der Planierung beschäftigt, weit vorgeschritten sind die Arbeiten aber in der Sektion von Gorgona, wo vier Arbeitsplätze errichtet sind. Hier sind 1550 m Schienen gelegt, für Aufschüttung von $1^1/_2$ Mill. cbm zum großen Damme innerhalb achtzehn Monaten ist ein Kontrakt mit Herrn Thirion abgeschlossen, und andere Arbeiten sollen in Entreprise gegeben werden. Auch die Sektion von Obispo ist in vollem Bau, die Planierungsarbeiten haben 127000 cbm Erdmassen, darunter 60000 cbm Felsen, entfernt. Verschiedene Kontrakte mit Unternehmern sind abgeschlossen oder werden verhandelt. Als vollständig eingerichtet und in eifriger Thätigkeit befindlich ist auch die Sektion von Emperador zu bezeichnen; hier sind über $7^1/_2$ km Schienen gelegt und arbeiten neun Erdbagger, acht Lokomotiven, einhundertdreizehn Waggons 2c.

In Culebra, dessen Einrichtungen soeben beendet, sind ca. 2 km Schienen gelegt und arbeiten sieben Erdbagger, acht Lokomotiven und neunzig Waggons. Die Arbeiten der Sektion Rio Grande sollen gleichfalls in Entreprise vergeben werden, die Sektion Paraiso ist völlig eingerichtet und wird daselbst eifrig gearbeitet. Die folgende Strecke von 61 bis 68 km der ganzen Linie ist an die „Sociedad Franco-Americana“ vergeben. Auf der Strecke an der Küste des Stillen Oceans sind die Arbeiten noch nicht in Angriff genommen worden. So weit der Bericht des Herrn v. Lesseps vom 17. Juli 1883.

Die auf der ganzen Linie ausgehobenen Erdmassen beliefen sich bis zum 1. Februar 1883 auf 389880 cbm, dazu kommen im Februar dieses Jahres 111082, im März 158741, im April 152000, im Mai 136000, im Juni 156000, im Juli 184698 und im August 210000. Totalsumme: 1498401 cbm. — Angesichts der ganzen auszuhebenden Erdmassen (75 Mill. cbm) erscheint die bisherige Leistung in den ersten zwei Jahren gering, sie ist es aber nicht, wenn man die riesigen Vorarbeiten, die ich oben in großen Zügen geschildert habe, richtig würdigt. Kompetente Beurteiler schätzen dieselben auf $^1/_4$ bis $^1/_3$ der Gesamtarbeit. Sind erst mehr der großen Dampfbagger, Erdscharrer, Steinbohrer 2c. aufgestellt, so bietet die Fortschaffung der Erdmassen an sich keine Schwierigkeit und erfordert keine große Zeit. Man hofft bereits im ersten Monat der neuen trockenen Jahreszeit (Dezember) 500000 cbm auszuheben und bis auf 2000000 cbm pro Monat zu kommen. Schon im September 1883

wurde mit einem ungeheuren Material gearbeitet. Es lagen 221 km Schienen, worauf 94 Lokomotiven und 3190 Waggons (welche 4 resp. 6 cbm fassen) den Transport der ausgehobenen Erden besorgten; demselben Zwecke dienten 53 km Bahn nach dem System Decauville, worauf 2226 Waggons desselben Systems verwandt werden. Für größere Transporte dienten außerdem 28 starke Lokomotiven und 793 große Waggons. — Die wahren Schwierigkeiten liegen, wie schon gesagt, in der Fernhaltung der verschiedenen Wasserläufe von dem Kanal.

Die Anzahl der bei dem Bau beschäftigten Beamten, Handwerker und Arbeiter betrug im Mai 1882 dreitausend und stieg bis Ende Februar 1883 auf 6844. Im August und September arbeiteten bereits 11000 Mann. Die Beschaffung der Arbeiter hat keine Schwierigkeiten gemacht. Die Beamten sind fast ausschließlich Franzosen, unter den Ingenieuren aber Angehörige aller Nationen. Die Handwerker sind Amerikaner, Franzosen &c., die Arbeiter Neger oder Mulatten von den westindischen Inseln und Halbindianer der Isthmusländer. Alle diese Leute haben sich bisher sehr geschickt und brauchbar erwiesen, und der Arbeitslohn von einem Dollar pro Tag lockt Arbeiter aus allen Teilen von Kolumbien und Westindien an. Der Gesundheitszustand dieser Arbeiter war — nach dem Berichte des Herrn v. Lesseps vom 17. Juli 1883 — bisher ein sehr günstiger. Es starben von dem Personal (Beamte und Arbeiter), welches im Januar 1883 aus 4901 Personen bestand, 16, im Februar von 7004 = 11, im März von 6131 = 19, im April von 6312 = 14. Die gefährlichsten Monate sind allerdings die folgenden. So starben z. B. im Juli 1882 von 2808 Mann = 18, im August von 2895 = 20. Ende 1883 hofft man mit aller Kraft und einem Heere von fünfzehntausend Menschen die Arbeiten auf der ganzen Linie anzugreifen.

Die enorme Bedeutung des Kanales für die Schiffahrt und den Handel ergiebt sich aus der gewaltigen Abkürzung der wichtigsten Schiffsrouten durch denselben. Der Weg von Liverpool oder Havre nach San Francisko wird um 2800 Lieues (à 4,4 km) gekürzt, der von den genannten Häfen nach Sidney um 1760, nach den Sandwichsinseln um 2240 Lieues, von New-York nach Valparaiso um 2160, nach Callao um 2640 Lieues. — Für das erste Jahr (1888) kann man nach den sorgfältigsten statistischen Anschlägen auf einen Transit durch den Kanal von mindestens 6000000 Tonnen (à 1000 kg) rechnen.





Korrespondenzen.

Die elektrische Ausstellung in Wien.

Von

Bernhard Dessau.



Als im Sommer 1881 in Paris die erste elektrische Ausstellung eröffnet wurde, da entsprach diese Veranstaltung einem längst gefühlten Bedürfnis. Denn einerseits wünschte der Fachmann auf diesem Gebiete, der bisher bei seinen Arbeiten meist auf sich allein angewiesen war, sich mit den von seinen Kollegen gefundenen Resultaten bekannt zu machen und aus dem Verkehr mit diesen Nutzen und Anregung für seine eigenen Arbeiten zu schöpfen; zugleich war es Bedürfnis geworden, das ganze Gebiet der Elektrotechnik, auf dem schon so viele vereinzelte Leistungen zu verzeichnen waren, einmal deutlich vor Augen zu haben, um den Standpunkt, wohin man gelangt war, zu ermessen, die Wege, auf denen weiter fortzuschreiten sei, feststellen zu können. Andererseits war schon manche vereinzelte Kunde von den Sprößlingen dieser jüngsten Ehe zwischen vollendetster Technik und Wissenschaft in die weiten Kreise der Laien gedrungen und hatten auch bei diesen den Wunsch rege gemacht, die wunderbaren Kinder der Königin des Tages kennen und, wenn möglich, sie verstehen zu lernen. So war der durchschlagende Erfolg der Pariser Ausstellung von vornherein gesichert, und bald wurde auch der Wunsch nach einer Wiederholung laut, denn nicht jeder konnte nach Paris kommen, um dort sich die Sache anzuschauen. So entstanden in rascher Folge die Ausstellungen in London, in München, in Königsberg; aber es schien fast, als ob das Interesse an der Elektrotechnik erkaltet sei, denn keine dieser Veranstaltungen war mit der ersten zu vergleichen. Doch waren jene Ausstellungen überhaupt nur auf einen kleineren Kreis berechnet gewesen und die genannte Befürchtung hat sich nicht bewahrheitet: auf der elektrischen Ausstellung, die in Wien in der Rotunde, dem von der Wiener Weltausstellung her erhalten gebliebenen Hauptpalaste, stattfand, hat die Elektricität abermals glänzende Triumphe gefeiert und ist dieselbe wieder mit solch hervorragenden Leistungen aufgetreten, daß sich eine Schilderung des Gebotenen wohl verlohnt. Ehe ich aber auf die Beschreibung der Ausstellung eingehe, sei es mir gestattet, einiges vorauszuschicken.

Jedermann weiß heutzutage von der Naturkraft der Elektricität; er weiß, daß man sie früher nach der Art ihrer Entstehung zu scheiden pflegte in Reibungs- und Berührungselektricität, daß man die letztere ursprünglich mit Hilfe der sogenannten galvanischen Batterien erhielt, daß diese Elektricität unter geeigneten Bedingungen zwischen zwei Spitzen eines Leiters in Funken übergeht und daß diese Funken zwischen Kohlenspitzen sich zu dem Voltaschen Lichtbogen gestalten, den man bald zu Beleuchtungszwecken verwerten lernte. Die galvanischen Batterien aber sind teuer, bedürfen einer kostspieligen Wartung und liefern auch keine genügenden Elektricitätsmengen. Eine geeignetere Quelle bot sich bald in der von Faraday entdeckten Induktion, der Erscheinung, daß in einem Leiter, wenn er einem Magneten oder geschlossenen Stromkreise genähert oder von ihm entfernt wird, momentane Ströme von entgegengesetzten Richtungen entstehen. Die Näherung und Entfernung bewerkstelligt man am besten durch Rotation mit der Hand oder durch Maschinenkraft; es gelingt ferner, die entgegengesetzt gerichteten Ströme getrennt aufzufangen und ihnen die gleiche Richtung zu verleihen, und so haben wir die magnetelektrischen Maschinen. Bald erfand Gramme den nach ihm benannten Ringinduktor, der, in

der geeigneten Weise mit isoliertem Draht umwunden, durch Rotation zwischen den Polen eines Magneten einen konstanten und gleichgerichteten Strom hervorbringt, so daß von nun an die Umkehrung und die damit verbundene starke Abnutzung der Maschine durch die auftretenden Funken in Wegfall kommen konnte. Eine ältere Maschine dieser Art mit sogenanntem Jaminschen Blättermagnet, die mit Hilfe von Zahnrad und Kurbel von der Hand bewegt wird, hat Prof. v. Waltenhofen in Prag ausgestellt. Dem Grammeschen Ring folgte bald die Erfindung des Hefner-Alteneckschen Trommelinduktors, der ebenfalls gleichgerichtete Ströme erzeugt und dazu bei demselben Kraftaufwand mehr Elektricität liefert. Dieser Induktor wird von der bekannten Firma Siemens u. Halske angewendet, und hat dieselbe einige magnetelektrische Maschinen dieser Art, die zum Betrieb mit Motoren eingerichtet sind, ausgestellt. Die neueren Induktoren für Gleichstrommaschinen sind fast alle mehr oder weniger zweckmäßige Abänderungen und Kombinationen der beiden vorgenannten Systeme. Einer ausgedehnten Anwendung sind diese Maschinen doch nur fähig geworden durch die Entdeckung des dynamoelektrischen Princips durch Dr. Werner Siemens, den Vater der modernen Elektrotechnik. Dieses Princip lehrt, mechanische Kraft ohne Zuhilfenahme von Stahlmagneten direkt in Elektricität umzusetzen. Jedes Eisen enthält nämlich eine Spur von Magnetismus, der in einer magnetelektrischen Maschine einen schwachen Strom hervorzubringen im stande ist; leitet man diesen wieder um das Eisen, so wird dessen Magnetismus verstärkt, dadurch wieder der Strom, u. s. f., bis die Grenze der magnetischen Sättigung des Eisens erreicht ist. Gleichstrommaschinen, die auf diesem Princip fußen, sind in großer Menge zur Ausstellung gelangt; die meisten dienen zur Beleuchtung.

Von dem Voltaschen Lichtbogen war bereits die Rede; es wurde aber nicht erwähnt, daß durch das Abbrennen der Kohlenspitzen in freier Luft sich deren Entfernung vergrößert und daher schließlich der Strom nicht mehr übergehen würde, weshalb es eines Regulators bedarf, um die Kohlenspitzen in konstanter Entfernung zu erhalten; man sucht die Regulierung meist durch den elektrischen Strom selbst zu bewerkstelligen. Die älteren Regulatoren waren mit dem Mangel behaftet, daß man nicht mehrere Lampen in einen Stromkreis einschalten konnte, weil von jeder Störung, die im Gang der einen Lampe eintrat, auch die übrigen affiziert wurden, so daß schon bei drei in einen Stromkreis eingeschalteten Lampen jede gleichmäßige Beleuchtung illusorisch würde; daher finden solche Lampen nur noch auf Leuchttürmen oder an anderen Orten, wo es auf starke Einzellichter ankommt, Verwendung. Einen ganzen derartigen Beleuchtungsturm mit großer drehbarer Lampe für farbiges Streifenlicht haben L. Sautter, Lemonnier u. Co. in Paris ausgestellt. Der erste, der eine Schaltung von mehreren Lampen in einen Stromkreis ermöglichte, war Jablochkoff, dessen elektrische Kerzen an mehreren Orten in der Rotunde angebracht sind; sie zeichnen sich aber keineswegs durch ein besonders angenehmes Licht aus und sind heute schon mehr als historisch interessante Apparate zu betrachten. Bei ihnen ist die konstante Entfernung der Pole dadurch gesichert, daß man die Kohlenstäbe nicht vertikal übereinander, sondern parallel nebeneinander stellt und sie durch eine nicht leitende Schicht, z. B. Kaolin, voneinander isoliert. Die Kerze brennt einfach ab, und es ist eine Vorrichtung getroffen, daß nach dem Abbrennen der einen sofort eine andere in den Strom eingeschaltet wird. Da aber bei gleichgerichtetem Strome die positive Kohle viel stärker abnimmt als die negative, so bedürfen diese Lampen des Stromes einer Wechselstrommaschine, und man ist daher für sie wieder zu diesen zurückgekehrt. Aber auch bei diesen findet man heutzutage keine Stahlmagnete mehr, sondern Elektromagnete, die ihren Strom von einer besonderen Dynamomaschine erhalten. Solche Maschinen sind ausgestellt von der Société Anonyme d'Électricité in Paris (System Gramme), von Siemens u. Halske (System v. Hefner-Alteneck) und endlich in besonders großen Dimensionen von der Firma Ganz u. Co. in Budapest. Die Wechselstrommaschinen dieser letzteren Firma sind fest mit dem dynamoelektrischen Stromerzeuger und dem treibenden Motor verbunden. Gegen die Anwendung der Wechselstrommaschinen sind wichtige Bedenken geltend gemacht worden; sie erzeugen nämlich Elektricität von hoher Spannung, die dem Menschen leicht gefährlich werden kann, und es sind in der That schon mehrere Unglücksfälle dadurch hervorgerufen worden, daß der eine solche Maschine bedienende Arbeiter während des Ganges derselben beide Pole mit seinen Händen anfaßte und so die Elektricität durch seinen Körper leitete. Eine Zeit lang waren auch aus diesem Grunde die Wechselstrommaschinen fast ganz außer Gebrauch gekommen, und erst neuerdings hat man sie wieder angewendet. Für die neueren großen Bogenlampen sind sie überflüssig, denn für diese eignet sich am besten ein gleichgerichteter Strom, und dabei haben diese den Vorteil, daß sie gestatten, mehrere Lampen hintereinander in einen Stromkreis einzuschalten, ohne daß durch eine Störung im Gange der einen auch die anderen in Mitleidenschaft gezogen werden. Die Lampen dieser Art beruhen meist auf dem Princip der Differentiallampe von Hefner-Alte-

neck, welche zusammen mit der Dynamomaschine desselben Erfinders das elektrische Beleuchtungssystem darstellt, das von Siemens u. Halske für große Räume in Anwendung gebracht wird. Auf der Ausstellung finden wir nur die Wiener Filiale dieses bekannten Etablissements vertreten, während die Fabrik in Berlin der Konkurrenz ferngeblieben ist; trotzdem sind die von derselben ausgestellten Gegenstände ungemein zahlreich und interessant — doch habe ich hier nur von den Apparaten zur Elektricitätserzeugung und Beleuchtung zu reden und werde auf die anderen bei Gelegenheit zurückkommen. Wir finden aber auch eine ganze Kollektion hierher gehöriger Maschinen, von den kleinen magnetelektrischen mit Stahlmagnet bis zu den großen dynamoelektrischen für geteiltes Licht und für Kraftübertragung und der gewaltigen Maschine zur hüttenmännischen Gewinnung von Metallen, namentlich des Kupfers, auf elektrolytischem Wege, ferner eine Reihe Bogenlampen, die den Ausstellungsraum dieser Firma erhellen. Überhaupt sind die Aussteller auf diesem Gebiete ungemein zahlreich, und es würde zu weit führen, wenn ich sie alle nennen wollte; nur erwähnen will ich noch, daß Grammesche Maschinen der ursprünglichen Art, wie sie zum Betrieb von Bogenlampen dienen, mit den dazu gehörigen Lampen von Sautter, Lemonnier u. Co. in Paris, von Heilmann, Ducommun u. Steinlen in Mülhausen im Elsaß und anderen ausgestellt sind. Diese Maschinen haben den Nachteil, daß ein großer Teil des Drahtes, welcher die Windungen des Ringes ausmacht, der induzierenden Einwirkung der Magnetpole entzogen ist und nur unnützerweise den Widerstand der Maschine vermehrt. Deshalb giebt S. Schuckert in Nürnberg dem Ringe einen flachen Querschnitt und bedeckt mit den Magnetpolen fast die ganze Seitenfläche desselben. Schuckert hat eine ganze Kollektion dieser Maschinen ausgestellt; in Verbindung mit der Differentiallampe von Piette und Krizik, die eine glückliche Verbesserung der Hefnerschen Lampe darstellt, bilden sie ein ausgezeichnetes Beleuchtungssystem, das einen großen Teil der Rotunde erhellte.

Für die praktische Anwendung der elektrischen Beleuchtung hat es sich jedoch gezeigt, daß die Bogenlampen nur für große Räume geeignet sind, weil sie zu gewaltige Lichtmengen entwickeln, die eine Teilung nur in sehr geringem Grade zulassen. Für Wohnräume dagegen eignen sich in unübertrefflicher Weise die Glühlampen — und hier tritt der Name Edison in den Vordergrund.

Vor dem Raume, welcher die Beleuchtungsapparate Edisons enthält — Aussteller sind die Société Électrique Edison und die Compagnie Continentale Edison in Paris, vertreten durch Brückner, Roß und Konsorten in Wien —, stand gewöhnlich eine dichtgedrängte Menschenmenge, um sich an dem milden Licht der Glühlampen zu erfreuen und das Bild ihres genialen Erfinders, das hier zu sehen ist, mit dem Ausdrucke stummer Bewunderung zu betrachten, dabei auch gelegentlich einen fragenden Blick zu werfen auf die hohen, schwarz angestrichenen Elektromagnete der Maschinen, aus denen die lichtspendende Naturkraft hervorquillt. Der Induktor der Edisonmaschine ist im wesentlichen nichts weiter als eine glückliche Vervollkommnung der Hefner-Alteneckschen Trommel, und auch die Idee der Glühlampen stammt nicht von Edison; seine Verdienste sind auch nicht allein darin zu suchen, daß er die erste praktisch wirklich brauchbare Glühlampe konstruierte: sein wahres Verdienst und seine Genialität offenbaren sich vielmehr in der großartigen Konsequenz der Durchbildung eines praktischen Systems der elektrischen Beleuchtung bis ins kleinste Detail, worin ihm keiner gleichgekommen ist. Außer den Edisonschen sind Glühlampen noch ausgestellt nach den Systemen von Swan und Maxim. Die Glühlampen werden heute bekanntlich dadurch hergestellt, daß man eine elastische Faser verkohlt und so einen Kohlenfaden von großer Härte und Elasticität erhält, der, in einem luftleeren Gefäße durch den elektrischen Strom zum Glühen erhitzt, ein gelbes bis weißes Licht ausstrahlt. Eine neuere Lampe, welche in der Ausstellung zu sehen ist, hat einen röhrenförmigen Kohlenfaden und zeichnet sich durch ein mildes weißes Licht aus.

Von ihrer glänzendsten Seite zeigt sich die Glühlichtbeleuchtung, für die sich Gleichstrom- und Wechselstrommaschinen gleichmäßig eignen, in zwei Sälen der in der Rotunde arrangierten Kunstausstellung (wogegen die in dem dritten Saale verwendeten Soleillampen der Compagnie Générale Belge de Lumière Électrique in Brüssel, wenn sie zuweilen leuchten, einen weniger günstigen Eindruck machen) und namentlich in den Interieurs, den Wohnungseinrichtungen, die zugleich herrliche Leistungen der Wiener Kunstindustrie darstellen. Es würde zu weit führen, wollte ich all die Zimmer und Salons, in deren Beleuchtung sich die auf dem Gebiete des Glühlichts hervorragendsten Firmen teilen, im einzelnen beschreiben; erwähnt sei nur ein von Bernhard Ludwig in Wien eingerichtetes Schlafzimmer seiner maskierten Soffittenbeleuchtung halber, die dem ganzen Raum ein gleichmäßiges, traulich gedämpftes Licht verleiht.

An diese Wohnungseinrichtungen reiht sich das von der „Asphaleia, Gesellschaft zur Herstellung zeitgemäßer Theater in Wien“ erbaute Theater. Diese Gesellschaft, nach dem Brande des Ringtheaters entstanden, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Feuersicherheit des Theaters zu

erhöhen, und zu diesem Zwecke muß nicht nur das Gaslicht vollständig durch elektrisches Licht ersetzt werden, wozu sich am besten das Glühlicht eignet (hier wird dasselbe von der Firma Ganz u. Co. in Budapest geliefert), sondern es muß auch dem sogenannten Schnürboden, der bisher eine Quelle der Feuersgefahr für alle Theater bildete, eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden. Die Gesellschaft sucht hierzu die Fortschritte der Maschinentechnik der Bühne dienstbar zu machen und namentlich die bisherigen Hebevorrichtungen mit Seilen durch hydraulische zu ersetzen; so ist z. B. die Einrichtung getroffen, daß die Bühne nicht nur in einzelnen Teilen, sondern auch im ganzen mit Hilfe hydraulischer Pressen gehoben, gesenkt und geschaukelt werden kann. Doch gehört das nicht hierher, uns interessiert nur, daß die Gesellschaft den Beweis liefern will, die Elektricität eigne sich zur Hervorbringung selbst der wunderbarsten Lichteffekte.

Das elektrische Licht vermag auch wie das der Sonne das Wachstum der Pflanzen zu befördern und namentlich auch die Bildung des Chlorophylls, des Blattgrüns, zu bewirken, wie durch zahlreiche Versuche von Sir William Siemens in London dargethan wurde. In der Rotunde begegnen wir ebenfalls solchen „elektrischen Kulturen" mit Glühlicht in einem mit Elektricität geschwängerten Boden; daneben befindet sich zum Vergleich ein Glaskasten mit im Sonnenlicht gezogenen Pflanzen; beide Teile sind von A. Bronold in Wien ausgestellt.

Die elektrische Beleuchtung ist nicht das einzige Feld, auf dem die Benutzung der Dynamomaschinen zu bedeutenden Erfolgen geführt hat; für die nächste Zeit vielleicht noch wichtiger ist die Anwendung der dynamoelektrischen Maschinen zur Kraftübertragung. Es ist bekannt, daß man eine, sei es von der Natur in Wasserläufen 2c. gegebene, sei es künstlich durch Motoren erhaltene mechanische Kraft auf ganz kleine Entfernungen übertragen kann mit Zahnrädern, auf etwas größere mit Hilfe von Riementransmissionen oder endlich von Drahtseilen. Die hiermit zu überbrückenden Entfernungen sind aber gering und die Anlagen kostspielig; auf viel größere Distanzen ist eine solche Übertragung durch den elektrischen Strom ermöglicht. Sowie nämlich in dem durch mechanische Kraft in Rotation versetzten Induktor einer Dynamomaschine ein elektrischer Strom entsteht, so gerät auch umgekehrt, wenn man einen solchen Strom in eine in Ruhe befindliche Dynamomaschine leitet, der Induktor derselben in eine konstante Rotation, deren lebendige Kraft der Intensität des Stromes proportional ist. Es ist klar, daß diese Erscheinung die Mittel an die Hand giebt, um mechanische Kraft auf, man kann sagen, beliebige Entfernung zu übertragen. In der Ausstellung freilich sind die Distanzen nur klein und der primäre Motor ist eine Dampfmaschine, was in der Praxis nur dann vorteilhaft ist, wenn am Orte der Arbeit eine solche Maschine keinen Platz findet; meistens würde man sich auf diejenigen Fälle beschränken müssen, wo eine von der Natur dargebotene, etwa eine Wasserkraft, in unzugänglicher Gegend zur Verfügung steht; doch in der Ausstellung kommt es ja nur darauf an, das Princip zu demonstrieren. So betreiben Heilmann, Ducommun u. Steinlen in Mülhausen im Elsaß mit Hilfe einer Dampfmaschine zwei Grammesche Maschinen, deren Strom, auf zwei ähnliche Dynamomaschinen übertragen, im stande ist, einer Reihe von Werkzeugmaschinen die erforderliche Kraft zu liefern. Breguet in Paris betreibt auf ähnliche Weise einen Ventilator. Dem interessantesten Beispiel einer elektrischen Kraftübertragung begegnen wir aber in der von Siemens u. Halske eingerichteten und betriebenen elektrischen Eisenbahn, wo der in zwei Hefner-Alteneckschen Dynamomaschinen erzeugte elektrische Strom auf zwei andere übertragen wird, die zwei Wagen mit einer Geschwindigkeit von 30 km pro Stunde in Bewegung setzen. Die Bahn läuft hier auf ebener Erde und auf gewöhnlichen Eisenbahnschienen, ihre Anlage entspricht aber nicht derjenigen, die für solche Bahnen in Anwendung zu kommen pflegt, sondern vielmehr der einer auf Tragsäulen geführten oder einer unterirdischen Bahn, indem der Strom durch das eine Geleise und die auf dieser Seite befindlichen Radkränze zugeführt und ebenso auf der anderen Seite wieder abgeleitet wird. Dadurch kam es vor, daß an den Stellen, wo die Bahn eine Fahrstraße kreuzt, die Pferde beim Überschreiten derselben einen elektrischen Schlag erhielten, weshalb die Einrichtung getroffen wurde, daß an dieser Stelle die Schienen für gewöhnlich gar keinen Strom haben, sondern derselbe wird durch einen unterhalb laufenden Draht geführt; unmittelbar vor dem Passieren des Zuges werden die Schienen selbstthätig eingeschaltet, unmittelbar nachher wieder ausgeschaltet. Ein System, welches für Straßenbahnen mehr geeignet ist, hat die österreichische Südbahngesellschaft in Wien ausgestellt. Hier wird der Strom zu- und abgeführt durch zwei auf Holzträgern ruhende, nach unten aufgeschlitzte Röhren, in welchen Rollen gleiten, die durch Drähte mit der Maschine des Zuges in Verbindung stehen.

Siemens u. Halske haben ferner eine Reihe von Plänen für elektrische Straßenbahnen in Berlin und Wien zur Anschauung gebracht; namentlich für Wien ist das Projekt, das der Bewältigung des großstädtischen Verkehrs in außerordentlicher Weise zu Hilfe kommen würde, vielfach im Detail ausgearbeitet; die Bahn soll stellenweise auf dem Straßenniveau, meist aber

als Hochbahn auf eisernen Tragsäulen oder unterirdisch in eigens dazu herzustellenden Tunnels geführt werden; an den Haltestellen würden die Passagiere vom Straßenniveau zur Bahn und umgekehrt mit Hilfe elektrischer Aufzüge befördert werden.

Auch zur Galvanoplastik lassen sich die Dynamomaschinen verwenden; zu diesem Zwecke bedarf es großer Quantitäten von Elektricität, aber keiner großen Spannung, was man dadurch erreicht, daß man die Maschine mit wenigen Windungen eines sehr dicken Drahtes versieht. S. Schückert in Nürnberg hat mehrere für diese Zwecke eingerichtete Maschinen ausgestellt, deren eine den Strom für die von J. Kalmars Nachfolger und W. Pfanhauser in Wien gemeinsam installierten Metallbäder liefert. Die vielen und teilweise wirklich kunstvoll ausgeführten Produkte der Galvanoplastik, denen man in der Rotunde begegnet, übergehe ich und bemerke noch, daß sich dieses Verfahren sogar zur hüttenmännischen Gewinnung von Metallen verwenden läßt und sich neuerdings namentlich für das Kupfer immer mehr Eingang verschafft, weil es den außerordentlichen Vorteil bietet, das Metall sofort im Zustande großer Reinheit zu liefern. Eine für diese Verwendung eingerichtete Großmaschine, wie sie z. B. in Oker am Harz, in der Norddeutschen Affinerie in Hamburg und an anderen Orten in Gebrauch ist, findet man in der Ausstellung von Siemens u. Halske; bei derselben sind die Magnete anstatt mit Drähten mit dicken Kupferbarren umgeben, welche durch Asbestlagen voneinander isoliert sind.

Die vielseitige Brauchbarkeit der Dynamomaschinen erfährt eine neue Erweiterung durch die Accumulatoren oder Sekundärbatterien, in welchen eine bei den galvanischen Elementen als schädlich zu bezeichnende Erscheinung in der glücklichsten Weise dazu verwertet wird, um Elektricität in beliebiger Menge aufzuspeichern und transportabel zu machen, nämlich die sogenannte Polarisation, welche, wie man meist annimmt, in einem galvanischen Elemente dadurch entsteht, daß infolge der chemischen Prozesse sich Wasserstoff entwickelt, welcher in feinen Bläschen fest an der Oberfläche des Metalls haften bleibt und so dessen Leitungsfähigkeit vermindert. Diese Polarisation vermag man in eigens dazu meist aus nur einem Metall, am besten Blei, konstruierten Elementen, welche für sich keinen Strom geben, in hohem Grade durch Einleiten eines kräftigen Stromes, etwa aus einer Dynamomaschine, hervorzurufen. Schaltet man dann den Strom aus und leitet nach beliebiger Zeit auf kurze Dauer einen schwachen Strom in entgegengesetzter Richtung hindurch, so wird das Element erregt und liefert nun einen konstanten Strom, dessen Intensität von der des primären abhängt. Die Idee der Accumulatoren, die in gewisser Beziehung den sogenannten Gasbatterien ähneln, ist schon alt, doch ist erst durch neuere Apparate die Erregung, welche der praktischen Anwendung hindernd im Wege stand, überflüssig geworden. Besondere Verdienste um die Vervollkommnung der Sekundärbatterien haben sich Gaston Planté in Paris und Nikolaus de Kabath in London erworben, die wir auch hier unter den Ausstellern finden. Die Accumulatoren bieten eine unschätzbare transportable und auch ziemlich haltbare Elektricitätsquelle dar, welche die mannigfachsten Verwendungen gestattet; so z. B. haben J. Friedländer und J. Lohner u. Co. in Wien Equipagen und Jagdwagen ausgestellt, die mit Glühlampen versehen sind, welche von einer unter dem Bocke angebrachten Sekundärbatterie gespeist werden. Sogar zur Umsetzung in mechanische Kraft läßt sich die in den Accumulatoren aufgespeicherte Elektricität mit Vorteil verwenden; so wird auf dem Donaukanal in Wien ein Boot durch Accumulatoren von der Electrical Power Storage Company in London und eine Siemenssche Dynamomaschine in Bewegung gesetzt. Das Boot faßt vierzig Personen; die Accumulatoren sind unter den Sitzen angebracht, wodurch sie zugleich den notwendigen Ballast bieten; sie vermögen dem Fahrzeug sechs Stunden lang eine Geschwindigkeit von acht englischen Meilen per Stunde zu erteilen.

Äußerst interessanten Erscheinungen begegnet man in der Ausstellung auch auf dem Gebiete der Telegraphie; Aussteller sind hier meist die verschiedenen Regierungen und Ministerien. Deutschland hat sich nicht offiziell beteiligt, nichtsdestoweniger aber brauchen sich die deutschen Aussteller ihrer Leistungen nicht zu schämen. Einen hervorragenden Platz nimmt naturgemäß Österreich ein, in dessen Pavillon man neben den gegenwärtig im Gebrauch befindlichen eine beträchtliche Anzahl historischer Apparate zeigt. Wir sagen: historisch, obschon die meisten dieser Apparate erst wenige Jahre alt sind; aber in der Elektrotechnik findet ein so rapider Fortschritt statt, daß neue Erscheinungen rasch von anderen überholt werden. In ähnlicher Weise wie Österreich hat sich England beteiligt; wir finden dort unter anderem einige ältere Wheatstonesche Nadeltelegraphen, dann neuere Morsetelegraphen, Gegensprechapparate, Duplextelegraphen u. s. w., namentlich aber tritt hier wie auch bei den Expositionen der anderen Länder der Hughessche Typendrucktelegraph auf, in welchem neuerdings dem ursprünglichen Morseapparat ein gefährlicher Konkurrent erwachsen ist. Er beruht auf demselben Princip wie sein Vorgänger, bietet aber den unschätzbaren Vorteil, das Telegramm in gewöhnlichem Typendruck, also in einer für jedermann les-

baren Schrift, zu liefern, und arbeitet überdies sehr rasch; dafür aber entbehrt er wiederum auch der Einfachheit, die einen so wesentlichen Vorzug des Morseapparates bildet. Die Typen sind auf dem Umfang eines Rades erhaben angebracht; das Zeichengeben geschieht mit Hilfe einer Klaviatur, die für jedes Zeichen eine besondere Taste hat; wenn man eine Taste niederdrückt, so wird durch ein Uhrwerk das Typenrad auf den betreffenden Buchstaben eingestellt und der Papierstreifen wie bei dem Morseschen Telegraphen durch den Anker des Elektromagneten daran gedrückt. Die hauptsächlichste zu überwindende Schwierigkeit liegt in dem Erfordernis des absolut gleichen Ganges der Apparate auf der gebenden und auf der Empfangsstation, was man durch genau regulierte federnde Pendel zu erreichen sucht. Der gewöhnliche Hughessche Apparat hat in seiner Klaviatur ebensoviel Tasten, als Zeichen erforderlich sind; dagegen führt uns A. W. Lamberg in Linz ein Modell eines Typendrucktelegraphen vor mit nur fünf Tasten und automatischer Regulierung des Gleichlaufes, zur Erzeugung telegraphischer Korrespondenzkarten eingerichtet. Dasselbe ziemlich unvollkommene Modell war auch schon im Vorjahre in München zu sehen und scheint seitdem keine wesentliche Verbesserung erfahren zu haben; auch ist es sehr fraglich, ob durch die geringere Zahl der Tasten wirklich eine Vereinfachung erzielt wird.

Unzweifelhaft die interessanteste Ausstellung auf dem Gebiete des Telegraphenwesens zeigt Frankreich. Nicht nur die gewöhnlichen Morsetelegraphen mit den dazu gehörigen Relais und Hilfsapparaten und die häufiger angewendeten Duplex- und Multiplexapparate sieht man hier in großer Anzahl und den verschiedensten Modifikationen, sondern auch mehrere Kopier- und Pantelegraphen nach dem Princip des Casellischen; diese Apparate übermitteln nicht nur die gewöhnliche Schrift, sondern auch jede Zeichnung auf telegraphischem Wege mit großer Genauigkeit. Das Princip des Pantelegraphen von Caselli ist folgendes: Die zu übermittelnde Zeichnung oder Schrift wird mit einer die Elektricität nicht leitenden Harztinte auf einem Stanniolblatt hergestellt, das man mit dem einen Pol einer Batterie in Verbindung setzt; dieser ist außerdem zur Erde abgeleitet. Über das Stanniolblatt wird durch mechanische Vorrichtungen in Parallellinien mit sehr engen Zwischenräumen ein Metallstift geführt, der sowohl mit dem anderen Pol der Batterie als auch mit der Leitung verbunden ist, welche nach der Empfangsstation führt; dort mündet die Leitung in einen ähnlichen Metallstift, welcher in ganz gleichen Parallellinien sich auf einem Papierblatte bewegt; dieses ist mit einer Lösung von Blutlaugensalz getränkt und wird, um es einigermaßen leitend zu machen, feucht erhalten; es liegt auf einer mit der Erde leitend verbundenen Metallplatte. Auf diese Weise sind für den Strom der Batterie auf der ersten Station zwei Schließungen hergestellt: die eine von der Batterie durch den Metallstift und das Stanniolblatt zur Batterie zurück, die andere durch die Leitung und den Apparat der Empfangsstation in die Erde; der Strom wird sich infolgedessen teilen und am meisten denjenigen Weg wählen, der den geringsten Widerstand bietet. Schleift nun der Stift der gebenden Station gerade auf der freien Stanniolplatte, so ist der Widerstand hier weit geringer als in der langen Leitung, und diese erhält fast gar keine Elektricität; geht dagegen der Stift gerade über die isolierende Zeichnung, so ist der Widerstand in dem Zeichengeber ein sehr bedeutender, und der Strom fließt daher durch die Leitung zum Stift der Empfangsstation, in das Papierblatt, wo er das Blutlaugensalz unter Bildung von Berliner Blau zersetzt; doch tritt die Zersetzung wegen der geringen Leitungsfähigkeit des Papieres nur an der Stelle ein, wo der Stift das Blatt berührt; von da aus wird der Strom durch die Metallplatte zur Erde abgeleitet. Man erhält so auf der Empfangsstation, da der Stift sich in Parallellinien bewegt, welche mit denen auf der ersten Station vollkommen übereinstimmen, ein allerdings nur schraffiertes, aber doch vollkommen getreues Abbild der Schrift auf der gebenden Station. Auch bei dem Casellischen ist wie bei dem Hughesschen Telegraphen Haupterfordernis ein vollkommen gleicher Gang der Bewegungsmechanismen für die Stifte beider Stationen; man sucht dies durch elektrisch regulierte Pendel zu erreichen.

Außer dem Casellischen Telegraphen finden wir auch noch neuere Apparate, bei denen die Schrift nicht durch Zersetzung auf chemischem Wege, sondern durch Druck mittels einer Farbwalze erzeugt wird, doch erhält man auch auf diese Weise nur ein schraffiertes Bild. Diese Apparate sind sämtlich noch mit großen Unvollkommenheiten behaftet; sie sollen eine Zeit lang für die Zwecke der Börse zwischen Paris und Lyon in Betrieb gewesen, aber wieder außer Gebrauch gekommen sein.

Den Pantelegraphen von Caselli findet man, wenn auch nicht in Thätigkeit wie bei den Franzosen, auch in der Ausstellung Italiens, seines Vaterlandes, welches auch sonst sehr sehenswerte Apparate und eine Menge Hilfsinstrumente zur Anlage von Telegraphenlinien vorführt. Sehr bedeutend ist ferner die Ausstellung der ottomanischen Regierung, deren Telegrapheneinrichtungen sich hier ganz vortrefflich ausnehmen. Die Apparate sollen meist in den Regierungswerkstätten gefertigt sein, deuten aber teilweise stark auf französische Provenienz.

An die Telegraphen schließen sich die Anwendungen der Elektricität auf das Eisenbahnwesen, die Signal-, Kontroll- und Sicherheitsapparate mannigfaltigster Art, die Nerven, die erforderlich sind, um den einzelnen Werkzeugen des großen Getriebes einer Bahn die notwendigen Anregungen und Aufträge zu erteilen und die Vorgänge an allen Punkten zur Wahrnehmung des Centralorganismus gelangen zu lassen. Die Apparate sind, da sie sehr verschiedenen Zwecken dienen, ungemein mannigfaltig, und es ist mir nicht möglich, sie im einzelnen zu beschreiben; es sei mir nur gestattet, die bedeutendsten Aussteller auf diesem Gebiete hervorzuheben, wie die Österreichische Nordwestbahn, die Südbahngesellschaft in Wien, die unter anderem Einrichtungen zur elektrischen Zugsbeleuchtung präsentiert, wie auch ein elektrisches Interkommunikationssignal, mit dessen Hilfe man bei Unglücksfällen u. s. w. von jedem Wagen aus dem Zugführer ein Zeichen zu geben im stande ist. Ferner nenne ich das Telegraphendepartement der englischen Regierung, die Compagnie générale des chemins de fer de l'Est und die Compagnie du chemin de fer du Nord, welch letztere mit fast denselben, allerdings sehr interessanten Apparaten erschienen ist, die sie schon im vorigen Jahre in München gezeigt hatte. Schließlich darf ich auch Siemens u. Halske nicht vergessen, welche eine große Zahl ihrer hierhergehörigen Apparate, sowie Pläne zur vollständigen Ausrüstung einer Bahnstation zur Ansicht bringen.

Mannigfach sind auch die Anwendungen der Elektricität im Kriegswesen für die Feldtelegraphie, zum Minensprengen u. s. w., wie sie von dem österreichischen Kriegsministerium und anderen ausgestellt sind.

Eine bedeutende Rolle im Telegraphen- und Signalwesen spielen auch die Telephone. In der Ausstellung waren dieselben die erklärten Lieblinge des Publikums; nicht jene Modelle telephonischer Anlagen und verschiedener Telephonkonstruktionen, worin zahlreiche Firmen einander den Rang streitig zu machen suchen; nein, denn das Princip des Telephons, daß durch den Schall eine dünne elastische Eisenplatte in Schwingungen versetzt wird und dadurch in einem den Anker eines Magneten umgebenden Drahte alternierende Ströme wachgerufen werden, die auf der anderen Station in einem analogen Apparat die gleichen Schwingungen und folglich auch denselben Ton hervorbringen — dieses kennt fast jeder, und die Installation telephonischer Anlagen mit den dazu erforderlichen Nebenapparaten und Hilfswerkzeugen kann das Interesse des Laien nicht in Anspruch nehmen. Wonach man sich aber drängt, weshalb man „am hellen Tage, schon vor vieren, mit Stößen sich bis zu der Kasse ficht und, wie in Hungersnot um Brot an Bäckerthüren, um ein Billet sich fast die Hälse bricht: dies Wunder wirkt auf so verschiedne Leute" — nur die von der Wiener Privattelegraphengesellschaft eingerichtete telephonische Übertragung aus dem Opernhause und die von derselben Gesellschaft dargebotene Gelegenheit zum Anhören eines Musikduetts, bei dem der eine Mitwirkende sich in Korneuburg, der andere sich in Baden befindet. Allerdings muß man sich gestehen, daß die so übermittelten Töne auf musikalische Reinheit keinen Anspruch machen können und daß die ganze Sache noch an großen Unvollkommenheiten leidet; aber die Hauptsache bleibt, daß der Anfang mit Erfolg gemacht ist, und die Fortschritte werden nicht ausbleiben. Übrigens kann man auch jetzt schon die Stimme eines Bekannten telephonisch mit Sicherheit erkennen, wie sich an den dem Publikum zugänglichen Stationen zur telephonischen Unterhaltung jeder leicht überzeugen kann.

Schließlich hätte ich noch von den elektrischen Uhren, den wissenschaftlichen und medizinisch-elektrischen Apparaten zu berichten. Auch hierin ist die Ausstellung ungemein reichhaltig, ich muß es mir aber versagen, näher darauf einzugehen, denn die speciellen Zwecke und Einrichtungen wissenschaftlicher Apparate liegen dem Interesse des Laien zu fern; nur erwähnen will ich, daß das französische Handelsministerium eine Reihe sehr interessanter historischer Apparate ausgestellt hat und daß auch England in dieser Beziehung Bemerkenswertes zeigt. Wertvollen erdmagnetischen Instrumenten begegnet man bei M. Th. Edelmann in München; eine Reihe Professoren österreichischer Universitäten haben die Apparate ausgestellt, deren sie sich bei ihren Untersuchungen im Gebiete der Elektricität bedienten, und führen die Resultate vor, zu welchen sie dabei gelangt sind. Paul Lacour präsentiert sein so verschiedenartiger Anwendungen fähiges phonisches Rad; bei anderen findet man hervorragende elektrische Apparate für medizinische und physiologische Zwecke; kurz, es giebt des Sehenswerten und Bedeutenden viel; ich muß mich aber begnügen, in wenigen Worten darauf hingewiesen zu haben.

Soll ich nun noch von elektrischen Leitungsdrähten und Kabeln erzählen, von galvanischen Kohlen und Batteriegläsern, von Glasglocken für elektrische Lampen, von Guttapercha und Baumwolle zur Isolierung der Drähte oder gar von den Dampfmaschinen und Gasmotoren, den ledernen, hanfenen und baumwollenen Transmissionen, die zum Betrieb der Dynamomaschinen dienen? Ich glaube mir den Dank meiner Leser wenig damit zu erwerben, denn alle diese Dinge gehören wohl in eine elektrische Ausstellung, wo man auch die Hilfsmittel kennen lernen soll, deren die Elektrotechnik bedarf, aber in einer summarischen Übersicht müssen sie fehlen, und das Bestreben des gewissenhaften

Berichterstatters muß es sein, nicht zu wenig zu sagen — aber auch nicht zu viel; und so schweige ich.

Wenn ich das, was ich auf der Ausstellung gesehen habe, nun im Geiste zusammenfasse, so muß ich mir allerdings sagen, daß ich epochemachenden Neuerungen im Vergleich mit dem Stande der Elektrotechnik, wie sie sich auf früheren Ausstellungen präsentierte, in Wien nicht begegnet bin. Aber nicht jedes Jahr kann bedeutende Früchte reifen. Doch ein fortdauerndes reges Interesse an der Elektrotechnik und ein stetiges Fortschreiten derselben, das konnte man in Wien wahrnehmen; und wenn noch, wie zu erwarten steht, von dem Wettkampf, der sich jetzt dort abspielt, ein fördernder Einfluß auf die weitere gesunde Entwickelung der Elektrotechnik ausgehen wird, so ist der Zweck der Wiener Ausstellung vollkommen erfüllt.

Das Deutsche Theater zu Berlin.

eber die Gründung des neuen, den Namen „Deutsches Theater" führenden Bühnenunternehmens ist bereits vorher viel hin und her gesprochen worden, und noch jetzt, nachdem dasselbe mit äußerlich glänzendem Erfolg ins Leben getreten ist, schwanken die Urteile auf und ab. Während man einerseits mit enthusiastischen Erwartungen eine Regeneration der dramatischen Kunst von dem neuen Institut ausgehen zu sehen hofft, erblicken die pessimistischen Beobachter in der ganzen Sache nur einen verfehlten Versuch, dessen Hauptzwecke darin bestehen sollen, einigen etwas ermüdeten Virtuosen ein neues Piedestal zu schaffen und zugleich dem ohnehin bei einem Teil der Presse und in gewissen Künstlerkreisen absichtlich diskreditierten Königl. Schauspielhause eine gefährliche Konkurrenz zu bieten. Wahrscheinlich wird auch in diesem Falle die Wahrheit in der Mitte liegen. Es ist ja in allen geistigen Bestrebungen von heilsamer Wirkung, wenn von Zeit zu Zeit neue Anregungen auftauchen, welche geeignet sind, frisches Leben und ein rascheres Pulsieren in den matter werdenden Organismus einzuführen, und insofern mußte man es mit Freuden begrüßen, als der Gedanke auftauchte, ein unabhängiges, nur von der Vortrefflichkeit des Gebotenen und der Empfänglichkeit des Publikums gehaltenes Theater ins Leben zu rufen, gewiß eine Idee, deren Verwirklichung jedem wahren Freunde der dramatischen Kunst eine rechte Herzensfreude bereiten würde.

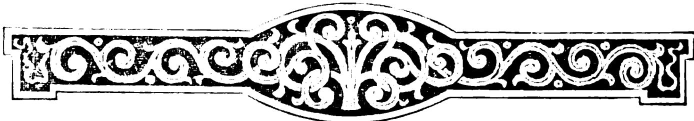
Um das neue Unternehmen zu charakterisieren, hat man bereits mancherlei Vergleiche aufgestellt, die aber fast sämtlich unzutreffend sind. Man hat namentlich das Théâtre français erwähnt, wo doch die Entstehung durch ganz andere Verhältnisse bewirkt wurde, die bis zum heutigen Tage vorhanden sind; die einzige Ähnlichkeit besteht darin, daß dort wie hier einzelne hervorragende Mitglieder bei dem pekuniären Erfolg als Societaires beteiligt sind. Jedenfalls sind die Gesamtumstände, unter denen das Deutsche Theater in Berlin ins Leben tritt, einzig in ihrer Art und weit schwieriger als in allen den Fällen, die man zu Vergleichen heranzieht. Ein einzelner Mann, der das Theater genau kennt und mit großem Erfolg selbst als Bühnenschriftsteller — wenn auch auf beschränktem Gebiete — thätig ist, hat im Verein mit einigen der berühmtesten deutschen Schauspieler das große Wagnis unternommen, in der Reichshauptstadt eine Bühne ins Leben zu rufen, welche für ganz Deutschland als Musteranstalt gelten soll. Man hofft, nicht nur treffliche Kräfte für die Darstellung zu vereinigen und junge Talente zu Meistern zu erziehen, sondern auch der dramatischen Dichtkunst eine Stätte zu bereiten, bei welcher die wirkliche Begabung erkannt, gefördert und durch sorgsame Pflege zur schönsten Blüte geführt werden soll. Man hat ferner die Hoffnung, die besseren Elemente im Publikum würden das vielversprechende Unternehmen so wirksam unterstützen, daß das vorläufig benutzte, elegant renovierte, aber doch immerhin räumlich beschränkte Friedrich-Wilhelmstädtische Theater den Anforderungen nicht mehr genügen und ein großartiger Neubau notwendig werde, der dann in seiner ganzen Anordnung allen Wünschen und Bedürfnissen der neuen Zeit entsprechen solle.

Das sind gewiß alles sehr verlockende Pläne, und der Erfolg wäre in Wahrheit des Schweißes der Edlen wert, aber die Sache hat ihre großen Schwierigkeiten und ist nur durchzuführen, wenn die hervorragenden Kräfte, welche dem Direktor L'Arronge bei der Eröffnung seines Unternehmens an die Seite getreten, ihm mit unermüdlicher Ausdauer zur Verfügung bleiben und wenn sich ein jüngerer Nachwuchs voll berechtigt um diese glänzenden Sterne gruppiert. So lange die Sache neu ist, hält es schwer, darüber zu urteilen, ob das Publikum das Seinige zur Erreichung des Zieles beitragen wird. Wenn erst der Reiz der Neuheit vorüber ist, wird sich zeigen, ob der eigentliche Kern der Sache lebensfähig ist.

Wenn früher Frau Niemann-Raabe, die Herren Haase, Barnay, Friedmann und Förster vereinzelt im Königlichen Schauspielhause oder an einer geringeren Bühne, mit mehr oder minder genügender Umgebung, gastierten, strömte ihnen das Publikum stets zu, und es ist daher vorläufig keine Gewähr für die Zukunft, wenn das gemeinsame Spiel dieser Magnete das Theaterpublikum eine längere Zeit anlockt; erst wenn sich wirklich die Ansicht Bahn gebrochen hat, daß das Deutsche Theater ein erheblich besseres Ensemble bietet als irgend eines der anderen Berliner Theater, erst wenn das Repertoire mit gediegenem Geschmack die größte Mannigfaltigkeit und den würdigsten Standpunkt gegenüber der litterarischen Produktion und den Grundpfeilern unseres nationalen Dramas vereinigt, wird die Zukunft des neuen Unternehmens gesichert sein. Dann allerdings würde sich vielleicht die Notwendigkeit herausstellen, dasselbe mit dem Königlichen Schauspielhause zu verschmelzen, um den künstlerischen Intentionen noch eine breitere Grundlage zu geben. Doch das sind alles Träume und phantastische Voraussetzungen. Wir wollen wünschen, daß vorläufig die Teilnahme des Publikums für das neue Unternehmen sich auf derjenigen Höhe erhält, welche als Bedingung zur Existenz desselben erforderlich ist, denn wir sind nachgerade in allen Dingen, also auch auf den idealen Gebieten der Kunst, zu der nüchternen Anschauung gekommen, daß man zuerst leben muß, um überhaupt wirken zu können. Darum gerade ist überall der Kampf mit den Hoftheatern ein ungemein gewagter. Die großen Zuschüsse, deren diese sich erfreuen, haben ja eben den Boden völlig verändert, in welchem die Existenz der dramatischen Institute unserer Zeit wurzelt. Es giebt große Stadttheater, die künstlerisch mit den Hoftheatern rivalisieren können, aber immer sind es die bewilligten Zuschüsse, auf welche es schließlich ankommt. Schon die ziemlich hohen Preise, welche das Deutsche Theater nimmt, werden für die Folge ein Prüfstein sein; bleibt das Interesse der gutsituierten Bevölkerung dem Unternehmen dauernd erhalten, so mögen sich alle Pläne verwirklichen; aber in diesen Fragen steht eben überall die optimistische Anschauung der pessimistischen gegenüber, und kein Mensch kann vorhersagen, welche von beiden schließlich recht behalten wird. Bis jetzt haben diejenigen Darstellungen, bei welchen die ersten Sterne des Personals beschäftigt waren, die größte Zugkraft ausgeübt; bei aller Anerkennung, welche den jungen Künstlern und Künstlerinnen zu teil wird, scheinen sie doch nur in Verbindung mit jenen ersten Sternen ihre volle Wirkung auf das Publikum auszuüben. Deshalb eben machen die Pessimisten immer wieder die Besorgnis geltend, es werde sich schließlich nicht mehr darum handeln, jene großen Pläne und Ideen zu verwirklichen, welche die Gründung des Deutschen Theaters erweckte, sondern Berlin werde in Zukunft nur um ein gut geleitetes Theater mit einigen permanent gastierenden Kräften von großer Zugkraft reicher sein. Im Interesse des deutschen Dramas und der deutschen Schauspielkunst der Gegenwart hoffen wir, daß die Pessimisten im Irrtum bleiben.

Mit der ersten Novität, welche das Deutsche Theater brachte, hat es einen entschieden günstigen Erfolg gehabt. Es war das Trauerspiel „Der Menonit“ von Ernst v. Wildenbruch, ein Stück, welches alle Vorzüge und Mängel dieses neuerdings so sehr gefeierten Dichters in besonders hohem Grade besitzt. Die theatralische Wirkung kann kaum stärker gedacht werden; der hinreißende Schwung der Sprache, die leidenschaftlich bewegte Handlung vereinen sich, um den Zuschauern die Schwächen in der Motivierung kaum zum Bewußtsein kommen zu lassen. Daß der Held eigentlich nicht Menonit, sondern Gegner dieser sehr einseitig repräsentierten Sekte ist, deren Princip im Kern doch die äußerste Selbstbeherrschung verlangt, daß er den Kampf nicht in sich, sondern nur nach außen besteht und daß der ganze Konflikt durch den Mißbrauch der väterlichen Autorität herbeigeführt wird — alle diese Bedenken gehen während der Darstellung unter vor dem Zauber der wunderbar belebten und die Zuschauer in höchster Spannung haltenden Scenen, in denen sich die Begabung des Dichters für theatralischen Effekt glänzend bewährt.

A. G.





Litterarische Mitteilungen.

Ein neugriechisches Jahrbuch.

Ueber die im vorigen Jahr in Athen gegründete „Gesellschaft für Geschichte und Volkskunde" habe ich zur Zeit in der (Münchener) „Allgemeinen Zeitung" berichtet mit dem Bemerken, daß die Gesellschaft auch ein Jahrbuch herausgeben werde.

Der erste Teil des ersten Bandes (bis Juli 1883) ist nun 184 Seiten stark, mit vier Steindrucktafeln, in Kommission bei Karl Beck in Athen erschienen, und ich halte es als korrespondierendes Mitglied der Gesellschaft für Pflicht nicht nur gegen diese, sondern auch fast noch mehr gegen die gelehrte Welt Deutschlands, hier wenigstens eine Angabe des reichen und für die Geschichte und die Volkskunde Griechenlands im Mittelalter und in der Neuzeit wichtigen Inhalts mit einigen kurzen Bemerkungen mitzuteilen.

Dieser erste Teil enthält also, nach einem Vorwort des Vorsitzenden T. Philimon, von dem in der Sagenkunde aller Völker so ungemein bewanderten N. G. Politis eine Abhandlung (S. 1 bis 30) über die Krankheiten im Glauben und in den Sagen des griechischen Volkes.

Dann folgen (S. 31 bis 77, mit drei zugehörigen Steindrucktafeln) hier zum erstenmal veröffentlichte Briefe des Patriarchen von Alexandrien Meletios Pigas an den ökumenischen Patriarchen Jeremias II. (aus der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts), mitgeteilt von dem Verwalter der Nationalbibliothek, Johannes Sakkelion, der in einer Einleitung über die vier bisher bekannten Briefsammlungen des Patriarchen Meletios Pigas und über die — außer griechischen auch noch lateinische und italienische Briefe und Epigramme enthaltende — Handschrift berichtet, aus der er die hier mitgeteilten Briefe entnommen.

Weiter bespricht auf S. 77 bis 101 N. G. Politis, sich als scharfen und scharfsinnigen Kritiker bewährend, die in diesem Jahre erschienene Schrift des berühmten M. C. Sathas: „La tradition hellénique et la légende de Phidias, de Praxitèle et de la fille d'Hippocrate au moyen âge."

Nun folgt (S. 101 bis 112) eine ungedruckte Rede von Pachomios Rusanos, die höchst beachtenswerte Streiflichter auf den Aberglauben des sechzehnten Jahrhunderts wirft, mitgeteilt von Spyrid. P. Lambros, der in einer Einleitung auch Näheres über den für die Erforschung und Entwickelung der Volkssprache bedeutsamen Mönch aus Zakynthos beifügt.

Der eben genannte Gelehrte Sp. P. Lambros teilt dann (S. 113 bis 119) nebst einer Einleitung eine bisher unveröffentlichte goldene Bulle des Kaisers Andronikos Paläologos aus dem Jahre 1289 mit.

Auf S. 120 knüpft N. G. Politis einige Bemerkungen an die in einem griechischen Kodex der Münchener Bibliothek enthaltene Mitteilung, daß am 5. Oktober 1497 der deutsche Kaiser in der Stadt Ἄλλα (das ist die dem Bezirk Innsbruck angehörige tirolische Salzstadt Hall) den Herrn Soto Choto aus Joannina und den Herrn Nikolaos Karatsas aus Arta zu Rittern geschlagen.

Hieran reihen sich (S. 121 bis 122) die Bemerkungen von Sp. P. Lambros zu dem auf der vierten Tafel in Farbendruck wiedergegebenen, aus der Steindruckerei von K. Grundman in Athen hervorgegangenen Bilde Jeremias' I., der mit kurzer Unterbrechung von 1520 bis 1543 Patriarch von Konstantinopel war.

Der frühere Gymnasialdirektor Dimitrios Papanikolaos macht dann (S. 122 bis 133) Mitteilungen über die Hochzeitsgebräuche in dem Städtchen Wysokas bei Kalawryta, an den Anfang und an den Schluß die Worte Homers setzend, die in der Übertragung unseres wackeren Johann Heinrich Voß lauten:

Nichts ist wahrlich so wünschenswert und erfreuend,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten.

Georgios Drosinis teilt (S. 133 bis 138) ein Dutzend Volkslieder aus dem Dorfe Gubä im

nördlichen Euböa (nach neugriechischer Aussprache Ewwia) mit. Ich widerstehe der Versuchung nicht, eine form- und möglichst wortgetreue Übersetzung von zwei kurzen Liedern folgen zu lassen, also zunächst ein Vierzeil in dem gewöhnlichen politischen Versmaß:

Am Strande, Strande ging ich hin, begegne einem Blatte;
Hin ließ ich's fliegen zum Gestad, da ward es zur Fregatte.
Fregatte, spann die Segel auf, nach Chios flieg, erspähe
Und grüße die Geliebte mir, die wohnt dort in der Nähe.

Das zweite Lied ist offenbar ein Bruchstück, wohl nur der Anfang einer zum Tanz gesungenen Ballade, ebenfalls im politischen Versmaß, nur daß nach der ersten Hälfte jedes Verses als Refrain der Ausruf: „O Dimos mein" eingeschaltet ist:

Ach, deine Augen schönheitsvoll, o Dimos mein, die Brauen schön gezeichnet,
Sie machen mich vor Sehnsucht krank, o Dimos mein, sie machen, daß ich sterbe.
So nimm du deine Flinte denn, o Dimos mein, und gehe auf die Jagd hin!
Findst du Rebhühner, schieß sie tot, o Dimos mein, und Turteln, schieß sie nieder!
Und findest dort du meinen Mann, o Dimos mein, ziel wohl und schieße tot ihn!

Man ist gespannt, wie das Zusammentreffen des Geliebten und des Mannes endet.

Es folgen nun (S. 138 bis 167), gesammelt von Frau Marianne Gr. Kamburoglu, vier zum Teil sehr merkwürdige athenische Märchen, auf die näher einzugehen ich hier verzichten muß; doch kann ich nicht umhin, hervorzuheben, daß bei dem zweiten schon der Titel wie der Inhalt an die aus der Odyssee bekannte Blendung des Cyklopen Polyphem durch Odysseus erinnert.

S. 167 ff. bespricht unter der Überschrift „Bibliographie" N. G. Politis die „Albanischen Märchen, übersetzt von Gustav Meyer, mit Anmerkungen von Reinhold Köhler".

Auf S. 169 bis 180 giebt ebenfalls N. G. Politis ein Verzeichnis der in diesem Jahre herausgegebenen, auf die mittlere und neuere griechische Geschichte und Philologie sich beziehenden Schriften.

Den Schluß (S. 181 bis 184) bilden die Mitteilungen der „Gesellschaft für die Geschichte und Volkskunde Griechenlands" über die für die Kasse, das Museum und das Archiv der Gesellschaft eingegangenen Gaben.

Alle diejenigen, welche der mittleren und neueren Geschichte und der Volkskunde Griechenlands ihren Anteil zuwenden, werden aus dem Vorstehenden ersehen, welche reichhaltigen und wertvollen Gaben ihnen das Jahrbuch bietet.

Dan. Sanders.

Litterarische Notizen.

Unter den Prachtwerken, welche der deutsche Buchhandel in diesem Jahre für den Weihnachtstisch fertiggestellt hat, nimmt der stattliche Band, welcher **Schildereien aus dem Alpenlande** betitelt ist (Leipzig, A. G. Liebeskind), eine hervorragende Stelle ein. Er enthält dreißig Lichtdruckbilder in großem Format nach Gemälden von Karl und Ernst Heyn, teils Ansichten nach der Natur, teils charakteristische Landschaftsbilder nach Motiven aus der Wirklichkeit, sämtlich aber von stimmungsvollem Gehalt und großer Wirkung in der technischen Ausführung. Jedes Blatt ist erläutert durch ein Gedicht des formgewandten und geistvollen Rudolf Baumbach, und alle diese Gedichte sind wieder durch arabeskenartige Handzeichnungen von Johann Stauffacher geschmackvoll umrahmt und geschmückt. Das ganze Werk mit seinem einfachen, aber stilvollen Einband präsentiert sich als eine Gabe von hervorragendem Kunstwerte und edler Geschmacksrichtung. — Eine kleinere Ausgabe **Wanderlieder aus den Alpen**, welche nur die Baumbachschen Gedichte mit den Arabesken von Stauffacher enthält, ist gleichfalls ein empfehlenswertes, sehr gefälliges und zur Festgabe geeignetes Buch. — Besondere Aufmerksamkeit verdient die erste illustrierte Ausgabe von Heinrich Heines **Buch der Lieder**, welche mit zwölf Lichtdruckbildern und hundert Textillustrationen von Paul Thumann im Verlage von Adolf Titze in Leipzig erschienen ist. Mit richtigem Takte hat der geistvolle Illustrator bei den ganzseitigen Lichtdruckbildern vorzugsweise auf die Balladen Rücksicht genommen, während die arabeskenartigen kleineren Textillustrationen in der bekannten liebenswürdig-phantastischen Weise Thumanns den lyrischen Dichtungen sich anschmiegen. Die ganze Ausstattung des Buches ist ungemein geschmackvoll und dabei prächtig. — Bekanntlich erschien in demselben Verlage im vergangenen Jahre der schöne Prachtband **Amor und Psyche**, zu welchem sich zwei Namen ersten Ranges, der Dichter Robert Hamerling und der Maler Paul Thumann, vereinigt hatten. Die Verlagshandlung hat nun in einem zierlichen Carton die neuen Vollbilder zu Amor und Psyche von Paul Thumann zusammengestellt und bietet sie in dieser Ausgabe, welche der im vorigen Jahre in Fr. Bruckmanns Verlag zu München erschienenen elegan-

ten kleinen Mappe mit Moritz v. Schwinds **Bildern zur Zauberflöte** aus der Loggia des Wiener Opernhauses ganz ähnlich ist, als gefälligen Schmuck der Salontische. — Auch das im Laufe dieses Jahres in der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vormals Fr. Bruckmann) in München herausgekommene **Kaiser-Wilhelm-Buch** dürfte vielen Anklang finden; es sind in demselben die Porträts des allverehrten deutschen Kaisers von seiner Kindheit bis zur Gegenwart vereinigt, wozu Julius Wolff eine einleitende Dichtung verfaßt hat, die wieder von A. v. Heyden in charakteristischer Weise illustriert wurde. — Auch die Verlagshandlung von Ferdinand Hirt u. Sohn in Leipzig hat mit der vierten Abteilung des bereits rühmlich bekannten Werkes „Nordlandfahrten" ein in jeder Hinsicht prachtvoll ausgestattetes Buch geliefert, das nicht nur als Ergänzungsband für die drei vorhergehenden Abteilungen bestimmt ist, sondern auch als selbständiges, wirklich wertvolles Reisewerk empfohlen werden darf. Diese vierte Abteilung enthält **Wanderungen durch Holland und Dänemark**, geschildert durch Friedrich v. Hellwald und Richard Oberländer, mit Originalzeichnungen von bewährten Künstlern in diesem Fache. Die vier Bände „Nordlandfahrten" bilden in der That ein Werk von gediegenem Inhalt und ungemein schöner Ausstattung. — Dem interessanten Prachtwerke über „Rom" läßt die Verlagshandlung von Schmidt u. Günther in Leipzig einen ganz ähnlich ausgestatteten Band **Neapel und seine Umgebung** folgen, und auch diesmal ist Rudolf Kleinpaul der Verfasser der Schilderung, was dem Werke zur besonderen Empfehlung dient, da die gründlichen Kenntnisse und das liebevolle Eingehen auf die charakteristischen Eigentümlichkeiten Italiens, welche Kleinpaul bereits bei seinem „Rom" an den Tag gelegt hat, auch dieser neuen Publikation besonderen Wert verleihen werden. Der Inhalt wird Neapel, Pompeji, Sorrent, Capri, Ischia umfassen; welche Erinnerungen, welche Blicke in die herrlichsten Wunder der Natur und die interessantesten geschichtlichen Ereignisse! — Das nach dem Erscheinen des ersten Bandes bereits rühmlichst von uns besprochene, in der deutschen Verlagsanstalt herauskommende Prachtwerk **Palästina** mit Text von Georg Ebers und Hermann Guthe schreitet lieferungsweise seiner Vollendung entgegen. Wir werden später Gelegenheit nehmen, ausführlicher auf dieses ausgezeichnete Unternehmen zurückzukommen. — In gleicher Weise entwickelt sich die **Illustrierte Prachtausgabe von Göthes Werken**, welche die Deutsche Verlagsanstalt unternommen hat. Namentlich sind es in den neueren Lieferungen die Bilder zum ersten Teile des Faust, sowie die Scenen aus Tasso, welche in origineller und geistvoller Weise günstig für die hohe Bedeutung dieser ganzen Ausgabe sprechen. — Schließlich dürfen wir nicht versäumen, auf die neuesten Lieferungen des verdienstvollen und bedeutenden Werkes **Die Kunstschätze Italiens** mit Text von Karl v. Lützow (Stuttgart, J. Engelhorn) hinzuweisen. Diese Lieferungen beschäftigen sich mit einem Teil der unermeßlichen Reichtümer, welche Florenz in dieser Richtung besitzt, und es gebührt den Herausgebern das Lob, daß sie unter dem Vielen das Beste auswählen und dies in vorzüglicher Weise mitteilen. So ist die Radierung der Madonna della Sedia von F. Böttcher eine ausgezeichnete Arbeit, welche die Schönheit und tiefe Innerlichkeit des Originals in überraschender Weise wiedergiebt.

* *
*

Eines der hervorragendsten Verlagswerke der Firma Otto Spamer in Leipzig, **Illustrierte Weltgeschichte für das Volk**, begründet von Otto v. Corvin und Fr. W. Held und bis zur Gegenwart fortgesetzt von anderen namhaften Schriftstellern, nähert sich nun seinem Abschlusse und wird bald in acht stattlichen Bänden und sehr zahlreichen, fast durchweg vorzüglichen Illustrationen vorliegen. Diese Weltgeschichte zeichnet sich durch den volkstümlichen Geist, der darin zu Tage tritt, vorteilhaft aus; die Verlagshandlung hat alles gethan, um das Werk auch durch die äußere Ausstattung seinem Zwecke näher zu führen und dasselbe für die weitesten Kreise nutzbar zu machen. Die vorurteilsfreie Haltung und die anschauliche Art der Darstellung kommen in erster Linie in Betracht, aber der reiche Bilderschmuck, namentlich die vielen Porträts und sonstigen sachlichen Illustrationen, verdienen gleichfalls Anerkennung. — In gleicher Weise dürfen die litterarhistorischen Werke von Otto v. Leixner, welche in zwei Bänden die **Geschichte der deutschen Litteratur** und in zwei weiteren Bänden die **Geschichte der fremden Litteraturen** behandeln, als belehrende Festgeschenke empfohlen werden. Auch hier hat die rührige Spamersche Verlagshandlung der Richtung auf instruktive Illustration im besten Sinne Rechnung getragen, was namentlich in Bezug auf die Geschichte des deutschen Schrifttums in würdigster Weise durchgeführt ist. Diese Werke eignen sich sämtlich für Familien- sowie für Volksbibliotheken. — Auch in kleineren, gefällig ausgestatteten Büchern für den Weihnachtstisch bietet Otto Spamer in diesem Jahre manches Neue sowie Älteres in neuen Auflagen. Der erste und älteste **Robinson Crusoë** nach Daniel de Foë mit zahlreichen Abbildungen liegt in achter Auflage vor; die Sammlung volkstümlicher Gespenstergeschichten von C. Michael unter dem etwas überladenen Titel **Im Gespensterkreis der Ruhe- und Fried-**

losen in zweiter Auflage. Letzteres Buch wird voraussichtlich durch den Anhang über die Gespenstergeschichten aus der jüdischen Überlieferung noch größeren Anklang finden. — Unter den letzten Nummern der neuen Volksbücher von Otto Spamer befindet sich auch ein sehr reich illustriertes und im besten Sinne populär gehaltenes Lebensbild **Martin Luthers** von Gustav Portig, welches unter den vielen Erinnerungsschriften, die das Jubeljahr bringt, ohne Zweifel seinen Platz behaupten und sich viele Freunde erwerben wird.

* *
*

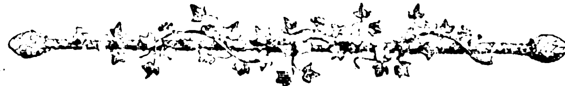
Eine Anzahl sehr geschmackvoll ausgestatteter und inhaltlich empfehlenswerter Jugendschriften hat die Verlagshandlung von Ferdinand Hirt u. Sohn in diesem Jahre versendet. Unter den Verfassern, welche sich besonderer Beliebtheit erfreuen, sind namentlich Clementine Helm für die weibliche und Oskar Höcker für die männliche Jugend zu nennen. Diesen ist neuerdings Brigitte Augusti beigetreten. Schon früher hatte Clementine Helm mehrere Erzählungen der französischen Schriftstellerin Josephine Colomb mit gutem Erfolg für die deutsche Jugend eingeführt und unter diesen hatte namentlich die Erzählung **Der Weg zum Glück** sehr gefallen. In diesem Jahre bietet nun Brigitte Augusti gleichfalls eine Erzählung der Frau Colomb unter dem Titel **Liebe um Liebe.** Außerdem erschien eine Originalerzählung **Knospen und Blüten**, welch letztere sich den früheren Schriften der geschätzten Jugendschriftstellerin anschließt. Von Oskar Höcker ist der zweite Band seiner Serie militär- und kulturgeschichtlicher Bilder aus drei Jahrhunderten unter dem Titel **Preußens Heer — Preußens Ehr!** erschienen; der erste Band, „Kadett und Feldmarschall“, feierte den großen Kurfürsten und seine Paladine. Der zweite Teil aus der Zeit Friedrichs des Großen führt den Titel „Husarenkönig und Küraßiergeneral“. Ferner erwähnen wir aus demselben Verlage **Das Buch vom braven Mann**, Bilder aus dem Seeleben von S. Wörishöffer, gleichfalls einem beliebten Jugendschriftsteller. Auch dies letztgenannte Buch zeichnet sich durch höchst geschmackvolle Ausstattung, schönen Druck und gute Illustrationen aus. — Da wir einmal bei der Geschenklitteratur sind, dürfen wir nicht versäumen, auf das schöne Buch aus demselben Verlage von Ferd. Hirt u. Sohn aufmerksam zu machen, welches unter dem Titel **Im Wechsel der Tage** die Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung vorführt. Es ist eine Auswahl aus den Werken unserer besten vaterländischen Dichter, herausgegeben von Adolf Brennecke. Auch dieses Buch ist mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt versehen und präsentiert sich in prächtigem Einband.

* *
*

Der merkwürdige Roman **Raskolnikow** von F. M. Dostojewsky liegt in der Übersetzung von W. Henckel (3 Bde. Leipzig, W. Friedrich) schon längere Zeit dem deutschen Lesepublikum vor und scheint auch bei uns als ein sensationeller Ausfluß der in Rußland gärenden Ideen viel Aufmerksamkeit zu finden. Es ist nicht mehr Naturalismus, sondern gleichsam eine Zergliederung psychologischer Abnormitäten, was hier geboten wird, und wirkt daher zwar höchst fesselnd, aber doch auch recht peinlich. Zugegeben, daß ein innerlich trefflich angelegter Mensch aus irrigen Prämissen und unter dem Einfluß einer von Branntweindunst erfüllten Atmosphäre zum Mörder werden kann, die menschliche Gesellschaft wird ewig die That bestrafen müssen, ebenso, wie sie stets dem äußerlich anständigen Menschen ihre Achtung zuwenden wird, selbst wenn er von niedriger Gesinnung erfüllt ist. Herz und Nieren zu prüfen vermag nur der Schöpfer der Welt — oder der Dichter, indem er sich eben die Figuren nach Bedürfnis schafft.

* *
*

Von Wilhelm Jordans **Nibelunge** ist das erste Lied „Sigfridsage“ in elfter Auflage erschienen, was als Beweis dienen kann, wie sehr das Interesse für die Wiederbelebung unseres nationalen Heldengedichtes im Steigen begriffen ist, eine Thatsache, die nicht wenig durch Jordans meisterhafte Behandlung und sein persönliches Eintreten für die Verbreitung derselben gefördert wurde. Die Ausstattung des Bandes ist gediegen und würdig.



Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Die Pfeifer vom Dusenbach.

Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

Wilhelm Jensen.

IV.



Still lag der See, und auf ruhig hinschwebenden Flügeln zogen Störche durch die heitere Luft südlicheren Landen zu. Da und dort stach ein vorzeitig verdorrtes Blatt herbstlich aus dem Uferkranz der Wälder und Gärten, doch sommergrün spiegelten sich noch die Wiesen in dem krystallenen Gewässer und blickten die rinderbedeckten Matten von den Berghängen nieder. Kein Wintersturm war noch im Anzug, ringshin umbreitete sonniger Frieden den Kahn, der silberglimmernde Furchen hinter seinem Kiel zurückließ.

Aber, wenn's die Natur auch nicht wußte, es war ein trügerischer Anschein. Ob den bezopften Chinesen oder den hageren Söhnen der Wüsten Afrikas die Ehre der Erfindung zukam, Altiral von Prag oder Peter Lips, der jütische Mönch Lorenz Bola oder der „schwarze Barthel" zu Freiburg den Ruhm mit größerem Recht in Anspruch genommen — gewiß blieb, daß sich ungefähr seit dem Beginn des Jahrhunderts die Entdeckung und der Nießbrauch einer zuvor unbekannten Mischung von Schwefel, Salpeter und Kohle unter den Menschen ausgebreitet hatte, welcher die besondere Eigenschaft beiwohnte, von einem hineinfallenden, noch so geringfügigen Funken mit blitzesgleicher Flamme, donnerartigem Krach und gewaltiger Verheerung ringsum in die Luft geschleudert zu werden. Einer mit solchem Pulver angefüllten großen Tonne aber glich gegenwärtig das weite Landgebiet, über dessen friedliche Natur die weißen Alpenhäupter nach Westen, Norden und Osten bis an die Donau, den Oberrhein und die Rhone hinüberschauten. Nicht im flimmernden Gras und im murmelnden Laub, doch in den Köpfen der Land- und Stadtbewohner dazwischen hatte die reizbare Mischung der toten Elemente eine verwunderlich anähnelnde Zubereitung gefunden, die vielerorten nur auf einen zufälligen, vielleicht lächerlichen Wortfunken harrte, um die ruhige Spätsommerwelt

mit wildem Getöse zu durchlärmen. Denn gleich jenen drei Bestandteilen des Schießpulvers lagen eng zusammengerückt und vielfältig durcheinander gerüttelt in den eidgenössischen Landen dreierlei staatliche Gegensätze, deren nahe räumliche Begrenzung nicht mindere Feuergefährlichkeit mit sich brachte. Das waren die „freien Kantone“ der Schweiz, die in sie hineingeschachtelten „Herrenländer“ von Fürsten, Bischöfen und Rittern und diejenigen Städte, welche sich auch nach den Tagen von Morgarten, Sempach und St. Jakob dem Bunde der Eidgenossenschaft nicht angeschlossen hatten, sondern noch dabei verharrten, in der Fortdauer des alten Freundschaftsverhältnisses und Wehrbündnisses mit dem österreichischen Erzherzoghause ihren Vorteil zu gewahren. Zuletzt hatte das Jahr 1444 zwischen diesen stets aus- und gegeneinander strebenden Elementen einen Stillstand der Waffen herbeigeführt und seitdem, von kleineren Fehden abgesehen, Ruhe über ihnen gewaltet. Aber es war eine schwüle Ruhe, wie sie bei der Verdichtung heißer Dünste am Himmel herrscht; man hatte heimlich und laut jenen Friedensvertrag im Volksmunde mit dem Namen des „faulen Friedens“ belegt, und von Jahrzehnten eifrig gehäuft, stand an jedem Ort, in jeder Brust und jedem Kopf die Pulvertonne bis an den Rand gefüllt.

Da saßen in der alten Reichsstadt Konstanz Welf Siebald und Guy Loder in einer Herberge beisammen. Sie lag nahe am Konziliumshause, wo vor nunmehr einem halben Jahrhundert Kaiser Sigismund mit drei Päpsten, dreißig Kardinälen, ebensoviel Reichsfürsten und zweitausend Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, Prälaten, Grafen, Doktoren, Priestern und Mönchen sich den Kopf über eine „allgemeine Kirchenverbesserung an Haupt und Gliedern“ zerbrochen und zum Beweis ihrer redlichen Absichten zuvörderst Johannes Huß und seinem Begleiter von Faulfisch, genannt Hieronymus, kaiserliches Geleit, Wort und Treue gebrochen hatten, um ihre Asche in den grünwirbelnden Rhein zu streuen. Auch nicht weit vom Bodenseeufer lag die Herberge, denn man vernahm in ihr das Anglucken der Wellen, die der Nordostwind durch herbstliches Nachtdunkel vom schwäbischen Gestade herüberrollte, und im großen Kamin der Schenkstube loderte schon ein wärmendes und hellendes Scheitfeuer gegen die frühzeitige Kälte des Oktoberausgangs. So war's behaglich drin, und das weiträumliche Gemach wie seine Ausstattung entsprachen dem Ansehen, Reichtum und trefflichen Ruf der guten Stadt Konstanz; weniger einem gemeinen Gasthause glich's als einer vornehmen Zunft-Trinkstube, manch adelige Ritterzeche durfte sich schwerlich damit messen. Es saß auch eine hochachtbare Gesellschaft drin beisammen, kein wanderndes Volk von der Heerstraße, sondern lauter Männer mit dem Schwert an der Hüfte, denen man einflußreiche Bürgerwürde vom Gesicht las, zumeist augenscheinlich Inwohner der Stadt; linkshin an einem Wandtisch indes auch einige fremde Gäste, ihre Zwiesprache bekundete sie als gewichtige reisende Kaufleute aus Bern. Mit Trunk und Rede ging's lustig zu, am meisten jedoch durch Welf Siebalds Verdienst. Sein Mund war ein fließender Born von Schwänken und launigen Kunden, daß beifälliger Ruf und vergnügliches Gelächter unter den Zuhörern kein Ende nahm; nur die Fremdlinge hielten sich in ernsthafter Beredung seitab. „Seid ein fröhlicher Junker, unserer Stadt zur Ehr mit Eurem Besuch!“ sprach wohl einer und der andere Konstanzer Bürger wohlgefällig und trank ihm zu, und der Belobte erwies artig seinen Dank durch gewandte preisliche Hervorhebung der rühmenswerten Stadt, die ihn herberge, und ihrer klugen mannhaftigen Bewohner. Auch der Wirt, dessen Verdienst der beredte Gast förderte, schmunzelte erfreut und mischte sich bei einer Wendung der spaßigen Unterhaltung drein: „Habt gewißlich manch guten Trunk über die Zunge gebracht, Junkherr, hab doch ein Fäßlein im Keller, wie's Euch noch nicht auf Weg und Steg begegnet sein mag. Was bietet

Ihr Entgelt, wenn ich Euch den Bären damit anfülle?"

Er streckte die Hand nach dem Wandsims und hob einen mächtigen, kunstvoll zu Bärengestalt gearbeiteten Erzhumpen herab. Um die Mundwinkel des Befragten flog ein unmerkliches Zucken und ebenso ein blitzkurzer Seitenblick des Augensterns zur Linken hinüber, dann rief er laut:

„Sechs Plappart!"

„Das ist gering für edlen Trunk," lachte der Wirt mit gutem Recht, denn ein Plappart war eine von der Stadt Bern geprägte, fast winzig-wertlose Kupfermünze, „doch Euch schenk ich ihn umsonst für weiteren guten Schwank —"

Aber Welf Siebald fiel ihm laut-lustig ins Wort:

„Begehre nichts, was mir nicht zukommt; sechs Plappart dünken mich für einen Bären genug!"

Der Wirt ging, gleichzeitig indes erhob sich von dem Tisch der plötzlich aufhorchenden fremden Kaufleute der zunächstsitzende, trat hochemporgerichtet gegen Siebald hinan und sagte mit verhaltener Erregung:

„Ich verhoffe, Ihr meinet nicht uns mit Eurem Spruch, Herr."

Der Angeredete drehte den Kopf herum, der eine Miene unübertrefflicher Verwunderung aufwies, und antwortete harmlos lachend:

„Was begehrt Ihr? Womit sollt ich Euch vermeint haben? Seid Ihr ein Bär?"

Ein schadenfreudig greinendes Raunen über die Erwiderung umlief den Tisch der Konstanzer, dem Berner indes schlug Röte ins Gesicht, und er versetzte heftig:

„Ich frug, ob Eure Plapparte auf den Berner Bären gemünzt waren?"

Das rief heiter schallende Lache aus Welf Siebalds Kehle. „Ihr tranket wohl doppelt, Herr, und schaut die Dinge mit dem Fuß nach oben. Mich bedäucht, der Berner Bär münzt die Plapparte, desleider, denn er hat eine Bärenzunge, die ihre Jungen zu dünn leckt."

Der Ton seiner Stimme klang harmlos wie zuvor, doch in den Worten barg sich ein fein hervorzüngelnder Hohn, der die Berner Kaufleute sämtlich aufspringen und mit den Händen an ihre Schwertgriffe fahren ließ. Sie riefen durcheinander: „Welcher Frechling spricht das? Straft den Buben, den schandmäuligen Krautjunker!"

Der Bedrohte war, furchtlos über sie hinblitzenden Auges, einen Schritt zurückgetreten, riß seine Waffe von der Hüfte und entgegnete mit einem noch immer meisterlich gespielten, halb ungläubigen Erstaunen:

„Ich glaubte, in edler Gesellschaft zu trinken, nicht unter Strauchkleppern und Bärenhütern. Ist das Bürgerstolz und Gastfreundschaft dieser Stadt, daß sie ihre Gäste von Petzen anfallen und sich selbst mit ihren Tatzen ins Gesicht schlagen läßt? Klingt als ein artiges Schmeichellob für euch, ihr Herren, mit einem Frechling und Buben am Tische zu sitzen! Will euch nicht länger Schande damit bereiten, noch hier dem Hausfrieden Abbruch thun lassen; komme vor die Thür hinaus, wer einen Plappart von mir begehrt!"

Seine Hand stieß die Klinge mit verständlicher Deutung in die Scheide zurück, und er drehte sich gegen den Ausgang; doch ein Dutzend Arme der jetzt gleichfalls ringsum vom Sitz emporgeschnellten Konstanzer streckte sich aus, ihn zu halten, und laute Rufe flogen durcheinander: „Laßt ihr einen edlen Gast unserer Stadt von den Bärenhütern beschimpfen? — Wollt ihr euch einen Ring durchs Maul ziehen lassen und am Stock tanzen, wenn sie aufspielen? — Heißt den Junker es uns nicht zum Unglimpf rechnen und werft die Plapparte hinaus!"

Der Wein lachte und schrie von den Zungen, mit unverkennbar nüchterneren Zügen standen die Berner Herren halb verdutzt dem plötzlichen Getobe gegenüber, einer derselben versuchte zu reden: „Ist's euer Bedacht, Gastrecht in Konstanz zu brechen?" aber vielstimmig überscholl's die Worte: „Hinaus mit den Bären! Laßt sie draußen in die Nacht brummen!

Laßt die Plapparte vor der Thür plappern und klappern!“

„Plapparte — Plapparte — Plapparte!“ jauchzte, lachte, lärmte die zehnfach überlegene Anzahl der Konstanzer. Der Wirt kehrte in diesem Moment aus dem Keller zurück und sah starr verwundert in das während seiner kurzen Abwesenheit losgebrochene Getöse, doch Welf Siebald riß ihm schnellen Zugriffs den weingefüllten Bärenhumpen aus der Hand, schwang sich, denselben hoch über sich hebend, auf einen Sessel und rief: „Euch zum Dank dies, ihr Herren, und eurer edlen Stadt, die nicht hochmütigen Schimpf an einem Gaste duldet! Wollt ihr gewahren, wie man einen störrischen Bären zwingt?“ Und das große Gefäß an die Lippen setzend, leerte er es auf einen Zug aus.

Nun brach der Jubel noch ungestümer aus allen Kehlen. „Vergeßt nicht, sechs Plappart dafür zu zahlen, Ihr spracht recht, so viel ist der Bär wert!“ Ohne ein Wort mehr wandten die Berner Kaufleute sich vor der dicht gegen sie hindrängenden Überzahl spöttischer Gesichter zur Thür und verließen die Gaststube; nur auf der Schwelle drehte der vornehmste von ihnen noch einmal den Kopf und sprach drohend: „Die Plapparte werden euch teuer!“ Dann hatten sie rasch draußen ihre Pferde gesattelt, und nach wenigen Minuten verklang ihr Hufgetrapp durch den Nachtwind gegen das südliche Stadtthor von Konstanz. Drinnen brauste das Gelächter unbändig fort, der Wirt rief: „Ich hatt einen guten Schwank für den Bären von Euch gefordert, Herr Junker, aber für den füll ich ihn nochmals an — ohne sechs Plappart!“

Hatte Welf Siebald gewußt, daß die beiden letzten Worte ein lächerlich klingender Funke gewesen, der in die große Pulvertonne zwischen den weißen Alpenköpfen, dem Rhein und der Donau gefallen, und hatte er ihn etwa mit wohlberechneter Absicht hineingeworfen? Seine harmlose Miene verriet so wenig davon, daß selbst Guy Loder keine Ahnung solches vorbedachten Zweckes beschlich. Unbefangen scherzte der erstere beim Becher über den hohlen Selbstdünkel und die stumpfen Krallen des altgewordenen Berner Bären fort, ergötzte seine Zuhörer weidlich mit mancher Mär von der täppischen Albernheit desselben und pries dankbar sein Geschick, daß er hier so mannhaft beherzte Beihilfe wider die ungeschlachten Tatzen gefunden, wie wohl keiner anderen Stadt Bürger sie also hochsinnig und kraftbewußt einem fremden, vom Übermut verunglimpften Gaste gewährt hätten. Doch als in der nächsten Morgenfrühe hinter ihm und Guy Loder das altersdunkle Thor von Konstanz sich geschlossen, drehte Welf Siebald den Kopf zurück und sprach mit höhnischem Zucken um die Mundwinkel:

„Sechs Plappart, Pfluggesell — hast du schon gewahrt, daß man verschabtes Kupfer in die Mäuler sät, damit ein Goldbaum draus aufschießt? Ich denke, manch Rabengekrächz wird um ihn schnarren —“

Verständnislos blickte Guy ihn an und fiel ihm ins Wort:

„War's dein Wille — kein Zufall — daß der Zwist sich hob? Warum, wozu?“

Da lachte der Befragte: „Zufall ist alles, Knäblein, von unserer Mutter Wehstunde an, ob sie uns in ein Herrenbett legt oder hinter den Zaun an die Wegstraße wirft. Was unser Hirn kann, wenn die liebe Frau von Dusenbach es uns im Schädel belassen, ist, den Zufall am Schopf zu packen. Das hab ich gestern abend gethan — wozu? — hoffe, du wirst's hören und schauen. Wenn die Spatzen sich balgen, stößt der Sperber drein, und stößt der Habicht auf ihn, ist's Zeit für den Geier, aus dem Horst zu schießen. Vorwärts, unsere Zeit ist kurz, denn die Plappartsaat kann hurtig aufgehen, und die Sicheln müssen gewetzt sein.

Begegnet mir ein Kaufmann gut,
Den Plappart thät ich ihm lassen.“

* *
*

Kaum um eine Woche später aber hielt vor dem Konstanzer Süderthor ein kleiner Reitertrupp, der ein Banner mit dem Wappenschild der Stadt Bern in seiner Mitte führte. Sie stießen, ihre Ankunft deutend, ins Horn, begehrten jedoch beim Wächter nicht Einlaß, sondern daß einige von den Herren des Rates auf der Mauer erscheinen und ihnen kurze Beredung verstatten möchten. Das geschah nach einer Weile, und der Sprecher der drunten Haltenden kündete hinauf, die gebietenden Herren von Bern hätten sie abgesandt, in gutem Willen die Stadt Konstanz zu befragen, ob selbige für Schimpf und Schädigung, die in einer ihrer Herbergen Berner Kaufleuten zugefügt worden, den Verunglimpften rechtschaffen genugthun und die Übelthäter zur Buße verhalten wolle? Darüber erhob sich Raunen und Lachen auf der Mauer, und es kam die Antwort herunter: Es wisse der Rat zu Konstanz nicht von Schimpf und Schädigung, nur daß in einer Schenkstube über Plapparte gelacht worden sei, wie's wohl jeglichem bei fröhlichem Trunk freistehe, ingleichem es mit anzuhören oder aus dem Gasthause davonzugehen. Würden sonder Zweifel sich gleicherweis dran mit vergnügt haben; entböten drum guten Willen zurück, doch vermöchten nicht Übelthat, vielmehr nur lustigen Spaß drin zu gewahren, der in schwarzgallig Blut fallen müsse, um ihm solch fälschlichen Leumund zu regen. Schweigend hörten die Reiter den Erwiderungsbescheid bis zum Schluß, dann versetzte der Anführer mit Gelassenheit, als ob er wohl nicht andere Entgegnung erwartet: „So habe ich von meinen Herren der Stadt Konstanz Absage zu thun, daß wir von Stund an außer Fried und Freundschaft mit ihr sind, ihre Bürger zusamt Hab und Gut greifen werden, wo wir sie antreffen, eure Mauern berennen, wenn's uns gut dünkt, und selber die Buße für den Schimpf uns erholen." Auch der Konstanzer Rat mochte nicht andere Antwort erwartet haben, denn der Stadtschultheiß gab alsogleich darauf mit trotzigem Selbstbewußtsein Entgelt: „So vermeldet, wir würden euren Bären von der Bissigkeit zu heilen wissen, wo wir ihn befinden; haltet aber im Gedächtnis, daß Konstanz eine freie Stadt des Reiches ist und daß seine Tatzen den Fängen des Adlers an unserer Mauer begegnen, dessen Zorn, wenn ihr ihn aufweckt, gewaltige Sühne heischen wird." Da flog zum erstenmal ein Lachen um den ernsthaften Mund des Berner Abgesandten, und er gab kurz nochmals zurück: „Schätzet ihr einen Bären auf sechs Plappart, so mögen wir wohl einem Adler mit dreien genug thun; lasset uns am Schluß fragen, wer besser gerechnet!" Und sein Fähnlein umschwenkend, ritt er mit seinem Geleit davon.

Als der Herbst aber die letzten braunen Blätter wirbelnd auf Feldern und Straßen umtrieb, fiel ein starker Berner Heerhaufen raubend, plündernd und Feuersäulen von brennenden Dörfern vor sich aufschickend, ins Konstanzer Landgebiet ein. Ein lächerliches Wort hatte zwischen beiden Städten den „Sechsplappartkrieg" entzündet, doch auch dieser selbst war nur ein winziger Funken, der, erst an der Lunte weiterglimmend, die große Pulverkammer vom eisigen Quellbeginn des Rheines bis zu seiner versandeten Ausmündung in die Luft zischen, flammen und donnern lassen sollte.

Mancherlei Ortschaften hatte inzwischen Guy Loder mit Welf Siebald noch besucht und aus dem Treiben und Reden des letzteren in genugsamer Deutlichkeit abgenommen, daß derselbe allerorten in Städten und auf offenen Wegen unter abenteuerndem Volk nach starkknochigen, keckblickenden Gesellen umfahndete, solche mit Handgelöbnis und geringfügigem Angeld in Pflicht nahm und ihnen unter Zusicherung reichen Gewinnes Zeit und Ort für ihr Eintreffen kundgab. Wo dieses indes statthaben solle, für wen und zu welchem Zweck die Anwerbung geschehe, vermochte Guy nicht in Erfahrung zu bringen. Es lag ihm auch nicht sonderlich dran, vorzeitige Klarheit darüber zu gewinnen; jedenfalls gab es über kürzer

oder länger Fehden, Streit und Kampf und Anlaß, dabei zu Auszeichnung und Ehren zu gelangen. Ihm war's, wie zuvor Lied und Flötenspiel, so habe ihm unbewußt auch Waffenlust im Blut gesteckt und, hastig mit dem Schwertgehenk an seiner Seite aufwachsend, jeden anderen Trieb in ihm überwuchert; und ob ihn kein innerliches Band mit seinem Begleiter verknüpfte, trug er ihm doch Dank, daß derselbe sich in ernster Stunde seiner Ratlosigkeit angenommen und ihm den Weg erschlossen, seine unnütz gewordene Pfeiferkunst mit hoffnungsvollem kriegerischem Handwerk zu tauschen.

Schwerwolkiger Herbst war jetzt über die Lande gekommen, von vielfältigem Regenniedersturz bäumte der Rhein sich hochwogig unter den Brücken der Waldstädte Säckingen, Waldshut und Laufenburg empor, in welchen die beiden Wanderer geraume Weile Einkehr hielten; im Dezemberbeginn war's, als die mächtig umtürmte, stolz über den wilden Strom blickende Stadt Rheinfelden sich vor ihnen aufhob. Auch zu dieser lenkten sie hinüber, doch auf der langen bedeckten Brücke traf sie vor dem Thore die Botschaft, die Berner lägen mit grimmer Gewalt um die Mauern von Konstanz, das vergeblich bei Kaiser und Reich nach Hilfe umherrufe, und die Stadt werde nach wahrscheinlichem Bemessen sich binnen kurzer Frist dem Bären in die Krallen liefern müssen. Da drehte Welf Siebald vor dem Thor von Rheinfelden den Schritt zurück und lachte: „So haben die Plapparte noch reichlicher eingekauft, als ich verhofft, und ist's Zeit, daß der Sperber in die Spatzen dreinfährt. Trag auch selber kaum einen Plappart mehr im Sack, und hast's verspürt, war gut vollgestopft, als wir selbander von der Dusenbacher Narretei abzogen. Ist auch von unseren Sohlen nicht gar viel mehr übrigblieben, müssen uns die Hufe frisch beschlagen lassen. Komm zur Schmiedstatt, denk, es ist so weit, daß wir drin die Eisenschuh uns nicht allein über die Füße ziehen."

Eilfertig begaben sie sich weiter stromab, doch so dichter Nebel fiel jetzt über alles um sie her und blieb unbeweglich bei Nacht und Tag, daß Guy auf wenige Schritt Weite nichts mehr zu unterscheiden vermochte. Er wußte nur, daß sie in westlicher Richtung fortgingen und daß bereits ihm aus alter Zeit bekannte Berggipfel des Schwarzwaldes ihnen zur Rechten aufragen mußten; aber das Auge gewahrte keinen Schimmer von Höhe und Niederung, nur den wechselnd steinichten und sumpfbrüchigen Weg hart vor dem Fuß. Kurze Stunden nach Mittag schon brach volles Dunkel herein, und an einem dumpfen Grollen, Fauchen und Zischen zu beiden Seiten bemerkte Guy Loder allein, daß sie abermals eine Rheinbrücke überschritten; sie mußten wieder den Boden des Elsaß betreten haben und sich geradeaus durchs breite Thal gegen die Bergwand des Wasichin wenden. Welf Siebald war nicht zum Reden aufgelegt, außerdem machte der schleunige Gang das Sprechen fast unmöglich. Ab und zu tauchte matt ein Lichtschimmer aus Nebel und Nacht, danach schien er sich zu richten. Dann verriet einmal ein dichteres Häuflein solch glimmernder Irrwische die Häuser einer Stadt, doch bildete auch diese nicht das Ziel der Wanderung, sondern linkshin unter den dunklen Mauern hob der Weg sich nun aufwärts. Hartfelsiger Grund kündete, daß sie das Gebirge erreicht hatten und dran emporstiegen; ziemlich steil, doch auf erträglichem Pfad, ungefähr eine halbe Stunde lang; da hielten sie zum erstenmal an. Von Kindheit auf mit der Bemessung von Berghöhen vertraut, schätzte Guy ihren Standpunkt auf ein halbtausend Fuß über der Sohle des Rheinthales; vor ihnen lag hohes, schwarzes Gemäuer, Welf Siebald gab ein besonderes Zeichen mit seinem Horn, eine Zugbrücke fiel und sie schritten hinüber. Durchs Thor traten sie in den Innenraum einer offenbar weit umfangreichen Burg, einige Pechpfannen loderten, blendeten indes das Auge mehr, als sie ihm nützten, und ließen den Aufstieg mehrerer gewaltiger, in der lichtlosen Luft

verschwindender Warttürme nur undeutlich ahnen. Nun geleitete der Wächter, mit dem Siebald kurze Worte getauscht, sie in eine Thür, und die bisherige tote, finstere Stille wich plötzlich einem geräuschvollen, von flackernden Kienspänen überhellten, bunten Getriebe. Es rasselte und klirrte von Schwertern, Streitkolben, Partisanen, Schienen, Eisenkäppen, erzbesteppten Kollern, an denen in mehreren großen, flachüberwölbten Räumen wohl ein halbes Tausend emsig geschäftiger Landsknechthände prüften, Rost absäuberten und besserten; trotz dem dadurch verursachten vielfältigen Getöse lag indes dennoch etwas wie vorschriftsmäßig Gedämpftes in der eifrigen Geschäftigkeit. Gar manche Köpfe, über die Guys Blick hinfiel, erkannte er als solche, mit denen er zu Gersau in der Schenkbude und an anderen Orten zusammengesessen, doch bildeten sie immerhin nur eine Minderzahl des beträchtlichen Haufens. Sie achteten nicht auf ihn, und auch sein Auge streifte sie nur flüchtig; Denken und Empfindung in ihm waren von einem stürmischen Herzklopfen überwogt, daß Welf Siebald seine Verheißung wahr gemacht und das Thor einer stolzen Burg sich ihm aufgethan hatte. Wo diese vom Bergrand emporragen und wem sie zu eigen sein mochte, gab nichts ihm einen Anhalt, aber er sann auch kaum drüber nach; Waffen, Kampfbereitschaft und kriegerische Wettlaufbahn winkten ihm hier; in wessen Dienst, galt gleich. So durchschritten sie das ameisenhaft belebte Untergeschoß der Burg, stiegen gewundene Treppe hinan und gelangten rasch in eine hochgeräumige, von einigen Fackeln nicht übermäßig erleuchtete Schloßhalle. Es war frostig darin, leer, der Steinflur zerlöchert und die Ausstattung äußerst dürftig und unwohnlich; doch stand ein Tisch von dampfenden Speisen und grob-irdenen Weinkannen besetzt, an dem ein einzelner Mann, mit kräftigem Gebiß geräuschvoll kauend, späte Abendmahlzeit einnahm. Wie derselbe lässig den Kopf umdrehte, von dessen breitknochiger Stirn sich das ungebändigte Haar zu einem störrigen Schopfwirbel aufsträubte, kam's Guy Loder, daß er das Gesicht und die baumstarke Gestalt schon einmal gesehen; allein er wußte nicht, wann und wo; erst da sein Begleiter ihn leichthin als einen Wohlbekannten mit einem lustigen: „Eure Zähne mahlen gut," ansprach, brachte die erwidernde Stimme des Hünen dem Jüngling ins Gedächtnis, daß es Armin Klee, der Schopfmüller von Mülhausen, sei. Er leerte zuvörderst den ungeheuren Krug, dann versetzte er, sich mit der wuchtigen Faust die herabgeträufelten Weinperlen aus dem flächsernen Bart wegtrocknend:

„Seid Ihr's, Wendelin? Haben Euch schon ehender erwartet, der Gestrenge ist wohl mit Eurer Sendung zufrieden. Verhoff, Eure Fiedler werden ein Stück aufspielen, daß die Klappersteine zu tanzen anheben."

„Kommen wir gerad recht zur Nacht?" frug Welf Siebald begierig, doch der Müller fiel verdrossen umschlagenden Tones ein: „Heißt's ihn, nicht mich; er will noch zuwarten, denke, die Hähne solln's erst auskrähen, was für Mehlsäcke hier drunten im Keller liegen."

„Habt Ihr aufgekündigt?" entgegnete der andere, und Armin Klee stieß unter ingrimmiger Lache zur Antwort: „Daß ich ein Tolpatsch wär! Hätt Euch für besser im Hirn gehalten, Wendelin, zu glauben, daß der Kater vorm Mausloch miaut. Bin kein Rittersmann mit edler Junkernarrheit unterm Schopf; wer mir's Recht weigert, ist gewarnt, dem nehm ich's — hiermit!" und der Müller hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Ziergeräte und Kannen klirrend wackelten. Doch gleich darauf dämpfte er die Stimme herunter: „Da kommt er, redet Ihr ihm zu, er giebt etwas auf Euch."

Von einem Nebengemach dröhnte schwerschütternder Tritt heran, und eine langragende Gestalt trat, bis auf das unbedeckte Haupt in voller Eisenrüstung, durch die Thür. Nun fiel der Fackelschein auf ihr finster in sich verschlossenes, blasses Gesicht, und jählings lief Guy Loder ein

unwillkürlicher Schreck vom Scheitel zur Sohle hinunter: es war der Ritter Bertulf von Egisheim. Blitzgleich durchzuckte es im nämlichen Augenblick den Kopf des Jünglings: er konnte nicht auf der Giersburg sein, so mußte er sich in der verfallenden Stammburg des Ritters über dem Städtchen Egisheim befinden, deren drei hohe Türme ihm Velten Stacher einmal, geisterhaft aus dem rinnenden Nebel herabdrohend, als Dagsburg, Walchenburg und Weckmund benannt und warnend beigefügt hatte, sich gut auf der Hut vor ihnen zu halten, denn der Volksmund rede, der Rufacher Galgen sei gesundere Herberge als ihre Gastkemenate. Und zugleich ward es ihm deutlich, weshalb Welf Siebald am Abend des letzten Pfeifertages auf der Giersburg vorgekehrt, woher er seinen wohlgefüllten Säckel genommen und daß er selber von jenem in den Dienst des Ritters von Egisheim angeworben sei.

Dieser erkannte jedoch offenbar den zum mannhaften Jüngling aufgewachsenen Knaben ebensowenig wieder, als Armin Klee es gethan. Den Kopf hebend, trat er auf Siebald zu, und seine düstere Miene erhellte sich einen Moment um ein Geringes von kurzem, nickendem Lideraufschlag. „Rückgekehrt?“ sprach er, soweit seine Stimme das Mürrische und Harte ihres Klanges abzuschwächen vermochte, mit wohlgefälligem Ton; „hast gut ausgerichtet, womit ich dich betraut. Iß und trink, siehst aus, daß du's bedarfst. Wen bringst du mit?“

Der Befragte gab kurz über Guy Auskunft, und der Ritter maß diesen prüfenden Blickes. Die Betrachtnahme schien nicht zu gunsten des Jünglings auszufallen, denn er zuckte geringschätzig die Achsel: „Hättst du mir nicht Bessere zugebracht, wüßt ich dir geringen Dank. Zieh ihm Weiberröcke an, und er wird wie eine Jungfer dreinschauen; warum ist er von der Pfeife weggelaufen?“

„Die Rappoltsteinschen haben ihm Schimpf angethan,“ erwiderte Welf Siebald.

Das besserte sichtlich die Meinung des Ritters über den Beredeten etwas, denn er nickte flüchtig: „So mag er im Eisenkoller aufweisen, daß kein Dirnenblut in ihm steckt.“ Er schlug bei den letzten Worten eine unwillkürlich hervorbrechende scharfe Lache auf und fügte, die Stirn wieder gegen Siebald drehend, bei: „In allen steckt's, kannst du dreingeben, denn es kommt nicht vom Vater allein. Aber ob's mehr von ihm gekommen, das macht's aus. Trink, Welf, ich sprach's, daß ich mit dir zufrieden bin.“

Er füllte selbst einen Becher und drückte Siebald mit der Hand auf einen Sitz am Tische nieder, während er Guy unbeachtet stehen ließ, und befrug den ersteren, ob er neue Botschaft von Konstanz mitbringe. Das gab mancherlei Antwort, in die Armin Klee dreinrief: „Den Humpen wollt ich dem trinken, dessen Zunge die Plapparte ausgebracht!“

„So trinkt ihn mir,“ versetzte Welf Siebald ruhig.

„Du?“ fuhr der Ritter überrascht, ungläubig auf, und Siebald berichtete lachenden Mundes. Der Blick des Burgherrn haftete mit einem absonderlich bohrenden Glanz auf ihm, bis er schwieg, dann stieß jener aus: „Das war meisterlich, Bursch! Nimm's nicht auf dich, wenn ich von schlechtem Weiberblut geredet, du hast bessere Tropfen in dir! Hättest anderen Namen verdient! Deine Wohlfahrt!“

Er klirrte seinen Becher an den Welf Siebalds, der Müller leerte unter unbändigem Gelächter den Humpen und rief: „War ein guter Wind, der Euch vor vier Jahren nach Mülhausen wehte, Wendelin! Es bedünkt mich auch, wie der Herr Ritter spricht, Eure Mutter hat's versehen, Ihr hättet nach Eurem Ausschaun und Eurer Klugheit einen Junkernamen mit Euch auf die Welt bringen sollen.“

„Vielleicht trog mein Vater mich als Strauchdieb drum, Schopfmüller,“ lachte der Angesprochene; doch jählings aus seiner ungewohnt guten Laune umschlagend, fuhr der Ritter jetzt mit herrischem Gebot

drein: „Was schwatzt ihr Narrheit, als gäb's nicht anderes zu bereden! Wie viel Köpfe sind drunten?“

„Genug,“ antwortete Armin Klee kurz.

„Ihr lügt!“ stieß der Ritter plötzlich verwundersam angeschwollenen Zornes aus; „Euch kümmert's nicht, wenn's mißlingt, was morgen ist, und Euer Sack hat mir nichts zugebracht für die gierigen Mäuler, ob Ihr's vorher geprahlt!“

Der Müller warf einen Blick nach dem Fenster und versetzte: „Die Nacht ist schwarz, als hätten wir sie bestellt, und habt Ihr die Schlüssel, weis' ich Euch den Weg zu den Goldtruhen.“ Und er blinzelte Welf Siebald an: „Eurem Wort vertraut der gestrenge Herr besser, begehrt Ihr's von ihm, daß wir nicht länger säumen.“

Aber mit heftigem Ruck sprang der Burgherr nun vom Sitz. „Was soll der Prahlmatz mir? Versucht's mit dem großmäuligen Burschen, wenn's Euch gelüstet, Müller! Bin ich der Herr oder er? Ich will nicht — heut nicht — wer will mich zwingen, wenn ich nein sage?“

Er setzte, groß ausschreitend, den Fuß gegen das Nebengemach, aus dem er zuvor gekommen. Eh er jedoch die Halle verlassen, flog sein Kopf plötzlich herum, denn eine Stimme hinter ihm frug:

„Was wollt Ihr nicht, Ritter von Egisheim?“

Niemand hatte während des letzten erregten Wortwechsels acht darauf gegeben, daß die Thür von der Steintreppe her sich aufgethan und eine mittelhohe Mannsgestalt, schon seit einigen Augenblicken schweigsam zuhörend, hereingetreten war. Auch Guy Loder gewahrte dieselbe erst jetzt; das Fackellicht ließ die schmucklose Kriegsrüstung eines Soldknechtes erkennen, halb abgenutzte schwarze Arm- und Beinschienen, ein verschartetes Wehrgehenk fiel an der Hüfte nieder, den Kopf umgab ringsum bis auf die Schultern hinunter eng anschließende Eisenkappe, wie der gemeine Heerhaufen der Zeit sie in der Schlacht und beim Ansturm auf eine verteidigte Mauer trug, mit einfachem, schräg verstellbarem Fallgitter zum Schutz des Gesichtes. Verwundert drehten Armin Klee und Welf Siebald die Hälse nach der Richtung, aus der die unerwartete Stimme gekommen, der Ritter dagegen that einen raschen Schritt vor. Unter den buschigen Brauen wetterleuchtete ihm Befriedigung, seinen Unmut rückhaltslos ungebändigt herausfahren lassen zu können, und er rief:

„Wes erfrechst du dich, Stallbube? Wer hat dir verstattet, dich in den Herrensaal zu schleichen und zu fragen, was ich will oder nicht? Hinunter mit dir zu den Kellerratten!“

Doch der Angefahrene blieb unbewegt stehen und erwiderte:

„War's nicht Euer Wille, heut nacht auszuziehen, so werdet Ihr's, wenn ich es Euch heiße.“

Das entloderte den hochaufgereizten Grimm des Burgherrn zu wildem Überkochen. „Hund von einem Soldknecht!“ schrie er, „drohst du mir um deinen Lohn? Ich zahl ihn dir gleich!“ Und mit knirschendem Gebiß riß er sein langes Schwert aus der Scheide. Aber der Bedrohte blieb ebenso furchtlos wie zuvor; unter der über ihm auffunkelnden Klinge schlug er gelassenen Armes das Visiergitter seiner Eisenkappe in die Stirn, und nur die freigewordenen Lippen stießen mit einem gebieterischen Nachdruck hervor: „Tod und Teufel, unsere Zeit ist kurz! Ihr werdet thun, was ich Euch heiße, Ritter!“

Einen Augenblick starrte der Ritter Bertulf von Egisheim den Sprecher jäh verdutzt an, die geschwungene Waffe fiel ihm aus gelähmter Hand und kollerte auf den Boden, dann stammelte er: „Vergebt mir, Herr — “

Doch der vor ihm Stehende fiel herrisch ein: „Schreit mich nicht an die Wände! Wollt ich's, ständ ich anders hier! Ich bin heut nacht Euer Soldknecht, wie Ihr mich geheißen; will ein Probstück Eurer Kunst schauen. Der Bär hat seit ehgestern Konstanz in den Klauen; in einer Stunde seid Ihr bereit. Laßt mich und gebt mir für Hunger und Durst!

Ich bin weit geritten, heut Euer Gast zu sein."

Eine wundersame Verwandlung war über den Burgherrn gefallen; er verneigte sich tief, und ebenso stand Welf Siebald demütig gekrümmten Rückens. Nur der Müller kannte offenbar den plötzlichen Ankömmling nicht, fühlte indes, daß die unerwartete Erscheinung desselben jeden vorherigen Widerspruch des Ritters mit Übermacht brach; so lachte Armin Klee, zur Seite getreten, breitspurig über die vom Dach herabgefallene Unterstützung seines nächtlichen Begehrens vor sich hin in den Bart. Staunend aber verwandte Guy Loder noch immer den gefesselten Blick nicht von dem Fremden. Im Moment, als derselbe über der unscheinbaren Landsknechttracht das Visier aufgehoben, war ein Doppelstrahl gleich dem Lichtblitz zweier Karfunkelsteine drunter hervorgeschossen, wie der Jüngling nichts ähnlich Glühendes, Pfeilscharfes, stolz Gebieterisches von Menschenaugen je gesehen. Dazu schien die mittelgroße Gestalt machtvoll in die Höhe zu wachsen, als ob sie über den hohen Wuchs des Ritters von Egisheim emporrage; ein dunkel umbartetes Antlitz in vollster Kraft des Mannesalters, von unbeugsamem Willenstrotz, hochfahrendstem Stolz und unbändiger Leidenschaft durchprägt, flammte aus der ärmlichen Eisengugel heraus. Jede Regung der Miene sprach: Gegen diesen Willen gab es kein Wort, gegen den Arm keinen Widerstand; er zerbrach den Ungehorsam gleich dürrem Stecken, und die Erde konnte nichts tragen, vor dem sein zügelloser Mut und sein Kraftgefühl zurückschrak. Man brauchte seinen Namen nicht zu wissen; wie bei keinem Zweiten, der lebte, befiel die Übergewalt seines Hintretens mit niederbeugender Wucht, wie ein Sturmwind in Schilfhalme hineinstößt.

Nun drehte er geringschätzig den Kopf gegen Armin Klee, maß ihn kurz und frug:

„Seid Ihr der Müller, dem sie Recht geweigert? Wer Eure Faust trägt, hat das Recht. Sorgt, daß Eure Steine gut malmen! Geht alle und legt Hand an! Wenn die Kanne leer ist, brechen wir auf. Du da bleib und schenke mir!"

Mit dem letzten winkte er Guy Loder, setzte sich an den Tisch und begann an den Überresten der Mahlzeit seinen Hunger zu stillen, während der Ritter samt den beiden anderen schweigend, ohne ein Wort des Einspruchs mehr, die Halle verließ. Der unvermutete Abendgast aß mit gleichgültiger Hast; wenn er den Becher geleert, schlug er ihn hart auf die Eichenplatte des Tisches, und hinter ihm harrend, füllte Guy neuen Trunk ein. So verging eine Weile, bis der Fremde, einmal sich schüttelnd, das Gefäß vom Mund setzte und laut ausstieß: „Keltert euren Wein aus Schlehtrauben, däucht's! Foudre de Dieu, gehört Mannescourage dazu, vor solchem Bärenblut nicht Fersengeld zu geben. Hält eures hier davor Stich, ohn eine Fratze zu schneiden? Zeig's mir auf, Bursch!"

Sein Wink gebot dem Jüngling, gleichfalls einen Becher des herben Weines auszuleeren; dürstend nach langem Fasten nutzte Guy mit Freuden die Erlaubnis und trank, ohne eine Miene zu verziehen, mit sichtbarem Wohlbehagen. Von den Lippen des Zuschauers flog zum erstenmal ein lustiges Auflachen, und er rief: „Gottsblitz, bist ein Maulheld, der mir über ist! Deine Zung schrickt vor des Teufels Leibtrunk nicht — oder war's kein Todesmut — deine Haut schauet weiß drein — bist auch umgeritten und möchtest gleiche Bravour mit den Zähnen kundgeben?"

Der Befragte stand wortlos, sein Gesicht war in der That nach der rastlosen Marschanstrengung des Tages farblos gewesen, jetzt floß Röte vom Trunk drüber, mehr jedoch noch von der unerwarteten Ansprache des Namenlosen, dessen Züge einen Augenblick ihre herrische Strenge abgelegt und, von heiter aufsprudelnder Laune übergoldet, so gewinnend dreinblickten, daß Guy kaum das nämliche Antlitz vor sich zu gewahren glaubte. Ein

hinreißender Zauber umspielte die lachenden Lippen desselben, die, ohne eine Erwiderung abzuwarten, mit schalkhaftem Ton nachfügten: „Schmalhans ist wohl Küchenmeister auf eurem Raubnest? Bist hungrig, Kamerad? Sitz hin! Die Faust steckt im Magen, und du sollst sie noch brauchen zur Nacht."

Er faßte Guys Arm, zog ihn, auch in seiner Scherzanwandlung keinen Widerspruch noch Aufschub duldend, an den Tisch nieder und schob ihm, was noch an Speisen übriggeblieben, hin. Dann hielt er die Augen mit Gefallen auf den jetzt frank und frei hungrig Zugreifenden verwandt und frug nach kurzer Weile: „Bist du des Hauses Sohn?"

Guy schrak zusammen; eine Empfindung, als ob er sich einer Täuschung schuldig gemacht, schnürte ihm plötzlich wieder befangen die Brust, daß er halb stotternd hervorbrachte: „Nein, Herr — ich bin nicht von edlem Blut — nur eines Bauern Sohn —"

Doch wegwerfend fiel der andere ihm ins Wort: „Edles Blut? Wer hat's? Der zuerst auf der Mauer ist und den Feind an der Kehle packt! Mit der Faust, wenn's Schwert bricht! Hast's gesprochen, schaust nicht nach edlem Blut aus, Milchbart!"

Er sprang auf; das flüchtige Gefallen, das er an dem Jüngling gefunden, war sichtbar von anderen Gedanken verdrängt und ausgelöscht. Auch Guy erhob sich, Stirn und Wangen dunkel von Blut überströmt, doch der Fremde achtete nicht mehr auf ihn. Ungeduldig schritt er einigemal, ab und zu das Schwert auf den Boden stoßend, in der Halle hin und her, dann wendete er sich dröhnenden Schrittes gegen die Thür. Diese öffnete sich, bevor er sie noch erreichte, und er fuhr zornig heraus:

„Schlaft ihr drunten? Ich bin nicht gewöhnt, auf Schneckengezücht zu warten! Mein Pferd! Ich reite zurück, wenn ihr noch unfertig seid!"

Der eintretende Ritter von Egisheim verneigte sich jedoch tief mit der unterwürfigen Entgegnung: „Es ist alles bereit, Herr." Die Fußtritte der beiden klirrten hastig die Stufen draußen hinab, und Guy Loder stand allein in der großen Burghalle. Er suchte über das zu denken, was er seit einer Stunde erfahren: den Ort, wo er stand, die Menschen darin und ihre Reden, aber alles schwirrte ihm im Kopf durcheinander. Unablässig drängte der seltsame späte Gast sich ihm, wie noch leibhaft dastehend, vor die Augen und scheuchte jeden anderen Gedanken. Wer mochte es sein, vor dem selbst der stolze Burgherr wie ein Nichts sich bog? Er redete deutsch, indes mit einem Anklang fränkischer Sprache, von der er dann und wann ein Wort einmischte. Hochbewußt über jeglichem klang sein Gebot, befahl sein Handwink, doch fast ebenso unwiderstehlich hatten die ritterliche Anmut seines scherzenden Mundes, der Zauber seiner heiter aufblitzenden Augen den Jüngling bewältigt. Und heiße Schamglut brannte diesem noch immer im Antlitz über das geringschätzige Wort, mit dem der Unbekannte von ihm aufgesprungen, von dem „Milchbart", dem er nicht Mut und Tapferkeit zugemessen.

Da kam eilig ein Fuß die Treppe herauf, und Welf Siebald trat ein; sein Blick lief nach etwas um, das er in der Halle vergessen. Er war mit Brustharnisch und Helm bekleidet; Guy erkannte ihn erst, als derselbe, seiner ansichtig werdend, ihm verwundert zurief: „Stehst im Schlaf? Worauf wartest du denn, Narr? Die Vordersten haben schon das Thor hinter sich! Soll'n die Plapparte etwa zu dir kommen?"

Achtlos wollte er wieder hinauseilen, doch nun sprang der Jüngling, aus seinem Sinnen auffahrend, ihm nach, faßte den Arm Siebalds und stieß fieberhaft aus:

„Hast du auch Waffen und Rüstung für mich? Gieb sie mir — ich will's ihm zeigen, daß mein Blut nicht feig ist!" —

„So mach hurtig, daß wir nicht zu spät zum Tanz kommen! Willst dem Ritter zeigen, daß du kein Feigling

bist? Der Leu hat ihm auch die Pranken gewiesen, daß seine Hoffart ins Mausloch gekrochen! 's ist lustige Nacht und des Müllers Schopf unser Leuchtspan!"

Welf Siebald riß Guy an der Hand in die Rüstkammer der Burg hinunter, und nach kurzer Frist trat der letztere umgewandelt draus hervor, eisengewappnet vom Scheitel bis zum Fuß; eine Schutzkappe für den Kopf hatte gefehlt und Siebald, zur Hast treibend, ihm einen Ritterhelm mit wallender Feder aufgedrückt. Der Burghof war schon leer, als sie hinausgelangten, doch auf dem Bergweg, der ins Rheinthal hinabführte, erreichten sie den Nachtrab des schleunig aufgebrochenen Heerhaufens. Fast lautlos bewegte dieser sich langsam durch das tiefe Dunkel, nur da und dort schlug flüchtig ein Geklirr auf, das rasch der pfeifende Dezemberwind verschlang. Am manchmal hervortauchenden und schnell wieder schwindenden Schimmer eines Sternes ließ sich erkennen, daß sturmgepeitschte Wolken droben flogen, sonst nahm das Auge kaum etwas gewahr. Es mußte über Mitternacht hinaus sein, ab und zu tönte die Stimme des fremden Ankömmlings auf der Burg mit einem gedämpften Fluch in deutscher oder fränkischer Sprache, der zu hurtigerem Vormarsch trieb. Als sie die ebene Straße drunten angetroffen, ging es schneller; Abbiegen zur Rechten deutete Guy, daß der Zug sich gen Süden wandte. Die schwere, ungewohnte Rüstung machte ihm anfänglich das Mitkommen mühevoll, raubte ihm fast den Atem, doch ein fiebernder Wille beherrschte seine Glieder und Sinne. Lieber tot am Wege hinstürzen, denn als ein lebender Schwächling zurückbleiben! und statt schlimmer zu ermatten, fühlte er allmählich mit der Gewöhnung an die drückende Eisenlast seine Jugendkraft zuversichtlicher darunter trotzen. Er ging allein und dachte über das Ziel des nächtlichen Marsches, wußte indes keine sichere Vermutung zu gewinnen; nur daß ihr Auszug im Zusammenhang mit dem zwischen Bern und Konstanz losgebrochenen „Sechsplappartkriege" stand, war sonder Zweifel, sowie daß derselbe einen heimlichen Überfall bezweckte. Doch der Weg bis zur schweizerischen Grenze war zu weit, als daß sie diese vor Tagesanbruch erreichen konnten; so vermochte er sich seine Frage nicht zu beantworten. Auch galt's ihm gleich, gegen wen er seine Waffe führen sollte, ein Kriegsmann hatte nicht danach zu fragen; nur für den Ritter von Egisheim hätte er widerwillig Solddienst gethan, offenbar aber war dieser nichts als ein Werkzeug in der Hand, dem Willen und den Plänen eines Mächtigeren, dem die Bereitschaft Guys mit freudigem Herzklopfen entgegenschlug. Kein Mann hatte je mit Blitzesgeschwindigkeit solche Herrschaft über ihn gewonnen; für ein Wort, einen Blick von ihm ging er blindlings gegen jeglichen durch Nacht und Todesgefahr. Manche Stunde verrann, fast im Lauf bewegte jetzt der Heerhaufen sich vorwärts; links hinüber begann der Schwarzwald von einer fahl aufdämmernden Färbung des Himmels abzustechen. Es war noch keine erste winterliche Morgenhelle, doch ein Vorbote derselben; immer schleuniger wälzte sich der Zug durch die sinkende Nacht.

Dann stockte er jäh, und plötzlich sah Guy Loder dicht vor sich eine hohe, schwarze Ringmauer aufsteigen, dahinter ragten, im ersten trübfalben Schimmer verschwimmend, Türme, die er schon einmal gewahrt. Doch nur die Erkenntnis durchschoß ihm den Kopf: es waren die der Stadt Mülhausen, dann blieb ihm nicht Zeit und Fähigkeit mehr zum Denken. Im Nu hatten die Vordersten der Soldknechte mitgeführte Sturmleitern an die Mauer gelegt und kletterten wie Katzen hinan, andere drängten nach; der Schopfmüller, Armin Klee, war unter den ersten und rief: „Ich zeig euch den Weg zum Thor!" — „Brecht auf!" fiel anfeuernd die Stimme des Namenlosen ein, „Fässer und Dirnen drin sind euer!" Und er lachte hinterdrein: „Ich gönn euch ihr Schlehenblut!"

Da scholl's plötzlich droben: „Feinde!

Räuber! Mordbrenner! Mordio!" Pfiffe gellten auf, Hornschmettern, Weckrufe, hundertkehliges Geschrei; die Türmer bliesen, nach wenig Augenblicken fiel wildes Glockensturmgeläut drein. Oben auf dem Mauerrand sah man undeutlich die Vordringenden stocken, Schwerter und Kolben über sich schwingen; der Müller, im rasselnden Panzer wuchtig vor sich hinaushauend, schrie: „Verflucht! die Hunde sind aus dem Loch!" Wutgebrüll antwortete ihm: „Armin Klee hat die Stadt verraten! Heran! Packt ihn lebendig, daß er die Zunge vom Galgen reckt! Steine, Balken, Pech auf die Raubbrut!" Ein schrill überheultes Getümmel, Geklirr und Handgemenge erhob sich; offenbar war die Stadt Mülhausen nicht so schwach bewacht, wie die Überfallenden erwartet. Mit jeder Minute strömten halb unbekleidet aus den Betten gefahrene Verteidiger herzu und warfen furchtlos die nackte Brust den Angreifern entgegen. Es gelang ihnen, diesen den Weg zum nahen Thor zu sperren, sie mit Überzahl gegen die Leitern zurückzudrängen, daß die Nachrückenden sich nicht auf den Mauerrand emporzuschwingen vermochten. Da und dort stürzte einer der Landsknechte schwer getroffen hintenüber in die Tiefe, seine Genossen wichen und schrieen: „Die Leitern frei!" rücklings wälzten sich von diesen die halb Emporgekletterten herunter. Der nächtliche Anschlag war mißglückt, alle Bürger der Stadt drängten in Waffen und Wehr zum Schutz. Armin Klee allein kämpfte noch mit Bärentrotz und -Stärke auf der Mauer wider ein Dutzend seiner Mitbürger, doch aussichtslos und ohne Möglichkeit, die Leiter, welche ihn hinangetragen, wieder zu erreichen. „Wir haben ihn! Greift den Verräter! Mahlt ihn zwischen seinen Steinen zu Brei!" tobte es um ihn; nun stieß er ingrimmig durch die Zähne: „Habt mich erst — ein andermal, ihr Grindköpfe!" und mutvoll wagend, sprang er aus ihren zupackenden Fäusten mit gewaltigem Satz von der mächtigen Höhe herab. Einem Scherbenhaufen gleich klirrte und schetterte drunten seine Rüstung um ihn, und er lag einen Moment wie leblos; doch glücklicher Fall hatte ihn auf weichbrüchigen Bodenfleck stürzen lassen, und unerwartet hob er sich unter wildenttäuschtem Rachegeschrei der von oben Nachschauenden plötzlich mit einem Ruck wieder auf und hinkte, eine Schimpfgebärde mit der Faust machend, ziemlich unversehrt davon.

Unweit von ihm aber stieß in der etwas angewachsenen Morgenhelle der Urheber des nächtlichen Angriffs zwischen laut knirschenden Zähnen wutzischend hervor: „Tod und Teufel, Ritter von Egisheim, sind das Eure Beißzähne? Zum Henker mit Euch! Auf die Peitschbank mit Euren Memmen! Poltrons, Schurken seid ihr!" Und sein Schwert reißend, hieb er einem der vergeblich Angestürmten über den Scheitel, daß der Getroffene taumelnd in die Kniee brach. Gleich darauf griff er den Zügel seines Pferdes, sich in den Sattel zu werfen, da klang ein Ruf neben ihm: „Werft mich nicht zu ihnen, Herr — der Milchbart holt Euch den Klapperstein vom Stadthaus drinnen! Mir nach, wer Mut hat!" und blindlings lief Guy Loder auf die verlassenen Leitern zu. In der wallenden Helmbuschzier wie ein junger Ritter erscheinend, stieg er hastig allein einige Sprossen hinan; niemand folgte ihm, verwundert blickten die Verteidiger, ohne ihre Hand zu rühren, von droben auf ihn nieder. Erst als er fast die Halbhöhe der Mauer erreicht, flog ein Wurfbalken streifend an ihm vorbei, riß ihm den Helm vom Kopfe und das lange Haar rollte ihm flatternd in den Nacken. Doch ein irrer, besinnungsloser Glanz strahlte todverachtend aus seinen Augen; die Waffe über das unbeschützte Haupt aufschwingend, hob er den Fuß weiter empor: wie mit Gedankenschnelle war alles geschehen. Und so stieß jetzt der Namenlose, sein Pferd lassend, ein heftiges: „Narr!" von den Lippen, sprang jählings auf die Leiter zu, packte unbekümmert um die nun auf ihn herabprasselnden Wurfgeschosse mit Riesenkraft den Arm des Jünglings,

riß ihn herab und, den Schild über seinen Kopf breitend, mit sich in Sicherheit zurück. Das Fallgitter war ihm aufgeflogen, und wie bewußtlos schaute Guy einen Moment in die funkelnden Augensterne seines Retters; dann schwang dieser sich wortlos auf sein Roß. Der Versuch, Mülhausen durch einen Handstreich zu überrumpeln, war mißlungen, und hurtig wälzte der abgewiesene Landsknechthaufen sich durch die regentrübe Morgenluft wider gen Norden davon.

Viel Durcheinanderruf, Zornausbruch und Hohngeschrei folgte ihm drobenher von der Stadtmauer nach: „Da zieht das Raubgesindel ab! Kommt wieder, wenn eure Hirnknochen Lust tragen! Helft eurem Müller mahlen! Wir malen rot, ob Knecht oder Junker!“ Doch plötzlich überhallte ein Stimmenruf das frohlockende Getöse: „Lacht nicht! Läutet Sturm in Stadt und Land bis nach Bern hinüber! Das war kein Raubritterüberfall des Egisheimers! Saht ihr den Knecht, der den tollen Junker von der Leiter zurückriß? Sein Visier flog — wes Aug ihn einmal gewahrt, vergißt ihn nicht! Ich sah ihn zu Lüttich, als er die reiche Stadt erstürmt und das Blut der Weiber und Greise auf den Gassen floß! Er hielt zu Roß am Markt und sprach wie mit einer Zunge von Eis: ‚Solche Frucht trägt der Kriegsbaum.‘ Stecht mir die Augen drauf aus dem Kopf — es war Charles le Téméraire, der Herzog von Burgund!“

— — — — — — — — — — — —

Da ging ein gellender Aufschrei durch alles Land, auf das nah und fern die weißen Alpenzacken herabglänzten, denn wer die Kunde vernahm, wußte, was sie bedeutete. Der, welchen die Zungen aller Völker Europas seit einem Jahrzehnt als „Karl den Kühnen“ bezeichneten, hatte dem nächtlichen Raubüberfall eines elsässischen Ritters beigewohnt. Das galt nicht der kleinen Stadt Mülhausen, sondern gewaltigerem Ziel.

Dies Ziel aber kannte man von den Pyrenäen bis zu den Karpaten, vom Ärmelmeer bis zum Mittelmeer, und gleicherweise zitterten in Paris König Ludwig XI. und in der Burg zu Wien der deutsche Kaiser Friedrich IV. bei jeglichem Hauch, der ihnen neue Kunde von dem geheimen Forttrachten nach demselben gab. In weiter Ausdehnung erstreckte sich das Herzogtum Burgund von der niederländischen Küste bis zum unteren Lauf der Rhone herab; durch Kriegsgewinn und Erbanspruch waren ihm im letzten Jahrhundert zahlreiche Fürstentümer, Grafschaften und Städte zugefallen; doch mangelte seiner Länge vielfach die Breite, wie ein trennender Keil schob besonders das Herzogtum Lothringen sich zwischen den nördlichen und südlichen Teil hinein. So hatte der Graf Karl von Charolais die Hinterlassenschaft seines Vaters Philipp des Guten als Herzog von Burgund angetreten und, kaum auf den Thron gelangt, keinen Zweifel belassen, was nach allen Windrichtungen seine Nachbarfürsten und Völker von ihm zu gewärtigen hatten. Mit unerhörter Kühnheit brach er sofort verheerend in Frankreich ein, bemächtigte sich durch Gewaltthat des Königs und zwang diesen zu demütigendem Vergleich. Rastlos wälzte sein Heer sich herüber und hinüber, Schlacht und Sturm schritten vor ihm auf; wo sein Löwenhelm funkelte, war das Glück und der Sieg; als der gefürchtetste Kriegsfürst Europas stand er mit unablässig entblößtem Schwert. Nun begehrte er vom Kaiser Rang und Reich eines gallisch-belgischen Königtums, und zagend willigte der weinerlich-unmännliche Friedrich IV. ein, erbat nur als Gegenleistung für seinen Sohn Maximilian die Hand Marias von Brabant, der einzigen Tochter Karls. Doch die hochfahrenden Forderungen des letzteren ließen sogar den schwachmütigen Kaiser sich zu der unglaubhaften Thatkraft aufraffen, daß er Trier, den Ort der Zusammenkunft, unter plötzlichem Abbruch der Beredung verließ; seitdem wußte er, was ihm von dem burgundischen Herzog drohte: daß dieser nicht rasten werde, auch ohne die kaiserliche Beipflicht sein Ziel zu erreichen.

Das war die Wiedererneuerung des Herzogtums Burgund zum alten, machtvollen Königreich Burgund, breit und ungetrennt jetzt von der Nordsee bis zum Mittelländischen Meer hinunter. So bedräute er alles, was dazwischen lag: Lothringen, den Rhein, das Hochland vom Südabfall des Schwarzwaldes bis gegen die Alpenwand hinan. Manch reiches Stück dieser Lande hielt er bereits auf friedlichem Wege durch kluge Vorberechnung in seiner Hand, denn für die Darstreckung einer beträchtlichen Geldsumme hatte der verarmte, von Schulden erdrückte Erzherzog Sigesmund von Österreich ihm seine Besitztümer im Elsaß und Breisgau verpfändet, und auf der unbezwinglichen Rheinfeste Breisach saß als Statthalter Karls der Ritter Peter von Hagenbach, seinem Herrn gleichend an rücksichtsloser Willkür, Härte, Hochmut und unbeugsamem Trotz.

Denn das war's, was den wilden Aufschrei durch alle Lande gellen ließ: nicht daß ein Feind, ein mächtiger Kriegsherr die Stadt Mülhausen bei Nacht zu überfallen gesucht, sondern daß Karl der Kühne von Burgund es gewesen. Jeder wußte, sein Zorn über einen fehlgeschlagenen Angriff kannte keine Grenzen, und er kam zurück. Und jeder wußte, wem es galt: daß er bereit war, seine gewaltige Planung ins Werk zu setzen, und einen Rechtszwist des Müllers von Mülhausen nur zum Vorwand genommen, um die mit der Stadt verbündete Eidgenossenschaft zu einem Auszug wider den Ritter von Egisheim aufzureizen, wie die Bedrängung der Stadt Konstanz durch den Berner Bären jenem als Begründung seines Friedensbruches an Mülhausen dienen gesollt.

Und alle kannten sie ihn, daß kein Mitlebender auf Erden ihm an Ruhmsucht, Herrschbegier, Unersättlichkeit und Verwegenheit glich, keiner an Willenskraft, unerbittlichem Starrsinn, Jähzorn, heißem Blutrausch und wildester Todesverachtung. Fast als Jüngling noch hatte in der Schlacht bei Montlheri sein kampflechzender Ungestüm ihn nach Durchbrechung des Feindes in die fliehenden Massen desselben hineinstürmen lassen, daß er plötzlich allein mit seinem Stallmeister unter zehnfacher Überzahl gestanden. Sie riefen ihm zu, sich zu ergeben, und sein Begleiter fiel tödlich getroffen; neben ihm, doch schwer verwundet, kämpfte er mit unbändigem Trotz fort und erzwang sich die Frist, daß sein Reitergefolge nachzukommen und ihn noch lebend zu befreien vermochte. Seit dem Tage nannte, bewundernd und bangend, die Welt ihn le Téméraire und wußte, daß er nicht zurückschrak, die Sterne des Himmels zu packen, wenn Begehr nach ihnen in ihm aufloht. Die Sprache enthielt keine Worte für ihn, welche Furcht, Übermacht und Unmöglichkeit bezeichneten; zerstörend, die Völker zertretend, gewährte er den niedergebrochenen unerwartete Freiheit; jählodernden, tötenden Grimms, traf auch einem Blitz gleich seine Neigung, Gunst, königliche Großmut. Landsknechtfaust und Feldherrnblick in der Schlacht vereinigend, war er so klug und weitumschauend wie von persönlicher Tapferkeit; doch alles in ihm überragte maßloser Stolz, der nichts auf Erden über sich und seinen Willen kannte.

Nun saß er in einem Gemach des Dagsburgturmes auf den drei Echsen. Er war ungnädig, mißgelaunt und wortkarg; der Ritter von Egisheim vermochte ihm kaum eine barsche Entgegnung abzugewinnen, obwohl er durch sein unterwürfiges Behaben deutlich an den Tag förderte, wie eifrig er die Gunst seines hohen Gastes zurückzuerlangen trachtete. Unverkennbar knüpften sich alle Hoffnungen des verarmten Burgherrn an die Unterstützung und das große Ziel Karls des Kühnen; er sprach's aus, daß er nicht das Geld in der Truhe habe, um den nach Löhnung begehrenden Heerhaufen zu besolden. „Warum habt Ihr Mülhausen nicht?“ erwiderte der Herzog kurz, „dort hättet Ihr gefunden, was Ihr braucht!“ Dem Ritter entflog: „Wären wir inmitten der Nacht gekommen — es war zu spät — ich wollte den Angriff auf gün-

stigeren Zeitpunkt verschieben —" doch Karl von Burgund fiel ihm ins Wort: „Rad und Rabenstein für Eure Memmen! Sie trugen die Schuld, ihr alle! Geht der Tag noch nicht? Ich bin nicht gelaunt, mehr Zeit unter Eurem Gerümpel zu verlieren!"

Er sprang unmutig auf und sah in den nebeltrüben Tag hinaus, dessen Schwinden er zum Fortritt mit seiner geringen Begleitung abwarten mußte. Der Ritter stand erschrocken, zuletzt faßte er Mut zu fragen: „Soll ich die Knechte fahren lassen?"

Nun stampfte der Herzog auf den Boden: „Was ficht's mich an? Fragt's Euch selbst!"

„Mein Säckel giebt Antwort," versetzte der Burgherr kleinlaut.

„So füllt ihn," stieß Karl unwirsch heraus, „das Gold wächst auf der Straße!"

Da kam ein Knappe und meldete, daß die Mittagsmahlzeit bereit sei. Einen Augenblick verharrte der Ritter unschlüssig, dann verneigte er sich vor seinem Gast und sprach ehrerbietig: „Wenn es Eurer Königlichen Gnaden gefällt —" Die Anrede wirkte besänftigend auf den Erzürnten, er nickte mit der Stirn, schritt in die Halle vorauf und setzte sich an den für ihn und seinen Wirt gedeckten Tisch. Als er nach dem Becher griff, drehte er den Kopf. „Wo ist der Bursch, der mich zur Nacht bedient hat?"

Der Ritter sann einen Moment nach, schickte dann eilig in das Untergeschoß der Burg hinab und gab dem schleunig heraufgeholten Welf Siebald einen Wink, sich zur Aufwartung hinter den Sessel des Herzogs zu stellen. Dieser aß und trank, aber nach einer Weile stieß er aufblickend aus: „Du siehst ihm ähnlich, doch du bist nicht mein Mundschenk von gestern. Gottes Blitz, Ritter, warum betrügt Ihr mich?"

Sprachlos verwundert sahen sie ihn an, er fügte drein: „Holt den anderen!" Niemand wußte wen, der Burgherr machte eine hastig fragende Gebärde gegen Siebald, der, in seinen Gedanken umhersuchend, frug: „Vermeint Eure Durchlauchtigste Hoheit meinen Begleiter, der gestern abend mit mir hierhergekommen — Guy Loder beheißt er sich —?"

„Weiß seinen Namen nicht," entgegnete Karl, „den von edlem Blut!"

Der Ritter hatte eilfertig schon wieder einen Boten fortgesandt und rief dem überrascht, befangen eintretenden Guy entgegen:

„Hast du gestern abend Seiner Königlichen Gnaden aufgewartet?"

Errötend und stotternd bejahte der Angesprochene, zugleich fiel der Herzog ein: „Tritt heran, du bist's. Ich trog mich in dir, du warst kein Milchbart, nur ein Narr. Willst du als Zeltknappe in meinen Dienst?"

Der Jüngling stand, keines Lautes mächtig, nur sein Blick sprach freudentrunkene Bejahung. Um die Lippen des Egisheimers dagegen fuhr ein verdrossenes Zucken, und er sprach eilig: „Es wäre nach meinem Rat weislicher, erhabener Herr, wenn Ihr Eure hohe Gunst dem anderen zuwendetet."

„Hab Euren Rat nicht befragt," erwiderte der Herzog gleichgültig; doch der Burgherr wandte ein: „Ihr redetet von edlem Blut, das fiel diesem zu."

Er deutete auf Welf Siebald, aber der Herzog gab spöttischen Tones zurück: „Hab es nicht bei ihm gewahrt, noch daß Ihr viel Urteil drüber besitzt. Täuscht Euch, Ritter, der Narr da war der einzige unter euch, bei dem ich edles Blut klopfen sah. Trink! Hast besseren Trunk heut morgen verdient!"

Mit Wohlgefallen auf Guy blickend, reichte er diesem einen eigenhändig angefüllten Becher; dem Ritter jedoch stieg das Blut rot ins sonst bleiche Gesicht, und ein inneres Aufkochen seiner Brust nur mühsam niederdämpfend, versetzte er rasch:

„Mit Verlaub, nicht ich, sondern Eure Hoheit täuscht sich. Hier kann ich's wohl ohne Schiedspruch von anderen erhärten, denn dieser ist ein Bauernbube; doch dem

dort werdet Ihr edles Blut nicht abreden, er trägt mein eigenes in sich —"

Das letzte war ihm im heftigen Drang, seinen hochfahrenden Gast der Fehlbarkeit zu zeihen, wider Bewußtsein und Wollen entflogen. Von der unbereiteten Kundgebung wie blitzgetroffen, stand Welf Siebald wortlos, nur Flammen eines stürmisch auflodernden Frohlockens schlugen ihm über die Wangen; staunend haftete der Blick Guys auf seinem Begleiter, dessen Züge ihm gleiche Überraschung wie die seinige verrieten. Doch nur winzige Spanne Zeit blieb ihnen zum Fassen des unbedacht hervorgeratenen Wortes, denn Karl der Kühne fuhr jäh vom Tisch empor, den seine Faust klirrend zurückstieß, und rief:

„Gottes Tod, Ritter von Egisheim, wollt Ihr mich Lügen strafen? Ich will Euch lehren, was edles Blut ist; mein Mund macht's dazu, nicht Eurer! Geht, Junker von Loder, und gebt Auftrag, meine Pferde zu rüsten; wählt eines für Euch, das Euch gefällt! Er war ein Bauernsohn, Ritter; nun ist er Euch gleich. Versucht's bei Kaiser und Reich, Eurem Bastard das Nämliche zu thun!"

Der Herzog trat ans Fenster und warf prüfenden Blick hinaus; als er sich wieder umwandte, hatte der plötzliche Einfall, mit dem er den Burgherrn gedemütigt, ihm das wallende Blut beschwichtigt, und der Anblick der noch scheu verstummten Gesichter schlug seinen Zorn in heitere Laune um. Er lachte und sprach:

„Der neue Junker mag sich bei Euch bedanken, Ritter, Ihr verhalft ihm dazu. Ich nehm ihn nicht umsonst von Euch; mein Statthalter Hagenbach in Breisach wird Euch Zahlung leisten, daß Ihr Eure Knechte einen Monat lang halten könnt. Dann füllt Euren Säckel selbst. Wenn das neue Jahr kommt, soll Mülhausen mir die Huld thun; sorgt, daß ich nicht vor störrische Thore gerate! Habt Dank für den Mundschenk, doch schafft Euch besseren Wein, bis ich wieder bei Euch einkehre. Kein Geleit! Es ziemt einem Ritter von edlem Blut nicht, einem ‚Hund von Soldknecht' vor das Thor seiner stolzen Väterburg nachzufolgen."

Spöttisch verklang als Scheidegruß das Wort, mit dem der Burgherr ihn bei seiner nächtlichen Ankunft bewillkommnet hatte, und die „stolze Väterburg" gesellte sich als ein höhnischer Stachel dazu, der Zeugnis ablegte, daß Karl von Burgund auch eine unbeabsichtigte Verletzung seines Hoheitsstolzes nicht vergab. Den kurzen Abschied mit gebieterischem Handwink begleitend, schritt er zur Thür, wendete sich auf der Schwelle noch einmal und sprach zurück:

„Wenn die Rappoltsteinischen zum Lothringer halten, thut mir's kund und laßt Eure Rüden besser packen als heut nacht. Im Sack soll's Euch dann nicht gebrechen; Ihr wißt, daß ich guten Dienst lohne, und die Ulrichsburg däucht mich als Lehensschloß nicht verächtlicher als die Giersburg."

Nun stieg er die Schneckentreppe hinab. Die beiden Zurückbleibenden verharrten stumm; Welf Siebald stand abgewandt, unsicheren Ausdrucks am Fenster und blickte auf den Burghof nieder. Doch nach kurzer Weile schnitt ihm ein höhnisches Zucken um die Mundwinkel; drunten schwang der Herzog sich in den Sattel und hieß seinen neuen Knappen das Nämliche thun. Aber dieser hatte noch niemals ein Pferd bestiegen und mühte sich vergebens; über die Gesichter der umstehenden Knechte lief ein Lachen. Gleich darauf verstummte dies jedoch und wandelte sich zu schreckhaften Mienen, offenbar von einem drohenden Flammenblick Karls des Kühnen betroffen; hurtig streckten mehrere Hände sich vor und halfen dem Jüngling in die Bügel. Er saß mit hochrotem Antlitz; wie der Zug sich in Bewegung setzte, griff seine Linke unwillkürlich nach der Mähne des Rosses; so folgte er dem Herzog durchs Thor. „Viel Glück auf den Ritt, edler Bauernjunker!" knirschte Welf Siebald zwischen den Zähnen. Dann drehte er sich entschlossen um, trat gegen den Burgherrn hinan und hob mit erkünstelter Ehrerbietung die Stimme:

„Daß Ihr wahr geredet, Herr, fühl ich in mir selbst, denn mein Blut bereitet dem Euren nicht Schande. Doch bereuet Ihr, daß Euer Mund es gesprochen?“

Der Ritter von Egisheim hatte in dumpfem Brüten gestanden, jetzt fuhr er auf: „Hast mit frechem Maul gestern deinen Vater Strauchdieb beheißen, so behalt ihn! Wollte, du hättst andere Mutter gehabt — andere — da brächt ich's durch bei Kaiser und Reich, daß du dich Welf von Egisheim benennen solltest! Doch du hast nichts von ihr —“

Der Sprecher starrte mit seinen tiefliegenden Augen wie gedankenabwesend in Welf Siebalds Gesicht; dann, als ob er aufwache, stieß er heftig sein Schwert wider den Steinflur. „Hölle und Henker, es gilt gleich, wir halten fortan miteinander! Du bist mein Sohn, und so soll man dich ehren! Geh und leg ritterliche Rüstung an! Wir können nichts ohne ihn und nichts wider ihn, aber dem Stallbuben, der unserem Blut den Schimpf gethan, wirst du den Junker lohnen, Welf! Sein Dirnengesicht kochte mir Glut im Leib, als ich's sah, wußte nicht warum. Nimm Knechte, reit hinüber zum Landvogt nach Breisach und sprich, dein Vater, der Ritter Bertulf von Egisheim, sende dich um die Hilfssteuer, die der Herzog mir zugesagt. Pest und Prahlmaul, seine blinde Tollheit hat den Anschlag auf Mülhausen zu nichte gemacht, nicht wir! Aber duck dich vor seiner Laune, Welf; wir thun's mit Kaiser und König. Wenn sie mich nach der Ulrichsburg hinüberspringen läßt, ist die Giersburg dein! Jetzt die Plapparte von Hagenbach, daß wir seine wilde Narrheit wettmachen!“

Welf Siebald bückte sich in demütiger Dankesäußerung und küßte die Hand des Ritters:

„Seid unbesorgt, mein gnädiger Herr Vater, Ihr werdet mit Eurem Sohn zufrieden sein und er keinen Schimpf auf unserem Blut ungerächt lassen. Jetzt erkenn ich's, warum Ihr stets huldreich Eure Hand über mir gehalten und mich mit Eurem Dienst betraut, daß ich's meiner schönen Mutter guten Diensten verdankt.“

Es lag etwas Niedriges, widrig Abstoßendes in den entwürdigenden Worten, mit denen die schmeichelnde Unterwürfigkeit des Sprechers wegwerfend seiner Mutter gedachte, doch war's offenbar nicht dies, was den Ritter wiederum verwunderlich wie zuvor auffahren ließ, denn seine Entgegnung bestätigte heftig die unkindlich-mißächtliche Äußerung des Sohnes:

„Deine Mutter? Trügst du etwas von ihr in dir, hätt ich dich als Pfeifer auf der Straße gelassen! Eine Viehmagd war's, der ich einen Goldgulden nachwarf — geh — ich will nicht denken, wer du hättest sein können, sonst reut's mich, was mir im Zorn aus den Zähnen geflogen! Führ mein Gebot aus, Bankert!“

Geschmeidig verneigte Welf Siebald sich und verließ die Halle. Der Burgherr sah ihm kurz nach, doch nicht mit dem Blick eines Vaters, eher Widerwille als Liebe stach unter den düsteren Brauen hervor. Nun wandte sein Auge sich eine Weile reglos in die jagenden Wolken der früh und schwermütig einfallenden Dämmerung hinaus; um die hohen, finsteren Burgtürme trieb der Wind flatternde Schatten durch die Regenluft, schwarzes Gevögel, das krächzend herabschnarrte; winterlich war es draußen, unwirtlich drinnen zwischen den öden Mauern. „Raben und Nachtgezücht,“ sprach er, ohne es zu wissen, laut vor sich hin, „keine weiße Taube mehr.“ Hohltönend kam seine Stimme von den Wänden der leeren Halle zurück; erschreckt und frostüberlaufen fuhr er zusammen, holte einmal aus schwer erweiterter Brust tiefen Atemzug und schritt eilig ins Nebengemach hinüber.

— — — — — — — — — — — —

Hastig ritt der Herzog Karl von Burgund mit seiner kleinen Geleitschaft durchs Zwielicht und bald durch die Nacht am Rand des Wasichingebirges entlang gen Süden. Er hatte bei dem unbehilflichen

Reitergebaren Guy Loders nur einmal den Kopf gedreht und kurz gesagt: „Wenn du fällst, sammle deine Knochen auf und hinke nach dem Eulennest zurück“; dann bekümmerte er sich nicht weiter um das Mitkommen des Jünglings. Diesem war's noch wie im Traum; er fühlte sich fortgetragen, fast ohne Bewußtsein, was ihn durchs Dunkel davonriß. Manchmal kam er zur Besinnung, empfand, daß er sich übergebückt an Hals und Mähne seines Rosses festgeklammert hielt, und segnete die Finsternis, welche sein Ungeschick und die heiße Schamglut seines Gesichtes verbarg. Doch schon flogen seine Gedanken wieder, vom Körper abgelöst, irr in die Weite; ungelenkt folgte sein Pferd aus eigenem Antrieb den anderen nach. Unglaubhaft erschien ihm alles, und doch jauchzte stürmisch sein Herz ihm Gewißheit, daß er als Zeltknappe Karls des Kühnen hier ritt, als Edelpage des Herzogs, zu dem eine zornige Laune desselben ihn erhoben, um dem Ritter von Egisheim zu zeigen, er hebe empor und werfe nieder, wie's die Blutwelle seines Kopfes auftreibe. Aber dennoch hatte Guy in den hochfahrend blitzenden Augen des Gewaltigen gelesen, daß dieser nicht an jeglichem das Nämliche gethan haben würde; darüber wallte ihm noch ungestümer die Brust als über die märchenhafte Erhöhung des niedrigen Bauernsohnes zum Edelknappen selbst. Doch in seiner Glückseligkeit empfand er gemach schreckhaft deutlicher, daß alles in Wahrheit nur ein Traum sei, wenn er vom Sattel auf den Boden herabstürze. Er hatte den Herzog kennen gelernt und wußte, dieser würde nicht den Kopf wenden, um zu sehen, wo der tölpische Reiter am Wegrand liegen bleibe. Das überlief ihn siedend; alle namenlosen Hoffnungen seiner Zukunft hingen an dem Fehltritt, der Laune eines Tieres. Es ward ihm unmöglich, diese qualvolle Ungewißheit länger zu ertragen, seine rechte Hand löste sich von der Mähne des Rosses und faßte mit unbedachtem Ruck den Zügel. Das Pferd stockte und schnaubte, besinnungslos schlug er ihm unwillkürlich die Fersen gegen die Weichen, und es schoß wieder dahin. Aber er saß halb aufrecht jetzt und fühlte sich nicht unsicherer als zuvor. Es galt nur, in der ungewohnten Bewegung das Gleichgewicht zu bewahren, den vollen Mut zu fassen, daß es möglich sei. Nun stieg der Weg eine Strecke aufwärts, die Pferde fielen von selbst aus dem Trab in langsameren Schritt und Guy ließ auch die linke Hand von ihrem Halt fahren. Dann hob der hurtige Lauf wieder an, und erst nach einer Weile kam es dem jungen Reiter zum Bewußtsein, daß er sich ohne die vorherige Beihilfe im Sattel erhalten. Er begriff nicht, weshalb er nicht gleich so auf demselben gesessen; ihm war, als sei's dem Menschen angeboren, die Natur lehre es ihn von selbst, und er lachte über seine vorherige thörichte Furcht. Doch ein anderer Feind bedrohte ihn jetzt: es war die zweite Nacht, die er ruhelos durchwachte, mit Übermacht packte das Schlafbedürfnis ihm die Augenlider und suchte sie herabzuzwingen. Das war ein gefährlicherer Gegner als das leicht zu beherrschende Tier unter ihm; manchmal fuhr er schreckhaft zusammen, denn er fühlte jäh, daß er trotz angestrengtem Kampf im Begriff gestanden, zu unterliegen. Dann jedoch fand er eine seltsame Kriegslist gegen den Feind. In der Finsternis rief er das ferne Gesichtsziel seiner einstmaligen Hochgebirgseinsamkeit, die Schlösser über Rappoltsweiler, sich vor dem Blick auf. Sie winkten und leuchteten bald im Sonnenglanz, bald im weißen Mondlicht, und er ritt ihnen entgegen. Weit hinüber lagen sie noch, doch er kam ihnen näher. Schwer wollten die Wimpern ihm wieder fallen, da loderte roter Fackelschein vor dem Thor der Ulrichsburg, von ihm bestrahlt wandte sich ein goldumflossenes Antlitz und schaute in die Nacht zurück. Wonach hatte es noch einmal, wie suchend, die Augen in die Mondhelle aufgehoben? Der junge Reiter wußte es nicht, aber sein Herz klopfte hastig mit lautem Schlag, und besiegt floh der Schlaf von den Lidern.

Ohne Anhalt und ohne Laut ging's dahin, nur einmal vernahm Guy an einem Ausruf, daß sie die burgundische Grenze erreicht hatten, und nach abermaliger langer Frist sah er wie gestern um die nämliche Stunde im frühesten Dämmergrau Mauern und Türme vor sich in die Luft steigen. Der Reitertrupp hielt, auf ein Losungszeichen öffnete ein Wächter eilfertig das Thor der Stadt Vesoul. Nun drehte der Herzog zum erstenmal den Blick nach seinem neuen Knappen, der im falben Morgenschein hoch aufgerichtet neben ihm durch die verschlafenen Gassen ritt, und sagte scharf lachend: „Hast reiten gelernt zur Nacht, Junker?" Sie hielten vor einem hohen Gebäude, ein Wink Karls gebot Guy Loder, ihm nachzufolgen. Staunend gewahrte er im Schimmer des Frühlichts den üppigen Prunk der Palasträume, die sie durchschritten; im Vorgemach eines Saales hieß der Herzog ihn warten. Es dauerte lange, und der Jüngling setzte sich auf eine Ruhbank. Plötzlich fuhr er heiß erschrocken auf, der Schlaf hatte ihn jetzt unwiderstehlich überwältigt gehabt, die Stimme seines neuen Herrn riß ihn daraus empor. Verworren stammelnd, flog er in die Höhe, doch der Herzog drückte ihn auf die Bank zurück und sprach mild, fast schwermütigen Tones: „Schlaf, Knabe, du hast's verdient; ich wollt, meine Augen könnten's wie deine." Er griff nach einem Mantel und deckte ihn über den Hingestreckten. „Sollst du mich einmal schlafend finden, so thu's mir auch." Dann fügte er gebietend drein: „Heut darfst du ruhen, dann nicht wieder in meinem Dienst!" und schritt durch die Thür zurück.

Als Guy Loder am Mittag vom kräftigenden Schlaf erwachte, sah er sich in einer verwandelten Welt. Am Schluß eines glanzvollen Gefolges des Herzogs von Feldobersten, Grafen, Rittern und Herren ritt er in neuer, kriegerischer Ausrüstung vor das Norderthor der Stadt. Auf einem weißgestirnten Rappen sprengte Karl der Kühne voran; kein Zug seines Gesichtes verriet, daß seit zwei Tagen und zwei Nächten kein Schlummer über seine blitzenden Augen gekommen. Es war nicht mehr der unscheinbare Soldknecht aus der Burghalle des Ritters von Egisheim; blickverwirrende Pracht umgab ihn. Über dem glitzernden, engschließenden Panzerhemd flog königlicher Purpurmantel, Rubinen und Smaragde funkelten am Wehrgehenk, vom Schwertgriff, ein goldener Löwe reckte drohend die Tatze von der Spitze des Helmes. Unter ihr, von der vorgestreckten Pranke behütet, flammte mit tausend Lichtern, blendend wie eine Sonne, ein wasserheller, kaum merkbar ins Gelbliche rinnender Stein: der größte, kostbarste, vielgeneidete Diamant, den die Erde besaß, einem Königreich gleich an unschätzbarem Wert. Aber dennoch bedünkte Guy Loder das Feuer der beiden lebendigen Karfunkelsteine darunter von noch mächtigerer, jedes Auge niederzwingender Glut.

Nun schlug brausender, tausendkehliger Jubelruf an sein Ohr, der weite Plan vor dem Thore Vesouls war von geharnischten Reitern und Fußvolk überdeckt, musternd sprengte der Herzog an den aufgereihten Gliedern entlang. Wie glimmernde Augensterne von Wölfen, Luchsen, Pantherkatzen folgten alle Blicke ihm nach; er war der Löwe, dessen bodenschütterndes Aufbrüllen sie gierig erharrten.

Er war noch mehr: der Sturm, der Donner und der Blitz. Wohin seine unbändige Gewalt Guy mit sich riß, erfuhr dieser kaum. Das Heer brach auf und wälzte sich gegen Norden; es glich einem schießenden Bach, dem von allen Seiten brausende Wildwasser zuschäumten, so daß er in wenig Tagen zu breitwogendem Strom anschwoll. Und niederreißend ergoß er sich in die Lande, gegen die Burgfesten und Städte des Herzogs René von Lothringen.

Kaum mehr als die Namen der bezwungenen Mauern vernahm Guy Loder, dann wirbelte der Sturm ihn weiter. Er stritt in der Schlacht, er verfolgte den Feind, er hielt als Herold vor einem

Thor und forderte die Verteidiger, sich seinem königlichen Herrn zu ergeben; wie lange er das alles schon that, wußte er nicht mehr, nur an grünen Blättern sah er manchmal einen Augenblick, daß es Frühling geworden, und er fühlte heiße Sommersonne auf seinem Panzer brennen. Doch wie er sich nicht mehr vorzustellen vermochte, daß seine Hand sich einmal ängstlich in die Mähne des Pferdes geklammert, so war's ihm, als sei er im Kriegsgetümmel zur Welt gelangt, großgewachsen und habe nichts anderes um sich gekannt. Vor keinem Wettstück der Reiterkunst scheute er zurück, vor keinem feindlichen Gedränge. Wie sein Gebieter, kannte er kein Zögern, keine Furcht und stürmte achtlos vor, mit dem tollen Wagnis desselben bei Montlheri wetteifernd; er wußte, daß er, von Übermacht bewältigt, fallen konnte, aber der Sieg mußte über seine Leiche nachfolgen, denn er focht für Karl den Kühnen, den Unbezwinglichen. Oftmals war dieser Augenzeuge der schrecklosen Tapferkeit Guys, doch nie kam ein Wort des Lobes, der Anerkennung von den Lippen des Herzogs. Und der hastig zur entschlossenen Selbständigkeit der Manneskraft heranreifende Jüngling harrte nicht auf solchen Lohn. Es mußte so sein, er that nur seine Pflicht; überall sah er das Wort des ersten Tages bewahrheitet: in dem Dienst des Gewaltigen durfte niemand ruhen. Aber auch danach begehrte er nicht, in ihm selbst trieb ein ungestümer Drang nach rastloser Anspannung aller Kraft; Schwerthieb und splitternder Lanzen Geschetter, das Krachen der neu erfundenen Feuerrohre klang ihm wie Lockruf durchs Ohr ins freudig aufwallende Blut hinein.

Auch der Abend vergönnte ihm noch nicht die Ruhe, zu der Reiter und Fußknechte sich draußen um ihre lodernden Feuer hinstreckten. Dann mußte er des Zeltdienstes beim Herzog gewärtig sein und durfte nicht schlafen, wenn dieser ihn rief. Oft bekämpfte seine Jugend unnütz die schwere Müdigkeit bis lange über mitternacht hinaus, doch manchmal erscholl plötzlich wider Erwarten der Ruf, der ihn noch in später Stunde hereinbefahl. Von den Kriegsplänen, über die er gesonnen, aufstehend, winkte Karl von Burgund ihm wortlos und streckte sich vollbekleidet auf seine harte Feldlagerstatt, und Guy wußte, was ihm zu thun oblag. Der Herzog hatte vernommen, daß sein Knappe die Pfeiferkunst erlernt, und ließ sich dann und wann von ihm mit der Flöte in den Schlaf spielen. Sanft und lieblich mußte es tönen und immer leiser ausklingen; er sprach einmal: „So wie du dem Mädchen spielen würdest, das du liebst.“ Sein scharfer Blick flog dabei über die dunkel errötenden Wangen Guys, und er fügte wider seinen wortkargen Brauch hinterdrein: „Glaubst du, ich wüßte nicht, warum dein Arm tapfer und dein Herz mutig ist? Man ist's nur um drei Dinge: für den Ruhm, für ein Königreich oder für ein Weib. Die Flamme in deinem Gesicht redet, wofür du's bist. Spiele mich in Schlaf, glücklicher Knabe! Die beiden Erdendinge machen müde; du kannst wachen, denn deine Brust hat Himmelsgut. Laß dein Herz meine zur Ruhe klingen.“

Und Guy Loder folgte dem Geheiß und blies leis und lieblich die alten Weisen. Auch er selbst schloß die Augen dabei, traumhaft klang es durch das stille, nächtliche Lagergezelt, wie Blattgelispel und Quellgeriesel, wie summender Windhauch in goldener Sonnenluft auf einsamer Bergeshöhe. Zuweilen überkam's ihn, als spiele er wie einst den lautlos heranhuschenden, auflugend lauschenden Eidechsen, und er sah sie grüngoldig vom Felsgrund schimmern gleich zwei seltsamen, schweigsam leuchtenden Augen neben ihm. Dann fuhr jach seine nickende Wimper empor, und er flötete in der kurzen Nachtrast zwischen dem wilden Kriegsgetümmel von heut und morgen Karl den Kühnen von Burgund in den Schlaf. Die Lider des Herzogs sanken, doch ab und zu schlug er sie plötzlich einmal wieder auf und murmelte ein unverständliches Wort. Manchmal klang es zornig, manchmal

seufzend; zuletzt ging gemeiniglich ein stilles, schönes Lächeln um seine Lippen, und er schlief. Dann bückte Guy sich behutsam vor und sah auf ihn hinab. Es konnte nicht köstlicheren Lohn für ihn geben, als in das königlich edle Antlitz zu schauen, dessen Augenblitze nicht mehr drohten, das vom großen Bezwinger der Menschheit gleich dem jedes anderen Erdenkindes ruhevoll beschwichtigt und hilflos dalag. Freudig klopfte es im Inneren des Jünglings, sein gewaltiger Gebieter legte sich vertrauensvoll unter seiner Hut zum Schlaf, und ob ihm kein Lobspruch je vom Munde des Wachenden zufiel, empfand er stolzbeglückt: das wilde, hochfahrende, von den Mächtigsten der Erde bang gefürchtete Herz in der jetzt so friedlich atmenden Brust spiele mit ihm nicht nur in wechselnder Laune, sondern sei ihm, auch wenn die Lippe stumm bleibe, gleichmäßig freundlich gesinnt. In manchem war die Welt heimlich anders, als sie schien, und das Menschenherz ein seltsames Rätsel. Gar grelle Widersprüche konnten darin nebeneinander wohnen: eisige Härte, vernichtender Herrscherstolz, unersättliche Ruhmgier und ein schwermutsvoller Aufglanz der Seele, und der trotzige Hochmut eines Herzens, das nichts über sich kannte, frug nicht, ob jemand hoch oder niedrig sei, dem es seine Gunst zuwandte. In unscheinbaren Zeichen that sie kund, daß sie da sei, und ein wonniges, namenloses Gefühl überkam Guy, das sei die Art jedes echten Menschenherzens; es wäge seine Neigung nicht nach vornehm und gering, sondern gebe sie mit freier Willkür als Geschenk hin. Und so mit beglückenden Träumen fiel der Schlaf auch über ihn, legte er auf unbequemer Ruhstatt sich mit geschlossenen Augen neben seinem Herrn zurück.

Von dem, was an großen Dingen der Welt um ihn her vorging, erfuhr er aber kaum mehr als der gemeine Haufen des unablässig hierhin und dorthin schwenkenden Heeres. Nur sah er seit manchen Wochen im Inneren des Zeltes die Lippen des Herzogs täglich fester zusammengepreßt und noch düsterer als früher die Glut in den Augen darüber brennen; daran gab sich ihm das Heraufdräuen eines schwer zusammengeballten Unwetters zu erkennen.

Schon vom Sommerbeginn her waren sie öfters auf fremde, nicht lothringische Fähnlein gestoßen, bald fränkische, bald rheinländische; häufiger geschah dies jetzt von Tag zu Tag. Ein Raunen ging abends durchs Lager, ein Gerücht, dem jeder Mund hinzuthat: nicht nur hier, sondern auch drunten am Rhein und droben an den Alpen Savoyens stehe Burgund in Waffen und Kampf, denn fast ganz Europa habe sich gegen den Herzog verbündet. Und so war's, schnell wuchs der umlaufende Ruf zur zweifellosen Gewißheit. Der deutsche Kaiser und der König von Frankreich, das österreichische Erzherzoghaus und die Eidgenossenschaft hatten sich gleichmäßig von den weitzielenden Plänen Karls des Kühnen bedroht gefühlt, ihre alten Zwistigkeiten untereinander beigelegt und mit dem Herzog René von Lothringen ein Schutz- und Trutzbündnis gegen den Allgefürchteten abgeschlossen. Von Ost und West, Süd und Nord drängten Heerhaufen wider ihn heran; Botschaften zurückgeschlagener und aufgelöster burgundischer Streitkräfte, eroberter Städte und Festen in der Freigrafschaft flogen, wie vom Wind getragen, durchs Lager.

Doch nur Guy sah im verschwiegenen Zelt die finster brütende Miene seines Herrn. Wenn dieser seinen Rappen bestieg und durch die Truppenreihen dahinritt, flammte sein Gesicht heller denn jemals von übermütiger Heiterkeit und stolzer Siegeszuversicht. Er lachte, und lustiger Scherz flog ihm von den Lippen; staunend horchten die Ohren auf seine ungewohnt sprudelnde Laune. Es konnte doch nicht sein, das Unheil sich nicht so unabwendbar rings um ihn auftürmen, wie das böse Gerücht von allen Seiten rief. Sein Mund spaßte laut, als bedürfe es nur seines Anhauches, um die schwarzen Wetterwolken zu zerblasen, denn

wo er selbst zum Angriff vorsprengte, war noch immer der Sieg wie von je.

Da stand er jetzt mit seiner Heermacht vor Nancy, der Hauptstadt Lothringens, der letzten noch unbezwungenen Feste des Landes. Jeder wußte, das Morgenlicht werde den Beginn einer großen Schlacht sehen, denn der Herzog René hatte sich unter Zuzug von Truppenhaufen seiner Verbündeten mit dem Rest seiner Streitkraft zur Verteidigung der gewichtigen Stadt hierher gewandt. Schlaflos verbrachte Karl von Burgund die Nacht, mit dem ersten Schimmer des Tages erscholl sein Ruf. Doch er wies den herbeieilenden Knappen zurück und befahl den Junker von Loder. Von dem ließ er sich ohne ein Wort die Rüstung anlegen; nur als Guy ihm zum Schluß den Löwenhelm darreichte, traf ein sonderbarer Blick des Herzogs in seine Augen, und dieser sprach kurz, auf den unschätzbaren Diamanten deutend: „Verlör ich ihn und du fändest ihn auf, ist er dein.“ Nun drückte er sich rasch den Helm aufs Haupt und trat hinaus; Trompeten schmetterten der aufglühenden Sonnenscheibe entgegen, mit Blitzesschnelle hatte die Schlacht begonnen. Es war ein Ringen ungefähr gleicher Kräfte, weithin gedehnt tobte der Kampf unter den Mauern Nancys, manche Stunde lang ungewiß schwankend. Dann hob unverkennbar der Sieg an, sich auf die Seite der Burgunder zu neigen; gleich jedem seiner Ritter kämpfte der Herzog selbst überall im Vordertreffen gegen den weichenden Feind, und überall blinkte das Schwert Guy Loders neben ihm. „Sieg, Herr!“ rief er jetzt in heißem Rausch, „sie fliehen!“ Da schlug Karl von Burgund plötzlich seinem Roß die Sporen so tief in die Weichen, daß ein Blutstrom hervorschoß und das schmerzgepeinigte Tier ihn mit wildem Aufsprung jählings allein in die Mitte eines fliehend aufgestauten feindlichen Haufens hineintrug. Das war nicht Tapferkeit, nicht tollkühne Verwegenheit mehr, sondern entsetzenvolles Unheil und sicheres Verderben. Guy Loder schrie gellend auf, um ein halb hundert Schritte befanden die nächsten burgundischen Reiter sich zurück; jeder der feindlichen Knechte kannte den Goldhelm Karls des Kühnen, ein Jubelgeschrei brach in die Luft und ein Dutzend Speere schwangen sich gegen ihn. Mit wuchtiger Faust hieb der Herzog die nächsten in klirrende Splitter, doch etwas fremdartig Langsames, Zögerndes lag in dem Wiederaufheben seines Schwertes — mit einem herzstockenden Schreck durchzuckte es, lähmendem Blitz gleich, Guy vom Scheitel bis zur Sohle. Er verstand plötzlich den seltsamen Blick seines Herrn und wußte, es war kein verhängnisvoller Zufall, sondern Karl von Burgund hatte vergeblich den Tod gesucht und wollte fallen. Ob er diese Schlacht noch gewann, war umsonst; es stand schlimmer, als einer außer ihm zu ahnen vermochte, unabwendbar erdrückte ihn rundum die zehnfache Übergewalt halb Europas, und sein Stolz wollte seinen Sturz nicht überleben, über seiner Leiche einen letzten Sieg hinterlassen.

Nur wie das Zucken einer Wimper durchschoß diese Erkenntnis Guy Loders Kopf, dann dachte, wußte er nichts mehr. Er war dem Herzog nachgestürzt, sein Pferd bäumte sich inmitten eines betäubenden Gerassels von Lanzen, Streitkolben und Schwertern. Mit hochgehobenem Schild die eine Seite Karls deckend, hieb er blindlings vor sich hinaus; von einem Speer durchbohrt, stürzte sein Roß und schleuderte ihn vornüber. Da brausten die burgundischen Reiter wutbrüllend heran, vor ihrem Prall stoben die schon zur Flucht gewendeten Feinde mutlos auseinander, unbeweglich hielt der Herzog auf dem jäh leer und einsam um ihn gewordenen Platz. Nur aus einer Schulterwunde tropfte ihm Blut über den Panzer, vor ihm richtete Guy sich halb betäubt vom Boden empor und sah mit trunkenem Jubel in den Augen auf den Geretteten. Doch nur ein wortloser, wie von der Sehne tödlichen Hasses geschnellter Blitzpfeil schoß ihm als Entgegnung ins Gesicht, dann sprengte der Herzog davon.

Die Schlacht war gewonnen, das halbe

Heer Renés von Lothringen deckte die Walstatt, er selbst irrte flüchtig aus seinem jetzt völlig eroberten Lande gen Ost. Mit einem schutzsuchenden Trupp seiner zersprengten Scharen drangen die Burgunder gegen das Thor von Nancy, kopflos ließen die Wächter dies geöffnet und flohen, Geschrei und Getümmel erhob sich in den Gassen. Draußen in der Mittagssonne hielt der Herzog vor seinem Gefolge, aber kein Zug seiner Miene gab Siegesfreudigkeit kund, er lachte nicht mehr, wie sein Heer es seit Wochen stets gewahrt, schweigend, ausdruckslos blickte er vor sich hin. Nun kam ein Zug von Nancy her gegen ihn heran, greise Männer in feierlicher Gewandung, der bestürzte Rat der verteidigungslosen Stadt. Barhäuptig warfen sie sich, die Thorschlüssel darbietend, auf die Kniee und baten demütig um Schonung der Stadt. Doch wie abwesenden Geistes gingen die Augen Karls von Burgund flüchtig über sie hin, und mit lässig-gleichgültiger Bewegung winkte seine Hand ihnen kurz Gewähr.

Da flog auf fast niederbrechendem Pferd ein Reiter heran. Man sah, es war ein Bote, der Nacht und Tag geritten sein mußte, er und sein Roß trieften von Schweiß. Unfähig, einen Laut aus verschnürter Kehle hervorzustammeln, reichte er dem Herzog stumm einen Brief. Der brach das Wachssiegel, doch im nächsten Augenblick schlug es ihm wie eine Feuerlohe ins Gesicht. Reglos las er, unmerklich nur zitterte das Blatt in seinen Fingern. Dann flog sein Kopf plötzlich, suchenden Blickes, herum, und er rief laut hallend:

„Junker von Loder!“

Der Gerufene schrak heftig zusammen; er hatte nach dem Verlust seines Pferdes noch zu Fuß weiter gekämpft und stand jetzt unfern am Rand des berittenen Gefolges von Hauptleuten und Herren. Ungewiß that er einen Schritt vor und zauderte wieder; aber der Herzog war seiner ansichtig geworden und gebot herrisch: „Tritt heran!“

Nun gehorchte Guy; mit jähem Schwung schnellte Karl der Kühne sich vor ihn aus dem Sattel. „Knie nieder!“

Gedankenlos und sinnbetäubt folgte der Jüngling dem Geheiß, und sein Schwert von der Hüfte reißend und über dem Kopf des Knieenden aufschwingend, rief der Herzog:

„Du hast uns das Leben erhalten, Junker von Loder; wir danken dir, denn wir gedenken es noch zu nutzen. Du warst treu, tapfer und furchtlos; was deiner Jugend fehlt nach Brauch und Vorschrift, legen wir dir zu und zählen jeden Mond, den du uns gedient, für ein Sonnenjahr. Steh auf von unserer Hand als Ritter des Königreichs Burgund!“

Dreimal senkte sich zur Schwertleite die funkelnde Klinge des Herzogs, doch nicht flach nach der Sitte, sondern scharftönig schlug er auf die Nacken- und Schulterbrünne des Jünglings, daß jeder Hieb diesem dröhnend die Glieder durchfuhr. Aber verwirrter noch im Gemüt als haltlos taumelnden Fußes hob er sich schwankend nach dem Gebot empor; er begriff nichts, sah nichts, nur sein Ohr umwogte ein brausendes Getöse. Jubelstimmen waren es, blitzgleich lief die Kunde, welche der Bote überbracht und jetzt, zur Sprache gelangt, mitgeteilt, von Mund zu Mund, daß der Kaiser Friedrich IV. und König Ludwig XI. sich von ihren Bundesgenossen losgesagt und in Ost und West ihre Heermassen zurückgezogen hatten. Und die Bestätigung der Botschaft war von den Lippen des Herzogs geflogen in dem stolzen Wort: „Das Königreich Burgund.“

Nun faßte Karl der Kühne die Hand des jungen, noch ungläubig dreinstarrenden Ritters, legte ihm den anderen Arm um den Nacken, beugte sich vor und erteilte ihm den Bruderkuß. Unhörbar für jedes andere Ohr raunte er dazu: „Der Diamantstein ward heut nicht dein; ich weiß, dir ist's lieber, daß ich ihn noch hüte,“ und einen Moment heftete sich ein Blick des Dankes aus heimlicher Herzenstiefe herauf in die Augen des wundersam

schönen, selig rot überglühten, ritterlichen Jünglings. Dann wandte sich der Herzog zurück und sprach laut:

„Legt die Goldsporen an! Nach unserer Stadt Nancy sollt Ihr Euch Ritter Guy Loder von Nancy benennen — wen sucht dein Rabengesicht?“

Abbrechend war er gegen einen anderen durch das Stabgefolge herankeuchenden Boten umgefahren. Dieser stammelte:

„Großmächtigster Herr, straft nicht mich für meine Botschaft — ich komme vom Elsaß —“ Ängstlich stockte er.

„So sprich, stotternder Hund!“ donnerte der Herzog. „Was krächzt deine Gurgel?“

Der Bote hob flehend die Hände. „Die eidgenössischen Städte und die elsässischen haben die Bürger von Breisach zum Aufruhr gestiftet, Euren Landvogt Peter von Hagenbach gefangen, auf der Folter befragt und mit dem Henkerbeil gerichtet.“

Einen Augenblick blieb es totenstill, und nur ein rüttelnder Schauder überlief Guy Loders Rücken bei der jähen Umänderung der Miene des Herzogs. Fremd verzerrt, wie er es noch nie gewahrt, mit leichenhafter Blässe starrte das Gesicht desselben den Boten an; die Kiefer zitterten, gleich einer von ihrem eigenen Gift gelähmten Schlange zischte die Zunge ohnmächtig zwischen den Zähnen. Dann kam ein gellender Wutschrei, und ihm nach brach es aus der keuchenden Brust:

„Brand und Blut über sie! Henker und Hölle auf die Aasbrut! Tausend für den einen! Einstampfen in ihre Mistpfützen will ich das Bauerngeschmeiß! Den roten Hahn über ihre Städte!“

Wildlodernd flogen seine Augen; es war wieder Karl von Burgund, dem kein Mitlebender auf Erden an Jähzorn, heißem Blutrausch und unerbittlicher Rachsucht glich. Nun richtete er sich hoch in den Bügeln und rief:

„Nehmt Geleit, Ritter von Loder! Eh der Morgen kommt, seid Ihr bei dem Ritter von Egisheim und bringt ihm mein Gebot, meine Städte Mülhausen und Breisach in Asche zu legen! Seinen Kopf drauf, daß ich keinen Stein mehr von ihnen finde, wenn ich komme! Bringt mir Botschaft nach Bern, daß es geschehen; Ihr sollt zum Lohn die Bärenknechte tanzen sehen! Tod und Pestilenz, was steht Ihr noch und gafft?!“

(Fortsetzung folgt.)





Feldmarschall Graf Albrecht v. Roon.

Eine biographische Skizze
von
Hans v. Spielberg.



In der Kadettenanstalt zu Kulm in Westpreußen befindet sich eine am 3. Juli 1818 aufgestellte Ehrentafel, welche die Namen einiger Schüler des Instituts nennt, die an jenem Tage mit besonderer Auszeichnung aus der Voranstalt in das Corps zu Berlin übertraten. Die Tafel trägt die Überschrift: „Eiserner Fleiß und strenge Sittlichkeit macht sie würdig, als Muster der Nachahmung aufgestellt zu werden!“ und unter den namentlich aufgeführten Schülern steht obenan der Unteroffizier v. Roon verzeichnet — derselbe Roon, der als späterer Kriegsminister die Wehrkraft Preußens für Deutschlands Einigung schulte.

Die Familie v. Roon, welche in ihrem alten Wappen den sinnigen Spruch „Toujours tout droit, Dieu t'aidera!“ führte, ist niederländischen Ursprungs, wanderte aber frühzeitig von Holland nach Frankreich aus und siedelte von dort, dem Druck der Hugenottenverfolgungen weichend, zuerst nach Frankfurt a. M., dann auf preußisches Gebiet über. Der Vater des Feldmarschalls, Heinrich v. Roon, hatte in jüngeren Jahren in dem preußischen Regimente „Herzog von Braunschweig“ gedient und sich später mit dem Titel eines Lieutenants a. D. und herzoglich braunschweigischen Kammerjunkers auf sein Rittergut Pleushagen unweit Kolberg zurückgezogen. Aus seiner dritten Ehe mit Ulrike v. Borke wurde ihm als jüngster Sohn Albrecht Theodor Emil v. Roon am 30. April 1803 geboren.

Pleushagen war ein ziemlich unbedeutendes Dorf, dessen Feldmarken unmittelbar von den Wellen der Ostsee bespült werden; es gab weder Kirche noch Schule dort, und der früh geweckte Knabe blieb bis zu seinem neunten Jahre fast ganz ohne Unterricht. Die Zeiten waren nicht dazu angethan, die Kosten des Haushaltes noch dadurch zu vermehren, daß ein Erzieher angenommen wurde, und die Eltern vermochten es nicht über sich zu bringen, sich von dem von mehreren Geschwistern einzig übriggebliebenen Sohn zu trennen. Die französische Occupation lastete schwer auf dem Lande; gerade in der Umgegend von Kolberg, aus dessen bewundernswertem Widerstand der lebendige Geist des Kindes einzelne Züge bis in das Mannesalter festhielt, nahmen die Durchzüge feindlicher Truppen und mit ihnen auch die Sorgen der Gutsherrschaften kein Ende — selbst der endliche Friede brachte mit seinen harten Bedingungen dem erschöpften Preußen kaum eine Erleichterung.

Als der Knabe acht Jahre alt geworden war, wurde ihm der Vater durch den Tod entrissen, und Frau v. Roon verließ das Gut, um zu ihrer in dem Städtchen Altdamm bei Stettin lebenden Mutter überzusiedeln. Diese hochbejahrte Dame,

eine echt preußische Patriotin von altem Schrot und Korn, hat in den wenigen Jahren, in denen dem jungen Albrecht vergönnt gewesen ist, an ihrer Seite zu leben, einen ganz entschiedenen Einfluß auf seinen späteren Entwickelungsgang gewonnen. Eine kleine Erinnerung, welche sich über Frau v. Borke in der Roonschen Familie erhalten hat, ist zu charakteristisch für sie und die ganze damalige Zeit, als daß sie hier übergangen werden dürfte. Es war am 3. August des großen Befreiungsjahres 1813, am Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelm III. Die Franzosen verteidigten Stettin und Altdamm hartnäckig gegen das Belagerungscorps Tauenziens, die Not der Bevölkerung war aufs höchste gestiegen. Da erstand die dreiundsiebzigjährige Greisin für ihre letzte Barschaft eine Flasche Wein, trat mit ihrem Enkel an das geöffnete Parterrefenster und brachte in Gegenwart der zahlreich auf der Straße versammelten Franzosen ihrem geliebten Landesherrn ein lautes Hoch aus, in das der kleine Roon voller Begeisterung einstimmte.

Aber der kecke Bursche brachte sich auch noch in anderer Weise mit den Leiden kriegerischen Lebens in Berührung. Der Herr Kriegsminister hat später oft genug lachend erzählt, wie er, ein altes Bajonett auf einem Besenstiel über der Schulter, den Garten der Großmutter vor den plündernden Franzosen mit allerdings zweifelhaftem Erfolg zu schützen versuchte; am 20. August traf ihn gar der Splitter einer schwedischen Bombe und verwundete ihn leicht an der Schulter. Erst fast drei Monate später, nachdem die geliebte Großmutter den Entbehrungen der Belagerung erlegen war, kapitulierte die Stadt, und mit stürmischem Jubel nahm die schwergeprüfte Bevölkerung die Kunde von dem großen Befreiungswerk auf, das inzwischen mit dem blutigen Ringen auf den Feldern von Leipzig seinen entscheidenden Abschluß gefunden hatte.

Die pekuniären Verhältnisse der Familie wie die Mangelhaftigkeit der in Altdamm vorhandenen Schulen veranlaßten die Anmeldung des Knaben für das Kadettencorps, und am 8. November 1816 erfolgte seine Aufnahme in die Kulmer Anstalt. Der ehrenvollen Auszeichnung, welche er hier nach zweijährigem Aufenthalt erfuhr, ist bereits gedacht worden — der Direktor des Instituts, Major von Woyna, schrieb dem fünfzehnjährigen Knaben in sein Entlassungszeugnis: „Er verspricht unendlich viel!“ Auch in der Hauptanstalt zu Berlin bewährte sich die Richtigkeit dieses Urteils, Roon durcheilte den eigentlich dreijährigen Kursus in wenig mehr als zwei Jahren und wurde am 9. Januar 1821 im 3. pommerschen Infanterieregiment Nr. 14 mit der Garnison Stargard als Sekondelieutenant angestellt.

Die Epauletten, der frohe Traum der Jugendjahre, waren somit errungen — die erste Stufe der militärischen Laufbahn glücklich erklommen. Die ersten Epauletten! Mit welchem stolzen Bewußtsein der junge Soldat sie anlegt, die weite Welt mit allen ihren Freuden steht seinem Adlersflug offen — wie im Nebel entschwindet die Erinnerung an die kleinen Mühen und Sorgen der Vergangenheit, rosig liegt die Gegenwart, golden die Zukunft vor ihm! Und doch wie viele schwere und gerade im Offizierstande doppelt empfindliche Stunden bringen oft die neugewachsenen Schwingen besonders dem nicht mit Glücksgütern Gesegneten. Auch Roon blieb ausschließlich auf das damals mehr als karge Gehalt angewiesen; das an sich geringe väterliche Vermögen war durch den notwendig gewordenen Verkauf von Pleushagen fast gänzlich zusammengeschmolzen, die letzten Reste raffte eine langjährige Gemütskrankheit der Mutter, aus welcher erst der Tod sie erlöste, hin. Es ist allezeit ein Zeichen seltener Charakterfestigkeit gewesen, wenn unter solchen Verhältnissen ein junger lebenslustiger Mann mit seinem knapp bemessenen Einkommen hauszuhalten wußte, und es erscheint darum nicht unwichtig, zu erwähnen, daß Roon diese Probe glänzend bestand. Die Kunst des Sparens, die der

Lieutenant in jenen schweren Jahren lernte, ist später dem Kriegsminister, dem preußischen Heere und dem preußischen Staate sehr zu statten gekommen.

Die Einförmigkeit des Garnisondienstes mit ihrem notwendig starren Gleichmaß konnte dem strebsamen jungen Offizier auf die Dauer nicht genügen. Er meldete sich nach eifrigen Vorstudien zur Allgemeinen Kriegsschule (der jetzigen Kriegsakademie) und wurde 1824 infolge glänzend bestandenen Examens zu derselben kommandiert.

Nach dreijährigem erfolgreichen Besuch der militärischen Hochschule und einer kurzen Dienstleistung bei dem Infanterieregiment Nr. 15, zu dem Roon inzwischen versetzt worden war, erfolgte 1828 sein Kommando als Erzieher zum Berliner Kadettencorps, und mit diesem Zeitpunkt beginnt jene Periode in seinem Leben, in der er zum erstenmal aus dem engen Rahmen strenger Pflichterfüllung in das öffentliche Leben trat — beginnt seine Thätigkeit als Geograph und Schriftsteller. Sie wurzelt wesentlich in den anregenden Beziehungen, die sich zwischen dem kaum fünfundzwanzigjährigen Offizier und dem Altmeister der Erdkunde, Karl Ritter, anknüpften. Professor Ritter war seit drei Jahren dem eigentlichen Commandeur des Kadettencorps, Generalmajor v. Brause, als Studiendirektor zur Seite gestellt worden und erteilte u. a. in den oberen Klassen den geographischen Unterricht persönlich. Nachdem er jedoch in Roon, der bereits früher ein eifriger Hörer der Universitätskollegien des großen Geographen gewesen war, einen geeigneten Vertreter gefunden hatte, legte er die Fortsetzung des Unterrichts vertrauungsvoll in seine Hände, übertrug ihm zugleich die Abfassung eines Leitfadens für denselben und leitete das von Roon in der kurzen Frist von acht Monaten verfaßte Buch, welches im Sommer 1832 unter dem heute allbekannten Titel „Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatskunde“ erschien, mit einem empfehlenden warmen Vorwort ein.

Die „Grundzüge“ waren zunächst, der Roon gestellten Aufgabe entsprechend, als ein „Leitfaden für höhere Schulen und den Selbstunterricht“ geschrieben, sie haben aber in ihrem eigentümlichen Zusammenhang mit den von Ritter angebahnten neuen Ideen der vergleichenden Erdkunde, durch die Klarheit der ihnen zu Grunde gelegten Disposition und die Durchsichtigkeit der Darstellung weit über die selbstgezogenen Grenzen hinaus befruchtend gewirkt. „Die Disciplin der Geographie,“ schrieb Ritter in dem Vorwort, „ringt sich immer mehr und mehr zu wissenschaftlicher Bedeutung empor. Sie verläßt allgemach den Zuschnitt des Zufalls, des Herkommens, der Einseitigkeit, sie sprengt ihre Schranken. Der alte Stamm treibt neues Reis, bricht mit verjüngtem Laub in Knospen aus, er verspricht Früchte, die nicht nur für den Tag die leibliche Speise geben, sondern die auch Nahrung bieten für den unsterblichen Geist. Kein Wunder, daß auch das Bedürfnis nicht mehr wie früherhin durch die Menge der als Aggregat zusammengereihten Daten zufriedengestellt wird, daß die Forderung nach den wahrhaften Elementen dieser Wissenschaft laut wird... Auch vorliegende Arbeit tritt nach ernster vielfacher Anstrengung in die Reihe dieser Bemühungen ein, und auch ohne unsere Bevorwortung würde sie sich selbständig ihre Bahn brechen, da sie mehreren jener Anforderungen der Zeit und der Wissenschaft zum erstenmal nicht ohne Glück entgegentritt.“ Der Erfolg hat gelehrt, wie richtig Ritter das Werk seines Schülers beurteilte: die zwischen 1837 und 1840 neu bearbeiteten und auf drei stattliche Bände angewachsenen „Grundzüge“ wurden bald das verbreitetste Handbuch für die Thätigkeit des Lehrers bei dem höheren geographischen Unterricht und erlebten Auflage um Auflage, während der inzwischen zum Premierlieutenant avancierte Roon 1834 einen neuen kurzgefaßten Leitfaden für den Schüler unter dem Titel „Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatskunde“ herausgab. Doppelt wohlthuend berührt solchen Erfolgen gegenüber die Bescheidenheit, mit der Roon fort und fort in Bezug

auf das Verhältnis zwischen seinem verehrten Lehrer und seinen eigenen Arbeiten das Wort Schillers anwandte: „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun!“ und immer aufs neue betonte, was er in der Vorrede zur ersten Auflage seiner „Grundzüge“ gesagt hatte: „Der Verfasser betrachtete indes sein geringes Wissen, überhaupt seine Befähigung zu einem solchen Unternehmen nicht als sein Eigentum, sondern gleichsam nur wie ein Darlehen, welches er der wohlwollenden Güte und Freundlichkeit seines berühmten Lehrers verdanke.“

In den vierziger Jahren, nachdem Roon am 30. März 1836 zum Hauptmann im großen Generalstabe und gleichzeitig zum Lehrer der Allgemeinen Kriegsschule, sowie zum Mitglied der Ober-Militär-Examinationskommission ernannt worden war, entstanden noch zwei weniger bekannte Arbeiten. Über die 1837 in der Handbibliothek für Offiziere erschienenen, nicht vollendeten „Militärischen Länderbeschreibung von Europa“, welche Roon auf Grund schon anderweitig vorbereiteten Materials schrieb, urteilte er selbst weniger günstig — die zwei Jahre später publizierte „Militärgeographie der Iberischen Halbinsel“ aber ist vielleicht das Vollendetste, was auf militärgeographischem Gebiet überhaupt geschrieben worden ist, sie muß heute noch als ein Meisterwerk bezeichnet werden. Vorweg sei hier eingeschaltet, daß Roon noch als Kriegsminister im Jahre 1868 die zwölfte Umarbeitung seiner „Anfangsgründe zur Erdkunde“ ausführte, die allerdings durch die inzwischen stattgefundenen Umwälzungen des europäischen Staatensystems dringend notwendig geworden war. Es muß ein eigentümliches Gefühl für den seltenen Mann gewesen sein, wenn er so in die Arbeit seiner Lieutenantsjahre die politischen Veränderungen einschaltete, welche anzubahnen er selbst mit berufen gewesen war.

Inzwischen hatte sich in Roons privatem Leben ein Ereignis von einschneidender Bedeutung vollzogen. Im Jahre 1835 während seines vorbereitenden Kommandos zum Generalstab war der für damalige Avancementsverhältnisse noch sehr jugendliche Premierlieutenant zu den Königsmanövern in Schlesien kommandiert worden und benutzte diese Gelegenheit, die einzige ihm persönlich unbekannte Schwester seines Vaters, die verwitwete Regierungsrätin Wolframm, im Hause ihres Schwiegersohnes, des Pastors Rogge zu Groß-Tinz bei Liegnitz, aufzusuchen. Er kam an einem Tage dort an, der das ganze Haus in die freudigste Aufregung versetzt hatte: der König war an demselben Vormittag auf der Durchfahrt als Gast in dem Pfarrhause eingekehrt, und Roon fand die sieben Kinder des Hauses in lautem Jubel darüber, daß der Monarch und seine Gemahlin, die Fürstin von Liegnitz, mit jedem einzelnen von ihnen und besonders mit der ältesten anmutigen Tochter huldreiche freundliche Worte gewechselt hatten. Schon am nächsten Tage rief der Dienst den fremden, schnell heimisch gewordenen Vetter von dannen, aber sein Herz war in dem kleinen Pfarrhause geblieben, er hatte dort wieder Eltern und noch mehr — ein liebend Herz gefunden. Am Jahrestag des königlichen Besuches, am 2. September 1836, führte er Anna Rogge in der heimatlichen Dorfkirche zum Traualtar.

Leider erlitten gerade die ersten Jahre der überaus glücklichen Ehe eine herbe Störung durch eine schwere Krankheit, die fast die Veranlassung gewesen wäre, Roon der militärischen Carriere zu entreißen, da er bei seinen hochgespannten Anforderungen an sich selbst nicht glaubte, dem Dienst mit seiner erschütterten Gesundheit Genüge thun zu können. Er hatte bereits Verhandlungen behufs Übernahme der ihm angebotenen Direktion der schlesischen Ritterakademie zu Liegnitz eingeleitet, fühlte sich aber durch den Gebrauch eines Seebades und eine mehrmonatliche Reise durch die Schweiz und Italien so gekräftigt, daß er jene Absicht aufgab und seinem Beruf treu blieb.

Die Jahre 1841 bis 1858 brachten vielfachen Wechsel und mannigfache neue

Anregungen. Am 12. April 1842 zum Major befördert, wurde Roon nach einer kurzen Dienstzeit bei dem Generalstab des VII. Armeecorps aufs neue in den großen Generalstab und zur Lehrthätigkeit bei der Allgemeinen Kriegsschule berufen. Gleichzeitig erhielt er den ehrenvollen Auftrag, dem Prinzen Friedrich Karl in der Geographie und Taktik Unterricht zu erteilen, und begleitete denselben in den Jahren 1846 bis 1847 auf die Bonner Universität. Eine innige Freundschaft knüpfte sich hier zwischen Roon und dem Professor Perthes, die bis zu dem 1867 erfolgten Tode des trefflichen Mannes in einem regen persönlichen und brieflichen Verkehr Ausdruck fand. Das schwere Jahr 1848 fand den Major v. Roon als Chef des Generalstabes des VIII. Armeecorps in einer um so verantwortlicheren Stellung, als die Stelle des kommandierenden Generals nicht besetzt und der Generalstabschef durch Abwesenheit des ältesten Divisionscommandeurs zu selbständigen Entscheidungen mehr als einmal befugt und verpflichtet war. 1849 sehen wir ihn in gleicher Stellung bei dem I. Armeecorps des zur Niederwerfung des badischen Aufstandes zusammengezogenen preußischen Heeres, welches bekanntlich unter der Führung des Prinzen von Preußen, des jetzigen deutschen Kaisers, stand. Während hier die persönliche Bekanntschaft des späteren obersten Kriegsherrn mit seinem zukünftigen Minister sich anbahnte, führte der Ernst der Schlachten auch Schüler und Lehrer auf dem Felde der Ehre neu zusammen: Prinz Friedrich Karl kämpfte in den Reihen des I. Armeecorps und gab im Gefecht bei Wiesenthal das erste Beispiel seiner glänzenden Tapferkeit.

1850 leitete der inzwischen zum Oberstlieutenant beförderte Generalstabschef von Roon die Mobilmachung des VIII. Armeecorps. Am 26. Dezember desselben Jahres wurde er aber vom schönen Rheinstrom nach Thorn versetzt und zum Commandeur des 33. Infanterieregiments (jetzt ostpreußischen Füsilierregiments Nr. 33) ernannt, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1856 blieb, um dann als Commandeur der 10. Infanteriebrigade nach Posen zu gehen und endlich 1858 — als noch sehr junger Generalmajor — die Führung der 14. Division zu Düsseldorf zu übernehmen.

Inzwischen hatte der Prinz von Preußen im Oktober 1857 die Leitung der Staatsgeschäfte und ein Jahr später die Regentschaft für den erkrankten Landesherrn übernommen. Von dieser höchsten Stelle aus, und zwar auf Veranlassung einer mündlichen Aussprache, in der Generalmajor v. Roon dem Prinzregenten bei Gelegenheit einer Meldung in Babelsberg seine Ideen über eine Reorganisation der Armee vortrug, erhielt jener den Auftrag zur Ausarbeitung einer bezüglichen Denkschrift, welche er am 21. Juli 1858 einreichte.

Infolge dieses umfangreichen Memoires, das Roon während eines Badeaufenthaltes in Kolberg ohne jedes litterarische Hilfsmittel, allein gestützt auf seine genaue Kenntnis aller einschlägigen Verhältnisse und sein logisch geschultes Denkvermögen, entworfen hatte, und nach eingehenden mündlichen Besprechungen mit dem Verfasser, befahl der Prinzregent am 8. Febr. 1859 die Berufung einer Kommission zur Beratung über die grundlegenden Fragen einer umfassenden Armeereorganisation. Die Mobilmachung desselben Jahres ließ freilich alle Reformpläne in den Hintergrund treten, sie stellte aber andererseits deren Notwendigkeit in das hellste Licht.

Als daher der überraschende Frieden von Villafranka die unmittelbare Kriegsgefahr beseitigte, wurde das Projekt mit verdoppeltem Eifer wieder aufgenommen; der Prinzregent berief den Generallieutenant v. Roon zunächst zu sich persönlich nach Baden und kommandierte ihn sodann nach Berlin, um hier mit dem Kriegsminister General v. Bonin über die Ausführung der Reformen eingehend zu beraten. Gleichzeitig trat auch die Reorganisationskommission wieder in Thätigkeit und hielt am 31. Oktober ihre erste

Sitzung. Sie bestand unter dem Vorsitz des Generalfeldmarschalls v. Wrangel aus den Generalen Fürst Radziwill, v. Werder, Prinz August von Würtemberg und v. Schack, den Generallieutenants Prinz Friedrich Karl, v. Steinmetz, v. Roon, v. Schlemüller, den Generalmajors Prinz Friedrich Wilhelm, v. Alvensleben II, v. Bialke und v. d. Mülbe, dem Obersten v. Clausewitz und als Kommissar des Kriegsministeriums dem Oberstlieutenant v. Hartmann. Der Prinzregent hatte dieser Kommission im Anschluß an die früher gepflogenen Beratungen vier Fragen vorgelegt, arbeitete deren zustimmende Beantwortung nochmals persönlich durch und schloß den ganzen Reorganisationsentwurf am 28. November ab. — Der 5. Dezember schon brachte die Ernennung Roons zum Staats- und Kriegsminister und legte damit die Ausführung und Vertretung der geplanten Reformen in seine Hand.

Die Organisation des Heeres entsprach in der That seit Jahrzehnten nicht mehr den Anforderungen der Zeit und der Stellung Preußens, und die Notwendigkeit, das Heer verbessernd umzugestalten, war durchaus nicht etwa von gestern zu heute hervorgetreten. Bereits Friedrich Wilhelm IV. hatte 1852 eine Reorganisation der Armee angebahnt, die allerdings einen unmittelbaren, kräftig wirkenden Erfolg von großem Wert nicht hatte, aber immerhin für die Regeneration des Offiziercorps von wesentlichem, vielfach unterschätztem Einfluß gewesen ist.

Das Princip der allgemeinen Wehrpflicht, dessen Festhaltung eine Grundbedingung für Preußens Größe schon seiner moralischen Bedeutung halber bleiben mußte, war zu einer hohlen Schablone herabgesunken: hatte 1820 eine jährliche Rekrutierung von 40000 Mann der Bevölkerung von 11 Millionen Preußen entsprochen, so stand 1860 dieselbe Rekrutierungszahl zu der auf fast 19 Millionen gestiegenen Bevölkerung in grellem Widerspruch; hatten die Staatseinnahmen 1820 nur 216 Millionen Mark betragen, so hatten sie sich jetzt auf nahezu 403 Millionen gehoben und gestatteten um so mehr eine Erhöhung des Heeresaufwandes, als die Militärlast thatsächlich in Preußen selbst nach Durchführung der Reorganisation, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, nur etwa halb so groß war als in Frankreich und nur ein drittel so groß als in England. War somit eine Erhöhung des stehenden Heeres zeitgemäß und geboten, so mußte andererseits die Kriegsformation der Armee in ihrer unglücklichen Verquickung von Linie und Landwehr ernste Bedenken hervorrufen.

Die Landwehr war ursprünglich nur ein Defensivmittel, eine Reserve des eigentlichen Heeres gewesen; in der Zeit der Not und getragen von dem großen Gedanken der Befreiung des Vaterlandes aus unerträglicher Fremdherrschaft hatte sie sich jungen unerfahrenen Truppen gegenüber (denn solche waren es, die Napoleon 1813 nach dem Verlust der grande armée ins Feld führte) bewährt — sie konnte aber den schlagfertigen, größtenteils aus alten Troupiers bestehenden Armeen der Nachbarstaaten jetzt keineswegs als ebenbürtig an Gewandtheit, Frische und Leistungsfähigkeit ihrer einzelnen Glieder bezeichnet werden, und die eigentümliche Zusammenstellung eines Linien- und Landwehrregiments zu der Kampfeinheit der Brigade schien nicht geeignet, eine einheitliche Verwendung der Truppe zu erleichtern. Der Landwehrdienst war aber zugleich zu einer schreienden Ungerechtigkeit, zu einer drückenden Last geworden. Roon selbst faßte gerade diesen Umstand in einer seiner im preußischen Landtag gehaltenen Reden dahin zusammen, daß er sagte: „Die Landwehr soll eine Stellung erhalten, die ihrer würdig ist, die ihren Altersverhältnissen, ihren staatsbürgerlichen Interessen entspricht. Es sollen die jüngeren Brüder zuerst, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihre Haut zu Markte tragen, bevor die Familienväter, die Steuerzahlenden an die Reihe kommen, bevor sie das Letzte einsetzen für die Rettung und Unabhängig-

keit des Vaterlandes!" Die Thatsache, daß bei der Mobilmachung 1859 nahezu sechzigtausend Familien eingezogener Landwehrleute von den Kommunen unterstützt werden mußten, während sich mindestens ebensoviele junge felddienstfähige Mannschaften, die nur dem gezogenen höheren Lose die Befreiung vom Heeresdienst verdankten, im Lande befanden, ohne die Last der Mobilmachung zu empfinden, charakterisiert die Zustände vor der Reorganisation auf das treffendste.

Am 10. Februar 1860 wurden dem Hause der Abgeordneten zwei die Armeereorganisation betreffende Gesetzentwürfe vorgelegt. Der erste derselben behandelte die Dienstverpflichtung und die Stärke und Formation des Heeres, der zweite beantragte die Mittel für die Übergangsperiode und den Unterhalt der verstärkten Armee. Im wesentlichen forderten sie die Verdoppelung der Cadres der Garde- und Linieninfanterie (unter Verringerung der Etats derselben); das Ausscheiden der Landwehrinfanterie aus dem in erster Linie zu mobilisierenden Kriegsheere; das Aufgeben der bisherigen Landwehrkavallerie bei gleichzeitiger Errichtung von achtzehn neuen Linien-Kavallerieregimentern; endlich eine Verstärkung der Transformationen und der Militärbildungsanstalten. Alles in allem wurde nach der Vorlage das preußische Heer um 109 Bataillone und 80 Eskadrons verstärkt und in seinem Friedensetat von 127 500 auf 212 600 Mann gebracht.

Beide Gesetzentwürfe wurden, nachdem der Kriegsminister in sachlich klarer Weise die Vorlagen begründet hatte, von dem Hause der Abgeordneten einer Kommission übergeben. Dieselbe erklärte sich zwar nach zweimonatlicher Beratung principiell gegen die Regierungsentwürfe, tadelte die veränderte Bestimmung der Landwehr und forderte die Herabsetzung der dreijährigen Dienstpflicht, indessen bewilligte der Landtag schließlich doch die Mittel zur Durchführung der Reorganisation in provisorischer Form bis zum 30. Juni 1861 und genehmigte das bezügliche Gesetz mit 322 gegen 2 Stimmen. Damit war die Reorganisation also verfassungsmäßig beschlossen — sie Schritt um Schritt durchzuführen und gegen alle Angriffe zu verteidigen, dazu war v. Roon gerade der rechte Mann.

Es ist hier nicht der geeignete Platz, die technischen Details der Reorganisation zu schildern, für deren Ausführung erleichternd mitwirkte, daß sich die Armee noch auf mobilem Fuß befand und die einberufenen Landwehrregimenter daher aus den Offiziercorps, den Mannschaften und Beständen der Linientruppen direkt in Linienregimenter umgewandelt werden konnten — eine Umwandlung, die leicht und so schnell vor sich ging, daß die neugeschaffenen Truppenteile bereits am 4. Juli 1860 ihre nunmehrigen Benennungen und am 18. Januar 1861 Fahnen und Standarten erhalten konnten. Es ist aber keineswegs ausschließlich die numerische Vermehrung der preußischen Armee, welche die von dem Könige und seinem Kriegsminister für notwendig erkannte Reorganisation als einen so wichtigen Abschnitt nicht nur für das Heer, sondern für die Geschichte des Staates erscheinen läßt; vielmehr muß, als von mindestens gleicher Bedeutung, die allein durch sie geschaffene erhöhte Schlagfertigkeit des ganzen Instrumentes gewürdigt werden, und dieser Schlagfertigkeit verdankte Preußen und Deutschland zweifellos die großen Erfolge der letzten Decennien. Die Armee wurde in allen ihren Gliedern verjüngt, an die Stelle der Landwehrmänner traten jugendlich-kräftige Rekruten, das plötzliche bedeutende Avancement führte frische Elemente in die höheren Führerstellen. Die Mobilmachung konnte nur bei der neuen Zusammensetzung der Armee auf jenen Grad der Schnelligkeit gebracht werden, der bald die Bewunderung der Welt herausfordern sollte: die Trains, bisher ein ziemlich wunder Punkt der Militärverwaltung, erhielten straff soldatisches Gefüge. Indem gleichzeitig die Bewaffnung der gesamten Infanterie mit dem Zündnadelgewehr voll-

ständig durchgeführt, die Ausrüstung der Artillerie mit Präcisionsgeschützen angebahnt wurde, gelangte die Armee zu der Leistungsfähigkeit, die 1864, 1866 und 1870 den Sieg an ihre Fahnen fesselte.

Das Jahr 1861 brachte dem Generallieutenant v. Roon zunächst zu dem Portefeuille des Kriegs- auch das des neugeschaffenen Marineministeriums. Seine Thätigkeit auf diesem Gebiete konnte jedoch zu jener Zeit unmöglich nach außen hin eine erfolgreiche sein, bei der Beschränkung der pekuniären Mittel mußte vielmehr der Ausbau des Flottengründungsplanes einer späteren günstigeren Zeit vorbehalten bleiben. Begann doch inzwischen bereits jener leidige parlamentarische Kampf um den Fortbestand des durch die Reorganisation der Armee Geschaffenen — ein Kampf, den nur ein Mann von der Stärke des Charakters, von der Pflichttreue und Festigkeit, wie sie Roon besaß, glücklich beenden konnte.



Feldmarschall Graf Albrecht v. Roon.

Nachdem auch im Jahre 1861 die Mittel für die Aufrechterhaltung des Armeestatus bewilligt worden waren und im großen und ganzen im Hause der Abgeordneten wie im vorigen Jahre zwar ein lebhaftes Streben nach verschiedenen Modifikationen im Heerwesen, aber doch kein grundsätzliches Negieren des von der Regierung eingenommenen Standpunktes hervorgetreten, nachdem die Reorganisation zu einer Thatsache geworden war, deren Widerruf ganz abgesehen von allem

anderen eine enorme Verschwendung an Geld und Arbeit gewesen wäre, spitzte sich mit dem Jahre 1862 die „Militärfrage“ zu einem Principienstreit zu, der schließlich zur Ablehnung aller Mehrkosten für das Heer führte.

Es ist nicht unsere Aufgabe und nicht unser Wille, hier eine Geschichte der Konfliktszeit zu schreiben oder eine Kritik des Parlamentarismus jener Epoche zu liefern. Die Bitterkeit, die ihr innewohnte, ist unter dem glückbringenden Hauch der Erfolge unseres Heeres geschwunden, und diese Erfolge haben mindestens bei dem einsichtigeren Teil der parlamentarischen Gegner, vor allem aber im Volke selbst die damalige Politik der Regierung gerechtfertigt — uns beschäftigt nur der Mann, der den schweren Kampf mit jenen aufzunehmen und durchzuführen hatte.

Der Minister v. Roon war aus der militärischen Praxis unmittelbar auf das parlamentarische Schlachtfeld getreten; er stand als Repräsentant des Heeres, als Vertreter einer neuen Schöpfung, die größtenteils sein eigenstes Werk war, vor dem Landtage, als einzelner Mann einer großen Anzahl von Gegnern gegenüber. Und unter diesen Gegnern waren, wer wollte es verkennen, zahlreiche Männer von hoher geistiger Begabung, von eminenter Redegewandtheit und scharfer Kenntnis der parlamentarischen Formen — so oft sie auch in den rein militärischen Fragen den kürzeren ziehen mochten, in der Verteidigung ihres Princips blieben sie ebenbürtige Gegner und setzten Überzeugung gegen Überzeugung! Gerade diese feste Überzeugung von der unumstößlichen, unantastbaren Richtigkeit des von ihm vertretenen Werkes war aber auch v. Roons stärkste und — abgesehen von dem Rückhalt, den er bei seinem Monarchen zu finden gewiß war — seine oft einzige Waffe; noch konnte er keinen greifbaren Erfolg für seine Schöpfung ins Feld führen, noch stand in vieler Beziehung Ansicht gegen Ansicht! Das treue Festhalten an dieser Überzeugung gab ihm Kraft und Ausdauer und erscheint schließlich besonders dem Zurückschauenden bewundernswerter als die Schnelligkeit, mit welcher der Minister die Formen des Parlamentarismus erfaßte, bewundernswerter als seine große Schlagfertigkeit und seine außerordentliche, oft auf harte Proben gestellte Herrschaft über sich selbst.

Die Reden, die der Minister unter anderem am 11. September 1862, am 9. und 11. Mai 1863, später am 20., 21. und 23. März, am 28. April und 2. Mai, endlich am 8. Juni 1865 hielt, gehören der Geschichte an und beweisen ebenso wie die ausführliche Denkschrift zur Militärvorlage aus dem Jahre 1863, daß sich v. Roon an der schweren ihm gestellten Aufgabe mit überraschender Schnelligkeit zum Staatsmann entwickelte; es ist wahrlich ein großer staatsmännischer Zug, der durch jene Reden geht, ein Geist des Erhaltens wie des Schaffens, der oft genug im scharfen Gegensatz zu dem rein negierenden Inhalt der gegnerischen Erörterungen steht, wie dies unter anderem bei Gelegenheit der Vorlage zur Erweiterung der preußischen Kriegsmarine klar in den Vordergrund trat. Und wenn mit der Dauer des Konfliktes hüben wie drüben die Gegensätze sich mehr und mehr verschärften, wenn die Sprache leidenschaftlicher wurde — unbewegt und fest blieb er auf dem Posten, zu dem der König ihn berufen hatte; das eine große Ziel im Auge und im Herzen, die Gewißheit vom endlichen Sieg der guten Sache, wehrte er unerschrocken und zäh mit der einen Hand die unaufhörlichen Angriffe auf sie ab und arbeitete mit der anderen in rastloser Thätigkeit an dem weiteren Ausbau des Werkes, dem sein Leben gewidmet war, fort.

Es ist hier nicht möglich, dieser stillen, schließlich nur in ihren Resultaten glänzend hervortretenden Arbeit des Kriegsministers für das Heereswesen durch eine Aufzählung aller der administrativen und organisatorischen Veränderungen, welche sie zeitigte, gerecht zu werden — schon die gegen Hessen gerichtete Kriegsbereit-

schaft eines Teiles der Armee im Jahre 1862 und die Maßregeln gegen die polnische Insurrektion des nächsten Jahres zeigten die Tüchtigkeit des Geschaffenen; der kurze glorreiche Feldzug von 1864 endlich brachte den Nachweis, daß die Organisation, die Ausbildung und Bewaffnung der Armee unter Roons Leitung musterhaft geworden war. Während aber vor der Reorganisation für die drei mobilen Divisionen 20000 Landwehrleute hätten einberufen werden müssen, genügten jetzt 3000; mit anderen Worten: es blieben 17000 Familienväter, Grundbesitzer und Steuerzahler geschont — gewiß ein zahlenmäßiger Nachweis für die Erleichterung des Landes durch die veränderte Wehreinrichtung, gegen dessen Richtigkeit sich nichts dürfte einwenden lassen.

Nachdem der Minister bereits 1863 durch die Benennung eines Forts von Posen nach seinem Namen und 1864 durch Verleihung des Großkreuzes des roten Adlerordens sowie durch seine Ernennung zum Chef des ostpreußischen Füsilierregimentes Nr. 33, dessen Commandeur er selbst gewesen, ausgezeichnet worden war, ehrte auch der Kaiser von Österreich ihn nach Beendigung des Feldzuges durch ein überaus huldreiches Handschreiben, in dem der Monarch seine Anerkennung und seinen Dank für die den alliierten Truppen gewährte Unterstützung aussprach. Dagegen blieb die Hoffnung, daß die glücklichen Resultate des Feldzuges zur Beilegung des inneren Konfliktes führen würden, unerfüllt. Und doch waren es wahrhaft prophetische Worte des Ministers: „... daß, wer Preußen unfähig macht, seinen deutschen Beruf zu erfüllen, sich damit nicht bloß an Preußen versündigt, sondern auch an Deutschland, indem er dadurch nicht bloß Preußens Unabhängigkeit in Frage stellt, sondern auch die des weiteren deutschen Vaterlandes!" (42. Sitzung 1865.) Die Regierung mußte nach wie vor selbständig handeln, wollte sie das mühsam Aufgebaute nicht zerfallen lassen — das begonnene Werk wurde durch die Errichtung selbständiger Festungsartillerieregimenter der Vollendung entgegengeführt, und trotzdem das Abgeordnetenhaus jede Bewilligung für die Flotte abgelehnt hatte, wurden für sie schwere Gußstahlhinterlader angekauft und eine Panzerfregatte in Bestellung gegeben. Roon selbst benutzte den Herbst 1864 zu einer Orientierungsreise nach Frankreich, besuchte das Lager von Chalons und den Hafen von Cherbourg und wurde vom Kaiser Napoleon mit dem Großkreuz der Ehrenlegion dekoriert.

Es kam das Jahr 1866; in der kurzen Spanne Zeit von nicht vier Wochen vollzog sich mit wunderbarer Promptheit die großartige Mobilmachung, eine Feldarmee von 326000 Kombattanten wurde aufgestellt, und auch als nach den überraschend schnellen Erfolgen des siebentägigen Krieges ernste Verwickelungen mit Frankreich die Möglichkeit schufen, nach zwei Seiten Front machen zu müssen, bewährte sich der durch die Reorganisation neugeschaffene Heeresmechanismus auf das vollkommenste: die Armee war am Tage des Friedensschlusses von Nikolsburg doppelt so stark als bei der Eröffnung des Feldzuges, und dem mühsam durchgekämpften Werke Roons war damit der unauslöschliche Stempel des Gelingens aufgedrückt. Es muß ein wunderbares Gefühl des Glückes gewesen sein, als der dankbare König ihm, der inzwischen zum General der Infanterie befördert worden war, den höchsten Orden des Landes, den schwarzen Adlerorden, überreichte, als ihm dann endlich — endlich bei der Rückkehr nach dem Vaterlande allerorten die langversagte Anerkennung in allen Schichten des Volkes zu teil wurde und sich in begeisterten Zurufen kund that, als er schließlich auch den inneren Frieden wiederhergestellt sah und das Abgeordnetenhaus sowohl die Indemnität bezüglich der Führung des Staatshaushaltes seit 1862 wie die weiteren außerordentlichen Mittel für die Militär- und Marineverwaltung bewilligte!

Der Norddeutsche Bund war entstanden

— es galt, die preußischen Formen auf das weitere Gebiet der Bundesgenossen zu übertragen; galt, die Wehrkraft der neuerworbenen Provinzen zu gliedern und für das Kriegswesen des ganzen geeinten Norddeutschlands eine neue Basis zu schaffen. Eine gewaltige Arbeitslast für den Mann, in dessen Bureau sich schließlich alle die Fäden konzentrierten, die den weiten Organismus umspannten und seine einzelnen, nur erst lose aneinander gereihten Glieder zur festen Kette verbinden sollten. Noch im Sommer 1866 erhielt die von Roon entworfene Neuteilung des Heeres in ein Garde- und zwölf Armeecorps die allerhöchste Bewilligung. Ende September wurde die für die neuerworbenen Landesteile erforderliche Vermehrung der Armee um sechzehn Infanterieregimenter, drei Jägerbataillone, sechzehn Kavallerie- und drei Feldartillerieregimenter, sowie je drei Pionier- und Trainbataillone verfügt, wohingegen in der weiteren Ausführung der Roonschen Ideen über die Bestimmung der Landwehr die bisher noch bestehenden zwölf Landwehr-Kavallerie-Regimentsstämme aufgelöst wurden. Der Gesamtetat des Norddeutschen Bundesheeres erreichte schon im nächsten Jahre nach dem Abschluß der Konventionen mit den Bundesstaaten die Stärke von 517 Bataillonen, 444 Eskadrons, 214 Batterien nebst entsprechenden Genie- und Traintruppen. Endlich konnte Roon auch der Flotte größere Mittel als bisher zuwenden; unter seiner Leitung wurde, nachdem die preußischen Fahrzeuge am 1. Oktober die norddeutsche Flagge gehißt hatten, der Flottengründungsplan von 1867 in einem Umfange aufgestellt, der genügend erschien, dem deutschen Handel jenseits des Oceans eine starke Vertretung, den eigenen Küsten hinreichenden Schutz zu verleihen. Die Beschaffung von sechzehn Panzerfahrzeugen, zwanzig Korvetten, zweiundzwanzig Kanonenboten und acht Avisos wurde in Aussicht genommen.

Die Gesundheit des Ministers war durch die geradezu übermäßige Arbeitslast arg erschüttert, erst ein zweimonatlicher Urlaub gestattete ihm, seine Thätigkeit wieder aufzunehmen, die im Herbst 1867 endlich zur Vollendung des Wehrgesetzes führte; am 20. Oktober lag der erste Abdruck des neuen Gesetzes dem in Baden weilenden König vor, und unter dem Datum des nächsten Tages bereits richtete König Wilhelm an Roon das nachstehende Handschreiben:

„Soeben empfange Ich Ihr Schreiben von gestern mit dem Abdruck des nunmehr festgestellten Wehrgesetzes und fügen Sie den Glückwunsch hinzu, daß endlich nach achtjährigen schweren Kämpfen dies Werk vollendet ist. Wenn Ich Ihnen dafür Meinen Dank ausspreche, so weiß Ich aber auch, wem Ich diesen Sieg verdanke, und das sind Sie!

„Wenn Ich den Weg nachgehe, den dies Werk gegangen ist seit unserer ersten Unterredung auf Babelsberg, bis es nun vollendet ist, so sieht man recht klar, wie das Schicksal die Menschen zusammenfügt, um etwas Großes zu schaffen.

„Empfangen Sie also nun nochmals Meinen herzlichen und tiefgefühlten Dank für alles, was Sie in den acht Jahren mit Hintansetzung Ihrer Gesundheit geleistet haben, um dies so nötige Ziel endlich zu erreichen.

Mit treuester Dankbarkeit

Ihr ergebener König
Wilhelm."

Wer vermöchte diesen echt königlichen Worten etwas hinzuzufügen?! Leider blieb die Gesundheit Roons, infolge eines schweren, schmerzenreichen Hals- und Nervenleidens, auch in den nächsten Jahren schwankend; nur mit Aufbietung seiner großen Pflichttreue und Willenskraft vermochte er nach mehrmonatlichem Urlaub, den er im Süden verlebte, die Geschäfte beider Ministerien weiterzuführen, die neben der fortlaufenden Thätigkeit in der Verwaltung auch neue gesetzgeberische Aufgaben mit sich brachten: 1868 entstand das Quartierleistungsgesetz und die Ersatzinstruktion, 1869 die Bestimmungen über die militärische Freizügigkeit mit Baden

und eine Erweiterung der Marineanleihe — zu alledem ruhte auf Roons Schultern monatelang die Vertretung des Reichskanzlers Grafen Bismarck.

Das Jahr 1870 brachte endlich die letzte gewaltige Entscheidung, den größten Triumph in Roons Leben: den ruhmreichen Feldzug mit Frankreich, der zugleich die gründlichste Rechtfertigung und der glänzendste Ausdruck seines Werkes wurde. In der Nacht vom 15. zum 16. Juli unterzeichnete ein Federzug des Königs den längst bis in die kleinsten Details vorbereiteten Mobilmachungsplan: Anfang August betrug die Summe der von Deutschland aufgestellten Streitkräfte — Feldarmee, Besatzungs- und Ersatztruppen — 1 183 389 Mann, und nach siebenmonatlichem blutigen Ringen standen im Februar 1871 trotz aller Verluste fast 200 000 Mann mehr zum Angriff wie zur Abwehr bereit als bei Beginn des Feldzuges.

General v. Roon befand sich während der Kriegsdauer im Hauptquartier des Königs und während der Schlachten von Gravelotte, Beaumont und Sedan an dessen Seite. Auch ihm blieb das Schicksal der Väter nicht erspart, die daheim mit angstvollem Herzen die Verlustlisten durchspähten: bei Sedan verlor er seinen zweiten Sohn, der als Batteriechef bei der Gardefeldartillerie stand — drei andere kehrten mit dem eisernen Kreuz auf der Brust glücklich vom Felde der Ehre zurück.

Auf feindlichem Boden, unter dem Donner der Forts von Paris, feierte der Minister am 9. Januar zu Versailles sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Am frühen Morgen schon sandte der König dem Jubilar sein Porträt mit einem eigenhändigen Glückwunsch, um zehn Uhr erschien der greise Herrscher selbst im Paradeanzug in dem Quartier des kranken Generals, die schriftlichen Glückwünsche zu wiederholen — der Kronprinz, Graf Bismarck und Moltke, die treuen Gefährten bei dem Ausbau des stolzen Werkes, das Deutschlands Einheit ermöglicht und heute noch eins der wichtigsten, vielleicht das festeste und wesentlichste Merkmal derselben ist, folgten dem Monarchen.

Es kam der stolze Tag der Kaiserproklamation, es kam der Tag des Friedensschlusses und es kam endlich die Rückkehr in die Heimat. Am 16. Juni, bei dem Einzug der Truppen in die Reichshauptstadt, wurde Roon in den erblichen Grafenstand erhoben; zur Jahreswende richtete der Kaiser bei Gelegenheit der Übersendung seiner Büste ein Handschreiben an ihn, um ihm erneut seine allerhöchste Anerkennung und seinen Dank auszusprechen.

„Ich muß," schrieb der Monarch, „am Schlusse des Jahres, das uns nach zwei blutigen Jahreskämpfen einen ruhmvollen Frieden brachte, der Hand gedenken, die die Waffe schärfte mit geübtem Blick und unermüdlicher Ausdauer, mit der Preußens Heer überall siegte und unvergängliche Lorbeeren sich und dem Vaterlande erkämpfte. Empfangen Sie als ein Zeichen Meiner innigsten Dankbarkeit am heutigen Weihnachtsfeste die Züge dessen, der nie aufhören wird, Sich Ihrer Mühen zu erinnern.

Ihr dankbarer, treu ergebener König
Wilhelm."

Die Gesundheit des Ministers besserte sich nur vorübergehend, und die enorme Arbeitslast, welche die Überführung der Armee auf den Friedensstand und das Retablissement derselben sowie der Entwurf und die Durcharbeitung der neuen Reichsgesetze erforderte, war nicht dazu angethan, seine völlige Wiederherstellung zu fördern. Nachdem er daher bereits anfangs 1872 auf seinen Wunsch von der Stellung als Marineminister entbunden worden war, fühlte er die Notwendigkeit, sich mit dem Beginn des nächsten Jahres ganz von den Geschäften zurückzuziehen, und bat um seinen Abschied. Der Kaiser vermochte sich jedoch von dem treuen Ratgeber nicht zu trennen; indem der Herrscher das Abschiedsgesuch in den huldreichsten Worten ablehnte, gab er ihm am 1. Januar 1873 unter Verleihung der höchsten militärischen Würde der Armee

behufs Entlastung von den Geschäften des Kriegsministeriums in dem Generallieutenant v. Kamecke einen Vertreter, ernannte den Feldmarschall aber zugleich an Stelle des Reichskanzlers zum Präsidenten des Staatsministeriums.

Diese letzten Jahre von Roons Amtsführung brachten eine fast ununterbrochene Reihe von glänzenden Auszeichnungen. Nachdem der Minister bereits 1872 zum Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit berufen worden war und in demselben Jahre, wie schon 1866, eine Dotation von 300000 Thalern erhalten hatte, welche er, dem Wunsche des Kaisers entsprechend, zu Güterankäufen verwendete, verlieh eine Ordre vom 1. September 1873 ihm den schwarzen Adlerorden in Brillanten, während gleichzeitig das Fort Nr. 3 vor Straßburg auf seinen Namen getauft wurde. Aber nicht nur von seiten des obersten Kriegsherrn kamen Zeichen der Anerkennung und Dankbarkeit: das ganze preußische, ja das ganze deutsche Volk hatte erkennen gelernt, was es dem Manne schulde, der seine Wehrkraft zu so unvergleichlichen Erfolgen geschult und erzogen hatte. War Roons Name einst in den Tagen der Konfliktszeit mit Spott und Haß genannt worden, jetzt gehörte er zu den populärsten Männern in ganz Deutschland. Die Stadt Gotha machte ihn zum Ehrenbürger, mehrfach wurde er zum Abgeordneten für den preußischen Landtag und den Reichstag gewählt, die anhaltische Eisenbahngesellschaft bat, eine neue Lokomotive nach ihm benennen zu dürfen, was der Minister lachend mit der Marginalbemerkung erledigte: „Der Schalk stichelt auf meine notorische Dämpfigkeit.“ Anfang 1873 sandte ihm der Mikado von Japan einen Ehrendegen, und als die Zeitungen seine Ernennung zum Generalfeldmarschall brachten, lief eine solche Flut von Glückwünschen bei ihm ein, daß er sich darauf beschränken mußte, seinen Dank öffentlich auszusprechen.

Aber das körperliche Befinden des Generalfeldmarschalls gestattete ihm kaum noch den rechten Genuß der so schwer errungenen Lorbeeren, und was er noch schwerer empfand, es verbot ihm mehr und mehr jede energische Amtsthätigkeit. Nach wiederholten Versuchen, im Süden Heilung zu finden, und nachdem es ihm noch vergönnt gewesen war, den Entwurf des Reichsmilitärgesetzes zu unterzeichnen, mußte er aufs neue um den Abschied einkommen, den ihm der Kaiser am 9. November bewilligte.

„Ich kann Mich leider,“ lautete die königliche Ordre, „der Überzeugung nicht verschließen, daß Ihr wiederholtes Gesuch um Übertritt in den Ruhestand durch Ihre leidende Gesundheit zu sehr begründet ist, um dessen Gewährung ablehnen oder auch nur weiter verzögern zu können. Ich gewähre Ihnen daher — aber mit schwerem Herzen — den gewünschten Abschied, indem Ich Sie hierdurch unter Entbindung von der mit so großer Auszeichnung bekleideten Stellung als Kriegsminister mit der gesetzlichen Pension zur Disposition stelle. — Sie tragen in diesem Verhältnis auch ferner die aktiven Dienstzeichen und verbleiben auch in der Liste der aktiven Generalfeldmarschälle sowie in Ihrem Verhältnis als Chef des ostpreußischen Füsilierregimentes Nr. 33, damit Sie der Armee, auf deren Ehrentafeln Ihr Name für alle Zeiten steht, auch durch ein äußeres Band angehören, so lange Sie leben. — Ich danke Ihnen nochmals warm und von ganzem Herzen für alles, was Sie in Ihrer langen Dienstzeit in allen Ihren innegehabten Stellungen für Meine Armee gethan haben. Vor allem aber nehmen Sie hier nochmals Meinen Königlichen Dank entgegen für Ihre Leistungen für Mich und Meine Armee, seitdem Ich Sie zum Kriegsminister ernannte. Sie haben Mich bei Durchführung der Reorganisation der Armee mit seltener Umsicht, Konsequenz und Energie unterstützt, und die Früchte dieser Thätigkeit haben nicht auf sich warten lassen. Zwei glorreiche Kriege haben die Tüchtigkeit unserer Kriegsinstitutionen bewährt, und bei der nunmehr erfolgten Vergrößerung des Heeres ist es wiederum

Ihr Werk gewesen, dieselbe in kürzester Zeit ins Leben zu rufen. — Mögen Sie sich nach Ihrer treuen Arbeit der wohlverdienten Ruhe noch lange erfreuen, und mögen Sie versichert sein, daß Ich niemals aufhören werde, Meinen in vielfach schwerer und bewegter Zeit immer bewährten Kriegsminister in ehrender und dankbarer Erinnerung zu behalten. Als Andenken an den schweren Augenblick unserer Trennung sende Ich Ihnen meine Büste in Marmor."

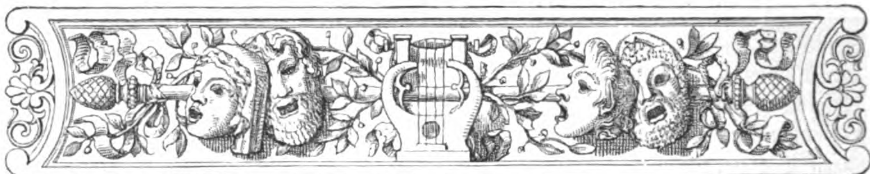
Der Feldmarschall lebte — nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Italien — während der letzten Jahre seines Lebens meist auf seinen Gütern Krobnitz bei Reichenbach oder Neuhof bei Coburg; jährlich einigemal, meist aus Anlaß der parlamentarischen Sessionen, kam er nach der Hauptstadt, und hier im Februar 1879 brach plötzlich sein altes asthmatisches Leiden mit ungeahnter Heftigkeit hervor. Eine Lungenentzündung trat hinzu und ließ das Schlimmste befürchten, die Kräfte des sechsundsiebzigjährigen Mannes nahmen rapide ab. Am 21. Februar suchte der Kaiser nochmals das Sterbelager seines treuen Dieners auf und nahm mit den Worten: „Ich habe Ihnen viel, sehr viel zu danken," thränenden Auges Abschied von dem Todkranken; am 23. Februar mittags ein Uhr schloß Feldmarschall Graf Albrecht v. Roon, umgeben von den zärtlich geliebten Seinen, die Augen für ewig.

Drei Tage später läuteten die Glocken der Berliner Garnisonkirche die Trauerfeier des großen Mannes ein, dessen sterbliche Hülle in der Familiengruft zu Krobnitz bei Reichenbach die letzte Ruhestätte fand.

Einer kommenden Zeit erst kann es vorbehalten sein, dem Feldmarschall v. Roon seine Stellung in der Geschichte unseres Vaterlandes anzuweisen, voll und klar die Ausdehnung und die Grenzen seiner Thätigkeit zu zeichnen und zu zeigen, wie er als Ratgeber und als ausführendes Organ den großen Schöpfungen des erhabensten Herrschers unseres Zeitalters, wie er seinem Könige und Kaiser, der stets der eigentliche Bildner und Schöpfer unseres Heerwesens bleibt, zur Seite stand. Wir können ihn heute nicht besser charakterisieren als mit den Worten, die dieser Monarch selbst an dem Sterbebette des Ministers sprach: „Ich habe Ihnen viel, sehr viel zu danken!" Der Dank des Königs ist auch der Dank des Vaterlandes.

Es ist nicht die lorbeergekrönte, schimmernde Thätigkeit des Feldherrn gewesen, nicht das Glück der Schlachten, welches Albrecht v. Roon groß gemacht hat. Aber die Zeit ist für immer vorüber, in der sich Siege improvisieren ließen — nur mühevolle, ausdauernde Friedensarbeit kann heute die Früchte zeitigen, die auf dem Schlachtfelde in kurzem, heißem Ringen geerntet werden; nur der Organisator kann dem Heere die Siegesfähigkeit anerziehen. Sind darum seine Erfolge auch weniger in die Augen fallend und nicht so allgemein verständlich als die des Feldherrn selbst — vollauf gleichwertig, ja höher stehend müssen sie dem erscheinen, der dem Werden und Entstehen beider nachspürt. Und indem Graf Albrecht v. Roon, um mit des Kaisers Worten zu reden, „unser Schwert geschärft hat" — indem, wie er selbst in einem Schreiben an seinen Amtsnachfolger sagte, sein höchstes Streben war: „das Heer, den starken Arm des Königs, immer fester zu stählen, die vaterländische Waffenschule immer zweckmäßiger und leistungsfähiger zu gestalten und zu entwickeln, um durch eine unübertroffene Organisation der gesamten Volkskraft für den Krieg dem Vaterlande den Frieden zu sichern" — indem er mit rastloser Hingabe und Pflichttreue, unbeirrt durch alle Hindernisse und Anfechtungen, diese seine Lebensaufgabe zur Vollendung brachte, erwarb er sich den Anspruch auf jenen Dank seines Herrschers, auf den Dank seines Vaterlandes. Der Armee, die ja nichts ist als das Volk in Waffen zur Verteidigung von Thron und Vaterland wird er allezeit ein leuchtendes Vorbild bleiben.





Vergessene Opern.

Von

C. H. Bitter.

IV.

Wenn ich von der Betrachtung der großen Opern Spontinis und der hochernsten „Medea“ Cherubinis zu einer deutschen Oper tragischen Inhalts übergehe, deren Komponist den mit Recht gefeierten Tonsetzern unserer Zeit angehört, so geschieht dies mit dem Bedauern, daß hier eine Musik gegeben worden ist, deren Textbuch sie, wie ich fürchten muß, dauernd von der Bühne ausschließt.

Es ist dies Louis Spohrs schöne Oper „Faust“, eine wahrhafte Perle der dramatischen Musik und doch der Bühne, vielleicht mit Recht, entfremdet.

Der Textbuchverfasser, der sich J. C. Bernard genannt, hat es nicht verstanden, dem Inhalt seiner Poesie ein tieferes Interesse zu verleihen. An Göthes Dichtung lehnt dieselbe sich nur in den Namen Faust und Mephisto an. Alles übrige ist, wenn man nicht einige Momente hervorheben will, in denen der höllische Zauber zu Hilfe kommen muß, um die dramatische Handlung fortzuschieben, von ziemlich seichter Oberflächlichkeit.

Faust hat mit dem Teufel einen Pakt geschlossen, in welchem er sich merkwürdigerweise verpflichten mußte, nicht zu heiraten. Dies trennt ihn von Röschen, einem schönen Bürgermädchen, das er, wie er selbst sagt, wahrhaft liebt und die ihm in Begleitung ihres eigentlichen Bräutigams, einer Art von Brackenburg, überall hin folgt.

Faust will die Menschheit, die Armut, das Elend mit den Mitteln der Hölle an dieser rächen, verliebt sich bei einem solchen Racheakt, indem er den wilden Ritter Gulf dem Satan überliefert und dessen Burg zerstört, in Kunigunde, die er von jenem befreit hat. Ein Zaubertrank, der ihm bei dem Hexensabbath auf dem Blocksberge gereicht wird, führt Kunigunde noch während des Festes ihrer Hochzeit mit dem von ihr heißgeliebten Grafen Hugo in seine Arme. Hugo will sich dies begreiflicherweise nicht gefallen lassen und wird von Faust erstochen. Dieser und Kunigunde, welche die Nacht in seinen Armen zugebracht hat, werden von einem gewissen Gefühl der Reue und des Überdrusses, das man im gewöhnlichen Leben Katzenjammer zu nennen pflegt, gequält. Faust, von der Rache des noch eben geliebten Weibes verfolgt, durch den Tod Röschens, die seine Untreue erfahren und sich in den Strom gestürzt hat (einen Strom, der bei Aachen, wo sich dies alles begiebt, nicht vorbeifließt), von den Gerichten als Mörder bedroht, von allen verlassen, will sich das Leben nehmen. Mephisto, der ihn hieran hindert, giebt sich als Teufel zu erkennen, erklärt Fausts Vertrag mit ihm als abgelaufen und stürzt ihn in das höllische Feuer.

Man wird leicht ersehen, daß in dieser Oper wohl einige Scenen vorkommen können, die ein vorübergehendes Interesse zu erregen vermögen, daß aber ein sich

an die Faustsage anknüpfender tieferer Inhalt nicht vorhanden ist und daß insbesondere eine tragische Verwickelung ganz fehlt. Faust läßt es in seinem Kampfe gegen die Hölle lediglich bei einigen flachen Redensarten bewenden, ist ein ordinärer Libertin und zeigt nicht die geringste Größe und dramatische Kraft. In der Wahl zwischen Kunigunde und Röschen schwankt er hin und her, obschon er die letztere aufgiebt, sobald Mephisto für den Fall der etwaigen Heirat mit dieser seinen Vertrag für erloschen erklärt, während sie selbst eine Vereinigung mit Faust nur für möglich hält:

Wenn sie des Priesters Hand
Segnend verband.

Dieses Röschen, von dem süßesten Zauber umflossen, den die Tonwelt bieten kann, gelangt nicht über eine Reihe von Klagen und sentimentalen Betrachtungen hinaus; alle anderen Personen, auch Graf Hugo und Kunigunde, sind leblose Theaterfiguren, und Mephisto ist der gemeine Teufel, der in Faust nicht die hochfliegende, dem Edelsten und Höchsten zugewandte Seele, sondern nur den einzelnen erbärmlichen Menschen laut Vertrag für die Hölle erwerben will.

Spohr hat das ursprüngliche Textbuch mit Recitativen versehen und dadurch den „Faust“ zu einer sogenannten großen Oper umgeschaffen. Ich selbst habe diese nur mit dem ursprünglichen Dialog gesehen, der herzlich schlecht war. Aber auch die Recitative sind von einer Nüchternheit und so ohne jede Spur von Poesie, daß man es bewundern muß, wie ein Tonsetzer von der Bedeutung Spohrs für sie die Töne hat finden können! — Und wie sehr hat er diese gefunden, zumal in der Scene des zweiten Aktes vor dem Dome, in welcher das Recitativ überaus glücklich mit dem in der Kirche gesungenen Choral und dem Arioso Röschens in Verbindung gebracht ist; und weiter im dritten Akt, in dessen Anfang sich die begleiteten Recitative Mephistos und Fausts zur vollsten Höhe der Tragik erheben.

„Faust“ ist über fast alle deutschen Bühnen von einiger Bedeutung gegangen und auch in London und Paris zur Aufführung gelangt.

Von allem, was Spohr geschaffen, selbst über seine „Jessonda“ hinaus, so hoch diese stehen mag, ist „Faust“ weitaus seine bedeutendste Schöpfung. Tiefe der Auffassung, ernste Arbeit, Schönheit der Melodien, eine Fülle harmonischen und instrumentalen Glanzes zeigen sich auf jedem Blatte der Partitur. Sogleich die Ouverture mit ihren wild rollenden Passagen, die man nach neuerer Bezeichnung und in Verbindung mit der Arie Fausts im zweiten Akt und dem Recitativ desselben im dritten Akt als Faust-Motiv bezeichnen könnte, die teils klagenden, teils in unruhigen Accordfolgen dazwischen geworfenen, das tragische Schicksal Röschens andeutenden, melodischen Wendungen, in welche wie ein Warnungsruf von oben her das Largo e grave mit seiner fugenartig kurzen, tiefernsten Bewegung hineintönt, bald durchbrochen von den Eingangsmotiven und mit diesen in erregtem Sturme dem Ende zubrausend, ist ein Meisterwerk charakteristischer wie thematischer Arbeit, die ganze Zerrissenheit der Seelenstimmungen aufrollend, welche das folgende Drama erfüllen.*

Nicht alle Arien, deren die Oper eine ziemliche Anzahl enthält, stehen auf der Höhe der Gesamtheit des Werkes, ungeachtet großer melodischer Schönheiten und eines gewissen Glanzes, der sie umgiebt. Doch befinden sich unter ihnen auch hochbedeutende Stücke.

Zu diesen rechne ich die feurige Arie Hugos: „Ja, hoffe, Kunigunde!“ mit dem wirkungsvollen Chor und den überaus schönen Zwischensätzen: „O reichbeglückte Stunde!“ Ferner das vom süßesten Eben-

* Es ist mir schwer begreiflich, wie Mendel (Operntextbibliothek Nr. 67) sagen konnte, daß diese Ouverture nicht charakteristisch im Sinne des nachfolgenden Werkes, so froh und heiter in der Stimmung gehalten sei, daß sie fast mit größerem Rechte einer komischen wie dieser sogenannten großen Oper vorangehen könnte. Gerade das Gegenteil dieser Auffassung glaube ich darin finden zu müssen.

maß der Melodie getragene Arioso Röschens: „Dürft ich ihn nennen mein eigen!“ vor allem die Mephistoarie im dritten Akt: „Stille noch dies Wutverlangen“ mit ihren in wildem Triumphe hochaufschwellenden harmonischen Tonmassen.

In den übrigen Arien hat Spohr ein nicht geringes Maß von Koloratur aufgewendet, ohne darin besonders glücklich gewesen zu sein. Man erkennt hier leicht die Hand des Instrumentalkomponisten, der Schwierigkeiten häufte, ohne dabei dem Gesange und der Menschenstimme hinreichend gerecht zu werden.

Von besonderer Schönheit sind die Ensemblesätze der Oper.

Die Scene mit dem Anfange: „Fort, die Hölle trennt auf ewig uns!“ in welcher die eindringenden Bürger, an ihrer Spitze Franz, Röschen dem Zauberbanne Fausts entreißen wollen, mit den nach oben rollenden chromatischen Passagen und den kurzen energischen Chorsätzen ist meisterhaft dramatisiert.

Höher noch erhebt sich das Terzett im ersten Akt: „Ich kann nicht ruhn“ in seiner unruhig-angstvollen Bewegung, dem schönen Wechselgesange der Oboe und Klarinette, mit dem reizenden Mittelsatz: „Ich sehe dich, ich hab dich wieder!“ und der wunderbaren thematischen Verarbeitung des mit Mephistos Erscheinen eintretenden charakteristischen Motivs — ein Stück, welches noch dadurch bemerkenswert ist, daß die drei mitwirkenden Stimmen nicht zusammentreten, sondern in der Weise Richard Wagners nur in Form des Dialogs singen. Und in wie schön geformter Weise, in wie echt musikalischer Vollendung hat Spohr hier dem Zukunftsdrama vorgegriffen!

Aus dem Finale des ersten Aktes, in welchem die Burg des Räubers Gulf zerstört und Kunigunde befreit wird, heben sich mit besonderem Glanze aus den Chormassen und dem über diesen schwebenden Liebesgesange Hugos und seiner Geliebten die scharf gegliederten Accente Fausts: „In den Himmel ihrer Augen“ und die ihm in veränderter Tonart antwortende Stimme Mephistos: „Angefacht ist das Verlangen“ ab.

Im zweiten Akte ist es besonders die dichterisch ganz verfehlte, musikalisch hochbedeutende Blocksbergscene, welche mit ihrer von düsterem Grauen erfüllten Einleitung, dann in dem Irrlichterglanz einer in lebendigster Originalität hin- und hertanzenden Melodie mit dem einstimmig gesetzten Chorgesang der Hexen wie ein geisterhaftes Feuer umherflackert, bis die Scene mit dem Erscheinen Fausts und Mephistos einen ernsteren Gang gewinnt. Düster und dämonisch ist die Beschwörung der Hexe, welche den Zaubertrank bringt. Das hier aus der Einleitung herüberklingende leise Tremolo der Streichinstrumente mit den aufsteigenden Bässen bei dem Erscheinen der Sycorax ist von gespenstischer Wirkung und wiederholt sich in bezeichnender Weise in dem Augenblick, in welchem Kunigunde während des Tanzes mit Faust an ihrem Hochzeitsfeste von dem verderblichen Zauber berührt wird, der aus diesem Tranke auf sie überströmt. Überaus reizvoll ist der Chor der Hexen, die, als Faust den Zauberbecher geleert hat, ihn, von wildem Liebestaumel erfaßt, umstürmen.

Aus der Überfülle eines Schatzes von herrlichen Melodien, die in der Oper verschwenderisch ausgestreut sind, ragt ferner mit besonderem Glanze die berühmte Polonäse im Finale des zweiten Aktes hervor, welche sich mit siegender Gewalt über den unglaublich elenden Text erhebt, den der zu dieser Scene gedichtete Dialog enthält.

Die eigentliche Größe der ganzen Oper finde ich aber im dritten Akte konzentriert, in welchem alles von tragischer Gewalt erfüllt ist. Über die Arie Mephistos habe ich bereits oben gesprochen. Außer ihr und einem großen Recitativ Fausts besteht der ganze Akt nur aus dem in großartigsten Dimensionen aufgebauten Finale. Hier gewinnt selbst die Dichtung eine gewisse Bedeutung, indem sie Faust, von Gewissensbissen und Reue erfüllt, von den Seinigen verlassen, durch Röschens

von ihm verschuldetes Ende tief getroffen, die Nichtigkeit seines Strebens und seiner Selbsttäuschungen erkennen und ihn dem Hohne Mephistos und der Hölle verfallen läßt.

Der ariose Eingang der von Schmerz und Rachegefühl durchwühlten Kunigunde, der unruhig-ausdrucksvolle Eintritt Röschens, die den Geliebten sucht und aus deren Gesang sich ein Ensemble von höchster Grazie und Schönheit entwickelt, das drohende Dazwischentreten Mephistos zwischen sie und Kunigunde, Fausts Erscheinen, Kunigundes leidenschaftliche Aufwallung, endlich Röschens traurige, an die Zwischensätze der Ouverture und Fausts Recitativ zu Anfang des Aktes erinnernde Melodik — alles drängt und treibt der letzten Entscheidung entgegen. Ein zwischen den Bässen und den Oberstimmen geteiltes unruhig daherbrausendes Motiv begleitet in stetem frappantesten Wechsel der Tonarten die sich steigernde angstvolle Situation, in welcher eine Unglücksbotschaft nach der anderen an Faust herantritt, der vergeblich von dem lauernden Teufel Hilfe fordert. In wahrhaft bewundernswerter Weise weiß Spohr diesen sich mehr und mehr verwirrenden wilden Erregungen die künstlerisch feste Grundlage zu geben. Seinen Höhepunkt erreicht dies große Tonstück in dem Ensemblesatz: „Doch mein Wille ist mein Schutz!“ dessen siegende Klarheit die Zweifel löst, in denen bis dahin Fausts Umgebung befangen, seine fürchterliche Verbindung mit der Hölle nicht zu denken wagte.

Dies eine allgemeine Skizzierung der Oper, ihres Inhalts und ihrer musikalischen Bedeutung. Was sie besonders hochstellt, ist die feste und charaktervolle Zeichnung, die jeder der handelnden Personen zu teil geworden ist. Wie Spohr den Mephisto als den in Menschengestalt umherwandelnden Teufel, mit Bosheit erfüllt und in Haß getränkt, darstellt, so erscheint in Röschen das rührende, reine Bild der Unschuld, in Faust die Zerrissenheit eines in sich selbst unsicheren, in seinen edleren Teilen verlorenen Gemütes, in Hugo die ritterlich hingebende Liebe, in Kunigunde die von dämonischen Mächten erfaßte Seele — alles im Schmucke künstlerisch sicherer Darstellung. Hier ist es nicht notwendig, den Gestalten die Erkennungstafeln der Leitmotive umzuhängen, obschon Spohr hier und da die Situation durch gewisse melodische Erinnerungen kennzeichnet, wie dies auch K. M. v. Weber gethan und wie man dies schon in Isouards „Cendrillon“ und Gretrys „Richard Löwenherz“ bemerken konnte. Dies geschieht mit maßvoller Beherrschung des Stoffes und der Scene und ohne im geringsten diesen melodischen Andeutungen das Gepräge leitender Motive zu geben.

Alles in allem genommen gehört diese eben besprochene Oper dem Besten und Beachtenswertesten an, was die dramatische Musik dieses Jahrhunderts hervorgebracht hat. Daß Spohrs „Faust“ vergessen werden konnte, verdankt er dem Textbuch, über dessen Schwäche ich mich vorhin ausgesprochen habe und das zugleich den Übelstand zeigt, in keiner Weise einer Korrektur unterworfen werden zu können, die durchgreifend genug wäre, um die Oper auf die Dauer wieder bühnenfähig zu machen.

Daß ich nach dem Vorstehenden weit von dem Urteile abweiche, welches Mendel in seinen Vorbemerkungen zu dem Textbuche des „Faust“* abgegeben hat, möchte ich hier nur andeuten. „Der Sturm der Zeit, welcher gerade jetzt an dem Bühnenrepertoire mächtig zaust“, wird an der reinen Schönheit und Größe dieses Werkes, soweit es die Musik betrifft, seine Grenze finden. Von dem Bühnenrepertoire ist Spohrs „Faust“ längst verschwunden, auch hier darf man mit einem Hinblick auf den Text hinzufügen: Leider!

Man wird es bei dem, was Spohr in seinen Opern an reichen Schönheiten gegeben hat, nur in hohem Grade beklagen können, daß ihm, mit Ausnahme seiner „Jessonda“, keine besseren Textbücher zu Gebote gestanden haben. An dem Übel

* Operntextbibliothek Nr. 67, S. 9.

eines mittelmäßigen Buches krankt sein „Berggeist", mehr noch die sonst so reizende Zauberoper „Azor und Zemire", in welcher die bekannte und berühmte Arie: „Rose, wie bist du reizend und mild!" vorkommt und welche auch sonst eine nicht geringe Anzahl hervorragend schöner Stücke (ich erinnere nur an das große Finale des ersten Aktes und an das Terzett der drei Schwestern) enthält. Freilich darf man dem Publikum nicht zumuten, in der Täuschung so weit zu gehen, daß es glauben sollte, Zemire, das Bild der Schönheit und Tugend, könne sich in ein Ungeheuer verlieben, mit dem sie ein langes und sonst sehr reizendes Duett zu singen gezwungen ist.

„Faust" und mit ihm die Mehrzahl der Spohrschen Opern gehört in gewissem Maße der romantischen Richtung der Musik an, die später für Deutschland in Weber und Marschner, Schubert und Mendelssohn ihre bedeutendsten Repräsentanten fand. Ich komme hierauf weiterhin zurück. Zunächst bitte ich den geneigten Leser, mit mir einige vergessene Opern aus dem Kreise der französisch-dramatischen Musik betrachten zu wollen, wobei ich nicht Boieldieus „Rotkäppchen" oder dessen „Umgeworfene Wagen" im Sinne habe. (In letztgenannter Oper sang die vortreffliche Altistin Tibaldi zu ihrer Zeit als Glanzpunkt des Abends Kellers Polonäse mit dem Refrain: „Und doch, o Mädchen, lieb ich dich!") Auch will ich nicht an jene durch Henriette Sontag so beliebt gewordene Oper Aubers: „Der Schnee" erinnern, sondern Gretrys (1741 bis 1813), des zu seiner Zeit so berühmten und beliebten Tonsetzers, gedenken, der mit seinen etwa achtzig Opern lange Zeit hindurch, und mit Recht, sein Land entzückt und seinen Namen durch Europa getragen hat.

Ich gehe auf ihn über, weil ich in zwei seiner Opern, die gerade in Deutschland mit Glück lange Zeit hindurch gegeben worden sind, jene Romantik finde, die, sehr abweichend von der deutschen, in dem ritterlich feinen Wesen der französischen Spieloper jener Zeit ihre Grundlagen gefunden hat, mindestens soweit diese sich an die Poesie anlehnte, welche ihre Aufgaben dem Mittelalter entnommen hat.

Gretrys „Raoul der Blaubart", zum erstenmal am 2. März 1789 zu Paris aufgeführt, eine Oper von nicht geringem dramatischen Interesse, ist lange Zeit hindurch über die Bühnen Frankreichs und Deutschlands gegangen und auch in Berlin sowohl in der Königlichen Oper als auf der damaligen Königstädtischen Bühne gegeben worden, wo ich sie selbst noch wiederholt in vortrefflicher Darstellung gesehen haben.

Das Textbuch, von Sedaine verfaßt, behandelt die bekannte Fabel des Blaubart, indem sie dieselbe alles märchenhaften Inhalts entkleidet, nicht ungeschickt. Im ersten Akt erinnert merkwürdigerweise die Scene, in welcher Marie die ihr von Raoul dem Blaubart zugesandten Brautgeschenke betrachtet, stark an die so viel spätere Scene mit dem Schmuckkästchen in Gounods „Margarete", wobei auch der Spiegel nicht vergessen ist. Zu einem Schmuckwalzer hatte sich Gretry freilich noch nicht aufschwingen können.

Der Hauptaccent der Handlung ist natürlicherweise in den Moment des zweiten Aktes verlegt, in welchem Marie, jetzt Raouls Gattin, mit dem verhängnisvollen Schlüssel das furchtbare Kabinett öffnet, in welchem sie die Köpfe und Körper der von ihrem Gatten gemordeten Frauen erblickt.

Daß das Buch Sedaines wesentlich mit auf dem gesprochenen Dialog basiert, ist für die Oper als solche nicht besonders glücklich. In hohem Grade bedenklich ist es, daß Vergy, der Geliebte Mariens, im zweiten Akt in der Verkleidung als deren Schwester in das Schloß des Blaubart eindringt. In den Aufführungen, die ich gesehen, hat man dies mit Recht geändert. Mir liegt eine alte gedruckte Partitur der Oper vor, welche von der Hofbühne zu Berlin an die dortige Königl. Bibliothek gelangt ist. In dieser Partitur sind neben dem Original

zahlreiche Überarbeitungen eingefügt, welche sich nicht damit begnügen, die alte Instrumentierung (Flöten, Oboen, Trompeten und Pauken, Streichquartett) zu vervollständigen, sondern welche mit Verarbeitung einiger Hauptgedanken mehrfach eine ganz neue Komposition enthalten, die sich mit der Musik Gretrys keineswegs überall deckt. Und Gretry war doch eigentlich nicht der Mann, der korrigiert werden durfte. Da die Oper „Der Blaubart“ nach dieser Partitur über die Königl. Bühne zu Berlin gegangen ist, so hat das hiesige Publikum seiner Zeit eine zum Teil ganz andere Musik gehört, als die aus der Feder des eigentlichen Komponisten geflossen war. Daß diese überall besser gewesen wäre als die ursprüngliche, möchte ich meinerseits nicht anerkennen, wenngleich das Bestreben in der Bearbeitung unleugbar ersichtlich ist, im Ton und Stil der Originalpartitur zu bleiben. In der That sind die nicht überarbeiteten Teile der Oper, besonders im zweiten Akt, in welchem Marie die furchtbare Entdeckung macht, ebenso das folgende Duo mit Vergy, ihrer Einfachheit ungeachtet, von höchster dramatischer Wirkung und hätten kaum eindrucksvoller und bewegter dargestellt werden können. Ebenso sind das erste Duo des dritten Aktes: „Mein Vergy, erhalte, rette dich!“ ferner die Arie Raouls: „Ha, Falsche, die Thüre öffne!“ mit ihrer in den Violinen lebhaft bewegten Begleitung, mit dem ruhiger gehaltenen Mittelsatz und mit dem beim Eintritt Mariens am Schluß charakteristischen Orchestersatz, endlich das schöne Duo: „O Gott, mein Vergy, siehst du noch nichts?“ vorzüglich und charaktervoll gearbeitete Punkte.

Im ganzen genommen würde man, so sehr die eigentümlichen Vorzüge dieser alten Oper anzuerkennen sind, sie schwerlich wieder in das Bühnenleben zurückrufen können, jedenfalls nicht, ohne daß der Dialog in Recitative umgesetzt wäre. Bemerkenswert ist eine Notiz des Dictionnaire Lyrique des Clement u. Larousse, welche S. 562 „Blaubart“ als eine komische Oper bezeichnet und dabei besonders auf Raouls Arie im ersten Akt: „Venez regner en souveraine“ hinweist, in welcher das Basson mit der Singstimme in Quinten gehe und daher mißtönig sei. Gretry selbst habe dies dadurch erklärt, daß die harten Klänge daran erinnern sollten, daß Raoul bereits das blutige Ende Isaurens vorhersehe. Ich habe meinerseits die bezeichneten Quinten in der Partitur, die mir vorgelegen hat, nicht gefunden.

Ganz anders stellt sich eine derartige Betrachtung, wenn man desselben Meisters berühmte und dennoch so gut wie vergessene Oper „Richard Löwenherz“, welche das alte Berliner Textbuch ein Singspiel nennt, einer näheren Prüfung unterzieht.

Das gleichfalls von Sedaine verfaßte Buch steht in der ganzen Auffassung der Sage von der Gefangenschaft des englischen Abenteurers, Königs und Feldherrn und seiner Befreiung (Sedaine hat die Handlung nach Frankreich verlegt) auf einem hochromantischen Standpunkt und würde als Muster eines vorzüglichen Operntextes angesehen werden können, wenn der eigentliche Akt der Befreiung des Königs durch Erstürmung der Burg in dramatischer wie musikalischer Hinsicht bühnengemäß und mit genügender Wirkung dargestellt werden könnte.

Gretrys schöne Oper (1784 komponiert, in Berlin im Jahre 1790 zum erstenmal aufgeführt und hier bis zum Jahre 1853 hundertmal gegeben) hat sich, abgesehen von ihrer künstlerischen Bedeutung, eine historische Stellung erworben durch die berühmt gewordene Arie: „Verläßt dich jedermann, o Richard, o mein König!“ welche unter Ludwig XVI. zur Zeit der beginnenden Revolution gewissermaßen als Bundeslied der Royalisten betrachtet wurde und die man auch noch in viel späterer Zeit als ein die Rechte und den Glanz der königlichen Autorität feierndes Musikstück betrachtet hat.

Im allgemeinen darf man an diese Musik, welche jetzt nahe an hundert Jahre alt ist, nicht die Ansprüche erheben, welche man an eine moderne Oper mit heroischem Texte würde stellen können. Sie

steht nicht in der erzgepanzerten Rüstung zahlreicher Blasinstrumente da und bewegt sich in allen ihren Nuancen, den kriegerisch und dramatisch bewegten wie denen im idyllischen Charakter, in einer sehr ausgeprägten Einfachheit, die sich vor allem in der orchestralen Behandlung und in den Begleitungsformen zu den Gesängen ausspricht. Aber welche Grazie und Abrundung in den Formen, welche Sauberkeit in jeder Art der Conception, welche Fülle von Ausdruck und von Melodie, welcher Fluß in der Behandlung der letzteren und zu dem allen welche festgezeichnete Charakteristik der Personen sowohl als der Situationen.

Ich bin leider nicht in der Lage gewesen, von den übrigen zahlreichen Opern Gretrys viel kennen zu lernen und zu studieren. Aber wenn man die beispiellose Popularität in Betracht zieht, deren sich dieser berühmte Komponist bis in seine letzte Lebenszeit hinein in seinem Vaterlande (er ist im Jahre 1813 zweiundsiebzig Jahre alt gestorben) zu erfreuen hatte, dann darf man wohl annehmen, daß diese Vorzüge, welche in seinem „Blaubart“ erkennbar, in seinem „Richard Löwenherz“ in Fülle und mit wahrhaftem Glanze hervortreten, der großen Mehrzahl seiner Opern überhaupt eigen gewesen sind.

Der Gesang vor allem war es, in dem Gretry sein Ausdrucksvermögen geltend zu machen suchte, und die richtige sinn- und kunstgemäße Deklamation der nicht unendlichen, sondern in lebendigem Strome und stets neu und in zauberischem Reize entquellenden Melodie. Mag man von einem gewissen, im Augenblick modernen Standpunkt aus dies veraltet und kleinlich finden, immerhin ist es doch sehr bezeichnend, daß sich seit hundert Jahren und darüber Künstler, Kenner, Laien und Publikum an dem auf der Melodie beruhenden Gesange erfreut, diesen als Musik im besten Sinne des Wortes betrachtet haben und daß auch die größten Heroen der Kunst in diesem, wie die Schule Richard Wagners lehrt, abgestandenen und überlebten Irrtum befangen gewesen sind.

Die Musik zu „Richard Löwenherz“ entspricht auf jeder Seite und in jedem Punkte diesem Irrtum, und ich glaube meinerseits, daß, auch wenn sie bedauerlicherweise von der Bühne ganz verschwinden sollte, sie noch bis in ferne Zeiten hin Zeugnis dafür ablegen wird, daß ihr Schöpfer, ein wahrhaft großer Künstler und Tondichter, auf dem richtigen Pfade gewandelt ist.

Die einzelnen Stücke der Oper entsprechen diesen Bemerkungen durchaus, von dem ländlichen Chor zu Anfang bis zu dem Schlußchor. In besonderem Glanze aber treten hervor im ersten Akt die schon genannte Arie Blondels: „Verläßt dich jedermann“ mit ihrem feurig hingebenden melodischen Schwunge (nach jetziger Auffassung würde sie breiter angelegt sein können), ferner das lebendig-frische Quartett: „Was sagst du, hat der Gouverneur“, das reizende Couplet: „Nein, nachts wär es zu viel gewagt“ und das zweistimmige Lied: „Amor scheut des Tages Licht“, das als ein Muster fein melodischen Gesanges betrachtet werden kann. Über all diesen Stücken steht Blondels Rundgesang: „Mag der Sultan Saladin“, in dessen ebenso kräftiger als sprechender Melodie sich so trefflich die äußerlich heitere und doch gepreßte Seelenstimmung des Sängers ausdrückt, der er in dem langen, zum Teil wild brausenden Nachspiel so bestimmten Ausdruck zu geben weiß.

Schon im ersten Akte klingt in dem Violinspiel Blondels die herrliche Melodie des provençalischen Liedes wieder, das im zweiten Akt im Duett: „Mich brennt ein heißes Fieber“ unübertrefflich wirkend und mit strahlendem Glanze allem übrigen überlegen sich geltend macht. Es zieht sich bezeichnend auch weiter durch die Oper hindurch, indem es im dritten Akt in der Scene mit der Gräfin und den Rittern zu Blondels Worten: „Ich kenne sie, die holde Stimme“ wiederkehrt und im Schlußchor noch einmal von Richard und der Gräfin:

Wie kann ich dir vergelten,
So viele Lieb und Treu!

angestimmt wird. Überall, wo diese reinen melodischen Klänge ertönen, durchdringen sie den Hörer wie mit magischem Zauber.

Den Schwerpunkt der dramatischen Kraft erreicht die Oper indes erst in der dem besprochenen Duett folgenden Scene, in der die Soldaten, welche die Feste bewachen, Blondel ergreifen und gefangen setzen wollen. Hier entwickelt sich bei aller Durchsichtigkeit des zumeist nur zweistimmigen Chorsatzes doch ein charakteristisches Leben und eine Kraft des Ausdrucks, wie solche kaum wirkungsvoller und trefflicher zur Geltung gebracht werden könnten. In geschlossener Form und fester Deklamation tritt die Chormasse dem weich gehaltenen klagenden Gesange Blondels gegenüber. Beide scharf kontrastierende Gegensätze wiederholen sich in dem Schlußsatze des zweiten Aktes, in welchem noch der Gouverneur Florestan und Peter, Blondels Führer, letzterer mit rührendem Zwischenrufe, hinzutreten. Gretry erhebt sich in diesen beiden Sätzen weit über das Niveau dessen, was die französische Spieloper jener Zeit an dramatischer Kraft und ausdrucksvoller Bedeutung zu leisten gewohnt war.

Der dritte Akt bietet zu Anfang ein höchst graziöses Terzett, in welchem Blondel zwei Diener der Gräfin bittet, ihm bei dieser Eintritt zu verschaffen. Der melodische Fluß vereinigt sich mit trefflicher Verarbeitung der Motive und mit großer Lebendigkeit. Von reizender Wirkung und voll Humor ist ferner das in den Hochzeitszug des alten Bauernpaares eingeflochtene Lied mit Chor:

Hat man doppelt angespannt,
Fährt man leichter durch den Sand.

Als Gretry diese Musik schrieb, war Gluck bereits mit seiner Reform der großen Oper hervorgetreten. Er hatte gerade in Paris den Schauplatz seiner Triumphe unter harten und heftigen Kämpfen gefunden. Er lebte noch, als „Richard Löwenherz“ komponiert wurde; aber nichts in diesem oder im „Blaubart“ weist darauf hin, daß Gretry auf den Grundlagen, die jener der ernsten dramatischen Musik gegeben, gearbeitet hätte. Die letztere ist offenbar in vollständiger Selbständigkeit aus dessen eigenster Natur heraus geschaffen, wie denn auch Glucks große Oper eine ganz andere ist als die liebenswürdige, an die Formen des Liedes und der französischen Romanze anknüpfende Musik Gretrys, der in seinen dramatischen Accenten, von innerem Feuer gehoben, wohl „Lully und Rameau“ studiert und in sich aufgenommen haben mochte, der aber über Gluck zwar nicht ungerecht, jedoch auch nicht mit besonderer Anerkennung geurteilt hat.

Die französische Spieloper, der „Richard Löwenherz“ angehört, hat weiterhin durch Isouard, Mehul, Boieldieu und Auber üppige Blüten getrieben. Aber Gretrys ebenso geistvolle als edle Schöpfung ist durch keine derselben verdunkelt worden. Mit ernstem Bedauern würde es erfüllen, wenn man die Überzeugung erlangen müßte, daß es für eine Oper wie „Richard Löwenherz“ kein Publikum mehr gäbe.

Man hat vielfach behauptet, daß Gretrys Talent für die ernste Oper nicht ausgereicht habe. Aus dem eben besprochenen Drama und aus „Raoul der Blaubart“ habe ich meinerseits eine derartige Anschauung nicht gewinnen können.

Ich möchte meine Bemerkungen über Gretrys herrliche Oper nicht schließen, ohne diejenigen, welche sie noch auf der Königl. Bühne zu Berlin gesehen haben, an Baders in Spiel und Gesang unübertreffliche Leistung als Blondel zu erinnern, deren Glanzpunkte den ersten und zweiten Akt erfüllten und die insbesondere in der Arie: „Verläßt dich jedermann“ und in dem Liede: „Mag der Sultan Saladin“ in vollster Schöne hervortraten.

(Fortsetzung folgt.)





Ischia.

Von

Richard Voß.



Nach der Katastrophe von Ischia mag es nicht überflüssig erscheinen, einen Blick auf dessen natürliche Schöpfungsgeschichte zu werfen.

Es ist eine falsche Annahme, daß die Insel ursprünglich mit dem Festlande zusammengehangen. Sie entstand vielmehr durch unterseeische Eruptionen, und das nicht auf einmal, sondern nach und nach, in einer unermeßlich langen Zeitfolge. Der Epomeo wurde zuerst aus den Fluten emporgehoben, denn der Lavabestand dieses Berges ist im Vergleich zu dem übrigen Gestein der Insel dermaßen verwittert, daß sein Alter schwer zu bestimmen wäre. Als ein thätiger Vulkan stieg er höher als tausend Meter über die Meeresfläche auf, vom Festlande aus gesehen noch heute einer schönen Riesenpyramide gleich. Später stürzte der ausgebrannte Krater in sich zusammen; nur an einer Seite des nördlichen Randes blieb ein Stück davon stehen, mit jäh abfallenden, kahlen Wänden.

Allmählich bildete sich durch wiederholte Eruptionen um den Hauptstock ein förmlicher Kranz von kleinen Vulkanen, die sämtlich teils aus dem Meere, teils aus dem Epomeo selbst hervorgestoßen wurden und die sich Jahrtausende hindurch in voller Thätigkeit befunden haben mögen. Denn ihre Lavaströme füllten nach und nach die Schluchten aus und ließen ein Hügelland von Aschenkegeln entstehen. Vornehmlich war es in jenen unvordenklichen Zeiten die Süd- und Ostseite der Insel, die durch solche Vorgänge geschaffen wurde. Die späteren Ausbrüche schlossen die Südseite fast gänzlich aus, zogen jedoch die Nord- und Westküste in ihr Bereich.

Somit bilden Tuff und Lava die Hauptbestandteile der Insel; Trachyt findet sich selbstverständlich überall. Die Alten hatten reiche Goldminen eröffnet, von denen indessen jede Spur verloren gegangen. Die Nord- und Westküste hat starke Mergelschichten mit unerschöpflichen Thonlagern.

Zahllose heiße Mineralquellen brechen aus dem Inneren hervor. Die tieferliegenden, zu denen sich das rastlos unterminierende Meer Zutritt gebahnt, haben starken Salzgehalt. Alle diese oft kochend heißen Gewässer sind seit Jahrtausenden unabläßig thätig, das Innere der Insel zu zerstören. Sie durchsickern und durchrinnen die Erdschichten, zernagen und zersetzen das Gestein — besonders die weicheren Lagen — und wühlen Grotten und Höhlen, die sie mit brodelnden Dämpfen erfüllen. An verschiedenen Stellen treten die Quellen zu Tage und brechen sich gewaltsam Bahn. Dadurch entstehen Erdrisse, denen häufig Dämpfe entsteigen. Solche natürliche Rauchfänge, die als eine Art von Sicherheitsventile betrachtet werden können, heißen Fumarellen. Sie sind in der That die Ableiter der Dampf-

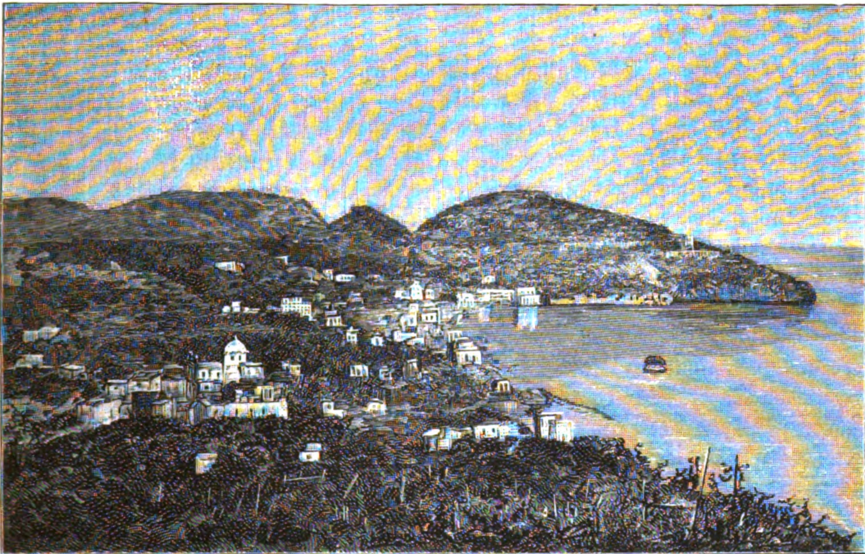
massen, von denen man sich das teilweise hohle Innere der Insel durchqualmt denken muß. Werden nun diese Thermalquellen durch irgend welche vulkanische Ursachen stärker erhitzt, so entwickeln sich ungeheure Dämpfe. Diese explodieren. Das Gestein zerreißt, die Wölbungen brechen ein, ganze Schichten stürzen zusammen, die Erde bebt — ihre Oberfläche wird mehr oder minder erschüttert.

Ein älterer Schriftsteller, Julius Jasolinus, äußert sich über die geologischen Verhältnisse des Epomeo und über die rätselhaften Ursachen der häufigen Erdbeben (Erderschütterungen) der Insel ungefähr folgendermaßen:

„Der Berg ist voller Höhlen, darin sich notwendigerweise eingeschlossene Luft befindet; dringt nun das Wasser durch unterirdische Zugänge ein, so wird infolge davon die Luft zusammengepreßt, in Bewegung gesetzt, zurückgedrängt. Geschieht dies bis zu einem gewissen starken Grade, so wird die Gewalt des Vorganges die Höhlen zerreißen und je nachdem eine geringere oder größere Erschütterung der Erdoberfläche bewirken, welche die daraufstehenden Häuser einstürzen läßt. Ist an solchen Stellen die Erde zugleich schwefel- oder aschenhaltig, so muß sie sich notwendigerweise entzünden. Das Feuer greift um sich, verursacht nicht nur starkes Getöse, sondern es öffnet sich auch das Innere und speit Flammen aus. Da nun sowohl Sicilien als auch Pithekussä von solcher Beschaffenheit sind, so glaubten die Alten, daß Typhon unter diesen Inseln liege."

So Julius Jasolinus.

Ein Teil Ischias ist sowohl an heißen Quellen als auch an Fumarellen ganz besonders reich. Dieser Teil zieht sich in einiger Höhe über dem Meer in Form einer großen Ellipse um die nordwestlichen Abhänge der Insel. Der Längendurchmesser dieser Ellipse beträgt ungefähr drei Kilometer, und auf ihrem Territorium liegen gegenwärtig die oberen Teile der Ortschaften Forio, Lacco Ameno — Casamicciola. Die Peripherie dieser Ellipse ist voller Quellen und Rauchfänge. M. de Ciutiis in seiner sehr lesenswerten Broschüre über Ischia giebt für jenen Teil der Insel das anschauliche Bild eines mit kochendem Wasser gefüllten Kessels, dessen Deckel, unter dem hervor ringsum Dünste auf-



Casamicciola und Lacco Ameno.

quellen, durch die Gewalt des sich entwickelnden Dampfes unaufhörlich gehoben und gesenkt wird.

Die Geschichte Ischias* gewinnt dadurch an allgemeinem Interesse, daß die Insel eine der ersten griechischen Kolonien Italiens gewesen und daß von hier aus die Gründung Cumäs stattgefunden hat. Die Einwanderung geschah von Euböa aus; die griechischen Kolonisten fanden ein von Fruchtbarkeit strotzendes Land vor. Sie gründeten auf der nordwestlichen Spitze der Insel eine Stadt, deren Akropolis sich auf einem schwer zugänglichen, meerumbrandeten Lavafelsen erhob und die ihren Namen nach der Insel erhielt: Pithekussä. In Pithekussä befand sich das erste Heiligtum des kleinen Freistaates; es war ein Herkulestempel.

Nach Annahme einiger hatten die homerischen Arimer ihren Wohnsitz auf der Insel, daher dieselbe vielfach, besonders bei den römischen Schriftstellern, Inarime hieß.

Als Äneas bei Cumä die Sibylle besuchte und mit dieser beim Avernus in die Unterwelt hinabstieg, soll er auch am Epomeo gelandet sein, von dem Virgil im neunten Gesang der Äneis redet. Zur Erinnerung an diese mythische Landung des Helden nannten die Hellenen die Insel Änaria. Doch scheint sich der Name Pithekussä vor allen anderen Namen behauptet zu haben, und mag man ihn von Pithos — Thonurne — ableiten. Denn es ist zweifellos, daß bereits die Griechen die Thonlager der Insel kannten und ausbeuteten, daß bereits damals auf Pithekussä Schalen, Vasen und Geschirre geformt und gebrannt wurden. Das Weihbecken von Santa Restituta in Lacco ist eine antike Thonurne. Nirgends aber weist Ischia ein ausgiebigeres und vorzüglicheres Material für diese noch jetzt bestehende einträgliche Industrie auf als in und um Casamicciola, das sich, mit Ausnahme der Marina und des Campo santo, über einer mächtigen Mergelschicht erhebt. Das Lokal der antiken Gruben und Öfen ist jedenfalls hier, in der Nähe der ehemaligen Stadt Pithekussä, dem heutigen Lacco Ameno, zu suchen.

Unterdessen schwang sich die Insel sehr bald zu einer der blühendsten griechischen Kolonien auf. Ihr Boden gab Öl und Wein in Überfluß, ihre Berge spendeten Gold, Thon und mineralische Thermen, deren Heilkraft frühzeitig weit und breit berühmt wurde, so daß Pithekussä in späterer Zeit mit Bajä und Puteoli rivalisieren konnte. Apollon als Heilgott wurde die Gottheit der Insel, als Hüterinnen und Schützerinnen der Quellen verehrte man die nitrodischen Nymphen. Überall erhoben sich Tempel und Altäre, den göttlichen Heilmächten geweiht, und es ist anzunehmen, daß mit dem Gebrauch der Thermen ein Kult Apollons und der Nymphen verbunden war. Priester und Priesterinnen walteten über die Bäder, deren Wunderkräfte mit allen Mitteln damaliger Spekulation angepriesen wurden und Scharen gläubiger Kranker herbeilockten. Für jedes Übel, jedes Gebresten, für jedes Glied des menschlichen Körpers gab es eine besondere Quelle. So wurden denn auch zahllose Votivtafeln dankbarer Genesener auf der Insel gefunden; häufig grub man die Inschriften auf kleinen Altären ein und schmückte die letzteren mit Reliefs.

Eine starke Eruption nötigte indessen einen Teil der Einwohner, das Eiland zu verlassen; sie wanderten nach dem nahen Neapolis aus. Nun bemächtigte sich Hieron I. Pithekussäs und errichtete auf der Insel ein Kastell zum Schutz gegen die tyrrhenischen Seepiraten. Aber schon nach kurzer Zeit wieder eine Eruption, und eine, dieses Mal allgemeine Flucht. Auch Hieron gab die Insel auf. Später ward sie dann die erste größere Kolonie Neapels; dieses verlor sie jedoch sehr bald, wie Strabon erzählt, im Kriege gegen Rom. Nun wurde auch Pithekussä römisches Municipium, bis Augustus die Insel im Austausch für Capri wiederum an Neapel zurückgab.

* Vergleiche J. Beloch: Kampanien.

Fast sämtliche Schriftsteller, Historiker und Dichter der Alten berichten von der vulkanischen Natur der Insel, die das Volk veranlaßte, den Mythus von Typhon für Pithekussä zu lokalisieren. Ununterbrochen regte sich der von Jupiter bezwungene Gigant unter dem Epomeo, den der Gott über den Empörer gewälzt, erschütterte mit seinen Zuckungen die Erde, atmete durch ihre Spalten Dampf und Flammen aus.

Was die Ausbrüche selbst anbetrifft, so ist jene erste Eruption, die die Griechen zum Aufbruch zwang, die älteste, von der man weiß. Die Historiker setzen sie um fünfhundert v. Chr.; Strabon berichtet darüber:

„Die euböischen Kolonisten verließen die Insel, von Erdbeben vertrieben und dem Hervorbrechen von Feuer und heißem Wasser und Ansteigen des Meeres; denn solche Erscheinungen sind hier gewöhnlich, wie denn auch die von Hieron gesandten Ansiedler vor einer solchen Eruption ihr Kastell und die Insel verließen.“

Die Erwähnung letzteren Ereignisses bezieht sich auf den zweiten Ausbruch, den man nach der Schlacht von Cumä, in der Hieron die Etrusker besiegte, annimmt. Nach Strabon berichtet Timäos in seiner Geschichte Italiens von einem dritten Ausbruch:

„Erdbeben erschütterten die Insel, Flammen stiegen aus dem Gipfel des Epomeo auf, in breitem Strome ergoß sich die Lava ins Meer. Dieses wich drei Stadien vom Ufer zurück, flutete dann wieder zurück, überschwemmte die niedrigen Teile der Insel und zugleich entsendete der Krater einen dichten Regen von Aschen und Schlacken. Vor dem Getöse flohen die Bewohner nach der neapolitanischen Ebene.“

Geradezu Fabelhaftes erzählt Plinius über die Insel: der Epomeo sei gänzlich verschwunden, eine Stadt vom Meere verschlungen worden; und aus einem Berge, der ins Meer gestürzt, sei die Insel Prochyta (Procida) entstanden.

Die letzte bekannte Eruption im Altertum fand 93 v. Chr. statt.

Historischen Datums sind ferner noch auf Ischia — Iscla wird es zum erstenmal 813 in einem Briefe Leos III. an Karl den Großen genannt — die Ausbrüche von 663, von 1228 (unter Karl II. von Anjou) und von 1301. Die letztere Eruption muß furchtbar gewesen sein. Sie ereignete sich auf der Nordostseite, der sie eine völlig neue Gestalt gab, begrub die Stadt Geranda und hatte eine Dauer von zwei Monaten. Wiederum entflohen sämtliche Inselbewohner. Erst nach vier Jahren wagte man, sich von neuem anzusiedeln.

Nach so vielen Schrecknissen und Zerstörungen folgen fünf Jahrhunderte, die für die Insel das goldene Zeitalter bedeuten. Typhon muß ausgerast haben, muß tot sein: er regt sich nicht mehr. Die Thäler und Schluchten füllen sich mit tiefschattigen, köstlichen Waldungen, die Höhen bedecken sich mit üppigem Kastaniengebüsch, die meerumspülten Felsen mit Myrten und Oleander, Aloen und Kaktus. Eine leuchtende Flora erblüht. Ortschaft an Ortschaft entsteht, es erheben sich Klöster und Kirchen mit phantastischen Kuppeln. Die weißen Mauern schimmern durch das Laub der Granaten und Feigen, der japanesischen Mispeln und Orangen; über die bald flachen, bald gewölbten Dächer erheben sich Oliven und Steineichen, Karruben und Palmen, und die kleinen, von zierlichen Loggien umgebenen Höfe gleichen Gärten. Ein Garten ist das ganze Eiland. Vom Strande bis hoch hinauf zu den Tuffwänden des Epomeo schlingen sich Rebengewinde, zwischen denen Mais und Baumwolle wächst, Melonen und Liebesäpfel reifen. Ischia ist das neue Hesperien geworden.

Das Volk, das auf diesem glückseligen Gefilde haust, gleicht diesem an Heiterkeit. Seine Sitten und Gebräuche haben etwas von denen der Urbewohner dieses Eilandes behalten. Die Tänze dieser braunen Insulaner besitzen häufig beinahe antiken Rhythmus, die Lieder oft seltsam feierlich-

strenge Weisen. Aber echt katholische Christen sind sie in ihrem Glauben, dessen Wundern sie eine fanatische Überzeugung entgegenbringen, und als wahre Kinder des Südens zeigen sie sich in den Festen, die ihre Kirche gastlich der Gottesmutter und den Heiligen bereitet. Da muß Musik ertönen, je lustiger und rauschender, desto christlicher, desto erbaulicher; da fordern die Andächtigen Schimmer und Flitter, Lichter, Lampen, Blumen, Böllerschüsse, Feuerwerk, Fahnen, Bilder — kurz, alles, was heiter und bunt ist und Lärm macht, denn je toller der Spektakel, desto herzlicher die Freude der guten Himmlischen.

Vergebens sucht das Völkchen in seinen Bergen nach Gold, davon die Insel voll sein soll. Es liebt den Himmel, aber das Gold liebt es noch mehr; es glaubt, daß seine Kirche die einzig seligmachende ist, aber die seligmachende Gewalt des Goldes hält es für eine noch stärkere Macht. Da sie kein Gold finden, so heißt es, der greuliche Heide, der unter dem Epomeo liegt, habe alles verschluckt. Sie bauen auf dem Gipfel des Berges dem heiligen Nikolas eine Kirche, besprengen das kahle Haupt des Epomeo mit Weihwasser, stekken geweihte Kerzen an und taufen den Heiden, der fortan San Nicolas heißt; vielleicht, daß er ihnen dann die Schätze herausgiebt.

Unterdessen entheben sie dem Boden ihrer Insel andere bescheidenere Reichtümer. Sie finden die Thonlager, und wo sie deren finden, da graben sie aus und sollten sie dabei ihre eigenen Häuser, ihre ganzen Ortschaften unterhöhlen. Sie kommen zur Erkenntnis der Heilkräfte ihrer heißen Quellen, und bald zwitschern die Jungen wie die Alten gesungen. Die Thermen von Lacco und Casamicciola werden die berühmtesten: jedes Übel, jedes Gebresten, jedes Glied des menschlichen Körpers hat sein besonderes Gewässer. Die Gottesmutter zu Casamicciola und Santa Restituta zu Lacco erhalten Votivinschriften und Votivbilder, der Wohlstand der Insel mehrt sich von Jahr zu Jahr.

Da, eines Festtagmorgens, am 2. Februar 1828, wird das obere Casamicciola fast gänzlich, werden Lacco und Forio zum Teil zerstört.

D'Ascia, der Geschichtschreiber Italiens, erzählt das Ereignis:

„Am 1. Februar dieses Jahres schien die Sonne vom Morgen an mit blaßrotem Schein. Nach Mittag zeigten sich auf dem Gipfel des Epomeo schwarze Wölkchen. Je mehr der Tag sich neigte, um so schwerer und erdrückender wurde die Luft. Die Nacht war stockdunkel. Zuweilen wurde die erstickende Schwüle von einzelnen Windstößen unterbrochen. Es fielen auch einige wenige Tropfen, doch ohne weiteren Regen zu bringen.

„Es war eine Nacht, deren Schauer durch das klägliche Geheul der Hunde noch verstärkt wurde. Aber niemand achtete darauf.

„Der folgende Tag zeigte sich etwas heiterer; doch der Scirocco wehte.

„Es war gerade ein Festtag, und so kam es, daß die meisten der Insulaner schon vom Morgen an die Häuser verließen und sich auf den Plätzen und Straßen herumtrieben. Auch das Land war verlassen; dagegen waren die Kirchen voller Arbeiter, Landleute und Handwerker in ihren Festkleidern, die dem Gottesdienst beiwohnten.

„Gerade als die Kirchenuhr zehn zeigte, ließ sich ein Geräusch vernehmen wie von einem fernen Donner, darauf machte sich eine leichte Bewegung des Bodens fühlbar. Dann eine Erschütterung. ‚Erdbeben! Erdbeben!‘ schreit man von allen Seiten. Aber während man noch schreit, schwankt die Insel, schwanken die Häuser, die Dächer. Der Boden scheint sich zu öffnen, zu versinken, ein ganzes Volk einzuschlucken.

„Aber ach! Unglück! Unglück! Unglück! Die Häuser sind schon eingefallen, die Dächer schon zerrissen, die Mauern und Bogen haben sich herabgestürzt auf die versammelten Menschen. Das Pflaster der Straßen ist aufgeborsten und hat sich gesenkt.

„Keine geringe Anzahl von Opfern hat der Tod gefordert.

„Ganz Casamicciola ist zu einem Schutthaufen geworden.

„In der oberen Stadt ist das Centrum der Explosion zu sehen.

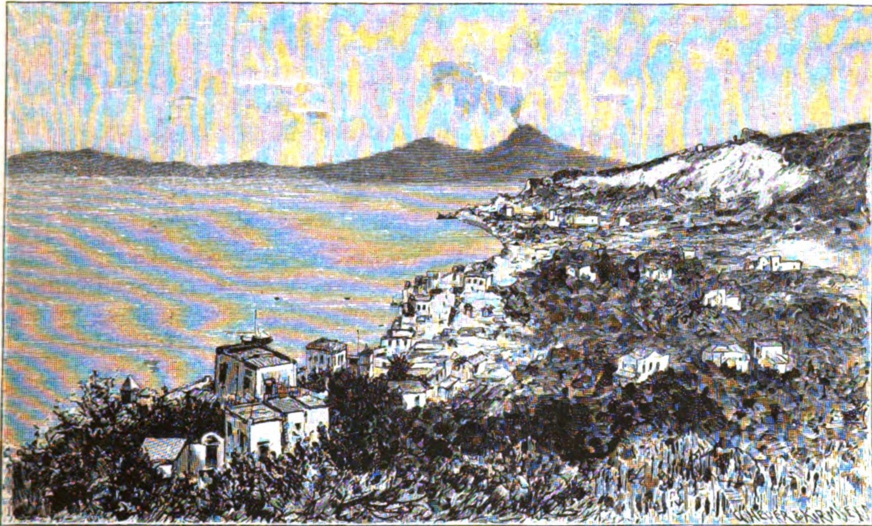
„Das Seitenschiff der Kirche Santa Maria Maddalena ist eingestürzt. Eine große Anzahl von Menschen ward, während die Leute der Messe beiwohnten, unter ihren Trümmern zerquetscht.

„Die Häuser an der Straße dell' Oratorio, diejenigen in der Nähe des Purgatoriums, die Häuser Memella, Castagna, Sperone, della Piazza del Maio, Monti Moriello, bis hin nach dem Kap Toringolo, bis nach dem Thal di Casa Zavota sind alle eingestürzt.

„Unter den Trümmern jener Mauermassen sind ganze Familien zu Grunde gegangen. Einige fanden den Tod auf der Flucht, indem sich eine Mauer auf sie herabstürzte, andere, die Krankheit an das Bett fesselte, sind wunderbarerweise durch einen Balken, der ihnen als Schild diente, gerettet worden.

„Diesen Schreckensscenen folgen, nachdem die Verwüstung geschehen, noch fürchterlichere.

„Die Überlebenden, eine Beute des Entsetzens und der Verzweiflung, erinnern sich der Ihren und laufen nach ihren Häusern. Die Gefahr hält sie nicht zurück, und während die Mauern auf die Straßen niederstürzen, während die Dachstühle einfallen, eilt jeder nach seiner Behausung oder dorthin, wo er die Seinen zu finden hofft. Aber da kommt schon der eine schluchzend zurück und benachrichtigt den anderen, daß ihre beiden Häuser Ruinen seien, daß die Angehörigen des einen wie des anderen unter den Trümmern liegen.



Der Hafen von Casamicciola.

„Welche Verzweiflung! Die Frau, die umgekommen, war in der Hoffnung — der Vater krank im Bett — das Kind, ein Säugling, schlief in der Wiege — die Mutter betete in der Kirche — die älteste Tochter war in der Küche — der Mann in der Messe!

„Ganz Casamicciola ist zu einem Kirchhof geworden.

„Die verzweifelnden Überlebenden haben nicht die Hilfsmittel, die Ruinen auszugraben und die teuren Opfer zu retten, wenn sie noch leben; wenn tot, ihre Überreste in christliche Gräber zu legen.

„Sie können sich nur auf die Trümmer werfen und dort ihren Schmerz austoben.

„In diesem schrecklichen Zustande vergeht der Tag und die Nacht vom zweiten Februar, vergeht der dritte und vierte Februar.

„Wer nichts mehr zu hoffen oder zu fürchten hat, flieht zum Strande hinab oder ins Land hinein, und dort, unter freiem Himmel, der Unbill der Jahreszeit ausgesetzt, verbringt er schlaflos die Nächte, unter der Last des Schreckens, des Elends, der Trauer, der Verzweiflung.

„Nach zwei Tagen kommen zwei Compagnien von Zappatori Minatori von Neapel, um die Leichen auszugraben.

„Die Feder entsinkt den Händen. Meine Darstellungsgabe reicht nicht aus, die herzzerreißenden Scenen zu schildern. Es schwindelt mir bei der Erinnerung an das Furchtbare, das die Ausgrabungen an das Licht brachten.

„Ach! Wie viele Opfer hätten gerettet werden können, wäre rechtzeitig Hilfe gekommen.

„Trotzdem wurden in den ersten Tagen noch einige Lebende aus den Trümmern gezogen. Die Ruinen sind ungeheuer, die Zahl der Soldaten ist nicht genügend. Der Landleute sind nicht genug, um mit Erfolg bei dem Rettungswerk helfen zu können.

„Der Verwesungsgeruch macht sich fühlbar, Fieber beginnen sich zu entwickeln, das Elend nimmt zu, der Hunger fängt an.

„Die Notwendigkeit eines Obdachs für die Überlebenden wird immer dringender.

„Und welche Hilfe gab die Regierung dem unglücklichen Lande?

„Eine Ermäßigung der Steuern — nur eine Ermäßigung!

„Es blieb immer noch ein Bruchteil der Steuern zu bezahlen für diesen unfruchtbaren, mit Trümmern bedeckten Boden.“

So d'Ascia. Könnte man diesen Bericht über die Katastrophe vom Jahre 1828 nicht für die letzten Ereignisse auf Ischia kopieren? Und ist es nicht gerade, als ob dies stellenweise geschehen wäre?

Nachdem damals Casamicciola zerstört, wird Casamicciola wieder aufgebaut: genau an derselben Stelle, Haus für Haus, und die Gemeinde, die Behörde nimmt keinen Anstoß daran. Nach einigen Monaten sind die Toten, nach einigen Jahren ist das ganze Unglück vergessen. Wer dachte 1881 noch daran?

Typhon, der Unsterbliche, mußte sich bei dem vergeßlichen Menschengeschlecht wieder in Erinnerung bringen. Er that es mit Donnerstimme. Am 4. März 1881, nachmittags fünf Uhr, wurde der obere Teil von Casamicciola, von Lacco und Forio zum zweitenmal zerstört. Die Erschütterungen waren heftiger, die Verwüstungen schrecklicher, die Zahl der Toten größer.

Auch 1881 umfaßte das Terrain der Zerstörungen eine Ellipse, die sich an den nordwestlichen Abhängen des Epomeo hinzog, von vielen heißen Quellen und Fumarellen begrenzt, mit einem Längendurchmesser von cirka drei Kilometer.

Auch 1881 keinerlei Vorzeichen; auch 1881 furchtbares Getöse, eine Staubwolke — Casamicciola war eingestürzt! Auch 1881 allen Aussagen nach in einem einzigen Augenblick, so daß niemand Zeit fand, aus den Häusern auf die Straße zu fliehen. An der Marina hatte man kaum ein leises Zittern verspürt.

Nach einem Jahre sind auch diese Toten vergessen, hat man auch diese eingestürzten Häuser wieder aufgebaut: auf Beschluß der Gemeinde, mit Bewilligung der Regierung genau an demselben Orte.

Wer dachte 1883 noch an 1881?

Am 28. Juli 1883 abends neun ein halb Uhr ohne besondere Vorzeichen auf Ischia ein Erdbeben, eine unterirdische Explosion, ein unterirdischer Einsturz und ganz Casamicciola zerstört, zerstört das obere Lacco, das obere Forio, zerstört Testaccio, Panza, Ciglio und andere Dörfer. Viertausend Tote. Die Ellipse hatte sich nach Süden um etwa drei Kilometer erweitert, in der Mitte der Ellipse war ein Hügel, teils abgerutscht, teils in sich selbst versunken. Erdspalten, Dämpfe.

* *
*

Ich schiffte mich in Neapel ein. Die tosenden, tobenden Lebensfluten der ungeheuren Stadt überrauschten die Brandung, die sich an den Felsen des verhängnisvollen Kastells del Ovo brach, dieses Kerkers, darin man Helden und Königskinder lebendig begraben. Noch niemals war mir Neapel so daseinsfreudig, so überfroh erschienen wie an diesem strahlenden Morgen. Eine moderne Bacchantin, bunt aufgeputzt, phantastisch mit Flitter und Flimmer behangen, Rebengewinde um den Unterwelt verschlungen werden — dann singt, rast, tanzt sie weiter. Halb Neapel zerstört, würde nach kurzer, tobender Trauer halb Neapel auf dem Grabe der toten Stadt seinen alten Fasching von neuem beginnen. Es kann nicht anders. In dem heiteren, farbenprächtigen Süden wird das Volk wie seine Natur, und diese ist gerade über Lavafeldern und Aschenströmen am bacchantischsten. Neapel sehen und dann — leben.

Und doch dichteten die Alten tiefsinnig



Ruinen des bischöflichen Hauses in Casamicciola.

Leib, Kränze von Oleander und Myrte auf dem leuchtenden Haupt, berauscht von Sonnenglanz und Lebenslust, rast Neapel seine ewige Tarantella, ein mänadischer Tanz, den dann und wann ein vulkanischer Donnerschlag, eine auflohende Flammensäule, ein glühender Lavastrom — ein Sterbeschrei auf wenige Augenblicke unterbricht. Einen Augenblick wohl verstummt der bacchische Lärm, einen Augenblick ist es, als wolle sich die bella Napoli alle Kränze von der Stirn reißen und ihr Haupt mit Asche bedecken, einen Augenblick schreit sie auf, als sollte sie von der neben diesen elysäischen Gestaden den Eingang zur Unterwelt. Neben den heiligen Höhen Apollons die „ungeheure Kluft der schauderhaften Sibylle“. Mitten in diesem Triumph des Lebens die Schauer des Todes; an der Schwelle dieses einzigen großen, goldenen Lusthauses die Pforte des Hades.

An Kampaniens sirenischen Meeresbuchten genossen die Griechen mit Würde und Anmut, schwelgten die Römer. Jene feierten Feste, diese begingen Orgien. Tiberius, Caligula, Nero zeigten hier der Welt das von Cäsarenwahnsinn verzerrte

Gesicht, und auch das göttliche Antlitz des Landes wurde dadurch entstellt. Wie ein Fluch legte es sich auf diese Erde, daß die Rosen, die sie bedeckten, verdorrten. Und sie blühten nicht wieder auf. In fahlem Glanz gleitet die Küste vorüber. Alle diese schimmernden Höhen können jeden Tag ihre Gipfel öffnen, Flammensäulen ausspeien, Feuersteine herabsenden, die Städte und Fruchtgefilde mit Asche zudecken und unter Lava begraben: überall in diesem Elysium lauert das Verderben.

Das strahlende Lächeln dieser Natur ist gelogen wie das einer Dirne.

Eccolà Ischia!

Ischia, du heiterstes, glanzvollstes — trügerischstes Lächeln der großen neapolitanischen Hetäre! Ischia, du schönste Perle des schönsten Golfes! Ischia, du vielbesungenes, vielbeweintes Eiland, so reich gesegnet, so schrecklich verflucht — als eine Insel der Seligen enttauchst du wie schaumgeboren den Fluten — als Insel der Unseligen muß ich dich grüßen!

Gleich einem ungeheuren Katafalk, der über und über mit Laub beschüttet, von Gewinden umschlungen, gleich einer riesigen Aschenurne, schwimmt es auf den blauen Wogen. Lichtes, dunstiges Gewölk schwebt darüber. Procida völlig umschifft, zeigt sich langhingestreckt der Strand mit Porto d'Ischia an dem einen, mit Lacco an dem anderen Ende. Bei Ischia, weit ins Meer vorspringend, ein steil aufragender Lavakegel, der den Kerker der Guatti auf sich trägt — ein Bild von wilder Phantastik. Bei Lacco ein schöner Golf mit hohem Felsenufer, die Stätte des alten Pithekussä. Ischia hat eine wonnige Umgebung. Es liegt ganz eben, dicht am Strande, mit vielen jungen Pinienwäldern. Dahinter erhebt sich bis zum Gipfel des Epomeo das grüne Hügelland: lauter ehemalige Krater. Hier und dort durchbrechen wirre Massen schwärzlichen Trachyts die Rebenlauben und Kastanienwälder. Der Geologe unterscheidet die einzelnen vulkanischen Ausbrüche: dieser vom Jahre 500 v. Chr., jener vom Jahre 663 n. Chr. Dort stürzt sich der Lavastrom vom Jahre 1301 ins Meer, noch immer ein unheimlicher Anblick.

Es folgt ein kleiner, kreisrunder Hafen, so winzig, daß er für ein nautisches Riesenspielzeug gelten kann, von weißen, gelben und roten Häuschen umstanden, über die eine Flut von dunkelroten Oleanderblüten zusammenschlägt: Porto d'Ischia. Ein schöner myrtenbewachsener Felsen erhebt sich aus dem Meere. Auf seiner Höhe ein schattiger Hain mit einer Kapelle — der Kirchhof von Casamicciola.

Immer froher, immer festlicher wird die Gegend, bis sie bei Casamicciola ihre höchste Schönheit erreicht. Unter dem gelben Gipfel des Epomeo hebt und senkt sich ein Gartenland. Jede Höhe, jeder Vorsprung trägt eine Villa; in allen Farben leuchtet es aus den Rebengeländen herab. Am Strande zieht sich ein bunter Häuserstreifen dahin. Das ist Casamicciola — das war Casamicciola.

Vom Meere aus, das von Dampfbooten und Segelschiffen, von großen und kleinen Nachen wimmelt, ist wenig von der Zerstörung zu sehen: liegt doch die Stadt selbst zwischen den Hügeln. Die Villen, von denen die meisten zugleich Badehäuser und Pensionen waren, erscheinen vollständig erhalten, nur von einigen Höhen haben sich neue Schuttmassen in die Gärten und Vignen heruntergewälzt.

Doch je mehr man sich dem Lande nähert, desto deutlicher lassen sich die Spuren eines furchtbaren Ereignisses erkennen. Alle jene Häuser, die man, aus der Ferne gesehen, für unbeschädigt hält, sind geborsten und haben klaffende Risse. Kaum eine Wand, die nicht mit Einsturz droht. Was von Casamicciola übrigblieb, muß zerstört werden.

An der Marina, die fast gänzlich verschont geblieben, haben die Überlebenden, die Soldaten, die Erdarbeiter, die Hilfskomitees, teils in Zelten, teils in Baracken, auf gedrängtem Raum ihr Lager aufgeschlagen. An einigen dieser Hütten steht mit Kreide angeschrieben: Unterpräfekt, Delegat, Municipium, Ambulanz, Telegraph &c. Eine wahrhaft babylonische

Verwirrung herrscht, ein Geschwirr von Stimmen, daß man sein eigen Wort nicht hört. Das läuft durcheinander, das drängt sich zusammen: Fischer, Carabinieri, Mönche, Soldaten, Beamte. Es ist wie ein Kriegslager, und es ist, als ob eine Schlacht geschlagen worden sei. Offiziere und Mannschaft sind staubbedeckt, Reihen Arbeiter und Soldaten laden Desinfektionsmittel aus, Kalk, Bretter — Särge. Viele dieser Männer haben ein schreckliches Ansehen: die Kleider zerrissen und teerbefleckt, die Gesichter mit Kalkstaub bedeckt. Neben einer Kolonie von Garküchen und Schenkbuden, wo es lustig zugeht, sitzen an einem vom Volk umdrängten



Ruinen des Hotel Centrale in Casamicciola.

von Tragbahren stehen da, überall zeigt sich das rote Kreuz. Auch an Verwundeten fehlt es nicht. Sie schleichen an Krücken umher, mit verbundenen Armen und Stirnen. Auf manchen Gesichtern liegt ein seltsam starrer Ausdruck. Mitten in dem bunten Treiben schwarze Gestalten. Oft vernimmt man ersticktes Schluchzen.

Frauen kauern am Boden, gleichgültig, apathisch, wie blödsinnig.

Tisch zwei Geistliche. Sie fertigen eine Liste der Überlebenden aus; kein lautes Wort wird dabei gesprochen.

Am Strande liegen die Fischerboote aufgezogen. In ihnen haben sich manche Familien — so viele von einer Familie eben übriggeblieben — häuslich niedergelassen.

Sie betteln nicht — sie sehen dich nur bittend an. Unheimlich ist ihre Stumm-

heit, wenn sie gefragt werden, was aus ihren Häusern geworden, wie viele Tote sie haben. Sie erheben die flache Hand: unser Haus ist dem Erdboden gleich. Sie strecken drei, vier, fünf Finger aus: wir haben so und so viele Tote. Giebt man ihnen etwas, so danken sie nicht.

So ist das Bild der Marina von Casamicciola; so wird es noch monatelang sein.

Durch einen breiten und tiefen Thorbogen, der gleichfalls geborsten, führt die Straße von der Marina zur Stadt hinauf. Vor diesem Thore drängten sich am Morgen nach der Katastrophe Hunderte und starrten wie geistesgestört hindurch auf die Straße, ihre Angehörigen erwartend: Eltern ihre Kinder, Frauen ihre Männer. Viele warteten so den ganzen Tag. Über dieses Thor sollte geschrieben werden:

Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore.
Per me si va tra la perduta gente.

In schönen Windungen zieht sich der baumbepflanzte Weg zwischen Gärten und Weinlauben an den köstlichen Abhängen dahin. Er ist nur teilweise zerstört, nur hin und wieder aufgerissen, zusammengefallen und abgestürzt. Zu beiden Seiten der Straße erheben sich sehr bald Trümmerhügel: die zerstörten Häuser, Geröll, das von einem Bergsturz herzurühren scheint, gewaltige Aufhäufungen von Schutt und Steinen. Von vielen Häusern steht nicht eine Wand mehr, andere wurden völlig zu Staub zermalmt. Ein Wirrwarr von Balken, Möbeln, Bettstücken, Gerätschaften, Kleidern, Vorhängen sieht daraus hervor, türmt sich oft hoch auf. Manche stehen da gleichsam wie im architektonischen Durchschnitt; man blickt in die von oben bis unten aufgerissenen Zimmer hinein. An den Wänden befinden sich oft noch Spiegel und Bilder, von den buntbemalten Decken hängen noch die Lampen herab, Thüren und Fenster, Treppen und Loggien schweben wie in der Luft. Oder es blieb von einem ganzen Hause nur ein Zimmer übrig, und von diesem nur der Platz, an dem das Bett oder der Tisch gestanden. Hier ragt ein Pfeiler auf, dort hängt tief geneigt ein Dachstuhl, ein Stück Gesims, ein Altan, eine Balkendecke. Da, wo die geborstenen vier Wände stehen geblieben, ist vom Dachstuhl bis zum Keller alles eingestürzt. In diesem Trümmerhaufen hat man dreißig Leichen ausgegraben und unter jenem müssen noch fünfzig liegen. Solches und Ähnliches wird fast bei jeder Ruine, bei jedem Schutthaufen berichtet. Vorbei! Vorbei!

Wie es nach Leichen riecht! Man schreitet durch einen Kirchhof, dessen Gräber offen stehen. Und es will kein Ende nehmen!

An einer geborstenen Wand ist ein großes buntes Plakat angeschlagen: eine Lebensversicherungsgesellschaft preist sich in Casamicciola an!

Straße folgt auf Straße. Es ist überall dasselbe Bild einer unbeschreiblichen Zerstörung, dasselbe furchtbare Thema in hundert Variationen. An die meisten Schuttberge, die meisten Grabhügel ward keine Hand angelegt. Wo aber solches geschehen, bezeichnen Kreuze, daß die Arbeit gethan. Ganze Trümmerflächen sind mit Kreuzen bedeckt, in aller Eile aus zwei Latten zusammengebunden. Kreuze in den zerstörten Häusern, Kreuze in den verwüsteten Weinbergen, Kreuze in den Gärten, Kreuze mitten in dem verschütteten Wege. Auf einigen stehen die Namen — nur auf einigen —, anderen hat man sogar eine Inschrift gegeben: pax vobis! Die Soldaten haben Rebenranken und Blumen abgerissen und darumgeschlungen. Ein großes Kindergrab ist dadurch als solches bezeichnet, daß man auf das Kreuz eine — Puppe gesteckt.

Ich kletterte die Hügel hinauf, von Villa zu Villa — von Ruine zu Ruine, eine stundenlange Wanderung, die Eindrücke zurückläßt, wie sie sonst nur Schlachtfelder zu geben vermögen. Nein — Casamicciola ist fürchterlicher! Über alle Beschreibung schrecklich ist der Anblick der

oberen Stadt. Sie lag am Rande einer Schlucht, deren landschaftliche Schönheit überwältigt, und ist geradezu dem Erdboden gleich gemacht.

Die Straßen durchziehen Männer und Frauen, auf ihren Köpfen gerettetes Eigentum tragend. Wo die Wände mit Einsturz drohen, laufen sie eilig vorüber. Einige hundert Soldaten — mehr sind es nicht — arbeiten. Wie langsam das geht! Stein auf Stein muß behutsam mit der Hacke gelöst, mit den Händen gehoben werden. In kleinen Körben wird der Schutt fortgeschafft. Erst wenn man das mit angesehen, sind die Schwierigkeiten dieser Ausgrabungen zu begreifen; erst beim Anblick dieser teils weit auseinander liegenden Trümmerberge vermag man einzusehen, daß selbst die Regierung den Kopf verlieren konnte. Wo zuerst anfassen? Wo zuerst retten? Es hätte freilich an zwanzigtausend Hände bedurft. Aber selbst wenn es nur durch vierzigtausend hätte gethan werden können, so hätten diese vierzigtausend Hände eben zur Stelle geschafft werden müssen. Und es hatten sich erst einige Tage nach dem ungeheuren Ereignis einige — hundert Hände zur Hilfe geregt. Bei einem solchen Vorgehen, gegenüber einem solchen Unglück giebt es nichts zu verhüllen oder zu bemänteln! Das Verbrechen ist begangen worden und verlangt Sühne! In Neapel schreit man es auf den Straßen aus, ganz Ischia gellt davon wieder! Wer will dann noch schweigen — verschweigen?!

Die Cikaden machen ihren fröhlichen Sommerlärm, um die Schutthügel reifen Trauben, in den Fensterhöhlen und auf den Trümmern der Loggien blühen spanische Kresse und Geranien. Kaum ein Halm ist geknickt, indessen die Wohnstätten der Menschen wie Kartenhäuser zusammenstürzten, als sei der Boden unter ihnen weggezogen worden. Dieselbe brutale Gewalt, welche die Blume verschonte, vernichtete das blühende Leben Tausender. — Es war vor dem Feiertag, und die Glocken hatten das Ave geläutet. Die Inselbewohner, ein sorgloses, leichtlebiges Sonnenvölklein, sangen am Strande und auf den Straßen ihre schwermütigen Barkarolen und Romanzen. Aus den Vignen, den Mais- und Tomatfeldern, den Pfirsisch- und Feigengärten kehrte Schar auf Schar nach Haus. Die Mädchen und Frauen kamen von den Cisternen zurück, auf dem Kopfe die gefüllten Thonkrüge. Es gab genug zu schwatzen: von den vielen Fremden, dem reichen Obstjahr, vom morgigen Festtag. Da banden die Mädchen ihre neuen Kopftücher und ihr Korallengeschnür um, da lagen die Burschen den ganzen Tag über am Strande, nach Herzenslust sich sonnend, nach Herzenslust schlafend und Wassermelonen verspeisend. Abends wurden dann Arm in Arm in langen Reihen die Straßen durchzogen und auf der Piazza der Musik zugehört. Vielleicht gab es gar Feuerwerk! Und was kann der Mensch mehr wünschen als Schlaf, Wassermelonen, Messe, Musik, Gesang und Feuerwerk?! Höchstens noch Bajocchi, recht, recht viele Bajocchi! Um diese nach Ischia zu bringen, waren auf der Welt die Fremden da, die ihnen in diesem Jahre von den guten Heiligen in so großer Menge zugeschickt worden wie noch nie. — Dann ward es Abend, ward es Nacht. Die Mütter brachten ihre Säuglinge zur Ruhe, die Mädchen umsteckten in der Kammer das Muttergottesbild mit frischem Geranium und Oleanderblüten, zöpften sich zu Ehren des kommenden Festtages das Haar und legten ihren Sonntagsstaat zurecht. In den dunklen Weinlauben harrte der Liebende seiner Schönen, und in den Loggien saßen die Männer und Hausväter beim vollen Thonkrug. Aber ihr selbstgekelterter Abendtrunk schmeckte ihnen heute nicht so wie sonst. Sie machten ernsthafte Gesichter und steckten die Köpfe zusammen. Es waren Zeichen geschehen. Quellen waren plötzlich versiegt und neue von glühend heißer Temperatur aufgebrochen. Einige wollten es in den Tiefen des Berges kochen und zischen, rauschen und sausen gehört haben. Andere behaupteten sogar:

sie hätten gefühlt, wie die Erde unter ihren Füßen gebebt. Und was sollte man gar vom alten Pasquale denken! Hatte der doch ein gräßliches Unglück prophezeit und war zum Sindakus und zum Bischof gelaufen. Er war eben schwachsinnig geworden, der arme, alte Pasquale, von 1828 her, wo er zwei Tage unter den Trümmern gesteckt. Aber still, ganz still, daß die Fremden nichts hören, die Fremden, die das viele, viele Geld haben, von dem so manches Stück in die Taschen der guten Bürger von Casamicciola floß. „Dunque felicissima notte e buon riposo.“

Jawohl, zahlreich wie in keinem Jahre vorher waren sie angekommen, Neapolitaner und Römer, Deutsche, Amerikaner und Engländer. Kranke, die von den berühmten warmen Heilquellen Genesung hofften; Gesunde, die, der Glut der Städte entfliehend, auf diesen ambrosischen Höhen eine fröhliche Villeggiatur aufgeschlagen. Jugend und Schönheit, Reichtum und Rang hatten sich versammelt, um die Sommertage in heiterem Genusse zu verbringen. Gelehrte, die in diesem modernen Hesperien auszuruhen gedachten, fanden sich ein; Künstler, die mit den Augen von Verliebten dieser göttlichen Natur ihre Reize ablauschten. Manchem, den in der nordischen Heimat die leuchtenden Bilder des Südens so lange umgaukelten, bis er es nicht mehr aushielt vor Sehnsucht, war Casamicciola Erfüllung seiner schönsten Träume, Ende seines höchsten Verlangens geworden. Wieder war es ein Tag gewesen voller Glanz und Farbenpracht. Auf den Terrassen drängten sie sich zusammen, um die Sonne untergehen zu sehen. Ein großer lohender Flammenball sank sie ins Meer, über das sie ein Gewebe von Gold und Purpur warf. Langsam, langsam glitt sie hinab, zuletzt wie eine blutige Lache auf den Wellen schwimmend. Der ganze Golf leuchtete. Vom Circekap bis zum Posilipp glänzte Bucht an Bucht, Gipfel an Gipfel, Stadt an Stadt. Durch die Meeresenge, deren Pfeiler die Felsenwände von Procida und des Festlandes bilden, gewahrte man das schimmernde Misene, das strahlende Neapel, und über den Fruchtgefilden Procidas, deren dunkles Grün wie schwarze Schatten über dem lichten Eilande lag, stieg, von der Abendröte angehaucht, der Vesuv empor. Sie, die diesem Schauspiel von Linien und Farben zuschauten, freuten sich der dunklen Rauchwolke, die heute in ungewöhnlicher Stärke in das matte Blau des Himmels aufstieg. Vielleicht scherzten sie gar über den Riesen Typhon. Gerade unter Casamicciola mußte er liegen, denn gerade Casamicciola verspürte den Zorn des gefesselten Giganten am heftigsten. Erst vor zwei Jahren war es dabei fast zusammengestürzt — schon vor zwei Jahren!

Dann kam die Abendkühle, und die meisten begaben sich in die Säle und Zimmer zu gemeinsamer Plauderei, zur Musik und zur Freude. Nur die Deutschen blieben fast alle bei einem Glase Wein im Freien, denn ein Trunk und der Genuß einer Sommernacht gehören zu den Dingen, die ein guter Deutscher sich schwerlich entgehen läßt. In Casamicciola hat ihnen diese Stammeseigenschaft das Leben gerettet.

Es war eine dunkle Nacht, der Himmel umdunstet, daß die Sterne kaum das Firmament erhellten. Die Luft wurde von neuem schwül. An den Bäumen regte sich kein Blatt; aber das Meer war lebhaft bewegt und rauschte heftig gegen den Strand. Von Zeit zu Zeit lohte es vom Vesuv wie eine düster brennende Fackel herüber.

Da kam es wie ein Orkan durch das Innere der Erde gefahren. Ein Schwirren und Sausen, ein Schütteln und Schwanken — dann ein Krachen, daß das Meer aufschäumte, daß die Erde aufbarst. Staubwolken wirbelten empor, von fahlen Flammen durchzuckt. Todesstille. Darauf ein Getöse: Heulen, Schreien, Winseln, Ächzen, ein Chaos von kaum menschlichen Lauten. So währte es die ganze Nacht.

* *
*

Mehrere Tage Ischia durchstreifend, durchforschte ich das Lokal der Katastrophe vom 28. Juli von Porto d'Ischia bis Fontana, bestieg den Epomeo und suchte die neu entstandenen Fumarellen an den westlichen oberen Abhängen des Berges auf.



Ruinen der Himmelfahrtskirche in Casamicciola.

Was dem Laien bei dieser Wanderung durch die Insel auffiel, ist vornehmlich folgendes:

Während an dem einen nördlichen Rande der großen Ellipse, die das Gebiet der Zerstörung umfaßt: in Porto d'Ischia, kaum einige Erdrisse und Einstürze wahrnehmbar sind, wurden an dem entgegengesetzten südlichen Rande dieser Ellipse sowohl Panza wie Ciglio, obwohl sie auf Tuff erbaut, fast völlig vernichtet.

Sämtliche südwestliche Abhänge des Epomeo zeigen vielfache Erdrisse — mehr als die Abhänge oberhalb Casamicciolas — von der Breite einiger Zoll bis zu

zwei Metern. Letzteres jedoch nur dort, wo ein höherer Punkt teils abrutschte, teils in sich selbst versank und die neuen Fumarellen aufbrachen. Diese Risse laufen bald von Westen nach Osten, bald von Süden nach Norden. Ebenso unregelmäßig ist die Lage der eingestürzten Mauern und die nach einer Seite überhängenden Wände.

Nirgends, außer in der Nähe der Fumarellen, ist eine Einsenkung oder gar ein Einsturz des Bodens bemerkbar, und das weder in und um Casamicciola noch an anderen zerstörten Orten.

Auf ebenem Terrain war der Zusammensturz ein stärkerer als auf Hügelland.

Grat und Gipfel des Epomeo haben ihre frühere Gestalt vollkommen bewahrt.

Die von der Katastrophe betroffenen Insulaner zeigten bald leidenschaftliche Furcht, bald eine bis an Stumpfheit grenzende Gelassenheit. Sie schreiben das „terremoto“ ihrer Sündhaftigkeit zu, thun vielfach Buße, schreien des Abends stundenlang die Heiligen um Fürbitte und die Mutter Gottes um Erbarmen an. Das Erdbeben von 1881, das gerade in den Karneval fiel, hielten sie für eine Strafe ihrer Faschingslust, durch die sich die Heiligen beleidigt gefühlt hatten. Übrigens hörte ich von verschiedenen älteren und verständigen Männern, daß auf Ischia des Sommers — besonders im Juli und August — Erdstöße nichts Ungewöhnliches seien.

Sehr auffallend war mir gegenüber diesem allgemeinen Unglück ein Mangel an Gemeinsinn. Jeder blieb für sich, keiner half dem anderen. Wessen Haus zusammengestürzt war, der mußte sich entweder allein an die Arbeit des Ausgrabens machen oder es blieb liegen.

Zehn Tage nach der Katastrophe fand ich in Casamicciola etwas, in Lacco und Forio wenig, in Panza und Ciglio gar keine fremde Hilfe.

Überaus peinlich berührte mich das Verhältnis des Volkes zur Regierung. Überall begegnete ich Mißtrauen, Unglauben, vielfach leidenschaftlichem Haß. Wenn sie kamen, mir klagten und ich ihnen von der Hilfe des Staates, von den Millionen sprach, die in der ganzen Welt für sie zusammenflössen, so tröstete das keinen. „Wir erhalten doch nichts davon!“ Wie oft mußte ich das hören. Verschiedene Personen, die 1881 alles verloren hatten, behaupteten, keinen Centesimo erhalten zu haben. Als ich ihnen erwiderte, daß ich das nicht glauben könne, schrieen sie es mir zu.

Um endlich ein Schlußwort über Ischia zu sagen — ein solches wird nicht aus Menschenmund kommen, das wird Ischias Natur donnern; mit Feuerzungen wird sie reden:

Ischia, du bist dem Verderben geweiht!





Die Eastriver-Brücke
zwischen New-York und Brooklyn.

Von

Udo Brachvogel.

ein stattlicheres Wasser-, Inseln-, Schiffs- und Städtewesen als der Hafen von New-York. Und auch nur wenig schönere. In der Mitte auf schmaler, meilenlanger Landzunge die Metropole selbst. Westlich von ihr eine mächtige Strommündung, östlich ein noch mächtigerer Meeresarm. Beide vor der Südspitze der Stadt zur „Inneren Bai“ zusammenfließend und dieselbe im Verein mit dieser auf drei Seiten mit Wasserflächen und Ankergründen umgebend, groß genug, um die Flotten der ganzen Welt darauf zu einem nautischen Spiele zu laden. Jenseits dieser Inneren Bai, gegen den offenen Ocean quer vor sie hingelagert und ihr nach diesem nur die schmale Meerstraße der Narrows offen lassend, die beiden Inseln Staten Island und Long Island, stattlich wie ein paar deutsche Herzogtümer und doch mit ihren Städten, Dörfern, Villenkolonien und Seebäderfluchten nur ein paar halb ländliche, halb vorstädtische Riesendependenzen der einen Stadtriesin New-York. Dependenzen und Bollwerke gegen das wilde Weltmeer da draußen zugleich: und zwar Staten Island für die Innere Bai und die hinter ihr landeinwärts liegende mächtige Strommündung, die Mündung des Hudson; Long Island für den noch mächtigeren Meeresarm, den Eastriver, dem es auf hundertundzwanzig englische Meilen, dem Festlande von New-York und Connecticut gegenüber, das südöstliche Geleit giebt.

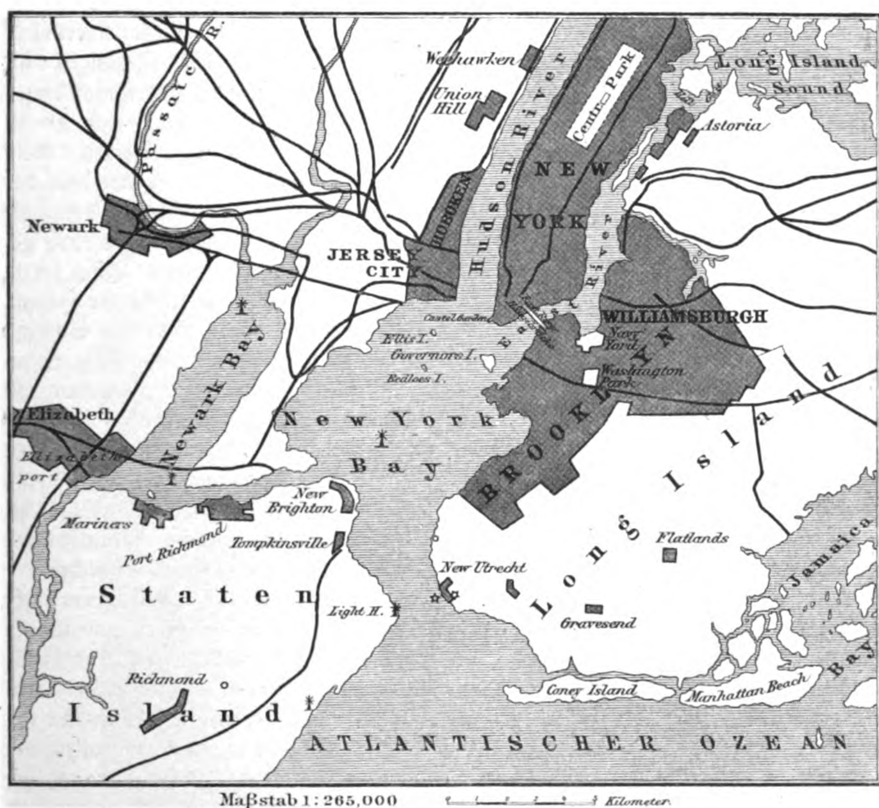
Der Eastriver — der Name, wie er hier eben gebraucht wurde, ist nicht ganz richtig. Ihn führt dieser vom Ocean durch das langgedehnte Long Island abgetrennte Meeresarm nur dort, wo er wirklich zur Enge eines River, eines Stromes, zusammengedrängt ist, nur New-York gegenüber auf den ersten achtzehn Meilen seiner Strecke. Dann heißt er der Long Island Sund, und er hat Stellen, an denen er so breit ist, daß man nicht mehr von Ufer zu Ufer zu sehen vermag. Dort hingegen, wo sie das untere Ende der New-York tragenden Landzunge bespült, bietet die bis auf 1500 Fuß zusammengepreßte Meerstraße thatsächlich nur das

Bild eines Flusses — freilich eines Flusses, der, was das maritime Leben auf ihm, namentlich aber das Hafen- und Großstadtleben an ihm betrifft, selbst von dem Weltkaleidoskop der Londoner Themse nur wenig in Schatten gestellt wird. Denn nicht nur, daß sich auf dem einen dieser Ufer, wie schon gesagt, das untere New-York, die City des amerikanischen London, in Gestalt eines von Schiffsdocks und Masten gesäumten Chaos von Geschäftshäusern zusammendrängt, auf dem anderen, dem Long Isländer Gestade, breitet sich Brooklyn aus, die Schwesterstadt New-Yorks und mit seiner drei viertel Million von Bewohnern nach jener und Philadelphia die größte Stadt der Neuen Welt überhaupt. Und zwar hat das Wort „Schwesterstadt" hier eine ungleich intimere Bedeutung als in allen jenen Fällen, in denen es in Europa gelegentlich auf zwei durch Lage und Verkehrsverhältnisse in ähnlicher Weise zusammengerückte und aufeinander angewiesene Städte angewendet wird. Es ist eine Art organischen Lebenszusammenhanges, der zwischen beiden waltet. Brooklyn ist die größte jener Wohnstädte, mit denen sich die riesige Handelskapitale noch außer der eigenen oberen Stadt umgürtet hat, um jenem Bedürfnis seiner Geschäftswelt nach abgeschlossenen Wohnstätten zu genügen, das der Amerikaner gleichzeitig mit dem bekannten Wahlspruch: „My home is my castle!" vom britischen Mutterlande ererbt hat. Das eigene Geschäfts-, Geistes-, Zeitungs- und Kunstwesen Brooklyns steht in gar keinem Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl. In allen diesen Dingen hängt es fast gänzlich von New-York ab. Nur in gelegentlichen politischen Aufregungen und in kleineren oder größeren Sensationen im Bereich der selbständigen Stadtverwaltung, vor allen Dingen aber in Kirchen ist es auf eigene Hand groß, und der Name der „Kirchenstadt" par excellence ist es denn auch, den man neben dem weniger feierlichen einer „Bettstelle New-Yorks" am häufigsten hört, wenn es sich um „spitznamliche" Charakterisierung dieser in ihrer Art eigentümlichsten Großstadt Amerikas handelt.

Der Gedanke einer Brückenverbindung nun dieser beiden in ihrer Bevölkerung selbst wie im gleichmäßigen Wachstum derselben so eng verbundenen Städte hat seit langem um so näher gelegen, als bei den sich auf beiden Ufern beständig weiter in die schmale Meerstraße vorschiebenden Landungsbrücken und Dockbauten auch die beiden Stadtkörper sich einander gewissermaßen beständig zu nähern schienen. Und in der That reicht dieser Gedanke nachweislich bereits mehrere Generationen zurück. Die Schwierigkeit oder, richtiger gesagt, die Unmöglichkeit, einen Meeresarm von dieser Breite und Tiefe und mit diesem Verkehr mit den damaligen Hilfsmitteln der Ingenieurskunst zu überbauen, auf der einen, die Hinlänglichkeit und Sicherheit, mit welcher eine kleine Armada den Eastriver hin und her kreuzender Dampffähren seit Jahrzehnten den Verkehr zwischen den beiden Städten vermittelte, auf der anderen Seite, ließen jedoch den Gedanken nicht so bald aus dem Stadium der Vision und des Wunsches herauswachsen. Eine bestimmte Gestalt gewann er gegen Ende der fünfziger Jahre, zu welcher Zeit er zum erstenmal mit so großer und ernstgemeinter Lebhaftigkeit erörtert wurde, daß es um so bedauerlicher erscheinen mußte, als er, wie so vieles gut und schön Geplante, durch den ausbrechenden Bürgerkrieg plötzlich wieder ganz und gar in den Hintergrund gedrängt wurde. Kaum hatte jedoch die grimmige Bruderfehde auf den Blutfeldern und Trümmerstätten Virginiens ihr letztes Schreckliches gethan, als mit dem wiederhergestellten Frieden auch die Werke des Friedens wieder ihr Recht zu fordern begannen. Die Hunderttausende von Händen, denen die Waffen entsunken, waren der Arbeit zurückgegeben, und der geschäftliche Unternehmungsgeist hatte nicht mehr nötig, die Felder der Schlacht auch zu seinen Erntefeldern zu machen. Auch Brooklyn gewahrte plötzlich wieder, daß es nahezu 300000 Einwohner hatte, von denen täglich ein Vier-

tel den Eastriver nach dem anstoßenden New-York hinüberkreuzte, und daß dieses wimmelnde Menschenhinundher noch immer ausschließlich von Dampffähren vermittelt wurde. Eine Anzahl bemittelter und einflußreicher Bewohner der Stadt, die nicht nur als gemeinnützige Bürger, sondern auch als große Inhaber städtischen Grundbesitzes an der Entwickelung ihres Gemeinwesens das höchste Interesse hatten — an ihrer Spitze William C. Kingsley und Henry C. Murphy —, griff das Projekt einer Eastriverüberbrückung aufs neue auf. Echte Amerikaner, thaten sie dies mit einer Entschiedenheit, welche sofort zur Bildung eines Fonds führte, aus dem die Berufung des schon damals durch seine Hängebrücken über den Niagara und den Ohio weit und breit berühmten deutschen Ingenieurs Johann Röbling bestritten wurde. Derselbe veranstaltete an Ort und Stelle die notwendigen vorläufigen Aufnahmen und entwarf nebst den dazu gehörigen Kostenanschlägen einen ersten Eastriver-Brückenplan.

Es war das im Jahre 1866. Gestützt auf diesen allerdings zunächst nur oberflächlich ausgearbeiteten Plan begann man alsbald eine Organisation zur Verwirklichung desselben ins Leben zu rufen. Es sollte das nicht ganz leicht sein. Trotz des guten Beispiels einiger wirklich fortschrittlich angelegter Bürger hing gerade das bemittelte Bevölkerungselement Brooklyns mit zäher Zärtlichkeit am Herkömmlichen und an seinen Dampffähren und blickte halb mit Unglauben, halb mit Schreck auf eine so gewaltige Neuerung. Vor allen Dingen aber war das Interesse der über großen Einfluß und großen



Maßstab 1:265,000 Kilometer

Reichtum gebietenden Fährgesellschaften der tödlichste Gegner derselben. Aber schließlich wurde auch ihr Widerstand gebrochen. Die angestrebte Korporation kam zu stande, und im Jahre 1867 erteilte ihr die Staatsgesetzgebung von New-York den nötigen Freibrief. Derselbe inkorporierte die Gesellschaft mit einem Kapital von 5000000 Dollars, von denen die Stadt Brooklyn 3000000 und die Stadt New-York 1500000 aufbringen sollte, während die Privatzeichnungen auf 500000 Dollars festgesetzt wurden. Die Unterzeichner dieser letzteren wählten dann die erste Verwaltung, welche für die nächsten acht Jahre in Wirksamkeit blieb. Im Jahre 1875 nämlich wurde durch einen erneuten Beschluß der Staatsgesetzgebung die Brücke zu einem öffentlichen Werk der Städte New-York und Brooklyn gemacht und die bis dahin eingezahlten Beiträge der Privatzeichner den letzteren zurückerstattet, wie denn auch von da an die Mitglieder der Verwaltung von den beiden Städten, beziehungsweise deren Mayors, unter Zuziehung des ersten Finanzbeamten (Comptroller) Brooklyns ernannt wurden.

Es war selbstverständlich gewesen, daß Johann Röbling, auf dessen genialen, wenngleich, wie wir bald sehen werden, durchaus nicht zureichenden ersten Plan hin es allein möglich gewesen war, die Brückencompagnie ins Leben zu rufen, auch als Baumeister für das nun zu beginnende Werk ersehen ward. Der Mann war am 12. Juni 1806 im thüringischen Mühlhausen geboren. Er hatte seine Ausbildung als Civilingenieur in Erfurt und Berlin erhalten und sich seine ersten Sporen praktischer Fachmannschaft als zwanzigjähriger junger Mann als Assistent beim Bau von Militärstraßen noch im alten Vaterlande geholt. 1834 war er nach den Vereinigten Staaten gekommen, wo er während der ersten zehn Jahre in den Staaten Ohio und Pennsylvanien an verschiedenen Wege- und Brückenbauten beschäftigt war. 1842 gründete er eine Fabrik von Drahtseilen, wie namentlich er sie bei seinen Bauten vielfach verwendete, die seitdem überall in Gebrauch gekommen sind. Der Erfolg, den der als Geschäftsmann ebenso umsichtige, wie als Ingenieur findige und schneidige Mann mit dieser Fabrikation hatte, war so großartig, daß er 1850 die umfangreichen Werke bei Trenton im Staat New-Jersey errichtete, wo die Herstellung von eisernen und stählernen Drahtseilen im großen betrieben wurde und aus denen auch der größte Teil der bei der Eastriverbrücke verwendeten Seile hervorgegangen ist. Denn wie er Meister der Fabrikation dieses neuartigen Materials war, war er es auch in der Verwendung desselben. Sein erstes größeres Werk dieser Art war der 1500 Fuß lange Drahtseilhänge-Aquädukt über den Alleghanyfluß bei Pittsburg gewesen, den er 1844 baute. Ihm folgte 1852 bis 1855 die weltbekannte Hängebrücke über den 820 Fuß breiten Schlund des Niagara, zu der er den Weg einem darüberfliegenden Vogel abgesehen zu haben scheint. 1856 bis 1867 baute er die im ganzen 2220 Fuß lange, in ihrer mittleren Hauptspannung allein 1057 Fuß messende Hängebrücke über den Ohio bei Cincinnati und gleichzeitig in den Jahren 1858 bis 1860 die in etwas bescheideneren Dimensionen gehaltene, aber darum nicht minder ein Muster graziöser und kühner Ingenieurskunst darstellende Drahtbrücke bei Pittsburg. Im Jahre 1867 nun sollte ihm der schwierigste Brückenbau seiner Art und, alles in allem genommen, der kolossalste Brückenbau überhaupt, den sich Menschenkunst und Menschenkühnheit noch je zugetraut haben, übertragen werden.

Nachdem sein erster nur oberflächlicher Plan — wenn bei einem solchen Meister der Größen und Zahlen überhaupt von „Oberflächlichkeit“ gesprochen werden kann — bereits zur Bildung und Inkorporation der Compagnie geführt, ging er im Sommer des genannten Jahres als bestallter Leiter und Obmann des Baues an die genaue Ausarbeitung seiner Pläne. Schon im September erstattete er seinen Bericht, der freilich einen ganz anderen Kostenvorschlag als jenen ersten in Bausch

und Bogen gemachten von 5000000 Dollars ergab. Er forderte jetzt für den Bau der Brücke selbst 7000000, für den Ankauf des zu den Auffahrten (approaches) nötigen Grund und Bodens aber weitere 3000000. Die Zeit, die er für Ausführung des Riesenwerkes für nötig hielt, bemaß er auf fünf Jahre.

Trotz dieses erhöhten Kostenanschlages folgenden Frühjahr, im März 1868, wurde mit den technischen Vorarbeiten begonnen.

Ein Jahr später aber nahm der Kongreß der Vereinigten Staaten, der insofern an dem Werk interessiert war, als der beabsichtigte Brückenbau eine nationale Handels-Wasserstraße überspannen sollte, Notiz davon, indem er die zu errichtende Brücke für einen öffentlichen Postweg er-



John Röbling.

fand der revidierte Plan allgemeinen Beifall. Die Kugel war eben im Rollen, und überdies stand die Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit des deutschen Baumeisters gleich seinem Können so über jeden Zweifel erhaben fest, daß niemand den sonst in Amerika sehr naheliegenden Mut hatte, hinter diesen gesteigerten Geldforderungen irgend welche private Bereicherungsgelüste oder sonstige kleine und große Unregelmäßigkeiten zu wittern. Schon im darauf- klärte, vorausgesetzt, daß dieselbe den Schiffsverkehr auf dem Eastriver nicht hindern werde und der Röblingsche Plan die Billigung des Kriegsministeriums finden werde. Diese Billigung wurde noch im Juni desselben Jahres eingeholt, und somit hätte im Sommer 1868 mit den eigentlichen Arbeiten begonnen werden können. Es würde zu weit führen, im Rahmen einer kurzen Monographie, ohnehin einer solchen, die sich in erster Reihe mit

einem vollendeten und als solches den Stolz der Menschheit bildenden Werke zu beschäftigen hat, alle die Zwischenfälle, die sich demselben hindernd und aufhaltend in den Weg gestellt haben, aufzuzählen. Genug, daß dieser Beginn der eigentlichen Arbeiten sich aus allerlei technischen sowohl wie finanziellen Gründen vom Sommer 1868 bis zum 3. Januar 1870 verzögerte, an welchem Tage endlich der erste Spatenstich erfolgte.

Aber ach, schon hatte an diesem 3. Jänuar 1870 das große Werk das größte Opfer gekostet, welches es überhaupt fordern konnte: seinen Planer und Meister selbst! Gleich bei den ersten Vorarbeiten, bei der Vorbereitung zur endlichen Grundsteinlegung des einen der Uferpfeiler, ereignete es sich, daß der auf einem Floß Stehende mit dem Fuß zwischen zwei Balken geriet, die ihm das Fußgelenk beschädigten. Die Verletzung nahm einen unglücklichen Verlauf. Obwohl im ersten Augenblick nicht gefährlich erscheinend, machte sie doch durch Hinzutreten von Brand bald eine Amputation nötig; dann stellte sich Mundsperre ein, und am 22. Juli 1869 erlag der robuste Mann der wie von einem Krieger auf offener Walstatt empfangenen tödlichen Verletzung.

Zum Glück hinterließ John Röbling den vollendeten Plan des Werkes. Und mehr als das: in seinem Sohn, dem einzigen, in Washington Röbling hinterließ er auch den vollbürtigen Erben der väterlichen Genialität, den berufensten Weiter- und Vollführer dieses Planes. Aber auch an dem, dem väterlichen seitdem nahezu über den Kopf gewachsenen Verdienst und Ruhm dieses anderen Röbling sollte im unmittelbarsten Zusammenhang mit dem großen Brückenbau die Tragik eines Märtyrertums ihren vollen Anteil erhalten. Bei den unter Wasser und Erde geführten Caissonbauten zum Brooklyner Uferpfeiler zog er sich durch zu langes und fortgesetztes Aufhalten in der zusammengepreßten Luft des Caisson im Jahre 1871 ein eigentümliches Nervenleiden zu, welches durch Überanstrengung beim Bewältigen eines im nämlichen Caisson sich ereignenden Brandunfalles im Dezember des genannten Jahres derartig zum Ausbruch kam, daß er sich als vollständiger Invalide vom Schauplatz der Bauthätigkeit selbst ganz und gar zurückziehen mußte. Zuerst lag er in Trenton, wo sich die Röblingschen Eisen- und Stahldrahtfabriken befinden, so schmerzlich und gänzlich hilflos danieder, daß es erst im Sommer 1876 möglich wurde, den Kranken mit Hilfe eigens hergestellter Transportvorrichtungen auf der Eisenbahn bis an den Hudson gegenüber von New York und von da auf einer ohne jede Erschütterung dahingleitenden Barke mit ihm in den Eastriver einzufahren, wo er zum erstenmal sein indessen bereits mächtig emporgewachsenes Werk mit eigenen Augen sah. Denn sein Werk, des von empfindlichster, hoffnungslosester Zerrüttung sämtlicher Bewegungsnerven ergriffenen Mannes Werk, war der Bau trotzdem geblieben. Kopf und Gehirn waren unberührt geblieben von dem grausamen Siechtum, und so spann er vom Schmerzenslager aus seine Zahlen und Berechnungen mit unverminderter Unfehlbarkeit; so kommandierte er mit dem aufopferndsten, sich ganz in sein Geistesleben mit hineingelebt habenden Adjutanten in Gestalt seiner Gattin zur Seite vom Krankenzimmer aus die Kolonnen der Arbeiter, Handwerker, Unteringenieure und Mitbaumeister; so verlor er keinen Augenblick das entstehende, gedeihende, in die Lüfte sich erhebende Werk aus seinem geistigen Auge. Und nun an jenem Sommertage des Jahres 1876 sah er es auch mit leiblichem Auge, der gelähmte Meister, da er, auf der sanft gleitenden Barke um die Südspitze New-Yorks herumbiegend, plötzlich den Eastriver und die an seinen Ufern schon zu ihrer vollen Höhe aufstrotzenden Pfeilerkolosse erblickte, zwischen denen man eben das magische Stahldrahtgespinst hin- und herzuziehen begann, vermöge dessen dieses gigantische Schwebewerk, selbst in der Luft schwebend, zu dem Wunderganzen,

als was es heute dort oben hängt, gesponnen, gewoben, geknüpft werden sollte! Von dem Tage an hat Washington Röbling seinen Bau nicht mehr aus den Augen verloren. Auf den Uferhöhen von Brooklyn, nur in geringer Entfernung von der Brücke selbst, erhebt sich sein Haus mit dem vollsten Ausblick auf diese, auf den Eastriver, auf die Innere Bai von New-York. Von dort, im erkerartig ausgebauten Fenster sitzend, vermochte der in den letzten Jahren auch körperlich wieder ein wenig kräftiger und wieder mehr Herr seiner Bewegungen Gewordene alles, was an dem Brückenbau gethan und gefördert wurde, genau zu übersehen. Dort empfing er auch am Nachmittag des 24. Mai vorigen Jahres, des feierlichen Einweihungstages des vollendeten Riesenwerkes, den Präsidenten der Vereinigten Staaten, die Minister, Generale, Staatsgouverneure und was sich sonst von Celebritäten an dem großen Akt beteiligt hatte. Empfing sie und ihre Huldigung — zwischen seiner und des Vaters Büste sitzend, von der treuen Gattin gestützt — immer wieder den Blick auf das gewaltige meerarmüberspannende Brückengefüge gerichtet — um das blasse Haupt die Glorie eines Exegi monumentum, wie es nur die Häupter der erwähltesten Meister und Märtyrer ziert.



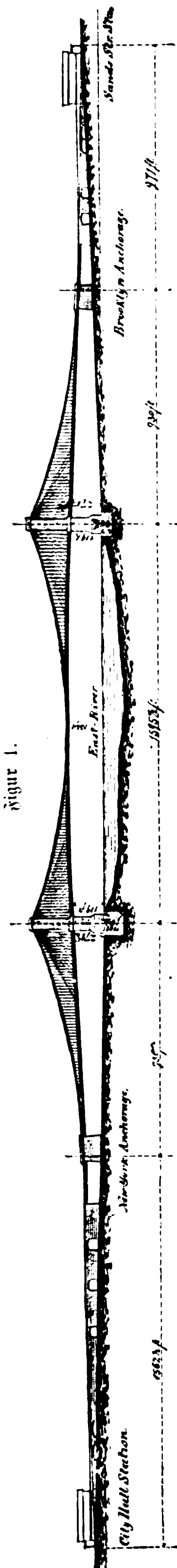
Washington Röbling.

So hat denn die Brooklyner Brücke auch ihre Baumeisterlegende und gleich eine zwiefache dazu — eine Legende, die nur eines größeren Zeitabstandes bedarf und eines Dichters, welcher sie in die ihr gebührende Form prägt, um mit der Geschichte dieses jüngsten Wunderwerkes als Gedicht in die fernste Zukunft hinauszuleben.

Freilich, die fünf Jahre, welche der alte Röbling ursprünglich für den Bau in Anspruch genommen hatte, mußten zwei, ja nahezu dreimal verstreichen, ehe der Erbe seines Werkes und seines Ruhmes seine Apotheose vom 24. Mai vorigen Jahres erleben konnte. Auch aus den zehn Millionen seines zweiten Kostenanschlages, der den ersten ohnehin schon um das Doppelte übertraf, sind bis dahin fünfzehn Millionen und mehr als das geworden. Aber diese Irrtümer des Meisters waren sicherlich um so leichter zu erklären und zu verzeihen, als er sich in seinem Werk nicht geirrt hat, als in Betreff der Hauptsache sein Wort geradeso eingelöst werden konnte, ja noch glänzender eingelöst worden ist, als er es gegeben. Zunächst hatten nahezu drei Jahre unbenutzt zu verstreichen. Sodann wurde an dem revidierten Plan noch eine Anzahl weiterer äußerst wichtiger Änderungen vorgenommen. Vor allen Dingen verlangte die Bundesregierung im Interesse der Schiffahrt, daß die Höhe des Brückenbettes statt, wie ursprünglich gefordert worden, 130 Fuß, nun 135 Fuß betrage. Ebenso wurde die im ersten Plan auf 80 Fuß angesetzte Breite auf 85 erhöht — ein paar Abänderungen, welche den Kostenanschlag allein um acht Prozent vermehrten. Sodann gestaltete

sich der Bau der Fundamente der beiden das ganze Hängewerk tragenden Uferpfeiler oder Ufertürme mit seinen ungeheuerlichen Caissonversenkungen ungleich mühseliger und kostspieliger, als ursprünglich veranschlagt. Ferner fand man sich veranlaßt, den ganzen Hängebau der Brücke aus Stahl statt, wie ursprünglich geplant, aus Eisen herzustellen, wodurch für die eigentliche Brücke allein ein Kostenmehrbetrag von zwei Millionen Dollars entstand. Und endlich änderte man die Konstruktion der Auffahrten an beiden Ufern des Meerarmes, und statt der erst beabsichtigten leichteren Eisenträger errichtete man massive Granit- und Backsteinwölbungen mit Tragpfeilern aus gleichem Material, stellte man gemauerte Viadukte her, wie sie massiger und gediegener nie bei einem ähnlichen Bau aufgeführt worden. Auch diese Neuerung veranlaßte eine Erhöhung der Kosten um anderthalb Millionen, sowie um weitere 400000 Dollars infolge des Beschlusses, die mächtigen Bogenwölbungen derartig einzurichten, daß sie als Warenlager vermietet werden könnten. Abgesehen von diesen großen Alterationen der ursprünglichen Entwürfe aber erwuchs im Laufe der Jahre noch eine ganz ansehnliche Reihe kleinerer Anforderungen und Kosten, auf die nicht gerechnet worden war, die sich aber darum nicht minder gebieterisch und unabweisbar geltend machten. Da kann denn auch derjenige, der im allgemeinen nicht daran gewöhnt ist, die Dollars nach Millionen zu addieren, mit Leichtigkeit die große Endsumme zusammenrechnen, ohne gerade den — natürlich nicht die Röblingsche Bauführung, sondern die geschäftliche Verwaltung treffenden — oft gehörten Anklagen der Verschwendung und der Korruption sein Ohr leihen zu müssen, die auch diesem neuesten amerikanischen Riesenwerk ihren Makel aufgedrückt haben sollen.

Es ist schon oben gesagt: der erste Spatenstich zu dem eigentlichen Bau wurde auf dem Brooklyner Ufer am 3. Januar 1870 gethan. Die von den Plänen der Bauausführung gestellte Aufgabe umfaßte die Herstellung eines Brückenganzen in einer Gesamtlänge von 5989 Fuß. Von diesen 5989 Fuß kamen auf die Mittelspannung zwischen den beiden großen Uferpfeilern oder Ufertürmen 1595 Fuß; auf die Entfernung zwischen den Uferpfeilern und den Brückenköpfen (anchorages) je 930 Fuß (Fig. 1); auf die zu diesen führenden Zufahrten auf der New-Yorker Seite 1562½, auf der Brooklyner Seite 972½ Fuß. Abzüglich dieser beiden gemauerten Zufahrten sollte demnach die Länge des von Stahlkabeln und Stahlseelen überspannten und gehaltenen eigentlichen Brückenbaues von Brückenkopf zu Brückenkopf 3455 Fuß messen, von denen 1595 Fuß allein auf die über den Meeresarm hinweg die Luft durchschneidende Mittel- oder Hauptspannung entfällt. Der Natur der Sache entsprechend, begann man mit dem Bau der Uferpfeiler, jener steinernen Atlas, die, 276 Fuß über den Wasserspiegel aufragend, das Ganze halten und tragen. Der Brooklyner Pfeiler war im Mai 1875, der auf der New-Yorker Seite im Juli 1876 fertig. Schon im August desselben Jahres begann dann das Legen oder, richtiger gesagt, das von Turm zu Turm Hinüber- und Herüberspannen der Drähte, und zwar machte am 25. des genannten Monats der Bauaufseher E. F. Farrington auf einem an das erste Drahtseil befestigten Brettsitz jene erste Reise eines Menschen von Brückenturm zu Brückenturm, die damals so sensationelles Aufsehen machte und die heutigestags jeder rechtschaffene New-Yorker und Brooklyner zurücklegen kann, welcher einen Penny als Obolus auf dem Brückenaltar zu opfern vermag. Da man, wie gesagt, mit dem Legen der Drähte im Sommer 1876 begonnen hatte und da es nach einmal erfolgter glücklicher Placierung des ersten Drahtseils nur eine halbe Stunde erforderte, einen neuen Draht in die richtige Lage zu bringen, die Arbeiten aber Tag und Nacht fortgesetzt wurden, so hätten die 21000 Drähte der vier großen Kabel in elf Monaten



Figur 1.

aufgespannt werden können. Doch erwies sich das Wetter als äußerst lästiger Störenfried* bei diesem Teil der Arbeit, und es hatte der Oktober 1878 heranzukommen, ehe diese luftige Arbeit mit schweren Lasten von Stahldraht vollendet war und die Riesenfäden der vier fertigen Kabel sich über die Uferpfeiler von Brückenkopf zu Brückenkopf spannten. Der dritte und letzte Hauptteil des Baues bestand nun noch in der Herstellung des eigentlichen, von Brückenkopf zu Brückenkopf an den Kabeln herabhängenden Brückensteges, der mit Ausnahme des ihn bedeckenden Plankenweges gleichfalls ganz aus Stahl besteht. Im allgemeinen wurden hier die Arbeiten so rasch gefördert, als ihre außerordentliche Schwierigkeit vereint mit dem Nichteinhalten ihrer Lieferungstermine seitens der Stahlfabrikanten es erlaubte. Schließlich gesellte sich zu diesen Verzögerungen auch noch die zeitraubende Herstellung der kolossalen Maurerarbeiten an den Zufahrten, die, in so großen, weit über die ersten Entwürfe hinausgehenden Maßen ausgeführt, der monumentalen Solidität des Ganzen die Krone aufsetzten und in dieser Gediegenheit schließlich doch noch rechtzeitig fertig wurden, um, wie man seit Monaten gehofft hatte, die feierliche Einweihung des neuen Brückenwunders im vergangenen Mai, und zwar am 24. dieses Monats, zu gestatten.

* Im Juni 1878 hatte sich bei diesem besonders komplizierten und schwierigen Teil der Arbeit eine verhängnisvolle Störung dadurch ereignet, daß eines der Stahlbündel sich von seiner Verfestigung losriß und mit solcher Macht über den Nacken des einen Uferturms hinweg mitten in den Eastriver schnellte, daß es dort beinahe ein Fährboot zum Sinken brachte. Das Schlimmste an dem Unfall aber bestand darin, daß das sich losreißende Drahtbündel auch mehrere Arbeiter von der Höhe des New-Yorker Pfeilers in die Tiefe riß, wo sie zerschmetterten.

*   *
*

Dies die Geschichte des Baues. Ursprünglich auf fünf Jahre berechnet, hat derselbe, wie wir gesehen, nahezu das Dreifache dieser Zeit und, in seinem ersten Kostenentwurf auf fünf Millionen veranschlagt, mehr als das Dreifache dieser Summe in Anspruch genommen. Ein Blick auf das Technische des gewaltigen Unternehmens, auf die alten, aber ins Massenhafte gesteigerten Hindernisse, die es dabei zu überwinden, auf die neuen Probleme, die es dabei zu lösen galt, wird die beste Erklärung dieser ohnehin in der Geschichte der modernen Civilisationstriumphe keineswegs vereinzelt dastehenden Verrechnung bieten. Ihre beste Erklärung und ihre wirksamste Entschuldigung zugleich!

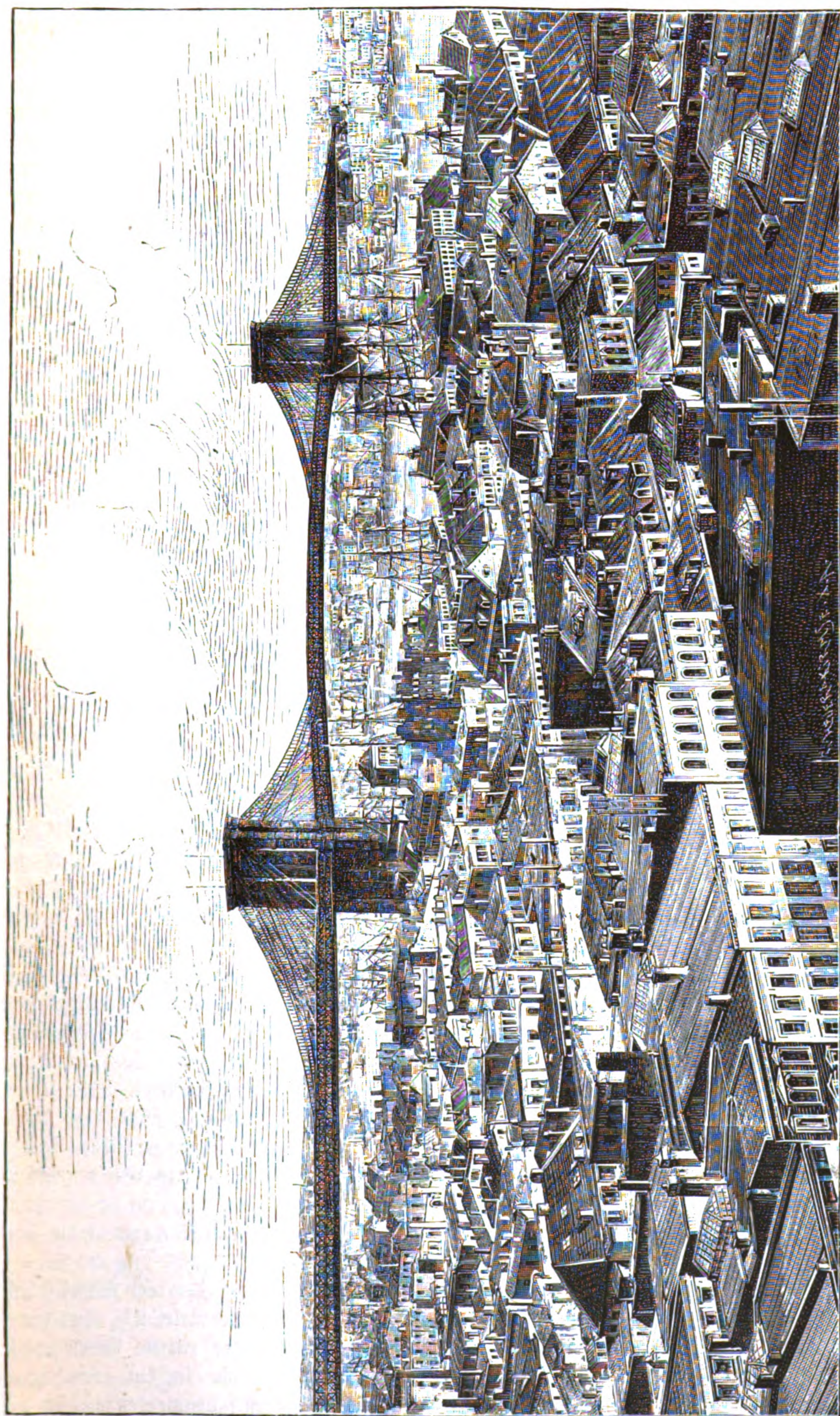
Die Uferpfeiler. Es war, wie wir gesehen haben, im Winter 1871, daß der Brückenbau selbst mit den Uferpfeilern oder, wie man sich dieselben auch zu nennen gewöhnt hat, mit den Ufertürmen begonnen wurde. Sie sind es, die, durch ihre Massenhaftigkeit auch jetzt noch zunächst in die Augen fallend, das ganze zwischen ihnen in die Luft hineingehängte Schwebewerk aus Stahl und Eisen und die wieder von diesem getragenen Verkehrlasten zu tragen haben. Nicht mit Unrecht wurden diese cyklopischen Granitbauten von einem

der Festredner der Brückeneinweihung der Kompaktheit sowohl wie der Größe der einzelnen Blöcke ihres Quaderngebirges halber mit den Pyramiden verglichen. Allerdings bleiben sie in ihrer Höhe von 276 Fuß über dem Wasserspiegel selbst dann, wenn man zu ihr die je 78 und 44 Fuß unter dem Wasserspiegel hinunterreichenden Fundamente hinzurechnet, hinter der Höhe der ägyptischen Königsdenkmäler ebenso beträchtlich zurück wie mit ihren anderen Dimensionen: 140 Fuß Frontlänge und 59 Fuß Breite. Aber wie unendlich übertreffen dafür diese von republikanischem Unternehmungsgeist aufgetürmten Brückenträger jene ungeheuerlichen Spielzeuge des baulichen Despotenwahns afrikanischer Halbgötter an Nutzbarkeit? Ganz zu geschweigen von der Kunst, welche bei dem Bau dieser in und unter dem Wasser eines Oceanarmes wurzelnden und erst aus seinen ewig wechselnden Fluten in die Lüfte steigenden amphibischen Steinkolosse aufgewendet werden mußte?!

Es ist das bereits von einer ganzen Anzahl neuerer Brücken- und Wasserbauten bekannte, auf das Wesen der Taucherglocke begründete „Caisson"-(Kasten- oder Senkschiff-)System, mit Hilfe dessen die Errichtung oder vielmehr Versenkung dieser gewaltigen Quaderwerke durch das Wasser und die den unmittelbaren Grund seines Bettes bildenden Schichten von Schlamm, Erde, Sand und Kies bis auf die unterste kompakte Felslagerung bewerkstelligt wurde. Erst nachdem diese Versenkung auf der New-Yorker Seite bis zu einer Tiefe von 78½ Fuß, auf der Brooklyner von 44½ Fuß unter dem Wasserspiegel vor sich gegangen war, konnte der Weiterbau der Pfeiler in gewöhnlicher Weise über dem Wasserspiegel aufwärts vor sich gehen, bis sie die von der Bundesregierung verlangte Höhe von 276 Fuß über dem Flutstand des Eastriver erreichten. Demnach beträgt das gesamte Höhenmaß der beiden Kolosse vom unterseeischen Felsengrunde bis zu ihrem steinernen Nacken, über welche die vier Kabel hinweggelegt sind, auf der New-Yorker Seite 354½, auf der Brooklyner 320½ Fuß. Wenn man erwägt, daß dies der größte Caissonbau* war, der bis jetzt überhaupt ausgeführt worden, und daß man trotz des erprobten Systems bei der Versenkung dieser ins Ungeheuerlichste übersetzten und die ungeheuerlichsten Lasten tragenden „Taucherglocken" auf eine Anzahl unerwarteter Schwierigkeiten stieß, bis sie endlich den tiefuntersten Felsengrund erreichten, wo durch Cementmassen die auf ihnen ruhenden Pfeilerlasten mit dem Felsen in eins verbunden und verquickt werden konnten — dann wird man sich kaum noch wundern, daß die Fertigstellung dieser 70000 und 96000 Tons wiegenden Turmungetüme allein eine längere Zeit in Anspruch nahm, als ursprünglich für den ganzen Brückenbau in Aussicht genommen war.

Die 276 Fuß hohen Pfeiler sind in einer Höhe von 119 Fuß über dem Wasser von zwei, riesigen gotischen Fenstern gleichenden Durchlaßöffnungen von 117 Fuß Höhe und nahezu 34 Fuß Breite durchbrochen. Dadurch zerfällt jeder Pfeiler gewissermaßen wieder in drei Tragsäulen, über deren oberes, 35 Fuß dickes Querjoch hinweg die vier großen Drahtkabel gelegt sind, an welchen wieder der eigentliche Brückensteg hängt. Allerdings, wie gleich hier bemerkt werden muß, nicht allein hängt; denn wie es diese oberen Querjoche der Uferpfeiler sind, über welche die vier Kabel hinweggehen, so strahlt gleichfalls von ihrer Höhe noch ein ganzes Netzwerk von schrägen und immer schräger

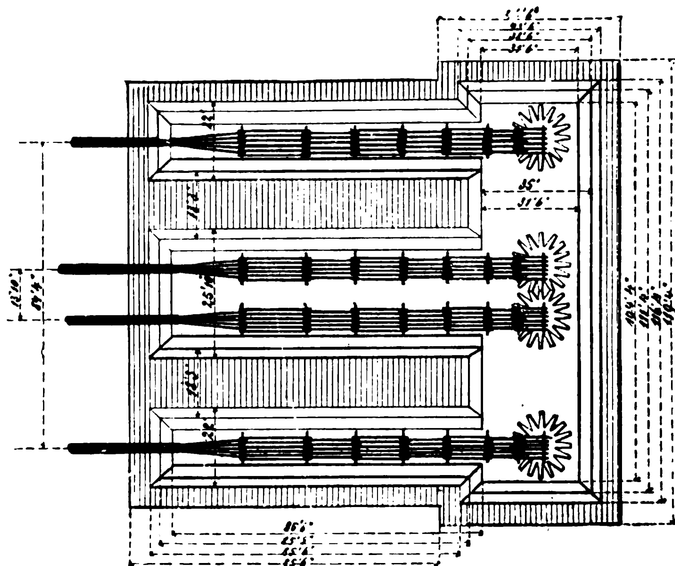
* Der New-Yorker Caisson, welcher, weil tiefer versenkt, eine größere Last zu tragen bekam als der des Brooklyner Uferpfeilers, maß 172 bei 102, der Brooklyner 168 bei 102 Fuß. Die Höhe der Caissons war 22 Fuß, mit einer 15 Fuß dicken, aus Kernstämmen bestehenden Decke. Holz mit Zinn und Schmiedeeisenpanzern war ihr Material. Die Versenkung des New-Yorker Caissons, obgleich er tiefer zu gehen hatte, ging ohne Unfall von statten. Bei dem zuerst in Angriff genommenen Brooklyner Caisson ereigneten sich in Gestalt einer Explosion und des schon erwähnten Feuers, bei dessen Bewältigung sich Washington Röbling den Ausbruch seines Nervenleidens zuzog, zwei größere Unglücksfälle, welche den Fortgang der Arbeiten jedesmal auf zwei Monate unterbrachen.



werdenden besonderen Halteseilen (stays) aus Stahldraht nach dem Brückensteg hernieder, welche denselben nach beiden Seiten der Pfeiler hin, ganz unabhängig von den Kabeln, unmittelbar an die Pfeilernacken selbst befestigen. Es ist somit nicht das einfache Princip der Hängebrücke als solcher in Anwendung gekommen, sondern vielmehr ein Mischsystem, dessen über die ursprünglichen Entwürfe des älteren Röbling hinausgehende Ausarbeitung vornehmlich das zeitig von den oben beschriebenen schrägen Halteseilen direkt mit den Jochen der Uferpfeiler verbunden ist, so vermöchte sich die Last der Brücke als solche selbst dann noch zwischen den beiden letzteren schwebend zu erhalten, wenn die dem Laienauge als die einzigen Träger und Halter der Brücke erscheinenden vier großen Kabel ganz entfernt würden.

Die Brückenköpfe mit den Verankerungen der Kabel. Das nächste monumentale, wenngleich in seiner Monu-

Figur 2.



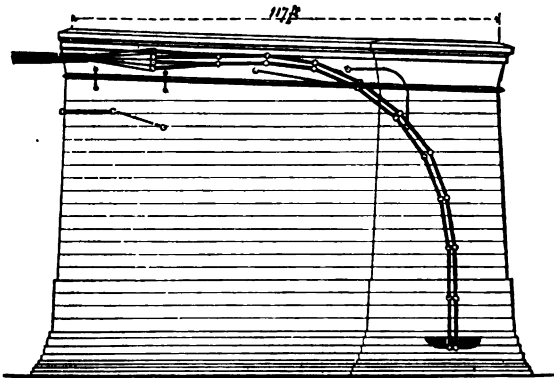
Verdienst seines Sohnes gewesen ist. — Nach demselben besteht der Brückensteg, wie wir später sehen werden, aus vier Langabteilungen, welche wieder aus einzelnen aneinandergesetzten kastenförmigen Querträgern von Stahlgittern gebildet werden. Diese aber hängen nicht nur vermittels einer vierfachen Reihe senkrechter Stahlseile unmittelbar von den vier großen Kabeln herab, sondern sie sind auch derartig aneinandergefügt, daß sie sich in diesem Gesamtgefüge zwischen den beiden Uferpfeilern zu einem selbständig geschlossenen Brückenbogen aufwölben und aufsteifen. Und da dieser in sich selber aufgesteifte Brückenbogen gleich-mentalität nur wenig sichtbare, weil fast ganz und gar den unterirdischen Regionen angehörende Werk an dem Brückenbau bildete die Herstellung der Verankerungen der vier großen Tragkabel. Wie oben bereits gesagt wurde, befinden sich diese Verankerungen (anchorages) (siehe Fig. 1) je 930 Fuß landeinwärts von den Uferpfeilern und bilden mit dem sie belastenden und festhaltenden Mauerwerk die beiden Brückenköpfe.

Die Verankerung der vier Kabel selbst geschah durch ebenso viele, $2^1/_2$ Fuß dicke, 23 Tonnen schwere eiserne Blöcke oder Ankerplatten, welche in ein gewaltiges, mit seinen Granitfundamenten tief in die

Erde hineinreichendes Mauerwerk eingelassen oder vielmehr mit sternförmig von ihnen ausgehenden Ankern und Zacken nach allen Seiten in dasselbe hineingreifen und hineinverwachsen sind. In seiner nur 89 Fuß messenden Höhe erreicht das Mauerwerk der beiden Brückenköpfe die Höhe der Türme allerdings kaum zum dritten Teil. Dafür übertrifft es dieselben mit seinem halb unterirdischen Gefüge nach den anderen Dimensionen so sehr, daß es, trotz des großen Höhenunterschiedes, doch noch immer mit einem Gewicht von 60000 Tons — also nur 10000 Tons weniger als der ganze Brooklyner Uferpfeiler — auf den unverrückbar von ihm festgehaltenen Ankern lastet.

Von den letzteren nun, den sternförmigen Ankern (Fig. 2), und von ihnen gleichfalls mit unverrückbar ehernem Griff fest gehalten, gehen die ungeheuren Ankerketten oder Träger aus, an deren Ende wieder die Kabel selbst befestigt sind. Jede Kette hat zehn Glieder oder Abteilungen von $12^1/_2$ Fuß Länge, die wieder aus je neunzehn einzelnen Eisenstangen von einer Dicke und Haltbarkeit bestehen, welche nach dem Gutachten der Sachverständigen selbst dem zehnfachen Zuge und Druck widerstehen könnten, die ihnen jetzt zugemutet sind. Diese vier eisernen Ungetüme von Ankerketten gehen in einem Bogen innerhalb des Brückenkopfes (Fig. 3) nach der dem Wasser zugekehrten Front desselben, wo dann die Verbindung eines jeden der vier Kabel mit der zu ihm gehörenden Ankerkette in wahrhaft bewundernswert sinnreicher Weise vor sich gegangen ist. Es hat nämlich keine eigentliche Verschließung oder Verflechtung stattgefunden, durch welche hier die Ankerketten und Kabel miteinander zu einem unlöslichen Ganzen verknüpft worden sind und behufs derer die die Kabel bildenden unzähligen Drähte hätten abgeschnitten werden müssen, sondern man hat die 5434 Stahldrähte oder, richtiger gesagt, die 3515 Meilen Stahldraht, aus welchen jedes Kabel besteht, einzeln durch ⊂förmige, die Schließglieder der Ankerketten bildende Schuhe oder Riesenösen gezogen, sodann über das Wasser nach der korrespondierenden Endöse der gegenüberliegenden Ankerkette und durch diese hindurchgeführt, um sie wieder über das Wasser zurück und so in infinitum, als ob es ein riesiges Garngebinde aufzuhaspeln galt, hinüber und herüber laufen zu lassen, bis schließlich das auf diese Weise entstehende Drahtgebinde (in später näher zu beleuchtender Weise) seine vorschriftsmäßige Dicke erreicht hatte und in dieser, als fertiges Kabel von Brückenkopf zu Brückenkopf reichend, über die Nackenjoche der Ufertürme hinweg den Meeresarm überspannte.

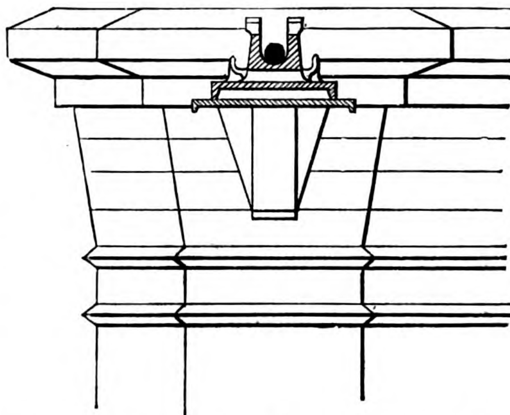
Figur 3.



Die Kabelsättel auf den Türmen. Wie einfach das eben Gesagte auch klingt, so ist damit doch nicht gesagt, daß es auch so einfach gethan war. Vor allen Dingen war die Zusammenfügung der hinüber und herüber „gehaspelten“ Stahldrähte aus einem losen und wirren Gebinde von 5434 stählernen Fäden zu einem tadellos runden, in allen seinen Teilen auf das genaueste und exakteste zusammenge-

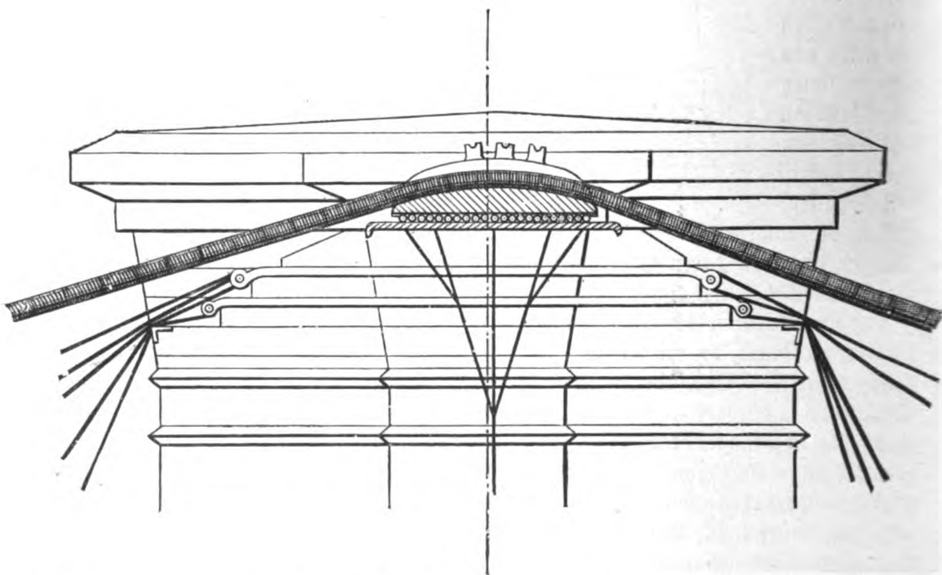
schlossenen, 15½ Zoll dicken Kabel ein Problem, auf dessen glückliche Lösung wir gleich zu sprechen kommen. Sodann galt es, den Druck, mit dem die vier zusammen 3588½ Tons wiegenden und überdies noch das vielfach wechselnde Gewicht der Brücke selbst tragenden Kabel auf die beiden von ihnen überjochten Uferpfeiler lasten, derartig zu regulieren, daß derselbe stets scheitelrecht von oben nach unten ausgeübt und jede

Figur 4.



durch Temperaturdifferenzen veranlaßten Ausdehnens und Zusammenziehens der Kabel zu paralysieren, hat man dieselben nicht unmittelbar über das Quaderwerk der Turmscheitel hinweggelegt, sondern ihnen bewegliche Eisensättel (Fig. 4 und 5) untergelegt, in welchen sie wie in Rinnen über die Scheitel der beiden Granitriesen hinwegführen. Diese Sättel — wie alles an diesem Bau wahre eiserne Kolosse von 13 Fuß

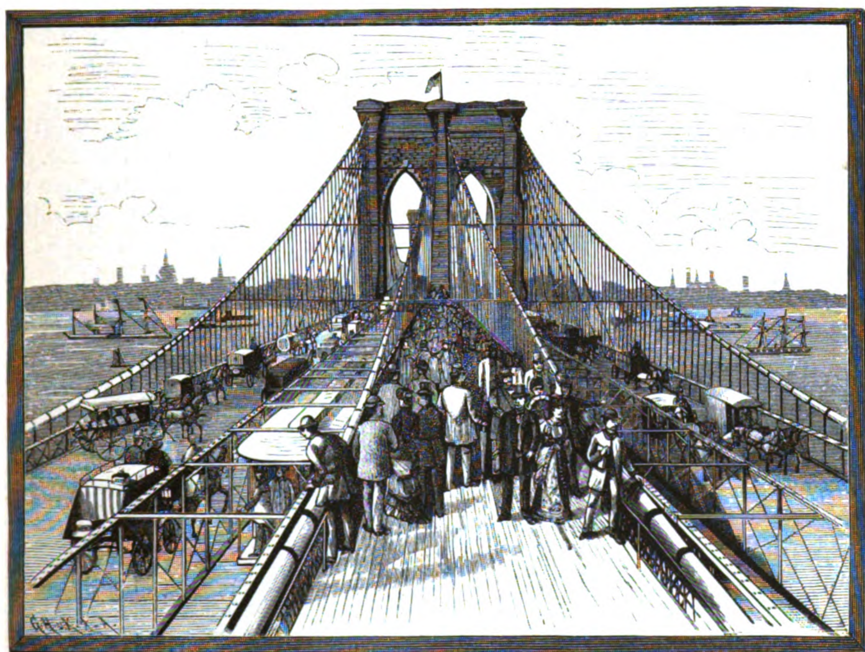
Figur 5.



Gefahr eines durch verschiedene Belastung der verschiedenen Brückenteile herbeizuführenden Schiefziehens der Türme ausgeschlossen sei. Um das zu ermöglichen, sowie auch die schädlichen Wirkungen des

Länge, 4 Fuß Breite und 4½ Fuß Dicke — liegen ihrerseits wieder auf vierzig Rollen oder Walzen, unter denen sich die fest in das Steinwerk eingemauerte, gleichfalls eiserne und völlig ebene Sattel-

platte befindet. Die Leichtbeweglichkeit der Rollen und die Glätte der Sattelplatte machen es den Sätteln selbst möglich, durch Vorwärts- und Rückwärtsrollen jeder Neigung des Kabels, den Schwerpunkt seines Druckes zu verlegen, sofort zu entsprechen. Selbstredend handelt es sich dabei nicht um beträchtlichere Hin- und Herreisen, welche die von verschiedenen Seiten, zu verschiedenen Zeiten, in verschiedener Weise in Anspruch genommenen Kabel in ihrer luftigen Turmhöhe ausführen. Aber auch die geringste Abweichung von einem strikt scheitelrecht durch sie auf die Pfeiler ausgeübten Druck müßte sich, beständig ausgeübt, in nicht zu langer Zeit selbst für diese anscheinend für eine Ewigkeit bestimmten cyklopischen Granitgefüge gefährlich erweisen.



Die Wege über die Brücke.

Die Kabel. Und nun zu den Kabeln und den Geheimnissen der Herstellung dieser eigentlichen Träger und Halter unserer Wunderbrücke zurück! Es wurde bereits an anderer Stelle gesagt, daß sie aus Drähten bestehen und daß in jedem von ihnen nicht weniger als 5434 Drähte oder 3515 Meilen zu einem unendlichen Faden verbundenen Stahldrahts vereinigt liegen. Im ganzen hat demnach die Brücke 14 060 Meilen Draht — genug, um die Vereinigten Staaten von New-York nach San Francisko vier und ein halbes Mal zu überspannen! — nur für die vier Hauptkabel konsumiert.

Wir haben bereits oben gesehen, in wie sinnreicher Weise die Verbindung der Kabel mit den Ankerketten der Brückenköpfe bewerkstelligt worden ist, welche sie wieder an die unter dem 120 Millionen Pfund schweren Mauerwerk der letzteren festgelegten Ankerplatten fesseln. Es dienten, wie wir sahen, ⊂ förmige Schuhe oder Ösen dazu, den ein achtel Zoll dicken Draht gleich ungeheuren Gewinden endlosen Fadens durch sie hindurchzuziehen, um dann die auf diese Weise von Ufer zu Ufer herüber und hinüber gesponnenen Massen ununterbrochenen Drahtes zu den Kabeln zu vereinigen. Um die von diesem

Verfahren bedingte, anscheinend so einfache, in Wirklichkeit aber die mannigfachsten Schwierigkeiten bietende Arbeit leichter ausführen zu können, wurden die aus 5434 einzelnen Drähten bestehenden Gebinde in neunzehn gleiche Strähne (sections) zerteilt, von denen immer je einer mit je einer ⊂ förmigen Öse an eine der neunzehn Eisenstangen festgelegt wurde, aus denen, wie wir gleichfalls bereits sahen, die Riesenglieder und somit auch das Schlußglied jeder der vier großen Ankerketten besteht. Und erst diese neunzehn mit mathematischer Genauigkeit zusammengefügten Einzelkabel wurden dann wieder zu jenen weißen, tadellos runden vier Hauptkabeln vereinigt, welche sich jetzt so graziös von den Brückenköpfen zu der luftigen Höhe der Türme und von da über das breite, von den Handelsschiffen der ganzen Welt befahrene Meeresbett gleich spielend durch die Luft gezogenen Seilen spannen.

Begonnen wurde diese Arbeit im Sommer 1876. Es wurden zuerst zwei kleine Drahtseile durch das Wasser über die Türme bis zu den beiderseitigen Verankerungen der Brückenköpfe gezogen und hier zu einem endlosen Seile verknüpft, welches, um große Trommelräder laufend, über die es bei den Brückenköpfen geführt wurde, von einer großen daneben aufgestellten Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden konnte. Mit Hilfe dieses Beförderungsmittels, welches gleich danach die ersten zu dem wunderbaren, durch die Lüfte selbst zu führenden eigentlichen Brückenbau nötigen Materialien von Ufer zu Ufer führen sollte, legte der Bauaufseher Farrington jene sensationelle Jungfernfahrt von Brückenturm zu Brückenturm zurück, von der bereits die Rede war. Und mit Hilfe dieses ersten endlosen Seiles, dem sich dann bald ein paar andere hinzugesellten, welche nicht nur die für die Arbeiten nötigen Quergerüste, sondern auch den ersten regulären Fußsteg trugen, begannen jene Arbeiten in den Lüften selbst, welche an das Weben und Schaffen von Spinnen mahnten und deren Resultat das jetzt vollendete Hängewerk der Kabel und des großen Brückensteges ist.

Die größten Schwierigkeiten bot dabei das Zusammenfügen der einzelnen Drahtsträhne zu den oben näher beschriebenen je neunzehn, resp. im ganzen sechsundsiebzig Einzelkabeln und dieser wieder zu den vier Hauptkabeln. Es war dabei von entscheidender Wichtigkeit, die Spannung der einzelnen parallelen Drähte so genau zu regulieren, daß sie in den später vereinigten Strähnen sowohl wie im ganzen, genau rund herzustellenden Hauptkabel ganz gleichmäßig lagen und infolgedessen auch gleichmäßig in Anspruch genommen werden konnten. Die sich gerade diesem Teil der zu lösenden Aufgabe entgegenstellenden Schwierigkeiten waren unerwartet groß. Sie wurden namentlich durch zwei Gegner der luftigen Arbeit veranlaßt: durch den Wind und die Sonne. Jener bewegte die von Turm zu Turm hängenden Drähte nicht nur hin und her, sondern er that es auch in so ungleicher Weise, daß jede genauere Beobachtung und infolgedessen auch jede genauere Arbeit an windigen Tagen wesentlich erschwert, wo nicht gar unmöglich gemacht wurde. Diese aber, die Sonne, dehnte durch ihre Wärme die von ihren Strahlen getroffenen Drähte mehr aus als die dahinter im Schatten liegenden. Mit einem Wort: es bedurfte zu einem wirklich ungestörten und erfolgreichen Arbeiten eines Zusammenwirkens von ruhigem Wetter und doch gleichzeitiger Abwesenheit von Sonnenschein — eine meteorologische Konstellation, wie man sie 150 Fuß über einem mächtigen Meeresarm bekanntlich nicht alle Tage erwarten darf. Trotzdem nahm dieser Teil der Arbeit, das heißt die Herstellung der vier großen Kabel, nur wenig über ein Jahr in Anspruch. Im Sommer 1877 begonnen, spannten sich die weißen Riesentaue im Oktober 1878 fertig von den Brückenköpfen zu den Ufertürmen und über diese hinweg von Ufer zu Ufer. 6928344 Pfd. wogen die 14060 Meilen Stahldraht,

die in schwindelnder Höhe über Land und Meer in dieselben verarbeitet worden. Die höchste Tragkraft jedes Kabels beträgt 12300 Tonnen — 24600000 Pfd. —, eine Zahl, die sich um so beruhigender liest, als gleichzeitig die höchstmögliche thatsächliche Inanspruchnahme nur auf 3000 Tonnen veranschlagt werden kann.

Das Hängewerk der Brücke. Mit den vier Kabeln waren jedoch nur erst die ersten vier, allerdings zugleich auch folgenschwer für den Zeit- wie für den Kostenpunkt des Unternehmens erweisen sollten, gehörte als besonders erschwerende auch die Notwendigkeit, statt des Eisens sich zur durchgängigen Verwendung von Stahl zu entschließen. Der erste Beginn zur Auffügung oder, da es ja von den Kabeln herabhängt, richtiger zur Herabfügung des eigentlichen Hängewerks der Brücke bestand darin, daß die in ihrer tadellosen Rundung auch äußerlich noch

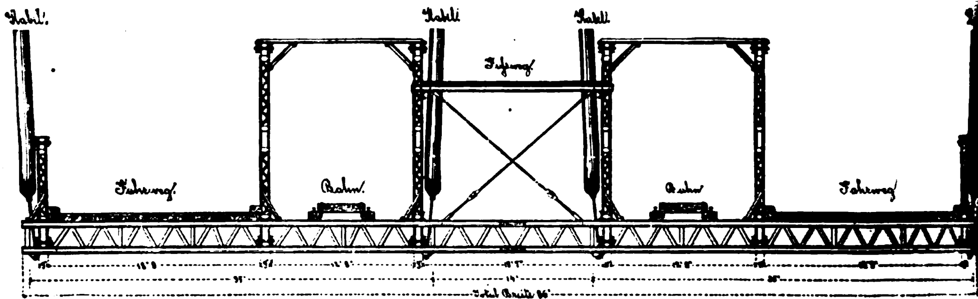


die wichtigsten und kolossalsten Fäden jenes schier unentwirrbar erscheinenden Netzes von Kabeln, Tauen, Querstreben und Zugstangen gezogen, welches wir jetzt den vollendeten Brückenbau tragen, halten und bilden sehen. Dieses gigantische Hängewerk, dessen Fertigstellung die letzten vier Jahre des Brückenbaues in Anspruch genommen hat, besteht gleichfalls aus Stahl. Es war ursprünglich geplant, sich zu seiner Herstellung mit Eisen zu begnügen. Aber zu den mannigfachen Abänderungen der ersten Entwürfe, die sich während des praktischen Voranschreitens des Werkes als geboten herausstellten und die sich ebenso mit Draht umwickelten Kabel in Abständen von je $7^1/_2$ Fuß mit Stahlringen umspannt wurden. An diese Ringe wurden dann die senkrechten Hängeseile befestigt, an deren unteren Enden die Querträger des Brückenbettes hängen.

Die Länge dieser Querträger, welche zugleich die Breite der Brücke darstellt, beträgt 86 Fuß. Sie sind 2 Fuß 8 Zoll breit und als sogenannte Gitterträger konstruiert, und wurden durch ein eigentümliches System von sich kreuzenden Zugstangen und sogenannten Vertikalaufsteifungen derartig eingerichtet, daß ihre Tragkraft wesentlich verstärkt war.

Die Zahl dieser $7^1/_2$ Fuß voneinander entfernten Querträger, die man auch, da sie wieder alles übrige zu tragen haben, die Hauptträger der ganzen Brückenbahn nennen kann, beträgt von Brückenkopf zu Brückenkopf vierhundertvierundfünfzig. Ihre sich genau gleichbleibende Konstruktion und Aneinanderfügung erfährt nur an den Brückentürmen, namentlich aber in der Mitte der Hauptspannung eine Unterbrechung. Hier gewissermaßen im Scheitelpunkt der sich von den Uferpfeilern nach der Mitte zu von einer Höhe über dem Wasserspiegel von 119 Fuß bis zu einer solchen von 135 Fuß aufsteigenden Brückenbahn befindet sich das sogenannte „Expansionsglied“, welches dem durch den Temperaturwechsel bedingten Ausdehnen und Zusammenziehen dieser in die Luft hineingehängten Welt von Stahl- und Eisengespinst den nötigen Spielraum gewährt.* Es ist dies ein aus zwei übereinander greifenden Teilen bestehender Querbalken von Stahl, dessen Teile sich beim Strecken oder Zusammenziehen der Kabel zweckentsprechend verschieben, ohne daß dadurch im Brückenweg selbst eine Lücke entsteht.

Figur 6.



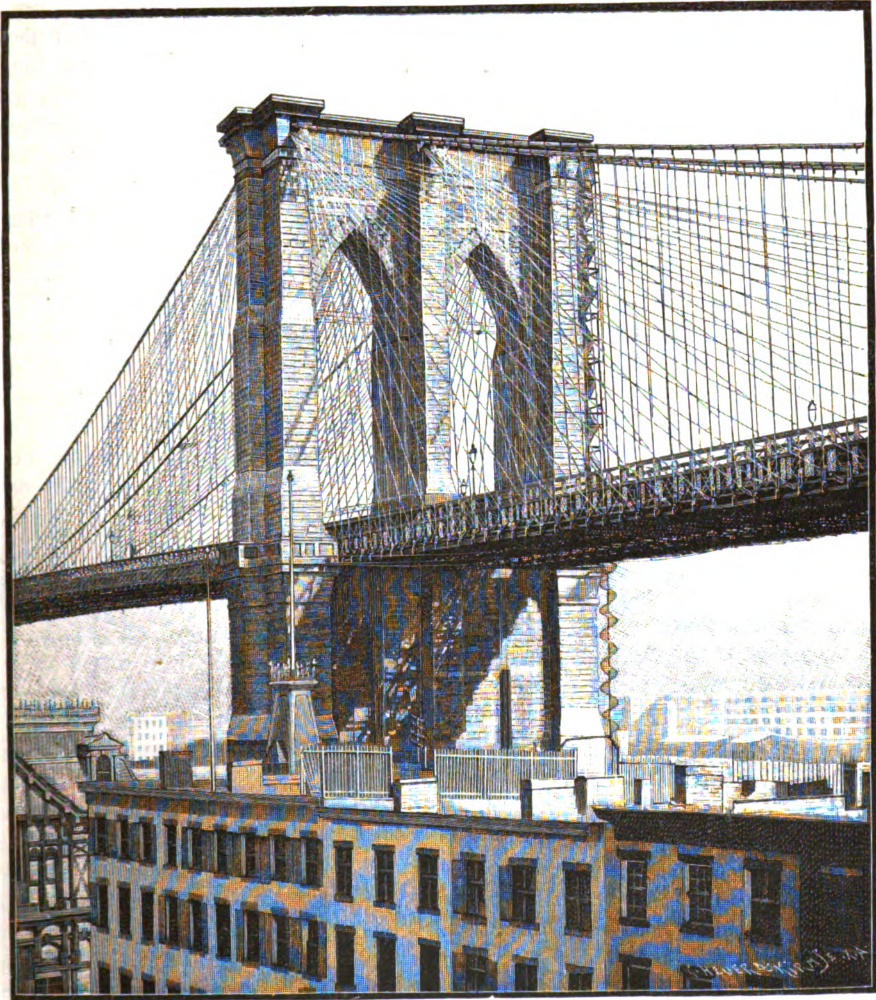
Auf diesen von den Kabeln herabhängenden und dennoch zugleich derartig konstruierten und zusammengefügten Querträgern, daß sie sich nicht nur wieder selbst untereinander halten, sondern auch zur Erzielung der von der Bundesregierung verlangten Scheitelhöhe der Brücke von 135 Fuß über dem Wasserspiegel wesentlich beitragen, liegen dann die sechs parallel von Brückenkopf zu Brückenkopf laufenden Langträger. Die beiden mittleren, zwischen denen sich die große erhöhte Fußpromenade befindet, sind 16 Fuß 4 Zoll voneinander entfernt. Der Abstand zwischen ihnen und den ihnen auf beiden Seiten zunächst liegenden Langträgern beträgt 13 Fuß 5 Zoll; es sind das die für die Bahngeleise bestimmten Langbahnen. Von diesen sind dann wieder die beiden äußeren Langträger in der Breite der zwischen ihnen hinführenden Fuhrwege 19 Fuß 6 Zoll entfernt.

Obgleich die Brückenbahn, resp. die sie tragenden Querträger von den vier Hauptkabeln herabhängen, sind es doch, wie schon bei der Beschreibung der Uferpfeiler gesagt wurde, die Kabel keineswegs allein, welche diese Brückenlast tragen. Dieselbe wird, abgesehen von dem Halt und der Aufsteifung, welche die Querträger dank ihrer Gitterkastenkonstruktion einander selbst geben, durch eine Anzahl von den Turmjochen direkt nach beiden Seiten, das heißt nach der Mitte des Meeresarmes sowohl wie nach den Brückenköpfen zu, schräg herabgehender Drahttaue gehalten. Es sind ihrer je siebenundzwanzig, die an die

* Abgesehen von diesem großen Expansionsglied (slip joint) und den weiter oben beschriebenen beweglichen Kabelsätteln auf den Brückentürmen ist auch noch durch je ein slip joint auf den Strecken zwischen den Brückenköpfen und den Türmen für die Möglichkeit einer allen Temperaturwechseln gewachsenen Ausdehnung und Zusammenziehung dieser Stahlmassen gesorgt.

großen eisernen Sättel, in denen die Kabel über die Turmnacken hinweggehen, befestigt sind und von hier aus quer durch die von den Kabeln herabgehenden Vertikalseile immer schräger herabführen, bis die letzten derselben 437 Fuß vom Turm entfernt die Brücke erreichen. Diese Haltseile (stays), welche von der Höhe der Türme den Kabeln entlang in vier Reihen herunterstrahlen, sind es vornehmlich, die im Verein mit der sich von selbst nach der Mitte der Brücke zu aufsteifenden Konstruktion der Gitterträger die Kabel in einer solchen Weise entlasten, daß sich die Brücke an sich selbst dann noch in der Schwebe zu halten vermöchte, wenn die vier Kabel herausgenommen würden.

Wie die Abbildung Fig. 6 zeigt, hat die Brücke, der Führung der sechs Langträger entsprechend, fünf Wege, auf beiden Seiten zu äußerst die Fahrwege für Fuhrwerke aller Art, für Reiter und getriebene Tiere; weiter nach innen zwei Schienenbahnen, auf denen die Wagen durch endlose, vom Ufer aus in Bewegung gesetzte Drahtseile hin und her befördert



Brückenpfeiler auf der Brooklyner Seite.

werden; und endlich in der Mitte, etwa 12 Fuß höher als die anderen Wege, eine Fußpromenade, welche sich bei den Türmen in zwei Teile teilt, um so auf beiden Seiten des mittleren der drei Pfeiler, in welche die Türme durch die großen bogenfensterartigen Durchlasse geteilt werden, herumzuführen.

*   *
*

In solcher äußeren Grandezza, in solchen Gewichts- und Größenmassen, als ein solches Monument schneidigster, findigster, souveränster Ingenieurskunst steht die neue Eastriver-Brücke jetzt in ihrer Vollendung vor den Augen dessen da, der selbst freilich ein Laie, aber an des belehrenden und erklärenden Fachmanns Hand durch diesen steinernen und stählernen Irrgarten von menschlichen Hilfsmitteln, die Natur zu meistern, gewandelt ist. Die wahren Geheimnisse, die in dem Wunderbau und seinen an Genialität miteinander wetteifernden Einzelheiten in Gestalt der kühnsten und zugleich exaktesten Zahlenrechnungen, der feinsten Materialanalysen und der gewissenhaftesten vorhergegangenen Prüfungen der in diesen Materialien schlummernden Trag-, Druck- und Widerstandskräfte enthüllt wurden — diese wahrsten Geheimnisse des neuen Brückenwunders konnten in den vorstehenden Aufzeichnungen freilich nicht berührt werden. Galt es doch eine Beschreibung und nicht ein Zahlenlabyrinth zu geben. Wohl aber können, wenn Zahlen hier schon einmal ein so gebieterisches Wort zu sprechen haben, zum Schluß noch einige derselben ganz besonders „ins Gewicht" fallende für diejenigen Platz finden, welche sich aus Furcht vor einer möglichen Überlastung der Brücke scheuen sollten, dieselbe mit eigenen Füßen zu überschreiten.

Das Gewicht der gesamten, von Brückenkopf zu Brückenkopf reichenden, hängenden Konstruktion in deren Länge von 3454 Fuß ist 6470 Tons. Die höchste Last, mit welcher dieselbe, den weitestgehenden Berechnungen nach, belastet werden kann, beträgt 1740 Tons. Die äußerste Widerstandskraft aber ist auf 49 200 Tons berechnet. Das beruhigende Exempel, von diesen 49 200 Tons die 6470 Tons des eigenen Gewichtes der Brücke im Verein mit der auf ihr unterzubringenden größtmöglichen Last von 1740 Tons abzuziehen, bleibe dem beruhigungsbedürftigen Leser selbst überlassen!





Die Wohlthäterin.

Novelle

von

Karl Frenzel.

I.

Nicht nur ihre Hausgenossen und die nächsten Nachbarn in der Straße und im Viertel, weithin in der ganzen Stadt hatten viele ihren plötzlichen Tod bedauert. Aufrichtige Thränen waren ihr laut und heimlich nachgeweint worden, wenn nicht gerade von ihren Verwandten und sogenannten Freunden und Freundinnen, doch von den Armen und Schwachen, den Kindern und Frauen. Im besten Sinne des Wortes war sie eine wohlthätige Frau gewesen. Mit vollen Händen, aber auch mit klugem Kopfe hatte sie ihre Gaben ausgeteilt. Durch lange Übung im werkthätigen Liebesdienst verstand sie die wahre Armut von der erlogenen, die Bedürftigkeit, welche der Unterstützung wert war, von der Arbeitsscheu und der vergnüglichen Bettelei zu unterscheiden. Und so offen ihr Herz für die Leidenden, so streng verschlossen war ihre Hand für die Müßiggänger. Übrigens konnte sie sich den Luxus der Wohlthätigkeit gestatten, sie war eine alleinstehende, für ihre mäßigen Lebensbedürfnisse und Ansprüche reiche Frau. Ich erfuhr es durch eine Handlung, die ich der Toten lange nicht verzeihen konnte: sie hatte mich zu ihrem Testamentsvollstrecker ernannt. Ein schönes Geschäft für einen vielgeplagten hauptstädtischen Journalisten!

Was mir ihre Freundschaft und ihr Vertrauen in diesem Maße erworben, vermöchte ich nicht zu sagen. Niemals hatte sie es mich merken lassen, wozu sie mich ausersehen, und mir wäre es nicht im Traume eingefallen. Seit zwei Jahren wohnten wir in demselben Hause, in demselben zweiten Stockwerke, sie in der größeren, ich in der kleineren Hälfte. Durch allerlei Zufälle und Berührungen waren wir oberflächlich miteinander bekannt geworden. Allmählich wurden unsere Beziehungen engere, innige nie. Allwöchentlich verbrachte ich eine Plauderstunde mit ihr und war im Winter bei den drei oder vier Theegesellschaften, die sie gab, ein gern gesehener Gast. Ich nahm öfters für diese und jene Sammlung ihre Börse

in Anspruch; sie hörte mit Vorliebe Neuigkeiten aus der Stadt, erbat sich ein neues Buch oder ließ sich zu einer ersten Vorstellung im Opernhause ein heißumstrittenes Billet von mir besorgen. Manches mochte sie erlebt haben, vielleicht nicht ganz Gewöhnliches; ihre Stimme hatte einen seltsam tiefen Klang und ihre dunkelblauen, meist sanft blickenden Augen zuweilen einen zugleich düsteren und lauernden Ausdruck, der mir eine Weile zu denken oder doch zu träumen gab. Aber wie oft und mit offenbarer Genugthuung sie auch von der Vergangenheit, von der Zeit Friedrich Wilhelms IV. und dem damaligen Berlin, erzählen mochte, etwas von ihrer Herzensgeschichte verlautete nicht. Sie hatte geheiratet, zwei Kinder waren ihr in frühem Alter gestorben, seit fünfzehn Jahren war sie Witwe. Meine Neugier nach ihren Schicksalen war mit diesen Thatsachen vollauf befriedigt, ich hatte weder ein Recht noch ein sonderliches Verlangen, mehr von ihr zu wissen. Ein Wühlen in dem Staube verjährter Geschichten von glücklicher oder unglücklicher Liebe konnte für sie so wenig wie für mich irgend einen Reiz oder Nutzen haben. Spuren zeigten noch, daß sie einmal eine blendende Schönheit gewesen, mehr eine gebieterische als eine zärtliche; wenn sie ihren guten Tag hatte, sorgfältiger ihren Anzug gewählt und wohl auch ein wenig mit Toilettenkünsten nachgeholfen, sah man ihrem noch nicht von Runzeln und Falten entstellten, immer in frischen Farben strahlenden Gesicht ihre achtundfünfzig Jahre nicht an. Sie sollte, nach der Aussage der Dienstleute, ihre zornigen Anfälle und ihre griesgrämigen Stunden, einen Trübsinn haben, der sich bis zum Lebensüberdruß steigerte, ich aber fand sie stets gelassen und gleichmäßig; eine muntere, die Dinge leicht nehmende Frau war sie wohl nie gewesen. Bei der Besichtigung ihrer Leiche sprach ich mit ihrem langjährigen Arzte auch über dies Gerede der Dienerinnen. „Natürlich," sagte er, „hat sie böse Tage durchmachen müssen und dabei ihre Leute gequält und erschreckt; sie hat einen Herzfehler gehabt, Asthma, einen Erstickungstod gefürchtet, es ist zum Glück für sie ein Herzschlag geworden."

Die Verhältnisse der Frau Geheimrätin Jette — so pflegte sie selbst statt Henriette zu schreiben — Wedekind befanden sich in musterhafter Ordnung; etwa drei Monate vor ihrem Tode hatte sie ihr Testament aufgesetzt, bis ins kleinste über ihre Hinterlassenschaft verfügend. Ihr großes Vermögen war, nach Abtrennung kleinerer Summen als Legate für entfernte Verwandte und ihre Dienerschaft, in zwei fast gleiche Hälften geteilt, die eine fiel milden Stiftungen, die andere Herrn Robert von Pleskau, einem jungen Offizier in einem Garderegiment, zu, jede etwa dreimalhunderttausend Mark. Zu dem Anteil des Herrn von Pleskau war auch ein stattliches vierstöckiges Haus in der Karlsstraße mit Garten gerechnet worden, das, wie ich nun erst erfuhr, der Geheimrätin gehört hatte und das er bewohnte. Verwandt war sie mit ihm nicht; wie und wann sie mit ihm bekannt geworden war, wußte ich nicht; seitdem ich Thür an Thür mit ihr wohnte, besuchte er sie lange schon. Aus dem Verhältnis beider hatte ich mir den Schluß gezogen, daß er der Sohn einer ihrer Jugendfreundinnen sei, bei dem sie Mutterstelle vertrete. Wenigstens behandelte sie ihn wie eine Mutter einen Sohn, dessen Fehler sie einsieht und dessen Wesen sie doch stets besticht, in einer Mischung von Zärtlichkeit und Herbigkeit. An ihm konnte ich die seltenen Stunden, wo ich mit ihm in ihrem Salon zusammentraf, nur Liebenswürdigkeit, Geschmeidigkeit und eine gewisse demütige Unterwerfung gegen ihre Ermahnungen, Behauptungen und Anweisungen bemerken. Mir gefiel diese Demut nicht, sie erschien mir wie eine vielleicht erlaubte, doch nicht würdige Heuchelei, die reiche Frau in guter Laune zu erhalten, denn sie stellte oft genug Forderungen an ihn, die er beim besten Willen nicht erfüllen konnte und die von vornherein abzulehnen männlicher und verständiger gewesen wäre. Aber freilich, die Aussicht auf die Erbschaft entschuldigte

sein Betragen. Und wie ich seiner Gefügigkeit bei ihren Lebzeiten, so hatte ich auch seinem Schmerz bei der Kunde von ihrem Tode nicht recht getraut. Er gebärdete sich an ihrer Leiche wie einer, der halbwegs die Besinnung verloren hat; in dunklen, wilden Worten beschuldigte er sich selbst, ihr Leben verbittert und verkürzt zu haben. Der Arzt zuckte leise die Schultern, er mochte gerade wie ich denken, daß der junge Herr, bei all seiner wirklichen Trauer über den Tod der alten Dame, vor uns ein wenig Komödie spiele.

Gerade drei Wochen waren seit ihrem Begräbnis vergangen, als ich von ihm einen Brief erhielt, in dem er mich in dringenden, beinahe bittenden Worten um eine Unterredung ersuchte. Es traf sich gut, denn ich hatte bei der Untersuchung ihres Hausrats, die mir übertragen war, ein wohlversiegeltes, mit seiner Adresse versehenes Paket Briefe gefunden. „Nach meinem Tode Herrn von Pleskau zu übergeben", hatte sie mit ihrer festen Hand darauf geschrieben. Es mochten die Briefe sein, die er ihr geschrieben. Zwischen Gardeoffizieren und Journalisten pflegt selten ein näheres Verhältnis zu entstehen, und so waren wir beide uns immer kühl und höflich begegnet. Ich war darum über die leidenschaftliche, aus Herzlichkeit und Unruhe gemischte Begrüßung, mit der er jetzt bei mir eintrat, überrascht. Eine geschäftliche Unterredung mit mir als dem Testamentsvollstrecker konnte ihn unmöglich in die Aufregung versetzen, die er sich umsonst zu verbergen bemühte. Wiederholt begann er einen Satz, den er nicht beendigte, sprach eine Minute lang von gleichgültigen Dingen, um den Kopf mit einem schweren, kaum unterdrückten Seufzer auf die Brust fallen zu lassen, rang nach Atem und nach Worten für die Gedanken, die ihn quälten, ohne die ihm passenden zu finden, bis ich endlich halb aus Mitleid mit ihm, halb müde, länger auf eine Eröffnung zu warten, zu ihm sagte: „Wünschen Sie irgend eine Auskunft von mir, Herr von Pleskau? Verfügen Sie über mich. Oder haben Sie mir eine vertrauliche Mitteilung hinsichtlich der Verstorbenen zu machen? Seien Sie versichert, daß mir das Andenken der Toten so wert und teuer ist als Ihnen."

„Das weiß ich ja," erwiderte er rasch, „wäre ich sonst zu Ihnen gekommen? Aber meine Frage, meine Bitte wird Ihnen so seltsam, so unheimlich klingen..." Und nun stockte er doch wieder.

„Soll ich antworten, daß mir nichts Menschliches fremd ist?"

„Allein es ist selbstverständlich, daß alles, was zwischen uns gesprochen wird, unter uns bleibt — ein unverbrüchliches Geheimnis!" Und seine Augen blitzten mich düster und drohend an. Statt jeder Antwort hielt ich ihm meine Hand hin, die er mit heißem Druck ergriff und festhielt. So, mir dicht gegenüber, seine Blicke zugleich angstvoll und durchbohrend auf mich gerichtet, fragte er mit halblauter Stimme: „Was wissen — nein, was denken Sie von dem Tode der Geheimrätin?"

Was ich von ihrem Tode dachte? Ich mochte ein sehr dummes Gesicht machen, denn enttäuscht ließ er meine Hand los und warf sich auf einen Stuhl; die Schwerfälligkeit meines Begriffsvermögens brachte ihn sichtlich außer Fassung, er hatte, wie ich nachher merkte, darauf gerechnet, daß ich das Wort aussprechen würde, das sich nicht über seine Lippen getraute. Aber ich war zunächst ahnungslos. „Der Tod unserer Freundin?" sagte ich, nur um etwas zu äußern, das die Unterhaltung notdürftig weiterführte. „Er hat mich überrascht wie jeder plötzliche Todesfall, allein wie viele sterben unerwartet!"

„Und Sie haben nichts Außerordentliches an ihr bemerkt?" fragte er, ohne mich anzusehen.

Außerordentliches — und noch mehr der Ton, mit dem er das Wort ausgesprochen... Ich stutzte, etwas Unheimliches stieg aus seiner Seele zu mir herauf; ich hemmte meinen Gang durch das Zimmer und blieb vor ihm stehen. „Ich habe die Geheimrätin drei Tage vor ihrem Tode zum letztenmal gesehen, damals habe ich keine Veränderung gegen früher an ihr

wahrgenommen; sie klagte über Atemnot, wir schoben es auf den raschen Umschlag des Oktoberwetters."

Mit leiser Ungeduld schüttelte er den Kopf. „Und in der Nacht, da sie starb? Sagten Sie mir nicht einmal, daß Sie die Gewohnheit hätten, in die Nacht hinein zu arbeiten?"

Das war nun auch in jener Nacht, wenigstens bis zwei Uhr, geschehen, allein in ihrer Wohnung hatte es weder Lärm noch etwas anderes Auffälliges gegeben; übrigens lagen zwischen meinem Arbeitszimmer und der Schlafstube der Geheimrätin noch drei andere Wohnräume. Am nächsten Morgen war sie tot in ihrem Bette gefunden worden, halb liegend, den Kopf auf dem Kissen, die Füße in weißwollenen Strümpfen auf das Bärenfell vor ihrem Lager gestemmt, wie eine, die sich eben hatte erheben wollen. Das Licht auf ihrem Nachttisch war ganz herabgebrannt; sie hatte sich unwohl gefühlt, das Licht angezündet, um aufzustehen: da hatte sie der Schlag getroffen, sie war auf ihr Bett zurückgesunken. Die Dienerin, die sie so gefunden, hatte die Wirtschafterin gerufen, die, während sie zum Arzt schickte, allerlei Wiederbelebungsversuche mit der Toten anstellte. Darüber waren der Hauswirt und ich hinzugekommen, wenige Minuten später der Arzt... So genau ich es vermochte, schilderte ich ihm alle Einzelheiten und Besonderheiten des Falles und wiederholte nochmals, daß nicht mir, nicht einem der anderen Augenzeugen, soviel ich wüßte, ein Verdacht irgend welcher Art aufgestiegen sei.

„Und Sie haben in ihren Papieren, in ihren Geheimfächern nichts entdeckt?"

„Was denn? So sagen Sie mir endlich in dürren Worten Ihre Meinung, Herr von Pleskau. Glauben Sie, daß Frau Wedekind ermordet ..."

„Nein, nein!" schrie er auf und streckte die Hände in abwehrender Bewegung aus. „Begreifen Sie denn nicht, wie entsetzlich mir dies Wort ist? Eine Beschuldigung und ein Grauen zusammen ... daß sie ... daß sie freiwillig sich den Tod gegeben?"

Es war heraus. Sein wunderliches Betragen, die Art seiner Fragen hatten mich längst seine Meinung erraten lassen; dennoch fuhr ich zusammen, als sie aus dem chaotischen Hin und Her gestaltloser Gedanken und Ansätze zu Gedanken in feste Form geprägt vor mir stand. Nun war nichts mehr daran zu ändern, nichts davon zu nehmen. Ein Selbstmord — er hatte es gesagt. Aber hatte er einen greifbaren Beweis oder auch nur eine schwer zu beseitigende Vermutung dafür? „So bedenken Sie doch," rief ich, „was hätte dieser Frau den Tod wünschenswert machen können? Sie lebte in den glücklichsten Verhältnissen, sorgenlos, ohne Verwandte, die sie quälen durften, deren Schicksal sie sich hätte zu Gemüt ziehen müssen. Auch abgesehen von dem Verkehr mit ihren Freunden, wie reich war ihr Leben durch ihre Wohlthätigkeit ausgefüllt. Ihr Leiden war unheilbar, aber das wußte doch nur der Arzt, und sie hatte es schon fünfzehn Jahre und länger ertragen. In Ihnen hatte sie etwas wie einen Sohn gefunden — da fällt mir ein, daß ich Ihnen gleich bei Ihrem Eintritt dies Paket hätte überreichen sollen" — und ich nahm es von meinem Tische — „es lag in ihrem Schreibschrank, in einem hinteren Fache; ich hoffe, daß es mit einem Schlage all Ihre finsteren Ahnungen verscheuchen soll."

Freilich stand die Hoffnung, die ich aussprach, zu dem Klopfen meines Herzens und dem leisen Zittern meiner Hand, als ich ihm sein Eigentum übergab, in schneidendem Widerspruch. Wenn dies Vermächtnis gerade die Bestätigung seines Verdachtes enthielt! Und so wie einer, der eine schreckliche, aber doch die unerträgliche Pein der Erwartung aufhebende Entscheidung vor sich sieht, löste er die Siegel, riß die Umhüllung los — wir wurden beide enttäuscht. Nicht eine Zeile ihrer Hand war dabei, alte, vergilbte Blätter... „Die Briefe meines Vaters," sagte Pleskau tonlos.

Wir waren so klug wie zuvor, unergründlich starrte uns das Geheimnis an.

Nur fing es auch mich allmählich zu reizen an. Es war nicht mehr möglich, den Funken, den er in meine Seele geworfen, auszutreten, ich fühlte gleichsam, wie er um sich fraß. Unmutig über diese Entdeckung, über die Abhängigkeit meiner Phantasie von der Einbildung eines anderen schritt ich im Zimmer auf und ab, während er wieder, in den Sessel zurückgesunken, stumm dasaß und verloren vor sich hinblickte.

„Welche Macht doch das thörichtste Gerede über uns hat, sobald es das Rätselhafte und Dunkle im Gemüt berührt," hob ich endlich wieder an. „Denn gestehen Sie es nur, Herr von Pleskau, irgend ein hingeworfenes Wort der Dienerinnen, das sich mit einer Ihrer eigenen Wahrnehmungen verknüpfte, ist die Wurzel Ihrer Vorstellung."

„Wenn es nur das wäre!" entgegnete er. „Ich habe mit keinem ihrer Mädchen gesprochen, ich weiß nicht, was sie etwa über den Tod ihrer Herrin flüstern."

„Der Arzt vielleicht?"

„Nicht doch! Meine Ahnung kommt aus einer anderen Sphäre."

„Herr von Pleskau!" War er über Nacht verrückt geworden? Wie ein Geisterseher sah er nicht aus. Ein flotter, gesunder, junger Offizier, dem hunderttausend Thaler in den Schoß fallen — und Gespenster? Ich bemerkte nun wohl, ihn schärfer betrachtend, allerlei Spuren schlaflos durchwachter Nächte in seinem Gesicht — aber dennoch . . .

„Sie halten natürlich jedes Hineinragen des Jenseitigen in unsere Welt für ein Hirngespinst, für eine Unmöglichkeit . . ."

„Für eine Sinnestäuschung, weiter nichts. Eine lebhaft erregte Phantasie unterwirft sich Auge und Ohr in dem Maße, daß wir die Vorstellungen, die nur in uns sind, als etwas Objektives vor uns zu sehen oder zu hören glauben. Nun lassen Sie den Wind blasen, eine Thür knarren, Schatten und Licht spielen und Sie haben, wenn Ihre Stimmung danach ist, die schönste Offenbarung aus dem Jenseits. Ist es nur ein solcher unerklärlicher Ton, ein sich wiederholender Traum, meinetwegen auch die Erscheinung der Seligen, die Sie auf Ihren schlimmen Gedanken gebracht haben — ich bitte Sie, werfen Sie ihn von sich. Ich werde mich wohl hüten, den Selbstmord ein Verbrechen zu schelten und diese letzte Waffe des Menschen im Kampfe mit dem widerwärtigen Geschick zu verunglimpfen; aber warum sollen wir uns das still-heitere, sanft-ernste Bild unserer Freundin tragisch entstellen? Auf einen angeblichen Ruf aus der unsichtbaren Welt? Nimmermehr!"

Ich hatte eindringlicher gesprochen als bisher, ich wollte ein für allemal mit dem Gerede dieses überspannten und durch irgend einen Vorfall, den ich nicht kannte und der mich nichts anging, in Verwirrung geratenen Menschen abschneiden. Er verstand mich auch und stand auf. „Verzeihen Sie, wenn ich Ihre Zeit und Güte zu lange in Anspruch genommen. Aber Sie waren der einzige, an den ich mich in dieser Angelegenheit wenden, von dem ich Verständnis, Teilnahme, vielleicht Aufklärung erwarten konnte. Ich begreife, daß ich Sie mit meinen Hirngespinsten und tollhäuslerischen Träumen nicht ins Unabsehbare belästigen darf, und muß suchen, allein mit ihnen fertig zu werden. Wie Ihnen die Verstorbene erscheint, verzerrt meine Ahnung Ihnen ihr Bild, allein gestatten Sie mir den Einwand, daß Sie niemals ihr wahres — nein, das ist zu herbe — ihr ganzes Gesicht erblickt haben."

War es die Neugierde, die seine letzten Worte in mir weckten, oder das Gefühl, daß sein Entgegenkommen eine andere Behandlung verdiente, als die ich ihm hatte zu teil werden lassen — ich hielt die Hand, die er mir entziehen wollte, fest. „Nein, Herr von Pleskau, so dürfen Sie nicht von mir gehen. Ihre Angaben sind so seltsam, daß Sie mir mein erstes Erstaunen und Ablehnen nicht verargen dürfen. Wenn Sie sich entschließen könnten, mir mehr, mir alle Ihre Wahrnehmungen oder Vorstellungen mitzuteilen . . ."

Er zögerte einen Augenblick mit der Antwort; lohnte es sich, sein Geheimnis einem so harten Zweifler anzuvertrauen?

Aber der Drang nach Offenbarung war stärker als jedes andere Bedenken. „Wollen Sie mich heute abend besuchen? Ich bitte Sie darum. Es ist mir unmöglich, hier zu erzählen, was so untrennbar von einem gewissen Raum, einer bestimmten Beleuchtung ist. Die Wohnung, welche die Geheimrätin in dem Hause in der Karlsstraße innehatte ...“

„Die Geheimrätin hatte auch in jenem Hause eine Wohnung?“

„Sie wußten es nicht?“

Nein, ich wußte es nicht, und der Eindruck, den diese Mitteilung auf mich machte, war stark genug, mir die weiteren Angaben Pleskaus in einem anderen Lichte als bisher erscheinen zu lassen. Die Frau stand wirklich in einem eigentümlichen Zwielicht da. Ohne mir meine Bewegung merken zu lassen, versprach ich ihm, am Abend, um die neunte Stunde, bei ihm einzutreffen. Als er mich verlassen, fing die Geschichte mich erst recht zu beschäftigen an, so sehr, daß ich unter einem Vorwand zu der Wirtschafterin hinüberging, die noch in der Wohnung der Verstorbenen hauste, und meine ganze Kunst aufwandte, von dieser langjährigen Dienerin neue Aufklärungen über ihre Herrin zu erlangen. Ich erfuhr auch mancherlei: daß die Geheimrätin keine glückliche Ehe geführt, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach mehr Schuld an diesem Unglück gehabt als der Mann, aber über die Hauptsache nichts. Weder von einem Anzeichen oder einer Andeutung, die auf einen Selbstmord der Verstorbenen hätten schließen lassen, noch von näheren Beziehungen, in denen sie zu Pleskau gestanden. Den Vater oder die Mutter des jungen Offiziers hatte die Wirtschafterin nie in der Wohnung gesehen, die Briefe rührten also aus alter Zeit her. Von der zweiten Wohnung ihrer Herrin hatte die Dienerin keine Ahnung, und gerade diese Heimlichkeit, worin die Tote eine an sich so gleichgültige Sache gehüllt, verdoppelte in mir einen unbestimmten Argwohn.

Das Haus in der Karlsstraße hatte nichts Auffälliges; für einen, der aus einer anderen Stadtgegend hierher kam, unterschied es sich nur durch seine Nummer von den Häusern nebenan und gegenüber. Das Geklingel der Pferdebahn, die Ansammlung der Droschken vor dem nahegelegenen Renzschen Cirkus luden schwerlich die Geisterwelt zu Offenbarungen ein. Aber dennoch war ich überzeugt, daß in dieser Geschichte nicht alles seine Richtigkeit hätte, daß „etwas“ — ein noch Namenloses — hinter der Aufregung Pleskaus und der Heimlichkeit der Verstorbenen stecken müsse. Es half nichts, daß ich mich noch beim Eintritt in sein Zimmer vor meiner eigenen Stimmung, die mir für eine ruhige Beobachtung schlecht genug geeignet schien, warnte. „Komme ich zur rechten Zeit oder haben sich die Klopfgeister schon gemeldet?“ fragte ich lachend. — „Necken Sie mich nur,“ entgegnete er. „Ich fühle schon, wie wohl mir das Gespräch mit Ihnen gethan hat. Es ist am Ende doch alles das Spiel einer überreizten Einbildung, der Wechsel meiner ganzen Lage, diese unerwartete Erbschaft.“ Aus dem Vorderzimmer hatte er mich in die Hinterstube geführt. Die Lampe brannte, der Tisch war reichlich gedeckt, alles hell, wohnlich und freundlich, die Einrichtung einfach, wie sie sich für einen mäßig wohlhabenden Offizier eignet, nichts Kunstgewerbliches, kein japanischer Schnickschnack, unwillkürlich fielen mir die Geräte, die Zimmerausstattungen der Geheimrätin ein, hier wie dort dieselbe Schlichtheit, dieselben steifen und harten Formen. Ein einziges großes und hohes Fenster öffnete sich nach dem von drei Seiten von Gebäuden eingeschlossenen Hofe, nach der vierten dehnte sich der Garten aus, ein eisernes Gitter schied ihn vom Hofe. Wir waren im Ausgang des Oktobers, am Himmel stand der Vollmond. Vom Fenster aus konnte man ihn nicht gewahren, aber sein bleicher Glanz erfüllte Garten und Hof. Gleich wallenden Schleiern stieg es von dem Flüßchen auf, das den Garten weiterhin von einem größeren Park trennte, und diese vom Mondlicht beleuchteten, leise ziehenden

Nebelmassen gaben der Gegend mit ihren halb entlaubten Bäumen und Gesträuchern, mit ihren hier und dort hervortretenden Baulichkeiten einen phantastischen Hauch. Die tiefe Stille gegenüber dem Straßenlärm that das Ihre. Im Inneren der großen Stadt mutet uns jeder grüne Fleck, ein halbes Dutzend Bäume, eine Weinblattlaube doppelt freundlich an, wie viel mehr dieser Ausblick auf eine Reihe aneinander stoßender Gärten mit alten Rüstern und Pappeln. „Welch angenehme Aussicht!“ sagte ich zu Pleskau, der hinter mir stand, über meine Schulter wegschauend. — „Bemerken Sie dort, rechts vom Wege, zwischen den Bäumen das kleine Haus?“ fragte er darauf, gleichsam als wäre dies für ihn das wichtigste in der ganzen Umschau. — „Es sieht so weltverlassen aus; ist es bewohnt?“ — „Frau Wedekind hat darin gewohnt.“ So rasch ich den Kopf auch wandte, konnte ich ihm doch nicht mehr in die Augen blicken, er kehrte mir schon den Rücken zu und rückte an den Flaschen und Gläsern auf der Tafel.

Wunderlich genug sprang unsere Unterhaltung hin und her. Mit einer gewissen Ängstlichkeit sprachen wir von Alltäglichkeiten, während wir im Geiste doch einzig den Gegenstand erwogen, den zu erörtern wir zusammengekommen waren. Ich war entschlossen, seinen Eröffnungen nicht vorzugreifen, und wurde, während wir den Speisen und den Getränken nur mäßig zusprachen, immer ungeduldiger, als er nach einer Stunde noch nicht zu einer Erklärung geneigt schien. Zwei-, dreimal schon hatten sich unsere Blicke auf dem Zifferblatt der Wanduhr getroffen; verlegen hatte er dann die Augen rasch niedergeschlagen und mit seiner Serviette gespielt. Es war sieben Minuten vor halb elf Uhr, als sich unsere Blicke wieder dort begegneten und auseinanderfuhren. Diesmal durchzuckte es ihn wie ein Schlag. „Hörten Sie es?“ fragte er bleich, mit bebender Stimme. — „Was denn?“ — Er war aufgestanden und hatte das Fenster hastig geöffnet. Wie um nichts von den geheimnisvollen Lauten zu verlieren, zu erkunden, woher sie kämen, steckte er den Kopf hinaus. Und wirklich war es mir nun auch, als ob jemand draußen, im Hofe oder im Garten, laut in die Hände klatschte. Indessen welche Bedeutung konnte dies gleichgültige Geräusch, selbst wenn es eine Wirklichkeit und keine Täuschung war, für ihn haben?

„Nicht wahr,“ sagte er, „jetzt haben Sie es auch gehört? Mein erhitztes Blut, meine Phantasie spielt mir keinen Streich. Es ist das Zeichen, das sie mir gab, wenn sie mich abends drüben in ihrer Wohnung erwartete. Wollen wir ihm folgen?“ — „Wohin?“ fragte ich zurück. — Er zeigte auf das Gartenhaus. „Ich habe einen Schlüssel.“

Gestehe ich es nur, meine gute alte Freundin wurde mir unmerklich und unaufhaltsam zu einer fragwürdigen Gestalt. Denn wie viel auch von Pleskaus Wahnvorstellungen abzuziehen sein mochte — ein Rest von Seltsamkeiten und Heimlichkeiten blieb auf dem Grunde. Unter diesem Eindruck des Abenteuerlichen folgte ich ihm die Treppe hinunter, über den Hof und durch den Garten nach dem kleinen Hause. Rings umher regte sich nichts als ab und zu ein Windstoß und das leise Fallen der welken Blätter. Pleskau war mit den Räumlichkeiten und ihrer Einrichtung völlig vertraut. Ohne zu suchen, fand er Feuerzeug und Lampe. Einen kurzen Korridor hatten wir durchschritten, um in ein großes dreifensteriges Zimmer zu gelangen. Die doppelten Vorhänge, weiße und rotwollene, waren vor den Fenstern niedergelassen, so daß kein Lichtschimmer herausdringen, kein verräterischer Schatten an der Wand von außen bemerkt werden konnte; die Möbel, wie ich sie von den Zimmern der Geheimrätin her kannte, altmodisch und schlicht, der einzige Luxus ein Flügel, mit Noten darauf, in der Mitte des Gemachs. Der Raum, der in so vielen Tagen nicht geheizt worden war, strömte eine ungemütliche Kälte aus. Ich knöpfte meinen Überzieher fester zu. Pleskau dagegen, den Mantel lose umgehängt, schien nichts von der Kälte zu leiden.

Mit unruhigen Schritten ging er auf dem grau und schwarz gemusterten Teppich hin und her. „Wie oft hat sie dort gesessen, in der Sofaecke,“ sagte er, mit unsicherem Blick das mit schwarzem Leder bezogene Sofa streifend, als fürchte er, ihrem Schattenbilde zu begegnen, „wie viele gute Stunden haben wir hier verlebt! Trotz alledem! Wie oft habe ich ihr Chopin vorspielen müssen! Welche Lehren, welche Warnungen hat sie mir erteilt! Was verdanke ich ihr nicht alles! Und daß es nun so enden mußte! So grausam und so schauerlich! Daß ich sie vielleicht in den Tod getrieben!“

„Aber was hat sich denn zwischen Ihnen und ihr zugetragen, um in Ihrem Kopfe einen solchen Gedanken zu erzeugen? Warum halten Sie ihn mit dieser Hartnäckigkeit fest? Ich merke wohl, Sie haben einen Streit mit ihr gehabt, und die Reue darüber quält Sie nun. Doch in welchem menschlichen Verhältnis gäbe es nicht einmal einen Krach und einen Zwiespalt?“

„Hätten Sie — nein, wohl Ihnen, daß Sie diesen Anblick nicht gehabt haben! Wie sie hier stand, mit der Linken die Tischkante umkrampfend, mit zornsprühenden Augen, die Haare in Unordnung, die Rechte emporgestreckt, Worte der Verwünschung gegen mich auf den Lippen... Du wartest also auf meinen Tod, du ersehnst ihn? Ich oder du, sagst du? Deine Hoffnung soll erfüllt werden. Zu deinem Unheil. Auch im Grabe lasse ich dich nicht los. Jeden Abend werde ich dich rufen, werde ich bei dir sein... Und sie dann nur als Leiche wiederzusehen, ausgestreckt im Sarge, und den Ring mit dem Opal...“ In einer Art von Besinnungslosigkeit hatte er wie mit einer fremden Stimme vor sich hingesprochen, und als er plötzlich abbrach, ließ sich wieder jenes eigentümliche Geräusch vernehmen, als wenn vor dem Fenster oder der Thür einer in die Hände klatschte. Und darauf ein Gekicher.

Pleskaus aufgeregter Zustand, die Kälte, die Unbehaglichkeit in dem öden, schlecht erleuchteten Zimmer drängten den Wunsch, die Ursache des Geräusches aufzuklären, das sicherlich nicht aus dem Jenseits kam, in mir zurück. „Machen Sie fort,“ rief ich, seinen Arm ergreifend, „sonst holen wir uns hier die schönste irdische Erkältung, während wir auf eine Offenbarung aus dem Geisterreiche harren.“ — „Brauche ich noch eine andere?“ — „Und was den Ring betrifft —?“ — „Ich weiß von keinem Ringe!“ unterbrach er mich ungestüm, löschte die Lampe und führte mich hinaus. Sorgsam schloß er die Thür des Zimmers, die Thür des Hauses. Ich atmete auf, als wir wieder in seiner Stube waren.

„Sie können auch von einem Ringe mit einem Opal gar nichts wissen,“ sagte ich gleichsam als Antwort auf seine letzten Worte. „Die Geheimrätin besaß keinen solchen Ring. Das ist eine Einbildung. Sie ist, wie sie es mir wiederholt ausgesprochen, mit ihrem Trauring am Finger beerdigt worden, all ihre anderen Kleinodien habe ich nach ihrem letzten Willen zum Besten der Armen verkauft. Über das Geräusch will ich gar nicht mit Ihnen streiten. Sei es, was es sei, komme es, woher es wolle. In Ihrer Stimmung sind Sie unfähig, einer natürlichen Erklärung Glauben zu schenken. Aber vielleicht sind Sie einer allgemeinen moralischen Betrachtung zugänglich. Die Geheimrätin war eine kirchlich fromme Frau, nicht nur von ihrer Unsterblichkeit, sondern auch von der Belohnung oder der Bestrafung in einem künftigen Leben überzeugt. Weil sich eine solche Frau mit einem jungen Manne, über den sie mit der Angst und der Eifersucht einer Mutter wacht, einmal überworfen hat, weil sie in ihrem Zorn irre und wirre Reden gegen ihn ausstößt — darum nimmt sie sich doch nicht einige Stunden nachher das Leben, darüber gerät doch nicht die unsichtbare Welt in Bewegung. Der Kernpunkt, von dem alle diese Vorstellungen ausgehen, ist — gestatten Sie mir dies Wort, Herr von Pleskau! — Ihr Schuldbewußtsein gegen die Verstorbene. Sie glauben, ihr wehe gethan, gegen sie gefehlt zu haben. Nun sehen Sie sich noch nach ihrem Tode

von ihr mit Wohlthaten überhäuft. Ihr Gefühl sträubt sich dagegen, daß Sie Lohn empfangen sollen, wo Sie nach Ihrer Meinung Strafe verdient hätten. Sie malen sich Ihre Verschuldung in das Ungeheuerliche aus und machen darüber auf der anderen Seite aus unserer guten Geheimrätin eine Art Eumenide. Diese Frau mochte die Rechte einer mütterlichen Freundschaft über Sie beanspruchen, aber sie war nicht Ihre Mutter; Sie mögen ihr gegenüber die Rücksicht, die Dankbarkeit, die sie von Ihnen fordern durfte, außer acht gelassen haben, aber von einer tragischen Schuld kann zwischen Ihnen beiden doch nicht die Rede sein."

Nicht auf einmal, in längeren Zwischenräumen, seine Entgegnung erwartend, hatte ich so gesprochen, durch ein Nicken mit dem Kopfe schien er dem einen und dem anderen meiner Sätze zuzustimmen. Jetzt richtete er einen schrägen, mißtrauischen Blick auf mich: „Sie wollen in mein Herz dringen ... Sie wollen auf den Grund meines Verhältnisses zu der Verstorbenen schauen ..."

„Ich will gar nichts, Herr von Pleskau," entgegnete ich. „Meine Absicht ist es nicht, Ihnen Ihr Geheimnis abzufragen; wenn meine Worte Sie dahin bringen, sich die Sache noch einmal bei kaltem Blute zu überlegen und die Reue, die ja die Tote nicht wieder lebendig machen kann, auf sich beruhen zu lassen, so würde ich durchaus beruhigt von Ihnen gehen. Übrigens giebt es ein Mittel, ein untrügliches, das Dunkel, das Sie ängstigt, aufzuklären. Sprechen Sie mit dem Hausarzte der Verstorbenen, lassen Sie die Leiche ausgraben und sezieren."

„O!" wandte er das Gesicht ab. „Das wäre entsetzlich und abscheulich!"

„Nun, dann finden Sie sich wie ein Mann mit Ihren Gedanken und dem Schrecken aus dem Jenseits ab. Ein junger Mann, ein Gardeoffizier, ein Universalerbe, der sein Leben in vollen Zügen genießen kann und über gespenstischen Offenbarungen zu einem düsteren, ungeselligen, bleichwangigen Grübler wird — gestehen Sie selbst, das hat, wie ernsthaft Sie es auch nehmen mögen, seine komische Seite!"

„Das Leben genießen!" lachte er bitter auf und stürzte ein Glas Wein hinunter. „Jawohl, mit hunderttausend Thalern! Wenn sich nur der Spuk nicht dazwischen drängte, wenn ich nur des Gefühls los werden könnte, daß mich dieser Schatten überall hin verfolgte, gerade da mir in den Weg träte ... Mögen Sie es doch wissen, es war ein Weib, um dessentwillen wir als Todfeinde voneinander geschieden sind — ich und die Geheimrätin! Meine Wohlthäterin! Ja, um mich mit ihren Wohlthaten zu Tode zu quälen!"

Ich hatte es mir gedacht, daß die Sache darauf hinauslaufen würde. Die Eifersucht der mütterlichen Freundin auf die Geliebte des Freundes: eine alte Geschichte. Das einzig Merkwürdige daran war, daß Pleskau sich die Eifersucht einer alten Frau so sehr zu Herzen nahm; wenn sie noch seine Mutter gewesen wäre! Aber ich war froh, daß wir mit diesem Geständnis aus dem Übersinnlichen wieder in das Menschliche zurückgekehrt waren.

„In welcher Traumwelt haben Sie denn eigentlich gelebt?" sagte ich darum. „Jeder junge Mensch hat seine Liebe, und bekanntlich pflegen die Mütter und die Tanten dieser Geliebten das denkbar Böseste nachzusagen und keine gute und keine schlechte Handlung zu scheuen, uns aus den Schlingen derselben zu befreien. Eine hübsche Schauspielerin oder eine Künstlerin aus dem Cirkus und die selige Geheimrätin! Daß es da eine grelle Dissonanz gab, kann Sie das in Erstaunen setzen?"

„So ist es nicht, nicht ganz so! Es ist kein flüchtiges Liebesabenteuer, ich liebe Klara, ich will sie heiraten!" Ich hütete mich wohl, auch nur mit einer Miene anzudeuten, was ich von dieser Absicht hielte, und entgegnete ernsthaft: „Um so eifriger und heftiger wird die Geheimrätin diese Verbindung, die in ihren Augen nur zu einer Mißheirat führen konnte, getadelt haben."

„Mißheirat, warum?" brauste er auf. „Klara ist aus guter Familie, sie ist keine

Künstlerin ... die Tochter eines höheren Beamten ...“ An der Heftigkeit seiner Rede, an der Pause, die er plötzlich machte, merkte ich, daß doch nicht alles in Richtigkeit war. „Ist es eine Schande, sich durch seine Arbeit zu ernähren?“ fuhr er mich an. „Für ein junges Mädchen? Durch Musikunterricht?“

Eine Musiklehrerin und ein Gardeoffizier — die Sache war nicht gewöhnlich, aber sie gefiel mir ebensowenig, wie sie der Seligen gefallen. „Wie stände es mir zu, Herr von Pleskau,“ sagte ich darum, „in Ihre Neigung, in Ihre Absichten hineinzureden. Sie sind nicht nur Herr Ihres Willens, sondern auch in der Lage, sich um die Vorurteile Ihrer Standesgenossen nicht kümmern zu brauchen. Aber Sie können es unserer verstorbenen Freundin nicht verargen, wenn sie für dieselben bei Ihnen eintrat. Wer unter uns hätte nicht solche gutgemeinten Ratschläge anhören müssen, wer sie nicht in den Wind geschlagen?“

„Lassen Sie mich Ihnen erzählen, wie alles gekommen,“ bat er, „es ist keine lange Geschichte. Klara gab in der Familie meines Obersten den beiden Töchtern Klavierunterricht. Kommend und gehend begegneten wir uns öfters auf der Treppe, im Vorsaal. Ein- und ein andermal hatte sie auch den jungen Mädchen zum Tanze aufgespielt, wenn eine kleine Gesellschaft im Hause versammelt war. So hatte ich sie kennen gelernt, ohne mehr von ihr zu wissen, als daß sie ein bescheidenes, hübsches Mädchen, eine geschickte Lehrerin sei und Klara Karstens heiße. Einmal war sie von ihren Schülerinnen genötigt worden, am Tanze teilzunehmen, da hatten ich und ein paar Kameraden die Erfahrung gemacht, daß sie sehr gut gewachsen sei und anmutig tanze. Allein kein Versuch einer Annäherung war von meiner Seite geschehen, es bestand auch nicht die leiseste Beziehung zwischen uns beiden. Erst die Geheimrätin brachte uns aneinander. Es war im August des vergangenen Jahres, als sie zu meinem Erstaunen bei mir Erkundigungen über eine gewisse Klara Karstens einzog. Der Wohlthätigkeitstrieb hatte beide zusammengeführt. Das arme Mädchen war seit Wochen krank, in dürftiger Lage, in trauriger Verlassenheit. Die meisten Familien, in denen sie unterrichtete, waren zur Zeit auf Reisen, die Obristin in einem Bade, die Mädchen auf dem Gute eines Verwandten in Ostpreußen: daher Klaras Not und Vereinsamung. In dem Hause, in dem sie wohnte, gab es noch mehr Armut, Krankheit und Elend als nur bei ihr; die Geheimrätin kannte es und hatte einige ihrer Hilfsbedürftigen dort. Von denen erfuhr sie Klaras Krankheit und war natürlich bereit, helfend einzuschreiten. Aber unsere Freundin war, wie Sie wissen, nicht leichtfertig in ihren Wohlthaten, sie fragte hin und her nach Klaras Verhältnissen und Betragen und war so auch an mich gekommen. Ich sagte, was mir bekannt war. Wenn auch von Mitleid für die Verlassene erfüllt, doch noch ohne jeden Hauch wärmerer Teilnahme. Da ich der Obristin gerade einen Brief schuldig war, teilte ich ihr die Erkrankung Klaras mit und erhielt umgehend mit den freundlichsten Grüßen für die Leidende eine kleine Geldsumme von ihr, die ich für jene verwenden sollte. Als ich der Geheimrätin davon sprach, erwiderte sie: ‚Komm mit, das Mädchen ist so weit aus der Gefahr, daß ihr dein Besuch nicht mehr schaden kann; es wird ihr angenehmer sein, wenn einer, den sie in der Familie der Obristin gesehen hat, ihr die Grüße und die Gabe derselben bringt als eine Fremde wie ich.‘ So hob es an; ein Krankenbesuch war der Beginn, ein Selbstmord das Ende.“

„Lassen wir doch das Ende zunächst noch auf sich beruhen.“

„Was soll ich Ihnen weiter erzählen?“ sagte er mit dem Ausdruck der Ungeduld. „Wir gingen zusammen zu der Kranken. Ich wollte nicht mit leeren Händen kommen und kaufte, da ich nichts Besseres wußte, einen Blumenstrauß für sie. Viel zu kostbar, meinte die Geheimrätin, aber der Blick, mit dem mir Klara dafür dankte,

bezahlte ihn überreich. Sie lag noch im Bette und durfte nur wenig sprechen. Die Geheimrätin trug die Kosten der Unterhaltung; sie war es auch, die einen neuen Besuch für einen der nächsten Tage ansetzte. So ging das Wochen hindurch, die Genesung Klaras zog sich über Erwarten hinaus. Nicht wie der Blitz, jählings traf mich die Liebe, langsam bemächtigte sie sich meiner. Und wieder ist es die Geheimrätin gewesen, die mir Klarheit über meine eigene dumpfe Empfindung verschafft hat. Durch den Wechsel ihres Betragens und ihrer Gesinnungen gegen Klara. Ohne Grund schlug ihre Freundschaft mit einemmal in Abneigung und Haß um. Wozu Sie mit den Einzelheiten dieser Geschichte langweilen? Brauchen Sie meine Schilderungen, um sich die peinlichen Folgen dieses Verhältnisses auszumalen? Den wachsenden Groll der alten Frau und meine sich durch ihren Widerspruch steigernde Leidenschaft? Die Überwachung, der sie mich und Klara unterwarf; ihren Einzug in dies Haus, um jeden meiner Schritte beaufsichtigen zu können? Und dann wieder ihre Güte, ihre Hingebung, ihre mütterliche Sorgsamkeit für mich? Welche Auftritte habe ich erlebt! Sie würden ein stärkeres Herz als das meine erschüttert haben. Wenn Blicke und Worte töten könnten, längst würde sie Klara mit kaltem Blute getötet haben. Als sie alles versucht und alles vergeblich erfunden hatte, mich und das Mädchen zu trennen, griff sie zu dem schrecklichsten Mittel und stellte ihren Tod zwischen uns."

Überzeugend war diese Schlußfolgerung für mich freilich nicht; sie setzte bei der Verstorbenen eine Übertreibung und Überspanntheit der Gefühle voraus, deren ich sie nicht für fähig hielt, aber für einen phantastischen Sinn, einen durch den plötzlichen Übergang von Unselbständigkeit zur Freiheit, wohl gar aus drückender Schuldenlast oder doch aus der Beschränktheit zu Reichtum in Verwirrung geratenen Kopf mußte sie ihre Wahrscheinlichkeit haben. Es war, wie ich nicht mehr leugnen konnte, ein glaubhafter Kern darin. Nach Kräften suchte ich die Bedeutung desselben abzuschwächen, seine Einbildungen auf die Ungewohntheit seiner neuen Lage und die angeblichen Zeichen aus dem Jenseits auf Zufälligkeiten zurückzuführen. Um aus dem unfruchtbaren Hin und Her, da ich wohl fühlte, daß meine Ansichten die seinigen nicht erschüttern würden, zu einem praktischen Ergebnis zu kommen, sagte ich zuletzt: „Das beste wäre, Sie wechselten Ihre Wohnung, Herr von Pleskau; hier erweckt Ihnen alles schmerzliche Erinnerungen, jeder Blick aus dem Fenster, jeder Schritt auf der Treppe. An jedem andern Orte sind Sie freier von dieser Vergangenheit." Machte der Vorschlag Eindruck auf ihn oder hatte die Erzählung seines Mißgeschicks sein Herz erleichtert und der Hoffnung wieder Eingang gegeben — er wurde ruhiger, er schien gleichsam aufzuatmen. „Haben Sie mit Ihrer Braut von diesen wunderlichen Vorfällen gesprochen?" forschte ich weiter. „Hat sie Ihnen nicht dasselbe gesagt wie ich?" — „Nein, ich habe es nicht gewagt," antwortete er zögernd. „Unser Verhältnis ist durch den Tod der Geheimrätin ein anderes geworden, ich habe sie seitdem nur selten gesehen. Fliehe ich sie oder sie mich? Ist auch ihr die Unheimliche genaht? Ich weiß es nicht. Aber haben Sie Dank für Ihre Geduld, für Ihre Nachsicht mit meiner Schwäche. Ihr Rat ist gut: wenn es noch ein neues Leben für mich giebt, hier kann ich es nicht beginnen, ich muß fort von dieser Stelle."

So schieden wir. Ich ging mit dem Bewußtsein nach Hause, seine Gedanken wenigstens für diese Nacht in eine andere Richtung, auf die Wohnungssuche gelenkt zu haben. Solch ein reales Bedürfnis, das nach Befriedigung verlangt, schiebt rücksichtslos alle Phantastereien in den Hintergrund. Um so tiefer war ich in den Abgrund des Übersinnlichen geraten. Die Geschichte ließ mich nicht los und quälte und peinigte mich um so mehr, je weniger in der Sichtbarkeit eine Aufklärung zu erhalten war. Wieder und wieder betrachtete ich das Brustbild der Verstorbe-

nen, das sie mir vermacht hatte und das nun in meinem Zimmer hing. Es war vor vier oder fünf Jahren gemalt worden, von einem tüchtigen Künstler, in lebhafter, wenn auch in etwas geschmeichelter Ähnlichkeit. Ganz so, wie das Bild sie darstellte, hatte ich sie gekannt: ein wohlwollendes, trotz ihres Alters volles, glattes, anziehendes Gesicht mit blauen Augen und noch dunklen, leicht gelockten Haaren. Pleskaus Mitteilungen hatten die abenteuerlichsten Vorstellungen in mir heraufbeschworen, ein häßliches Durcheinander von wilder Eifersucht und später Liebestollheit, von seelischen Verirrungen und dämonischer Rache — allein, wie beeinflußt ich auch von ihnen war, vergeblich suchte ich von alledem eine leise, halb verwischte Spur in diesen vornehmen, ich konnte nur sagen: aufrichtigen Zügen. Je länger ich das Bild durchforschte, desto weiter wichen jene Vorstellungen zurück. Er ist ein Thor! sagte ich zu mir. Sie wird hundert Gründe für einen gehabt haben, daß er jene Musiklehrerin nicht heirate. Und da sie ihn zum Erben ihres Vermögens bestimmt, durfte sie ihm ihre Warnungen, ihr Verbot nicht im nachdrücklichsten Tone einschärfen? Hat das Mädchen, dem sie wohlgethan, nicht in der That undankbar und lieblos gegen sie gehandelt? Und was der Wahrscheinlichkeiten mehr waren, die sich leicht meinem Verstande darboten, um meine Ansicht zu verstärken. Wie ich mich an meinen Arbeitstisch setzte, fand ich die Briefe wieder, die ich Pleskau bei seinem Besuche übergeben; er hatte sie liegen lassen und ich auf seine Vergeßlichkeit nicht geachtet. Die Briefe seines Vaters, hatte er gesagt. Unter anderen Umständen würde mich nie die Lust angewandelt haben, einen Blick hineinzuwerfen, jetzt griff ich hastig nach den altmodischen Blättern, ich glaubte dabei in meinem Rechte zu sein. War ich nicht eine Art Untersuchungsrichter in einem schwierigen, einem Prozeß zwischen dem Lebendigen und der Toten?

Eins war richtig, es waren die Briefe Hermanns von Pleskau an Frau Henriette Wedekind. „Meine gnädigste Frau!“ lautete die Überschrift des ersten; er war vom 5. Februar 1850 datiert, also noch vor Roberts Geburt geschrieben, der jetzt vielleicht seine sechs- oder siebenundzwanzig Jahre zählen mochte. Im übrigen war es weder eine unterhaltende noch eine besonders erfreuliche Lektüre. Der überschwängliche dithyrambische Ton auf der einen Seite mißfiel mir ebenso wie die Selbstverspottung und die Ironie auf der anderen. Hermann von Pleskau war ein Anempfinder, für einen jungen Assessor bei dem Kammergericht in seinem Heine und seinem Byron, Übersetzung von Adolf Böttger, außerordentlich belesen, der die Welt im Leichentuch, den Himmel mit Trauerflor verhängt sah, weil eine schöne verheiratete Frau seine Leidenschaft nicht erwiderte; wenigstens nicht im Anfang der Bekanntschaft, denn allmählich, in der Lektüre fortschreitend, merkte ich zu meinem Bedauern, daß meine verstorbene Freundin ihm gegenüber nicht immer unempfindlich geblieben. Aus seinem Herzen war die Flamme in das ihrige hinübergeschlagen und hatte es, wie mich bedünken wollte, mit einem tieferen und gefährlicheren Feuer entzündet, als je in dem seinen gebrannt. Aus dem, was er von ihr mitteilte, wie aus dem, was zwischen den Zeilen stand, leuchtete eine seltene, starke und leidenschaftliche Frauennatur, die sich zu ihrem eigenen Schaden einem schwächeren Manne hingegeben. Ich hatte über dies Verhältnis keinen moralischen Spruch zu fällen, ich war kein Tugendwächter; er wie sie lagen nun schon unter der Erde, und der einzige, der sich hätte beklagen können, der Geheimrat, hatte vermutlich niemals von dieser Geschichte das Geringste geahnt oder erfahren. Nach etwa anderthalb Jahren hatte die Frau die beständige Heimlichkeit und das Betrügen und Lügen, zu dem sie gezwungen war, nicht mehr zu ertragen vermocht, vielleicht auch entdeckt, daß die Liebe Pleskaus zu erkalten anfinge — sie hatte ihm erklärt, daß sie die Scheidung von ihrem Manne herbeiführen werde, damit sie einander

offen und ehrlich vor aller Augen angehören könnten. Dieser Vorschlag erschreckte den Liebhaber; aus seinen Ausflüchten, seinen gewundenen Reden, seinen Versicherungen unwandelbarer Liebe und Treue, an die sich unmittelbar bald dieser, bald jener Vorwand reihte, sie heute nicht sehen, ihr morgen nicht schreiben zu können, starrte mir noch jetzt, nach so vielen Jahren, sein bleiches Gesicht und seine feige Seele entgegen. Was sie ihm geantwortet, welche Schritte sie gethan, den Treulosen festzuhalten — im einzelnen war es nicht zu erraten, ich gewahrte nur das Endresultat. Hermann von Pleskau hatte vor der Geheimrätin die Flucht ergriffen, von dem Gute eines Verwandten in Pommern war sein letzter Brief an sie datiert. Die Macht der Verhältnisse, seine bedrängte Vermögenslage mußten seinem Betragen zur Entschuldigung dienen, mit gebrochenem Herzen entsage er ihr, der Glanz und die Freude seien mit ihr aus seinem Leben für immer geschieden, ewig sei er ihr Schuldner, oben auf den Sternen, in einem glücklicheren und freieren Leben als hienieden, hoffe er die Liebesschuld zu sühnen und zu zahlen. Eine den Briefen beigelegte gedruckte Verlobungsanzeige des Fräuleins Charlotte von Below-Rammen mit Hermann von Pleskau vom 1. März 1852 beschloß den Liebesroman in Alltagsweise. Nicht dieser Ausgang machte mich stutzen und zusammenfahren. Ich bemerkte auf dem letzten Briefe ein paar Worte in der festen, großen Handschrift der Geheimrätin. Dicht unter seine Phrase von der auf den Sternen zu tilgenden Liebesschuld hatte sie geschrieben: „Du wirst sie zahlen. Jette.“ In anderer Stimmung hätte ich darüber gelächelt — über die Leidenschaft und die Selbsttäuschung der Liebenden, die ihren vorübergehenden Empfindungen unendliche Dauer andichten und die Seifenblasen ihrer Launen für himmlische Meteore halten; jetzt war ich froh, daß Pleskau diese Worte nicht gelesen. Sie berührten mich wie eine unheimliche Drohung. Längst mochte die Verstorbene jeden Rachegedanken als thöricht und unedel aufgegeben haben; indem sie den Sohn des Treulosen zu ihrem Erben einsetzte, hatte sie Böses mit Gutem vergolten, und doch drohte der tückische Zufall, ihre Wohlthat in ihre Rache zu verwandeln. Ich versiegelte die Briefe aufs neue, fest entschlossen, sie Pleskau in der nächsten Zeit nicht auszuliefern. Ruhig, gelassen blickte das Bild der Geheimrätin mich an, gerade wie vorher — aber wenn dies glatte Gesicht mit den frischen Farben, dieser beinahe behäbigen Fülle nur eine Maske gewesen?

Es war im Beginn der Konzertsaison, und ich suchte unwillkürlich am anderen Tage auf meinem Redaktionsbureau unter den Reklamen und Anzeigen musikalischer Aufführungen nach dem Namen Klara Karstens. Das Verlangen regte sich in mir, mehr von dieser Mitschuldigen und Mitleidenden Pleskaus zu erfahren. In den Zeitungen fand sich ihr Name nicht, allein eine mir befreundete reiche Dame lud mich für einen der nächsten Abende zu ihrer musikalischen Soirée ein, sie wünsche dringend, mein Urteil über eine Klavierspielerin zu hören; der Name der Künstlerin war nicht angegeben — ich wußte, daß Fräulein Klara Karstens gemeint war. Meine Vorahnung täuschte mich nicht, ich fand Pleskaus Verlobte dort. Er war nicht zugegen, niemand in diesem Kreise schien ihn zu kennen und von dem Verhältnis des Fräuleins zu ihm das Geringste zu wissen. Klara Karstens war weder eine bedeutende Klavierspielerin noch eine blendende Erscheinung. In ihrem Spiel herrschte das Sanfte und Träumerische, in ihrer Gestalt das Zierliche, in ihren Bewegungen und ihrer Haltung das Anmutige vor. Sie hatte weiche, üppige aschblonde Haare, schüchterne hellbraune Augen, nichts Auffallendes in ihrem Gesicht noch in ihrem Wesen. Ein Mädchen, zu dem man wohl, wie es mir Pleskau geschildert, allmählich im vertrauteren Verkehr eine herzliche Neigung fassen konnte, das mir aber so gar nicht in diese tragische Geschichte passen wollte. Ich hatte Muße, sie genau zu beobachten.

Alles, was sie that, war schlicht, natürlich, von einem gefälligen Reiz begleitet; was sie mit einer angenehm klingenden Stimme äußerte, nicht besonders geistreich und originell, aber verständig und eine gute Bildung verratend. Was im letzten Grunde den heftigen, romantisch gestimmten, das Glänzende und Bunte liebenden Pleskau zu ihr gezogen und bei ihr festhielt, war nicht zu erraten. Vielleicht war es der Gegensatz ihrer Bescheidenheit zu seiner Vornehmheit, ihrer ruhigen Heiterkeit zu seiner jäh wechselnden Stimmung. Die Hausfrau selbst vermittelte, daß ich mit ihr in ein längeres Gespräch kam, und Fräulein Karstens wußte doch schon zu viel von dem angeblich entscheidenden Einfluß der Presse, war doch schon zu sehr „Künstlerin“, um einem Journalisten gegenüber nicht ihr bestes Gesicht aufzusetzen. Wir unterhielten uns in der harmlosesten Weise, als plötzlich ein in einer anderen Gruppe angeschlagenes Thema zum Gegenstand eines allgemeinen Gespräches wurde und das unserige zum Schweigen brachte. Ein merkwürdiges Testament, das eine Reihe verwickelter Prozesse herbeizuführen drohte, beschäftigte gerade auf drei Tage die hauptstädtische Neugier, jeder hatte zu der unerschöpflichen Frage über den Nutzen und den Schaden von Testamenten seinen Beitrag zu geben und einer wandte sich an mich mit der Bemerkung: ob ich als Testamentsvollstrecker der Geheimrätin Wedekind denn nicht auch in dieser Sache ein Lied zu singen wüßte? Nicht mit gutem Gewissen, aber mit desto gelasseneren Ton und frecherer Stirn entgegnete ich, daß die Abwickelung des Geschäftes wohl langwierig, allein von keinem interessanten Umstand begleitet sei. Es war mir nicht entgangen, daß meine Nachbarin sich entfärbt, als sie so unerwartet gehört, welch gefährlicher Mann an ihrer Seite saß. Etwas wie einen stummen Dank blickte mir ihr Auge zu, daß meine Antwort das Gespräch von dem besonderen Falle als von einem gleichgültigen abgewandt hatte, aber die frühere Zutraulichkeit kehrte ihr doch nicht zurück. Sorgfältiger überlegte sie ihre Worte und schien immer in Furcht vor einer absichtlichen oder unabsichtlichen Frage meinerseits über ihr Verhältnis zu der Verstorbenen zu sein. War es meine Einbildung oder stand wirklich in ihrem sanften Gesicht die Bitte: Frage mich nicht?

Die Teilnahme, die sie mir einflößte, vielleicht ebensosehr durch ihr Wesen wie durch die Geschichte, in die sie verwickelt war, wuchs noch, als ich bemerkte, daß ein uns schräg gegenübersitzender anderer Gast sie, wenn er sich unbelauscht glaubte, mit prüfenden, gleichsam aushorchenden Blicken beobachtete. Sie oder mich — es war zweifelhaft, wem von uns beiden seine Gedanken galten. Während des ganzen Abends hatte sich Herr von Scherbing — so hieß er — weder um mich noch um das Fräulein gekümmert, er schenkte uns erst seine Aufmerksamkeit, als er vernommen, daß ich der Testamentsvollstrecker der Geheimrätin Wedekind wäre. Ein Frage an sie oder mich zu richten, war er zu klug, er unterwarf uns einer stummen Untersuchung. Wozu? Das wäre bei einem Manne wie Scherbing, auch wenn ich einen oder den anderen seiner Beweggründe gekannt, schwer zu sagen gewesen. Er gehörte für mich zu den problematischen Naturen im bedenklichen Sinne des Wortes. Nicht, daß irgend eine bestimmte Thatsache gegen ihn vorgelegen hätte; im Gegenteil, man begegnete ihm oft in der guten Gesellschaft. Er hatte ein feines gewandtes Betragen und wußte lebendig und anschaulich zu erzählen. Der eine und der andere wollte wissen, daß er den Frauen mit seinen dunklen, immer wie halb verschleierten Augen gefährlich sei. Niemand aber konnte sagen, ob er eine Beschäftigung habe, ob er vermögend genug sei, ohne Amt und Arbeit sich selbst zu leben. Seine Feinde nannten ihn einen Spieler an der Börse und in den Klubs, seine Freunde gaben zu, daß er sein Vermögen dem rumänischen Eisenbahnunternehmen verdanke. Dies, sein zweijähriger Auf-

enthalt in Rumänien, im Auftrage eines großen Banquierhauses, seine Anwesenheit im russischen Lager während des türkischen Krieges waren die einzig sicheren und von ihm zugestandenen Punkte in seiner Laufbahn. Wir beide kannten uns oberflächlich, grüßten uns und waren bisher aneinander ohne jeden Zusammenstoß vorübergegangen; ich mochte ihm als eine ebenso unbedeutende wie gleichgültige Persönlichkeit erscheinen, mir war er eine zu zweideutige und schillernde, um ihn mit Neigung zu betrachten. Der Anteil, den er so plötzlich an mir oder meiner Nachbarin nahm, erregte mein Unbehagen, um so mehr, als nun auch sie unter seinen Blicken unruhig wurde. Was ging mich dies Fräulein Karstens, was Scherbings Beobachtung an? Und dennoch war ich froh, als die Hausfrau die Tafel aufhob und wir aus dem Bann dieser Augen kamen. Fräulein Karstens empfahl sich bald darauf; als sie mir die Hand zum Abschied reichte, fühlte ich, wie dieselbe leise zitterte. „Darf ich den Wunsch aussprechen, daß wir uns nicht zum ersten- und letztenmal gesehen haben mögen?" fragte ich. Aus ihrem errötenden Lächeln und der leisen Neigung ihres Kopfes mochte ich entnehmen, daß sie meinen Wunsch teile. Ich hatte geglaubt, daß ihr Scherbing folgen würde, und vergeblich nach einem Mittel gesonnen, ihn daran zu hindern. Zu meinem Erstaunen schien er den Fortgang des Fräuleins gar nicht zu beachten, er rührte sich nicht aus der Gruppe, in der er stand und plauderte. Erst als ich nach meinem Hute griff, machte auch er sich los; wir verließen zusammen das Haus, und da wir denselben Weg nach dem Thore durch die Tiergartenstraße hatten, war es unvermeidlich, daß wir nebeneinander im Gespräch dahinschritten.

„Bitte!" sagte er, unter einer Laterne stehen bleibend, und zündete sich seine Cigarre an. Dabei streifte mich sein eigentümlicher Blick unter seinen dichten Wimpern hervor, scharf und flüchtig, als getraue er sich nicht, dem meinigen zu begegnen. „Ich habe vorhin eine Ungezogenheit begangen," fuhr er fort, „es war unverzeihlich von mir, Sie und Ihre Nachbarin so anzustarren, verzeihen Sie mir."

„Gern, Herr von Scherbing. Sie mußten an Fräulein Karstens oder an mir etwas Auffälliges entdeckt haben, von dem ich freilich keine Ahnung habe."

„Woher sollte sie Ihnen auch gekommen sein! Sicherlich nicht aus dem Testamente der Frau Wedekind!"

Das also war's! Verwünschtes Testament, dachte ich. Nun trieb es zu aller Unruhe, die es mir schon bereitet, noch diesen verschlagenen, neugierigen, inquisitorischen Menschen in meinen Weg. Denn der halb gereizte und halb ironische Ton seiner Worte ließ keinen Zweifel, daß sie nur der Anfang zu einer verdrießlichen Auseinandersetzung sein würden.

„Giebt mir dies Testament in Ihren Augen eine so große Wichtigkeit?"

„Nicht die geringste, Herr Doktor, im Vergleich zu Ihrem Verdienst. Ich gehöre zu Ihren langjährigen stillen Bewunderern. Wie hätte es mich darum nicht in eine gewisse Aufregung versetzen sollen, als ich unerwartet vernahm, daß Sie der Testamentsvollstrecker der Frau Wedekind sind — einer Dame, mit der weitläufig verwandt zu sein ich die Ehre hatte!"

„Sie!" fragte ich mit einem erstaunten Ausruf.

„Ja, ich, Just von Scherbing," erwiderte er. „Aber erschrecken Sie nicht, ich greife das Testament, das meiner nicht erwähnt, nicht an, ich beanspruche kein Pflichtteil. Mein Vater und der alte Wedekind waren Vettern, und ich hätte ein anderer Mensch sein müssen, um von der Geheimrätin bedacht zu werden. Bei alledem — Sie begreifen — behält man eine gewisse Teilnahme für seine Verwandten. Besonders wenn sie reich sind und mit Tode abgehen. Nennen Sie es immerhin die Teilnahme des Ärgers. Unwillkürlich denkt man all seine Beziehungen, seine Begegnungen mit ihnen noch einmal durch, man sinnt, wie alles anders hätte kommen können, und was dergleichen Grillen und Flausen mehr sind."

„Aber die Geheimrätin ist vor einem Monat gestorben! Merkwürdig, daß all diese Gedanken Sie erst vor einer Stunde beschlichen!“

„Ich war auf Reisen, ich hätte sonst nicht verfehlt, der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, und bin erst vor zwei Tagen nach Berlin zurückgekehrt. Den Tod der Frau Wedekind erfuhr ich in Bukarest, zufällig, durch die Zeitungen, bei unserem Konsul; daß Herr von Pleskau mir den Rang abgelaufen und das schöne Vermögen geerbt, gestern im Klub; daß Sie, Herr Doktor, mit der Ausführung des Testaments betraut seien, gerade vor einer Stunde. Ist in dieser Geschichte irgend etwas Merkwürdiges?“ Wenn er die Wahrheit gesagt, hatte ich ihm freilich mit meinem Verdacht zu viel gethan. Allein er sprach weiter: „Und dennoch hat ein merkwürdiger Zufall dabei mitgespielt. Die junge Dame, die neben Ihnen saß —“

„Fräulein Karstens?“

„Sie kennen dieselbe schon länger? Durch die Vermittelung der Geheimrätin?“

„Nein, ich habe sie diesen Abend zum erstenmal gesehen.“

„Wie? Sie ist nicht im Testamente bedacht worden? Mit keinem Legat, keinem Erinnerungszeichen?“

„In keiner Weise!“

„O,“ rief Scherbing aus und hob seinen langen Arm, ich weiß nicht, ob drohend oder beschwörend, gegen den dunklen Himmel empor, „Wohlthäterin! Wohlthäterin! Ist dies das Ende? Konntest du doch die Maske nicht bis zu Ende festhalten?“

Welch geringes Zutrauen ich zu seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe hegte — ein reines Komödienspiel, mich irre zu führen und sich in einer besonderen Beleuchtung darzustellen, konnte der Ausbruch nicht sein, zu deutlich trug er das Gepräge des Unmittelbaren. Zugleich erwachte die Neugierde in mir, die Hoffnung, durch ihn den Schleier gehoben zu sehen, in den sich trotz aller meiner Bemühungen die Verstorbene immer dichter gehüllt, ein Argwohn, daß er dem Fräulein Karstens nachstelle und Böses gegen sie sinne. — „Welche Worte, Herr von Scherbing!“ sagte ich beinahe heftig. „Es sind ebensoviele Beleidigungen gegen eine Tote, die wahrlich einen solchen Nachruf nicht verdient hat. Und was Fräulein Karstens betrifft —“

„Sie ist ein uneigennütziges Mädchen, ich bezweifle es keinen Augenblick. Aber sie brauchte jetzt ihren Lebensunterhalt nicht durch Musikunterricht zu verdienen, und ich ... Haben Sie bemerkt, welch sanfte, schwärmerische braune Augen sie hat? Und welch schöngeformte schlanke Hand! Dort drüben das Kaffeehaus ist noch offen, trinken wir ein Glas Punsch, Herr Doktor. Es befeuert die Lebensgeister und die Erinnerungen.“

Pleskau und Scherbing — wie war die gute Jette, an der mir alles so bürgerlich steif und ehrbar erschienen, mit diesen wunderlichen Menschen in eine so enge Verbindung gekommen? Mit einem zweideutigen Abenteurer und einem seltsamen Phantasten? Wie hatten ihr im längeren Verkehr die nur dünn von dem Firnis guter Lebensart bedeckte Frechheit des einen und das unheimliche Wesen des anderen verborgen bleiben können? Von dem Feuer des heißen Getränkes rötete sich ein wenig sein blasses, hageres und verlebtes Gesicht, das durch die Größe und den verschatteten Ausdruck seiner Augen einen nicht leicht zu vergessenden Charakter erhielt. Alles an ihm war schlank, feingliederig, aristokratisch; er hatte behaglich die Hälfte seines Glases geschlürft, ehe er sich zum Reden entschloß. Daß er etwas von mir zu erfahren wünschte, war klar, nur ahnte ich nicht, wohin er zielte, und er überlegte, wie er mein Vertrauen überraschen könnte, ohne zu viel von seiner Wissenschaft preiszugeben. „Also zum erstenmal haben Sie heute dies Fräulein Karstens gesehen,“ fing er dann an. „Mir geht es beinahe ebenso. Ich kannte sie bis vor einer Stunde auch nur aus einer Photographie. Ein Eindruck davon war in meinem Gedächtnis geblieben, der bei dem Anblick des Originals wieder

aufgefrischt wurde. Und wie sich nun alles in der Enge und Kleinheit unseres Lebens verknüpft — diese Photographie hatte mir die Geheimrätin gezeigt."

„So," sagte ich, mich zur Unbefangenheit zwingend; „die Geheimrätin wird mit ihr bekannt gewesen sein."

Meine Antwort schien ihn nicht zu befriedigen; er schob seinen Siegelring am Finger hin und her und sagte, ohne mich anzusehen: „Und warum sie mir diese Photographie gezeigt? Sie raten es nicht!"

„Ist es darum nicht einfacher, Sie teilen es mir ohne Umschweife mit?" fragte ich mit möglichster Gelassenheit dagegen.

„Um mich mit ihr zu verheiraten," lachte er halb spöttisch, halb lüstern.

„Die Geheimrätin — Sie! Mit dem Fräulein Karstens?"

„Setzt Sie das kleine Abenteuer in Verwunderung? Es giebt so manches in der Welt, von dem die Presse trotz ihrer Allwissenheit sich nichts träumen läßt. Die Geheimrätin war eine wohlthätige Frau und hat mehr als einmal die Ehestifterin gespielt. Sie mochte glauben, mit ihrem Vorschlage zwei Arme auf einmal versorgen zu können."

„Aber Sie willigten nicht ein?"

Er hatte sich sein Monocle in die Augenhöhlung geklemmt und beobachtete mich so eine Sekunde mit einem Ausdruck hochmütiger Verwunderung. „Ich heiße Just von Scherbing," sagte er langsam. „Noch ein Glas, Kellner!"

„Und wann hat sich das alles abgespielt?"

„Im Februar dieses Jahres. Ach, bester Doktor, es verstimmt Sie, daß Frau Wedekind Geheimnisse vor Ihnen hatte? Auch eine Folge des Wohlthuns. Alle echten Wohlthäter sind Geheimniskrämer und Tyrannen. Sie können es nicht ertragen, daß ein anderer um ihre Wege — beinahe hätte ich Schliche gesagt — weiß, und dulden es nicht, daß man mit ihren Wohlthaten auch ihre Herrschaft abschüttelt. — Ein guter Punsch, Sie thun ihm nicht Ehre genug an."

„Doch, Herr von Scherbing, doch! Allein Ihre Mitteilungen interessieren mich in hohem Grade. Die Geheimrätin giebt mir im Tode mehr zu raten auf als im Leben. Als Schriftsteller ..."

„Sie wittern einen Novellenstoff? Freilich, wenn man alles von Jette Wedekind wüßte! Denke, sie gehörte alles in allem zu den unverstandenen, ewig unbefriedigten Frauen nach dem Vorbilde der Lelia. Für uns recht eigentlich eine vorsündflutliche Erscheinung. Solchen Frauen pflegt das Schicksal die Kinder zu versagen oder rasch wieder zu rauben. So ist es ihr ergangen. Ihr Mann war der Geheimrat, wie er im Buche steht, ein Stock und eine weiße Kravatte daran. Als er starb, war sie noch in dem unruhigen, unternehmungslustigen Alter, aber doch zu klug und zu schmerzlich belehrt, um eine neue Ehe einzugehen. So wurde sie eine wohlthätige Frau. Da war sie in beständiger Bewegung, hatte ihre Hände in hundert Geschichten, erfuhr allerlei Klatsch, konnte die Fee spielen und ihre Herrschsucht befriedigen. Vielleicht auch andere Neigungen. Was weiß ich!"

„Sie scheinen diese Frau doch sehr genau gekannt, ja studiert zu haben."

„Soll ich Ihnen erwidern: ein Frauenherz ist unergründlich? Seh ich aus wie einer, der den ersten Stein auf einen Bruder Mensch schleudert? In den ersten Jahren nach dem Tode ihres Mannes bin ich öfters in ihr Haus gekommen. Warum es leugnen? Ich war ihr Verwandter, sie kam mir halbwegs wie eine Erbtante vor. Allein unsere Ansichten paßten ebensowenig wie unsere Naturen zusammen, bald gingen wir jeder seines Weges. Gelegentlich begegneten wir uns dann noch, im Grunde hatte ich doch einen besseren Anspruch auf ihre Wohlthaten als irgend eine Armut, die sie sich auf der Straße aufgelesen. So hatte ich sie im Februar wieder aufgesucht. Im Verlauf unserer Unterredung machte sie mir den Vorschlag, zu heiraten. Über die Jugend sei ich hinaus, es sei Zeit, an das Alter zu denken und ein guter Bürger zu werden. Ein wenig erstaunte ich über ihre Rede, aber ganz unannehmbar dünkte

mich ihr Vorschlag nicht. Hatte sie eine reiche Witwe oder ein angejahrtes Mädchen mit unabhängigem Vermögen für mich in Aussicht? Ich wurde schnell genug enttäuscht: eine Musiklehrerin, ein Fräulein Klara Karstens, die sie ausstatten wollte! War die Geheimrätin einfältig geworden, wollte sie mich beleidigen? Ein heftiges Wort gab das andere, wir trennten uns im Unfrieden und ich habe sie nicht wiedergesehen. Und nun muß ich heute abend der mir bestimmten Braut, die ich nur aus der Photographie kannte, gegenübersitzen und von Ihnen hören, daß die Wohlthäterin die Arme nicht einmal mit einem Legat bedacht hat. Dahinter steckt etwas. Ob es freilich der Mühe lohnte, es zu ergründen?" Obgleich er dabei mit den Schultern zuckte und mit dem Löffel emsig im Glase rührte, fühlte ich wohl, wie mich sein schräger Blick traf und irgend eine Veränderung meiner Züge zu erlauschen suchte.

Mir war die Sache klar. Die Geheimrätin hatte vielleicht nicht einmal eine Heirat Klaras mit ihrem Vetter beabsichtigt, sie mochte geglaubt haben, daß eine Annäherung Scherbings an das Mädchen schon genügen werde, Pleskaus Eifersucht zu erregen und seine Verbindung mit Klara zu lösen. Doch war ich entschlossen, meine Wissenschaft für mich zu behalten: es berührte mich peinlich, diesen Mann überhaupt nur zu dem Mädchen in irgend einer Beziehung denken zu müssen. Da machte ein tückischer Zufall meine guten Vorsätze fast so schnell, als ich sie gefaßt, zu Schanden. Ein neuer Gast war in den Saal getreten, hatte sich darin umgesehen und kam nun auf uns zu. Es war Pleskau. Ich bemerkte ihn zuerst, gerade als Scherbing sagte: „Sie sind nicht der Meinung, daß die Forschung ein Resultat verspricht? Hm, wo es sich um ein so hübsches Mädchen handelt..." In meiner Verwirrung, in der Besorgnis, die beiden Männer, die so wenig Ursache hatten, sich zu lieben, könnten aneinander geraten, wenn Scherbing den Namen Klara Karstens ausspräche, flüsterte ich ihm zu: „Still, sie ist Herrn von Pleskaus Verlobte" — ohne rechte Überlegung, aus der Überraschung und dem Drang des Unbewußten heraus. Scherbing verstand mich sogleich, nicht ein Laut entfloh ihm, nicht ein Zug in seinem Gesicht veränderte sich merklich, nur sein Mund blieb halb geöffnet.

In den nächsten Minuten hatte ich Gelegenheit, seine Geistesgegenwart und seine Gewandtheit in der Beherrschung des Gesprächs zu bewundern. Pleskau hatte an unserem Tische Platz genommen, mir die Rechte geschüttelt und mit Scherbing einen höflich kühlen Gruß gewechselt. Während ich nicht im stande gewesen wäre, eine gleichgültige Unterhaltung zu beginnen, und noch weniger sie hätte fortsetzen können, brachte Scherbing eine solche Fülle von Anekdoten und Tagesneuigkeiten herbei, als wäre er die lebendige Chronik der Stadt, als hätten wir beide, ehe sich Pleskau zu uns setzte, von nichts anderem als von diesen Nichtigkeiten geredet. Weder die Geheimrätin noch Klara Karstens schienen jemals für ihn dagewesen zu sein. In keiner Andeutung verriet sich sein Groll gegen den begünstigten Erben, das Mißvergnügen über getäuschte Hoffnungen. Sichtlich beruhigte sich Pleskaus zerstreutes und nervöses Wesen bei dieser Plauderei. Sein Lachen, das zuerst gezwungen klang, wurde immer fröhlicher und offener. Er wie Scherbing bewegten sich in derselben Gesellschaft: von Offizieren, jungen und alten Lebemännern; Spiel, Pferde, Tänzerinnen und anderer Sport waren für sie eine ergiebige Fundgrube des Gespräches. Da ich so gut wie nichts zu dieser Unterhaltung beitragen konnte, nahmen sie es mir nicht übel, daß ich mich nach einiger Zeit mit kurzem Abschiede entfernte.

Wäre dieses Fräulein Karstens nicht gewesen, was hätten mich überhaupt die beiden Herren, ihre Vergangenheit oder ihre Zukunft gekümmert! Meiner Lebensauffassung und meiner Hausbackenheit war der eine so wenig sympathisch wie der andere. Und nun sah ich nicht nur

mich, sondern auch ein junges anmutiges Geschöpf, das mir bei der ersten Begegnung Teilnahme abgewonnen, in abenteuerliche Beziehungen mit ihnen gebracht. Wodurch hatte mich dieses Mädchen nur so rasch für sich eingenommen? Ich kannte schönere und klügere, von ihrem Talent war im Vergleich mit dem anderer Virtuosinnen gar nicht zu reden — warum hing ich ihrem Schicksal so gedankenvoll nach? Durch welchen Zauber war sie mir so schwesterlich nahe getreten? Betrachtete ich die Sache genauer, hätte sie mir in demselben Zwielicht erscheinen müssen, in das sich nach und nach alles, was mit der Geheimrätin in Verbindung gestanden, wie unter einer unsichtbaren Einwirkung hüllte. Aus welchen Ursachen hatte sich die freundschaftliche Neigung der Verstorbenen zu Klara, von der mir Pleskau erzählt, in einen so unversöhnlichen Zorn gegen sie verwandeln können? Lag alle Schuld auf seiten der Geheimrätin oder hatte auch Klara gegen ihre Wohlthäterin gesündigt, deren Güte mit Undank vergolten, deren Besuche nur zur Anknüpfung ihres Verhältnisses mit Pleskau benutzt? Wußte sie etwas von der Heirat, welche die Geheimrätin zwischen ihr und Scherbing beabsichtigt, und hatte sie, indem sie Pleskau diesen Plan mitteilte, ihm ein Eheversprechen abgelistet? Sie war arm, was entschuldigt die Armut nicht! Wenn einer zweifeln wollte, Grund genug dazu war hier vorhanden. Trotz alledem wollte der lichte Schein, der die schlanke Gestalt mit den blonden Haaren in meiner Erinnerung umfloß, nicht von ihr weichen. Ja, ich bildete mir ein, als wäre dies sanfte, hellbraune Auge noch immer wie bittend auf mich gerichtet — mit einer Bitte, die sich nicht in bestimmte Worte fassen ließ, die nur halb unbewußt ihres eigenen Verlangens die Sehnsucht nach einem Schutze, einer Anlehnung ausdrückte. Aber bedurfte die Braut eines Herrn von Pleskau eines anderen Schutzes als den natürlichen ihres Verlobten? Jetzt, wo der Tod der Geheimrätin das stärkste Hindernis ihrer Verbindung aus dem Wege geräumt? Ängstigte sie ihr neues Glück gerade wie ihn? Wenn sie sich nun vor ihrem Verlobten, vor ihrem eigenen Herzen fürchtete?

Dieser Gedanke befestigte sich immer mehr in mir. Ich redete mir ein, Klara und Pleskau könnten sich nur in einer Irrung des Gefühls, aus der Lust nach dem Verbotenen, aus Trotz gegen die Geheimrätin zusammengefunden haben, ihre Stellungen im Leben seien so verschieden wie ihre Naturen. . . So weit war ich in meinen thörichten Betrachtungen gekommen, als die Vernunft sich wieder einstellte. Durch einen zufälligen Blick auf das Bild der guten Jette. War es ein Lichtreflex von der Lampe her — das Gesicht hatte plötzlich einen ironischen, beinahe boshaften Ausdruck. Freute sie sich meiner Thorheit? Daß ich nun auch einem unerklärlichen Eindruck erlag und auf dem besten Wege war, mich in ein Mädchen zu verlieben, das ich vor wenigen Stunden zum erstenmal gesehen, das mich nichts anging, das die Verlobte eines anderen und wahrscheinlich dem Äußeren wie dem Inneren nach eine Melusine war.

Auf den festen Willen und die guten Vorsätze gebe ich nicht viel, ich neige zu der Ansicht, daß wir nicht aus freiem Willen, sondern aus einer inneren, für uns immer unergründlich bleibenden Notwendigkeit handeln, aber die Arbeit, die sich in den nächsten Tagen für mich häufte, kam meinem Entschlusse, mir die Geschichte nach Möglichkeit aus dem Sinn zu schlagen, zu Hilfe. Nicht, daß nicht ein und ein anderes Mal das Bild Klaras halb schüchtern und halb verführerisch an mir vorübergegaukelt wäre, allein die so lebhaft erregte Teilnahme verringerte sich, die Vorfälle verblaßten, als ich in den nächsten zehn oder zwölf Tagen weder von ihr und Pleskau noch von Scherbing etwas vernahm oder sah. Glücklich war ich wieder in dieser verworrenen Begebenheit auf den ruhigen Platz des Beobachters angelangt. Mit dem Behagen und der lächelnden Ironie eines solchen gewahrte ich eines Abends, bei der ersten

Aufführung einer neuen Operette, Pleskau und Scherbing in einer Loge des Theaters, in angelegentlicher Unterhaltung, im freundschaftlichsten Verkehr, als wären sie stets vertraute Kameraden gewesen. Voll Genugthuung sah ich meine Ahnung in Erfüllung gegangen. Der feine und geschmeidige Scherbing hatte also jedes Mißtrauen, das Pleskau gegen ihn hegen mochte, zu überwinden gewußt. In einer Richtung wenigstens schien sein Einfluß auf den Erben der Geheimrätin vorteilhaft gewesen zu sein: niemand merkte Pleskau mehr den Geisterseher an. Dem Anschein nach war er wieder der lebenslustige junge Offizier geworden, der er nach seinem Alter, seinem Namen und jetzt auch nach seinem Vermögen zu sein berechtigt war. In einer Zwischenpause trafen wir uns im Foyer. In verbindlichster Weise begrüßte er mich. „Sie sind mir nicht böse, Herr Doktor," bat er, „daß ich Ihnen Ihren Besuch noch nicht zurückgegeben? In vierzehn Tagen! Einen Besuch, dem ich die Befreiung von einem entsetzlichen Alpdrücken verdanke! Aber ich hatte so viele, so unaufschiebbare Geschäfte — infolge Ihres Rates! Ich habe einen Käufer für das Haus gefunden." — „Meinen Glückwunsch, Herr von Pleskau!" — „In den nächsten Wochen ist alles abgeschlossen. Meine Mutter ist von meiner Verlobung benachrichtigt, ich sehe ihrer Ankunft entgegen. Die Nachtschatten weichen ..." — „Und jenes Klatschen, das Sie so verstörte?" fragte ich lächelnd. „Nicht wahr, es hat seine natürliche Erklärung gefunden?" — „Ich habe es wenigstens seit jenem Abend nicht mehr vernommen," erwiderte er nicht ohne Verlegenheit. Es war unzart von mir gewesen, ihn daran erinnert zu haben. „Es war ein schlechter Scherz, Herr von Pleskau," begütigte ich. — „Nein, nein, berühren Sie nur die wunde Stelle; sie ist erst geheilt, wenn sie einen scharfen Druck aushalten kann. Schelten Sie mich immer über meinen Wahn aus, ich bin in der Genesung. Unsere gute Geheimrätin, sie war eine wunderliche Frau, aber doch ..." Da läutete die Glocke zum zweitenmal, den Beginn des folgenden Aktes verkündend. „Unser aller Wohlthäterin," sagte hinter uns mit mephistophelischem Ausdruck Scherbing, und Pleskau lachte hell auf.

Ich schenkte der weiteren Vorstellung nur eine geteilte Aufmerksamkeit; ich ärgerte mich über die Anspielung auf die Wahnvorstellungen Pleskaus, die mir entschlüpft war; wenn sie Scherbing, der wenige Schritte von uns entfernt gestanden, gehört! Für ihn würde sie kein verlorenes Wort, sondern ein Angelhaken sein, den Goldfisch noch fester an sich zu ziehen. Wie verhielt sich Klara zu dieser neuen Freundschaft ihres Verlobten? Wußte sie davon? Auf einmal waren all die Gedanken wieder da, die ich von mir weggescheucht zu haben glaubte. Wieder faßte mich das Mitleid mit dem armen, einsam in der Welt stehenden Mädchen, dem ohne seine Verschuldung so viele und so grausame Prüfungen und Katastrophen vorausbestimmt zu sein schienen. Wieder mahnte mich das Gewissen oder die Stimme der Leidenschaft, ihr hilfreich zur Seite zu treten. War es bewußte Absicht, war es der Zufall, der mich nach dem Schlusse der Aufführung bei dem Ausgang aus dem Theater den beiden Herren in den Weg führte? Pleskau verabschiedete sich gerade von Scherbing. „Der arme Pleskau," sagte dieser ihm nach, halb zu mir gewandt, „er wäre auch lieber in unserer Gesellschaft geblieben. Aber er hat eine Einladung zu seinem Obersten, der er folgen muß. Ich vermute, die Frau Obristin will ihm die verstorbene Geheimrätin ersetzen."

„Ich habe mich gefreut, ihn so wohlauf und in munterer Laune zu sehen, und vermute, daß er in Ihrem Umgang seine alte Freundin nicht mehr vermißt."

„Was thut man nicht für einen guten Burschen, der ohne jeden vernünftigen Grund den Prinzen Hamlet spielt," scherzte Scherbing. „Der Tod der Geheimrätin hat ihn sehr ergriffen?"

„Sehr. Aber das war bei seiner Natur und seinem melancholischen Wesen

nicht zu verwundern. Das Unerwartete hat ihn erschüttert."

„Bloß das Unerwartete?"

„Was sonst noch?"

„Vielleicht die Wendung seines ganzen Geschickes, der glückliche Zufall, daß die Geheimrätin, gerade als ihm die Gläubiger am ärgsten zusetzten — aber Sie haben recht, das alles fällt in den weiten Begriff des Unerwarteten. Er ist Ihnen aber auch außerordentlich dankbar, daß Sie sich seiner damals in seiner Verzweiflung — er hat mir kein Hehl daraus gemacht — mit einer Freundschaft und Klugheit angenommen hätten . . . ein rechter Seelenarzt!"

„Um wie vieles sind Sie mir in dieser Kunst überlegen!"

„Spotten Sie nur! Sie sind Homöopath und heilen die Schwermut durch verdünnte Weisheit, ich bin Allopath und verscheuche die Grillen durch das Vergnügen. Rausch und Spiel sind die besten Sorgenbrecher. Natürlich mit Maß gebraucht. Übrigens werden Sie mir zugeben: Pleskau war in dem Verkehr mit unserer guten Jette, unter ihrem despotischen Regiment weibisch und verzärtelt geworden. Wenn der Spinnrocken noch salonfähig wäre, würden wir ihn daran sitzend getroffen haben. Paßt solche Beschäftigung und Empfindelei für einen jungen Mann und Offizier? Für einen, der früher zu den Übermütigsten im Regiment gehört?"

Etwas Ähnliches hatte ich selbst empfunden, so oft ich Pleskau bei der Verstorbenen gesehen, und sagte es ihm. „Ich hätte eigentlich zehn Gründe für einen," plauderte er mit trefflich gespielter Harmlosigkeit weiter, „ihn seinem Schicksal, seiner Melancholie und der Langenweile zu überlassen. Selbst ein rechtschaffener Haß gegen ihn könnte mir von keinem verübelt werden. Ohne ihn — möglicherweise stände doch mein Name in dem bewußten Testamente. Aber ich bin gutmütig, und er dauerte mich, als wir ihm vor zwei Wochen in dem Kaffeehause begegneten. Ich beschloß, mich seiner anzunehmen und ihn wieder in die Gesellschaft zu führen, für die er geboren ist. Dabei fällt auch wohl ein Vorteil für den Mentor ab. Aber kein Kuppelpelz!" setzte er mit einer cynischen Gebärde hinzu.

Darüber waren wir in eine Weinstube getreten und saßen einander gegenüber. Seine großen dunklen Augen glühten mich gleichsam an. „Sie denken an Fräulein Karstens," sagte er.

„Ihre letzte Äußerung ließ meinen Gedanken kaum eine andere Wahl," antwortete ich auf seine schwere Betonung leichthin. „Sie scheinen gerade wie die Selige der Verbindung Pleskaus mit dieser Dame nicht geneigt zu sein."

„Nein! Wenn es sich noch um eine Liebschaft handelte, aber dazu hat er nicht das Zeug. Und heiraten — heiraten soll er sie nicht. Ist das eine Ehe für einen Gardeoffizier? Für einen Edelmann mit gutem Namen und einem solchen Vermögen?"

„Wozu die Beredsamkeit mir gegenüber? Sagen Sie das alles doch lieber ihm selbst, er ist ja Wachs in Ihren Händen."

Ein böses Lächeln spielte um seine Lippen. Freute er sich meines Lobes oder verhöhnte er still für sich die Schwäche seines Freundes, den er so leicht ins Garn gelockt? Doch wollte er wenigstens vor mir sein Schmarotzertum mit einer Goldtresse verbrämen. „Ich habe Pleskau gegenüber eine Art Mission," erwiderte er. „Nicht von oben, aus der unsichtbaren Welt, sondern eine freiwillige, rein menschliche. Es ist eine Gemütssache. Er soll wieder in die Bahn zurück, aus der ihn der Einfluß der Geheimrätin geworfen hat. Und ich werde meine Aufgabe nicht eher für gelöst halten, als bis ich ihn von diesem Fräulein Karstens befreit habe."

„Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Unternehmen und vermute beinahe, Fräulein Karstens wird Ihnen die Arbeit nicht allzu sauer machen. Denn sollte sich ein so kluges und bescheidenes Mädchen über die Kluft täuschen, die sie von einem Herrn von Pleskau trennt? Und wenn nicht von

ihm, doch von seiner Stellung, seinem Vermögen und seinen Verwandten? Ich hoffe nicht, daß Sie mich Lügen strafen werden."

Es war eine Falle, die ich ihm stellte, und er fiel hinein. „Doch," sagte er eifrig. „Ich habe sie besucht, ich habe mit ihr gesprochen. Im Auftrage Pleskaus. Sie spielt, wie er behauptet, seit dem Tode der Geheimrätin die Spröde und zieht sich von ihm zurück. Er weiß keinen Grund dafür und ist außer sich darüber. Nicht in lauter Raserei, aber in düsterem Grübeln. Ich sollte sie ausforschen; aber ich habe nichts ausgerichtet. Wenn es ein Geheimnis zwischen beiden giebt, kann sie es noch besser verbergen als er. Sie hat mich in ihrer kleinen Stube mit einer Kälte, einem Stolze behandelt — tritt sie ihm ebenso entgegen, ist es kein Zweifel, daß ein verzagter Liebhaber wie er sich wie ein Schwefelhölzchen dabei verzehrt. Eine ganz andere Schönheit, ein anderes Wesen, als wir sie neulich im Salon sahen. Herr von Pleskau brauche sich ihr gegenüber keineswegs für gebunden zu halten, sie werde in ihren Beziehungen zu ihm weder einen Schritt vorwärts noch rückwärts thun, an ihm sei es, die Wahrheit und Festigkeit seiner Neigung zu beweisen. Es klang nicht so, als legte sie einen großen Wert auf diese Heirat. Aber ist das ihre ernsthafte Meinung, nicht nur ein kokettes Spiel, ihn um so sicherer zu fesseln?"

„Darüber müssen Sie besseren Bescheid wissen, der Sie die Dame besucht haben, als ich, der sie nur einmal, und nach Ihrer Behauptung nicht in ihrer wahren Gestalt gesehen."

„Ich weiß nur das eine," und er ließ seine zusammengeballte Hand schwer auf den Tisch fallen, „daß sie niemals die Seine werden wird."

Hatte sich sein böses Gelüsten wider Willen verraten? Um ihn nicht merken zu lassen, wie gut ich ihn verstanden, rief ich: „So wären wir ja in schönster Übereinstimmung: die Tote, Sie und ich! Es handelt sich nur darum, Pleskau zu bekehren, und was das Mädchen betrifft..."

„Ohne Sorge, Herr Doktor! Es wird nicht lange ungetröstet bleiben."

Eine Weile irrte das Gespräch auf andere Gegenstände ab, nur um mit erneuter Kraft zu seinem Ausgangspunkte zurückzukehren.

„Und was trieb die Geheimrätin an," sagte er plötzlich, unvermittelt, den Kopf auf den Arm gestützt, wie vor sich hinsinnend, „sie mir anzubieten und jenem zu verweigern? Und ihr dann nicht ein armseliges Legat zu vermachen! Nichts, wirklich gar nichts?"

„Nichts; ich sagte es Ihnen schon."

„Verzeihen Sie! Das Ganze ist so unbegreiflich. Noch am Tage vor ihrem Tode hatte sie eine lange Unterredung mit dem Fräulein."

„Wer, die Geheimrätin?"

„Ja, unsere Jette. Ich weiß es von der Wirtin des Fräuleins."

Und darauf, webte meine Phantasie weiter, war sie in dem Gartenhaus in der Karlsstraße, hatte die Zusammenkunft, die letzte, mit Pleskau und starb in der Nacht. Das Fragezeichen hinter diesem Tode wurde immer unheimlicher, der Verdacht Pleskaus immer wahrscheinlicher. Stand irgend eine Schrift in meinem Gesicht, die er, mir unbewußt, enträtselte? „Die Geheimrätin ist ohne vorhergehende Krankheit gestorben," sagte er, ohne seine Stellung zu ändern, „an einem Herz- oder Gehirnschlag?"

„Im Totenschein hat es der Arzt als Herzschlag bezeichnet."

„Sehr merkwürdig! Nicht der Tod — mißverstehen Sie mich nicht — aber das Drum und Dran. Es war nicht alles richtig in diesem Leben. Wie schade, daß uns die Toten nicht mehr Rede stehen!"

Ich mußte an mich halten, um ihm nicht zuzurufen: Aber die Lebenden sollen es!

(Schluß folgt.)





Graf Adolf Friedrich von Schack.

Ein litterarisches Porträt

von

Eugen Zabel.



Es gehört zu den charakteristischen Merkmalen der modernen Litteratur und Poesie in Deutschland, daß an ihrer Pflege die Geburtsaristokratie einen nicht unwichtigen Anteil genommen hat. Längst sind die Zeiten entschwunden, in denen die Muse den Schutz der Großen und Mächtigen aufsuchen mußte, um sich in künstlerischer Reinheit gegenüber der Gleichgültigkeit und dem Stumpfsinn der Welt zu erhalten. Nicht mehr von einzelnen Hochgeborenen empfängt die Poesie wahre Gunst und Anerkennung, sondern nur von der Gesamtheit des Volkes, das seine Sänger mit Recht zu den Mehrern seines Ruhmes zählt, will sie dieselben annehmen. Aber gerade weil für die Kunst die Standesunterschiede aufgehoben sind, leuchtet der Funke des Genius in den verschiedensten Klassen unserer Gesellschaft auf. Er weist dem unbekannten, im bitteren Kampf ums Dasein begriffenen Manne den Weg zu Glanz und Ruhm und erweckt in dem auf der Menschheit Höhen Geborenen das Verlangen, seinem ererbten Adel einen noch schöneren hinzuzufügen, den er seinem Fleiß und Talent zu danken hat. Graf Platen, Freiherr v. Zedlitz und Graf Auersperg, dem die Litteraturgeschichte als Anastasius Grün einen Ehrenplatz angewiesen hat, haben den erhabensten Vorstellungen von Freiheit und Schönheit einen seltenen Wohllaut der Sprache verliehen und in ihren Dichtungen eine Summe von Geschmack und Formenschönheit zu Tage gefördert, die sie zum dauernden Besitz unserer Nation machen.

In den Kreis dieser Männer, die durch hervorragende poetische Leistungen und durch allgemeine Pflege der Kunst die Verpflichtung ihrer vornehmen Geburt eingelöst haben, tritt auch Graf Adolf Friedrich v. Schack. Wohl ist er bisher weit mehr als geistvoller Vermittler der Litteratur und Beschützer der Kunst denn als schöpferisches Talent bekannt geworden, aber gerade in letzter Eigenschaft hat er so viel Rühmliches und Mustergültiges vollendet, daß nur seine Geringschätzung des Modegeschmackes im stande war, ihm die verdiente Anerkennung verhältnismäßig spät zu teil werden zu lassen.

Kein Besucher der bayerischen Hauptstadt dürfte es versäumen, der seinen Namen tragenden Gemäldegalerie in der äußeren Briennerstraße einen Besuch abzustatten. Die Sammlung ist unzweifelhaft die reichste, die sich in Deutschland in den Händen eines Privatmannes befindet, und hat die Errichtung eines besonderen Gebäudes notwendig gemacht. Wir finden hier lediglich moderne deutsche Meister, die Schack durch seine Aufträge in freigebiger Weise und nicht selten zu einer Zeit unterstützt hat, in der sie mit dem äußeren Erfolge noch mühsam zu kämpfen hatten.

Die Verachtung des Modegeschmackes, die dem Dichter eigentümlich ist, hat auch den Sammler veranlaßt, niemals dem vergänglichen Tagesruhm zu huldigen, sondern vielmehr mit Vorliebe die eigenartigen und deshalb noch nicht genügend beachteten Bestrebungen jener „Werdenden“ zu unterstützen, welche den wahrhaften Fortschritt der Kunst bezeichnen. Schack hat dieses Mäcenatentum in der edelsten Weise geübt und darf sich rühmen, in seiner Galerie eine große Anzahl Bilder neuerer Maler vereinigt zu haben, die man nirgends so gut studieren kann wie gerade hier. Wer die mächtigen, der griechischen Mythologie entnommenen Entwürfe Bonaventura Genellis schätzen gelernt hat, wer die zarte und duftige, bei aller Innigkeit doch so gesunde Romantik eines Moritz v. Schwind bewundern will, die auch dem Kleinsten und Unscheinbarsten einen poetischen Reiz abzugewinnen weiß, indem sie die sonnige Wärme des deutschen Gemütslebens in die Dinge hineinlegt, wer die aus der Tiefe einer starken und reichen Seele hervorschäumende Originalität eines Arnold Böcklin in einer Reihe von Meisterwerken oder die edle Einfachheit Anselm Feuerbachs neben zahlreichen trefflichen Werken von Piloty, Preller, Schleich und anderen kennen lernen will, wird seine Schritte zu dieser Sammlung lenken müssen. Ein nicht geringerer Vorzug dieser Galerie liegt darin, daß durch ausgezeichnete Kopien italienischer Meisterwerke die alte und neue Kunst in interessanter Weise einander gegenübergestellt sind. Auf diesem Gebiet entdeckte Graf Schack zu Anfang der sechziger Jahre in dem jugendlichen Franz Lenbach eine Kraft ersten Ranges, die nicht nur mit Begeisterung an den Meisterwerken Italiens hing, sondern sie auch aus dem feinsten Nachempfinden heraus zu reproduzieren wußte. So entstanden seine bis jetzt unübertroffenen Kopien von Tizian, Murillo, Andrea del Sarto, Rubens, van Dyck, durch welche sich Lenbach kein geringeres Verdienst als durch seine eigenen Schöpfungen erworben hat. Das immer wachsende Interesse an der musterhaft geordneten Galerie hat ihren Besitzer veranlaßt, in dem Buche „Meine Gemäldesammlung“ (zweite Aufl., Stuttgart 1882) über die Geschichte derselben und die Grundsätze, nach denen sie gebildet wurde, einen höchst anziehenden Bericht zu erstatten und mit demselben viele interessante Erinnerungen aus seinem Leben zu verflechten.

Noch mehr hat sich Graf Schack durch seine litterarhistorischen und Übersetzungsarbeiten, die uns ganz neue Gebiete der Poesie erschlossen haben, bekannt gemacht. Es handelt sich dabei lediglich um Leistungen ersten Ranges in Bezug auf feinste poetische Nachempfindung, virtuose Behandlung der Sprache, Sachkenntnis und ästhetisches Urteil. Sogar die als Jugendwerk anzusehende „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien“ ist eine Leistung, die in ihrer lichtvollen Darstellung und unbefangenen Kritik nicht wieder erreicht worden ist, während ein späteres Buch, die „Poesie und Kunst der Araber in Sicilien und Spanien“, eine wahrhaft prachtvolle Darstellung der Menschen und Zustände, der Dichter und Fürsten, der Natur und Kunst enthält, in welchen die mohammedanische Kultur einst ihren Höhepunkt erreichte. Dasselbe gilt von den Übertragungen aus fremden Sprachen, durch welche sich Graf Schack neben die ersten Übersetzungskünstler unserer Nation gestellt hat. Seine Hauptleistung auf diesem Gebiete ist das dreibändige Werk, das er dem persischen Dichter Firdusi und seinem großen Epos von Iran widmete und in welchem er die unvergleichlichen Schönheiten des Originals, das Gemisch von Großartigkeit und Anmut, von erschütterndem Pathos und sanft hinschmelzender Lieblichkeit in den deutschen Versen auf das treueste zu bewahren wußte. Andere ebenso treffliche Arbeiten sind der mit Emanuel Geibel herausgegebene „Romanzero der Spanier und Portugiesen“, das „Spanische Theater“, die Übertragungen der reizenden Vierzeilen des Omar Chijam, in welchen

bereits der Geist des zwei Jahrhunderte später geborenen Hafis lebt, und der seelenvollen indischen Sagen in den „Stimmen vom Ganges“, in welchen uns die Romantik des Ostens so träumerisch anblickt.

Der Reiz dieser Übersetzungen liegt nicht allein in ihrer Formvollendung, sondern wesentlich auch in dem Talent ihres Verfassers, neben den einzelnen Worten die Ideen und Vorstellungen des fremden Dichters so mit dem Genius unserer Sprache in Einklang zu bringen, daß der Eindruck auf den Leser ein durchaus harmonischer und ungestörter ist. In diesen Werken erreicht die Gabe der Nachempfindung eine Höhe, auf welche sich nur ein geborener Poet hinaufzuschwingen vermag. Wer die Einleitung zum Firdusi und die darin enthaltene Charakteristik des persischen Epos oder die Schilderung der Alhambra gelesen hat, bei welcher alle Farben und Formen dieses Wunderbaues der maurischen Architektur für die Phantasie des Lesers lebendig werden, wird gestehen, daß aus ihnen kein lediglich reproduzierendes Talent zu uns spricht. Hinter dem Kenner, Erläuterer und Übersetzer der verschiedenen Litteraturwerke konnte sich der selbständige Dichter auf die Dauer nicht verbergen. Lange zögerte er hervorzutreten, weil ihn die Beschäftigung mit den großen Meisterwerken der Kunst vor allem Halben und Unreifen zurückschrecken ließ. Aber bald gelang es ihm, sich nicht nur als eine volle poetische Natur zu zeigen, sondern auch einen Besitz von individuellen Gedanken und Vorstellungen nachzuweisen, die zwar von den Denkern und Dichtern aller Zeiten befruchtet sind, aber doch im Lichte des modernen Lebens, das auf sie fällt, als das unmittelbare Eigentum des Autors betrachtet werden müssen.

Wie Graf Schack die Anregungen fremder Litteraturen voll auf sich wirken ließ, so war es ihm auch vergönnt, in der unabhängigen Stellung, deren er sich zu erfreuen hatte, die verschiedensten Kulturländer und deren Eigentümlichkeiten gründlich kennen zu lernen. Der am 2. August 1815 zu Brüsewitz bei Schwerin geborene Dichter hat in Bonn, Heidelberg und Berlin Rechtswissenschaft studiert und in letzterer Stadt einige Zeit beim Kammergericht gearbeitet. Ein unwiderstehlicher Wandertrieb führte ihn frühzeitig dem Süden und Osten entgegen, wo seine Aufmerksamkeit in gleicher Weise durch die herrliche Natur und die historischen Erinnerungen gefesselt wurde. Spanien, Sicilien, Italien einerseits, Ägypten, die Türkei, Griechenland andererseits gehörten zu seinen ersten Reisezielen. Ähnliche Studienreisen machte er in Begleitung des Großherzogs von Mecklenburg, dem er als Kammerherr und Legationsrat zuerst nach Italien und Konstantinopel, später nach Spanien und dem Orient folgte. Während er als Geschäftsträger in Berlin lebte, gab er sich einem eingehenden Studium der orientalischen Sprachen hin, dem wir die erwähnten vorzüglichen Übersetzungen aus dem Arabischen, Persischen und Sanskrit zu verdanken haben. Nachdem er im Jahre 1855 seinen Wohnsitz in München aufgeschlagen hatte, wurde er 1876 vom deutschen Kaiser in den Grafenstand erhoben. Das Alter hat an seiner Gewohnheit, fremde Länder und Völker zu studieren, nichts geändert, und noch jetzt pflegt er beim Beginn des Winters seine Heimat zu verlassen und das Land der Orangen und des Lorbeers aufzusuchen, welchem seine Muse eine Reihe glücklicher Eingebungen zu danken hat.

Es gehörte eine besonders feste, in sich abgeschlossene Natur dazu, die Buntheit dieser Eindrücke so zu verarbeiten, daß sie den eigentlichen Kern des Talentes nicht auflösten und zu einem leeren Widerspiel der mannigfachsten Studien machten, sondern ihn vielmehr enthüllten und in seinem Werte erkennen ließen. Die Gefahr lag nahe, die Poesie zu einer bloßen Dekoration des Gelesenen und Gesehenen zu machen und ganz in der Nachahmung jener Muster aufzugehen, die mit so vielem Fleiß und Verständnis studiert

waren. Aber ebensowenig wie die Reisen durch die europäischen Kulturländer in Schack das Gefühl für Vaterland und Nationalität erstickt haben, sind seine Übersetzungen und Litteraturstudien im stande gewesen, ihn in die akademische Richtung der Poesie hineinzudrängen, welche sich in einem leeren Spiel mit Formen gefällt, heute auf Götheschen, morgen auf Platenschen Spuren wandelt, jetzt mit romanischer und bald darauf mit orientalischer Anschauung liebäugelt. Das Gegengewicht gegen solche Versuchungen, welchen manche schöne Begabung zum Opfer gefallen ist, liegt bei unserem Dichter in zwei Momenten: darin, daß er den deutschen Grundzug seines Wesens in seinen Poesien scharf hervorkehrt, und darin, daß er ein unbedingt moderner Mensch und von gläubigem Vertrauen erfüllt ist, sobald er sich den Interessen der Gegenwart, der Kulturarbeit unserer Zeit im Verfolgen geistiger, künstlerischer oder politischer Aufgaben zuwendet. Schack gehört nicht zu den Unglücklichen, die in einem inhaltslosen Kosmopolitismus stecken geblieben sind und ihr Leben damit hinbringen, eine neue Heimat zu finden, ohne daß es ihnen gelingen will, dieses Ziel zu erreichen. Unser Autor ist nur deshalb in die weite Welt gezogen, um sein Vaterland an den fremden Nationen zu messen, er hat sich nicht in ihnen verloren, sondern recht eigentlich gefunden als treuen Sohn der deutschen Mutter; und die Liebe zu ihr, die Zuversicht, daß ihr eine ruhmreiche Zukunft beschieden sei, klingt bald lauter, bald weniger vernehmlich als Grundmelodie durch viele seiner Werke hindurch. Schon in den Gedichten findet dieses Heimatsgefühl rührende und ergreifende Töne, die aber zu mächtigem Pathos anschwellen in „Lothar", den „Politischen Lustspielen" und den „Nächten des Orients", wo die Verherrlichung der Gründung des Deutschen Reiches eine besonders schöne und wirkungsvolle Instrumentation erhalten hat.

Es ist bezeichnend für das eigentümliche Talent des Dichters, daß ihm die einfachen Formen der Lyrik, in welchen die Empfindung unmittelbar ausströmt, nicht gut zu Gesicht stehen. In der Kunst, ein individuelles Gefühl in Worten und Versen so auszudrücken, daß es eine allgemein gültige Bedeutung empfängt und als Lied von Mund zu Munde geht, hat die Schacksche Muse nichts Hervorragendes geleistet. Es lebt in ihr ein Streben nach dem großen Zusammenhang der Ideen und Dinge, das ein Verweilen bei rein persönlichen Seelenstimmungen nicht gestattet. Wenn andere Dichter sich ihrer Subjektivität bewußt sind und sie zu einer besonderen Welt erheben möchten, erblickt Schack in seinem Talent nur das Mittel, die höchsten Ideen des Wahren, Guten und Schönen widerzuspiegeln und den Inhalt des modernen Lebens in Rhythmus und Wohllaut zu verwandeln. Wie er Natur und Menschenschicksal ansieht, erweitern sich diese Vorstellungen zu prächtigen Bildern des Alls, und der philosophische Gedanke vermählt sich mit der dichterischen Anschauung in der glücklichsten Weise. Was dem weichen Fluß, dem nur hingehauchten Laut des Liedes Abbruch thut, wird dem Autor zum Sprungbrett, von welchem er sich zu den höchsten Gattungen der Lyrik wie Ode, Hymne Ballade mühelos emporschwingt. Mit seinem schweren geistigen Ballast kann er sich in einem kleinen Kahn nicht gut vorwärts bewegen, aber seinem Dreimaster verleiht er Ruhe und Sicherheit bei der Fahrt auf hoher See. Und wie geschickt, kühn und besonnen zugleich weiß er zu segeln! Da ist kein Ziel zu weit, er erreicht es; keine Brandung zu hochgehend, er dringt hindurch und erreicht glücklich das Land. Alle Zonen eröffnen ihm ihre Schätze, alle Epochen geben ihm Stoff für die Wiedergeburt der Dinge in der Phantasie des Dichters. Aber ebensowenig wie er mit Formen spielt, tändelt er mit der Buntheit des Materials, welches ihm sein Wissen, seine vielseitige Erfahrung zugeführt haben. Immer wird ihm das Einzelne zum Abbild des Allgemeinen, und dieses Allgemeine ist nicht die kümmerliche

Entsagung der Pessimisten, sondern der Glaube an die Entwickelung des Menschengeschlechtes zu reineren und höheren Gebilden. Das spricht sich in doppelter Weise aus: in der Anlehnung an die mannigfaltigen Erscheinungen des Naturlebens und die bedeutsamen Wendepunkte der Völkergeschichte. Das Naturbild und das stets zu erkennen. In den Gedichten, die zuerst zu Anfang der sechziger Jahre und seitdem mehreremal neu aufgelegt erschienen, können wir deutlich wahrnehmen, wie sich für den Autor Raum und Zeit erweitern und nach allen Richtungen prachtvolle Ausblicke eröffnen. So sehen wir den Tempel von Ägina, das Theater des



Villa Schack in München.
(Nach einem im Verlage der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien erschienenen Holzschnitt.)

Geschichtsbild sind das eigentliche Gebiet des Schackschen Talentes, auf dem ihm eine Reihe der glänzendsten Würfe gelungen ist. Für die ethnographische Malerei mag er von Freiligrath angeregt sein, in der historischen sich mit Hermann Lingg und Felix Dahn begegnen, die Selbständigkeit ist überall gewahrt, der Drang einer ursprünglichen Begabung Dionysos vor uns, aber nicht als Ruinen, die dem Untergange geweiht sind, sondern als Stätten, die es der Phantasie des Dichters nahe legen, vergangene ruhmvolle Zeiten heraufzubeschwören und in seines Geistes Auge die Priesterin mit goldenem Kranz im Lockenhaare zu erblicken, wie sie zum Meere schreitet, oder das Griechenvolk, wie es einem Chor-

gesang von Äschylos oder Sophokles lauscht. Ebenso erfüllen sich in den „Gedichten aus Granada“ die Hallen der arabischen Schlösser mit Erinnerungen an die vergangene Herrlichkeit, und alles wird wieder neu, die Menschen erstehen, die einst durch diese jetzt verödeten Räume schritten, die Gesänge erklingen wieder, die ihre Thaten priesen, und diese Erhebung des Einzelnen und Vergänglichen ins Ewige zeigt am besten, wie gesund und kraftvoll die Weltanschauung des Autors ist. In Gedichten wie „Die Jungfrau“ und „Auf dem Pik von Teneriffa“ ergiebt sich aus dem Anschauen einer überwältigenden Natur ein Zwiegespräch mit dem Unendlichen, wie es schwungvoller und bedeutsamer nicht gedacht werden kann. Wir können den Dichter nicht auf allen seinen verschlungenen Wegen begleiten, sondern müssen uns begnügen, auf dasjenige hinzuweisen, was auf dieser Stufe seiner Entwickelung für ihn und seine Kunst charakteristisch ist.

Noch schärfer und erfreulicher sind diese Eigenschaften ausgeprägt in drei Büchern, die wir zusammen betrachten, weil sie uns gleichfalls zu fernen Ländern und Leuten führen und den liebenswürdigen Idealismus des Dichters genauer erkennen lassen. Es sind dies die „Weihgesänge“, die „Episoden“ und die „Nächte des Orients“, die wir zu den schmackhaftesten Früchten der modernen deutschen Poesie zählen, weil sie Gedanken und Empfindungen edelster Art mit seltenem Formgeschick ausdrücken. In ihnen macht sich eine Reflexion bemerkbar, die nicht etwa graues Gespinst für farbiges Leben ausgeben will, sondern nur die Erscheinung des Einzelnen auf das Piedestal des Gedankens hebt und dadurch in ihrem Werte für unser Interesse bedeutend erhöht. Den ersten Preis möchten wir den „Weihgesängen“ zuerkennen, dithyrambischen Ausmalungen von Eindrücken, welche Kunst und Natur hier in ihren höchsten Offenbarungen auf den Verfasser gemacht haben. Wie immer steht er auf luftiger Höhe, aber fest und sicher, kein Schwindel erfaßt ihn bei der Unendlichkeit der Aussicht, kein noch so steiler Pfad vermag seinen Fuß zum Straucheln zu bringen. Wenn wir so oft vernehmen, daß die wissenschaftliche Anschauung der Welt aus ihr die Poesie vertreibe, können wir bei Schack gerade das Umgekehrte wahrnehmen: daß nämlich die gelehrte Forschung der Dichtung ganz neue Unterlagen darbietet. Die Lehre von der Einheit des Alls und der stufenweisen Vervollkommnung der auf der Erde lebenden Wesen wird in den „Weihgesängen“ überaus glücklich verherrlicht und zur Stütze der optimistischen Weltanschauung gemacht, die der Dichter mit beredten Worten vertritt. Einem solchen Gedankenschwung giebt er sich in den „Savoyischen Alpen“ hin, während er in den Gedichten „Wolfram von Eschenbach“, „Zoroaster“, „Perikles“, „Tizian“, „Michel Angelo“ berühmte Dichter, Religionsstifter, Staatsmänner und Künstler in volltönenden Accorden feiert. Am stärksten ist die Wirkung dieser Gesänge, wenn sich Natur und Geist so innig verschmelzen, daß mit jeder der ersteren entlehnten Vorstellung auch der letztere sich immer höher schwingt und diese Steigerung sich ungezwungen ergiebt. Das ist in dem Gedichte „Amerika“ der Fall, in welchem die Begeisterung des Dichters für die Neue Welt immer höhere und schäumendere Wellen wirft, ohne daß dadurch die Klarheit der durchgehenden Idee beeinträchtigt würde. Die Verse sind von einer wahrhaft Freiligrathschen Farbenpracht, wenn sie von der „Menschheit Siegesfest“ erzählen, das Amerika den europamüden Völkern bereitet:

Wo von des Menschen Odem nie durchweht, des Sorgenmatten,
Die erst gebornen Wälder stehn mit unentweihtem Schatten,
Wird heil'ge Sabbathruhe sanft auf sie herniedertauen
Und Palmen gleich der Hütten Dach umsäuseln, die sie bauen.
Dort in der großen Mutter Arm, an ihrem Busen hangend,
Blüht auf Geschlecht Geschlecht empor, in reiner Schönheit prangend.
An deiner Wasserstürze Bett, an deinen Urwelt-Seeen
Wird eine junge Menschheit groß und frei wie sie erstehen,

Und in dem Bade der Natur, der heil'gen, ewig treuen,
Das jeden Flecken von ihr nimmt, unsterblich sich erneuen.
Ihr bieten Wald und Flur und Schlucht, Gebirge ihr und Thale
Den Trank, draus sie Begeistrung schöpft, in immer voller Schale,
Und mit der Wunderwelt umher, wo Ranke sich an Ranke
Auf zu den Baumgiganten schlingt, erhebt sich ihr Gedanke
Und wuchert mit dem Wald und wiegt im Sturm der Tropenzonen,
Wenn Donner durch die Zweige hallt, sich in den Wipfeltronen.
Hinab, wo Riesenströme sich vorüber an gezackten Felsklippen wälzen, stürzt ihr Geist sich mit den Katarakten
Und übersteigt der Anden Haupt, daß er aus fernstem Blaue,
Wo sonnennah der Kondor schwebt, den Erdball überschaue.

Das ist eine moderne Poesie von unbestreitbarem Vollgehalt! Ebenso bedeutend sind die anderen beiden Dichtungen, die wir dieser Gruppe zuerteilen. Die „Episoden" enthalten zehn Novellen in Versen, in welchen meistens eine Liebesgeschichte den Grundton angiebt. Der Reiz dieser Erzählungen liegt neben dem glatten Fluß der Verse, in denen unserer Sprache ein seltener Wohlklang abgewonnen ist, in den charakteristischen Schilderungen der jedesmaligen Kulturepoche, der diese Bilder entnommen sind. Von den Liebesgeschichten spielen „Glycera" und „Lais" im alten Griechenland, „Giorgione", „Ubaldo Lago", „Fiordispina", „Stefano" und „Heinrich Dandalo" in Italien, „Rosa" in Deutschland und „Der Flüchtling von Damaskus" im Orient zu Beginn der mohammedanischen Herrschaft, während „Der Regenbogenprinz" einen märchenhaften Stoff behandelt und eine wohlthuende Abwechselung hervorbringt, indem er den Humor zu Worte kommen läßt. Das Geschick, mit welchem der Dichter die verschiedensten Versmaße je nach der Natur der Stoffe behandelt, verdient wieder das höchste Lob. Wie fein unterscheidet sich auch im Charakter der Sprache die rührende Entsagung Giorgiones zu gunsten des jungen liebebeglückten Sebastian von dem jähen Wechsel des Schicksals, das Abdurrahman, den Begründer des Kalifats, vor Cordova betrifft, das Erwachen selbstloser Liebe in Lais von den aus Licht und Luft gewobenen Erlebnissen des Regenbogenprinzen! Diese Erzählungen gehören zu dem Trefflichsten und Abgerundetsten, was wir dem Dichter verdanken.

Noch weiter holt er in der Schilderung der verschiedenen Kulturepochen aus, in den „Nächten des Orients", einer philosophischen Dichtung von großem Wurfe, in welcher die einzelnen Weltalter an uns vorüberziehen und der Glaube an den Fortschritt der Menschheit, dieses Lieblingsthema unseres Poeten, zuerst bezweifelt und später um so nachhaltiger und überzeugender gepriesen wird. Schack hat in einem Nachwort den Grundgedanken der Dichtung kurz zusammengefaßt: „Der Mensch ist nicht von einem ursprünglich reinen und glücklichen Zustande später entartet, hat sich vielmehr im Laufe unzählbarer Jahrtausende allmählich aus tierischer Roheit erhoben und steigt zu immer höherer Entwickelung auf; nicht in der Vergangenheit liegt das goldene Zeitalter, sondern in der Zukunft." Zu dieser Ansicht gelangt der Dichter, nachdem er in Gesellschaft eines alten Magiers die verschiedenen Jahrtausende durchwandert und in ihnen abwechselnd Freude und Leid erlebt hat. Dieser Magier ist selbst noch im Zweifel befangen und will an dem Dichter erproben, zu welcher Anschauung er bei seiner Reise durch die Weltalter gelangen werde. Zwischen der Verspottung des Vorhandenen und der Begeisterung für das Ideale hin- und herschwankend, verwandelt er sich schließlich in den Propheten einer glorreichen Zukunft. Das Ganze ist eine Geschichtsphilosophie in Versen, ähnlich derjenigen in Farben, welche Kaulbach für das Treppenhaus des Neuen Museums in Berlin gemalt hat. Die schwierige Aufgabe ist von unserem Dichter trefflich gelöst worden, und es liegt mehr an der Natur dieser Stoffe als an ihrer Behandlung, daß sich zuweilen ein zu gleichmäßiger Schwung der Gedanken und der Sprache bemerk-

bar macht, der weniger aufmerksame Leser ermüden dürfte. Namentlich in den „Weltaltern“ wäre ein humoristischer Gegensatz zu der idealen Überzeugung, in welcher die Dichtung gipfelt, am Platze gewesen; der Wert des Unendlichen wird ja nur einleuchtender, wenn man es am Endlichen abmißt. Aber wenn auch dieser und jener dem Dichter bei der Lektüre zurufen dürfte: „Habe die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne!“ so wird doch niemand das Echte und Gehaltvolle dieser Begeisterung bestreiten und leugnen können, daß sie Geist und Gemüt einem durchaus edlen Inhalt zuführt.

Wir sind von Schacks lyrischen Dichtungen zu seinen epischen übergegangen und dabei zuerst auf Schöpfungen gestoßen, die auf philosophischer Grundlage ganze Zeitperioden in den Kreis der Darstellung ziehen und nicht wie die Volksepen die alte Götterwelt, sondern die Religion des Geistes verherrlichen, die sich auf die Errungenschaften der Wissenschaft stützt. Es entsprach aber dem modernen Zuge des Dichters, wenn er sich damit nicht begnügen, sondern die realen Erscheinungen der Gegenwart erfassen wollte, um sie in seiner Weise darzustellen. Selbstverständlich entbehren auch diese Arbeiten nicht einer ideellen Voraussetzung, aber sie gehen doch in ganz anderer Weise als die bisher genannten vom Thatsächlichen aus, um es zu schildern und zu gestalten. Der Autor hat sich auf zweierlei Weise seinem Ziele zu nähern gesucht: in der ernsten und in der humoristischen Erzählung; „Lothar“ entspricht der ersten, „Durch alle Wetter“ und „Ebenbürtig“ gehören der zweiten Gattung an.

Über „Lothar“ hat der Dichter in seiner Widmung an Ferdinand Gregorovius einen interessanten Aufschluß gegeben, indem er sagt: „Ich schrieb ihn zum größten Teil angesichts der Gegenden, durch welche ich meinen Helden führe: unter den Palmen und Zelten Syriens und auf dem Dache des lateinischen Klosters von Jerusalem, an den Ufern des Guadalquivir und auf der herrlichen, über dem Abgrund hängenden Alameda von Ronda, auf einer Nilbarke und inmitten der ungeheuren Trümmer des hunderttorigen Theben.“ Das Werk ist die Frucht jugendlicher Begeisterung für die Freiheit und Größe des deutschen Vaterlandes und bringt es über eine gewisse Allgemeinheit der Empfindungen und Anschauungen nicht hinaus. An Einzelheiten, wie der Wiederholung desselben Motivs, daß der Held durch die Liebe eines Mädchens aus Lebensgefahr gerettet wird, merkt man, daß dem Dichter die Erfindung noch nicht in so reichem Maße zuströmt, wie es später der Fall ist. Die Handlung ist in dieser wie in den beiden anderen Erzählungen reich an abenteuerlichen Wechselfällen, auf deren Schilderung der Autor viel Fleiß verwendet hat. Die Liebe zum Vaterlande bildet, wenn wir uns eines Ausdruckes von Richard Wagner bedienen dürfen, das Leitmotiv des Ganzen. Lothar, ein Heidelberger Student und Burschenschafter, muß wegen eines Duells, zu dem er durch den Hochmut eines Junkers gezwungen wurde, Deutschland verlassen, kämpft in Spanien für die Sache der Freiheit, wird hier schwer verwundet und wie durch ein Wunder gerettet, kommt, nach Afrika verschlagen, in maurische Gefangenschaft und von hier nach Griechenland, wo er bei Missolunghi von den Türken gefangen genommen, aber durch eine Jungfrau befreit wird, mit der er als seiner Gattin in die so lange gemiedene Heimat zurückkehrt. Mit einer schwungvollen Begrüßung derselben schließt die in gereimten vier- und fünffüßigen Jamben geschriebene Dichtung.

Die beiden anderen Erzählungen „Ebenbürtig“ und „Durch alle Wetter“ zeigen den Dichter von einer ganz neuen Seite, nämlich im Besitz eines Humors, der mit den Dingen anmutig spielt und den Esprit in tausend glitzernden Funken sprühen läßt. Pathetische Naturen pflegen selten im stande zu sein, sich die Beschränktheit der Dinge weglachen zu können. Es ist

ein Zeichen nicht gewöhnlicher Vielseitigkeit, daß Graf Schack sich auch der heiteren Muse mit Glück zugewendet und auf epischem wie auf dramatischem Gebiete in einem Genre Versuche gemacht hat, das mit großem Unrecht in der jüngsten Zeit vernachlässigt worden ist. Auf die politi-



Graf Adolf Friedrich von Schack.
(Original von Lenbach nach dem im Verlage der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien erschienenen Stich.)

schen Lustspiele werden wir später zu sprechen kommen, zunächst handelt es sich für uns aber um die komischen Epen, die wir erwähnt haben und in deren Ottave Rime etwas von Ariosts heiterer Phantastik lebt. Zwar hat unser erster deutscher Ästhetiker Vischer erklärt: „Es giebt kein komisches Epos“, doch ist dagegen von Carriere mit Recht die Frage aufgeworfen worden, wohin denn Voltaires „Pucelle“, Byrons „Don Juan“, Heines „Atta Troll“ und „Wintermärchen“ gehören, und Gottschall hat in seiner „Poetik“ das komische Epos eine Form genannt, die nur des schöpferischen Talentes harrt, welches den Geist der Gegenwart in sie hineinbannt. Sache des Dichters ist es, den Humor nicht zur Posse ausarten zu lassen, sondern ihm eine Haltung zu geben, die wahrhaft künstlerisch erscheint. Das Spielen mit den Verkehrtheiten und Thorheiten der Welt kann eine nicht geringere ideale Voraussetzung haben als das positive Ein-

gehen auf das Schöne und Erhabene. Alle gröberen Wirkungen auf die Lachlust des Lesers macht schon die rhythmische Form unmöglich, aber auch in sich wird der wahrhaft freie Humor seinen höheren geistigen Ursprung nicht verleugnen, sondern ihn überall in goldenen Strahlen durchschimmern lassen. Das trifft nun bei den Schackschen Dichtungen in hohem Maße zu. Inmitten des heiteren Festes, das dem Humor zu Ehren gegeben wird, stehen die Bildung, der Geschmack, die gute Sitte und lassen keinen unsauberen Gast hinein. Innerhalb dieser vornehmen Gesellschaft darf man aber nach Herzenslust lachen, sich und die Welt verspotten und alles im Hohlspiegel der Satire erblicken. In „Ebenbürtig“ liegt der Humor darin, daß ein adelsstolzer Fürst, den der Gedanke an eine Mesalliance empört, zu seinem Entsetzen erleben muß, wie seine ganze Nachkommenschaft in bürgerliche Kreise herabsteigt. Doch damit noch nicht genug: auch er selbst wird bekehrt und heiratet eine Gouvernante, während sein Diener einer alten ungarischen Fürstin die Hand reicht. „Durch alle Wetter“ schildert einen Gesandtschaftsattaché, der sich in eine Opernsängerin verliebt und auf der Hochzeitsreise mit ihr in London die merkwürdigsten Abenteuer erlebt. Die Sängerin wird von einem schlauen Impresario nach Amerika entführt, muß dort in Konzerten auftreten, macht die Reise von New-York nach Kalifornien unter allen möglichen Gefahren und findet erst in Neapel ihren Mann wieder, der seinerseits in die Hände italienischer Räuber gefallen war. Weder das Stoffliche noch seine sorgfältige Motivierung geben diesen Dichtungen ihren eigentümlichen Wert, sondern nur der anmutige Humor, der an geheimnisvollen Fäden alles leitet und der sein Gesicht nur in Falten legt, um uns durch ein um so herzlicheres Lachen zu überraschen. Wie es dem Wesen dieser Dichtungen entspricht, sind alle möglichen Tagesereignisse und Modeerscheinungen in die Erzählung hineingezogen worden, und die Fülle bezeichnender und humoristischer Reimworte erhöht die Wirkung, indem sie wie bunte Seifenblasen oder Jongleurkugeln durcheinander fliegen. Wenn auch die alten Italiener und Byrons „Don Juan“ als Paten dieser humoristischen Epen anzusehen sein mögen, so sind sie doch mit so vollendeter Anmut und Kunst ausgeführt, daß sie unserer Litteratur schon wegen der Seltenheit ähnlicher Erscheinungen zur Zierde gereichen.

Auch auf dramatischem Gebiete hat Graf Schack eine ausdauernde Thätigkeit entwickelt, und nur das urteilslose Anbeten des Erfolges kann diesem Teil seiner Produktion die Anerkennung versagen. Allerdings haben sich die Bühnen diesen Stücken gegenüber ablehnend verhalten, wenn wir von vereinzelten Aufführungen wie der „Pisaner“ im Münchener Hoftheater und des „Gaston“ im Berliner Ostendtheater absehen, aber wir wissen leider zu gut, daß dieses Schicksal fast allen Dichtern zu teil wird, die das Drama höheren Stiles pflegen und sich von sensationellen und possenhaften Zugeständnissen an die Mode frei halten. Die moderne deutsche Bühne scheint der Dichter entbehren zu können, was Wunder, wenn die letzteren so selten dazu kommen, in das Geheimnis der Theaterwirkung einzudringen und eine Technik zu erlernen, die man sich nur bei unmittelbarem Verkehr mit der Bretterwelt aneignen kann. Unter solchen Umständen erhält das Buchdrama eine Berechtigung, die ihm allerdings bei einem würdigeren Verhältnis zwischen Litteratur und Bühne bestritten werden müßte. Die Schackschen Dramen sind fast alle einheitlich angelegt und klar und wirksam durchgeführt, nirgends finden wir die Auswüchse einer übertreibenden Kraftdramatik oder einer redseligen Rhetorik. Einzelne sind mit geringerer dichterischer und theatralischer Kraft geschrieben, aber in mehreren lassen sich ein echt tragischer Konflikt und die Energie wahrer Leidenschaft nachweisen. In zwei Stücken, „Atlantis“ und „Heliodor“, erscheint uns das Talent des Dichters noch nicht genügend erstarkt, in dem

einen verfolgt die Begeisterung des Autors noch zu allgemeine und unklare Ziele, während in dem anderen die Handlung nach zu verschiedenen Richtungen auseinander fließt und schließlich mehr ins Philosophische als in die Lösung eines dramatischen Knotens übergeht. In „Atlantis“ handelt es sich um die Begründung eines Musterstaates, die von dem schwärmerischen Fürsten Wolfgang in Kalifornien versucht wird. Aber der Ausführung dieses Planes stellen sich große und unerwartete Hindernisse entgegen, deren Beseitigung die Kräfte des kühnen Reformators übersteigt. Nur zu bald stellt es sich heraus, daß das Phantasiegebäude die Berührung mit der Wirklichkeit nicht verträgt, habgierige Agenten und ruhmsüchtige Rivalen bröckeln daran, bis schließlich der ganze Bau unter den Angriffen der Spanier und Neger und infolge einer verbotenen Liebesleidenschaft des Fürsten zusammenzustürzen droht und letzterem keine andere Wahl läßt, als seinem Leben ein Ende zu machen. Der Ausgang des Helden will uns mehr traurig als tragisch dünken, wie denn überhaupt die Darstellung der übereilten und resultatlosen Schwärmerei keine dankbare Aufgabe für den Dramatiker sein dürfte. In „Heliodor“ stehen wir auf festerem Boden, wenn auch das Thema einen allgemeinen Charakter trägt und ein Stoff wie das Untergehen der klassischen Welt im Ringen mit dem Christentum und den fremden eingewanderten Völkern mehr epischer als dramatischer Natur sein dürfte. Immerhin hat der Dichter in dem Griechen Heliodor, der, aus einem alten Geschlecht Athens stammend, die Unabhängigkeit seines Vaterlandes wiederherstellen will und dabei untergeht, eine menschlich rührende Figur geschaffen, und nur die Aufeinanderfolge verschiedener Konflikte zerstört die Einheit der Arbeit. Zuerst ist die Liebe des Helden zu einer christlichen Jungfrau Makrina, die jedoch eigentlich dem griechischen Götterglauben mehr anhängt und deshalb von ihrem Bruder ermordet wird, die Triebfeder der Handlung, bis im vierten Akt der Gotenkönig Alarich als Rächer seines von den Griechen ermordeten Vaters auftritt und sowohl die Kirchen der Christen wie die Tempel der Hellenen mit Untergang bedroht. Aus dem Tumult wild entfesselter Leidenschaften steigt die Idee allgemeiner Menschenliebe empor, welcher die eleusinischen Priester ihre Gesänge darbringen. Ein Schluß voll Schönheit und Poesie, der aber doch individueller ausgestaltet sein müßte, wenn in ihm eine volle dramatische Wirkung erzielt werden sollte.

Für die beiden gelungensten Dramen Schacks halten wir „Timandra“ und die „Pisaner“, Dichtungen, die in keiner Weise aus dem Rahmen der Bühne heraustreten, sondern ihn vielmehr mit scharfer Charakteristik und spannender Handlung ausfüllen. In jener läßt die Heldin die Mutterliebe und die Vaterlandsliebe miteinander in Konflikt treten, bis die erstere von der letzteren überwunden wird; in dieser wird uns das Furchtbare ungezähmter Leidenschaft vorgeführt, die zugleich sich und den Gegner zerstört. In Timandra leben der alte spartanische Ernst, die Sitten und Anschauungen, die das Volk groß gemacht haben, während ihr Sohn, der siegreich aus Byzanz zurückkehrende Pausanias, sich der Starrheit und Strenge der Heimatsitten zu entfremden anfängt. Und wie sein Geist sich dem Fremdländischen zugewendet hat, so thut es auch sein Herz, das nicht mehr der Spartanerin Diotima, sondern der leidenschaftlichen Tochter des Perserkönigs, Mandane, gehört. Die Liebe zur letzteren und die Unfähigkeit, den Anklagen der Ephoren Rede zu stehen, treiben Pausanias zum Vaterlandsverrat, zur Unterhandlung mit den Persern, mit deren Hilfe er sich zu behaupten gedenkt. Innerhalb dieser Gruppe, jeden Einzelnen um Haupteslänge überragend, steht nun Timandra, die den irregeleiteten Sohn bald mit Strenge, bald mit Liebe auf den richtigen Weg zurückführen will und sich trotz aller Versprechungen immer wieder getäuscht sieht. Die Figur ist von Hause aus als

die zärtlich liebende Mutter angelegt, und der seelische Prozeß, den sie erleidet, indem sie allmählich alle weicheren Gefühle unterdrückt und nur noch Gedanken für die Ehre und Würde des Vaterlandes hat, ist bewunderungswürdig, ebenso wahr wie einfach durchgeführt. Wenn Timandra zum Schluß einen Stein zur Einmauerung ihres Sohnes in dem Tempel der Athene herbeiträgt, aber dabei zusammenbricht, so hat dieser historisch beglaubigte Zug im Zusammenhang der Charakteristik die glücklichste Verwendung gefunden. Die Spartanertugend ist vermenschlicht und dabei doch in keiner Weise verkleinert worden, denn wie die Rolle der Timandra gehalten ist, gehört sie zu den bedeutendsten Aufgaben, die einer Darstellerin von Heldenmüttern gestellt werden können. Groß und mächtig schreitet sie einher, den abtrünnigen Sohn zuerst mit Worten der Liebe zum Guten mahnend, bis der alte Stolz in ihr erwacht und die Witwe zu einer That zwingt, bei deren Vollbringung ihr Mutterherz brechen muß.

Noch näher stehen unserem Interesse die „Pisaner“, ein Stück, das an die Tragödie „Ugolino“ von Gerstenberg, ein Vorläufer der deutschen Kraftgenies im vorigen Jahrhundert, erinnert. Dieser Dichter hat die furchtbare Erzählung Dantes von dem Hungertode, den Ugolino mit seinen drei Söhnen erlitt, zu einem fünfaktigen Drama erweitert und darin eine Malerei des Gräßlichen, eine Veranschaulichung des Entsetzens und der Verzweiflung dargeboten, die man bewundern muß, auch wenn man mit Lessing sagen wird: „Mein Mitleid ist mir zur Last geworden; oder vielmehr mein Mitleid hörte auf, Mitleid zu sein, und ward zu einer gänzlich schmerzhaften Empfindung.“ Bei Schack füllt diese Katastrophe nur eine kurze Scene im fünften Akt aus, während sich der übrige Teil des Dramas mit dem Kampfe der Welfen und Ghibellinen beschäftigt, deren Führer Ugolino und der Erzbischof Ruggieri sind. Dieser führt den Kampf im Gefühl der Rache wegen eines ihm von seinem Gegner zugefügten Unrechts, während dieser, ein wilder gewaltthätiger Mann, nur den einen Wunsch kennt, ganz Italien unter seine Herrschaft zu bringen. So stehen sich auf beiden Seiten ungezügelte Leidenschaften gegenüber, die um so heftiger auflodern, als Ugolino in einem Anfall der Wut Ruggieris Sohn tötet. Der Kampf der beiden Männer, der Sieg des einen über den anderen treibt das Drama auf seinen Höhepunkt und zeigt uns dabei in Ugolinos Gattin Cornelia, die es verschmäht, den Gefesselten durch Stempelung zum Landesverräter zu befreien, eine Figur von tragischer Hoheit, welche die Situation mit höchstem sittlichen Pathos erfüllt. Die „Pisaner“ sind nicht nur das Beste, was Schack auf dramatischem Gebiete geleistet hat, sondern gehören auch wegen der lichtvollen Komposition, der scharfen Charakterisierung der Hauptpersonen und der sich ununterbrochen steigernden Leidenschaft zu den besten neueren Dramen. Wenn unsere Bühne sich solchen Arbeiten gegenüber teilnahmlos verhält, zeigt sie am besten, wie wohlverdient alle gegen sie erhobenen Beschuldigungen sind.

Ein ebenso großes Verdienst wie durch die Pflege des komischen Epos hat sich Graf Schack durch seine Versuche, das idealistische Lustspiel anzubauen, um unsere Litteratur erworben. Er gedachte damit nach einer Richtung zu wirken, in der bereits treffliche Muster vorliegen, ohne daß es ihnen gelungen wäre, eine größere Wirkung auszuüben. Von Tiecks Komödien „Zerbino“, „Fortunatus“ u. a., von Prutz' „Politischer Wochenstube“, von Platens „Romantischem Ödipus“ und „Verhängnisvoller Gabel“ konnte sich unser Publikum aus verschiedenen Gründen nicht angezogen fühlen. Viel zu abstrakt, persönlich und beziehungsreich waren diese Komödien, um allgemein bekannt zu werden. Nun können allerdings auch die Schackschen Lustspiele „Der Kaiserbote“ und „Cancan“ nicht als bühnenfähige Stücke angesehen werden, immerhin sind sie aber aus einem wahrhaft humoristischen Kern entwickelt und bei den tollsten

Sprüngen der Laune und Satire für jedermann verständlich. „Der Kaiserbote“ ist bald nach 1848 geschrieben und schildert die Strömungen im „tollen Jahre“ nach den verschiedensten Richtungen und mit Zugrundelegung der Idee, daß Kaiser Barbarossa durch einen Boten auskundschaften läßt, ob Deutschland für die Einheit und Freiheit schon reif ist. Aber der Bote macht die traurigsten Erfahrungen und kann dem Kaiser nur raten, in seinem Kyffhäuser weiter zu schlafen. „Cancan“ führt uns die Herrschaft des zweiten Kaiserreichs in Frankreich unmittelbar vor dessen Zusammensturz vor und zeigt Paris in einer Anzahl charakteristischer Typen bis zur Einschließung und Einnahme der Stadt durch die deutschen Truppen. Vieles von der aristophanischen Form ist in diesen Stücken beibehalten worden, so z. B. die Parabasen, in denen die Überzeugung des Dichters zu schwungvollem Ausdrucke kommt, aber sonst ist jeder philologische Zwang bei dieser Anlehnung an das griechische Vorbild vermieden, der Humor schaltet frei und richtet die Dinge und Menschen nicht im Sinne einer Partei, sondern stets im Hinblick auf die Einheit und Größe unseres Vaterlandes, dessen Beleuchtung durch die Kunst des Dichters wieder eine rhetorisch glanzvolle ist.

Wenn auch die poetischen Werke des Grafen Schack sämtlich in verhältnismäßig kurzer Zeit, nämlich in den letzten zwanzig Jahren, erschienen sind, so verteilt sich doch diese Produktion auf eine viel längere Zeit, da der Dichter seine Hefte lange in seinem Pulte verschlossen gehalten hat, bevor er sie dem größeren Publikum bot. Dadurch erklärt es sich auch, wie dieser Reichtum dichterischer Hervorbringungen möglich war in einer Zeit, die den Autor zugleich mit seinen gelehrten Studien beschäftigt fand. Wie wenig die letzteren dem poetischen Schaffen Schacks Eintrag gethan haben, zeigt seine jüngst vollendete Arbeit, das epische Gedicht „Die Plejaden“, das auf dem Hintergrund des Freiheitskampfes der Griechen gegen die Perser ein meisterhaftes Bild des hellenischen Lebens entwirft und in die Mitte desselben und die Zeit mächtiger nationaler Erhebung eine anmutige Liebesgeschichte stellt, welcher der Verfasser seine für alles Edle erglühende deutsche Seele eingehaucht hat. Da die J. G. Cottasche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart soeben eine Gesamtausgabe der poetischen Werke Schacks in sechs Bänden veranstaltet, hat das Publikum zur näheren Beschäftigung mit demselben eine Veranlassung, die es gewiß nicht unbeachtet vorübergehen lassen wird. Aus tiefster Ehrfurcht vor den Meisterwerken der Kunst sind diese Werke hervorgegangen, und alle tragen den Stempel des Ausgereiften, Harmonischen, der strengsten Selbstkritik. Überall macht sich das Streben nach den höchsten Gattungen der Poesie und das Bedürfnis geltend, die Aufgaben nach den Stilgesetzen unserer klassischen Dichter zu lösen. Graf Schack hat den Inhalt einer ungewöhnlich reichen Erfahrung und eines umfassenden Wissens in Formen gegossen, die nur dem Meister zu beherrschen vergönnt ist. In seiner vornehmen Stellung als Autor hat er nicht mit einer Zeile den Lockungen der Mode, den Verheißungen flüchtiger Erfolge nachgegeben. Nachdem er sich als Übersetzer und Litterarhistoriker einen ersten Namen errungen hat, darf er begründeten Anspruch darauf erheben, daß ihm seine Nation auch als Dichter den Kranz reicht.





Korrespondenzen.

Das Luther-Festspiel in Worms.

Von

Friedrich Soldan.

Die Lutherfeier der Stadt Worms ist eine besonders schöne und, wie wir glauben, eine besonders wirksame gewesen. Dies ist sie namentlich durch das Luther-Festspiel geworden. Bestand die Hauptfeier am 31. Oktober aus Festgottesdienst und gemeinsamer Erbauung am Lutherdenkmale, so hatte das Festspiel am 30. Oktober die Aufgabe, das eigentliche Fest auf das wirksamste vorzubereiten, indem es den Festteilnehmern Luther und sein Werk in dramatischen Scenen vorführte.

Das Festspiel verdankt seine Entstehung der thatkräftigen Energie eines Wormser Bürgers, des Herrn Fr. Schön, der von dem Gedanken ausging, daß nichts so geeignet wäre, den großen Gegenstand des Festes zu wirklich lebendiger Anschauung zu bringen, als eine dramatische Darstellung desselben, „daß man die Vergangenheit am besten feiere, wenn man sie zur Gegenwart werden lasse." Auf seine Anregung dichtete Hans Herrig von Berlin das Festspiel. Leitend war dabei der Gedanke, daß dasselbe seinem Gegenstande gemäß nicht bloß einen volkstümlichen, sondern auch einen durchaus ernsten, ja kirchlich-erbaulichen Charakter haben müsse. Dazu kam noch, daß in Worms zu einer Aufführung für eine größere Volksmasse nur die Kirche zu Gebote stand, ein Umstand, der ebenfalls dazu aufforderte, der Dichtung einen kirchlichen Charakter zu geben und deshalb „alles Äußerliche auszuschließen und mit dem ‚Ernst' gründlichen Ernst zu machen." Der Gedanke, in die Kirche „Bühnenaufzug, Wechselwort" zu bringen, stieß von Anfang an auf die entschiedensten Bedenken; aber sie sind alle siegreich überwunden worden — und so

„Hat was des Lebens rechte Art,
Wird's immer wieder Gegenwart."

ist ein kirchliches Volksschauspiel geschaffen worden, das in der That durch und durch ernst ist und nichts enthält, das in der Kirche verletzend wirkt.

Wir haben es hier weder mit einem gewöhnlichen Theater und gewöhnlichen Schauspielern, noch mit einem Theaterstücke im gewöhnlichen Sinne zu thun.

Die Bühne ist die denkbar einfachste. Unmittelbar unter der Orgel ist in der Dreifaltigkeitskirche ein einfaches erhöhtes Podium errichtet, zu dem aus dem Schiff der Kirche eine Treppe von acht Stufen führt. Das Podium selbst ist durch einen Vorhang, der in der Mitte in großen Falten zusammengefaßt und in der Höhe befestigt ist, in zwei Teile geteilt. Der hintere Teil der Bühne besteht wieder aus drei Räumen: aus zwei Seitenräumen und einem nicht sehr tiefen Mittelraume. Der letztere dient abwechselnd, manchmal auch zusammen mit der vorderen Bühne zum Schauplatz der Handlung. Aus den beiden Seitenräumen der hinteren Bühne treten die Mitwirkenden zum Spiel hervor. Vorhang und Scheidewände der einzelnen Bühnenabteilungen, die nicht verändert werden können, sind von dunkelbraunem Tuch, Podium und Treppe sind mit grünem Stoff belegt. Von Coulissen und Dekorationen ist nichts zu sehen. Auf alle die sonst üblichen theatralischen Hilfsmittel, die dazu dienen, auch der Umgebung den Schein der Wirklichkeit zu geben, ist verzichtet in dem Vertrauen, daß die bedeutungsvolle Handlung sich in unserer Phantasie selbst die rechte Umgebung schaffe. Doch ist sonst alles Äußerliche so einfach wie möglich gehalten, so sind die Kostüme mit großer Sorgfalt gewählt, histo-

risch genau, reich und geschmackvoll. Der zahlreiche gemischte Chor, der mitzuwirken hat, ist in einem Raume oberhalb der Bühne untergebracht, wo er für die Zuhörer nicht sichtbar ist.

Die Spielenden und die Mitglieder des Chores sind mit einer Ausnahme lauter Bewohner der Stadt Worms. An zweihundert Personen aus allen Kreisen haben sich zu dem schönen Werke geeinigt und sich mit Ernst und warmer Hingabe in ihren Gegenstand hineingelebt. Ihre Darstellung leidet freilich an manchen Mängeln, aber sie macht in ihrer schlichten Natürlichkeit, die frei ist von allem falschen theatralischen Wesen, einen durchaus wohlthuenden Eindruck. Nur die Rolle des Reformators selber ist bei den verschiedenen Aufführungen abwechselnd von zwei Schauspielern von Beruf gegeben worden, von Herrn Bassermann aus Stuttgart und Herrn Kraußneck aus Karlsruhe, die beide ihren Gegenstand in der würdigsten Weise aufgefaßt und zur Darstellung gebracht haben.

Die Dichtung selber macht nicht den Anspruch, ein eigentliches Drama zu sein. Sie besteht vielmehr aus einer Reihe von Scenen oder Lebensbildern, die uns Luthers Leben und sein Werk in großen Zügen veranschaulichen sollen. Doch entbehren diese Scenen durchaus nicht des inneren Zusammenhanges. Leicht und zwanglos fügen sie sich zu einem Ganzen zusammen, wie es das Leben des Reformators an die Hand gab. Auch fehlt nicht die äußere Verknüpfung, wie sich weiterhin ergeben wird.

Die einzelnen Scenen sind alle von großer dramatischer Kraft, sie lassen den Gegenstand durchaus vor unseren Augen auf die wirksamste Weise lebendig werden, so daß wir mit den auftretenden Personen wirklich denken und fühlen müssen. Die Orgelstücke und die Gesänge, die in das Ganze eingewoben sind, helfen den Gefühlen, die durch die vorgeführte Handlung erregt worden sind, noch vollends zum Ausdruck, sie ergreifen uns im Innersten und vollenden so die Wirkung.

Die eigentliche innere Kraft der Dichtung kommt uns beim bloßen Lesen des Festspiels kaum recht zum Bewußtsein. Der oft etwas derbe Volkston, den der Dichter angeschlagen, klingt uns manchmal geradezu trivial, die kunstlosen Verse scheinen uns wenig geeignet zu schöner, fließender Deklamation. Aber bei der Aufführung werden wir anderer Meinung, da klingt uns die Sprache fast durchweg kräftig, und vor allem, sie erscheint als der natürliche, ungesuchte Ausdruck der auftretenden Personen.

Das Wormser Festspiel hatte von nah und fern eine große Menge von Personen herbeigelockt und nach den vielen Stimmen, die über dasselbe laut geworden sind, fast an allen Besuchern seine dramatische Wirksamkeit erprobt: fast auf alle hat es denselben erhebenden Eindruck gemacht. Auch viele darunter, die vorher hartnäckig an der Berechtigung einer solchen Aufführung zweifelten, sind bekehrt worden. Wir stehen hiermit vor einem Erfolg, der hinreichend für das Werk spricht. Zwar sind wir der Meinung, daß die Kritik sowohl an der Dichtung wie an der Darstellung durchaus berechtigte Ausstellungen machen kann, aber die Thatsache wird sie nicht beseitigen können, daß das Festspiel Tausenden den großen Gegenstand unserer nationalen Feier wirklich nahe gebracht und ihnen weihevolle Stunden bereitet hat, deren Eindruck sich nicht leicht wieder verwischen wird.

Doch versetzen wir uns noch einmal in eine der Aufführungen des Festspiels!

Im Halbdunkel liegen die geweihten Räume der Kirche; nur die Bühne ist vollständig erleuchtet. Still und ernst, wie zum Gottesdienst, begeben sich die Festteilnehmer auf ihre Plätze, still und ernst harren sie auf den Anfang der Feier. Da ertönt die Orgel; mit einem Präludium von Bach leitet sie das Spiel ein. Noch während der letzten Klänge schreitet ein ehrwürdiger Alter, gefolgt von zwei Ratsdienern, mitten durch die Festversammlung und steigt die Treppe hinan, die aus dem Zuschauerraum auf die Bühne führt. Es ist ein Wormser Ratsherr vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Festfeier hat ihn aus dem Todesschlafe erweckt.

Mit Befremden sieht er alles verändert. Worms steht wohl noch auf der alten Stätte, doch es ist nicht mehr das alte, Mauer und Türme liegen nieder. Vor der Stadt aber hat er ein ehernes Bild erblickt, „eine hohe, herrliche Kraftgestalt.“ Die hat ihn ins Herz getroffen. „Wer ist der kühne Mann mit dem Buch?“ so fragt er. „Ist keiner hier auf diesem Gerüst, der mir die rechte Antwort wüßt?“

Die Antwort soll ihm werden. Aus dem Vorhange der hinteren Bühne tritt der Ehrenhold und verheißt ihm, daß er den Mann, dessen Bild er draußen in Erz gegossen gesehen, kennen lernen solle. Ihn zu ehren, feiere man heute ein Fest, da könne er ihn auf seinem ganzen Lebensgange begleiten. Während noch der Herold den Alten des weiteren über Luther belehrt, der das vollbracht habe, was die Zeitgenossen des Ratsherrn mit aller Macht erstrebt, ertönt aus der Höhe Orgelklang. Ratsherr und Herold lassen sich auf der Treppe nieder und lauschen mit uns dem Morgengesange (Melodie: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“), der in das Orgelspiel eingesetzt hat. Dann teilt sich der Vorhang, und die Darstellung der einzelnen Scenen beginnt. In buntem Wechsel ziehen sie vor unseren Augen dahin. Die zwischen den vorgeführten Bildern liegenden Ereignisse und alles, was zum Ver-

ständnis derselben notwendig ist, erfahren wir aus den Gesprächen, die der Ratsherr mit dem Herold führt. So wirkt hier die epische Darstellung mit der dramatischen zusammen.

Ein sehr glücklicher Gedanke war es, den Herold, als den Vertreter der epischen Darstellung, nicht allein zu lassen, was eintönig geworden wäre, sondern ihm den alten Wormser Ratsherrn zuzugesellen, der den lebendigsten Anteil an dem Spiele nimmt und an den der Herold seine Erklärungen und Erzählungen richtet. Auch geben die beiden Personen, die während des Spiels auf der Treppe sitzen, schon äußerlich ein schönes Bild — der ehrwürdige Alte mit schneeweißem, wallendem Haar und Bart und schwarzer Ratsherrntracht und der Herold mit buntem Federbarett und hellglänzendem Wappenrock.

In der ersten Scene offenbart uns Luther in einem Monologe sein zerrissenes Gemüt.

„Was hilft mir all mein Mühn und Ringen?
Was Gott verlangt — es kann kein Mensch vollbringen!
Verloren bin ich und verdammt!“

So ruft er verzweiflungsvoll. Da kommt Staupitz und sucht ihn in seiner mild-väterlichen Weise zu beruhigen.

„Sankt Paulus wird dich unterrichten,
Daß der Gerechte seines Glaubens lebt.“

Das ist der Gedanke, der wie ein Lichtstrahl in des Gequälten Seele fällt. Er bricht in die Worte aus:

„Wie strahlt das Licht auf einmal auf mich ein,
Bringt einen Tag, den keine Nacht kann rauben!
Gott ist die Lieb und will nicht unsere Pein!
Laß mich, o Herr, an deine Liebe glauben.
Im Glauben reiße mich gewaltig hin,
Bis daß ich ganz dir hingegeben bin.

In ihm erwächst der Glaube, der da ist „Herzenskraft und Seelenstärke“.

Haben wir mit dem verzweifelnden und ringenden Luther die Sehnsucht des sündigen Menschen nach Erlösung durch den liebevollen Schöpfer empfunden, so läßt der Choral „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“, mit der die Scene abschließt, dieses Gefühl noch tiefer in unsere Seele dringen.

Die folgende Scene bringt uns das Anschlagen der Thesen. Im Gespräch mit zwei Studenten, an denen sich die entsittlichende Wirkung des Ablasses zeigt, und mit Staupitz, der ihn von allzu heftigem Vorgehen zurückhalten will, kommt Luther zu dem Entschluß, nicht länger zu schweigen. Er schreitet zur That mit den Worten:

„O Wittenberg, du gute Stadt,
Sollst mir nicht werden böse,
Schloßkirchenthür, nun trag dies Blatt,
Damit es jeder lese!
's ist Zeit, daß wir nun endlich fort
Vom Licht den Scheffel schieben.
O Herre Gott, dein göttlich Wort
Ist lang verdunkelt blieben!“

Der Chor beendet die Scene mit dem Gesang „O Herre Gott, dein göttlich Wort“.

Der Streit ist entbrannt — die Feinde Luthers sind wach. Aber ungebeugt, so erfahren wir aus des Herolds Munde, steht Luther vor Cajetan in Augsburg, auch Eck vermag den Mutigen nicht aus seiner Bahn zu werfen. „Doch schlimmre Prüfung hebt jetzt an, gekommen ist aus Rom der Bann.“ Abermals wird Luther zu einer entscheidenden That gedrängt — zur Verbrennung der Bannbulle.

Staupitz, in der Überzeugung, daß der Freund in seinem himmelstürmenden Mute schließlich das Fundament aller menschlichen Ordnung ins Wanken bringe, dringt in allem Ernste in ihn, daß er sich nicht durch die Verbrennung der Bannbulle von der Kirche losreiße. Aber Luther muß dem in ihm wirkenden Geiste folgen. Wohl will ihm das Herz brechen, als der geliebte Freund sich zürnend von ihm wendet, doch:

„Einen Preis läßt Gott sich nicht setzen —
Bricht mir das Herz auch: — zieh dahin!“

Er hat seinen Freund verloren. „Und müßt er sterben den Flammentod, es schüfe ihm nicht so bittere Not.“ Aber in dem Bewußtsein, daß der Mensch, der im Dienste des Höchsten steht, immer bereit sein muß, auch auf das Liebste auf Erden zu verzichten, schreitet er seine Bahn weiter. — Aus der Ferne hören wir einen lustigen Studentenchor; der Verabredung gemäß ziehen sie zur Verbrennung von „Dekretal und Pergament“ zum Elsterthor. In ihrer Mitte sehen wir Luther den entscheidenden Schritt thun. — Die ganze Scene ist geradezu von erschütternder Wirkung.

Jetzt ergeht an Luther die Ladung, sich zu Worms vor Kaiser und Reich zu verantworten. Mag ihn auch zuerst die Aufforderung erschrecken, bald ist er entschlossen. Dem abmahnenden Freunde Melanchthon erwidert er:

„Und ob Ihr auch von Weisheit trofft,
Wie viel gar Schönes ihr gesprochen:
Die arme Wahrheit hat gehofft,
Und doch ward ihr nicht Bahn gebrochen.
Mühst du dich nicht in saurem Schweiß,
Erringst du nimmer ihr den Siegespreis.
Das Sprichwort sagt: Wer wagt, gewinnt!
Nach Worms nun will ich meine Schritte kehren,
Und wenn dort so viel Teufel wären,
Wie Ziegel auf den Dächern sind!“

Luthers Reise von Wittenberg nach Worms und sein Einzug in die letztere Stadt schildert der Herold dem Ratsherrn und uns in lebendigen Farben. — Luther im Gebet sich für den bevorstehenden schweren Gang vorbereitend —

ist der Gegenstand des nächsten Bildes. Dann verkündet Heroldsruf und Trompetenton die Eröffnung des Reichstages.

Von rechts und links kommen die Fürsten auf die vordere Bühne, unter ihnen namentlich Friedrich der Weise, Philipp von Hessen, Herzog Georg von Sachsen, Erich von Braunschweig u. a. m. Nachdem sie sich begrüßt und sich zu beiden Seiten des mittleren Vorhanges aufgestellt, teilt sich derselbe, und wir sehen den Kaiser auf dem Throne, umgeben von Kardinälen, spanischen Rittern u. s. w., Doktor Eck steht neben dem Throne. Mit den Personen der vorderen Bühne bilden sie jetzt ein reiches, farbenprächtiges Bild.

Vor diese glänzende Fürstenversammlung tritt zögernden Schrittes der schwerangeklagte Mönch, beugt vor Kaiserl. Majestät die Kniee und hält auf Ecks Aufforderung zum Widerruf seine Verteidigungsrede. Mit demütiger Entschuldigung beginnend, wenn er, der unerfahrene Mönch, nicht rede, wie es sich gezieme, — mit Festigkeit fortfahrend, — daß er das, was er in seinen verschiedenartigen Schriften gelehrt, nicht widerrufen könne, — erhebt er sich am Schluß zu der ernsten Mahnung an den jungen Kaiser, auf dessen Eingang unser Deutschland hoffe, daß er nicht eine Sündflut von Übeln heraufbeschwöre, indem er durch Verdammung des Wortes Gottes Ruhe schaffen wolle.

In äußerst wirksamer Weise hat der Dichter in dieser kurzen Rede, der erneuten Aufforderung an Luther zum Widerruf und dessen Schlußerklärung alles Wesentliche zusammengedrängt, was uns die Geschichte über die Verhandlungen auf dem Wormser Reichstage überliefert. Kurz und knapp und durchaus markig und wuchtig, der bedeutungsvollen Handlung angemessen, ist hier die Sprache der Dichtung.

Nachdem Luther sein: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, helfe Gott mir, Amen!“ gesprochen, erhebt sich der Kaiser selber von seinem Throne und spricht des Reiches Acht und Bann über den verstockten Ketzer. — Vor dem zwiefach Geächteten, der in tiefen Gedanken in sich zusammensinkt, schließt sich dann der Vorhang der hinteren Bühne.

Die Fürsten und Ritter auf der vorderen Bühne bleiben ebenfalls. In erregter Weise besprechen sie das soeben Erlebte und wenden sich dann auch an Luther, der noch teilnahmlos im Hintergrunde steht. Aufgerüttelt durch die an ihn gerichteten Worte, reckt er die Arme in die Höhe und ruft:

„Ich bin hindurch! ich bin hindurch!“

Und gleich darauf:

„Das Wort erklang. Jetzt darf ich sterben!“

In der großartigsten Stimmung erwidert dann der todesmutige Zeuge der Wahrheit auf die einzelnen Anreden, die Freund und Feind an ihn richten, mit einzelnen Versen des Liedes „Ein feste Burg ist unser Gott.“ So erwächst auf die ungezwungenste Weise das ganze Lied aus dieser Unterredung heraus. Für das, was Luther in jenem Moment bewegte, hätte sich wohl kein passenderer Ausdruck finden lassen.

Während der letzten Strophe haben Luther, Friedrich der Weise und Philipp von Hessen ganz die Stellung eingenommen, in der sie uns das Wormser Reformationsdenkmal zeigt; die Orgel hat leise die Melodie des Liedes begonnen und führt sie in freier Phantasie allmählich steigernd weiter. Dann setzt die Orgel kräftig ein, und das gewaltige Lied erbraust.

Bei der ersten Aufführung des Festspiels am Abend des 30. Oktober — die wir überhaupt bei unserer Darstellung vorzugsweise im Auge haben — wurde das Lied aber nicht wie die anderen Gesänge bloß von dem Chor gesungen, sondern die ganze große Menschenmenge, welche die Kirche füllte, hatte sich erhoben und sang stehend das Lied bis zu Ende, ihre mächtige innere Erregung in dem herrlichen Gesange ausströmend. Eine Pause erfolgte, während der kein Laut hörbar wurde. Von dem Geiste des Reformators hatte jeder in dieser Versammlung einen Hauch verspürt.

Nach den stürmisch bewegten Scenen bietet uns das Festspiel ein friedliches Bild — Luther als Junker Georg auf der Wartburg die Bibel übersetzend.

„O, würd aus diesem heil'gen Buch
Deutsch jedes Wort, deutsch jeder Spruch,
Daß so sich nährt an Gottes Wort
Die deutsche Seele fort und fort!“

Das ist sein Wunsch, den er dem Schloßhauptmann gegenüber äußert und der in so herrlicher Weise in Erfüllung gehen sollte. Im Gespräche mit seinem Wirte spricht er auch schon den Entschluß aus, sein stilles Asyl zu verlassen, wenn „Bildersturm und Rottengeist“ ihr Wesen zu weit trieben.

Die folgende Scene zeigt uns den Bildersturm in vollem Gange. Volkshaufen, aufgeregt durch Schwärmer, sind im Begriff, die Kirche in Wittenberg zu stürmen. Vergebens sucht Melanchthon sie zurückzuhalten. In dem Augenblick, als sie auf diesen eindringen wollen, erscheint Luther im Doktortalare, in der einen Hand die Übersetzung des Neuen Testamentes. Vor seiner ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit weichen die Aufrührer scheu zurück. Den nach Freiheit Schreienden bietet Luther das verdeutschte Gotteswort als die rechte Wehr und Waffe, mit der sie die wahre Freiheit erringen könnten. Durch seine kräftig-milde, klare Rede weiß er vollends den Sturm zu

beschwören. Willig folgen sie zuletzt seinem Worte, das sie an ihre tägliche Arbeit weist, worin Gebet sie stärken solle. — In schönem Bilde sehen wir, wie der durch lebendigen Gottesglauben geläuterte Geist die Kraft hat, die Welt in ihrem Wahne zu überwinden.

Noch einmal erblicken wir den Reformator, und zwar am Abend seines Lebens im Kreise seiner Familie. Ein Scholar aus Bayern, der von Abscheu gegen den schrecklichen Ketzer erfüllt ist, wird von Melanchthon in Luthers Haus eingeführt, damit er sich selber den viel Geschmähten ansehe und dann ein besseres Urteil fälle. Vor des Feindes Auge entfaltet sich nun der ganze reiche Segen dieses echt deutschen, christlichen Familienlebens.

„Seht her, das nenn ich alles mein!
Wie sehr man darob mich schalt,
In ihrer Lieb vergaß ich's bald!
Der Ehstand ist ein reicher Hort,
Beschert uns Gaben fort und fort."

So spricht Luther zu dem Fremdling, auf Frau und Kinder hinweisend. In ernst-heiterem Tone unterhält er sich dann mit ihm über des Hauses Freud und Leid, über Deutschlands Geschick und seine Zukunft. Er sagt das charakteristische Wort:

„Ein Hengst ist Deutschland, nicht viel gescheiter,
Weiß weder, was hinten, noch was vornen,
Und zersetzt sich das Fell an Dornen.
Fänd es einmal den rechten Reiter!"

Auf den Einwurf des Scholars, daß ja Deutschland einen Herrn habe, bemerkt er, nicht eines römischen, sondern eines deutschen Kaisers bedürfe das Vaterland.

Völlig überwunden verläßt der frühere Feind Luthers diesen trauten Kreis, in dem ihm die Allgewalt der Liebe entgegengeweht. — Der Vorhang fällt, noch während die Hausfrau mit Kindern und Hausfreunden das Abendlied singt:

„Mit Frieden fährt der Tag dahin,
Wie Gottes Wille:
So lenk ich denn zu ihm den Sinn
Sanft und stille.
Gottes Güte preis ich laut
Und will mich schlafen legen."

Aus London.

Von

Helen Zimmern.



Wie im Leben des Einzelnen ein momentanes Zurückziehen in ländliche Stille als heilsames Mittel gilt, um sich selbst gleichsam wiederzufinden und jene seelische Einkehr zu halten, welche uns erkennen läßt, wie es geistig um uns steht, so verhält es sich auch mit dem öffentlichen Leben; die in London eingetretene saison morte eignet sich vortrefflich zu einer Umschau auf dem Gebiet des geistigen Lebens und giebt mir eine längst erwünschte Gelegenheit, die Aufmerksamkeit auf eine seltsame Veränderung zu lenken, welche sich allmählich in unserer Litteratur vollzieht und deren Fortschritt ich nicht ohne Bangen seit längerer Zeit beobachtet habe. Es ist stets schwierig für denjenigen, welcher inmitten einer Bewegung lebt, sich dem Umkreis derselben zu entziehen und die Stellung eines objektiven Beurteilers zu behaupten; aber der Kritiker sollte in dieser Beziehung etwas von der Inspiration des Poeten haben, und ohne mir irgend welchen übernatürlichen Scharfsinn beimessen zu wollen, hege ich die Befürchtung, daß sich meine Kassandra-Ahnungen, wenn nicht von irgend welcher Seite unverhoffte Abhilfe eintritt, binnen etwa fünf Jahren nur als zu berechtigt herausgestellt haben werden.

Bis jetzt, glaube ich, wird erst von sehr wenigen erkannt, daß eine Verschlimmerung unserer litterarischen Zustände, auf welche wir einst so stolz sein durften, in Aussicht steht.

Dasselbe, was Renan im „Caliban" von der Politik in Europa gesagt hat, nämlich daß wir amerikanisiert werden, trägt sich auf dem Gebiet unserer Litteratur zu, und obwohl seit undenklichen Zeiten von der litterarischen Welt als der „république des lettres" gesprochen wird, so sehen wir doch deutlich jetzt, wo die schönen Künste zum erstenmal im Lauf der Jahrhunderte mit der großen Masse in Berührung treten und um die Gunst des Volksgeschmacks buhlen, wie fern eben die litterarische Welt der Demokratie stets gestanden hat, und daß Kunst und Litteratur von jeher eine Oligarchie gebildet haben und ferner bilden sollten. Die Neigung zum Amerikanischen ist überall von unheilvoller Wirkung für uns. In der Kunst hat dieser Einfluß erst kürzlich begonnen, sich zu zeigen, und seine Folgen sind noch zu wenig fühlbar, um sich in Worten nachweisen zu lassen; aber in der Litteratur nimmt er jetzt überhand und darf getrost besprochen werden. Indessen möchte ich bemerken, daß ich keineswegs alle Schuld Amerika beimesse, obwohl ich glaube, daß der Antrieb von dort gekommen ist; viel davon muß der wachsenden Verbreitung des Wissens zugeschrieben

werden. Wenn alle Welt liest, so ergiebt das natürliche Gesetz des Angebots und der Nachfrage, daß die Lieferanten beim Beschaffen des Lesestoffes den größten Teil der Konsumenten im Auge haben, und da die Klasse der geistig Niedrigstehenden weit zahlreicher ist als die der Höherstehenden, so macht es sich besser bezahlt, solche Werke zu publizieren, die einem niedrigen Geschmack am besten zusagen; ja, die Spekulation ist um so weniger eine verfehlte, als diese Leute hierzulande ebensoviel, wenn nicht mehr Geld auszugeben haben als die ihnen geistig überlegene Minderheit.

Hierfür sind die Verleger nicht zu tadeln. Die meisten sind eben Geschäftsleute und nehmen natürlich in erster Linie Bedacht auf ihre Taschen. Was gilt diesen die Ehre der Litteratur! Die Folge aber ist, daß, während die Kunst gerade jetzt in England in jeder Gestalt floriert, die Litteratur kaum Schritt mit derselben hält. Nicht etwa, daß es an Lesern und Schriftstellern mangelte — im Gegenteil wird jetzt mehr gelesen und geschrieben als je zuvor; doch scheint uns ein Aussterben der Buchpublikationen zu drohen. Im „Publisher's Circular", einem buchhändlerischen Jahresbericht, finden wir die schon im vorigen Jahre darin enthaltene Bemerkung wiederholt, daß eine entschiedene Abnahme der ehemals stets im Wachsen gewesenen Zahlen zu konstatieren sei. Die außerordentliche Thätigkeit, welche auf dem Felde der journalistischen und periodischen Litteratur herrscht, macht sich endlich dem Lesepublikum insofern fühlbar, als sie demselben die Zeit raubt, welche zur Lektüre von Büchern gehört; die meisten unserer besten Schriftsteller schreiben jetzt für Revuen und Journale, und sie räumen offen ein, daß die Unternehmer von Zeitschriften im stande sind, ihnen höhere Honorare zu zahlen als die Verlagsbuchhändler, welchen es schwer fällt, auch nur annähernd solchen Absatz zu erzielen, wie ihn die Journallitteratur ergiebt. Auch ist die Arbeit für letztere leichter und mit geringerer Verantwortung verknüpft, da in vielen Fällen die Artikel ohne Namensunterschrift des Verfassers erscheinen. Aber lassen sich auch durch diesen Umstand nur die minder Gewissenhaften bestimmen, so weist doch andererseits unsere periodische Presse die ersten Namen des Landes auf; und so kommt es, daß der rasch produzierte Zeitungsartikel das langsam geschriebene und teure Buch verdrängt. Dies steht im Einklang mit der heutigen Zeit, dem Jahrhundert der Dampfkraft, und die Schnelligkeit, mit der das große Publikum eines Themas müde wird, steigt in erschreckender Weise. Einen auffallenden Beleg hierfür bringt das oben erwähnte „Publisher's Circular" durch den Hinweis, daß in unserem Lande keine Geschichte des deutsch-französischen Krieges geschrieben worden ist. Es stellte sich beim Ende des Krieges heraus, daß der Gegenstand so ausreichend in der Tagespresse behandelt worden war, daß er für die gewöhnlichen Buchzwecke keinen praktischen Wert mehr besaß und das Publikum, da der Krieg vorüber war, auch genug darüber gelesen hatte. Die Vortrefflichkeit der englischen Zeitungskorrespondenten und das große Format unserer Blätter ermöglichen es, alle Tagesfragen sofort und, wenigstens für populäre Zwecke, völlig genügend zu besprechen. Die bedeutende Anzahl unserer Revuen und Magazine gewährt auch den auf anderen Gebieten thätigen Schriftstellern hinreichenden Platz. Daher sind die Erzeugnisse unserer Litteratur heutzutage größtenteils in Journalen zu finden. Nur Erzählungen sind von unseren Zeitungen ausgeschlossen — obwohl nicht von unseren litterarischen Magazinen — und gedeihen noch in Buchform; denn diese Lektüre steht auch beim Volke in Gunst. Trotzdem weist selbst die Zahl der bei uns im letzten Jahre erschienenen Romane einen Rückgang von dreißig Prozent gegen das vorhergehende Jahr auf. Die einzige Zunahme, welche faktisch zu bemerken ist, haben wir auf dem Felde der Jugendlitteratur. Man fragt sich: Werden die Kinderbücher heutzutage so schön und interessant hergestellt, daß sie Leser unter Erwachsenen finden, oder wird das Lesen von Büchern von den erwachsenen Leuten nachgerade als eine kindische und unprofitable Beschäftigung aufgegeben? Jedenfalls bleiben die Fakta, und Fakta sind eigensinnige Dinge, die sich, wie wir alle wissen, nicht nach unserem Willen lenken lassen.

Unsere Litteratur beginnt, wenn ich mir den Ausdruck gestatten darf, eine Mittelstandslitteratur zu werden; und unser Mittelstand liebt nichts so sehr, als über die höheren Klassen der Gesellschaft zu schwatzen. Gleichviel, welchen politischen Meinungen die Leser huldigen, so finden sie das größte Vergnügen daran, detaillierte Berichte über das Privatleben z. B. irgend eines Lords zu erfahren, und am ausgeprägtesten zeigt sich dieser Hang in Amerika. Von Amerika wurde der Reporter, jene Geißel der berühmten Leute, ins Leben gerufen; von Amerika ging die Herrschaft der sogenannten „Society Journals" aus, welche von allen Klassen gelesen werden, nur nicht von der guten Gesellschaft, über die sie so genau informiert sein wollen. Keine Zeitung findet so guten Absatz wie die „World", „Truth" (?) und „Vanity fair" — Sixpence-Wochenschriften, von denen untergeordnetere und wohlfeilere Nachahmungen existieren, welche es mit der Wahrheit nicht genau nehmen und die schlimmste Art Neugier zu befriedigen suchen. In einem Lande, wo Preßfreiheit herrscht, können diese Zeitschriften ihr Gewerbe ungehindert betreiben. Wenn sie, wie es häufig vorkommt, den Ruf

einer Persönlichkeit schmähen, so ist der Verleumdete wehrlos, wenn er nicht gewillt ist, den äußerst kostspieligen Weg der Privatklage einzuschlagen, der auch nur eine sehr unsichere Aussicht auf den Sieg der Wahrheit gewährt; denn die englische Justiz ist schwer zu berechnen. Die Vorliebe für das Persönliche, für das Aktuelle, um mich des Wortes zu bedienen, welches sowohl in England wie in Deutschland das Heimatsrecht in diesem Sinne erworben hat, ist der Fluch der heutigen Zeit, und auch dies ist auf Amerika zurückzuführen, wo infolge des durchschnittlich untergeordneten Bildungsgrades diese Art der Publikationen die einzige Lektüre bildet, für welche sich die große Masse interessiert. Die Zeitungen wenden sich natürlich, ihrem eigensten Wesen gemäß, an dieses Verlangen nach dem Aktuellen, aber zur Ehre unserer Presse müssen wir hier bemerken, daß sich unsere besseren Zeitungen im Gegensatz zu den amerikanischen von der Neigung, persönlich zu werden, fern halten. Aber unsere Magazine führen einen harten und erfolglosen Kampf gegen diese wahre Gier nach aktuellem Stoff, und zwei der gediegensten sind schon unterlegen. Das von Thackeray gegründete „Cornhill Magazine“ und „Fraser's Magazine“ — zwei Zeitschriften, welche mindestens in jedem Heft vier oder fünf Artikel für gebildete Leser enthielten — haben in diesem Jahre aufgehört zu existieren, wenigstens als das, was sie bisher waren. Letztere ist in eine Sixpence-Monatsschrift mit anderem Namen umgewandelt worden, welche nur Unterhaltungslektüre und populäre Artikel der leichtesten Art bringt. Vom „Cornhill Magazine“ ist der Name geblieben, doch der Preis auf die Hälfte herabgesetzt, und der Inhalt besteht aus Erzählungen zweiten Ranges nebst mittelmäßigen Holzschnittillustrationen. Die in Heften zu zwei Shilling, sechs Pence erscheinenden Zeitschriften wie das „Nineteenth Century“, die „Fortnightly Review“ (gegründet von Lewes, um die politischen Ansichten der Positivisten und philosophischen Radikalen zu vertreten) und die „Contemporary“ behaupten sich noch dadurch, daß sie sich ausschließlich mit politischen und socialen Fragen beschäftigen, welche von Parlamentsmitgliedern, Ministern und Fachgelehrten behandelt werden. Diese Organe dürfen gleichsam als Extraparlamente betrachtet werden und dienen dazu, das Publikum in politischen Dingen zu bilden und der öffentlichen Meinung die gewünschte Richtung zu geben. Sie werden von den besseren Ständen gelesen; doch der Stoff, welchen sie bieten, so vortrefflich er in seiner Art ist, kann seinem Charakter gemäß nur zur Kategorie der ephemeren Litteratur gerechnet werden. Diese Blätter vertreten sämtlich die liberale Richtung. Kürzlich hat die konservative Partei den Versuch gemacht, eine gleiche Zeitschrift zu gründen, und die „National Review“ ins Leben gerufen; aber bis jetzt hat dieselbe noch kein Terrain gewonnen, und ihre Mitarbeiter sind mit wenigen Ausnahmen unbekannte Größen. Letzterer Umstand findet ohne Zweifel darin seine Erklärung, daß das Magazin zu schwach unterstützt wird, um seine Mitarbeiter bezahlen zu können, und selbst die gesinnungstüchtigsten Konservativen sind — so betrübend die Thatsache auch klingt — dem Reiz des schmutzigen Gewinnes nicht unzugänglich, mag ihr Parteiinteresse auch noch so stark sein. Der Engländer hält an keinem Bibelspruch so fest als an dem, welcher besagt, daß „ein Arbeiter seines Lohnes wert ist“.

Mit großem Erfolg bewerben sich seit einiger Zeit zwei amerikanische Magazine um die Gunst unseres Publikums; es sind „The Century“ und „Harper's Monthly“, welche für einen geringen Preis einen vorzüglichen Text aus den Federn der besten englischen und amerikanischen Autoren und eine Fülle wahrhaft künstlerischer Holzschnittillustrationen bieten, mit denen diejenigen englischer Bücher weder im Stil noch in der Ausführung rivalisieren können. Die ungeheure Verbreitung in einem so großen Lande wie Amerika setzt die Unternehmer in den Stand, diese reichhaltige Lektüre zu einem Preise zu bieten, der unter anderen Umständen selbstmörderisch sein würde, und gestattet ihnen außerdem, Künstlern und Schriftstellern mehr denn doppelt so hohe Honorare zu zahlen, als dieselben für die gleichen Beiträge in England erhalten würden. Was ist natürlicher, als daß sie schnell die besten Mitarbeiter gewonnen haben? Und ebenso natürlich ist es, daß sie den Markt völlig beherrschen. Um dem entgegenzutreten, hat eine unserer ersten Verlagsfirmen, welche etwas Geld daran wagen kann, soeben ein Konkurrenzunternehmen gegründet; es ist dies ein englisches, ebenso reich illustriertes Magazin zum halben Preise, freilich auch nur vom halben Umfang der genannten amerikanischen Monatshefte, und führt den Namen „The English Illustrated Magazine“. Noch ist es zu früh, über die Aussichten desselben eine Meinung zu äußern, und bis jetzt stehen die Holzschnitte technisch noch nicht auf der Höhe der amerikanischen Illustrationen. Die Amerikaner nehmen entschieden in der Holzschneidekunst den ersten Rang ein. Doch waren schon vor der Veröffentlichung mehr denn 150000 Exemplare der ersten Nummer des englischen Magazins verkauft, was immerhin ein günstiges Zeichen ist; indessen giebt uns dies wiederum den Beweis, wie beliebt jetzt leichte populäre Lektüre und Illustrationen sind. Die Manier, jeden Artikel zu illustrieren, ist rein amerikanischen Ursprungs und in Rücksicht auf eine halbgebildete Klasse von Leuten eingeführt, welche

die Dinge nicht realisieren können, ohne sie zu sehen. Am besten reussiert jetzt leichte Lektüre brillanten Genres in anziehender Ausstattung zu billigen Preisen. Einer derartigen Ware wendet das Publikum seine vollste Gunst zu.

In den Verlagszuständen der erzählenden Litteratur ist ebenfalls eine Veränderung zu bemerken. Erstens sind wir überschwemmt von amerikanischen Romanen, denn da kein internationales Autorrecht existiert, brauchen unsere Verleger nichts für diese Werke zu zahlen und können sie in hübsch ausgestatteten Auflagen so billig liefern, daß dieselben einen starken Absatz erzielen und die einheimischen Erzeugnisse verdrängen. Die Verleger, welche häufig nur das Geschäftsinteresse im Auge haben, sind völlig berechtigt zu ihrem Thun. Erstlich sparen sie (außer in dem seltenen Fall, wo die betreffende Verlagshandlung einem berühmten Schriftsteller die Aushängebogen abkauft oder ihm freiwillig eine Tantième auszahlt) das Honorar für den Autor und stehen überhaupt unter keinerlei gesetzlicher Verpflichtung. Zweitens ist mit dem Nachdruck eines Buches, das schon in einem anderen Lande Erfolg errungen hat, weniger Risiko verknüpft als mit dem Verlag eines ganz neuen Werkes. Drittens ist das Setzen nach gedruckter Schrift billiger als nach einem Manuskript, und schließlich fallen die Kosten der Korrekturbogen für den Autor und die damit verbundene Verzögerung fort. So sind einer doppelten Ungerechtigkeit Thür und Thor geöffnet. Die amerikanischen Autoren müssen es dulden, daß ihre Werke ohne ihre Erlaubnis und ohne Vergütung nachgedruckt werden, und die englischen Schriftsteller sehen sich von ihrem eigenen Markt durch billige Auflagen fremder Erzeugnisse verdrängt, mit denen zu konkurrieren ihnen nicht möglich ist; denn da diese Ausgaben den Händlern zu Preisen überlassen werden, die wenig mehr als die Herstellungskosten decken, so ergeben dieselben keinen Überschuß für Autorenrechte. Die Folge ist, daß z. B. auf ein Exemplar eines Romanes von Blackmore — des gelehrtesten unserer modernen Romanschriftsteller, dessen erste Ausgaben zu dem traditionellen, für das Durchschnittspublikum allerdings unerschwinglichen Preise von 1 Pfd. Sterl. 11 Shilling 6 Pence verkauft werden — ohne Übertreibung fünfhundert der zierlichen Shillingsexemplare der Romane des Amerikaners Howells abgesetzt werden.

Über den englischen Roman selbst ist ebenfalls eine Veränderung gekommen; doch würde es mich zu weit führen, diese in detaillierter Weise hier zu besprechen. Nur so viel will ich erwähnen, daß im Gegensatz zum amerikanischen Roman, der sich fast ohne Ausnahme durch seinen moralischen Charakter auszeichnet — wenngleich seine Sprache keineswegs immer korrekt und die Gesellschaft, von der er handelt, nicht die beste ist —, die englische Romanlitteratur sich in letzter Zeit die schlimmsten Eigenschaften der französischen anzueignen bestrebt zeigt. Während früher ein englischer Roman jedem jungen Mädchen ruhig in die Hand gegeben werden konnte, ist dies jetzt nicht mehr ratsam. Und da die englische Sprache gleich der deutschen eine ehrliche, biedere Sprache ist, die kein „sous-entendu" gestattet, so sind diese laxen englischen Romane weit ordinärer und abscheulicher als ihre französischen Vorbilder. Auch dieses Übel ist aus dem Streben zu erklären, den litterarischen Maßstab den niederen, eine stark gewürzte Kost liebenden Bevölkerungsklassen anzupassen. Kurz, die Litteratur befindet sich jetzt in England in einem chaotischen Zustand, und nirgends sind Zeichen von Verbesserung zu bemerken, wohl aber treten täglich Symptome von Verfall ans Licht. Trotzdem die Leute mehr lesen und mehr Lektüre kaufen als früher, kommt die Litteratur mehr und mehr zurück. Man kann sich nicht darüber wundern, daß die Verleger in Verwirrung sind, daß auch die respektabelsten und besonnensten der Lage der Dinge ratlos gegenüberstehen. Auch das Verlagsgeschäft selbst ist ein anderes geworden. Ehemals gab es drei oder vier große Londoner Kommissionshäuser, welche Reisende hielten und die Vermittelung zwischen den Verlegern und den Sortimentsbuchhändlern Londons und der Provinz übernahmen. Jetzt halten die großen Verlagsfirmen selbst Reisende, und die kleinen müssen es ihnen gleich thun. Dies verursacht einen größeren Spesenaufwand bei geringerem Verdienst und setzt die Verleger immer mehr außer stande, Originalwerke zu bezahlen, wenn dieselben nicht unbedingt der populären Geschmacksrichtung entsprechen und somit sichere Aussicht auf Erfolg gewähren.

Der Dämon des Konkurrenzeifers ist in das stille Reich der Kunst eingedrungen; die Musen aber sind Weiber und daher nicht allein wankelmütig, sondern auch leicht zu verletzen.

Inzwischen ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Litteratur, welche in so innigem Zusammenhang mit den Interessen der menschlichen Gesellschaft steht, sich in ihren Strömungen nach dem politischen Zeitgeist richtet und daß die englische Litteratur gegenwärtig in ihrem ganzen Treiben der Demokratie zustrebt.



Litterarische Mitteilungen.

Neue Belletristik.



Der **Gast.** Roman von Rudolf Lindau. (Breslau und Leipzig, S. Schottlaender.) Eine Erzählung, in welcher die Kunst des Verfassers in Bezug auf interessante Erfindung und psychologische Vertiefung sich in glänzendem Lichte zeigt, die aber nichtsdestoweniger nicht immer erquicklich wirkt, weil die Hauptpersonen mit starrköpfiger Konsequenz die Sympathie des Lesers verschmähen. Es handelt sich um eine ehebrecherische Liebe, die durchaus nicht im französischen Genre aufgefaßt ist. — **Die Kameradin.** Eine Erzählung von L. Anzengruber. (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.) Der eigentliche Kernpunkt der Handlung dieser Erzählung ist die öfter,. namentlich in Lindaus Schauspiel „Maria und Magdalena", durchgeführte Idee, daß eine Freundin die Schuld der anderen auf sich nimmt, woraus dann mancherlei Konflikte entstehen. Anzengruber hat die Vorgänge auf sein eigentliches Terrain, die Dorfgeschichte, übertragen und läßt die Heldin als Kindermädchen in die Stadt gelangen, wo sich ihr Brotherr in sie verliebt und sie heiratet, allerdings ein gewagtes Unternehmen von seiten des Brotherrn, wobei man nur wünschen muß, daß das Kindermädchen die Mängel der Erziehung recht sorgfältig nachholt, damit diese mit Tugend und Schönheit sich zu einem harmonischen Ganzen verbindet. — **Stella.** Roman von Fanny Lewald. Drei Bände. (Berlin, Otto Janke.) Das feine Verständnis der Verfasserin für Seelenzustände, die sich von dem Hintergrunde künstlerischer und socialer Verhältnisse abheben, bewährt sich auch in diesem neuesten Roman, der in Rom zur Zeit des Papstes Pius IX. und vor der Errichtung des Königreichs Italien spielt. Fanny Lewald kennt nicht nur das Rom jener Zeit sehr genau, sie kennt auch den Charakter und das Leben seiner Bewohner und ist überdies eine Frau von poetischem Gefühl und sicherer Beherrschung der Form. Ohne aufzuregen oder hinzureißen, befriedigt ihr Roman „Stella" den Leser in wohlthuendster Weise. — In demselben Verlage erschien ein sehr unterhaltender Roman, dessen Stoff dem Dreißigjährigen Kriege entnommen ist und in welchem die Gestalt Gustav Adolfs bei seinem Aufenthalte am Mittelrhein charakteristisch hervortritt. Der Titel heißt **Wintersonne** und der Verfasser ist Karl Berkow, von welchem bereits mehrere andere Romane erschienen sind. — Ein Buch wie die **Schicksalstragödie** von Eugen Salinger (Breslau, S. Schottlaender) darf man mit aufrichtiger Freude begrüßen. Der Verfasser hat schon in seinem Roman „Eine Wahlverwandtschaft" und in seiner Novellensammlung „Allerlei Herzensgeschichten" den vollgültigen Beweis abgelegt, daß er es ernst nimmt mit seinem Beruf als Dichter. Die „Schicksalstragödie" behandelt das tragische Geschick zweier Liebenden, die sich, kaum daß sie sich gefunden haben, auf ewig trennen müssen, weil sie erfahren, daß ihre Liebe eine verbotene ist, daß sie Bruder und Schwester sind. Dieser freilich schon öfters behandelte Konflikt ist so fein und sorgfältig vorbereitet und in seiner Entwickelung so packend und wirksam durchgeführt, daß der Leser aus der Spannung nicht herauskommt, ohne doch jemals seinem ästhetischen Gefühl durch äußerliche, gewaltsame Effektmittel Gewalt angethan zu sehen. — Von dem bekannten Humoristen Richard Schmidt-Cabanis ist bei R. Eckfteins Nachf. in Berlin eine drollige kleine Erzählung: **Die Jungfernrede,** mit Illustrationen von H. Scherenberg erschienen, in welcher höchst ergötzlich das Schicksal eines politischen Magistratssekretärs erzählt wird, der sich als Ersatzmann für seinen Landrat auf eine Rede vorbereitet und dann im letzten Augenblicke noch von seiner erträumten Höhe herabgestürzt wird, da er die mühsam einstudierte Rede nicht halten darf. — **Prusias.** Roman aus dem letzten Jahrhundert der rö-

mischen Republik von Ernst Eckstein. Drei Bände. (Leipzig, Karl Reißner.) Mit ungewöhnlicher Vertiefung in den Geist einer uns in jeder Hinsicht fernliegenden Zeit hat Eckstein den römischen Sklavenkrieg unter Spartacus, der aus der Gladiatorenschule zu Capua entfloh und sich mit seinen Anhängern in der Nähe des Vesuv festsetzte, als Grundlage seines historischen Romanes gewählt. Wie die Ahnung der kommenden christlichen Lehre von dem Erlöser in Knechtsgestalt zieht ein Hauch reiner Humanität durch das fesselnde Werk. Der eigentliche Held des Romans, Prusias, soll den Gedanken verkörpern, daß schon damals unter den gebildeten und höchststehenden Menschen einzelne sich für die Idee der Aufhebung der Sklaverei begeisterten. — Einer etwas späteren Geschichtsperiode gehört die kleinere Erzählung **Der Bildhauer von Kos** von Paul Lang (Stuttgart, A. Bonz u. Co.) an. Hier ist das Christentum bereits ein geduldetes Bekenntnis, und es handelt sich um die Bekehrung eines heidnischen Künstlers, was nicht ohne etwas wunderbare Zufälligkeiten durchgesetzt wird. — **Die letzten Mierowinger.** Sittenroman aus jüngster Vergangenheit von Ernst Mevert. Drei Bände. (Wandsbeck, A. Mencke u. Co.) Der Verfasser dieses Romans bekundet ein sehr bedeutendes und eigenartiges Talent, aber man möchte ihm wünschen, daß er seinem Pegasus die Zügel etwas straffer halte, denn es fehlt seiner Arbeit leider das künstlerische Gleichmaß Es ist eigentlich ein Tendenzroman, und wenn die Vorgänge der Wirklichkeit entnommen sind, so finden sich leider noch heutzutage in manchen Gegenden Norddeutschlands Verhältnisse, welche in Ursache und Wirkung völlig an die Zeit der Bauernkriege erinnern. Allerdings weiß man nicht recht, was dabei Wirklichkeit und was Phantasie ist, denn der Held des Romans, der seine Erlebnisse selbst erzählt, gleicht einem Nachtwandler, welcher ein geheimnisvolles Doppelleben führt, sich auf schwindelige Pfade wagt und vom Dache fällt, wenn man ihn anruft. Zum Schlusse wird er wahnsinnig, und der ganze Roman hinterläßt einen sehr düsteren Eindruck. — **Don Adone.** Von Robert Waldmüller. Dem berühmten Fabulanten von der Spiaggia della Marinella in Neapel, Gian Francesco Sabattini nacherzählt. Zwei Bände. (Leipzig, W. Grunow.) Eine recht amüsante Geschichte, die in der Reichhaltigkeit der abenteuerlichen Erlebnisse an die Schelmenromane erinnert, nur mit dem Unterschiede, daß die beiden Hauptpersonen keine Vagabunden, sondern zwei gute harmlose Menschen sind: ein alberner Tropf von Bursche und ein kluges braves Mädchen, die infolge einer Testamentsbestimmung von Neapel nach Salerno reisen und unterwegs allerlei krause und bunte Abenteuer erleben. Wieviel von der Geschichte dem neapolitanischen Fabulanten, wieviel dem deutschen Bearbeiter zukommt, dürfte schwer zu entscheiden sein, aber ein paar kräftigere Züge, wären sie selbst etwas derb ausgefallen, würden der Originalität des Buches gewiß nicht geschadet haben. — **Die Papierprinzessin.** Roman in drei Bänden von Rudolf v. Gottschall. (Breslau, Eduard Trewendt.) Der geistvolle und routinierte Dichter Gottschall versteht es meisterhaft, Stoffe zu wählen, welche nicht nur an sich kulturhistorisch interessant sind, sondern auch mit den Bewegungen der Gegenwart in Zusammenhang stehen. Diesmal sind es die seltsamen Zustände, welche in Frankreich in den letzten Jahren Ludwigs XIV. und zur Zeit der Regentschaft herrschten, die gewagten Börsenspekulationen, welche John Law in Scene setzte und die damals als etwas ganz Neues eine Spekulationswut entfachten, die in alle Schichten der Gesellschaft drang. Laws Tochter ist die Papierprinzessin, und ihre Gestalt tritt in dem wirren Durcheinander von Selbstsucht und gemeinen Motiven aller Art rein und schön hervor. Rudolf v. Gottschall zeichnet die Gesellschaft des damaligen Paris sehr anschaulich und führt schließlich den Leser nach den Missisippithälern, um welche sich die Spekulationen Laws drehten und wo das Schicksal seiner Tochter sich in befriedigender Weise erfüllt. — **Aref der Hindu.** Roman von A. v. d. Elbe. Zwei Bände. (Freiburg i. B., Kiepert u. von Bolschwing.) Ein Roman, der manche Spuren von hervorragendem Talent, namentlich in Bezug auf die Beobachtung der Verhältnisse in indischen Kolonien, enthält, aber daneben gar sehr die Vermutung erweckt, daß man es mit Frauenarbeit zu thun hat. Denn dieser liebenswürdige, schöne und empfindungsvolle Aref sucht und findet seinen ausschließlichen Lebenszweck in der aufopferndsten Liebe zu einem verwöhnten, eigensinnigen jungen Mädchen, das gar keine weitere Berechtigung zu dieser hingebenden selbstlosen Neigung hat, als daß es eben ein reizendes Geschöpf ist. Der Autor hat dabei übersehen, daß nicht so sehr der Charakter des Aref als der Reichtum seines Vaters der eigentliche Boden ist, auf dem diese herrliche Liebe gedeiht, denn hätte Aref wie andere tüchtige Männer mit dem Schicksal zu ringen und zu kämpfen, so würde ihm die Lust vergehen, sich zum Sklaven eines verzogenen Püppchens herabzuwürdigen. — **Beata und Halszka.** Eine polnisch-russische Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert von J. Caro. (Breslau, Eduard Trewendt.) Eine historische Studie nach vorhandenen Quellen, die der Verfasser mit ungewöhnlich klarem Blicke durchforscht hat. Er zeigt uns ein erschreckendes Bild von der Roheit, welche noch im sechzehnten Jahrhundert in den höchsten

Ständen herrschte, wenn es sich um die Geldfrage handelte. Zwei schöne und zum Glück berechtigte fürstliche Frauen werden ihres großen Reichtums wegen zu Opfern der abscheulichsten Intriguen, aus denen sie sich durch keine Mittel befreien können. Bedenkt man nun, daß die Geldmittel, um welche es sich handelte, zu den selbstsüchtigsten Zwecken verwendet wurden und daß die großen Herren, die ihre unglücklichen Frauen durch List und Gewalt in Gefangenschaft hielten, jedenfalls nach der Sitte der Zeit in ausschweifenden Schwelgereien und Zechgelagen ihre Tage hinbrachten, wenn sie nicht im Felde lagen, so hat man ein höchst charakteristisches Bild vom Geiste des späten Mittelalters. — Als eine poetische Gabe, die in Beziehung zu den Luthererinnerungen steht, erscheint der historische Roman **Ein Zug nach Rom** von Ludw. Ronne (Stuttgart, A. Bonz u. Comp.), dessen Held der tapfere Ritter Georg von Frundsberg ist, der mit einem Heere über die Alpen zog, um mit Karl von Bourbon Rom zu erobern. Es ist ein anschauliches, wenn auch recht düsteres Zeitbild.

Litterarische Notizen.

Der deutsche Verlagsbuchhandel hat in den letzten Wochen, wie alljährlich um diese Zeit, eine ganze Reihe von glänzend ausgestatteten Prachtwerken versandt, und wir haben bereits in der letzten Nummer unsere Leser auf mehrere darunter aufmerksam gemacht. Inzwischen sind uns noch einige sehr empfehlenswerte Neuigkeiten dieser Art zugegangen, und wir wollen nicht verfehlen, derselben hier zu gedenken. Namentlich zu erwähnen ist die in Theodor Stroefers Verlag in München erschienene neue billige, mit bildlichen Kompositionen von Alexander Liezen-Mayer und Ornamenten von Ludwig v. Kramer geschmückte Prachtausgabe von Schillers **Lied von der Glocke**, die so recht geeignet ist, den Tisch im deutschen Familienzimmer zu zieren. Die Illustrationen tragen sämtlich das Gepräge hohen künstlerischen Wertes, wofür schon die Namen der Künstler bürgen; aber auch die Ausführung in Stich und Schnitt läßt nichts zu wünschen übrig, und da Format und Einband dem Charakter des Ganzen würdig entsprechen, so wird diese geschmackvolle und bereits populär gewordene Gabe gewiß überall wieder vielen Beifall finden. — In anderer Weise nimmt die Auswahl deutscher Gedichte, welche unter dem Titel **In der Blütenzeit** (Leipzig, Arnoldische Buchhandlung) zu einem höchst geschmackvollen Prachtwerke vereinigt wurde, für sich ein. Es sind fast ausschließlich Gedichte moderner Autoren, die, mit neun Aquarell-Illustrationen von Julius Hoeppner geschmückt, den Freunden neuer deutscher Lyrik geboten werden. Die Aquarelle sind in Farbendruck vervielfältigt, und die Blätter geben der Technik dieser Art ein glänzendes Zeugnis. Ohne Zweifel wird auch dieses sinnig und geschmackvoll ausgestattete Buch vielen Beifall finden. — Ein wahrhaft prächtiges und zugleich in Bezug auf den poetischen wie künstlerischen Inhalt höchst wertvolles Festgeschenk hat Rudolf v. Gottschall im Verlage von Gustav Hoefler in Leipzig erscheinen lassen. Es ist betitelt **Deutsches Frauen-Album**, herausgegeben von Rudolf v. Gottschall, mit sieben Vollbildern von Karger, Hermann Kaulbach, Graf Reichenbach und Vignetten von Karger und Stuck. Der Lebenslauf der Frau in den bedeutsamsten Momenten ist darin poetisch durch Gedichte unserer gefeiertsten lebenden Poeten verherrlicht, und der Name des Herausgebers bürgt für die treffliche Auswahl. Jede einzelne Stufe ist dann in bildlicher Weise vor Augen geführt; der größte Teil dieser Blätter sind entzückende Darstellungen, photographisch vervielfältigt und dadurch in größter Treue wiedergegeben. Nur das Bild im Putzzimmer vom Grafen Reichenbach wollte uns trotz hübscher Einzelheiten nicht recht gefallen, wohingegen die Sachen von Kaulbach ganz reizend und voll von unmittelbarer Lebensfrische erscheinen. Besonders das Brautpaar zur Abteilung „Braut und Gattin“ ist geradezu von hinreißender Wahrheit im Ausdrucke des sonnigsten Glückes, nur daß im Auge der Braut eine trübe Ahnung aufzusteigen scheint. Das ganze Buch, welches der Großherzogin von Weimar gewidmet ist, wird gewiß seinen Platz auf den Salontischen erobern und behaupten. — Als etwas ganz Apartes auf dem diesjährigen litterarischen Weihnachtsmarkte ist die elegante Mappe, welche unter dem Titel **Musikalisches Künstler-Album**. Vierzehn Kompositionen von Kammerlander, Kleffel, Lachner, Prestele, Rheinberger, Wüllner, und Zeichnungen von Freytag, Traub und Zehme von der B. Schmidschen Verlagshandlung (A. Manz) in Augsburg versendet wurde. Sowohl die Kompositionen — es sind sämtlich Gesangsstücke mit Pianofortebegleitung — wie auch die Zeichnungen, welche zu denselben als große Vignetten mit Figuren gedacht werden müssen, tragen das Gepräge feinsinniger künstlerischer Richtung, und die Ausstattung des Ganzen — Papier, Druck und Mappe — ist in wahrhaft vornehmem Ge-

schmack gehalten. — Erwähnen möchten wir noch das **Album altdeutscher Leinenstickerei** von Erna v. Manteuffel, welches die Richtung auf kunsthistorische Vertiefung in weiblichen Handarbeiten vertritt und insofern hier eine Empfehlung verdient. Die Ausstattung entspricht diesem Gesichtspunkte vollkommen und macht das Album zu einem auch äußerlich ansprechenden Festgeschenke.

* *
*

Die Stanzen des Vatikan von Raphael. Text von W. Lübke. (Dresden, A. Gutbier.) Wer sich auch nur flüchtig mit den Schicksalen und der Kunstthätigkeit Raphaels beschäftigt hat, muß über das weit ausgedehnte und reiche Lebenswerk des großen Künstlers erstaunen. Es ist ein Verdienst der Hofkunsthandlung A. Gutbier in Dresden, durch Lichtdruckreproduktionen der Werke Raphaels diesen weiten Kreisen zugänglich gemacht zu haben, da die Originale in den verschiedensten europäischen Sammlungen zerstreut sind und auch die besten Stiche nach ihnen im hohen Preise stehen, der ihre Anschaffung nur Bemittelten erlaubt. Um eine allmähliche Anschaffung aller Werke Raphaels zu erleichtern, giebt die genannte Hofkunsthandlung einzelne Partien in abgeschlossenen Bänden heraus. So erschienen vor einem Jahre Raphaels Madonnen, und jetzt liegt vor uns der Band, der die Stanzen enthält. Stanzen werden die Wandgemälde genannt, welche der große Urbinate in drei Gemächern des Vatikan ausführte. Er stand damals im Zenith seiner Kunst, und diese Stanzen gehören zu den größten Meisterwerken nicht allein Raphaels, sondern der Kunst überhaupt. Nicht so bald ist in dem kleinen Raum dreier Gemächer so großer und intensiver Gedankenreichtum gepaart mit der vollendetsten Formengebung vereint zu finden wie hier. Ein näheres Eingehen auf das einzelne wäre hier nicht am Orte. Das vorliegende Werk, elegant ausgestattet, giebt im Worte wie im Bilde volle Auskunft. Der Text von W. Lübke ist ein verläßlicher Führer; die Bilder sind so trefflich hergestellt, daß sie die Originale würdig repräsentieren. Die Stiche von Volpato, R. Morghen u. s. f., die bekanntlich meist im größten Format ausgeführt sind und die Benutzung oft sehr erschweren, erscheinen hier bis zum Groß-Quart reduziert und erleichtern wesentlich das Studium, wenn man nicht über ganz große Räume verfügen kann, ohne durch diese Verkleinerung ihre Schärfe und Klarheit einzubüßen.

* *
*

Geschichte der bildenden Künste. Von E. Ribbach. (Berlin, Friedberg und Mode.) Dieses reich illustrierte, in Druck, Papier und Einband sehr geschmackvoll ausgestattete Werk erhebt nicht den Anspruch, auf direkten Studien zu beruhen und die kunsthistorische Wissenschaft durch neue Forschungen zu bereichern, es will nur in belehrender und übersichtlicher Weise in das Studium einführen und gewissermaßen für den Hausbedarf gebildeter Familien ausreichen. Darum hat es auch die künstlerischen Leistungen der Gegenwart mit besonderer Vorliebe ins Auge gefaßt. Eine reiche Auswahl von Abbildungen ist dem Texte eingefügt. Diese Bilder bestehen nicht in Porträts der Künstler, sondern aus Darstellungen von Werken derselben, was jedenfalls dem Zwecke der Belehrung entspricht. Das ganze Werk ist eine fleißige Kompilation aus den kunstgeschichtlichen Arbeiten unserer bekannten neueren Forscher auf diesem Gebiete; auch die Illustrationen sind keine Originale, sondern durch Clichés ersetzt, aber die Sorgfalt und der Takt, womit das Ganze zusammengesetzt wurde, verdienen warme Anerkennung.

* *
*

Architektonik. Von Rud. Adamy. (Hannover, Helwingsche Verlagshandlung.) Von diesem umfangreichen Werke, dessen erste Abteilungen wir schon früher besprochen haben, liegt nunmehr der erste Band vollständig und der zweite mit der das altchristliche Zeitalter behandelnden Abteilung vor. Was wir von der Fortsetzung des Werkes nach den uns damals vorliegenden Proben erwarten durften, hat sich in vollstem Maße erfüllt. Wir behalten uns vor, insbesondere auf die Theorie der hellenischen Baukunst noch eingehender zurückzukommen, und begnügen uns jetzt damit, allen Freunden der Kunst das Unternehmen nochmals aufs wärmste zu empfehlen. — Von demselben Verfasser liegt uns eine **Einführung in die antike Kunstgeschichte** aus demselben Verlage vor. Das aus Vorträgen für Damen hervorgegangene, mit vielen prächtigen Illustrationen ausgestattete populär geschriebene Werkchen, welches die gesamte antike Kunst behandelt und insbesondere auch die neuesten Funde in Olympia und Pergamon in den Rahmen der ästhetischen und historischen Betrachtung hineinzieht, wird vielen als Weihnachtsgeschenk eine willkommene Gabe sein.

* *
*

Von einigen kunsthistorischen Werken, deren hervorragende Bedeutung längst gewürdigt ist, sind neue Auflagen erschienen, wie z. B. von **Raphael und Michelangelo** von A. Springer und von M. Thausings **Dürer**. Beide Werke sind nicht allein ihres inneren Wertes wegen längst rühmlich anerkannt, sondern auch in Bezug auf die Ausführung des Druckes und die Handlichkeit der äußeren Form vielfach als mustergültig bezeichnet worden. Der

Verleger dieser Werke (E. A. Seemann in Leipzig) hat zugleich einen Band **Wiener Kunstbriefe** von M. Thausing versandt. Es sind kleinere Aufsätze kunsthistorischen und kritischen Inhalts, die nur insofern auf Wien Bezug haben, als sie von dort aus in die Öffentlichkeit gelangten. Der geistvolle, gelehrte und scharfsichtige Verfasser spricht darin über verschiedene Fragen und Gegenstände aus dem Gebiete der bildenden Kunst seine Ansichten aus.

* * *

Aus dem Spamerschen Verlage ist uns noch eine Anzahl von schön ausgestatteten, teils neuen, teils in neuen Auflagen herausgegebenen Büchern vorgelegt worden, unter denen sich besonders **Das Buch der Hausfrau** in dritter Auflage wiederum als empfehlenswert präsentiert. Dasselbe enthält in der That für alle Fälle und jedes Anliegen Auskunft, giebt die wünschenswertesten Aufschlüsse bei allen Gelegenheiten häuslicher Vorkommnisse und umrahmt gleichsam das ganze Leben der Frau mit wohlwollenden Ratschlägen. Da giebt es Fingerzeige für die Spiele der weiblichen Jugend, Andeutungen für die körperliche und geistige Pflege, Winke für den Haushalt — kurzum, jede Frau kann fast in jeder Lebenslage in diesem Buche einen belehrenden Rat finden. Das Äußere des stattlichen Bandes ist mit erlesenem Geschmack hergestellt, eine Fülle erläuternder Illustrationen findet sich in den Text eingefügt, und somit kann derselbe auch als elegantes Geschenk empfohlen werden. — Noch ein anderes Werk des Spamerschen Verlages, **Die deutschen Heldensagen** von W. Wägner, liegt in dritter Auflage vor. Es ist dies ein Band der umfangreichen Jugend- und Hausbibliothek, welcher die Schätze nationaler und kulturhistorischer Erinnerungen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart in reich illustrierten und von namhaften Schriftstellern verfaßten Darstellungen vorführt. Mit diesen gediegenen und geschmackvoll ausgestatteten Bänden erwirbt sich Spamers Verlag ein wirkliches Verdienst um die Hebung vorurteilsfreier geschichtlicher Kenntnisse in weiteren Kreisen.

* * *

Aus dem Verlage von Franz Ebhardt in Berlin ist das interessante Werk **Unsere Vögel** nach Skizzen von P. M. Röper bearbeitet von W. Lackowitz und mit zweihundert Holzschnittillustrationen von bekannten Zeichnern geschmückt, in schönem Einband versendet worden. Das Buch macht in jeder Hinsicht einen gediegenen Eindruck. In ungefähr fünfzig frisch und ansprechend geschriebenen Aufsätzen sind darin unsere deutschen Vogelarten geschildert und passende Bilder dazu gegeben, die nicht in steifer Weise Abbildungen der gefiederten Luftbewohner bieten, sondern bald auf diese oder jene Art dem Texte als gefällige Landschaftsbildchen, Vignetten oder auch als Thierbilder eingefügt wurden.

* * *

Ein sehr empfehlenswertes Weihnachtsgeschenk ist das von der Verlagshandlung G. Fritzsche in Leipzig versandte **Pflanzen-Album**, welches dazu bestimmt ist, dem botanischen Unterricht zu Hilfe zu kommen und die Schüler zur Anlegung von Herbarien zu veranlassen. Das Album ist sehr praktisch zum Einkleben eingerichtet und wundervoll ausgestattet.

* * *

Die Elektricität und ihre Anwendungen zur Beleuchtung, Kraftübertragung, Metallurgie, Telephonie und Telegraphie. Von Dr. L. Grätz, Privatdocent an der Universität München. Mit 291 Abbildungen. (Stuttgart, J. Engelhorn.) Bei dem allgemeinen Interesse, welches die Elektrotechnik heutzutage erregt, wünscht auch das größere Publikum sich mit diesem neuen, wichtigen Industriezweige vertraut zu machen. Mehrere bereits edierte, sogenannte populäre Werke waren nicht befähigt, diese Aufgabe zu erfüllen, da sie die Darstellung des Stoffes in zu seichter und deshalb ebenso ungenügender wie den Leser unbefriedigender Weise vornahmen. Das vorliegende Werk faßt die Aufgabe ernst auf. Es ist nicht in dem gewöhnlichen feuilletonistischen Stil abgefaßt, verlangt vielmehr zu seinem Verständnis strenge Aufmerksamkeit. Doch wird der Leser nicht mit den in Lehrbüchern üblichen mathematischen Ableitungen der Grundbegriffe und Grundgesetze der Elektricität ermüdet, weil diese in leicht faßlicher Weise und möglichst knapp für jeden Gebildeten verständlich definiert sind; die auf jene Gesetze gegründeten Folgerungen werden demzufolge gleichfalls ungemein klar. Wir verweisen zur Begründung dieses Urteils nur auf die vortrefflichen Erklärungen des dem Laien so märchenhaften Begriffs vom „elektrischen Potential“, ferner auf die Erläuterung des Maßsystems. — Die mit ungemeiner Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit durchgeführte Arbeit zerfällt in zwei Teile, deren erster die Elektricitätslehre in ihrer theoretischen Begründung, aber ohne jene vielfach bestrittenen Hypothesen enthält, während der zweite Teil die angewandte Elektrotechnik nach ihrem heutigen Standpunkte umfaßt, also die Dynamomaschine, Accumulatoren, Beleuchtung, Kraftübertragung, Telegraphie und Telephonie, Galvanoplastik u. s. w. gründlich bespricht.

A. Hartlebens Elektrotechnische Bibliothek. Eine Darstellung des ganzen Gebietes der angewendeten Elektricität nach dem Standpunkte der Gegenwart. Mit cirka 1000 Abbil-

dungen. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) Von dieser Sammlung liegen uns wieder einige Bände vor, der vierte erst teilweise. Im dritten Bande bespricht Dr. A. v. Urbanitzki das „Elektrische Licht“. Der begonnene vierte Band enthält die „Galvanischen Batterien“, mit besonderer Rücksicht auf ihre Konstruktion und ihre Anwendungen in der Praxis, von Wilh. Ph. Hauck. — Die so rasch entwickelte junge Wissenschaft ist selbst für eine große Anzahl Techniker noch ein Buch mit sieben Siegeln, da es bisher an Werken fehlte, aus welchen ohne überflüssigen Formelkram nur auf der Vorkenntnis der physikalischen Gesetze die Geheimnisse der Elektrotechnik begreifbar erschienen. An tief gelehrten Werken war kein Mangel, aber zu ihrem Studium gehörte mehr Zeit und Muße, als die Mehrzahl der Interessenten aufwenden konnte und mochte. Die vorliegende Sammlung wird gerade nach dieser Richtung hin wertvoll werden, da sie unter Vermeidung des in Lehrbüchern selbst für den Fachmann oft zu stark ausgebildeten hypothetischen Teiles nur die notwendigen theoretischen Grundformeln angiebt und statt dessen ihren Schwerpunkt in die übersichtliche Darstellung der bisherigen praktischen Errungenschaften legt. Die vorliegenden Abhandlungen lesen sich angenehm; daß sie für sich nicht aus einem Guß gestaltet sind, bleibt erklärlich, da den verdienten Verfassern kein brauchbares Vorbild zu Gebote stand.

Die elektrische Beleuchtung in hygieinischer Beziehung. — Das elektrische Licht im Dienste der Schiffahrt. Zwei Vorträge von Dr. Krüß. Zweite Aufl. (Hamburg, J. Kriebel.) In dem ersten der hochinteressanten Vorträge bekämpft der Verfasser das Vorurteil, als sei das elektrische Licht für die Augen schädlich. Mit noch größerem Rechte könnte man gegen die Sonne den Vorwurf erheben und deshalb das beständige Verweilen in mit Petroleum oder Gas erleuchteten Räumen anempfehlen. Das elektrische Licht blendet nur, wenn man es als etwas Neues anstarrt; dessen Strahlen, besonders denen der Glühlichtlampen, wohnt jedoch keine die Augen schädigende Eigenschaft bei. — In dem zweiten Vortrage empfiehlt der Verfasser gleich Dr. Siemens die obligatorische Einführung der elektrischen Beleuchtung an Bord der Dampfer als das beste Mittel zur Verhütung von Zusammenstößen.

Die Atomgestalt der chemischen Grundstoffe. Von L. Mann. Mit einer Tafel. (Berlin, Friedrich Luckhardt.) Es wird in dieser kleinen Broschüre die recht befremdliche Hypothese mit wenig Geschick verteidigt, daß die Moleküle sämtlicher Substanzen aus Tetraedern zusammengesetzt seien, die wegen ungleicher Größe, Dichtigkeit und Gestalt der Atomzellen irreguläre Form haben sollen, und daß die jetzt allgemein angenommenen Atomgewichte nicht den unteilbaren, tetraederförmigen Körpern, also den eigentlichen Atomen zukommen, vielmehr den aus mehreren gleichartigen und selbst ungleichartigen Atomen zusammengesetzten Molekülen. Der Verfasser setzt sich hiermit in direkten Widerspruch mit den bisher durch Versuche begründeten Anschauungen.

Technologisches Lexikon für Gewerbetreibende und Industrielle von G. Brelow, O. Dammer und E. Hoyer. Erster Band: Chemische Technologie von Dr. O. Dammer. Mit 303 Abbildungen. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) Das vorliegende Werk reiht sich den bekannten Meyerschen Fachlexiken mit allen Licht- und Schattenseiten an. Was in dem kleinen Raume über das gewaltige Gebiet der chemischen Technologie gesagt werden konnte, hat Dammer auch gebracht. In gedrängten, sehr knappen Zügen ist das Material unter einer ungemein reichhaltigen Zahl von Stichwörtern durchaus faßlich und über den Gegenstand allgemein aufklärend behandelt, wie es dem Laien genügen kann, wenn er keine vollständige Belehrung verlangt.

Das Edison-Glühlicht und seine Bedeutung für Hygieine und Rettungswesen. (Berlin, Julius Springer.) Diese Broschüre kennzeichnet sich als eine gewandte Reklameschrift für die Einführung des Edisonschen Glühlichtes. Es wird der Beweis geführt, daß mit der Anwendung des Glühlichtes, speciell des Edisonschen, bedeutende hygieinische Vorteile verknüpft sind. In kurzen Abschnitten wird darauf hingewiesen, wie die Beleuchtung mit Glühlicht eine wesentlich geringere Luftverschlechterung in geschlossenen Räumen bewirkt, einen günstigeren und wohlthätigeren Einfluß auf die Augen beziehungsweise die Erhaltung einer ungeschwächten Sehkraft ausübt und ferner — wenn nach den Principien der Deutschen Edison-Gesellschaft angelegt — eine größere Feuersicherheit gewährleistet als jede andere Beleuchtung.

Zeitschrift des elektrotechnischen Vereins in Wien. Redigiert von J. Kareis. (Wien, Spies u. Co.) Die elektrischen Gesellschaften schießen neuerdings wie die Pilze empor, und so wurde auch in Wien die Gelegenheit der Ausstellung erfaßt, um den Elektrikern Österreich-Ungarns, wie auch solchen ausländischen Fachleuten, die dafür sich interessieren, einen Mittelpunkt zu bieten. Der Verein hat gleich dem Berliner sofort eine eigene Zeitschrift ins Leben gerufen, die u. a. jetzt schätzenswerte Abhandlungen und Nachrichten über die Wiener elektrische Ausstellung, sowie den Wortlaut der bei diesem Anlaß veranstalteten Vorträge bringt. — Der österreichische Verein zählte am ersten Oktober vorigen Jahres bereits vierhundertunddreißig Mitglieder.

* * *

Molière. Einführung in Leben und Werke des Dichters. Von Richard Mahrenholtz. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) Aus der geschätzten größeren Arbeit des Verfassers teilt derselbe hier die wichtigsten Ergebnisse mit. Sie können auch ein größeres Publikum interessieren. Denn die Werke Molières stehen, wie diese Schrift des näheren zeigt, in einer viel engeren Beziehung zu den Schicksalen seines Lebens, als gewöhnlich angenommen wird. Daher die Litteratur über Molière und sein Leben ein immer wachsendes Interesse empfängt.

Wir erwähnen, hieran anschließend, die **Sammlung französischer Neudrucke**, welche Karl Vollmöller herausgiebt. Wir begrüßen dies Unternehmen mit der freudigsten Zustimmung und finden, daß diese Sammlung einem lebhaft empfundenen Bedürfnis der Gebildeten entgegenkommt. Sie erscheint in Heilbronn bei den Gebr. Henninger. Einen näheren Bericht über die einzelnen Nummern behalten wir uns auf die Zeit vor, wenn eine längere Reihe dieser Drucke uns vorliegen wird. Das uns zuletzt zugegangene Heft bietet einen treuen Abdruck der ersten Gesamtausgabe der interessanten Tragödien von Robert Garnier. Sie stammen aus dem sechzehnten Jahrhundert und gehören zu den merkwürdigsten Litteraturdenkmalen jener Epoche Frankreichs.

Erwähnt sei noch bei dieser Gelegenheit: **Über deutsche Volksetymologie.** Von Karl Gustav Andersen. Vierte Auflage. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) Eine nützliche Schrift, welche eine Lücke unserer Kenntnis ausgefüllt hat und in der man die wunderlichen Gänge, welche das Leben des Volkes nimmt, gern verfolgen wird.

Die sehr verdienstvollen **Neudrucke deutscher Litteraturdenkmale**, welche Bernhard Seuffert im Verlage der Gebr. Henninger in Heilbronn herausgiebt, bringen in einem neuen Heft eine sehr gute kritische Ausgabe des Messias von Klopstock.

* * *

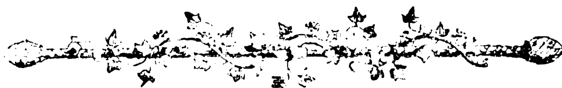
Die platonische Ideenlehre. Von Aug. Auffarth. (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagshandlung.) Die Schrift verfolgt die Absicht, das Material über diese merkwürdige Spekulation einer solchen Betrachtung zu unterwerfen, daß dieselbe für uns faßbar und als eine Stufe des Denkens begreiflich würde. Mehrere andere Schriftsteller haben neuerdings dieselbe Aufgabe sich gestellt, so Cohen, Teichmüller. Aber die Frage bleibt berechtigt, ob eine solche Betrachtungsweise uns überhaupt noch möglich ist, ob wir uns nicht besser an einer objektiv abgemessenen Interpretation des Erhaltenen genügen lassen.

* * *

Schul-Atlas über alle Teile der Erde. Zum geographischen Unterricht in höheren Lehranstalten. 54 Haupt- und 138 Nebenkarten. Herausgegeben und bearbeitet von C. Diercke und E. Gaebler. (Braunschweig, George Westermann.) Der vorliegende Atlas ist berufen, in der kartographischen Litteratur der Gegenwart eine hervorragende Stelle einzunehmen. Er erfüllt nicht nur alle Forderungen des heutigen geographischen Unterrichts in Bezug auf Korrektheit und zweckmäßige Anordnung des Stoffes, sondern giebt auch überall ein klares, plastisch anschauliches Bild der dargestellten Länder unter Betonung der physikalischen Beschaffenheit derselben. Eine große Fülle von Nebenkarten, typische Gegenden und hervorragende Städte vorführend, verleiht dem Atlas den besonderen Reiz einer Detaildarstellung, wie sie bisher kaum irgend einem Kartenwerke eigentümlich war. Und zu allen diesen Eigenschaften gesellen sich diejenigen der Schönheit und harmonischen äußeren Erscheinung, deren Wirkung denn auch alle ästhetischen Voraussetzungen, die an einen Atlas der Erdkunde gestellt werden müssen, in denkbar vollkommenster Weise erfüllt.

* * *

Die dreizehnte Auflage von **Brockhaus' Konversationslexikon** schreitet rüstig vorwärts, und jede weitere Lieferung beweist aufs neue, mit welcher Sorgfalt und großen Umsicht das Unternehmen neu bearbeitet und redigiert wird. Jeder einzelne größere Artikel legt Zeugnis dafür ab, daß die bewährtesten Schriftsteller und Gelehrten daran mitarbeiten. Überdies bieten die zahlreichen belehrenden Illustrationen, die Karten und statistischen Tabellen ein neues Material zur Orientierung und erhöhen dadurch den Wert des berühmten Nachschlagewerkes in bedeutendem Maße.



Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Die Pfeifer vom Dusenbach.

Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

Wilhelm Jensen.

V.

Es war alles geschehen, wie die schnell hintereinander folgenden Meldungen es überbracht. Schon lange hatte die Willkür und Grausamkeit des burgundischen Statthalters Peter von Hagenbach düsteres Murren unter den Bürgern Breisachs geregt, doch eiserne Faust hielt sie, jede Auflehnung mit Folter und Rad bedrohend, ohnmächtig gebändigt, bis sie den übermächtigen Herrn ihres Bedrückers selbst jetzt von allen Seiten bedrängt gesehen. Heimlich war ihnen von den eidgenössischen Städten und ihrer Nachbarstadt Mülhausen Beihilfe zugesagt worden, allein sie zauderten, so lange Karl der Kühne noch immer in Lothringen sogar gegen das deutsche und fränkische Reich den Sieg vor sich hertrug. Da hatte unbereitet ein Funke die Mine entzündet: offene, freche Gewaltthat des Landvogts an einer schönen Frau aus altedlem Breisacher Geschlecht. Eine Anzahl im Dienste des Statthalters befindlicher deutscher Söldner ward von der lodernden Empörung ihrer Landesgenossen mit erfaßt, bewaffneter Aufstand hob sich und überwältigte die welsche Besatzung der Felsenfeste. Nach kurzem Gericht wurde über Peter von Hagenbach das Todesurteil gefällt und sofort vollzogen; die Nachbarstädte des Elsaß und der Schweiz sicherten den Rächern ihren Schutz und Beistand, doch es schien, als ob Breisach desselben nicht mehr gegen den demnächst unvermeidlich von erdrückender Überzahl bezwungenen Herzog bedürfen könne.

Aber urplötzlich änderte sich mit einem jähen Schlage alles um. Unanzweifelbar hallte auch die zweite Botschaft durch alle Lande; treulos-wankelmütig hatten der Kaiser Friedrich und König Ludwig ihre Bundesgenossen verlassen, ohne jedes Vorwissen derselben über Nacht mit Burgund Frieden geschlossen, Lothringen, die Schweizer Städte und das Elsaß allein dem ungeheuren Rachedurst Karls des Kühnen

preisgegeben. Ein starres Entsetzen fiel lähmend überall nieder, wohin die unglaubliche Schreckenskunde flog. Jede Stadt rief eilig ihre Reisigen, die draußen umgeschweift, zurück und verrammelte ihre Thore; wer es konnte, drängte aus den Dörfern hinter die Sicherung der Mauern nach, fast menschenverödet lag weithin das Land umher. Jähester Umschwung hatte alles verwandelt; die Soldknechte des Ritters von Egisheim, welche schon seit Monden vor den Städtischen selbst Schutz hinter den Türmen und Gräben der „Drei Exen“ suchen gemußt, brachen hervor und schalteten plündernd, raubend und brennend als Herren im Sundgau. Wie eine schütternd rollende schwarze Wetterwolke tief an den Bergwänden auf die Thalsohle niederhängt, so lag dumpf harrende Angst vor dem Grimmesausbruch des Herzogs über Stadt und Land vom Schwarzwald und Wasichin bis zu den weißen Alpenzacken; niemand wußte, wohin der erste tödlich-knatternde Blitz herabschießen werde.

Dergestalt konnte es geschehen, daß der junge Ritter Guy Loder mit nur geringem Geleit ohne Gefährdung durch feindlichen Überfall von Nancy bis ins Elsaß hinüberzureiten vermochte. Er zog am Moselfluß stromauf, lange Stunden zur Linken von den Gipfeln des Wasichin begleitet, auf deren anderer Seite sein Wegziel lag. Doch nur der Blick konnte in der Richtung desselben vorausschweifen, kaum ein schwer auffindbarer Fußpfad führte da und dort einmal über den Kamm des menschenleeren, zumeist wild verwachsenen Gebirges, nirgendwo wäre ein Pferd im stande gewesen, das Dickicht zu durchbrechen oder an den steilen Felsenhängen hinanzuklettern. So mußten die Reiter weit durch die Grafschaft Pfirt umbiegen, bis sie zwischen der thronenden Bergfeste der Grafen von Beffort und der Stadt Mömpelgard das alte Völkerthor erreichten, das im Gange von anderthalb Jahrtausenden die eisernen Legionen Cäsars, die Heuschreckenhorden der Hunnen König Etzels und das prangende Gefolge des Kaisers Friedrich des Rotbarts durch die weit erkennbare Felsenlücke ins deutsche Burgunderland dahinziehen gewahrt hatte. Dann wandte Guy Loder sich ostwärts und, die Türme der geängstigten Stadt Mülhausen zur Rechten lassend, auf alter wohlbekannter Straße unter den Bergen gen Nord.

Gar vertraut blickte alles ihn an, denn oftmals war er hier mit Velten Stacher gewandert, und doch schien's ihm wieder fremd, wohin er sah. So still lag's um ihn, das schöne, ehemals so fröhliche Land schaute lautlos-traurig auf. Zwar ging der Sommer zur Neige und in Wald und Busch war der Vogelgesang nach Brauch der Jahreszeit verstummt, aber auch sonst tönte kein Lied, schritt kein Pfeifer mehr mit Flöte und Zinke, Horn und Geige wanderfreudig auf Weg und Steg. Rauher Sturm hatte trotz der lachenden Septemberbeginnssonne die heitere Kunst von Straßen und Thoren fortgewirbelt; droben auf den weltab entlegenen, unzugänglichen Gebirgshöhen mochte noch ein Schäfer sorglos auf der Rohrpfeife und Schalmei in den Wind blasen, hier unten hatte wilder pfeifendes Erz aufgespielt und die Hörer angstvoll und jammernd auseinander gestiebt. Verwüstete Äcker und Rebgelände, Trümmer und rauchende Schutthaufen zerstörter Dörfer gaben überall schweigsames Zeugnis dafür; ringsum außerhalb der sicher ummauerten Städte war alles verödet und verlassen.

Manchmal schmerzte den jungen Ritter wohl der trostlose Anblick, und wie mit gespenstisch leeren Augenhöhlen sah die altbekannte Landschaft ihm ins Gesicht. Doch es waren Schatten, die rasch von ihm abfielen; die Schlachtfelder Lothringens hatten ihn an solche Schau gewöhnt und er gelernt, so war's in der Welt, wenn man von droben aus der Stille in die Thäler herabkam; überall redete das kalte Wort Karls des Kühnen die Wahrheit: solche Früchte trug der Kriegsbaum. Und daß er selbst an diesem Unheil mitschaffe, dachte Guy Loder nicht. Es war Ritterwerk und -Pflicht, für seinen Fürsten

die Waffen zu führen, zu kämpfen und zu siegen; gegen wen, sprach des Feldherrn Gebot, und der einzelne hatte nach keinem Grund dafür zu fragen. So heischten Mut und Tapferkeit ritterlichen Blutes es seit Jahrhunderten, und Guy war's, als habe solches von jeher in ihm geklopft und sei ihm nicht erst vor wenig Tagen durch die hohe Huld des Herzogs mit der Schwertleite verliehen worden.

Berauschend und sinnbefangen aber mußte es für den neuen und wohl jugendlichsten Ritter seiner Zeit sein, wie das Glück ihn aufwärts getragen und wie anders er, der Bauernsohn und ausgestoßene Pfeifer, hierher in sein Heimatland zurückritt, als er vor nicht Jahresfrist noch in Nacht und Nebel, bangend an die Mähne seines Pferdes geklammert, auf diesem Wege davongezogen. Kaum zu fassen schien's, einem Wundertraum gleich, und daß er daraus nicht jählings aufwachte, in Wirklichkeit so hier im hellen Mittag der leuchtenden Sonne hinzog, das alles dankte er nur der Zuneigung seines vielgehaßten, vielgefürchteten, übermächtigen Herrn; und ob die Welt vor diesem schaudernd zitterte, Guy Loders Herz besaß einzig feurigen Schlag der Bewunderung, des Dankes, der Treue und unbeirrbarer Liebe für ihn. Stolz fühlte er sich als Sendbote des Gewaltigen, und stolz gab er jetzt, vor dem Thor der Drei Exen haltend, auf die Frage des Wächters, wer Einlaß begehre, Antwort: „Der Ritter Guy Loder von Nancy, Abgesandter des Herzogs von Burgund."

Er ward in die Halle geführt, wo er damals zaghaft gestanden; jetzt befiel ihn kein Schreck, als er den Ritter von Egisheim durch die Thür hereintreten sah, nur ein wunderliches, wohl begreifbares Gefühl konnte er beim Wiederanblick desselben nicht überwinden. Der Burgherr war gealtert, als ob nicht ein Jahr, sondern eher ein Jahrzehnt zwischen ihrer letzten Begegnung gelegen; er kam langsamen Schrittes und sprach, dem Wartenden ins Gesicht blickend: „Man hat Euch falsch gemeldet, einen Ritter des Herzogs." Ein höhnisches Geflimmer aus den Lidern begleitete die Worte, doch Guy erwiderte mit ruhiger Sicherheit: „Dann gab man Euch richtige Meldung, Herr Ritter, denn mein Herr, der Herzog von Burgund, hat mir ehgestern auf dem Schlachtfelde von Nancy Sporen und Schild verliehen." In den Antlitzmuskeln Bertulfs von Egisheim spielte ein kurzes Zucken, und heiserstimmig versetzte er: „Da wünsch ich Euch Glück; Ihr schaut nicht aus, als ob Ihr bereits die Jahre für den Ritterhelm besäßet, werdet's aber bei der Helmschau und Ahnenprobe sicherlich aus den Urkunden Eurer Burg nachweisen können." Es lag ein nur halb verborgener, galliger Hohn in den Worten, welche die unüberschreitbare Rangkluft zwischen edler Geburt und neuzeitlichem, durch höfische Gunst erlangtem Ritterstand fühlbar machten; allein der Jüngling entgegnete gleichmütig:

„Ich kann nichts nachweisen als meines Feldherrn Schwertstreich, der tönt weit durch die Lande, und ich hoffe, mein Ritterschwert aus seiner Hand soll ihm nicht Unehre bereiten. Solches erwartet er auch von Euch, Herr Ritter, darum steh ich in seinem Auftrag hier, nicht aus eigener Lust."

Gelassen war's gesprochen, doch so festes Selbstbewußtsein der Stellung des jungen Ritters als Vertreter Karls des Kühnen erklang daraus, daß der Burgherr, die vorherige Verdrossenheit und stachelnde Spottsucht seines Tones beherrschend, rasch antwortete:

„Und was erwartet der Herr Herzog von mir?"

Guy teilte unter kurzem Bericht das Gebot Karls mit, und es glimmerte begierig in der Augentiefe Bertulfs von Egisheim. Doch dann zuckte er die Achseln und erwiderte: „Man nimmt feste Städte nur mit wehrhaften Haufen ein, und viel Knechte begehren viel Sold. Hat der Herzog Euren Sack mit Gold für mich angefüllt, so willfahr ich ihm gern."

Das ging freilich über die bisherige kriegerische Erfahrungsweisheit des jungen Ritters hinaus, seine Tasche war leer, und er wußte diesem Einwand mit keiner hilfreichen Weisung zu begegnen. Seine Ratlosigkeit durchschoß nur ein Wort Karls des Kühnen, das er im Gedächtnis bewahrt:

„Schafft Euch das Gold, es liegt auf der Straße!“

Die nachdrücklich hervorgestoßene Antwort umzog zum erstenmal die Mundwinkel des Burgherrn mit einem schattenhaften Lachreiz. Er versetzte: „Wir haben schon gesucht, doch auf den Straßen der Dörfer nicht mehr gefunden, als der Hunger für den nächsten Tag braucht. Ihr redet sicherlich nach der Wahrheit, daß in den Städten das Gold auf den Gassen blinkt, ich wär Euch sehr zu Dank, wenn Eure Klugheit meiner Einfalt beihülfe, auf welcherlei Art wir dasselbe an uns bringen, ohne zuvor die Mauern übersteigen zu müssen.“

Guy errötete und schwieg; er fühlte beschämt, daß die unbedachtsame Einfalt auf seiner Seite gelegen und ihm eine Blöße gegeben, in welche der Hohn des Ritters hineinzustechen vermocht. Doch hatte das Gesicht Bertulfs von Egisheim schnell den befriedigt spöttischen Anflug wieder abgelegt und in nachdenklichen Ernst umgewandelt. Er schritt jetzt an eine Thür und rief hinaus; nach wenigen Augenblicken trat Welf Siebald herein, und der Schloßherr sprach mit kaum merkbarem hämischen Nachdruck: „Der Ritter Guy Loder von Nancy, Sendbote des Herzogs von Burgund — mein Sohn Welf; ich glaube, die edlen Herren sind sich von früher her bekannt.“

Es war eine erste Begrüßung, die auf beiden Seiten keine übergroße Zuneigung verriet. Der Blick Welf Siebalds flog blitzschnell auf die Füße seines ehemaligen Wandergenossen hinunter; der goldene Sporenglanz an denselben belehrte ihn über die Richtigkeit der unglaublichen Standesankündigung, und das Blut floß ihm einen Moment jäh aus weißverfärbtem Gesicht zurück. Doch dann trat er rasch gegen Guy heran, und dieser that das Gleiche; ihm überwog's mit einem Gefühl der Dankespflicht, daß Welf Siebald der erste Urheber seines Glückes gewesen, ihn in hilfloser Verlassenheit auf den Weg zu seinem immer hoffnungsfreudiger winkenden Ziel geführt habe. Das trug die Oberhand über ein unwillkürliches Widerstreben davon, und so begegneten sich beide gleichzeitig mit begrüßender Darreichung der Hände. Rasch aber nun sprach der Burgherr gegen seinen Sohn gewandt: „Der Herzog erteilt mir Auftrag, Mülhausen und Breisach zu züchtigen; er selbst rückt mit seinem Heere von Lothringen herauf. Sein Gebot muß vollzogen sein, bevor er kommt; sinn auf schleunigen Rat und schaffe Geld, Welf! Du weißt, es gilt dein Wohl wie meins; eh der Abend einbricht, will ich dich hören. Ich empfehle unseren edlen Gast, so lange er bei uns verweilt, deiner alten Freundschaft, Welf; lasset Euch die Dürftigkeit meiner Burg nachsichtig gefallen, Herr Ritter!“

— — — — — — — — — — —

Welf Siebald hatte dem Geheiß des Burgherrn Folge geleistet und sein Nachsinnen offenbar zu einem befriedigenden Ergebnis geführt, denn er trat zur bereiteten Abendmahlzeit in der Halle mit der Ansprache heran: „Gebt mir Urlaub zur Nacht, mein gnädiger Vater, daß ich Euer Gebot vollführe.“ Überrascht sah der Ritter von Egisheim auf: „Wohin willst du? Was hat dein Hirn ausgebrütet?“ Doch der Befragte lachte: „Verstattet mir die Antwort bis morgen, wenn ich heimkehre; ich bin nicht aus dem Nest der Henne, die gackernd umläuft, noch bevor sie das Ei gelegt. Aber vertraut darauf, Ihr werdet mit Eurem Sohn zufrieden sein, und der Herzog ingleichen.“ Ein Blickaustausch ließ den Ritter nicht Weiteres begehren, und dieser frug nur: „Wie viel Knechte bedarfst du?“ Die Antwort lautete kurz: „Eine halbe Mandel nehm ich mit mir.“ Bertulf von Egisheim erwiderte befremdet: „Du giebst Rätsel auf;

wo Gold ist, sind Wächter mit gutem Schwert; was willst du mit solcher Hand voll wider sie?“ Allein unbekümmert fiel Welf Siebald ein: „Ich hab sie gut ausgewählt, daß sie sich vor Teufel und Hölle nicht fürchten, das heischt unser Ausritt mehr als Mut wider Hieb und Stich. Ehrt Ihr mich mit Eurem Geleit, Herr Ritter? Es ist des Herzogs Dienst, den Ihr mir aufgelegt — oder bedarf Eure Ermüdung zur Nacht des Schlafes?“

Die Höflichkeit der an Guy Loder gerichteten Worte durchschimmerte aus der letzten Frage eine etwas wie leis spöttische Erwartung, daß der junge Ritter die Teilnahme an dem nächtlichen Auszug ablehnen werde, und rief das leicht erregbare Stolzgefühl desselben der früher oft empfundenen Überlegenheit seines ehemaligen Genossen gegenüber wach. Er versetzte rasch: „Ich bin nicht gewöhnt, zu Nutzen meines Herrn Beschwernis zu achten,“ und lächelnd fügte er hinzu: „Auch Ihr habt mich einstmals gewöhnt, nicht nach dem Wohin und Wofür des Weges zu fragen; so will ich auch heut nicht danach begehren, sondern nach altem Brauch mit Euch ziehen. Vielleicht kann mein Schwert Euch doch besser nützen, als Ihr's gedenkt.“ — „Verargt mir meine vorige Frage nicht, Herr Ritter,“ erwiderte Welf Siebald nun überaus artig; „ich gedenke Eures Mutes und Eurer Tapferkeit genugsam, um den hohen Wert Eurer Beihilfe zu schätzen, und habe nicht andere Antwort von Euch vermutet.“ Gar zuvorkommend redete er jetzt während der Mahlzeit fort, und selbst der Burgherr ließ seine gewohnte Wortkargheit fahren und beteiligte sich hin und wieder an dem Wechselgespräch, daß Guy fröhlich beim Wein ward, die unbegründete heimliche Abneigung seines Gemütes gegen seine Wirte schalt und mehr und mehr hinschwinden fühlte. Wenn er nicht selbst redete, gedachte er im Zuhören der Vergangenheit, wie seltsam der Zufall ihm an diesem Tische den ersten Einschlag seines Glückes gewebt, daß er zum Mundschenk Karls des Kühnen bestellt worden, und seine Vorstellung schweifte weiter zurück, daß er hier wunderbarlich jetzt selbst als Ritter mit dem Ritter von Egisheim saß, vor dessen Grimm er einstmals als Knabe ins Felsgestrüpp des Dusenbachthales hinaufgeflohen. Der reichliche Trunk ließ ihn plötzlich bei der deutlichen Erinnerung heiter auflachen, und wie Bertulf von Egisheim ihn darob befragte, entflog's ihm: „Werdet mir heut nicht mehr drum zürnen, Herr Ritter!“ und er erzählte von dem unbedacht thörichten Steinwurf, mit dem er damals den gerechten Ingrimm des Burgherrn aufgereizt. „Weiß nicht, was über mich kam,“ schloß er frohlaunig, „mir war's, als hättet Ihr mir bitteres Unrecht gefügt und ich könnt nicht anders; vergebt mir's!“

Der Egisheimer hatte lautlos zugehört, nur sein Blick haftete mit einer weißen Starre unter den Brauen auf dem Gesicht des Sprechers. Auch noch, als dieser eine Weile geschwiegen, dann schlug er eine heisere Lache auf und gab zurück: „Ich entsinne mich wohl, Herr Ritter, der Stein traf gut. Ihr warfet ihn und vermeintet, Ihr könntet nicht anders, wußtet auch nicht warum?“ und das tonlose Lachen rann ihm wieder in den aschfarbig verblichenen Bart. „Habt's gesprochen, es war ein närrischer Bubenstreich,“ setzte er darauf hinzu; „nehmt Dank für den lustigen Schwank und trinket, Herr Ritter von Nancy!“

Es war spät geworden, die Nacht lag schon lange draußen über Gebirg und Thal; Welf Siebald mahnte nunmehr zum Aufbruch. Sie schritten zum Burghof hinunter, wo die ausgewählten Knechte bereit harrten; das schweifende Licht einer Pechfackel wies Guy lauter Züge von so trotziger Frechheit, wie er sie selbst im Kriegslager nirgendwo in solcher Vereinigung beisammen gewahrt. Schnell saß der kleine Trupp im Sattel, der Ritter von Egisheim tauschte noch einen kurzen Blick mit Welf Siebald und sprach: „Reit guten Weg, mein Sohn, und bring mir heim, was ich dich hieß!“ Dann verließen

sie über die fallende Zugbrücke das alte Burggemäuer.

Dunkle Spätsommernacht war's, ohne Mondlicht, mit verhängten Gestirnen; wie sie ins Rheinthal hinabgelangten, blieb die Bergkette ihnen als eine schwarze, nicht unterscheidbare Wand zur Linken; so zogen sie manche Stunde nordwärts hinauf, und um manche Stunde mußte schon die Mitternacht vorüber sein. Welf Siebald ritt neben Guy Loder, zumeist stumm, manchmal indes begann er ein Gespräch, das stets wunderlichen Verlauf nahm, als suche er seinen Gefährten durch ein hämisches Wort zu reizen; doch jedesmal brach er schnell wieder ab und fügte eine gewandte Schmeichelei für den jungen Ritter hinterdrein. Diesem schoß einmal unvorherbedacht etwas durch den Kopf, daß er hastig frug: „Ist's heut nicht Pfeifertag, der Achte des Septembermonds?“ — „Müsset's wissen, Herr Ritter, Euch liegt's mehr im Blut als mir,“ entgegnete Siebald höhnend, setzte jedoch gleich hinzu: „Ihr habt recht, sie heißen's heut Mariä Geburt, allein ich weiß, Ihr seid mutigen Geistes, der sich vor Götzen nicht fürchtet, wie Euer Arm nicht vor Menschen.“ Aber Guy achtete so wenig auf die letztere Huldigung wie auf das vorausgegangene Spottwort. Ihn überfiel's mächtig, daß der kommende Morgen den Pfeifertag begann, wie andersartig dieser beim ersten- und beim letztenmal ihm das Herz durchstürmt. Gleich Flutwellen über ihn strömend, wachte jede Erinnerung auf; vergeblich suchte sein Auge im Dunkel, ihr Weg mußte sie nicht fern an Rappoltsweiler vorbeiführen, und wär es Tag, müßten die Schlösser drüber ihm entgegenwinken. Nur einen holdseligen Gruß, nicht zur Einkehr heut noch, denn die Dienstpflicht gebot anders als das heimliche Verlangen des Herzens; doch die Gedanken und Vorstellungen des jungen Ritters verweilten auf der unsichtbaren Burg und drängten zum erstenmal ihm die Frage auf, wie sich der Graf von Rappoltstein droben in dem wilden um ihn her tobenden Widerstreit der Tage verhalten? Saß er ruhig hinter seinen festen Mauern, oder leistete er auch gleich dem Ritter von Egisheim Karl dem Kühnen Kriegsfolge und beherrschte für ihn mit gewaffneter Hand den Nordgau des Elsaß wie jener den Süden? Guy hatte niemals davon vernommen —

Da strauchelte neben ihm das Pferd Welf Siebalds in einer Aushöhlung des Bodens, und Roß und Reiter stürzten. Der letztere richtete sich eilig unverletzt wieder empor, doch das Tier blieb liegen, und als er es nach einer Weile mühsam auf die Beine zurückgebracht, schleppte es hinkend mit dem rechten Hinterfuße nach. So ging Siebald, das Pferd am Zügel führend und auf Besserung desselben wartend, eine Zeit lang nebenher; aber als er sich endlich wieder in den Bügel schwang, verweigerte es trotz Hieb und Spornstoß noch immer schleunigen Gang. Zornig fluchend stieß er aus: „Maulwurfsvieh! haben die heiligen Nothelfer dir die Augen ausgekratzt? Der Tag kriecht herauf, bis wir hinkommen! Die Pest über deine Schneckenbeine! Wir können nicht mehr geradeswegs unter dem Narrennest vorbei!“

Nach einer Weile säumte sich in der That falb der östliche Himmel und ließ drüben über der Rheinebene von dem dunklen Wall des Schwarzwaldes die runde Scheitelkuppe des Kandelberges sich in einen bleichen, stahlfarbigen Schimmer aufheben; die Tagdämmerung im Anfang des September stieg noch früh über der schlafenden Welt empor. Nun sprach Welf Siebald verdrossen: „Zu spät! wir müssen auf einem Umweg zu unserer Andacht!“ Und er lenkte vom ebenen Thalboden linksauf in die Vorhügel des Gebirges, wo sie im zwitternden Grau schlechten, steinichten Weg verfolgten. Eine Strecke lang nahm Waldgestrüpp sie in die Mitte, das nach keiner Richtung etwas erkennen ließ als anwachsende Helle über den Köpfen, dann senkte der Pfad sich abwärts, ein lustig schäumendes Wasser rauschte vor ihnen, zwischen dessen moosigem Geblöck sie zur anderen Seite hin-

übersetzten, und auf einmal fiel es fast schreckhaft von den Augen Guy Loders. Sie hatten, über die Vorberge aufbiegend, die Stadt Rappoltsweiler mit ihrem engen, fast ganz von den Häusern ausgefüllten Schluchteinschnitt umkreist, und er befand sich im Strengbachthal, dessen plätschernde Wellen ihm einstmals in seinem weißen Schafsfell die Lider zugemurmelt. Greifbar deutlich sah er die heitere Lebendigkeit vor sich, die ihn beim Erwachen an jenem Frühmorgen begrüßt, die vorüberwandernden Bauern und Bürger von Markirch, das tannenreisgeschmückte Ochsengefährt, von dem lachende Frauen und Mädchen die bunten Kopftücher und geflügelten Hauben nach ihm umgedreht und eine gerufen hatte: „Da liegt ein Schaf beinah im Wasser." Die Stimme klang ihm, wie eben erst verhallt, im Ohr, dann zerrann jäh das Trugbild der Phantasie vor seinen Sinnen. Nur die tote Landschaft sah ihn mit den gleichen Felsgesteinen, Bäumen und Wiesengründen an; wohl war's erster Frühmorgen des Pfeifertags wie damals, aber die fröhliche Kunst berief niemanden heut gegen Rappoltsweiler heran. Leer und tot lag die Straße, die nach Markirch über den Bergsattel führte, kein erwartungsvoller Fuß eilte des Weges, kein Lied und kein Lachen tönte drauf. Alles Leben hatte sich scheu hinter feste Mauern geflüchtet, lautlos und reglos war nur die Natur geblieben wie einst.

Wie unheimlich still das alles war! Traumhaft ruhten Guy Loders Augen darauf, doch nicht mit freudevoller Empfindung des Wiedersehens, zum erstenmal überlief ihn ein unritterlicher Schauder über die große verödende Not der blutig-wilden Kriegsläufte. Ein verworrenes Gefühl preßte ihm die Brust, gewaltsam trachtete er, sich demselben zu entreißen, und frug jetzt hastig: „Reiten wir nach Markirch hinüber?" Da bog im selben Moment Welf Siebald eilfertig seitwärts ins Dusenbachthal ein. „Hurtig!" stieß er gedämpft aus, „die Ohren der Bärenhäuter drüben wachen sonst auf!"

Dann geschah alles in äußerster Schnelligkeit, ehe Guy noch seine wunderlich treibenden Gedanken klar zu sammeln vermocht. Er sah sich weiter oben vor der Kapelle, seine Begleiter hastig abspringen und in diese hineinstürzen. Auch er folgte halb unbewußt nach; nun gewahrte er, wie Welf Siebald auf die Altarnische zulief, daran emporschnellte und rasch seine Hand nach dem lebensgroßen Bildnis unserer lieben Frau von Dusenbach vorstreckte. Unwillkürlich flog es laut vom Munde des jungen Ritters: „Was wollt Ihr?" Der Angerufene drehte zornig den Kopf und versetzte: „Halte dein Maul, Dummkopf — vergebt, waret Ihr der unbedachte Schreihals, Herr Ritter? Ich will das, was Holzpuppen nicht brauchen, aber Fleisch und Blut hat Bedarf danach; Ihr sagtet ja, es sei Pfeifertag heut, und wir sind unserer lieben Frau einen Besuch schuldig." Und hämisch lachend riß er begierig die kostbaren Edelsteine von dem schweren Goldgewande des Madonnenbildes herab und stopfte seinen Sack damit.

Das war der Zweck, die Erklärung des nächtlichen Ausrittes, des Zornes Welf Siebalds über die Verspätung und der vorsichtigen Umgehung von Rappoltsweiler — Kirchenraub an den kostbaren Schätzen, mit denen die gläubige Frömmigkeit von Jahrhunderten das wunderthätige Marienbildnis geziert. Durch manche Menschengeschlechter hatte es hier unbeschützt bei Tag und Nacht in einsamer Waldesstille gestanden und keines Wächters bedurft, da die Zeit unter vielen Millionen bisher keine Hand erschaffen, die sich anders als bittend nach ihm auszustrecken gewagt. Jetzt erkannte Guy, was Siebalds Antwort bedeutet, daß er sich eine halbe Mandel von Begleitern ausgesucht, die Teufel und Hölle nicht fürchteten. Mit grinsendem Hohngezerr halfen die gemein-frechen Knechtsgesichter ihrem Anführer bei der Plünderung, rissen Gold und Gestein an sich, und die liebe Frau von Dusenbach that kein Wunder, lähmte ihre Angreifer nicht mit gött-

licher Kraft, sondern ließ sich hilflos ihrer Krone, ihres Kleides und Schmuckes berauben. Wie sollten Holzglieder sich auch zur Wehr setzen, und es lag eine Wahrheit darin, daß Hunger und Durst der Lebendigen unter der Drangsal der Zeit gewichtiger in die Wage fielen als der glänzende Aufputz eines toten Bildes. Aber dennoch stieß etwas Rohes, Häßliches in dem Vorgang Guy Loder ab und zog ihn mit heftigem Widerwillen, nicht Augenzeuge desselben zu sein, aus der Thür ins Freie zurück. Er wollte sich in den Sattel schwingen und allein davonreiten, doch wie er hinaustrat, fiel ein erster Goldstreif der Sonne osther in die enge Thalschlucht herüber. So friedvoll, feierlich still lag diese unter dem wolkenlos niederblauenden Himmel, nur der Dusenbach plätscherte leis helltönig von Stein zu Stein. Der junge Ritter konnte die Stätte so vielfältiger Erinnerung nicht verlassen, er schritt etwas abwärts, um das gedämpfte Stimmengesurre in der Kapelle nicht zu vernehmen, und blickte träumerisch auf die kleinen blinkenden, hüpfenden Wellen hinunter. Sein Herz schlug laut und pochte ihm das Blut heiß in die Stirn, daß er den schweren Helm vom Haupte nahm und neben sich aufs Moos legte. Dort hinüber, hinter der schwärzlichen, hoch aufragenden Felswand, nur kurze Wegstrecke entfernt, lag die Ulrichsburg, doch von hier aus war sie nicht zu erblicken.

Da fuhr Guy Loder plötzlich sonderbar zusammen. Ein Ton hatte die Stille durchklungen, seltsam, als ob unsere liebe Frau einen Schrei hervorgestoßen. Noch einmal rang er sich jetzt unverkennbar von den Lippen eines Weibes, Rufe übertäubten ihn, dann tönte die Stimme Welf Siebalds jäh frohlockend von der Kapellenthür: „Stopft ihr die Zähne mit ihrem Tuch! Das ist ein Jungfernfang, von dem wir nicht geträumt haben, mehr Gold wert als die bunten Fetzen von dem Holzleib da drinnen. Hurtig aufs Pferd mit ihr, und dankt unserer lieben Frau hübsch! Sie hat's dem Golddirnlein eingegeben, scheint's, ihr nach altem Brauch heut mit dem Kranz die Huld zu thun."

Unwillkürlich, gedankenlos vorspringend, eilte Guy der Kapelle zu. Er sah eine junge weibliche Gestalt sich vergeblich gegen mehrere der Knechte sträuben; offenbar war sie arglos in der sonnigen Frühstille von oben aus dem Dusenbachthale herabgekommen, um die Waldkirche zu besuchen, vielleicht bei der wunderthätigen Madonna heimlich etwas zu erbitten; ihre eine Hand hielt noch einen Kranz von gelben Rosen. Nun rief sie noch einmal, ehe das Tuch ihr den Mund knebelte, um Hilfe, beim Ringen löste sich ihr langes Haar und flog ihr wie ein Goldschleier bis über die Hüften herab, und der junge Ritter stieß einen Schrei zugleich heißen Schreckes und herzstürmenden Glückes aus: es war Erlinde von Rappoltstein, nicht mehr an der Grenze zwischen hochgewachsenem Kinde und Jungfrau, sondern sonnenhaft darüber hinausgeblüht, ein holdseliges Wunder zaubervollen Frühlingstages. Blitzschnell hatte Guy die Knechte erreicht und rief: „Laßt das Edelfräulein! Seid ihr von Sinnen! Es ist des Grafen von Rappoltstein Tochter!" Doch vor ihm lachte es von den Lippen Welf Siebalds: „Eben drum sind wir sehr bei Sinnen, sie mit uns zu nehmen, für des Herzogs Säckel und den unseren!" Guy blickte den Antwortenden einen Moment verständnislos an; nun rang das Mädchen, ihn erkennend, freudig aufleuchtenden Auges, doch sprachlos von der Knebelung des Mundes, die Hände gegen ihn hin, und wild-zornig packte der junge Ritter den nächsten der Gewaltthäter mit der Faust und stieß herrisches Gebot drein: „Zurück! Bei meinem Schwert, der ist des Todes, der sie noch anrührt!" Durch Welf Siebalds Wimpern aber schoß ein heißer Strahl befriedigten, neidglühenden Rachegelüstes, seine Hand zuckte nach der Hüfte und er schrie höhnisch: „Ho, Pfeifritter, so wetten wir nicht! Das ist wider des Herzogs Dienst — ihr zeugt's mir!" Und mit pfeifendem Hieb fuhr sein aufgerissenes Schwert geradeaus auf den

helmlos unbewehrten Scheitel Guy Loders herunter. Wie ein umstürzender Baumstamm fiel dieser, blutüberströmt, reglos zu Boden; Siebald rief, sein Frohlocken kaum bemeisternd, noch einmal: „Ihr zeugt's mir alle, er wollt uns mit Gewalt an des Herzogs Dienst hindern!" dann murmelte er, gesättigt sich weidenden Glimmerblickes: „Da lieg in deinem edlen Bauernblut, Gimpel! — Mir die Golddirn! Fort!" hob er befehlend die Stimme hinterdrein, warf die widerstandslos gebundene Erlinde von Rappoltstein vor sich auf den Sattel, doch nicht in den seines eigenen, fußschleppenden Pferdes, sondern auf das Roß Guy Loders, und nach wenigen Augenblicken stob der kleine Reitertrupp windschnell wieder zum Strengbachthal hinab. Kaum eine Viertelstunde lang hatte er die einsame Waldschlucht belebt gehabt; es war immer noch früher Morgen, und das enge Dusenbachthälchen lag friedlich schön im Geflimmer der aufsteigenden Sonne wie zuvor. Nur zerflatterte gelbe Rosenblätter deckten verstreut da und dort den Boden vor der Kapelle, von deren Altarnische das liebreiche Bildnis unserer lieben Frau wunderlich gewandlos auf zerschlagene Geräte und Scherben bunter Glasgemälde herniedersah, und ohne Laut und Regung lag draußen der junge Ritter Guy Loder von Nancy auf dem Fleck, wo er zu Boden gestürzt. Aus breiter Wunde sickerte das Blut noch unter seinem dichten Haar hervor, ein Tropfen rann an seiner Schläfe und fiel in einen duftenden Rosenkelch, auf den der Sturz ihm den Kopf hingebettet, als habe äffender Zufallsspott seinen Scheitel im Tode mit dem Kranz des Pfeifertages geschmückt.

So blieb es manche Stunde lang, bis gegen den Mittag hinan, zum erstenmal seit vielen Jahren tonlos und leblos an diesem Tag unter dem grünen Blätterdach um die Waldkapelle. Dann kam ein Schritt vom Strengbachthal her leistönend durch die Felsschlucht herauf, und die Sonne gewahrte das einzige Bild, das der Tag heute hier mit sich brachte, wie sonst. Zwischen ihren ruhig wandelnden Begleiterinnen kam Bettane dahergegangen.

Sie wußte auf ihrer stillen Berghöhe nichts von Hader und Waffengetöse hier unten, der Wind trug's nicht zu ihr empor. Wie allemal am Pfeifertag hatte sie sich mit der Morgenfrühe auf den Weg durch die weiten, dunklen Wälder gemacht und wohl mit Verwunderung die Reglosigkeit drunten am Strengbach wahrgenommen. Aber nach gewohntem Brauch schritt sie gleichmäßig weiter neben dem plätschernden Dusenbach aufwärts. Nun fiel ihr Blick über den einsamen, unbeweglichen Körper vor der Kapelle, und großstaunend, doch ohne Scheu trat sie hinzu. Im Moment aber, als sie das Gesicht auf das Antlitz des leblos Daliegenden vorbückte, brach herzdurchschneidend ein erster Schrei ihres Lebens von den stummen Lippen Bettanes. Wie aus einer gewaltsam zersprengten Brust kam er, so voll tödlich hervorbrechenden Wehs, als müsse auch aus ihr das Lebensblut verströmend nachschießen, und gleich einer ungeheuren Anklage gegen die Erde, die es geduldet, gegen Himmel und Sonne, die unbeweglich dazu dreingeblickt, lief von den Felswänden der Rückhall des furchtbaren Aufschreies durch das stille Dusenbachthal empor.

Aber dann hatte der Jammerausbruch des Herzens auch wie ein Sturm die lähmende Betäubung von ihrer Seele abgerissen, sie kniete neben dem Reglosen und begann jetzt mit seltsam ruhigen Händen ein schwieriges Werk, ihm den schweren Eisenpanzer von der Brust abzulösen. Die Bewegungen ihrer Finger glichen denen einer Nachtwandelnden, so selbständig, ohne Beihilfe der unverwandt auf dem atemlosen Antlitz unter ihr haftenden Augen, vollzogen sie ihren Zweck. Endlich war dieser erreicht, ihre Hand öffnete das Wams unter dem Harnisch und legte sich auf das Herz Guy Loders. Dann atmete die Brust Bettanes zum erstenmal langsam tief nach Luft; ganz leise, kaum einem anderen als ihrem un-

glaublich fein geschärften Gefühl bemerkbar, schlich noch eine Lebensregung in dem Herzen.

Nun erhob sie sich und sah kurz umher; die vorherige besinnungslose Angst ihrer Züge beherrschte ein wundersamer Ausdruck sicheren Willens. Sie trat rasch in die offene Kapellenthür, nahm, ohne die Verwüstung darin erstaunten Blickes aufzufassen, eine Altargerätscherbe vom Boden, füllte Wasser in diese am Dusenbach und kam zurück; den Kopf Guys sanft in ihren Schoß bettend, wusch sie ihm behutsam das Blut vom Gesicht fort und untersuchte, vorsichtig Haar um Haar entfernend, die vom Stirnrand bis ans Hinterhaupt reichende Wunde. Diese klaffte breit, doch auch in ihr stand die Blutung, und das Mädchen riß Streifen von ihrem Gewande und legte die in das kühle Wasser getauchten zwischen die Wundränder hinein. Es war, als ob der Schwergetroffene eine Linderung brennenden Schmerzes empfinde, denn zum erstenmal regten sich seine Lippen mit einem leisseufzenden Laut. Sie blieben halb geöffnet danach, als zögen sie unmerkbar Atem ein; die Hand Bettanes kehrte ab und zu nach dem Herzen zurück, ein wenig kräftiger schien sich der Schlag zu verstärken.

So saß sie, auf das leis wachsende Leben des todbleichen Antlitzes in ihrem Schoße wie mit den Augen niederhorchend, und in diesen wuchs allmählich auch der alte grüngoldene Glanz, als sei eigentlich nichts Entsetzenvolles geschehen, vielmehr als sei's ein traumhaftes Glück, so in der tiefen Waldesstille einsam zu sitzen und sorglich von Minute zu Minute mit frischer Benetzung das verwundete Haupt des Bewußtlosen zu kühlen. Dann und wann einmal sah sie auf, doch offenbar blickte sie nicht verlangend nach einer Beihilfe umher, kurz nur schlug sie die Lider, wie mit einem lautlosen Dank zwischen ihnen, zur Sonne empor, und das seltsame Lächeln, das sie einstmals von dem Knaben neben sich auf der Berghöhe gelernt, ging wie ein holder Märchenschimmer um die Lippen ihres unschönen Gesichtes, wenn sie den Blick wieder auf die zart behütete Stirn in ihren Händen zurückwandte.

Wie die greisenhaften Züge Bettanes aber ihre traurige Naturmitgift nicht verändert hatten und ihre Zunge keine Sprache erlangt, so vernahm auch ihr Ohr so wenig wie von je, hörte nicht, daß nach einer Weile drobenher aus der Verengung des Dusenbachthales ein lauter Ruf scholl: „Sucht überall im Wald, von hier kam der Schrei!“ Eilige Fußtritte klangen bald nachher über Felsgeröll abwärts, allein erst an einer Kopfdrehung der neben ihr kauernden Ziegen nahm Bettane gewahr, daß hinter ihr etwas an sie herannahe. Wie sie gleichfalls nun umschaute, blickte sie in ein schon dicht herzugekommenes, ihr bekanntes Gesicht, das ihr keinerlei Sorgnis, sondern ersichtlich ein jähes Gefühl der Freudigkeit einflößte, denn es war dasjenige Velten Stachers. Er trug noch das Silberbildnis unserer lieben Frau von Dusenbach um den Hals, doch nicht auf schmuckem Wams wie früher, vielmehr über dem eisenbesteppten Koller eines Kriegsknechtes; er war heut kein Pfeifer mehr, sondern der Drang der Zeit hatte ihn mit dem Schwert unter die Dienstmannen des Grafen Schmaßmann von Rappoltstein gesellt. Eines lebendigen Wesens in der Schlucht ansichtig werdend, rief er im hurtigen Lauf: „Hast du des Grafen Tochter gesehen? Sie ist in der Früh heimlich aus der Burg gegangen und nicht wiedergekehrt — wir hörten droben einen Schrei, als käm's von hier.“

Er stutzte, denn nun erkannte er das stumme Mädchen, das er schon zweimal hier betroffen; sie hatte seinen Ruf nicht verstanden, er war noch zu weit entfernt gewesen, als daß sie ihm die Worte von der Lippenbewegung ablesen gekonnt, und sie deutete nur auf das Gesicht des schwer Verwundeten in ihrem Schoß. Wie blitzgetroffen zuckte Velten Stacher bei dem plötzlichen Anblick, Thränen schossen ihm von der Wimper, mit krampfhaftem Griff faßte er die Hand des noch anscheinend

leblos Hingestreckten, und erst als er Wärme in derselben fühlte, kam ihm mählich die Besinnung zurück. Eine wunderliche Unterredung hob zwischen ihm und Bettane an; beiden war die Auffindung Guys im Dusenbachthale ein unverständliches Rätsel, und beide verstanden sich untereinander kaum besser — wenigstens Velten Stacher das Mädchen nicht; sie las dagegen jetzt aufmerksam von seinem Munde, daß er ihr sagte, nach allen Richtungen lasse der Graf von Rappoltstein seine seit dem Frühmorgen verschwundene Tochter suchen. Da lief ein Licht durch Bettanes Augen, sie streckte rasch die Hand zu Boden und hob eine bisher nicht von ihr beachtete, blutbesprengte gelbe Rose gegen den jungen Kriegsmann auf. Dieser begriff nicht, was sie damit ausdrücken wolle; hastig zog sie ihr Schiefertäfelchen hervor und schrieb darauf: „Sie war hier; wo die Rose ist, war sie auch; er wollte sie vor etwas beschützen, darum liegt er jetzt so.“ Aber Velten Stacher schüttelte nur wieder mit dem Kopf, denn er verstand auch heut noch so wenig zu lesen wie früher. Statt dessen nahm er mit schier ungläubigem Staunen die goldenen Sporen an den Füßen des jungen Ritters gewahr; aufstehend und in die Waldkapelle hineintretend, sah er nun die Verwüstung drinnen, das beraubte Bild unserer lieben Frau, und undeutliche Mutmaßungen, was hier vorgefallen, drängten sich ihm durch den Kopf übereinander. Auch den Helm Guys fand er etwas abseits am Bachrand, derselbe beließ keinen Zweifel, daß er einem Ritter angehöre; eine Fülle unlöslicher Rätsel blieb, doch es war nicht Zeit und Ort, darüber nachzusinnen. Die Begleiter Velten Stachers hatten sich nach vergeblichem Umhersuchen angesammelt, nichts gab über Erlinde von Rappoltstein Auskunft. Ihr Führer hieß sie jetzt eine Tragbahre aus Baumgezweig anfertigen, Bettane häufte sorgsam weiches Blattwerk über das Geäst, auf welches der Verwundete vorsichtig gebettet ward. Velten Stacher hob ihn mit den anderen und trug ihn, das stumme Mädchen schritt hinterdrein und ließ, zur Obhut gegen jeden Unfall, die Hand nicht von dem Kopfe Guys. Ihre Züge drückten Freudigkeit über die thatkräftige Hilfe aus, die ihm zu teil geworden, doch in der Tiefe ihrer Augen lag eine heimlich zurückgedrängte Trauer, daß er nicht ihrer Hand allein mehr anheimgegeben sei. Ihr Blick redete, sie habe ihn gefunden, ein flüchtiges Weilchen habe er ihr angehört, nun verliere sie ihn wieder mit jedem Schritt. So wanderten sie langsam-vorsichtig durch das enge Dusenbachthal aufwärts.

Der Emporgetragene selbst aber wußte nichts davon. Nur einmal schlug er plötzlich weit die Augen auf, denn ein lautes Getöse und Durcheinanderrufen von Stimmen riß ihn aus der Besinnungslosigkeit. „Habt ihr sie?“ rief's, und er sah enttäuschte Gesichter über sich. Von diesen kannte er zwei: den Grafen Schmaßmann von Rappoltstein und den Herzog René von Lothringen, und wie ein Blitz schoß es ihm durchs Gehirn, daß der letztere von Nancy hierher geflüchtet und mit dem rappoltsteinischen Hause verbündet gewesen sei. So hatte er gegen den Vater Erlindens die Waffen geführt, war Gefangener auf der Ulrichsburg, und so hatte die Verheißung Welf Siebalds sich ihm mit bitterem Hohn erfüllt.

Doch weniger ein Denken als die Empfindung eines Momentes war's, sogleich von ungeheurem, betäubendem Schmerz überdrängt. Er gewahrte nichts mehr, wie mit einer Eisenfaust preßte es ihm die Lider wiederum herunter, und er fiel in auslöschende Bewußtlosigkeit zurück.

— — — — — — — — — — — —

Namenlose Bestürzung und Wehklagen herrschten in der glänzenden Saalhalle der Ulrichsburg über die Unauffindbarkeit Erlindes von Rappoltstein und riefen schreckvoll eine alte Erinnerung wach. Es war einmal Ähnliches geschehen, vor langausdenklicher Zeit, mehr schon als zwei Jahrzehnten. Da hatte Luitgard, die jungblühende Schwester des Grafen,

am lichten Tag die Burg verlassen, um zum Hochrappoltstein hinanzusteigen, war dort aber nicht eingetroffen und niemals zurückgekehrt. Ihr Ruf als derjenige des schönsten Edelfräuleins im ganzen Elsaß ging weit um und fand manch hochbürtigen Bewerber, auch der Ritter Bertulf von Egisheim freite bei ihrem Bruder um ihre Hand. Doch Graf Schmaßmann bedünkte der Ritter zu aussichtslos dürftig herabgekommen für die Schwester, und er wies denselben glimpflich, ohne Kränkung und Bruch der guten Nachbarfreundschaft, aber mit unabänderlichem Wort ab, obwohl es schien, daß Luitgard selber vielleicht bei des Bruders Dreinwilligung nicht widerstrebt hätte; zum mindesten schlug sie danach mehr denn einen vornehmeren und reicheren Freier aus. Da geschah eines Tages das Unbegreifliche; sie verschwand, und keine Spur gab jemals von ihr Kunde. War sie in einen Abgrund gestürzt oder hatte einer der von ihr abschlägig beschiedenen, mächtigen Bewerber sie gewaltsam überfallen und mit sich geführt? Viele Tage lang suchte Graf Schmaßmann und, noch unermüdlicher als er, mit ihm der Ritter von Egisheim in allen Schluchten und Klüften, Winkeln und Wäldern des Gebirges umher, doch umsonst. Ein unlösbares, trauervolles Rätsel blieb's, über das sich bald darauf wilde Kriegsstürme hinwälzten. In einem Gefecht ward Graf Schmaßmann gefährlich verwundet und genas erst nach Ablauf vieler Monde. Als er wieder ins Feld zu ziehen vermochte, um dem Heerbann des Kaisers ins Ungarland zu folgen, war die Erinnerung an die Verschollene leise in ihm überwuchert, und nach seiner Heimkehr wachte sie nur dann und wann noch auf.

Jetzt aber ward sie unwillkürlich bei allen, welche damals gelebt, lebendig und durch eine seltsame Täuschung besonders bei dem Grafen. Auf Erläuterung und Bitte Velten Stachers hin war der verwundete junge Ritter in einem lustig wohnlichen Turmgemach der Ulrichsburg untergebracht worden, wo Bettane nicht von seinem Lager wich und jedem anderen die Beteiligung an seiner Pflege mit hartnäckiger Entschiedenheit verwehrte. Doch hatte sie auf ihre Tafel geschrieben, daß sie glaube, der Kranke könne eine Auskunft über das Verschwinden der Grafentochter geben, und mit angstvoller Ungeduld wartete der Vater auf die Wiederkehr des Bewußtseins Guy Loders. Da auch der nächste Tag noch ohne die sehnlich erharrte Botschaft zu Ende ging, trieb es ihn unwiderstehlich zum Turm hinüber, selbst nach dem Zustand des Sprachunfähigen zu sehen. Wie er eintrat, brach die Dämmerung leise herein; neben dem Lager saßen wie stets Bettane und Velten Stacher, der einzige, den sie mit sich im Gemach duldete. Ein letzter Spätrotglanz der schon hinter dem Hochkamm des Wasichingebirges niederschwindenden Sonne fiel durchs Fenster und hauchte im Verein mit der Wundfieberröte scheinbar eine Farbe jugendblühender Gesundheit über das regungslos hingestreckte Antlitz Guys, das sich eigenartig, einem Gemälde ähnelnd, aus dem zwitternden Licht umher abhob. Eilig schritt Graf Schmaßmann herzu, doch plötzlich stutzte er, und seine Lippen stießen unwillkürlich das Wort „Luitgard“ hervor. Velten Stacher sah verwundert bei dem Namensklang auf, der oft seit dem gestrigen Tage in der Burg erklang. Nun sprach der Schloßherr: „Mein Kopf ist wirr von der Sorge und täuscht mir die Sinne; mir war's, als läge meine Schwester dort, wie ich sie vor zwanzig Jahren zuletzt gesehen. Es kam wohl, weil ich ihrer so viel wieder gedacht, daß auch der Blick sie mir vorträgt. Ist er noch nicht wach?“

Schwer von Kummer klang die Sprache des Grafen, und ohne Trost ging er wieder davon, denn der Verwundete lag noch immer bewußtlos wie bei seiner Ankunft in der Burg. Bettane hatte kaum auf den kurzen Besuch geachtet, sondern fuhr sorglich in ihrer Achtsamkeit fort, den Verband der Wunde stetig durch frisch in kaltes Brunnenwasser getauchte Leinwand

zu erneuern; Velten Stachers Gesicht dagegen hatte ein absonderer nachdenklicher Ausdruck verändert. Seine Augen hafteten groß und unverwandt auf den Zügen des Kranken, aber es lag etwas in ihnen, als richteten sie sich zugleich suchend nach innen zurück, wie nach einem unter seiner Stirn aufdämmernden und nebelhaft wieder hinschwindenden Gedanken. Und er half dem Mädchen nicht wie bisher bei ihrer Vorsorge, sondern blieb unverrückt bis in die tiefe Dämmerung auf seinem Sitz.

Am folgenden Mittag aber kam ein Seufzer von Guy Loders Mund; er hob zum erstenmal den Arm und tastete mit der Hand nach dem schmerzhaften Druck auf seinem Scheitel, dann gewahrte er die beiden neben ihm Befindlichen, und seine Miene sprach, daß er sie staunend erkannte. Es war, als habe er schlimm geträumt und nun komme eine friedvolle Beschwichtigung über ihn, so grüßten seine Augen stumm-vertraulich in diejenigen Bettanes und wandten sich danach denen Velten Stachers freundlich zu. Doch auch Sprache hatte er wieder gewonnen und frug noch traumhaft: „Wie kommt ihr zu mir?“

Es verging indes noch geraume Zeit, ehe sein Kopf die Kraft angesammelt, um die Erwiderungen Velten Stachers auffassen und seine eigene Erinnerung deutlich wachrufen zu können. Dann lauschten beide begierig seinen Worten, der ehemalige Pfeifer mit dem Ohr und Bettane mit unverwandt an seinen Lippen hängendem Blick. Nur einmal fuhr der erstere, zorneswild die Faust ballend, auf, als der junge Ritter sprach, wessen Schwerthieb ihn heimtückisch vor der Dusenbachkapelle zu Boden geworfen, und Velten Stacher stieß zähneknirschend aus: „Hätt ich den Bastardbuben an der Kehle gefaßt, da ich ihn einstmals auf der Straße mit dir antraf!“ Doch verlegen stotterte er drein: „Verzeiht, Herr Ritter, daß ich mich vergaß, nach ehmaliger Gewohnheit zu reden.“ Guy Loder aber streckte, so schnell er's vermochte, die schwache Hand nach ihm aus und gab zurück: „Zürnst mir noch, Velten, daß ich von dir ging, und willst mir die alte Freundschaft nicht lassen? Es war mir nimmer so wohl ums Herz mit dem anderen als mit dir, und du bleibst ihm allezeit der liebste Freund.“

Nun erst gedachte Velten Stacher der harrenden Ungeduld des Grafen, und eilig herbeigerufen, kam dieser und vernahm von Guy die Kunde, daß der Sohn des Ritters von Egisheim im Dusenbachthal Erlinde überfallen und mutmaßlich nach der Stammburg seines Vaters davongeschleppt habe. Mit sichtlicher Erleichterung empfing Graf Schmaßmann die Botschaft, die ihn weder heftig überraschte noch in Zorn versetzte. Seitdem der Ritter Bertulf durch seinen Angriff auf Mülhausen sich als Parteigänger Karls des Kühnen offenbart hatte, war das frühere langjährige Nachbarsverhältnis zwischen ihm und dem seit geraumer Zeit schon mit dem lothringischen Herzog verbündeten rappoltsteinischen Hause erloschen; sie standen sich in kriegerischer Fehde gegenüber, und es war nicht unritterlich, sich mit Gewalt oder List eines dem Gegner angehörigen kostbaren Gegenstandes zu bemächtigen, um für die Rückgabe desselben eine hohe Lösesumme zu erzielen. Diese zu erkunden, beeilte der Graf sich, noch am selben Tage eine Sendbotschaft nach den drei Exen abgehen zu lassen, und Velten Stacher nahm den Antrag, als Bevollmächtigter mit dem Ritter Bertulf zu verhandeln, wenn auch ungern von Guy Loder scheidend, doch bereitwillig und mit freudigem Stolzgefühl an. Schon am nächsten Abend mußte er mit der Tochter des Grafen, dem kein Lösegeld zu hoch war, zurückkehren, und ein flammendes, nicht mehr vom Wundfieber, sondern aus dem laut klopfenden Herzen aufbrechendes Rot übergoß das Antlitz des jungen Ritters, als er diese Beredung neben seinem Lager vernahm. Mit großer Gunst aber und unverkennbarem innerlichen Wohlgefallen behandelte Graf Schmaßmann den Verwundeten. Er erinnerte sich jetzt desselben gar wohl vom Pfeifertag her und

wie er damals sich mit Bedauern in die Zurückweisung Guys aus der Bruderschaft gefügt; seine Hand stattete diesem von Herzen kommenden Dank ab, daß er sich dem Raube Erlindes widersetzt und dadurch sein eigenes schweres Unheil herbeigeführt habe. Doch konnte dies nicht abändern, daß der Graf von Rappoltstein die Pflicht besaß, den jungen Ritter als Kriegsmann des Herzogs von Burgund in Gefangenschaft auf der Ulrichsburg zu halten, bis entweder eine Auslösung für ihn stattgefunden oder der Friede verkündet sei. Vorderhand galt das im übrigen gleich, da die Wunde Guys auf manche Wochen hinaus Pflege und äußerste Schonung erheischte, und den Kranken nicht als Gefangenen, sondern bis zu seiner völligen Herstellung gegen Austausch seines Ritterwortes, nicht entfliehen zu wollen, als Gast willkommen heißend, verließ Graf Schmaßmann in freudiger Zuversicht der baldigen Wiederkehr seines Töchterleins das Turmgemach. Er hatte nicht zu befürchten, daß sie gleich seiner verlorenen Schwester nicht zurückkomme, denn er wußte sie in der sicheren Hand des nur durch die Zeitläufte mit ihm und seinem lothringischen Bundesgenossen verfehdeten, doch geldbedürftigen Ritters von Egisheim.

Schon um eine Stunde später zog Velten Stacher mit einigen Geleitsmannen aus der Ulrichsburg gen Süden davon, und Bettane schaute ihm mit einem Blick nach, den ein heimliches Glücksgefühl über seinen Fortgang erfüllte. Wie vor der Dusenbachkapelle war sie wieder mit dem Verwundeten allein und dieser ganz ihrer Obhut anheimgegeben. Sie redete mit ihm, manchmal mit Hilfe ihres Täfelchens, zumeist aber in der alten Zeichensprache aus Kindertagen, und ein seliges Lächeln blieb fast stets um ihre Lippen, daß er dieselbe noch im Gedächtnis bewahrt hatte und wie damals verstand. Doch seine Kraft war bald erschöpft, und er schloß die Lider und schlief eine Weile. Dann, wenn er fest im Schlaf lag, nahm sie ganz leise seine Hand und hielt sie in der ihrigen, bis er wieder erwachte. So ging friedlich-schön der Tag, die Nacht und kam ebenso der nächste Morgen. Wie dieser vorschritt, losch indes allmählich der glückliche Glanz in den Augen Bettanes mehr und mehr dahin. Eine Unruhe fiel über ihr Gesicht, die sie dem Kranken verbarg, doch oftmals stand sie auf und sah durchs Fenster auf den Weg nach Rappoltsweiler hinunter. Ihr Blick verlor wieder etwas von seiner Trübung, wenn sie nichts den Bergpfad herankommen gewahrte; kein Hufgeklapper tönte noch durch die ruhige Sonnenluft, still lagen unter ihr auf dem Burghof nebeneinander gekauert die beiden schwarzen Ziegen, geduldig der Rückkunft ihrer Herrin wartend, und aufatmend kehrte Bettane wieder an das Lager des jungen Ritters zurück.

Drunten im Rheinthal aber war Velten Stacher über Kolmar hinaus bis zum Städtchen Egisheim geritten, bog an diesem ins Gebirge hinauf und hielt, ein weißes Fähnlein schwenkend, vor dem Burgthor der Drei Exen. Er bat den Thorwart um eine Unterredung mit dem Ritter von Egisheim und that, als dieser auf der Mauer erschien, kund, er komme als Abgesandter des Grafen von Rappoltstein, um zu erfragen, ob dessen Tochter sich als Gefangene droben befinde und welches Lösegeld der Burgherr für ihre Freilassung begehre. Da antwortete der Ritter, mit einem weißen Aufglanz der Augen die finstere Miene seltsam durchhellend: „Ihr kommt recht, sie ist in gutem Verwahr. Vermeldet Eurem Herrn, ich heische aus alter Freundschaft keine Lösung für sie an Gold und Gut, sondern einzig sie selber zum Ehgemahl für meinen Sohn.“

Verdutzt, schier ungläubig an seinem Ohr zweifelnd, sah Velten Stacher drein und erwiderte:

„Ihr betreibet Scherzrede, Herr Ritter, denn es kann Euch nicht ernstlich sein, für Euren Kebssohn um die Tochter des Grafen von Rappoltstein zu freien. Ich bitt Euch nach meinem Auftrag, mir

Eure Forderung für ihre Freiheit zu beheißen."

Doch nun schlug Bertulf von Egisheim eine wilde Hohnlache in die Luft. „Ihr habt sie vernommen, richtet sie aus! Bei meines Vaters Gebein, die stolze Grafendirn wird meines Sohnes Weib, oder sie fault in meinem Turm bis an ihren letzten Tag! Die Hand verkohle mir in zeitlichem und ewigem Höllenbrand, wenn ich diesen Schwur breche!"

Er reckte zum Eid die Hand übers Haupt, dann fügte er, sein Schwert aufs Mauergestein niederstampfend, drein: „Macht fort mit Eurer Botschaft! und thut Eurem Herrn kund, ich hätt gute Freiersleut auf meiner Burg, wenn sein Jawort lang ausbleibe, bei ihm zu werben. Läßt er mich harren, so sprech ich die Ulrichsburg als Mitgift an für meinen Sohn, und Ihr wißt, daß einer unsern ist, mein Wort zu bewähren. Rüstet die Hochzeit, oder der Donnermund des Burgunders wird die Dirn für Egisheimer Blut bei euch freien, und bei seinem Löwenhelm, Eurem hochfahrenden Grafen wird dasmal das Nein in den Zähnen stocken!"

— — — — — — — — — — — —

Wo der Geier aus der Luft niederschießt, stürzt schwarzes Rabengeflatter hinterdrein, um einen Abhub der Beute zu erhaschen. Mit seinem sieggewohnten Heere rückte Karl der Kühne von Burgund gegen die beihilflos allein belassenen eidgenössischen Lande, und aus weitem Umkreis strömten die Wegelagerer, Landstrolche und Buschklepper, alle Mord- und Brandgesellen, welche sich in Wäldern und Winkeln der Gaue Süddeutschlands umtrieben, der gleichen Richtung zu. Es war die wandernde Gersauer Gaunerkilt, die über Berg und Thal zum Mitplündern, Rauben und Stehlen in den bedrohten Schweizerstädten daherkam; die Kräftigsten an Jahren und Gliedmaßen gewahrten die sicherste Beuteaussicht in der Anlegung von Wehr und Waffen und drängten begierig herbei, sich ohne Sold unter die Dienstmannen der zahlreichen, auf Seiten des Herzogs stehenden, habsüchtig in die Luft witternden kleinen Herren und Ritter zu gesellen. So schwoll auch der Haufen des Ritters von Egisheim dergestalt an, daß er dem Gebot Karls von Burgund nachkommen, gegen Breisach und Mülhausen ausrücken und beide Städte umlagern konnte. Niemand war vorhanden, diesen Hilfe zu bringen, jede dem Herzog nicht botmäßige Feste des Elsaß glich einer winzigen, abgeschnittenen Insel inmitten sturmzerwühlter See. Eines Überfalls gewärtig, standen Tag und Nacht die Gewaffneten auch auf den Mauern der Ulrichsburg, und in düsterer Sorge um seine Tochter wie um seine verwüsteten Lande und Orte drunten sah Graf Schmaßmann von Rappoltstein, ohnmächtig auf die Verteidigung seiner Burgen beschränkt, in eine dunkle, hoffnungslose Zukunft hinaus.

Einzig das Gesicht Bettanes spiegelte nichts von der schweren Bedrückung aller Gemüter zurück, und sie allein auch hatte die Botschaft, welche Velten Stacher von den Drei Exen heimgebracht, ruhiger aufgenommen. Nicht gleichgültig, ihre Miene zeigte wohl Schreck, als die Nachricht ihr verständlich geworden, aber derselbe verging bald, und wie er geschwunden, schien er die vorher angewachsene Trübung in ihren Augen mit sich fortgenommen zu haben; ein stiller Glanz lag statt dessen unveränderlich wieder in der Tiefe zwischen den Lidern. Auf den Zustand Guy Loders wirkte dagegen die Mitteilung der Antwort des Ritters von Egisheim sichtbarlich in hohem Maße ungünstig ein und warf ihn in heftiges Fieber zurück, das tagelang mit gleicher Kraft andauerte und oft wunderlich-unverständliche Irrreden aus seinem Munde hervorgehen ließ. Mehrfach wiederholte sich darin der Name Erlinde, doch mit fast unbewegten Lippen, so daß Bettanes Augen den Klang nicht aufzufassen vermochten. Als der Name aber einmal in rascher Folge wohl zehnfältig wiederkehrte, horchte Velten Stacher unwillkürlich verwundert auf und maß plötzlich das Gesicht des Fieberbewußt-

losen mit einem großen, stumm fragenden Blick. Dann begann er wieder Fragen an Bettane zu richten; die treue Sorgfalt derselben für den Verwundeten hatte ihn trotz ihrer traurigen Naturmitgift und der Beeinträchtigung ihrer Gesichtszüge mehr und mehr freundlich zu ihr hingezogen und den Wunsch in ihm geregt, eine Verständigung mit ihr zu bewerkstelligen. Von ihrer Seite begegnete dies Trachten keiner Schwierigkeit, doch er begriff ihre Zeichensprache nicht und ebensowenig die fremden Buchstabenzeichen auf der Tafel. Aber er wollte durchaus wissen, was jene besagten, und so geschah das Seltsame, daß er sich in der beschäftigungslosen Muße der langen Tage an dem Krankenlager als Schüler neben das taubstumme Mädchen setzte und sich von diesem in der Kunst des Lesens unterrichten ließ. Das ging nur langsam und öfters in gar sonderbar stockender Weise, daß beide über eine Schwierigkeit nicht hinwegzukommen wußten, die ein lauter Ton, von Bettane vernommen oder von ihr gesprochen, im Nu gelöst hätte. Allein zuletzt fanden sie meistens gemeinsam doch einen Ausweg, der ihnen zu einem wechselseitigen Verständnis half, und nach einigen Wochen hatte der Eifer des jungen Kriegsmannes es so weit gebracht, daß er die Schriftzeichen seiner mit nicht geringem Stolz von ihrem Werk befriedigten Lehrerin zu ergründen und nachzuahmen befähigt war. Dergestalt führte er nun regsam-lautlose Zwiesprache mit ihr, zeigte sich besonders unermüdlich in Fragen über die Kindheit, die Heimat und die Eltern des jungen Ritters und kam immer wieder auf die nämlichen schon oft beredeten Gegenstände zurück, obwohl Bettane bald keinerlei neue Auskunft mehr darüber zu geben vermochte. Guy Loder lag zumeist schlafverworren daneben, seine Besserung schritt jetzt nur äußerst langsam vor. Wenn er indes einmal flüchtig mit einem Aufglanz wieder erwachender Geisteskraft dreinblickte, verbarg Velten Stacher rasch die Tafel, auf der er sich an der Entzifferung einer Antwort Bettanes abmühte, und teilte nichts von seiner neuen Lernbegier und dem Ergebnis derselben mit.

Einförmig gingen so die Tage hin. In ratloser Sorge saß Graf Schmaßmann; er hatte nochmals einen Herold mit dem Angebot einer ungeheuren Lösesumme an den Ritter von Egisheim abgesandt, doch die nämliche Entgegnung erhalten, welcher jener dreingefügt, sobald er für Armin Klee die Mauern von Mülhausen zermahlen habe, werde er kommen, um an denen der Ulrichsburg selbst seine Freiwerbung zu betreiben. Völlig unfaßbar erschien dem Grafen das störrisch-wahnwitzige Begehren seines einstigen befreundeten Nachbars, und oftmals ließ er Velten Stacher, an dem er schon früher besonderes Wohlgefallen gefunden, zu sich bescheiden, um von diesem über den unbekannten Bastardsohn des Ritters Auskunft zu erhalten. Über die Herstammung desselben wußte der Befragte indes nicht mehr zu berichten als das wenige, was er selbst erst staunend aus der Erzählung Guy Loders vernommen, dagegen hatte er den früher Wendelin Beheißenen seit manchem Jahr gekannt, war ihm stets als einem raufgierig wildtrotzigen und doch auch arglistig verschlagenen Gesellen aus dem Wege gegangen und mit manch anderem verwundert gewesen, durch welcherlei Beihilfe derselbe trotz seiner offenkundig unehrlichen Geburt in die Pfeiferbruderschaft gelangt sei. Nun lag's am Tage, daß im Verborgenen die Hand seines Vaters ihm dazu verholfen haben mußte; das Rätsel, weshalb dieser das unglaubliche Ansinnen an den Grafen von Rappoltstein stellte, ward jedoch dadurch nicht gelöst. Wenn aber Velten Stacher sich zu solcher Beredung bei dem Grafen befand, schien es manchmal, als suche er die trüben Gedanken desselben von der Gefangenhaltung seiner Tochter abzulenken. Freilich wohl unbedachtsamerweise durch ein kaum minder trauererregendes Mittel, denn er wandte mehrfach das Gespräch auf das einstmalige spurlose Verschwinden der schönen Schwester des

Grafen und frug nach der Gestalt, dem Antlitz, der Haarfarbe, dem Alter Luitgards von Rappoltstein und manchem Sonstigen noch, worauf Graf Schmaßmann in seiner Bekümmernis und dem Drange doch, seine Sorge durch die Zwiesprache mit einem Menschen etwas zu übertäuben, halb unbewußt Antwort erteilte.

Dann aber eines Tages, wie durch lang verfinsterte Luft plötzlich ein greller Flammenschein lodert, flog eine grausenvolle Botschaft durch alle Landschaften im Umkreis der Alpen von Mund zu Mund. Sie sträubte das Haar, lähmte die Zunge des Sprechers mit starrem Entsetzen. Über einen Sattel des Juragebirges war der Herzog von Burgund mit seiner Heermacht in die eidgenössischen Lande eingedrungen, hatte das feste Schloß Grandson am Neuenburger See umlagert und dies rasch in seine Gewalt gebracht, da die Besatzung, ohne jede Aussicht auf Hilfe, ihm gegen Zusicherung freien und ungeschädigten Abzugs die Burg überliefert. Doch als sie, achthundert Schweizer Bürger und Bauern an der Zahl, aus dem Thor hervorgezogen, hatte Karl der Kühne in rasender Wut ausgerufen: „Tausend für den einen, hab ich gesprochen! Das Wort war eher als das andere, und ich halte Wort!“ und hatte, Treu und Glauben seiner Zusage brechend, die arglos Vertrauenden umzingeln, überwältigen und bis auf den letzten Mann schimpflich erhenken und im See ersäufen lassen. Ein Todesschrei aus achthundert Kehlen gellte in die Luft und rief, was jede Stadt, jedes Haus, jeder Bewohner darin von der unerbittlichen Rachsucht des Herzogs zu gewärtigen habe. Entsetzlicher noch, als die schlimmste Angst befürchtet, war der erste Schwefelblitz aus der rollenden Wetterwolke heruntergezischt; alles Leben in Stadt und Land glich zusammengekauertem Wild, das ohne Möglichkeit einer Flucht im Dickicht des Augenblicks harren mußte, wo die schonungslos zerfleischende Meute sich nun hier, nun dort durch Blutströme fortwälzen werde.

Starrblickend empfingen auch die Insassen der Ulrichsburg die Schreckenskunde als eine Vorbotin des ihnen über länger oder kürzer unvermeidlich selbst drohenden Geschickes. Nur der noch jugendliche Herzog René von Lothringen sprang von seinem Sitze auf und rief: „So war ich Euer elender Gast, Graf, und will nicht Euer Verderben mit dem meinigen, sondern mit Fürstenwort und Treu und Glauben in der Welt mit Ehren untergehen! Lebt wohl und seht bessere Tage! Ich begehre von den meinen nichts mehr als raschen Tod!“ Umsonst versuchte Graf Schmaßmann ihn zum Bleiben zu bereden, der junge Herzog ließ sich nicht halten und ritt, als die Dämmerung anbrach, mit seinem kleinen Geleit, das ihn auf der Flucht von Nancy her begleitet, nordwärts gegen Lothringen davon. Unter den Zurückgebliebenen in der Burg, den Dienstmannen und Knechten, aber erhob sich ein dumpf anwachsendes Gemurr, droben im Turm liege ein Ritter des eidbrüchig grausamen Herzogs von Burgund, und sich zusammenrottend, drängten sie in die Halle des Grafen und forderten als Entgelt, daß dieser ihnen den Gefangenen überliefere, um ihn an einen Ast zu henken, wie Karl der Kühne es den achthundert Eidgenossen angethan. Vergeblich trachtete Graf Schmaßmann, sie zu beschwichtigen, in gerechtem Ingrimm nahm der Haufen eine gewaltsam nötigende Haltung an und zwang ihn, zu dem Bedrohten hinüberzueilen, dessen Gefährdung Velten Stacher und Bettane schon erkannt und sorglich den Eingang zum Turm vom Burghof aus verrammelt hatten. In den Augen beider blitzte unbeirrbar entschlossener Mut, den Verwundeten mit freudiger Aufopferung des eigenen Lebens zu beschützen; auch das Mädchen hatte sich Schild und Waffen verschafft, und eine kühne, hohe Begeisterung ließ ihr Gesicht von einer fremdartigen, zum erstenmal sich kundgebenden Ausdrucksfähigkeit flammen. Es war fast, als hoffe sie darauf wie auf ein Glück, mit ihrer kleinen, kraftvollen Hand das Schwert zur Verteidigung des

Gemaches zu führen. Körperlich und geistig niedergebrochen von der furchtbaren Nachricht aus Grandson, lag Guy Loder und starrte gedankenleer, teilnahmlos an seinem Geschick vor sich hin. Sein Mund murmelte nur einmal: „Sie haben recht, und mir wär's am besten."

Nun kam Graf Schmaßmann, eilte auf ihn zu und rief: „Ihr wißt, was geschehen; verhüte Gott, daß mein Mund jemanden zur Untreue verleitet, aber ich kann Euch nicht schützen, wenn Ihr Euch nicht mit Eurem Ritterwort vom Herzog lossagt, die Waffen nicht mehr in seinem Dienst zu führen. Ihr könnt's, denn Ihr laßt ihn nicht im Unglück, sondern im übermütigsten Sieg, und Ihr thut's nicht aus Feigheit um Leib und Leben, vielmehr weil ich's von Euch bitte, daß Gewaltthat an einem wehrlosen Gast meiner Burg nicht meinen Namen beflecke. Und mehr noch thät's mir selbst bitter weh um Euch, denn Ihr seid mir lieb worden, und mir ist's, als wär auch meiner Tochter Rettung bestimmt, wenn Euer Leben erhalten bleibt. Helft mir und gebt Euer Wort, nicht wider Burgund, doch für mich, diese Burg mit gegen den Egisheimer verteidigen zu wollen, falls er zum Angriff herzurückt, dann vermag ich die drohend Aufgebrachten drunten zu beschwichten."

Einen Augenblick sah Guy Loder den Innehaltenden noch sprachunfähig an, dann brach er, von der langen Krankheit an Körper und Gemüt erschöpft und von ungeheurer Aufregung überwältigt, jählings haltlos in einen heißen Thränenstrom aus und schluchzte: „Wahrlich nicht um Leib und Leben, Herr Graf — die gäb ich lieber dahin, als Ihr denken mögt. Doch wider Wissen und Wollen ward ich schon einmal ungetreu, als ich für Euren Gegner die Waffen geführt; nun hat er so Wildes vollbracht, daß mein Arm und Gewissen nicht mehr mit dafür einstehen kann. Doch muß mein Herzschlag ihm anhängen — das mögt Ihr nicht begreifen — und nimmer, um kein Gut und Glück könnt ich wider ihn streiten. Aber wenn Ihr auf Eurer Tochter Errettung um die meinige hofft — Ihr seid mein Schutzherr, dem ich einstmals als Pfeifer in der Brust zuerst Treue gelobt — nehmt das Wort von mir, Herr Graf, das Ihr verlangt — ich will mein armseliges Leben bewahren, um Eure Burg mit zu schützen und Eure Tochter befreien zu helfen — dann mag es nehmen, wer will!"

Verwirrt hatte er stotternden Mundes das Letzte gesprochen, nun fiel sein Kopf kraftverlassen, zur Bewußtlosigkeit erschöpft, aufs Lager zurück, und Graf Schmaßmann eilte hinaus, um mit der Meldung, der Verwundete sei kein Gefangener und Dienstmann des Herzogs von Burgund mehr, sondern auf ritterliches Wort ein Mitbeschützer der Ulrichsburg, die Knechte von ihrem Vorhaben abzuwenden. Das gelang ihm auch alsbald, obwohl noch einige fortmurrten, auch Karl der Kühne habe mit seinem Fürstenwort zugesagt, die Besatzung von Grandson unbeschädigt davonziehen zu lassen. Doch als der Graf darauf einfiel: „Für das Wort des Ritters droben geb ich das meine zum Pfand!" da beruhigte die Ehrfurcht und Anhänglichkeit an den allgeliebten Herrn den erregten Haufen. Nur Bettane hielt mißtrauisch noch die ganze Nacht hindurch bis zum Morgenlicht mit der Waffe in der Hand am Lager des schlafenden Guy Loder Wacht.

Und so gingen die Tage wieder gleichmäßig weiter. Allgemach genas der junge Ritter jetzt von der schweren Verwundung, die eine tiefe, Lebensgefahr drohende Verletzung des Scheitelbeines mit sich geführt; er selbst fühlte, nur die unermüdliche Sorgfalt Bettanes bei Tag und Nacht hatte tödlichen Ausgang von ihm abgewandt. „Wie eine Schwester warst du mir," sagte er liebevoll, „und bist es mir für alle Lebenszeit," und er nahm ihren armen Kopf und drückte ihn mit dankbarer Zärtlichkeit an seine Brust. „Wie seltsam wir uns zweimal im Dusenbachthal angetroffen, daß du da warst, mich in schlimmsten Stunden zu trösten

und mir zu helfen.“ Ein verwundersamer Zufall war's für ihn, und Bettane schrieb ihm die Erklärung desselben auf ihr Täfelchen, daß sie allemal zum Pfeifertag hinabgegangen, weil dieser ihr so lustige Augenschau geboten, und darum habe sie ihn zweimal dort gefunden. Oft aber kam jetzt auch Graf Schmaßmann zu dem Turmgemach hinauf, und seine tägliche Wiederkehr sprach aus, daß er seine Schwermut durch nichts besser als durch Wechselrede mit seinem jungen Gaste zu scheuchen vermöge, der sich für die Zeit und für seine Jugend von einer seltenen Geistes- und Gemütsbildung erwies. Und soweit etwas den trostlosen Kummer des Grafen zu dämpfen im stande war, geschah's durch die mähliche Wiederkehr gesunder Lebensfarbe auf den Wangen Guys; mit einem halb vergessenden, beinahe freudigen Blick verweilten die Augen des Grafen Schmaßmann manchmal auf dem edelschönen Antlitz des jungen Mannes.

Da flog's durch die fortwandernden Tage einmal heran, wie wenn in schwüler Mittagsstille ein Sommerhauch auf der Straße ein Blättchen faßt, es aufhebt und fortträgt, wieder sinken läßt und wiederum emporreißt. So kam ein Gerücht, ein Raunen und Reden mit den Wellen des Rheines herunter, unglaublich, über jedes kühnste Hoffen, wider alles schreckensvolle Bangen. Zaghaft erst, wie tollunmögliche Fieberausgeburt eines Hirnes flüsterten die Zungen es um, aber lauter schwoll's und rief von Tag zu Tag und sprach: es habe das gehetzte Wild unter den Alpen in seiner Verzweiflung sich gegen die schonungslos zerfleischende Meute auf offenem Feld zur Wehr gesetzt, sei hervorgebrochen aus dem Dickicht wie ein auf den Tod verwundeter Wildeber, blind, des Unterganges gewärtig, doch vor dem Zusammensturz sich noch Rache für das Blut der wortbrüchig Hingemordeten zu erkaufen. Und das nicht zu Denkende sei geschehen: das eingeengte Wild habe in furchtbarem Kampf den Sieg über seine Bedränger davongetragen.

So kam's, so lief's und wuchs und brauste und donnerte nun wie unhemmbarer Lawinensturz durch alle Lande. Die Menschengeschichte hatte einen neuen Tag von Morgarten und Sempach gesehen; zur Verzweiflung über ihr gewisses Verderben aufgestachelt, in namenlosem Rachedurst für ihre treulos-schimpflich erhenkten und ertränkten Brüder hatten die Bürger und Bauern der Eidgenossenschaft die Schutzmauern ihrer Städte verlassen, die dreifach überlegene Heeresmacht des Herzogs von Burgund bei Grandson angegriffen und mit Spießen, Äxten, Keulen und Sensen im Todesmut der letzten Gegenwehr das eisengerüstete Fußvolk und die stolzen Rittergeschwader Karls des Kühnen durchbrochen, bewältigt und zur Flucht gedrängt. Eine ungeheure Beute, Hunderte von Feldgeschützen, Fahnen, kostbaren Gezelten, Tausende von Wagen und Pferden, Millionen an barem Gelde, Juwelen und Kronedelsteine von unschätzbarem Wert waren in die Hände der Sieger gefallen; ungläubig staunend vernahm's die Welt, daß abermals die Schweizer ihre Freiheit wider den mächtigsten Kriegsfürsten der Zeit beschirmt und die großen Reiche Europas von dem Alpdruck erlöst hatten, der auf ihnen gelastet. Jeder Hörer wußte, solcher Ausgang könne nur durch den alles übersteigenden, „das Bauerngeschmeiß“ mißachtenden Hochmut und die blindwütige Tollheit des Burgunders möglich geworden sein; doch jeder wußte gleichfalls, das sei kein Ende noch, sondern Karl der Kühne trage seinen Namen nicht umsonst und kehre wieder, solange ihm das Schwert in der Hand nicht in Stücke zerbrochen sei.

So erharrte man's mit atemloser Spannung, und so geschah's. Nach kurzer Frist schon brach er mit einem neuen glänzenden Heere von sechzigtausend Köpfen abermals gegen den Neuenburger See herein. Kaum die Hälfte an Streitmacht vermochten die Eidgenossen ihm entgegenzustellen, Hans von Hallwyl von Bern, Waldmann von Luzern und Kaspar von Hertenstein aus Zürich führten sie; als

Bundesgenosse gesellte sich ihnen der junge Herzog René von Lothringen mit einigen Fähnlein, die er in seinem verlorenen Lande aufgebracht, hinzu. In der ersten Morgenfrühe begann bei dem Städtchen Murten der blutströmende Kampf; mit der gleichen Erbitterung und Todesverachtung wie bei Grandson, wenn auch vorsichtiger überlegend, schritten die Schweizer zum Angriff. Doch ihre Gegner hatte seit jenem Tage die Siegeszuversicht verlassen, und schwerere Niederlage noch endete für sie die mörderische Schlacht. Fünfzehntausend Burgunder deckten am Abend tot die Walstatt, die gleiche Anzahl ertrank, auf der Flucht in den Murtener See gedrängt, daß nach Jahrhunderten bis in die heutigen Tage Fischer mit ihren Netzen noch aus der Tiefe burgundische Waffen heraufziehen. Nur durch die Schnelligkeit seines Rosses entrann Karl der Kühne selbst, von zwölf ihm allein übriggebliebenen Reitern begleitet, der Gefangenschaft und ritt über das Juragebirge ohne Anhalt Tag und Nacht bis zur sechzehn Meilen von Murten entlegenen Stadt Soigne in der Champagne. Der junge Herzog René hatte Wunder der Tapferkeit im Kampfe verrichtet; die dankbaren Eidgenossen machten ihm alles eroberte Feuergeschütz und das prachtstrotzende Kriegsgezelt des Herzogs von Burgund zum Geschenk und gelobten ihm auf Wort und Treue ihre Beihilfe, wo und wann er derselben bedürfen möge. Auf dem Schlachtfelde von Murten aber errichteten sie ein Beinhaus über den Resten der erschlagenen Feinde und setzten die ernste Denkmalsinschrift darauf: D. O. M. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiæ Ducis, exercitus, Muratum obsidens, ab Helvetiis cæsus, hoc sui monumentum reliquit. Anno 1476.

Wo aber der Geier, vom scharfen Bolz getroffen, stöhnend auf matten Schwingen sich hebt, zu seinem Felshorst zurückzuflattern, da stiebt wilderschreckt auch der gierige Rabenschwarm vom Leichenschmaus in die Luft und schießt mit krächzendem Getaumel haltlos in die Weite. Wie ein nächtlicher Geisterspuk, auf den plötzlich blendende Sonnenhelle hereinfällt, versank mit einem Schlage alles herzugeströmte Beutegesindel, die ganze lüsterne Raub-, Mord- und Brandrotte der Gersauer Gaunerkilt in den Erdboden hinunter. Die Weglagerer, Landstrolche und Buschklepper warfen sich auf hurtigen Sohlen wieder über den Rhein in die weiten, finsteren Tannenforste des geduldigeren Deutschen Reiches, wo sie vor Strick, Beil und Rad sicherer waren als in dem Machtgebiet der siegreichen Schweizer Bürger und Bauern; von ihrem Zuwachs verlassen, flüchteten die kleinen Herren und Ritter mit wenigen übriggebliebenen Knechten eilfertig zu ihren felstrotzigen Raubburgen empor und harrten dort, sich grimmig in Wut und Drangsal die Lippen zerbeißend, böser kommender Tage des jähen Umschwungs. So weit die weißen Alpenzacken blickten, dröhnte der wuchtige Heerschritt der Eidgenossen, die nicht gewillt waren, Schonung an der blutlechzenden Meute zu üben, welche im Gefolge des wilden Jägers über sie eingebrochen. Fest entschlossen, diesmal die Raubvögel für alle Zukunft auszutilgen, umlagerten, stürmten und äscherten sie Horst um Horst derselben ein. So geschah's in allen schweizerischen Landen, und so brachen im Bündnis mit ihnen die Städter des Elsaß, des Sundgaus und der Grafschaft Pfirdt zu Straßburg, Schlettstadt, Kolmar, Kaisersberg, Basel aus ihren Mauern, die gleiche Vergeltung an ihren raubsüchtigen Bedrängern zu vollstrecken. Zornschnaubend aber wandten sich die Bürger von Mülhausen zunächst mit ihren Haufen gegen die Drei Exen und das Städtchen Egisheim unterhalb der Burg. Dorthin hatte sich der Müller Armin Klee geworfen und verteidigte die Stadt wider den Grimm seiner Landsleute.

Fast betäubt vernahm auf der Ulrichsburg der junge Ritter Guy Loder die Kunde von dem ungeheuren Sturze Karls des Kühnen. Er war von seiner Wunde jetzt völlig genesen, doch das Blut brannte

ihm heißer bei der Botschaft, als das Fieber der Krankheit ihn je durchglüht. Nicht weil er seinen mächtigen Beschützer und mit diesem alle kühnen Zukunftshoffnungen verloren; er hätte es nicht anders gewollt, nicht daß die Freiheit der Städte hochfahrendem Herrschertrotz und blutiger Fürstenwillkür erlegen wäre. Gerechtes Schicksal hatte den stolzen Übermut des gewaltigen Herzogs zu Boden gebrochen, aber widerspruchsvoll brannte dennoch zugleich ein tiefes Schmerzgefühl in Guy Loders Brust. Mit trübschweifenden Gedanken blickte er schwermütig über das befreite, zauberisch in der Sonne leuchtende Rheinthal hinaus.

Da trat Graf Schmaßmann von Rappoltstein in Helm und Rüstung zu ihm ein. Seine Augen strahlten freudvoll, er sprach:

„Ich komme, Euch Abschied zu bieten, Ritter; Ihr könnt Euer Wort besser lösen, als wir verhofft, braucht meine Burg nicht vor Feinden zu schirmen, sondern ich bitte Euch, sie friedlich zu hüten bis zu meiner Rückkehr.“

Verwirrt sah Guy ihn an. „Wohin wollt Ihr?“

„Sind Eure Sinne noch verworren?“ entgegnete Graf Schmaßmann erstaunt. „Vergebt, Euch geht's nicht an, doch einem Vater klingt Eure Frage befremdlich. Die Mülhausener lagern um Egisheim; es ist anders geschehen, als der Ritter gedacht, und ich hole meine Tochter ohne Lösegeld von ihm. Fahrt wohl, junger Freund, und bewahrt mein Schloß nach Eurem Gelöbnis.“

Er bot Guy Loder herzlich die Hand; doch nun fuhr dieser plötzlich mit heiß überglühten Wangen wie aus einem Traum empor und stammelte, die Hand des Scheidenden ergreifend: „Eure Tochter — so kann ich nicht als Wächter hier verbleiben, Herr Graf, denn mein Wort gelobte, Euch zu helfen, bis sie frei geworden. Ich kenne die Burg des Ritters von Egisheim, vielleicht vermag ich Euch dort besser zu nützen als andere — dann — wenn Ihr sie zurück habt — bin ich meiner Pflicht ledig — da laßt mich gehen.“

(Schluß folgt.)





P. K. Rosegger.

Von

Hieronymus Lorm.

Der Mann, dessen Leben und Schriften den Gegenstand der nachfolgenden Betrachtung bilden, ist gerade wegen seiner großen Vorzüge der Gefahr ausgesetzt, zu den sogenannten Naturdichtern gezählt zu werden. Eine Gefahr ist es immer für ein bedeutendes Talent, wenn es in eine Kategorie geschoben wird und dadurch auf das ihm zustehende Recht verzichten muß, als eine einzige, für sich allein bestehende Individualität zu gelten. Noch ungleich größer wird das Unrecht, wenn das fertige Urteil, das mit einer solchen Rubrik, mit einer Einschachtelung in eine schon bestehende Klasse einem Talent aufgedrückt wird, so wenig klaren Sinn hat, wie er dem Begriff eines Naturdichters innewohnt. Der Begriff paßt auf jeden und paßt auf keinen Dichter; jeder muß das Gute, was an ihm ist, von der Natur haben, keiner kann es ohne ein ausgesprochenes Kunstvermögen und die erlernte Technik, in der es sich bethätigt, zu etwas Gutem bringen.

Es mag noch hingehen, wenn man in Frankreich vor etwa fünfzig Jahren einen Bäcker in der Provence, der ansprechende Verse knetete und formte, ohne mit seinen Ideen und Anschauungen den Kreis einer mangelhaften Bildung zu verlassen, einen Naturdichter genannt hat. Bei der Beschaffenheit der Sprache, in der er dichtete und die mit Geschmack und Geschicklichkeit das Reizende aus dem Patois in die reine Schriftsprache hinübernahm, mußte ihm die Natur eine besondere Begabung für die Formen verliehen haben, welche andere Dichter fertig vorfinden. Ebenso konnte man noch vor hundert Jahren in Deutschland von Naturdichtern sprechen, weil unsere Sprache nicht so ausgebildet, unsere Litteratur nicht so verbreitet war, daß ein schlichter Mann aus dem Volke, mochte er auch eine wahrhaft poetische Anschauungsweise und lyrische Klangfülle in der Seele tragen, etwas Annehmbares hätte leisten können, wenn ihm die Natur nicht neben der eigentlich dichterischen Begabung noch eine besondere Befähigung für die Bewältigung des Technischen gegeben hätte.

Heutzutage findet der Poet die äußerlichen Hilfsmittel und Werkzeuge seiner Kunst in unendlich vielen Gestaltungen zu tausendfacher Wahl vollendet vor. Die Talente sind nicht zahlreicher, die schlechten und mittelmäßigen Produktionen sind nicht seltener geworden, aber das allgemeine Niveau hat sich gehoben; was man vor hundert Jahren erst mühsam erfinnen, erst langsam erobern mußte, das ist heute zum Gemeingut geworden, dessen sich jeder bedienen kann.

P. K. Rosegger ist somit in keinem anderen Sinne ein Naturdichter als in der Bedeutung, die dieser Begriff für jeden Dichter ohne Ausnahme besitzt: in der natürlichen Anlage. Das Dichten ist Honigmachen, die Bienen brauchen es nicht zu lernen, andere können es nicht erlernen.

Allerdings hat die Poesie unserer Tage, wenn sie die temporären Verhältnisse der modernen Gesellschaft oder die ewigen Fragen der Menschheit behandelt, einen Untergrund, der ihr nur durch das Lernen, durch die angestrengt erworbene Bildung bereitet werden kann, und insofern dies Angeeignete bei Rosegger vermißt werden könnte, wie er denn selbst gesteht, keineswegs durch Studien, sondern rein durch Intuition zum Besten gelangt zu sein, was er schuf — könnte man Rosegger geringschätzig als Naturdichter bezeichnen. Allein dies würde vor allem voraussetzen, daß man die nicht vorhandene Bildung auch in der That bei ihm vermißte. Dies ist jedoch nicht der Fall. Mit einer einzigen Ausnahme, die den bisherigen Abschluß seiner gesammelten Schriften bildet und auf die ich als auf eine höchst merkwürdige Erscheinung zurückkommen werde, wählt Rosegger durchaus Stoffe, die sich mit dem Grade seiner Bildung vollkommen decken, so daß man keinen höheren Grad dieser Bildung zu verlangen berechtigt ist, was zum Beispiel bei dem ihm vielfach verwandten Anzengruber nicht immer der Fall ist.

Noch giebt es ein anderes und ein erfreulicheres Motiv als den Mangel an Bildung oder allseitiger Durchbildung der Gedanken, welches dazu verleiten könnte, Rosegger einen Naturdichter zu nennen. Die eigentümliche Weise seines Talentes scheint nämlich ganz und gar und ausschließlich der Natur seiner Heimat entsprossen zu sein, sie ist in ihm Lied und Erzählung, Schrift und Buch geworden; Rosegger ist gleichsam die Steiermark auf zwei Füßen. Wäre es überhaupt thunlich, den Charakter dichterischer Talente mit dem Charakter von Landschaften zu vergleichen — Rosegger könnte nichts anderes vorstellen als das kleine Land mit seinen nicht allzu hohen Alpen und überaus traulichen Thälern, mit einer Bevölkerung, die weder die bigotte Frömmigkeit noch die raffinierte Weltklugheit der so verschieden gearteten Landstriche besitzt, in deren Mitte die Steiermark als eine ganz besondere kleine Welt liegt. Die grüne Steiermark! sagt man allgemein. Dieses Adjektiv kommt ohne rationellen Grund rein aus dem Gemüte, aus dem unwillkürlich empfangenen Eindruck des Landes. Denn grün ist ganz Österreich, aber die hoffnungsfrohe, lebensfreudige, aus der innigen Verschmelzung mit dem Naturleben entspringende Färbung trägt nur dieses Land. Nieder- und Oberösterreich, je nachdem man vom Semmering oder vom Ötscher her die Grenze übersteigt, Tirol, Kärnten und Krain und sogar Kroatien sind seine Nachbarn, und dennoch hat es sich in einer ungetrübten Eigentümlichkeit erhalten, die nirgends wieder zu finden ist.

Im deutschen Österreich lernt man erst recht Deutschland lieben, wie kaum im Reiche selbst, wo man, was noch da und dort fehlt, der Nation schuld geben muß, während man es in Österreich der in der Geschichte sonst unerhörten Komplikation der nationalen Verhältnisse zur Last legen kann. In Österreich lernt man Deutschland lieben und nirgends mehr oder nirgends so sehr als in der Steiermark. Sie hat sich eine Volkssprache erhalten, mit der an Sinnigkeit und Lieblichkeit und besonders an Schalkhaftigkeit der Wortbildungen und Redewendungen kein anderer deutscher Dialekt im weiten Donaureich sich messen kann. Und sie war immerdar eine fruchtbare Pflanz- und Hegestätte deutschen Geistes, deutscher Kultur, in Zeiten entweder der Unterdrückung oder der Bewußtlosigkeit des wichtigen Berufes, der dort an den südlichen Endpunkten germanischen Waltens und Wirkens zu erfüllen ist. Darum hat die Steiermark auch ihre besonderen deutschen Dichter, deren Mission sich nur im Lande selbst aufthat und erschöpfte und von denen im übrigen Deutschland niemals viel die Rede war.

Die Greise der gegenwärtigen Generation in Steiermark haben schon in ihren Jünglingsjahren in den Bibliotheken ihrer Väter echt steirisch-deutsche Dichterwerke gefunden, die ihnen besonders ans Herz

wachsen sollten. Kein gebildeter Mann ist im Lande, der nicht zum Beispiel die Schriften des Freiherrn v. Kalchberg als eine teure Erinnerung im Gemüt hegte, obgleich er nicht kritisch von dem Werte Rechenschaft geben möchte, den er auf diese Dramen und Erzählungen legt.

Die Verhältnisse haben sich geändert. Deutschland ist im erwachten Stolz auf jede eigene Bethätigung seines Geistes nicht mehr gesonnen, zu überhören, was irgendwo in seiner Sprache hallt und schallt. So ist denn unser Steiermärker Rosegger ein allgemein bekannter deutscher Dichter geworden, und wenn man das scharfsinnige Wort von der großen Bedeutung, die es hat, im kleinsten Punkt die höchste Kraft zu sammeln, gelten lassen will, so ist Rosegger ein Dichter ersten Ranges. Jener kleinste Punkt ist bei ihm die heimatliche Scholle, und noch keiner hat höhere Kraft darauf verwendet, sie dichterisch ganz auszubeuten. Was giebt denn einer Dichtung ersten Rang? Daß sie enthalte, was jedermann empfunden und niemand noch gesagt hat. Die Empfindung für die Heimat ist jedem zugänglich, keiner hat ihr noch so redselig und für den Gleichfühlenden so beglückend zum Worte verholfen wie Rosegger.

* *
*

Dabei ist keinen Augenblick zu vergessen, daß eben jener kleinste Punkt auch das ganze Talent des Dichters umschließt, und wenn dieses, wie gesagt, ersten Ranges ist, so gilt diese Bezeichnung dem Grade des specifischen Talentes, nicht aber seinem Umfang. Über jenen Punkt hinausgreifend, wird es lahm und verschwindet. Man möchte weder ein Drama noch ein Epos von umfassender Weltanschauung aus der Feder dieses Dichters haben. Auf ihn paßt das bekannte Wort: Er ist groß in seinem Genre, aber sein Genre ist klein. So klein ist es jedoch nicht oder mindestens nicht so unwichtig, daß ihm nicht auch und zwar nur in Roseggers Behandlung der Anteil der ganzen großen Welt gesichert wäre. Zunächst dringt die künstlerische Verklärung der Heimat jedem zu Gemüte, der eine Heimat hat, wäre diese auch nach Lage, Klima und Sitte total von derjenigen verschieden, die zufällig die des Dichters ist. Sodann aber besitzt Rosegger zwei außerordentliche Vorzüge, die den specifischen Charakter seines Talentes ausmachen und sich bei aller Welt siegreich behaupten müssen: den in bezaubernder Einfachheit der Darstellung sich ausprägenden Sinn für das Naturleben und ferner den als Schalkhaftigkeit sich gebenden, einschneidenden und doch treuherzigen Humor. Als Humorist von seltener Ungezwungenheit und nie versagender Wirkung repräsentiert er in reinster und bestrickendster Abklärung den Geist der Bevölkerung, aus der er hervorgegangen ist.

P. K. Rosegger ist in der That nicht bloß nach Geburt, sondern auch nach Beschaffenheit seines Inneren ein Kind der steiermärkischen Alpenwelt und ist ihr mit ganzer Seele und mit seinem ganzen Leben treu geblieben. Er wurde am 31. Juli 1843 in der kleinen armen Dorfgemeinde Alpel geboren, von den Bewohnern selbst mit problematischer Berechtigung „Die Alpe“ genannt, denn Alpel ist ein Gebirgsdorf, hat unzählige hohe Berge zur Nachbarschaft, herrliche grüne Matten zu seiner nächsten Umgebung und Feld und Wiese und Wald zu immerwährenden Arbeitsstätten, die vom frühen Morgen bis in die späte Nacht der Menschen Thätigkeit verlangen. Man denke sich die Einsamkeit eines so abgeschiedenen Gebirgsdorfes! Nicht daß wildverwachsene und unabsehbare Waldungen und schlecht beschaffene Wege das Örtchen von der nächsten größeren Gemeinde, von dem drei Stunden entfernten Krieglach, trennten, während Alpel selbst weder Kirche, noch Schule, noch auch nur einen Friedhof besaß, verursachte die Einsamkeit des Dorfes, sondern daß seine Bewohner sie gar nicht empfanden und daher nicht bestrebt waren, etwas Neues und folglich

etwas Leben und Bewegung in das Althergebrachte zu bringen.

Der Vater war Bauer und dessen Vater schon in demselben Hause geboren worden. Weiter aufwärts „verliert sich der Stammbaum", wie Rosegger lächelnd sagt. Seine Mutter war eines Kohlenbrenners Tochter, der einst von weit her in die Gegend gekommen war und wie ein Wunder angestaunt würde, weil er, was ihm sonst niemand im Dorfe gleichthun konnte, Gedrucktes zu lesen vermochte. Doch profitierte der Knabe wenig von seines Großvaters Kunst. Es mußte ein Schulmeister aus anderer Gegend wegen liberaler Gesinnung von der auf 1848 gefolgten Revolution verjagt werden, als Bettelmann Zuflucht im Dorfe suchen, und ein ehrlicher Bauer mußte verwegen genug sein, den Verjagten in seinem Berufe zu beschäftigen, damit mit anderen Kindern des Dorfes auch der kleine Peter das Lesen, Schreiben und Rechnen erlernte.

Bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre blieb er im Dorfe, den mannigfachen Feldarbeiten unterworfen. Das Vorhandensein eines regsamen Geisteslebens in diesem Knaben kündigte sich durch fleißigen Kirchgang und Alleinpredigen bei Nacht an, auch merkten die Leute, „er thäte leicht lernen". Geist und geistlich aber ist auf dem Lande identisch, und so dachte man daran, ihn studieren zu lassen, worunter man nichts anderes verstand, als in einem Grazer Seminar zum Geistlichen herangebildet zu werden. Dazu aber gehörte mehr Geld, als ohne die Hilfe der geistlichen Herren der Gegend aufzutreiben gewesen wäre; die geistlichen Herren wollten jedoch solche Hilfe nicht leisten, und Rosegger, dessen Schicksal und Entwickelung von der Güte einsichtsvoller Menschen abhängig war, hat von geistlicher Seite nicht das geringste Gute erfahren. Eine einzige Ausnahme bildete der Dechant aus dem entfernten Dorfe Birkfeld, insofern, als er sich wenigstens erbot, den Knaben im Lateinischen zu unterrichten. So wurde dieser nach Birkfeld gebracht und zu einem Bauer in Pflege gegeben. Das Alpenkind aber zeigte sich als solches durch das unüberwindliche, selbst aber alles überwindende Heimweh. Bei Nacht und Nebel entfloh der Knabe und ruhte nicht auf den harten steinigen Wegen, bis er wieder vor seinem Vaterhause stand. Das Heimweh hat ihn sein Leben lang verfolgt und ihn die schönsten und dankbarsten Reisen plötzlich unterbrechen lassen. Entschlossen, Bauer zu werden wie seine Väter, wurde er — Schneider. Seine schwächliche Körperbeschaffenheit zwang ihn zu diesem Wechsel des Berufes. Fünf Jahre lang zog er mit dem Schneider im Lande umher, denn der ehrliche Handwerksmann war nicht seßhaft, sondern arbeitete in den Dörfern, wo man ihn gerade brauchte. Es ist leicht zu sehen, daß diese Wanderzüge, auf denen sich die Natur von Land und Leuten eindringlich tief in die Seele des sinnigen, begabten und den Reizen seiner Heimat leidenschaftlich hingegebenen Jünglings prägte, die notwendige Grundlage seiner litterarischen Entwickelung waren. Oft erkennt man im Rückblick auf ein an sein Ziel gelangtes Menschenleben, daß das Schicksal gewissermaßen systematisch verfährt und ohne Bewußtsein und Absicht dessen, der es durchlebt, ihn auf die Wege leitet, die allein zum Zwecke führen. Rosegger selbst hat in seinen Schriften diese Schneiderjahre, die von 1860 bis 1865 währten, zum Gegenstand einer liebenswürdigen humoristischen Darstellung gemacht, in der aber schon die freie Phantasie des Dichters waltet, jedoch nicht die ernste Überzeugung des Autobiographen von der fatalistischen Bedeutung jener Lehr- und Wanderjahre.

Und gerade, als sie erfüllt hatten, was sie sollten, kam er in Verbindung mit einer Familie, die Landwirtschaft und Krämerei betrieb und in welcher Liebe zu den Büchern herrschte. Dadurch lebhaft angeregt, schrieb er seine ersten Gedichte und sendete sie couragiert dem Redacteur der „Grazer Tagespost", Dr. Svoboda. Dieser Mann hat das Verdienst, Rosegger der Welt gegeben zu haben, er ist sein

geistiger Vater, der Erhalter, Erzieher und Versorger des Poeten in Rosegger.

Die Gedichte wurden gedruckt und erregten weniger durch sich selbst als durch ihre Genesis Aufsehen im Lande. Die warme Einbegleitung Svobodas, welche diese Dichtungen wegen ihres Ursprunges aus der Begabung eines schlichten und ungebildeten Bauernsohnes und Schneiderlehrlings zu einem Wunder machte, hielt fortan die Aufmerksamkeit der Steiermark rege. Die erste thatsächliche Unterstützung jedoch kam aus Krain. Ein Buchhändler in Laibach erbot sich, Rosegger ins Geschäft zu nehmen. Schon nach wenigen Tagen übermannte diesen sein Heimweh, er floh nach Alpel zurück, erreichte es aber nicht, denn auf dem Wege lag Graz, wo ihn Dr. Svoboda gleichsam mit beiden Händen festhielt und nicht mehr fortließ. Eine Reihe guter Menschen, die auf das Wunderkind des Landes stolz waren, schloß sich an und förderte seine geistige Bildung und leibliche Pflege. Er lernte tüchtig, bekam freien Zutritt zu Bildungsanstalten und Vorlesungen, wurde immer tiefer in das geistige Getriebe der deutschen Litteratur eingeweiht und ist auf diese Weise nach und nach der fertige Poet geworden, der sich wohl nicht mehr ändern und weiter entwickeln wird, von dem aber schon eine stattliche Gesamternte seines geistigen Lebens in sechzehn Bänden seiner ausgewählten Schriften vorliegt.*

Von seiner äußeren Existenz sei nur noch vermeldet, daß er, zum zweitenmal verheiratet, als Hausbesitzer in Krieglach lebt, nur drei Stunden von seinem geliebten Alpel entfernt, und dort, sowie im Winter von Graz aus, die populäre und im Lande viel verbreitete Monatsschrift „Der Heimgarten“ redigiert.

* *
*

Ich habe nicht die Absicht, jeden dieser sechzehn Bände einzeln zu charakterisieren oder in der Betrachtung derselben der Reihenfolge getreu zu bleiben. Mit Ausnahme des letzten Bandes: „Der Gottsucher“, eines höchst merkwürdigen Versuches, das für einen bestimmten Boden auserwählte Talent in einer ihm fremdartigen Sphäre zur Entfaltung zu bringen, gehören alle diese Schriften wie die Bäume desselben Waldes, wie die Berge desselben Landes einer Natur an, die ihnen gemeinsam ist. Wer sich in einer solchen Natur für lange Zeit heimisch macht und sie zu seinem besonderen Studium erwählt, der findet wohl in dem Verwandten und Gleichen, von dem das eine dasselbe zu sein scheint wie das andere, besondere kleine Verschiedenheiten heraus. So weiß der Förster in der Masse gleichartiger Bäume jedem einzelnen ein besonderes Merkmal abzugewinnen; so weiß der Hirt aus der Menge seiner Herde jedes einzelne Stück zu einem besonderen Individuum zu machen. Die einzelnen bekommen dann auch ihre eigenen Namen.

In ähnlichem Sinne hat auch jeder Band dieser Schriften seinen eigenen Titel, während sie doch alle zusammen derselben Natur angehören, aus derselben Denkungsweise und Gemütsbeschaffenheit entsprungen und durch dieselbe Schreibart zur Anschauung gebracht sind. Ich suche daher für die Betrachtung nur diejenigen Bände heraus, welche die raschste und sicherste Charakteristik der ganzen Sammlung gestatten.

Ein Dichter, der ganz aus seinem Volke herausgewachsen ist, wie Rosegger, und dem die allgemeine Bildung nur Stützen und Hilfsmittel, nicht aber Stoff und Geist für seine Produktion liefert, bewährt sich am erkennbarsten durch die Lieder, die er seinem Volke in den Mund legt. Ich erwähne daher zuerst seiner Dialektdichtungen und greife sogar zu dem in der Sammlung fehlenden, früher erschienenen Band „Zither und Hackbrett“ zurück. Keine Umschreibung, nur die Sache selbst kann einen Begriff von ihrem Wesen geben.

* P. K. Roseggers Ausgewählte Schriften. Sechzehn Bände. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Just und expreſſi nöt!

Da kaprіziert ſih ums Geld
Da Wirt auf da Gſtät,
Hiazt zohl ih expreſſi
Und juſtament nöt!

Mei Weib is von Schnauzbort drahn
Neama ka Freund;
Hiazt loß ih'n expreſſi ſtean,
Grod weil ſie greint.

Won ih a poor Flügerl hätt,
Kunt fliagn wir a Taubn;
Zan Dirndl expreſſi nöt,
Grod weil d' Leut glaubn!

Ih kriagad mei Nochbars Dirn
Leicht alle Tog;
Ih nim ma ſ' expreſſi nöt,
Weil ih nit mog.

Won ih nur d' Miazl hätt;
De war nöt ſchiah;
Ih heirat ſ' expreſſi nöt —
Weil ih ſ' nöt kriag.

Daran reihe ich noch ein Lied aus der Sammlung ſelbſt, aus dem Bande „Sonntagsruhe“:

Da Herrgott liabt d' Welt,
Hot ſ' mit Roſen ummund'n;
Da Teufel denkt: Hallo!
Hot's Pulver erfund'n.

Da Herrgott liabt d' Welt,
Hot's guat Weinl erkor'n;
Und da Teufel mocht's noch,
Is a Schnapsl draus worn.

Da Herrgott liabt d' Welt,
Hot die Priaſter erſchoff'n;
Da Teufel, ſein Feind,
Der geht her und mocht Pfoff'n.

Da Herrgott liabt d' Welt,
Hot d' ſchön Dirndln aufbrocht;
Und da Teufel, der Teufel!
Hot olti Weiba draus g'mocht.

Da Herrgott ſogt j o,
Und da Teufel ſogt n o a,
Und dron kent ma's holt leicht
Auſanonda, de Zwoa.

Dieſe Lieder, ſinnig, ſchalkhaft und voll Poeſie, verlieren ihre Beſtandteile nicht, wenn ſie in den übrigen Schriften zu Proſa aufgelöſt ſind und ſich als Schilderungen des Volkslebens und ſeiner einzelnen hervorragenden Typen, als Beſchreibungen lieblicher und großartiger Naturſcenen, als Erzählungen und Idyllen darſtellen. In den deſkriptiven Naturbildern hat ſich Roſegger von Stifter, in den Dorfgeſchichten von Auerbach völlig losgelöſt und ſich zur Herausbildung einer ſelbſtändigen Eigentümlichkeit durchgerungen. Seine Naturbilder bleiben fern von der Verſchwommenheit idealer Landſchaften, und ſchon der Umſtand, daß ſie lokal bleiben, geographiſche Wirklichkeit beſitzen, bewahrt ſie vor der ſubjektiven Überſchwänglichkeit Stifters. Dieſelbe Objektivität befreit ſeine Idyllen von dem Charakter einer reflektierten und künſtlich vermittelten Rückkehr zur Natur und verleiht ihnen den ungetrübten und ungebrochenen Einklang mit dem Leben, das ſich darin entrollt, mit den Menſchen, die ſich darin bewegen. Die Naivetät und Urſprünglichkeit ſeiner Dichtungen iſt von Roſeggers eigenem Lebensſchickſal begünſtigt worden. Denn er hat den Weg, welchen die Sänger des Naturfriedens und die Epiker des Volkstums gewöhnlich einſchlagen, umgekehrt zurückgelegt. Wenn die letzteren die Ländlichkeit erſt fanden, nachdem ſie der Arbeiten, Freuden und Enttäuſchungen des ſtädtiſchen Lebens, der Univerſitäts- und Erwerbsjahre müde geworden waren, ſo war Roſegger unausgeſetzt bis an die Schwelle des Mannesalters von den Eindrücken der Ländlichkeit ganz und gar erfüllt und brachte ſie als Maßſtab zu den Erfahrungen mit, die ihm das Stadtleben aufbewahrt hatte. Die Fee der Kindermärchen, welche ihre unſichtbaren und erſt ſpät zur Entfaltung kommenden Gaben in die Wiege des armen Bauernkindes legt, war hier die Poeſie. In den zwei Bänden „Waldheimat“ ſieht man ſeine Kindheits- und ſeine Jugendjahre von dieſer Fee geleitet und getragen, als er noch lange keine Ahnung hatte, ſie werde jemals durch ſeinen Mund ſprechen, und nichts weiter war als ein Feldarbeiter und ein Schneidergeſelle. Dieſe Fee wohnt in ihm, wenn er als fünfjähriges Büblein, an die Schürze ſeiner Mutter ſich haltend, neben ihr herläuft bis in die weitentfernte Kirche, wo er die Reiterſtatue des heiligen Martin mit großen Augen anſtaunt. Der Reiter von Stein hat ein Schwert, mit dem er offenbar gerade ſeinen Mantel durchſchnitten hat,

und zu den Hufen des Pferdes kauert eine Bettlergestalt. Auf dem Heimweg beim Ausruhen an einer schattigen Waldstelle erzählt ihm die Mutter, der heilige Martin wäre, als er in einer kalten Herbstnacht über die Heide ritt, von einem frierenden Bettler angesprochen worden, hätte den Mantel mit ihm geteilt und des Nachts, als der Wohlthäter auf hartem Lager ruhte, wäre der Beschenkte vor ihm erschienen, aber nicht mehr mit dem bekümmerten Angesicht des greisen Bettlers, sondern mit dem strahlenden Antlitz des Herrgottes selbst.

Abends nach Hause gekommen, sollte der Knabe sein Sonntagsgewand ablegen, bat aber, seine Joppe noch behalten zu dürfen. Seine Aufgabe war es jetzt, die auf der nahen Heide weidenden Schafe in den Stall zurückzutreiben. Da sieht er einen müden alten Bettler im Halbschlummer auf der Heide liegen, zerschneidet seine kostbare Joppe, reicht die Hälfte dem Bettler, nimmt die andere Hälfte unter den Arm und treibt die Schafe nach Hause. Von Angst und von Hoffnung erfüllt, erwartet er während der ganzen Nacht das Erscheinen des Bettlers mit dem göttlichen Antlitz. Der Bettler erscheint, aber nicht in der Nacht, sondern in der Frühe, nicht ihm, sondern seinem Vater, bei dem er den Knaben verklagt, höhnischen Spott mit der Armut getrieben zu haben. Nun droht dem kleinen Heiligen statt eines himmlischen Lohnes die „birkene Liesel“, die Rute, bis die Mutter Einspruch thut, indem sie von dem mächtigen Eindruck der Geschichte des Heiligen auf die Seele des seltsamen Knaben dem strengen Vater Kunde giebt.

Des Innewohnens der Fee unbewußt ist diese Seele selbst dann noch, als der Jüngling bereits, mit seinem Meister, dem Schneider, in den Dörfern umherziehend, in den Bauernhäusern zu Scherz und Kurzweil sein „Gedichtet's“ vorträgt. Der Lebkuchenmacher von Mürzzuschlag bestellt bei ihm Sprüchlein für seine Ware; ein ausgedienter Soldat, dem zweiundzwanzig Dienstjahre, worunter drei Feldzüge, einzig mit der Erlaubnis belohnt wurden, in der Gegend ungestraft betteln zu dürfen, bittet sich ein Lied aus, das seine Heldenthaten feiert und das er vor den Häusern absingen könne. Dies sind die einzigen Ruhmeskronen für sein „Gedichtet's“, und als er einmal von einem wirklichen Kranze träumt, wird ihm eine schreckliche Beschämung zu teil. Nach Mürzzuschlag kommen am Sonntag lustige Scharen von Wienern mit der Eisenbahn. Die Bauern wollen ihnen einen Hochzeitszug vorführen und dabei das „Pinzgauerlied“ absingen. Der Text dieses Liedes scheint ihnen aber zu dumm für die Wiener, und so wird der Schneidergeselle beauftragt, einen neuen Text zu machen. Er muß dazu die Erlaubnis des Meisters haben, der sie mit den Worten giebt: „Na, dicht zu!“ Als aber der Chor der Bauern den Wienern das Lied vorsingt, da schenken diese einen Kupferkreuzer zu dem Zweck, daß man aufhöre. Das war Roseggers „erstes Honorar“, und er, der schon davon geträumt, man werde ihn nach Wien mitnehmen, zieht sich am nächsten Tage mit dem Meister resigniert wieder ins Gebirge zurück.

Gaben schon die Erinnerungen, die in den zwei Bänden „Waldheimat“ gesammelt sind, reichliche Gelegenheit zur Schilderung von Volksfiguren, so treten dieselben in dem Band „Die Älpler, in ihren Wald- und Dorftypen geschildert,“ in selbständiger, das will sagen von Erfindung und novellistischer Erzählung losgelöster Gestalt hervor. „Nichts ist so schwer als die richtige Beurteilung des Volkes, besonders der bäuerlichen Charaktere, die im Abgeschlossenen, in den verlorenen Bergthälern und tiefen Einöden leben.“ So sagt der Verfasser und begründet näher, wie wenig diejenigen Leute aus dem Volke, die dem Städter gewöhnlich zugänglich sind, nämlich die Bewohner der nächsten ländlichen Umgebungen der großen Städte, oder selbst diejenigen Landleute, die in unseren Gerichtssälen oder in unseren Krankenhäusern zu finden sind, das eigentliche Volksleben zur An-

schauung bringen können. In die Umgebung der Städte ist die Kultur gerade nur so weit gedrungen, um mit ihren Fehlern, mit ihrem Raffinement und ihren Affektationen die Natur zu ersticken, nicht aber, um mit ihren geistigen Vorzügen bildend auf die Naturmenschen einzuwirken. In diesen wird vielmehr gerade durch die Berührung mit einer unverstandenen Kultur die ungezügelte Energie der Leidenschaften geweckt, welche das Verbrechen oder das Siechtum zur Folge haben. Keinem wie Rosegger ist es gelungen, Bilder zu geben, welche im Angesicht finsterer Bergwälder und lichter Gletscher aus sprödem Holze geschnitzt worden sind und zu berichten wissen von der Lebens- und Geistesart deutscher Älpler.

Seine Vorrede entwirft die prächtige Dekoration, den Hintergrund, von welchem sich die geschilderten Gestalten abheben: „Die Berge ringsum halten Hochwacht — die Felswände stehen da, trotzig und gewaltig, als bildeten sie die Grenzen der Welt. Zwischen den Wänden liegen Wälder, zwischen den Wäldern Wiesengründe und kleine, schier unfruchtbare Felder, auf denen kaum der Hafer reift, weil der Sommer mitsamt Frühling und Herbst oft nur vier Monate dauert. Und endlich im Schatten des Waldsaumes, an kleinen Schachen und Felshügeln, oder auf breiten Lichtungen stehen die Häuser und Hütten, und darin regen und bewegen sich Menschen, junge und alte, lebensfreudige und lebensmüde — sie weben und streben, jauchzen und klagen, lachen und weinen, ringen und ruhen, heiraten und sterben und — werden wieder geboren. Das ist eine Welt fix und fertig für sich, und über den Schroffen und Höhen ziehen die Wolken hin, und die Sonnen- und Sternenwagen fördern Tage und Tage, Jahre und Jahrhunderte vorüber, und Segen und Unheil und wieder Segen in buntem Wechsel schauert nieder zu den Bewohnern der Engthäler und der Höhen."

Ich selbst hege eine harmlose kleine Erinnerung an Wanderungen in Steiermark. Es war im Jahre 1860. Im Mürzthale begegnete mir auf einem Waldwege ein sichtlich durch Arbeit und Lebensmühe zusammengeschrumpftes Bäuerlein. Der kleine Mann trug einen Wanderstab, der noch einmal so groß war als er selbst und den er in der Mitte fassen mußte, um sich seiner zu bedienen. Ob er arm war, konnte ich, in die Nuancen der Bauerntrachten nicht eingeweiht, nicht erkennen, aber er rauchte aus einem landesüblichen kurzen Pfeifchen einen sehr mißduftenden Tabak. Ich reichte ihm meine feinere Sorte, und während er sich dankbar die Pfeife damit füllte, fragte ich ihn nach seinem Alter. Die Antwort lautete: „I bin grad so alt wie's Jahrhundert; hiazt (jetzt) wer'n mer schaun, wer's länger mocht."

Ton und Miene bei diesen Worten waren so schalkhaft wie der Inhalt, und die ganze Erscheinung drückte den frohesten Lebensmut, die Energie des Willens zum Leben aus. Das war ein Steiermärker ganz und gar, und nach diesem Typus sind die Volksfiguren Roseggers modelliert, obgleich sie natürlich keineswegs die heiteren Reflexe des Daseins spiegeln, sondern Armut und Berufsqualen einen oft tragisch-ernsten Schatten über sie werfen. Die Mannigfaltigkeit und Eigentümlichkeit dieser Gestalten erhellt schon aus den Bezeichnungen, die ihnen gegeben sind. Neben den gewöhnlichen Berufsmenschen wie Pfarrer und Schulmeister figurieren die Vertreter ganz außerordentlicher Beschäftigungen, von denen man sich aus den beigelegten Namen allein kaum einen Begriff machen kann. Da giebt es einen „Kirchenwaschel", einen „Bratelgeiger", einen „Pechölmann", einen „Schmalzpater", einen „Schleuderer-Hansel". Sie alle wirken mit in der Symphonie des steirischen Gebirgslebens, spielen dazu die unentbehrlichen Instrumente und eröffnen dem Gemüt des Lesers eine Welt, die ihn mit einer gewissen Sehnsucht erfüllt, sie einmal mit Augen zu schauen, obgleich er fühlt, daß

sie sich dem flüchtig dahineilenden Touristen niemals erschließen wird. Ihre genaue Betrachtung gehört zum Studium der allgemeinen Kulturentwickelung der Menschheit und kann doch zu diesem Zwecke nicht wie das Quellenwerk, das einem Geschichtschreiber dienen soll, nur zeitweilig erforscht werden; nur dem eigenen Leben und Schicksal, nur demjenigen, der wie Rosegger selbst eine Gestalt aus diesem Volksleben ist, thut es sich in seiner wahren Beschaffenheit auf.

Ich habe noch zu erwähnen, daß der Humor Roseggers die allgemeine Schichte des Volkstumes, dem er angehört, weit überragt und eine Begabung, ein Besitztum der Individualität ist, in dem Grade, daß einzelne Produktionen dieses Humors zu den Meisterstücken der deutschen Litteratur gehören. Davon nenne ich, um nicht zu weitläufig zu werden, aus den lustigen und finsteren Geschichten der „Feierabende“ nur die Erzählung „Sankt Joseph der Zweite“. Hier steigert sich der Humor zum Übermut, zur Ausgelassenheit, beinahe wie in Rabelais, nirgends aber stört subjektive Frivolität, vielmehr ist aus der ungetrübten, naiven Komik der künstlerische Gehalt des Ganzen hervorgegangen. Die Eingangsworte der genannten Erzählung bereiten schon entschuldigend auf ihren Inhalt vor: „Wenn es erlaubt ist, es zu leben, so ist es doch auch erlaubt, es zu erzählen.“

* *
*

Zeigen alle die genannten Produktionen den Umfang des Talentes, von dem hier die Rede ist, so komme ich nun auf zwei Leistungen zu sprechen, welche die Grenzen dieses Talentes markieren. In dem Bande „Die Schriften des Waldschulmeisters“ vernimmt man die Präludien zu einer Romandichtung; in dem 412 Seiten starken Bande „Der Gottsucher“ ist nach Erfindung, Umfang und Intention ein wirklicher Roman versucht worden.

Dem Leser ist es ein höchst interessantes und angenehmes Schauspiel, im „Waldschulmeister“ das Ringen dieses schönen Talentes mit den Schranken zu beobachten, die ihm die Natur vorgezeichnet hat. Wo sie nur durch einen falschen Schritt darüber hinaus kann, sieht sich dieser Schritt noch immer wie eine beabsichtigte Schönheit an. Ungestört folgt der Leser dem Erzähler, nur hier und da durch einige Längen daran erinnert, daß der Anfang der Fabel eine Lebendigkeit versprach, welche nicht zur Erscheinung kommen will. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts nimmt in der schönen Stadt Salzburg ein armer Regenschirmverfertiger einen Knaben bei sich auf, der längst mutterlos war und dem gerade auch der Vater gestorben ist. Der brave Mann hält das Kind zu seinem Handwerk an, und es geschieht an einem fürchterlichen Regentage, der aber für Leute, welche Schirme verkaufen, ein glücklicher Sonnentag ist, daß Meister und Lehrling die ganze Ware auf dem Markte los werden und der Junge, der den Verkauf besorgt hat, zuletzt noch mit genauer Not einen eigenen Schirm zum Nachhausegehen unter strömendem Himmel bewahren kann. Mit diesem Schirme wird er einem wichtigen Manne hilfreich, der sich ohne solchen Schutz auf einen weiten Weg gewagt hatte. Der wichtige Mann wird mit der Zeit ein wohlthätiger Gönner, und der Verwaiste gelangt zuletzt, halb lernend, halb lehrend, nämlich als Student und Hauslehrer, in die Familie eines reichen Barons und Gutsbesitzers. Wie es nun zugeht, daß der junge Mann, Andreas Erdmann mit Namen, der von zarter und schwächlicher Beschaffenheit ist, unter die Soldaten geht, erst zum Sandwirt Hofer nach Tirol, um dann in den Heeren jener deutschen Fürsten, die zur Schmach des Vaterlandes den Rheinbund bildeten, ein Kämpfer für Frankreich zu werden, den russischen Feldzug von 1812 mitzumachen und bei Leipzig auf seine deutschen Brüder zu schießen — das ist eben der Anfang eines Romans. Die Motive, die Andreas aus Salzburg vertreiben, sind von sehr innerlicher und sensitiver Art, die Hand-

lungen und Schicksale, die daraus erfolgen, haben einen rauhen und derben Charakter. Die herzliche, man könnte sagen: herzige Erzählungsweise vermittelt diese Verschiedenheiten, geht aber über die brutale Wirklichkeit der Dinge zu flüchtig und traumhaft hinweg.

Andreas kommt sehr unglücklich, verlassen und verkommen nach Salzburg zurück, wo ihn derselbe Baron, aus dessen Haus der junge Lehrer geflohen, einem frühen Untergang entreißt. Auf der Besitzung des Barons, Winkelsteg in Steiermark, einem Wald- und Gebirgsdorf, weitab von allem Weltverkehr gelegen, soll zum erstenmal, seit der Ort besteht, ein Schulmeister eingesetzt werden. Andreas übernimmt das Amt als die letzte Zufluchtsstätte für sein müdes Leben, und was er in der einsamen Landschaft und in der neuen Thätigkeit erlebt oder eigentlich nicht erlebt: der regelmäßige Verlauf der Jahreszeiten und ihrer Naturerscheinungen, der ebenso regelmäßige Verlauf der Menschenschicksale in einer Gegend, wo jedem durch Beruf und Gewohnheit sein Leben gewissermaßen vorgezeichnet ist, — das ist in den Schriften des Waldschulmeisters niedergelegt, die, nachdem dieser selbst auf rätselhafte Weise verschwunden ist, vom Erzähler vorgefunden worden. Zwischen dem bewegten Anfang der Fabel und dem spurlosen Verschwinden liegen ohne weitere Geschehnisse breit und eben die Betrachtungen des Schulmeisters, die Schilderungen seiner Wanderung durch Gebirg und Thal, seiner Begegnungen mit den oft seltsamen Menschen der Gegend und die Erzählung ihrer Schicksale. Sogar pädagogische Belehrungen von nicht geringer Bedeutung sind in diesen Schriften enthalten. Ihm selbst begegnet vorläufig nichts weiter, als daß mitten in dem herrlich dargestellten Genuß an der Landschaft, am Pflanzen- und Tierleben zuweilen wunderbar und plötzlich tief ergreifende Beziehungen auf eine ideale Liebe auftauchen, die dem armen Schulmeister im Herzen sitzt. Ihr Gegenstand ist die Tochter des Barons in Salzburg. Sie ahnt kaum etwas von der Existenz dessen, dem sie der innerste Lebensinhalt ist, und es bleibt auch dabei bis zum Schlusse, bis zu der für Andreas so schmerzvollen Wiederbegegnung. Aber auch hier kommt er ihr nur als ein bettelhafter Schützling ihres Vaters in Erinnerung. Seine Empfindungen sterben wortlos mit ihm selbst, nachdem sie einen unendlich zarten Goldschimmer um sein armes Leben gebreitet hatten.

Das Buch ist voll Sinnigkeit und Poesie und ganz geeignet, denjenigen, die sich für einen Sommer in die Einsamkeit des Gebirges zurückziehen, die auf Alpenhöhen und in friedsamen Thälern, die auf allen Wegen und Stegen sprießenden und bewegten Hieroglyphen der Natur erquicklich auszubeuten. Nur wer sich dabei mit der Phantasie an die wenigen epischen Momente des Vorgetragenen klammert, empfindet ein leises Mißbehagen, wie vor den Kryptogamen der höchsten Gebirgszonen: das Große und Gewaltige ist in Keimen vorhanden und in unentwickelter Zwerghaftigkeit verblieben.

Dabei steht dem Autor ausreichende Gewalt der Sprache zur Verfügung. Einfach ist seine Redeweise, aber sie sprudelt kunstlos wie eine Quelle aus seinem eigenen tiefen Gemüte. Allerdings führt sie auch einige störende Austracismen mit sich. Darunter ist besonders einer, der einen deutschen Leser durch die stete Wiederkehr und Unausrottbarkeit verstimmt. Er ist im ganzen deutschen Österreich verbreitet, und die Gedankenlosigkeit der dortigen Journalisten dient ihm zu fruchtbarer Pflegestätte. Immer wird an etwas oder auf etwas vergessen, was nicht nur grammatikalisch unrichtig, sondern auch in logischem Betracht ein Unsinn ist. Man kann an etwas oder (wenn auch minder berechtigt) auf etwas denken; einen Gegenstand oder eines Gegenstandes vergessen, heißt jedoch das Gedächtnis völlig von ihm loslösen und duldet kein weiteres Beziehungswort. Im ganzen steht Rosegger eine üppige und klare Redefülle zu Gebote, und von dieser Seite aus stände nichts

im Wege, um ihm zu einem Epos großen Stils, zu einem bedeutenden historischen Roman die Anregung zu geben.

* *
*

So greifen wir denn zu dem ersten Versuch dieser Art: „Der Gottsucher.“ Ein Roman, Schlußband der ausgewählten Schriften. Hätten die steierischen Berge gleich den schottischen Hochlanden einen Walter Scott, er könnte sich keinen Stoff wählen, großartiger, gemütsergreifender und der Natur des Landes enger verschwistert, als ihn Rosegger hier in die Hand nahm, aus einer mittelalterlichen Chronik, wie er sagt, gehoben. Ehe die Erzählung anhebt, schildert er uns den Schauplatz mit meisterhafter Objektivität, und es bewährt sich darin, wie in den übrigen Naturschilderungen des Romans, wozu auch die elementaren Verwüstungen und Zerstörungen gehören, die erwähnte üppige und klare Redefülle des Autors.

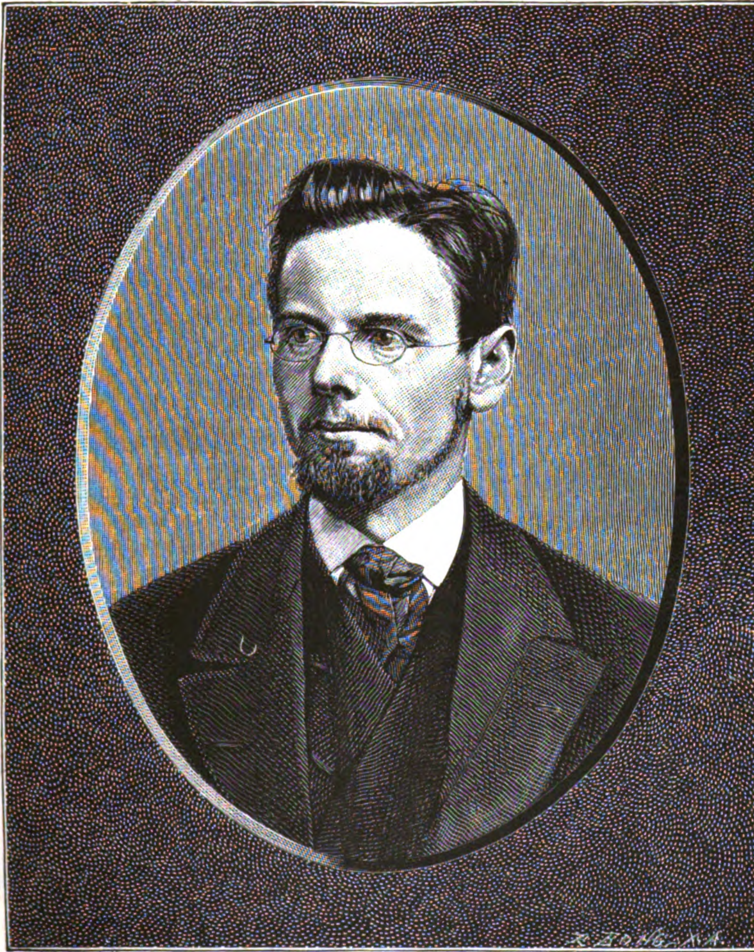
Sie geht auch noch in eindringlicher Weise auf die Charakteristik der Bewohner des Waldthales von Trawies über. Das sind hartköpfige Bauern, die wie überall am Alten hängen; das Alte ist aber hier das Älteste und wird dadurch für einen deutschen Roman aus dem Mittelalter etwas Neues. Das Alte ist hier das Heidentum, das Fest der Sonnenwende, das mit Spielen und Aufzügen zu begehen sich bei diesen Bauern aus dem germanischen Altertum von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat. Der „Feuerwart“ bewahrt den heiligen Funken „aus jenem Funken, den der Urahn einst im germanischen Walde von der weißen Frau überkommen hat“. Der heidnischen Feier widersetzt sich der Pfarrer, der überhaupt ein gewaltthätiger Herr ist und sich feindselig zur Gemeinde gestellt hat, sie vielfach bedrückend. Die Bauern richten eine Eingabe gegen ihn an die weltliche und die geistliche Behörde, und da sie schnöde abgewiesen werden, verschwören sich die besten Männer unter ihnen, das Los zu ziehen, wer den Pfarrer erschlagen soll. Es fällt auf den Schreiner am Gestade, auf Wahnfred, einen wackeren Mann, dem nur die Bibel ein wenig zu Kopf gestiegen ist.

Von großem psychologischen Reiz sind die inneren Kämpfe, die Windungen und Wendungen, die der also zum Mörder Erkorene durchmacht, bevor es zur That kommt. Einmal hätte er Gelegenheit, das Werk auf der Jagd auszuführen, und es gewänne dadurch den Anschein, der Zufall hätte es gethan. Wahnfred verschmäht diese Feigheit. Ja, als der Pfarrer später in eine Todeskrankheit verfällt, von der Gemeinde verlassen, ohne Hilfe und ohne Pflege, vom ärgsten Fieber geschüttelt, in seinem Hause liegt, da brauchte man nur die Krankheit gewähren zu lassen und der Himmel hätte es gethan. Allein sein künftiger Mörder selbst ist es, Wahnfred, der dem Pfarrer in dieser Lage das Leben rettet. Endlich vollbringt er die That, nach der Messe, am Altar, als der Priester eben sein letztes Gebet gesprochen, damit es dadurch seiner Seele besser ergehe.

Der Mörder flüchtet und wird von der Gemeinde nicht verraten. Die geistliche Behörde sendet ihre Vertreter, sie halten Gericht über die Männer von Trawies, und wenn der Name des Mörders auch nicht mehr Geheimnis ist — keiner ist bereit, sein Versteck anzugeben oder ihn auszuliefern. Mit drastischer Lebendigkeit sind die geistlichen Herren gezeichnet, und höchst wirksame Episoden, die das Gute haben, notwendige Bestandteile der Handlung zu sein, schlingen sich dazwischen. Eine dieser reizenden Episoden geht dem Leser besonders zu Herzen, nämlich die Liebesgeschichte des männlich schönen Knechtes Simon Hanefer mit des Kohlenbrenners Tochter. Und der von dieser Geschichte gerührte und entzückte Leser wird es dem Verfasser nimmermehr verzeihen, daß er den schönen Knecht unter das Richtschwert bringt, ohne künstlerisches Motiv dazu, bloß um die Wahrheit des Spruches zu erhärten: „Mitgefangen, mitgehangen.“ Für die Idee des Ganzen stirbt der arme Simon nicht, gleich den anderen Gerich-

teten, die nur notwendige Typen für die Handlung, aber dem Leser gleichgültig sind. Der Tod Simons ist, aller poetischen Gerechtigkeit beraubt, eine pure Grausamkeit.

Die künstlerische Mache, die bis zum Ergebnis der Gerichtsprocedur eine vollendete ist — und ich will die Scenen, die der flüchtige Mörder in der winterlichen Einsamkeit des Gebirges durchlebt und die mit wahrhaft schöpferischer Dichterkraft dargestellt sind, besonders hervorheben — die künstlerische Mache geht von dem Augenblicke an, da sich der Verfasser bei einer sonst unverständlichen Wendung auf die Chronik beruft, überhaupt in die Brüche. Das geistliche Gericht hat die Männer der Gemeinde in der Kirche versammelt, und eine wunderbare Kraft entfaltet der Autor noch in den trotzigen Reden und in dem widerstrebenden Gebaren der Bauern. Man erwartet, daß sie eher die Kirche einreißen und ihre geistlichen Quäler unter den Trümmern begraben als in irgend einem Punkte nachgeben werden. Die Leiche des Ermordeten ist in die Kirche gebracht worden und liegt an derselben Stelle am Altare, wo der Pfarrer von der Axt Wahnfreds hingestreckt wurde. Nachdem die Versuche



P. K. Rosegger.

vergeblich gewesen, die Gemeinde bußfertig zu machen, erhebt sich der Oberrichter mit folgenden Worten: „Männer von Trawies! Ihr werdet heute in langer Reihe das letzte Mal einen Umgang machen um den Altar eurer alten Pfarrkirche. Und jeder, sobald er an diesem Toten vorüberkommt, wird aus dem Kelche, der an seinem Haupte steht, ein mit Papier umhülltes Körnlein ziehen. Die Körner sind weiß und auf Gottes Felde gewachsen; aber zwölf liegen darunter, die sind schwarz. Wer eines von diesen zwölfen hebt, der wird von heute in drei Tagen durch das Schwert zu seinem ewigen Richter gehen."

Darauf erhebt sich zwar ein gewaltiger Tumult, aber die Männer fügen sich zuletzt — so sagt die alte Handschrift, und weil es die Handschrift sagt, erspart sich der Verfasser, den Glauben zu erwecken, daß diese wilden Männer, denen kein geistliches und kein weltliches Gesetz mehr imponiert, sich wirklich mit schafsmäßiger Geduld bereit finden lassen, die Lose zu ziehen, daß zwölf unter ihnen dem Richtschwert verfallen. Beruft man sich in einer künstlerischen Erzählung auf dasjenige, was unerklärlicherweise, aber durch eine Chronik beglaubigt, wirklich geschehen ist, statt daß die Erklärung aus der künstlerischen Conception mit natürlicher Folgerichtigkeit hervorginge, so ist dies nicht anders, als ob der Bildhauer seiner Marmorbüste die Kopfhaare nicht meißeln wollte, sondern sie lieber durch wirkliche Menschenhaare ersetzte.

In den Schilderungen objektiver Zustände entwickelt der Autor seine ungewöhnliche dichterische Naturkraft in vollem Maße. In den Scenen des kirchlichen Bannfluches, der über Trawies ausgesprochen wird, übertrifft er bei weitem durch schauerliche Eindringlichkeit und präcise Darstellung der Vorgänge den einst gerade in solchen Beschreibungen berühmt gewesenen Karl Spindler. Der Winter in der Gebirgseinsamkeit, der Kampf mit dem Wolf, die elementaren Verheerungen und Zerstörungen, die Anarchie in Trawies sind Meisterstücke poetischer Malerei. Bei dem erwähnten Punkt jedoch, also nach dem ersten Drittel des Romans, läßt der gewaltige Griff nach, mit welchem die Dichterhand den großen Stoff in sich zusammenfaßte; er entfällt der Hand und zerbricht in viele einzelne Stücke, von denen jedes in seiner Art vortrefflich ist, denen aber das organische Zusammenwachsen zum künstlerischen Ganzen unmöglich gemacht ist. Mit einem Wort: der Genremaler ist kein Historienmaler. Im Drange, der mangelhaften Komposition auf die Beine zu helfen, entsteht eine Weitschweifigkeit, welche keineswegs die behagliche epische Breite ist, sondern ein stets wieder angeknüpftes und stets wieder abgerissenes Versuchen, in den Einzelheiten zu realisieren, was im Ganzen nicht verwirklicht ist.

Der Stoff ist so groß und interessant und das erste Drittel so vollendet aus einem Guß geschaffen, daß sich eine Umarbeitung lohnte, welche äußerlich eine Reduktion auf die Hälfte sein und innerlich durch neue Motive wirken müßte. Allein auch in der vorliegenden Gestalt und trotz der Fehler, die sich namentlich am Schluß aufdrängen, wo die Erfindung zuweilen ins Kindische verfällt, zuweilen durch eine ganz ungehörige moderne Reflexion ersetzt ist, wird um des gewaltigen Stoffes willen niemand diesen letzten Band der Sammlung ungelesen lassen.

* *
*

Vierzehn von den sechzehn Bänden ausgewählter Werke P. K. Roseggers bieten einen ungetrübten Genuß und eine tief in die Seele dringende Erheiterung. Sie ist von edelster Art, denn sie hat ihren Ursprung im Volksgeist, welcher die zu Worte gekommene Natur ist. Ich wiederhole jedoch, daß es falsch wäre, wenn man Rosegger, weil er ein Volksdichter im höchsten Sinne ist, deshalb mit einem Beigeschmack von Unterordnung einen Naturdichter nennen wollte. Er ist dies vielmehr so wenig, wie es einen Natur-

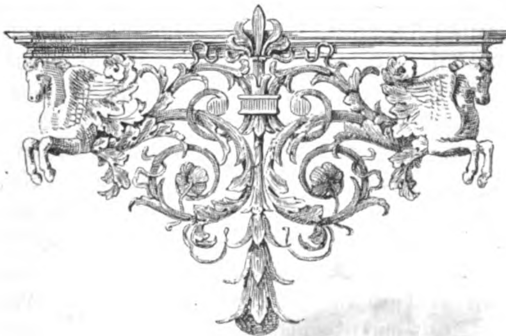
maler giebt, und die meisten seiner Gestaltungen sind so anmutig und so reizend und mit so künstlerischem Geist gruppiert, daß sie lebhaft an Defreggers Bilder erinnern, vor denen sie natürlich noch die Bewegung voraushaben.

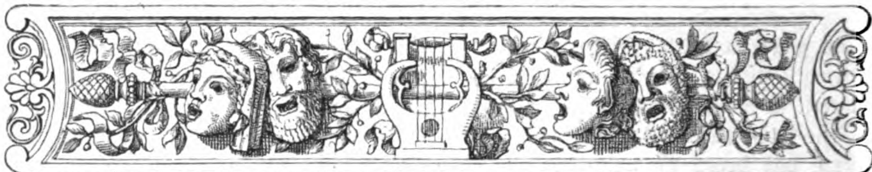
Im Schloßgarten zu Karlsruhe steht das Denkmal J. P. Hebels, welcher die „Alemannischen Gedichte" und das „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" geschrieben hat. Obgleich diese Produktionen einem bestimmten, gegen andere Teile der Nation abgegrenzten Volksstamm entsprangen, sind sie nicht minder ein Eigentum der ganzen deutschen Nation geworden. Auf die gleiche Weise wird es sich mit den Werken P. K. Roseggers verhalten. Aus der Steiermark entsprungen, im Geiste dieses Landes geboren und gebildet, ist ihre Bestimmung, eines der liebsten litterarischen Besitztümer des ganzen Deutschlands zu sein. Denn Volksdichter im Sinne Hebels und Roseggers, die ein außerordentliches Talent mit den ehrlichsten, bescheidensten und einfachsten Mitteln zur Geltung bringen, gehören zu den größten Seltenheiten im Pantheon des deutschen Geistes.

Bei Rosegger kommt noch eine Eigenschaft hinzu, um seine Popularität über die Grenzen seiner Heimat zu sichern: er ist ein Humorist. Wir haben deren nicht viele, die zugleich mit künstlerischem Öl gesalbt wären, die bewiesen, daß die Poesie untrennbar vom Humor ist. Auch in diesem Betracht sind die ausgewählten Schriften P. K. Roseggers eine nie versiegende Quelle der Erheiterung.

Ich schließe mit einer Art Aufklärung. Der Leser wird sich gefragt haben, weshalb er sich mit den Initialen P. K. begnügen müsse, statt die eigentlichen Vornamen Roseggers zu erfahren. Damit verhält es sich nun folgendermaßen: Die katholische Kirche feiert am ersten August die Befreiung des heiligen Petrus aus Ketten und Kerker durch den Engel. Dieses Fest heißt Petri Kettenfeier und dieser Tag ist zu seinem Namenstag gewählt worden. Somit heißt er Petri Kettenfeier Rosegger, wodurch die Buchstaben P. K. gewissermaßen gerechtfertigt sind.

Diese vielen gewiß ganz neue Eigentümlichkeit ist nur eine äußerliche, aber auch als solche ein Fingerzeig, um wie der ausgesteckte Zeiger vor einer guten alten Weinschenke darauf hinzudeuten, daß hier ein ganz besonderer Geist ausgeteilt wird. Mich dünkt, des Neuen und Eigentümlichen haben wir in unserem Schrifttum nicht so viel, daß nicht jeder Deutsche von Bildung und Gemüt sich mit Petri Kettenfeier Rosegger bekannt machen müßte.





Vergessene Opern.

Von

C. H. Bitter.

V.



Ich habe früher andeutungsweise bemerkt, daß ich in den besprochenen Opern Gretrys eine von der deutschen abweichende Romantik finde und daß ich auch Spohr zu den Romantikern in der Musik rechne.

Ehe ich nun zu anderen Romantikern der deutschen Oper übergehe, gedenke ich noch mit wenigen Worten jener reizenden Schöpfung F. Paers, welche dieser italienische Tondichter uns in seinem „Sargino oder der Zögling der Liebe“ hinterlassen hat. Diese Oper gehört dem jetzigen Jahrhundert an (1803); sie ist in Dresden entstanden und läßt des jener Zeit schon längst berühmten Komponisten glänzende Eigenschaften durch die Einwirkungen der deutschen Meister (in Wien und Dresden) erweitert und vertieft erscheinen. Für unsere Zeit würde das Dramma eroicomico, wie die Partitur es nennt, des mittelmäßigen, zum Teil sehr albernen Textes wegen nicht mehr passen. Doch enthält dasselbe Stücke von höchster Schönheit. Wer erinnert sich nicht aus der Zeit, in welcher Henriette Sontag die Sofia dieser Oper gab und in welcher (später) Mantius den Sargin sang, des schönen und berühmten Duetts „O, du mein Einziger!“ sowie des großen Terzetts im zweiten Akte „Jetzt mußt du dich erklären!“ mit dem gesangvoll schönen a capella gesungenen Mittelsatz, der vielen anderen prächtigen Stücke, insbesondere auch der Ensembles und Chöre? Ernste und große Accente enthält die Musik nicht. Sie ist von graziös-melodischem Charakter, lebendig und gefällig; die Orchesterbegleitung anschmiegend, die Motive in langen Eingangssätzen einführend; die Singstimmen brillant dem Gesange gemäß gesetzt. Diese Oper war lange Zeit hindurch sehr beliebt. Die Übersetzung des italienischen Textes in das Deutsche ist geradezu unglaublich.

Von den deutschen Musikromantikern interessieren an dieser Stelle R. Schumann und Mendelssohn-Bartholdy nicht, weil sie nicht Opernkomponisten im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen sind. Wohl aber darf, wenn es sich um vergessene romantische Opern handelt, einer der ausgezeichnetsten Tonsetzer neuerer Zeit nicht übergangen werden, H. Marschner, weniger wegen seiner zahlreichen sonstigen Opern („Heinrich IV. und Aubigné“, „Der Holzdieb“, „Lucretia“, „Der Kyffhäuser“, „Saidor“, „Des Falkners Braut“, „Das Schloß am Ätna“, „Der Bäbu“, „Adolf von Naussan“, „Austin“), auch nicht wegen seiner bisher verschollenen, soviel ich weiß, erst jetzt in München wieder aufgefundenen und dort mit reichem Beifall gegebenen Oper „Hyärne“, sondern wegen seines „Vampyr“, der so voll an musikalischen Schönheiten jeder Art ist, daß er in der That dem Schicksal der Vergessenheit nicht hätte anheimfallen sollen.

Freilich hat sich Marschner in dieser Oper vielfach an K. M. v. Weber angelehnt, dessen ganze Musikrichtung und persönlicher Einfluß sich hier unschwer erkennen lassen. Aber unzweifelhaft spricht sich in dieser Oper mit voller Klarheit des Komponisten bedeutende Eigentümlichkeit in überraschender, oft geradezu blendender Wirkung aus.

Man wird den „Vampyr“ dem musikalisch Besten zuzählen müssen, was die neuere Zeit geleistet hat, und es kaum verständlich finden, daß man ein solches Kunstwerk so ganz hat in den Hintergrund treten lassen.

Man wird dies auch nicht dadurch begründen können, daß das Textbuch dieser Oper unbedeutend oder schlecht sei. Dasselbe beruht allerdings auf einer schaurigen Sage; in dieser aber tritt es dem Sensationsbedürfnis unseres Bühnenpublikums sehr nahe. Wenn ich zugebe, daß bei den großen Dimensionen, in denen die Fabel sich bewegt, und bei der in dieser liegenden Tragik, der verbindende Dialog in Verse gekleidet und als Recitativ in Musik gesetzt, die Oper als solche gehoben haben würde, sowie daß diejenigen, die den „Vampyr“ einer Erneuerung entgegenführen möchten, sich um dieselbe wie um die Bühne ein nicht geringes Verdienst erwerben würden, wenn sie eine derartige Bearbeitung herbeiführen wollten, so bin ich doch keineswegs der Meinung, daß diese Oper ohne eine solche Veränderung nicht gegeben und gesehen werden könnte und daß sie zurückgelegt zu werden verdient hätte.*

Das nach Byrons Erzählung gedichtete Buch behandelt die gespenstische Sage von dem der Hölle verfallenen Vampyr, der sich nur durch das Aussaugen des Blutes jungfräulicher Opfer, die dann selbst verdammt werden, von einem Jahre zum anderen lebend zu erhalten vermag. Die Worte und Verse sind nicht von besonderem Werte, aber der Bau und die Entwickelung des Ganzen sind spannend, vor allem musikalisch geformt und die Situationen bühnengerecht, in einzelnen Momenten geradezu packend, so in der Scene des ersten Aktes, in welcher Ruthven, der Vampyr, zum Tode getroffen von Aubry auf die Höhe der Vampyrhöhle geleitet, die Strahlen des Vollmondes in sich aufsaugt zu neuem Leben; und im zweiten Akte, wo er, Aubry an den ihm geleisteten Schwur erinnernd, die grausige Geschichte seines eigenen Lebens erzählt.

Man hat behaupten wollen, daß das Schaurige des Gegenstandes nicht überall sympathisch wirke und daß die wilden Elemente, die sich gespenstisch hervordrängen, die Phantasie zu voll in Anspruch nehmen, ohne in der deutschen Volkssage (das Stück spielt im schottischen Hochlande) ihre Bedeutung und Begründung zu finden.

Es ist auch behauptet worden, daß das moderne Opernpublikum für derartig sagenhafte Stoffe überhaupt nicht mehr empfänglich sei. Indes steht doch fest, daß der „Freischütz“ und der einer ähnlichen Sage entsprungene „Fliegende Holländer“ neben der in die Oper übergegangenen Faustsage ihren Beifall finden und jedenfalls nicht weniger Anspruch auf das Entgegenkommen der Zuhörer erheben dürfen wie die in die romantische Alliteration übersetzte altnordische Götterwelt.

Bei der Oper kommt es doch vor allem auf die musikalische Gestaltung und das allgemeine Bühneninteresse an, die der Text bietet, auf spannende und wirksame Situationen. Diesen Anforderungen entspricht H. Marschners „Vampyr“. Zudem sind Text und Musik in so besonderem Maße zu einem künstlerisch lebendigen Ganzen zusammengearbeitet, daß es mir schwer wird, zu glauben, diese Oper

* Ich habe früher schon darauf hingewiesen, daß Fr. Lachner sich um Cherubinis „Medea“ durch Einfügung von Recitativen ein besonderes Verdienst erworben habe und daß dasselbe von einem anderen Komponisten in glücklicher Weise für Webers „Oberon“ geschehen sei. Für den „Freischütz“ würde ich zu einer solchen Änderung nicht raten, da der ganze Bau und die Eigentümlichkeit dieser Oper hierauf nicht hinweist, auch Fr. Kinds Dialog ein sehr guter und in gewissem Sinne volkstümlicher ist.

würde auf ein kunstgebildetes Publikum keine Wirkung mehr ausüben können.

Unzweifelhaft sind Marschners weitere Opern: „Der Templer und die Jüdin“ sowie „Hans Heiling“, in sich noch abgeschlossener und musikalisch selbständiger als die vorliegende Komposition; diese aber ist, ihrer Anklänge an Weber ungeachtet, von so ergreifender, oft genug fortreißender Schönheit und es spricht sich in ihr der Genius des Tonsetzers in so unzweideutiger Kraft aus, daß es in der That schwer zu beklagen sein würde, wenn man die deutsche Bühne eines solchen Juwels eines ihrer ersten Meister entkleidet sehen sollte.

Was speciell die Erinnerungen an K. M. v. Weber betrifft, so sind sie wohl nicht am wenigsten hervorgerufen durch den Textbau in den großen Arien der Malwine und Aubrys und hier unverkennbar vorhanden. Auch der Anfang des ersten Finale verleugnet diese Anklänge an das erste Finale der „Euryanthe“ nicht.

Dafür entschädigt fast jede Nummer der Oper nicht nur durch bestechenden Wohlklang und Schönheit der Formen — Eigenschaften, die sich besonders auch in dem ersten Satze der Arie Aubrys „Wie ein schöner Frühlingsmorgen“ geltend machen —, sondern auch durch die selbständige Erfindung und die dramatische Kraft, die sich in ihnen ausspricht und sich oft genug zu gewaltiger Wirkung steigert. In dieser Beziehung möchte ich an das Finale des ersten Aktes erinnern, in welchem kurz nach dem Eintritt Ruthvens in die Scene der ernst-tragische Satz „Schneidend wie ein gift'ger Pfeil“ in seiner ruhigen Gewalt und mit seinen dämonischen Anklängen imponiert, ferner an das sehr schön gearbeitete Andantino „Freudig bin ich mir bewußt“, in welchem durch den Eintritt und die prächtige Durchführung des Chores von der „Blume des Hochlandes“ die düstere Stimmung des Hauptsatzes wie von hellem Sonnenschein durchleuchtet wird, während in dem letzten Abschnitt dieses großartig angelegten Stückes die äußerst glückliche Benutzung des Stammliedes der Davenant die tragischen Gegensätze der Situation noch lebhafter hervortreten läßt.

Vor allem gehört hierher aber die große Scene zwischen Ruthven und Aubry „Wohlan, du zwingst mich zum Verderben“, in welcher der Vampyr dem letzteren die Geschichte seines Lebens in ergreifenden großen Zügen darstellt, während das Duett zwischen ihm und Emmy, der dem Untergange geweihten Braut: „Leise dort zur fernen Laube“, in die zartesten Farbentöne getaucht, auf unvergleichliche Weise die gespenstisch-verführende Kraft des der Hölle Verfallenen darstellt, dem sein Opfer in der Erregung hingebender Liebe, unter dem Schimmer der wollustatmenden Mondnacht rettungslos verfällt.

In den beiden Liedern Emmys im zweiten Akte: „Dort an jenem Felsenhang“, und der von den tiefsten Schauern durchwehten Romanze mit Chor „Sieh, Mutter, dort den bleichen Mann“ drückt sich die ganze Meisterschaft Marschners auf diesem Felde der dramatischen Musik aus. Er hat Schöneres, Edleres, Vollkommeneres auch in seinen späteren Werken nicht geschaffen. Nicht weniger gilt dies von seinen Trink- und Volksliedern, deren der „Vampyr“ zwei enthält. Wenn bei Weber die Jagdchöre des „Freischütz“ und der „Euryanthe“ und der Waldchor der „Preciosa“ zu den herrlichsten Blüten seiner unvergleichlichen Romantik zu zählen sind, so steht Marschner mit diesen seinen Trink- und Volksliedern, von denen das im „Vampyr“: „Im Herbst, da muß man trinken!“ in so einfacher und ursprünglicher Kraft wirkt, dem deutschen Gemüte und seinem Bedürfnis an unmittelbarer Jovialität und Empfindung nicht weniger nahe.

Ich habe dieser Oper Marschners noch zwei Bemerkungen hinzuzufügen. Die eine ist: daß sich in ihr die Charakteristik der handelnden Personen in vollster Schärfe ausgeprägt findet, wobei ich auf das zurückweisen möchte, was ich früher

über Spohrs „Faust“ ausgesprochen habe; die andere ist dort gleichfalls angedeutet: daß sich die Wiederholung gewisser Motive gleichsam wie belebte Illustrationen zu der Charakteristik einzelner Situationen, nicht aber als persönliche Bezeichnungen oder Leitmotive vorfinden. Derartige Anklänge tönen besonders aus der Ouverture in die Scenen hinüber, in welchen die nach dem Blute seiner Opfer dürstende gespenstische Erscheinung Ruthvens hervortritt. Man kann die in ihrer Art sehr merkwürdige Oper nicht aus der Hand legen, ohne die Überzeugung zu gewinnen, daß R. Wagner ihr seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, aus ihr vieles gelernt, manches aus ihr mit Glück benutzt habe.

Es liegt nahe, neben Marschners „Vampyr“ auch die gleichnamige Oper Lindpaintners zu nennen, ohne daß ich die Absicht haben könnte, sie mit jener vergleichen zu wollen. In dem Hauptcharakter des Romantischen ist die Musik freilich der Marschners, hier und da auch der Spohrs ähnlich; aber sie erreicht diese beiden Meister weder an Glanz der Erfindung noch an Tiefe der Charakteristik, ebensowenig an melodischem Reichtum. Auch das Textbuch (von Heigel) steht dem Wohlbrückschen nicht gleich, wenn es auch des Schaurigen, Dämonischen weniger giebt als dieses. Die Mehrzahl der Stücke ist zwar gefällig und in der Form sorgsam ausgeprägt, aber es fehlt ihr der Genius, der sie über das Niveau der mittleren Stufen emporzuheben vermöchte. Wenn man dies recht deutlich erkennen will, dann darf man nur die Romanze vom Vampyr „Ein Vampyr nimmt wohl die Gestalt“ in ihrer fast trockenen Nüchternheit mit der genialen Komposition Marschners vergleichen. Ebenso sind fast alle Arien in einer gewissen auf Bühneneffekt gerichteten, schablonenmäßigen Form geschrieben. Einige sehr schön klingende und effektreiche Stücke, wie z. B. im ersten Finale das dreistimmige Allegretto un poco vivo „Nun erst lächelt uns die Sonne“ mit seinen graziösen Wendungen, sowie im zweiten Akte der dreistimmige Kanon „Nur bei Liebe und Vertrauen“, vermögen dem Ganzen nicht jenes Interesse einzuhauchen, das nötig sein würde, um Lindpaintners Werk an das Marschners anreihen zu können. Ihm fehlten zudem die gerade hier unentbehrlichen Klangfarben für das Dämonische, Geisterhafte. Der Vampyr, der hier Aubry heißt, singt im zweiten Akt, nachdem er soeben sein Opfer Lorette gekirrt, eine rondoartige Arie mit Chor: „Fort nun zur Freude, zur tobenden Lust!“ in welcher man alles andere eher als die satanische Freude des der Hölle Verfallenen über das Gelingen seiner blutgierigen Pläne finden könnte.

Nichts ist in dieser Oper zu finden, was Lindpaintner, ein so ehrenwerter Musiker er gewesen sein mag, als eine bahnbrechende Kraft erscheinen lassen könnte.

Wenn ich hier noch einer anderen, der romantischen Richtung in der Musik angehörigen vergessenen Oper gedenke, deren Komponist etwa auf gleicher Höhe mit Lindpaintner gestanden und sich mehr noch als Marschner auf der Bahn K. M. v. Webers bewegt hat, ohne die eigentümliche Schöpfungskraft des Tonsetzers des „Vampyr“ die seine nennen zu können, so geschieht dies, weil diese Oper längere Zeit hindurch (zwischen 1830 und 1840) großen Beifall gefunden hatte und hochgeschätzt worden ist. Es ist dies Reißigers „Felsenmühle von Estalières“ (Gedicht von C. B. v. Miltitz), deren recht wirksame Ouverture noch jetzt hier und da in Konzerten gespielt wird.

Man wird dieser Oper, deren Text als eine in das modern Militärische übersetzte, aber nicht eben besonders gelungene Variante des Konradin Kreutzerschen „Nachtlagers von Granada“ betrachtet werden kann und deren Musik in mancher Richtung außer den Weberschen auch den Spuren Konradin Kreutzers folgt, einen sehr hohen Rang in der Opernlitteratur dieses Jahrhunderts nicht anweisen können, wenn sie gleich bühnengerecht und mit einem gewissen technischen Geschick gearbeitet ist.

Die „Felsenmühle“ ist ein Gemisch von Kapellmeistermusik und Talent, aber ohne den zündenden Funken, aus dem das Genie hervorblitzt. In den Melodien leistet sie wenig, was über das Mittelmäßige des Liedergesanges hinausginge, ebensowenig in dem harmonischen Teile der Musik. Die Charaktere sind die gewöhnlichen verschwommenen Bühnenfiguren; höchstens Sombreoil der Müller kann als musikalischer Charakter gelten.

Die zahlreichen Arien — es sind ihrer zehn von zum Teil sehr großer Ausdehnung — sind gesangmäßig geschrieben, zwei derselben sind durch instrumentale Soli nicht uninteressant (Arie Nr. 8 der Annette mit der obligaten Violine und Nr. 18 des Friedhelm mit dem Hornsolo; beide Personen haben je zwei große Arien zu singen); aber über das Alltäglich-Gute hinaus bringen sie nicht. Nur durch eine vorzügliche Ausführung würden sie erwärmen können. Die Kavatine Annettens „Du in deinem stillen Schlummer“ würde als sentimentales Lied außerhalb der Bühne und gut gesungen vielleicht von Wirkung sein — dramatisches Leben pulsiert nicht in ihr.

Dagegen erregen die gut gearbeiteten Ensemblesätze, unter ihnen besonders das Finale des ersten Aktes, das Terzett des zweiten Aktes „'s ist tief genug“ und das Quintett desselben Aktes „Bleibt still hier stehen“ erhöhtes Interesse. Diese Stücke sind klangvoll gesetzt, erhalten sich auf einem gewissen Niveau dramatischen Lebens und würden der Oper eine Art von Relief geben können, wenn diese nicht in ihrem gesamten Zuschnitt teils an das „Nachtlager von Granada“, an das auch das Violin- und das Hornsolo der oben genannten Arien erinnern, teils an die Grabesscene des „Fidelio“ zu nahe heranstreiften.

Daß eine Oper von diesen textlichen und musikalischen Eigenschaften zwar eine Zeit lang ihr Bühnenleben fristen konnte, dann aber mit Notwendigkeit der Vergessenheit anheimfallen mußte, wird nicht wunder nehmen können, wenn man bedenkt, wie so viel Größeres und Vollendeteres demselben Schicksal nicht hat entgehen können.

Um die Reihe der vergessenen Opern der romantischen Schule noch um ein wertvolles Stück eines noch jetzt lebenden Meisters zu bereichern, möchte ich Franz Lachners, des jetzt achtzigjährigen, „Katharina Cornaro“ der Besprechung unterziehen, nicht bloß als historische Reminiscenz, sondern um ihres inneren Gehaltes und der zahlreichen Schönheiten willen, welche diese Oper enthält, die, ihrer Zeit auf allen deutschen Theatern, in Berlin mit außergewöhnlicher dekorativer Ausstattung gegeben (die Piazetta von Venedig war in vorzüglicher Dekoration darin dargestellt), doch eine dauernde Existenz auf der Bühne nicht hat gewinnen können.

Franz Lachner, der insbesondere als Instrumentalkomponist sich große und bleibende Verdienste um die Tonkunst erworben und der mit nicht geringer Charakterfestigkeit zu München seiner Zeit gewußt hat, die Fahne der klassischen Oper gegenüber dem Andrängen des Wagnerianismus hochzuhalten, hat nur wenige Opern gesetzt, von denen allein die eben genannte in weiteren Kreisen Wurzel gefaßt hat und in der er, ohne Anlehnung an andere Heroen der Kunst, den klassischen Formen wie den allgemeinen Bedingungen der Oper gefolgt ist. Seine Gesamtrichtung gehört ohne Zweifel der romantischen Schule an, und seine „Katharina Cornaro“ bezeugt dies auf jeder Seite ihrer Partitur.

Der Text, in französischer Sprache als „Reine de Cypre“ auch von Halevy komponiert und von Büssel gut übertragen, behandelt mit großem Geschick die Geschichte Jakobs v. Lusignan, der die Republik Venedig um Hilfe gegen Frankreich bittet und sich auf Verlangen des Rates der Zehn mit Katharina Cornaro vermählt, welche gezwungen wird, ihrem Geliebten, dem venetianischen Nobile Marco, zu entsagen. Venedig, dessen Senat das Königreich Cypern für sich zu gewinnen wünscht, läßt Lusignan vergiften. Der sterbende König sieht sein Land für Katharina und

seinen Sohn durch Marco gerettet; Onofrio, der den durch den Tod Lusignans erledigten Thron für die Republik in Besitz zu nehmen im Begriff ist, wird hingerichtet.

Dieser an sich einfache Stoff bietet ein reiches Maß dramatischer Entwickelung und spannender Situationen, sowie volle Gelegenheit zur Entfaltung theatralischen Glanzes. Doch reicht das dramatische Interesse nicht über den dritten Akt hinaus. Der Schluß der Oper im vierten Akt ist abspannend und matt. Es ist kein Gegenstand von belebender Wirkung, den vergifteten König nach und nach absterben zu sehen. Dies ist für das sonst vorzügliche Werk verhängnisvoll geworden.

Man hat geglaubt, die Musik Lachners mit der Musik der Meyerbeerschen Opern in eine Parallele stellen zu sollen, vielleicht weil der Text in Paris entstanden ist. Es würde schwer sein, eine unglücklichere Vergleichung anzustellen. Ich bin meinerseits fern davon, Meyerbeer und sein Verdienst um die Oper wie um die Bühne überhaupt unterschätzen zu wollen; aber Lachners Musik steht auf einem durchaus entgegengesetzten Standpunkt. Bei ihr steht der äußere Effekt nicht in erster Linie. In ihr sucht der Tonsetzer offenbar die Innerlichkeit und Wahrheit der Empfindung zur Geltung zu bringen, durch sie zu wirken; die bestechenden Glanzfarben und Schlaglichter treten erst in zweiter Reihe hinzu.

Daß das Talent des hochverdienten Meisters kein solches war, das nach der dramatischen Seite hin besonders wirkungsvoll sich erwies, ergiebt sich aus gewissen Partien der Oper mit hinreichender Deutlichkeit. Das lyrische Element ist, zumal im ersten und vierten Akte, überwiegend. Und doch weiß er da, wo dramatischer Schwung erfordert wird, sowohl in der Arie wie in den Ensemblesätzen diesem im vollsten Maße Genüge zu leisten. Beweis hierfür liefert die Arie Katharinas im zweiten Akt „Es rauscht empor“ in dem interessanten und lebendig wirkenden Wechsel des Gesanges mit der antwortenden Orchesterfigur, die bereits in dem Allegro der Ouverture als Hauptthema auftritt. Nicht weniger bemerkenswert in dieser Richtung sind die dramatisch und künstlerisch so schönen und dabei so bedeutenden Gegensätze in der weiterhin folgenden Scene zwischen Katharina Cornaro und den ihr drohenden Banditen, die von der Glück und Frieden atmenden Barkarole Marcos unterbrochen werden und in das vielfach bewegte große Duett überführen, mit welchem der Akt schließt.

Ebenso bietet der dritte Akt in dem großen Terzett Marcos mit den Banditen „Der Rache dienen wir um Gold“, sowie in dem Festmarsch der dramatischen Elemente in weitem Maße, alles in einer der Meyerbeerschen keineswegs auch nur annähernd ähnlichen Schreibart, sondern in derjenigen Form und in dem melodischen wie harmonischen Glanze, der, in die Oper übertragen, als der dem Komponisten eigentümliche Stil zu bezeichnen ist.

Der vierte Akt leidet, wie schon erwähnt, unter der niederdrückenden Situation. Ein langsam unter verzehrendem Gift dahinsiechender König ist kein Held für stolze musikalische Gedanken und glänzende Wirkungen. Und doch enthält auch dieser Akt in dem Quartett „Fluch dir und deinen Thaten“ wie in dem weiteren Satz* „Venedig unterliege!“ Stücke voll von Begeisterung, leidenschaftlichster Glut und von großartiger Dramatik.

* Lakowitz (Gustav Mendes Operntext-Bibliothek Nr. 100, S. 9) sagt: „Der Musik zuliebe unterbricht Lachner gar nicht selten die Handlung vollständig. So hat er, um nur ein Beispiel anzuführen, in der Scene (Nr. 18), welche dem Finale unmittelbar vorhergeht, den Ruf der Rache ‚Zu den Waffen‘ ꝛc. zu einem langen duettartigen Musikstück ausgesponnen, und auch bei der Wiederkehr desselben im Finale selbst (Nr. 19) erscheint er als ein lang ausgeführter Chor. Beide klingen gut, sind musikalisch von Interesse, aber sie heben die Handlung völlig auf und machen das Interesse des Nichtkünstlers völlig erlahmen.“

Ich erinnere mich nicht, die letzten Scenen der Oper in dieser Weise dargestellt gesehen zu haben. Der von Fr. Lachner selbst herausgegebene Klavierauszug (Mainz, bei Schott) enthält weder die Worte „Zu den Waffen“ ꝛc. noch den genannten Chor, sondern nur die oben bezeichneten beiden großen vierstimmigen Ensembles.

Aber alles dies und die zahlreichen Schönheiten des Orchesters, die reiche Fülle harmonischer Kombinationen und die überlegene Sicherheit, welche in der Schreibart Lachners liegt, können leider über die hier so deutlich hervortretende Schwäche der Handlung, die fast ganz aufhört und durch alle Anläufe des Textes nicht mehr zu dramatischer Erhebung gelangen will, nicht hinfort bringen. Dies würde nur eine durchgreifende Änderung des Textes, daher auch der Musik möglich machen können. Da eine solche Änderung kaum je wird herbeigeführt werden, so wird man nicht ohne großes Bedauern das Verschwinden dieses schönen Werkes von dem Repertoire der deutschen Bühnen als gerechtfertigt anerkennen müssen.

Ich möchte hiermit meine Betrachtungen über die romantische Oper, soweit sie der Vergangenheit angehört, abschließen und mich wieder der klassischen Richtung in der Musik zuwenden, über welche mir noch einiges auszuführen verblieben ist.

Wer von älteren Landsleuten seine früheste Jugend wie ich in Berlin zugebracht hat, der wird sich der Kurrendeschüler erinnern, welche damals unter Führung eines Lehrers, mit langen schwarzen Mänteln angethan und mit sogenannten Dreimastern auf den Köpfen, die Straßen durchzogen, um in den Höfen und vor den Thüren der Häuser zu singen. Zwischen ihren Chorälen hindurch hörte ich öfter einen Chor: „Schön strahlt die goldne Sonne", in reinem melodischen Fluß und einfacher Harmonie.

Dieser Chor war einer Oper entnommen, welche seit den Jahren ihres Entstehens (1796) ihrem Schöpfer reiche Ehren und unerhörten Beifall gebracht und sich bis in das dritte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts auf der deutschen Opernbühne erhalten hat. Deren reizende Melodien und herrliche Ensembles waren die Freude und das Entzücken der Musikliebhaber.

Die Kurrenden sind längst verschwunden, die Oper selbst vergessen, zu den Toten geworfen Peter v. Winters einst so hoch gefeiertes „Unterbrochenes Opferfest". Man wird dieser Oper vor allem ihren kindlich-naiven Text (von Franz Xaver Huber, einem aus Österreich gebürtigen Dichter) zum Vorwurf machen können, obschon die Verse an sich dem Besseren angehören, was die Textpoesie in der Mehrzahl ihrer Werke geleistet hat, und obschon das Buch an sich nicht schlechter ist als viele seiner Vorgänger und Nachfolger.

Myrrha, die Tochter des Inka von Peru, ist in leidenschaftlicher Liebe zu Murney entbrannt, einem Engländer, mit dessen Hilfe die Portugiesen aus dem Lande vertrieben worden sind und der als Freund und Ratgeber des Inka diesem vor allen anderen nahesteht. Ihn sucht der Oberfeldherr der Peruaner, Mafferu, zu stürzen und bedient sich als seiner Werkzeuge hierfür der Gattin Murneys, einer Portugiesin, deren Bruder im Kampfe gegen Peru gefallen ist und die dessen Tod rächen will, und der Myrrha, der er Murney in die Arme zu führen verspricht, wenn sie Zeugnis gegen diesen abgelegt haben werde.

Bei dem Dankfest, welches der Sonne für den erfochtenen Sieg gebracht wird, ertönt die Stimme des Orakels, das Murneys Tod fordert, weil er die Gottheit gelästert habe. Mafferu, Elvira und Myrrha treten gegen ihn als Zeugen auf, und die fanatisierten Priester sowie das Volk verlangen, daß er verbrannt werde. Vergebens sucht der Inka seinen Freund zu retten; man führt ihn in das Gefängnis und von dort zum Tode. Im letzten Augenblick empört sich das Heer unter Führung Rokkas, eines Sohnes des Inka, gegen die Hinrichtung und verlangt Murneys Freiheit. Elvira und Myrrha, von Reue erfaßt, stürzen sich zu des Inka Füßen und bekennen, daß sie falsches Zeugnis abgelegt haben. Auf das Bekenntnis eines Priesters, daß das Orakel durch ihn gesprochen sei und daß auch der Donner, der im Tempel ertönte, von ihm herrühre, wird Mafferu aus dem Lande verbannt und Murney von dem Volke im Triumphe gefeiert.

Die Oper, die hiernach einen ernst-heroischen Charakter in sich schließt, war ursprünglich mit komischen Episoden verwebt, herbeigeführt durch einen Diener Murneys und dessen Liebesgetändel mit den Gespielinnen Myrrhas. Man hat hiervon mit Recht bei den späteren Aufführungen Abstand genommen. Pedrillo, der liebesüchtige Diener, erinnert wohl an den Pedrillo in Mozarts „Belmonte", aber er nimmt an der Handlung nicht den leisesten Anteil, und die ihm und den jungen Peruanerinnen zugeteilten sechs Arien und Duette halten diese nur auf, ohne musikalisch von besonderem Werte zu sein.

Winter hat sich mit der Musik zu dieser seiner Oper als einen überaus glücklichen Nachfolger Mozarts erwiesen. Die Formenschöne seiner Stücke, die reinen, dem Gegenstande des Ausdrucks entsprechenden Melodien, die harmonische Behandlung und die richtige Deklamation der Worte, nicht am wenigsten aber die gemütvolle Tiefe der Auffassung, alles dies zusammengenommen und in Verbindung mit einem selten schönen Wohlklange beim Zusammenwirken der Stimmen bekunden dies deutlich.

Von einzelnen Stücken, die mit besonderer Auszeichnung zu nennen wären, ist eine sehr große Anzahl vorhanden. Die Introduktion mit dem bereits oben erwähnten Anfangschor und dem großartig feurigen Schlußsatz „Vernichte, Gott, die Feinde!" in welchem die leitende Stimme der Elvira die lärmenden Chormassen weithin übertönt, das äußerst liebliche und schöngeformte Sextett mit Chor „Zieht, ihr Krieger, zieht von dannen", das überaus anziehende, die süßesten Klänge atmende Duett „Wenn mir dein Auge strahlet", in welchem ihrer Zeit zu Berlin Bader als Murney und Frl. v. Schätzell als Myrrha durch den wahrhaft glanzvollen Zusammenklang der Stimmen die höchsten Triumphe feierten, und in Verbindung hiermit die bekannte und beliebte Arie der letzteren „Ich war, wenn ich erwachte", das Duett zwischen Myrrha und Mafferu, die große Rachearie des letzteren, endlich das Finale des ersten Aktes in seiner reichen und trefflichen Gliederung legen Zeugnis dafür ab, daß man hier ein Werk von hohem Range vor sich hat. In diesem Finale war es besonders der Solosatz Murneys „Der Gram verschmähter Liebe", dem jedesmal der rauschendste Beifall folgte und den vor allem Wilds unvergeßliche Darstellung zu vollster Höhe erhob, wie denn überhaupt dieser große dramatische Tenorsänger die Partie des Murney zu einer wahrhaft mächtigen Kunstleistung machte.

Der zweite Akt steht nicht minder hoch als der erste. Das Eingangsquintett mit Chor, das schöne Terzett für die drei Bässe, des Inka, des Oberpriesters und Mafferus, das Quartett für vier Frauenstimmen „Kind, willst du ruhig schlafen", ein wahres Kabinettstück von Anmut und schalkhafter Grazie, die Arie Murneys im Gefängnis, das große Quintett mit dem schönen Mittelsatz „Sanft ist des Todes Schlummer" — alles dies sind Stücke von hervorragender Schönheit und Bedeutung.

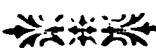
Aus dem Finale des zweiten Aktes hebt sich besonders die Scene der Myrrha hervor, in welcher sie, von Reue gequält, in den rührendsten Tönen ihren Gefährtinnen ihr Leiden klagt, bis der Totenmarsch von weitem sich hören läßt und sie in wilder Erregung dem Geliebten in den Tod zu folgen sucht.

Man kann sich wohl die Frage vorlegen, warum eine solche Oper von dem Repertoire aller Opernbühnen so ganz habe verschwinden müssen, und man wird kaum eine andere Antwort erhalten, als daß sie dem Geschmack des Publikums nicht mehr entspreche.

Dem gegenüber könnte man die Frage stellen, was denn eigentlich den Geschmack des Publikums bestimmt und worin derselbe seinen Ausdruck findet?

Eine solche Frage ist schwer zu beantworten.

(Schluß folgt.)





Wittenberg.

Von

Heinrich Pröhle.



Niedrige Fichtenwälder ragen von Berlin bis Jüterbogk zu beiden Seiten der Eisenbahn aus tiefem Sande hervor. Zwischen Jüterbogk und Wittenberg aber schreitet geschäftig der Säemann der Provinz Sachsen auf den Feldern neben der Eisenbahn daher. Wittenberg selbst ist nur auf der einen Seite durch die Natur gesegnet, auf der anderen von ihr vernachlässigt. Auch die Industrie genügt für Wittenberg nur halb. Da Preußen es nicht mehr als Festung benutzt, hilft der Staat die Stadt, wo Luther lehrte, in löblicher Harmonie mit dem gemütvollen Bürgermeister Dr. Schild, der auch den Führer „Die Sehenswürdigkeiten Wittenbergs" geschrieben, nur um so bereitwilliger als Garnisonstadt ernähren. Sie hat 13486 Einwohner.

Für den Blick auf Wittenberg bietet sich uns nicht einmal ein Hügel wie der Kreuzberg bei Berlin dar. Diese Stadt sieht sich daher am besten von der Elbseite her an. Die Elbbrücke bei Wittenberg sollte der Fremde ohnehin besuchen, obgleich er der Aussicht wegen nicht ganz bis zu ihr zu gehen brauchte. Welches Leben! Aber selbst das vom Markte über die Brücke heimkehrende Landvolk ist hier mit in den preußischen Militärrahmen gefaßt, indem es gelegentlich mit der Militärmusik einherzieht. Nicht leicht empfängt man anderswo einen so frischen Eindruck von dem eigentümlichen Charakter der preußischen Entwickelung wie auf der Elbbrücke bei Wittenberg. Aus Böhmen kommt der herrliche Strom und fließt ins Land der alten Sachsen. Es ergriff mich wunderbar, daß das erste Lied, welches ich am 10. Oktober 1883 die preußischen Soldaten auf der Elbbrücke spielen hörte, „Wir hatten gebauet" war, nicht anders, als ob ich mich etwa auf dem Burgkeller oder auf dem „Bären" zu Jena befände. Bei einem schwarzen Zelte oder Häuschen auf dem Exerzierplatze hinter der Brücke übten die Trommler und Pfeifer sich diese Melodie eigens ein. Die Brücke selbst hat noch das festungsmäßige Aussehen. Ein eisernes Geländer faßt sie ein. Dazwischen läuft auch ein zwiefaches Gleis der Magdeburger Eisenbahn dahin. Nach dem Exerzierplatze zu umfaßt noch ein Geschlinge von ausländischen Pflanzen die ehemalige Festungsbrücke. Zwischen diesen Erzeugnissen der Gartenkunst und zwischen gewöhnlichen Weiden hindurch drängt sich die Elbe nach Norden. Die Elbmühle, welche neben der Brücke auf dem Wasser schwimmt, ist mit schwarzen Schindeln gedeckt wie ein Bergmannshaus in Klausthal. Aus der offenen Luke schaute ein weißbestäubter Mühlknappe heraus. Er

lauschte den lustigeren Weisen, welche nun von den über die Elbbrücke heimkehrenden preußischen Hornisten und Pfeifern angestimmt wurden, während das schwere Mühlrad über der Elbe wie eine schwarze Spinne in der Luft nach der preußischen Militärmusik zu tanzen schien.

Charakteristisch ist es auch für Wittenberg, daß das Gebäude der am 18. Oktober 1502 eingeweihten Universität jetzt eine preußische Infanteriekaserne ist. Zwischen dieser und den Wällen der ehemaligen Festung steht noch die Eiche zum Andenken daran, daß Luther am 10. Dezember 1520 die päpstliche Bannbulle verbrannte. Diese Stelle vor dem Elsterthore ist freilich der gerade dort oft veränderten Festungswerke wegen nicht mehr ganz verbürgt. Die Eiche ist jedenfalls nicht die alte. Aber den ganzen Platz hat die Pietät mit Tannen und gelben Herbstrosen geschmückt. Die breiten Äste der Eiche halten ihr Laub bis tief in den Herbst hinein fest, und so mag sie wohl mit Recht eine Luthereiche heißen.



Wittenberg mit der Luthereiche.

Hier in dieser Gegend, wo Luther wohnte, hat er einst selbst auf der Wacht gestanden für die Güter des Geistes, insbesondere auch als deutscher Sprachwart. Keinen günstigeren Ort hätte er, der aus dem Mittelhochdeutschen und dem Mittelniederdeutschen die neuhochdeutsche Schriftsprache formte, zum Wohnorte auswählen können als diese Stelle nur 74,021 m über der Ostsee, wie jetzt zufällig gerade an seiner Wohnung oder wenigstens am Augusteum angeschrieben steht. Es war für Luther von sehr großer Wichtigkeit, daß sowohl bei Wittenberg als bei seiner Vaterstadt Eisleben die Grenze zwischen dem Oberdeutschen und Niederdeutschen hinzieht. Wie Luther, so war auch Agricola in Eisleben geboren und lebte in Wittenberg. Durch beide und gewiß auch durch Bugenhagen hat die hochdeutsche Schriftsprache von vornherein viele niederdeutsche Elemente erhalten, ohne welche sie nicht so rasch zur allgemeinen Geltung hätte gelangen können.

Treten wir durchs Elsterthor in die

Stadt ein, so ist das Augustinerkloster, in dem Luther wohnte, das erste Gebäude linker Hand. Luther kam 1508 als Universitätslehrer nach Wittenberg. Da er aber ein Augustinermönch war, so wohnte er wie zu Erfurt im Augustinerkloster. Nachdem er nun die Reformation begonnen hatte, verließen seine Konfratres das Kloster, zum Teil um sich zu verheiraten. Er selbst blieb darin wohnen und erhielt später die Klostergebäude vom Kurfürsten geschenkt, in denen er sich dann auch noch verheiratete. Das eigentliche Augustinerkloster oder Lutherhaus liegt jedoch auf dem Hofe. Bald nach Luthers Tode baute der Kurfürst August das Augusteum. Hier und im Lutherhause befindet sich seit 1817 das Predigerseminar.

Das Lutherhaus wird in monumentaler Hinsicht wie das erste evangelische Pfarrhaus betrachtet, wenn auch andere Geistliche sich schon vor Luther verheiratet hatten. Es hat Luthers Familie beherbergt und ist jetzt als Predigerseminar einer mehr klösterlichen Stille zurückgegeben. Unter den Bildern, die es enthält, sind auch Kranachs Gemälde von Luthers Mutter und von Luthers Vater, der ihn so ungern hatte Mönch werden sehen. Als Luther seine erste Messe in Erfurt lesen sollte, war der Vater, damals schon wohlhabend, mit seinen guten Freunden auf zwanzig Pferden geritten gekommen und hatte ihm zwanzig Gulden gebracht. Bei Tische im Kloster redete nun Luther dem Vater freundlich zu, warum er sich anfangs so dagegen gesetzt habe, daß er noch ein Mönch worden. Es sei ja damit ein so fein, geruhsam und göttlich Wesen. Allein der Vater gab ihm noch nicht recht und verwies nur auf das vierte Gebot. Keiner der Gelehrten und Mönche erwiderte etwas darauf, denn daß Luther seinem Vater nicht hätte gehorchen sollen, wollte niemand behaupten. Dem harten Alten aber war es später noch vergönnt, seine Enkel im evangelischen Pfarrhause auf den Knieen zu wiegen.

Durch seine runden kleinen Fensterscheiben blickte Luther über den Kirchhof der alten Augustinermönche, auf welchem später das Augusteum erbaut wurde, bis auf die Kollegienstraße. Aber auch einen Garten hatte er wie sonst ein Mönch oder wie jetzt ein Landprediger in der Nähe. Schrieb er doch einst an einen Freund, es sei ihm lieb, daß er ihm allerlei Gesäme für den Frühling versprochen habe. Denn weil der Satan wüte, so wolle er ihn inzwischen verlachen und die Gärten betrachten, auf daß er den Segen des Schöpfers und was zu seinem Lobe gereiche genieße.

So zierlich als diese Worte ist auch das Portal des Lutherhauses aus pirnaischem Sandstein, das Katharina von Bora 1540 zum festlichen Empfang ihres Gatten bei der Rückkehr von einer Reise aufrichten ließ. Über zwei Sitzen von Stein, auf denen beide nachmals in der Dämmerung saßen, befindet sich Luthers Bild und Wappen. Im oberen Stock enthält dann schon das Vorzimmer der Wohnstube allerlei Charakteristisches: zunächst einen Schrank mit schön geschnitzten hölzernen Weintrauben. Dieser ist freilich erst von der Mutter Augusts des Starken hierher geschenkt. Aber in ihm stehen Katharinas Rosenkranz, die gestickten Marterwerkzeuge und ein gestickter Luther, auch Luthers Bierkrug von Buchsbaum.

Die Thür zur Familienstube ist nicht schlechter als in einer Ritterburg. Alles in diesem Zimmer ist erhalten wie zu Luthers Zeit. Sogar die Dielen, auf denen wir wandeln, sind zum Teil alt. An den Wänden laufen Bänke als Sofas hin wie in der geringsten Bauernschenke. In den Fenstern, den kleinen runden „Ochsenaugen“, befinden sich vier kleine Schieber, durch welche Luther und Katharina haushälterisch nur die Köpfe steckten, um nicht die ganzen Fenster zu öffnen. Bei den Schiebern stehen dicht aneinander zwei befestigte hölzerne Stühle, etwa wie unsere jetzigen Stuhlschlitten auf dem Eise.

An dem großen alten wurmstichigen Tische in dieser Stube saß Luther nicht immer mit seiner Familie allein. Hier huldigte er auch jener Geselligkeit, welche

der allerdings nicht von ihm verfaßte Reim ausspricht: „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, Bleibt ein Narr sein Lebelang.“ Für Luther hing die Musik mit der Theologie eng zusammen. Hatten doch die heiligen Väter und Propheten, hatte doch König David, der köstliche Musikus, nicht vergebens das Wort Gottes in mancherlei Gesänge und Saitenspiel gebracht, damit bei der Kirche die Musika allezeit bleiben sollte.

Luther sang besonders zur Laute. Der schöne Ofen in seiner Wohnstube, dessen Bilder vielleicht nach Luthers eigener Angabe verfertigt sind, zeigt daher auch das Bild der Kunst und Wissenschaft mit der Laute.

Man hat kürzlich den Ofen in der Luther-Stube als ein Unikum, insbesondere als ein unvergleichliches Überbleibsel der Kunst aus dem Haushalte des wohlhabenden Bürgerstandes am Ausgange des Mittelalters gepriesen. Aber auch Luthers Schriftstellerei ist zum Teil nur aus seinem Familienleben in dieser Stube zu verstehen. Hat sich doch Luther in seinem Liede „Vom Himmel hoch da komm ich her“ in dem Verse „Das rechte Sußaninne schön“ nicht einmal die Anspielung auf das deutsche Wiegenlied „Suse, liebe Suse, was raschelt im Stroh?“ versagt. Hier in dieser Stube erlernte Luther auch den reinen kindlichen Ton, den in dieser Vollendung nie wieder ein Schriftsteller nach ihm getroffen hat und der trotz der knorrigen Wurzeltöne in seinem Liede „Eine feste Burg ist unser Gott“ seiner Darstellung auch mitunter eine seltene Feinheit und Zierlichkeit verleiht. Dahin gehört das reizende in Prosa geschriebene Gesuch der Drosseln, nicht auf dem Vogelherde gefangen zu werden. Schön sind auch die lateinischen Distichen, die er einst als Grabschrift für seine Tochter Magdalene verfaßte. Man hat sie übersetzt: „Hier schlaf ich, Lenichen, Doktor Luthers Töchterlein“ u.s.w. Noch schöner ist der Prosabrief an sein Söhnchen Hans über den Himmel.



Die Kollegienstraße mit dem Augusteum zu Wittenberg.

Ehe Lenchen starb, träumte Luther, zwei Engel holten sein Töchterlein zu Tanze ab. In dem Zimmer, welches der Schauplatz eines so zarten und frommen Familienlebens gewesen war, rumorte später auch ein rauher Gast aus Norden, Peter der Große. Gerade in Luthers Familienzimmer hat er sich mit Kreide verewigt, und das Datum seines Besuches im Lutherhause, den 14. Oktober 1712, hinzugefügt, wie noch zu sehen ist.

Bei der Inschrift Peters des Großen öffnet sich uns eine Thür, durch welche wir zu einer ganzen Reihe von stattlichen Gemächern gelangen, die uns Luther, wenn auch nicht mehr durch den von ihm und Katharina gebrauchten Hausrat, doch

immer noch durch Kunst und Litteratur lebhaft genug vor Augen stellen. Betrachten wir zum Exempel dort den Weinberg des Herrn im Bilde! Wer könnte es wohl sein, der da den Karst in dem Weinberge so kräftig handhabt als Luther? Wer anders aber schlägt die Pfähle ein, bindet die Ranken an, pflückt die Trauben und trägt sie im Korbe zur Kelter als seine Gehilfen bei der Bibelübersetzung und bei dem Reformationswerke? Und von wem anders könnte wohl dies Bild mit den vielen Porträts gemalt sein als von einem der alten Bürgermeister von Wittenberg selber, die den Pinsel so kräftig zu schwingen verstanden wie Luther hier den Karst — von einem der Kranachs?

Zum Teil dieselben Personen kehren wieder auf dem in einem anderen Zimmer ausgestellten Carton von Gustav König, auf welchem Luther und seine Mitarbeiter die Bibel übersetzen. Ein Gemälde auf Lindenholz vom Jahre 1516 (der Maler ist unbekannt) fehlt zwar gegen die Perspektive, stellt aber mit großer Naivetät ebensowohl die Übertretung der zehn Gebote als den Gehorsam gegen dieselben dar. Bei dem Gebote: Du sollt nicht stehlen, hat der Dieb seine Leiter angelehnt. Das Gebot: Du sollt den Feiertag heiligen, wird durch die schönen katholischen Gewänder der in nicht gemeinem sonntäglichen Putze auftretenden, zugleich volkstümlichen und idealen Gestalten veranschaulicht. Die Guten werden von einem guten, die Bösen von einem bösen Engel begleitet. Doch überwölbt ein Regenbogen, der in das kürfürstliche Wappen ausläuft, sie alle zusammen.

Unter den anderen Bildern in den Zimmern, welche die Lutherhalle bilden, befindet sich Luther und immer wieder Luther in der verschiedensten Art, als Mönch sowohl wie als Junker Görg. Besonders erwähnenswert ist aber ein prachtvoller alter Holzschnitt, der Luther darstellt. Zu der Zeit, der er angehört, stand die Papierfabrikation hinter der Holzschneidekunst weit zurück, weshalb das Papier aus acht Teilen zusammengesetzt ist. Die Reformationsbibliothek der Lutherhalle hat erst dadurch einen größeren Wert erhalten, daß die Regierung Augustins Nachlaß kaufte und dem Predigerseminar in Wittenberg schenkte. Augustin scheint noch durch Gleim in Halberstadt zu allerlei Sammlungen angeregt zu sein.

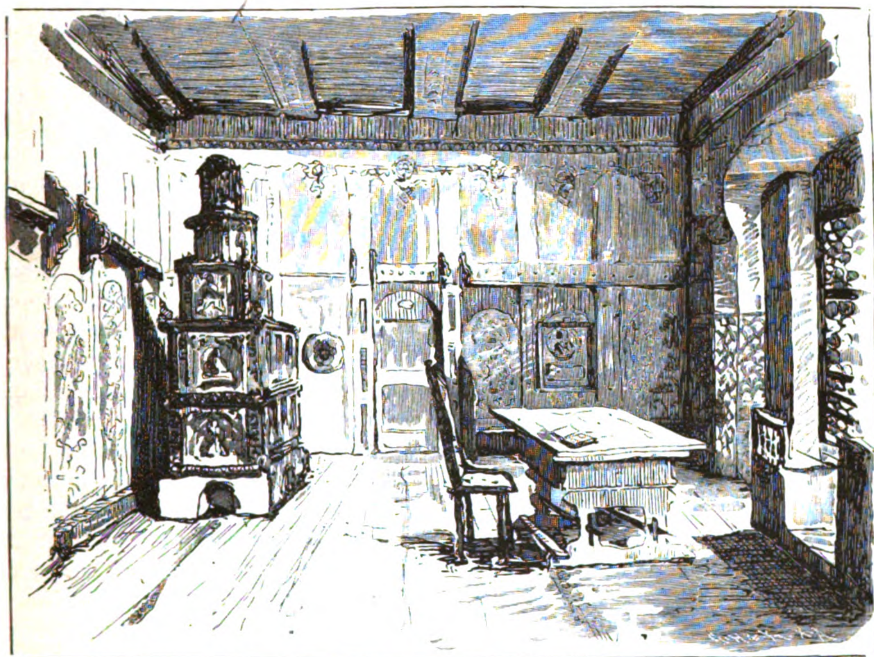
Unten im Augustinerkloster befindet sich das Refektorium. Für eine spätere Erweiterung der Luthersammlungen bietet es den schönsten Platz dar. Aus dem oberen Stockwerke ist jedoch noch der sogenannten Aula zu gedenken. In ihr sind die monumentalen architektonischen Überreste des in eine Kaserne umgewandelten Universitätsgebäudes um so passender aufgestellt, als Luther seine Vorlesungen nach der Sitte aller älteren Professoren am liebsten im eigenen Hause hielt. Dieser Saal beim Augustinerkloster ist freilich erst von Friedrich Wilhelm IV. ausgebaut. Man muß gestehen, es ist eine Aula, wie es nicht leicht eine zweite giebt. Ist sie doch sogar dazu bestimmt, auch die Lutherkanzel in Wittenberg mit ihrer altertümlichen Sanduhr in sich aufzunehmen. Daneben können dann freilich die Bilder von diesem oder jenem jüngeren Rektor der Universität und selbst die Katheder von alten Professoren der Medizin, wenn sie auch schon vor dem Altare in der Schloßkirche gestanden haben, nur einen geringeren Eindruck machen.

Da Luther, wie schon erwähnt, von Erfurt zunächst nach Wittenberg geschickt war, um daselbst philosophische Vorlesungen zu halten, so ist es interessant, daß die heilige Katharina die Schutzheilige der wittenbergischen Philosophen gewesen ist. Gewiß, das waren seltsame Tage in Luthers Leben, da er noch dünn und abgehärmt als philosophischer Schützling der heiligen Katharina unter den wenig altertümlichen Wölbungen im Refektorium mit den Mönchen seine Fastenspeisen verzehrte. Es war später ihm doch wohler, wenn er auf Reisen sich wacker mit dem Teufel herumstreiten konnte. Ein Sack voll Nüsse, in der Einsamkeit der Wartburg allmählich

aufgezehrt, war ihm ein Leckerbissen, wenn auch der Teufel in stürmischen Nächten den Sack hin- und herwarf.

Vom Augusteum aus nur wenige Häuser weiter nach dem Markte zu liegt Melanchthons Haus. Trotz seines Stammelns soll er mitunter über zweitausend Zuhörer gehabt haben. Das Melanchthonhaus wurde von Friedrich Wilhelm IV. dem Predigerseminar zu Wittenberg geschenkt. Da das Haus indessen noch vollständig bewohnt bekannte Baum jetzt mit dem lateinischen Namen taxus.

Als im Jahre 1556 die Ratsherren, von denen der eine den Namen Kühl mit der That führte, Wittenberg mit kühlem und schönem Wasser versahen, beschlossen sie einhellig, wiewohl sie die ganze Wasserleitung nur in acht Portionen verteilten, Herrn Philippo ein Achtelchen davon anzubieten und kostenfrei ins Haus führen zu lassen. Man darf sich weder Luther



Luthers Wohnzimmer in Wittenberg mit dem kunstvollen Ofen.

wird, so besucht man es nicht gern. Auf dem Hofe steht ein Eibenbaum, unter dem vielleicht schon Melanchthon wie ein Patriarch der deutschen Vorzeit gesessen haben wird. Der wilde Eibenbaum lebt nämlich fast nur noch im älteren deutschen Volksliede, wo er auch Sagebaum heißt. Im Granit des Bodethales findet sich übrigens dieser von den Schauern der deutschen Vergangenheit umrauschte Baum wie auf dem Hofe der „Wittenberger Philomele", Melanchthons. In unseren Ziergärten heißt der auch Julius Cäsar

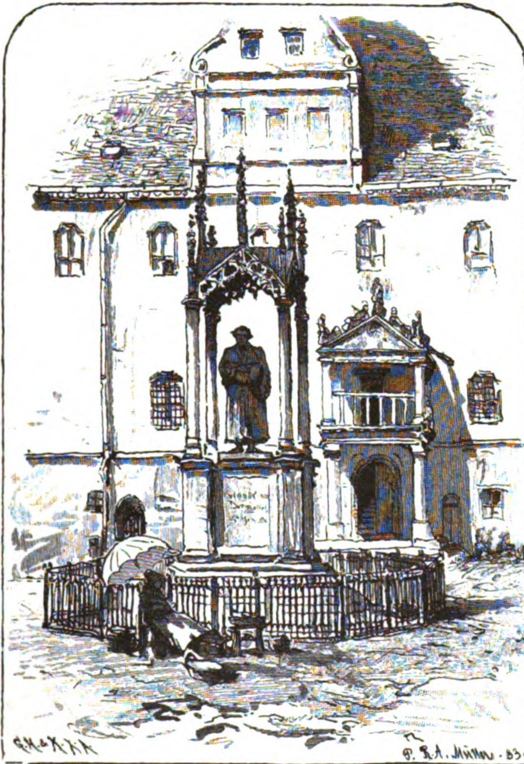
noch Melanchthon als einen armen Gelehrten vorstellen. Besonders Luther war in der späteren Zeit ein kleiner Gutsbesitzer. Seine Hausfrau war nicht umsonst als adeliges Fräulein, als Schlüsseljungfrau, in einem ritterlichen Geschlecht geboren. Wie die Einrichtungen des Lutherhauses ungefähr dem niederen Adel angehören, der sich vielfach in ein städtisches Patriciat verwandelt hatte, so benutzte sie ihre freilich oft umsonst ins Haus genommenen Kostgänger, um ihrer Wirtschaft eine den Räumen des Augustiner-

klosters entsprechende Ausdehnung zu geben. Sie braute auch Bier nach der am Kloster wie an anderen Häusern haftenden Gerechtsame. Wenn Luther ein Schaf schlachten ließ, um dabei die Ausdrücke des deutschen Schlächters für die einzelnen Teile des Tieres zu studieren, so wußte jedenfalls auch Katharina von Bora von diesen Fleischteilen in Küche und Vorratskammer auf ihre Weise einen nützlichen Gebrauch zu machen.

Luthers Einnahme kann nach seinem Gehalt von einigen hundert Gulden allein nicht berechnet werden. Wenn wir vom Markte aus das Rathaus mit dem Ratskeller betrachten, so erinnern wir uns mit Vergnügen, wie ihn der Magistrat mit Wein aus seinem Keller versorgt hat. Schon als er 1521 „gegen Worms uffen Reichstag getzogen, Dienstags in Ostern“, erhielt er drei Schock dreißig Groschen von der Stadt Wittenberg. Ebenso empfing er 1523 einen halben Lachs und 1524 zwei Schock siebenunddreißig Groschen sechs Pfennige zu einer „Kappen“. In demselben Jahre bekam er unter anderem „10 elen puritanisch Tuch zum rock geschankt“. Jedoch blieb die Stadt Wittenberg tief in seiner Schuld. Für seine Schriften nahm er kein Honorar an. Sie dienten bloß der Tendenz. Der weltlichen Poesie mißtraute er. Er sagte: wenn ein Vogel gar zu schön sänge, so käme der Teufel und finge ihn weg.

Nach Ablegung der Augustinerkappe war er am 9. Oktober 1524 zuerst im schwarzen Predigerrocke erschienen. Zu diesem hatte ihm der Kurfürst selbst das Tuch geschenkt, welches nachgeahmt an Luthers Standbild auf dem Markte so reiche und malerische Falten wirft. Dieses feierliche Gewand, die norddeutsche schwarze Toga, an der die weiten Ärmel zu beiden Seiten faltenreich herunterwallen, trägt viel dazu bei, daß die mit einem Gitter umgebene eherne Kolossalstatue von Luther auf dem Markte zu Wittenberg den Geist des Beschauers, der sie zum erstenmal sieht, wahrhaft zu überwältigen pflegt. Nur von der Seite gesehen, machen Gestalt und Gesicht noch einen etwas mönchsartigen Eindruck. Den linken Fuß setzt Luther unter dem Talar vor. Die Bibel hält er hier offen am Herzen. Die rechte Hand mit erhobenem Zeigefinger ist darauf gelegt. Das Gesicht ist voll und ernst. Hoch über Luthers Haupte schwebt, von vier Erzsäulen getragen, ein Baldachin, und über diesem noch sind gleichsam einige mittelalterliche Steinverzierungen in gegossenem Erz nachgebildet. Das Modell des Denkmals rührt von Schadow, die Zeichnung des Baldachins von Schinkel her. Eiserne Klammern umziehen wie Schläuche das Ganze, um es zu halten. Die feste Aufstellung war nämlich nicht leicht, da König Friedrich Wilhelm III. darauf bestand, daß das 2,80 m hohe Standbild nebst dem 6 m hohen Baldachin noch auf Granit gestellt werde, damit der Beschauer auch dadurch einen mächtigen Eindruck von der Festigkeit der Lehre Luthers empfinge. Den Granit ließ er in der Gegend von Freienwalde brechen. Derselbe König ließ in dem nämlichen Jahrzehnt auch die Granitschale im Lustgarten zu Berlin aus einem märkischen Felsen — dem Markgrafenstein bei Fürstenwalde — verarbeiten. Und in der That ließ dann auch König Wilhelm den Granit, auf dem Melanchthons Denkmal steht, gleich der Granitschale vor dem Museum aus dem Fürstenwalder Forst brechen. So ruhen Luther und Melanchthon denn auf märkischem Gestein. Ich mußte der Zeiten gedenken, da Luther wohl täglich so auf dem weiten Wege vom Lutherhause nach der Schloßkirche über den Markt oder doch an der Seite desselben dahinschritt. Ein Zeitgenosse Luthers hat erzählt, daß ihn beim raschen Gange der Talar umwallt habe, als ob ein Segelschiff über den Markt daherkomme. Er soll auch persönlich im Ratskeller verkehrt haben. Hier auf dem Markte hat der gewaltige Mann einen Teil seiner Studien gemacht. Besonders bei der Bibelübersetzung fragte er sich wiederholt, ob die Ausdrücke, wenn er sich zunächst an den lateinischen Text hielt, auch wohl mit der Ausdrucksweise

der gemeinen Leute auf dem Markte einer deutschen Stadt übereinstimmten. So kam er einst an ein Schriftwort, das in der römischen Bibel übersetzt war: ex abundantia cordis. Sollte Luther dies wörtlich verdeutschen: aus dem Überflusse des Herzens? Nein (rief er aus), so redet der gemeine Mann nicht auf dem Markte! Wes das Herz voll ist — schrieb Luther — des fließet der Mund über. „Item“ — so erzählt Doktor Luther selbst — „da der Engel Mariam grüßet: Maria voll Gnaden! wo redet der deutsche Mann so? Er muß denken an ein Faß Bier oder Beutel voll Geldes. Darum hab ich's verdeutschet: Du Holdselige!“ Man sieht aus diesen beiden Beispielen, daß Luther nicht wie ein Komödiendichter, der die rohen Ausdrücke der Fischweiber nachahmen will, die Gespräche der Marktleute studiert hat. Er that es vielmehr, um das mit der lateinischen Grammatik gänzlich unbekannte deutsche Volk selbst darüber entscheiden zu lassen, was der Wurzel und dem Geiste der deutschen Sprache in idealer Weise entspricht und was ihr zuwider ist. Daß Luther, besonders in der Anrede, zu dem Adjektiv „voll“ nicht den Genitiv „Gnade“ hinzufügen wollte, während er doch unbedenklich übersetzt hat: sie sind voll süßen Weines, beruht ganz besonders auf einem tiefen Gefühl für den Unterschied des Deutschen von den klassischen alten Sprachen.



Das Luther-Denkmal zu Wittenberg.

Die Rolle, welche Melanchthon auf seinem Denkmale in Wittenberg in der Hand trägt, soll nicht die Bibel, sondern die von ihm entworfene Augsburgische Konfession bedeuten. Die Linke legt er aufs Herz. Zu der Statue Luthers wurde der Grund 1817 in Gegenwart Friedrich Wilhelms III., zu der Melanchthons 1860 in Gegenwart des damaligen Prinzregenten und des jetzigen Kronprinzen von Preußen gelegt. Das letztere ist von Drake, der das Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten schuf, der Granitsockel vom Steinmetzen Müller, der den Sockel zum Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin herstellte. In Bezug auf die Größe, den Baldachin und dergleichen bilden beide gesondert stehende eherne Denkmäler ein harmonisches Ganzes.

Auf der Seite nach dem Bahnhofe zu erhebt sich hinter den Häusern des Marktplatzes die Stadtkirche. Wegen der dazwischen liegenden Wohngebäude ist bei den Denkmälern von den mittelalterlichen Türmen dieser Kirche nur der obere Teil zu sehen.

Um 1420 war die Stadtkirche schon vollständig vorhanden. Wo jedoch jetzt der Altar ist, stand schon um 1300 eine Kapelle. Auf einem alten Stein mit der Jahreszahl 1310 ist Christus dargestellt. Er sitzt auf einem Regenbogen. Ein Schwert hinter seinem Haupte läuft in blühende Lilien aus. Dieses Bild hat den Doktor Luther zu einer kleinen Kunstkritik veranlaßt. Sie lautet: „Die Maler malen Christum auf dem Regenbogen, daß ihm eine Rute und Schwert aus dem Munde gehet, welches ist aus Jos. 11, 4 genommen, da er spricht: Er wird schlagen die Erde mit dem Stabe seines Mundes und mit dem Oden seiner Lippen die Gottlosen töten. Daß aber die Maler eine blühende Rute malen, ist nicht recht. Es soll ein Stab oder eine Stange sein und beide, Stange und Schwert, allein über die eine Seite gehen, über die Verdammten.“

Die Kirche hat seit Michaelis 1457 einen ausgezeichneten Taufstein „vom meister hermann vischer zu ninberg“ (Nürnberg) mit den sinnreich verteilten Bildern von Aposteln, gotischen Säulen und wilden Tieren.

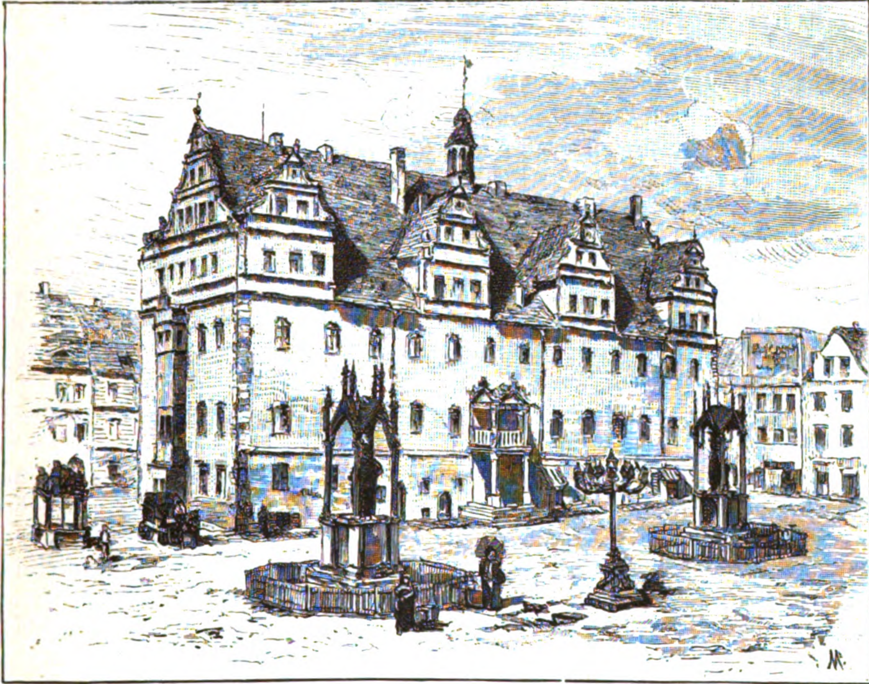
Zu den weniger bedeutenden Gemälden in Kirche und Sakristei gehört die Bekehrung Pauli. Es besteht aus mehreren Abteilungen. Die erste zeigt uns den Saulus in ungarischer Tracht auf der Reise nach Damaskus, die zweite den erblindeten Paulus, der von mancherlei Genossen in Turbanen, Helmen und evangelischen Priesterkleidern von dannen geführt wird. Der Urheber dieses Bildes, der jüngere Kranach, starb 1586. Sein Grabdenkmal in der Stadtkirche besteht in einer ausgezeichneten Grablegung Christi von Alabaster.

Das bedeutendste Gemälde in der Stadtkirche ist das aus mehreren Teilen bestehende Altarbild von dem ältern Kranach. Der alte „Maler und Bürgermeister“ Lukas Kranach führte es zu dem Zwecke aus, der Stadtgemeinde von Wittenberg die heiligen Handlungen der evangelischen Kirche und dabei zugleich die bedeutenden Männer, insbesondere die Lehrer des Wortes, vor Augen zu führen, deren Leben und Wirken seine Zeitgenossen in Wittenberg noch mit ihm hatten beobachten können. Lukas Kranach stand nicht an, in bedeutsamer Art sich selbst und einen seiner Söhne unter diese Gruppen zu mischen. Seine Gattin soll er zu ihrem Verdrusse auf dem Taufbilde nur mit dem Rücken gezeigt haben. Zwei Abteilungen dieser Altarbilder waren verklebt oder verdeckt, sind aber 1883 wieder hergestellt.

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß der Superintendent an der Stadtkirche, der sich das Verdienst ihrer Wiederherstellung erwarb, der Sohn des Bildhauers Rietschel ist, welcher das Lutherdenkmal in Worms modelliert hat.

Die Superintendentur auf dem Kirchhofe kann wohl noch neben dem Lutherhause als monumentales altes Pfarrhaus in Wittenberg genannt werden, wenn auch nicht deswegen, weil der Prediger Calow an der Stadtkirche nach und nach sieben Frauen hatte, woran der Vicar of Wakefield großen Anstoß genommen haben würde. Das Haus wurde zu Luthers Zeit von dem kursächsischen Generalsuperintendenten bewohnt. Es war dies Johannes Bugenhagen, der als Flüchtling aus seiner Heimat, dem Herzogtum Pommern, zu Luther nach Wittenberg kam. Er unterschrieb sich stets als „Pommer“. Auch wird er Dr. Pommer und Pommeranus genannt. Als Prediger an der Stadtkirche hat Luther ihn oft und lange vertreten. Dieser selbst konnte die Hauptstadt Kursachsens, das Centrum der evangelischen Theologie, höchstens der Reichstage und Religionsgespräche wegen verlassen. Die Ausbreitung seiner Lehre überließ er meist seinem treuen Doktor Pommer. Da sich die hochdeutsche Schriftsprache erst bildete, so machte Johann Bugenhagen Luthers Bibel für die Niedersachsen erst noch einmal „dütsch“. Er übersetzte sie ins Plattdeutsche und wurde auch dadurch nächst Luther selbst der echte Reformator von Niedersachsen. Als er 1532 Dienstag

nach Kantate von der Einführung der Reformation in Lübeck zurückkam, schenkte ihm der Rat zu Wittenberg „ein stübchen reynisch Wein, zwei kannen reinfall und ein stübchen Landwein“. Noch mehr als die anderen Männer in den neuen schwarzen Talaren, denen die Einführung der Reformation in einzelnen Landschaften übertragen wurde, soll der „Pfarrer Pommeranus“ Luthers äußeres und inneres



Der Markt und das Rathaus zu Wittenberg.

Ebenbild gewesen sein. Er, der Reformator von Braunschweig, Pommern, Dänemark und Hamburg, liegt vor dem Altare der Stadtkirche zu Wittenberg begraben. Das schönste Denkmal hat Lukas Kranach (oder sein Sohn) dem angesehenen Manne in einer Abteilung jenes großen Altargemäldes gesetzt. Es ist dies das Bild „Die Absolution“. Wie ein Apostel Jesu absolviert hier der Generalsuperintendent Bugenhagen einen gläubigen Ratsherrn. Einen ungläubigen gefesselten Kriegsmann stößt er von sich.

Der Leser wird nachgerade auch über Lukas Kranachs Aufenthalt in Wittenberg, wo uns schon mehrere seiner Bilder begegnet sind, etwas wissen wollen. Und in der That steht uns beinahe im Wege, da wo eine kleine Gasse vom Markte nach der „Elbseite“ führt, als eines der beiden Eckhäuser das hohe Kranachhaus. Den Namen Kranach führt er von seiner Vaterstadt Kronach in Franken. Als er an den kurfürstlich sächsischen Hof kam, war er noch ziemlich jung. Erst einundzwanzig Jahre alt soll er sogar 1493 den Kurfürsten Friedrich den Weisen, den Luther nie gesprochen hat und der damals vielleicht wirklich noch an den Reliquien der Schloßkirche hing, nach dem gelobten Lande begleitet haben. Die geflügelte Schlange über dem Kranachhause ist das Wappenschild Lukas Kranachs, des Malers, der 1508 zu Wittenberg geadelt war. Er hatte die geflügelte Schlange schon früher als Malerzeichen geführt. Eigent-

lich war es die richtige Märchenschlange: ein Schlangenkönig mit der Krone auf dem Haupte und dem Ringe im Munde, so daß sich auch durch dies Wappen Kranach als den Maler kundgab, der mit seinen Mythen und Symbolen wohl Bescheid wußte. Ursprünglich hatte er Sünder geheißen. Als er Bürgermeister war, soll er sich „Maler und Bürgermeister“ unterzeichnet haben. Er hat auch das Vermögen der Stadt verwaltet und ist bei seinen Ämtern, ohne daß er sich Tadel zuzog, der reichste Mann der Stadt geworden. 1520 kaufte er die Apotheke. Da bestimmte der Kurfürst durch das Privilegium, das er ihm gab, daß zu Wittenberg niemand als Kranach Konfekt, Zucker, gefärbtes Wachs, außer an den Markttagen, feil halten dürfe. Damit es aber nicht an süßem Weine fehle, so solle Lukas Kranach oder seine Erben das Recht haben, Wein in der Apotheke zu schenken, wenn der Rat zu Wittenberg nicht selbst süßen Wein im Ratskeller halte. Nicht bloß in der Apotheke, die er selten betrat, sondern auch in der Malerei arbeitete er mit seinen Gesellen. Schwach war er nur in der Perspektive. Karl V. malte er schon als Kind auf seiner Reise von Wittenberg nach den Niederlanden, indem er den Blick des unruhigen Knaben durch einen Pfeil fixierte, den er in der Wand befestigte. Durch die Erzählung dieser Geschichte setzte er sich bei dem Kaiser wohl in Gunst, als dieser nach der Gefangennahme des Kurfürsten nach Wittenberg kam. Indessen folgte er nicht dem siegreichen Kaiser, wie dieser gewünscht haben soll, sondern dem Kurfürsten Johann Friedrich dem Großmütigen in die Gefangenschaft und der Familie desselben in die thüringischen Jagdgründe. Er starb daher am 16. Oktober 1553 zu Weimar. Seinen jüngeren Sohn Lukas aber ließ er den Wittenbergern als „Maler und Bürgermeister“ zurück.

Der viereckige Marktplatz von Wittenberg hat außer den beiden Kolossalstatuen von Luther und Melanchthon noch manches Schöne an Kandelabern und Brunnen aufzuweisen. Hinter Luthers und Melanchthons Rücken erhebt sich das Rathaus.

An ihm wurde zu Luthers Zeit gebaut. Die Glocke auf dem Rathause ist von 1587. Sie wurde bei Hinrichtungen auf dem Markte geläutet und heißt noch jetzt die Armensünderglocke. Ihre Inschrift lautet: Verbum domini manet in æternum, das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit.

Unter denen, die auf dem Markte hingerichtet wurden, war auch eine berüchtigte Giftmischerin. Zu Wittenberg lebte der Accisekommissarius Zimmermann in günstigen Vermögensverhältnissen als Vater einer blühenden Familie von sieben Kindern. Da die Mutter derselben starb, gab er ihnen eine Stiefmutter. Diese aber vergiftete alle sieben Stiefkinder. Da Zimmermann nun ohne Erben war, so bestimmte er sein ganzes Vermögen für arme Kinder. Er starb am 16. August 1734. Die Stadt Wittenberg setzte ihm als ihrem Wohlthäter ein Denkmal und begrub ihn neben seinen Kindern. Die rechte Hand seiner Frau, die ihr vor der Hinrichtung abgehackt wurde, wird noch auf dem Rathause gezeigt.

Die schöne Vorhalle ist erst 1573 zum Rathause hinzugefügt. Auch wurde der ganze Bau 1768 erneuert. Mit der Vorhalle war auch der Balkon erbaut. Das Bild der Religion, welches sich an die vordere Säule des Balkons anlehnt, ist mit dem kursächsischen Wappen geschmückt; die daneben befindliche Figur, welche den Frieden bedeuten soll, mit dem dänischen. Die Verbindung des kursächsischen Wappens mit der Religion mag zwar sonderbar erscheinen, kann aber doch eigentlich für die Zeit kurz nach dem Tode Melanchthons und des Kurfürsten Moritz von Sachsen, aus der dieses Bild stammt, nicht auffallen. Mehr befremdet das dänische Wappen an der Figur des Friedens in Wittenberg. Indessen war Anna, die Gemahlin des damaligen Kurfürsten August, eine dänische Prinzessin. Es war dies kein unbedeutendes fürstliches Ehepaar. Nach dem Kurfürsten heißt das oben erwähnte Augusteum, welches er der

Universität erbaute. Unter Anna und unter August, dem Bruder des bei Sievershausen gefallenen Kurfürsten Moritz, machte die albertinische Linie ihre moralischen Eroberungen. August legte den Grund zur Blüte des sächsischen Obstbaues. Anna soll ihre Meiereien in ganz ähnlicher Weise wie eine der brandenburgischen Kurfürstinnen vervollkommnet haben, so daß in mannigfacher Beziehung dieser Periode der sächsischen Entwickelung der Ölzweig oder ein ähnliches Symbol des Friedens wohl gebühren mag.

Bei Gelegenheit des dänischen Wappens von 1573 wird man sich auch daran erinnern, daß schon 1528 eine dänische Prinzessin, die flüchtige Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, in Torgau und Wittenberg mit ihrem flüchtigen Bruder, dem König Christian II. von Dänemark, zusammengetroffen war. Scheint es nicht, als ob der kurfürstliche Hof in Sachsen halb dänisch gewesen sei? Dänemark stand mit Deutschland zur Zeit König Christians II. in lebhaftem Verkehr. Seine Verfassung und sein Fürstenhaus waren gleich deutsch. Lag es nicht sehr nahe, daß der englische Dichter Shakespeare, der von 1564 bis 1616 lebte, seinen dänischen Prinzen Hamlet in Deutschland — und zwar gerade in Wittenberg — wenigstens studieren ließ? Spielt doch die Universität Wittenberg auch im Volksbuche von Doktor Faust eine bedeutende Rolle. Davon hätte aber der Dichter nicht einmal eine Kunde zu haben gebraucht, um der Universität Wittenberg im Hamlet zu gedenken. War doch Luther von dem Italiener Cajetan als ein Mann mit tief liegenden Augen geschildert, der sich mit unfruchtbaren Spekulationen beschäftige. Diese Charakteristik Luthers war freilich falsch. Aber war nicht Hamlet gewissermaßen das Ebenbild jenes Luther, wie ihn der päpstliche Legat Cajetan sich vorgestellt hatte? Und konnte wohl eine bessere Schule für Hamlet erdacht werden als Wittenberg, die „Sandscholle“, auf der Luthers Katheder gestanden hatte?

Natürlich werden in Wittenberg auf alle Fälle die Häuser gezeigt, wo der mythische Prinz Hamlet von Dänemark gewohnt haben soll. Es sind mehrere. Denn da sein Vater, der „alte Maulwurf“, wie er ihn nennt, unter der Erde bald hier bald da herumfährt, warum sollte nicht auch Prinz Hamlet in Wittenberg wenigstens einmal „gezogen“ sein? Gewöhnlich wird als Hamlethaus das Gebäude in der Nähe der Stadtkirche gezeigt, worin sich jetzt ein Kaffeehaus und außerdem dicht am Wege vom Lutherhause nach dem Markte eine Restauration befindet. Das andere Hamlethaus soll am Markte selbst stehen.

Wir gehen vom Markte zur Schloßkirche.

Als Melanchthon zuerst den folgenreichen Grundsatz aussprach, daß der Glaube auf der Forschung im Grundtexte der Bibel beruhen müsse, hatte Luther den anderen Fundamentalsatz der protestantischen Kirche, die Rechtfertigung durch den Glauben, schon durch die fünfundneunzig Säße, welche an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen wurden, vorbereitet. So war diese Thür an den Anfang des größten Kirchenstreites gestellt, den Deutschland gesehen hat. Aber wie manchen Sturm sollte sie noch erleben! Allen Nachrichten und auch der Inschrift in der neuen Erzthür Friedrich Wilhelms IV. zufolge wurde sie im siebenjährigen Kriege vom Feuer verzehrt. Schon am 29. August 1756 waren die preußischen Truppen in die Stadt eingerückt. Infolge einer österreichischen Belagerung standen am 13. Oktober Schloß und Schloßkirche in Brand. Nur die nackten Wände blieben stehen. Alles Holzwerk ging unter. Es wird vielfach erzählt, daß die Überreste der alten Thür im „Zeughause“ zu Berlin aufbewahrt seien. In ein Arsenal wie das „Zeughaus“ hätte ja diese Wittenberger Thür auch wirklich hineingehört. Indessen den Umständen nach müßte es doch hier für „Zeughaus“ jedenfalls heißen „Kunstkammer“.

Das Thürbogenfeld rührt vom Professor v. Klöber her. Die Einbrennung

der Farben ist enkaustisch auf Lava ausgeführt. Das Bild stellt Luther und Melanchthon anbetend unter dem Kreuze dar. Luther im Talar hält wieder seine Bibel, Melanchthon im Pelze auch hier wieder die Augsburgische Konfession in der Hand. Die Stadt Wittenberg, wie sie zu Luthers Zeit war, erscheint im Hintergrunde. Über der Thür befinden sich die Steinbilder Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen. Beide tragen als Erzmarschälle das Reichsschwert in der Hand. Diese Steinbilder sind von Professor Drake in Berlin modelliert.

Was nun die beiden Thürflügel aus Bronze betrifft, welche die Erzthür in Wittenberg bilden, so sind auch diese eben da gegossen, wo das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin entstanden ist. Oben befindet sich ein reich verschlungenes Laubwerk und neun musizierende Chorknaben. Der lateinische Wortlaut der fünfundneunzig Sätze steht in gotischer Schrift auf den Vorderflächen oberhalb des Sockels, welche vermittels schräg kannelierter Säulchen je in drei Felder geschieden sind. Ein steinerner Querbalken enthält eine Inschrift, die in der Mitte durch einen ehernen preußischen Adler geteilt wird.

In der Schloßkirche liegt jetzt über dem Grabe Luthers wie über dem Melanchthons eine Erzplatte. Ob Kaiser Carolus 1547 an Luthers Grabe stand und seinem Alba es verweigerte, dessen ketzerische Gebeine noch verbrennen zu lassen, ist doch sehr zweifelhaft. Jedenfalls hat Luther in der Schloßkirche seine geistliche Wirksamkeit am reichsten entfaltet. Hier sind auch wohl die neuen lutherischen Kirchenlieder zuerst eingeübt. Einige derselben klingen noch mit rührender Einfalt an die großartige katholische Messe und Litanei an. Es sind besonders zwei von denen, welchen Luther das Kyrieleis noch angehängt hat, nämlich „Gelobet seist du, Jesu Christ“ und „Gott sei gelobet und gebenedeiet“. Das römisch-katholische Te deum laudamus hat er auf eine tief ergreifende Weise für die kleine norddeutsche Bauerngemeinde eingerichtet, besonders in der Strophe „Nun hilf uns, Herr, den Dienern dein“. Auch Luthers Choral „Wohl dem, der in Gottes Furcht steht“, welcher auf Bürgers „Männerkeuschheit“ schon durch das Versmaß Einfluß geübt hat, wird hier zuerst gesungen sein. Er enthält ein begeistertes Lob der Ehe nach Psalm 128.

Es befinden sich auch die Gräber Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen in der Schloßkirche, ebenso ihre herrlichen Reliefbilder. Das des ersteren ist von Peter, das des letzteren von Hans Vischer. Von Peter Vischer ist hier auch eine berühmte Krönung der Maria als Grabdenkmal. Die kurfürstlichen Reliefbilder aber tragen auf dem Haupte den Kurhut. Fürstlich sind sie geschmückt durch den faltenreichen Mantel mit Hermelinkragen. Ihre beiden Hände umfassen das Reichsschwert. So sind denn die Fürsten hier wie an der Kirchthür als Reichsmarschälle bezeichnet. Zwischen zwei schlanke Säulen sind sie in Lebensgröße gestellt. Ein keineswegs schmuckloser Bogen verbindet die Säulen. Oben erblickt man das Hauswappen mit drei gekrönten Helmen. Darüber zeigen zwei Engel den Wahlspruch der Fürsten: Verbum domini manet in æternum von einem Rautenkranze umwunden. Wir haben ihn schon früher als Inschrift der Armensünderglocke auf dem Rathause gefunden. Das obere Gesimse tragen zwei Arabeskenfelder über den Säulen. Sie endigen mit korinthisch verzierten Kapitälen. Auch das Fußgestell, auf dem die Fürsten stehen, ist reich und zierlich. Knaben spielen hier mit wundersam gestalteten Stieren. Die Figuren stehen auf einem gravierten geblümten Teppiche. Einfachheit und Wahrheit in Stellung, Bekleidung und Ausdruck geben nach Schadows Urteile beiden Gestalten „eine gewisse Großheit“ und machen das Wittenberger Denkmal den florentinischen Grabmälern aus derselben Zeit gleich.

Die beiden Fürsten, vor deren Denkmälern wir hier stehen, waren die ersten aus dem Hause Wettin, welche in Witten-

berg ihren Wohnsitz nahmen. Aber lange vor ihnen hatten wohl zwanzig Männer und Frauen aus dem anhaltischen Hause im alten Franziskanerkloster zu Wittenberg die letzte Ruhestätte gefunden. Von ihrer alten Weißenburg (Wittenberg) ist keine Spur mehr da. Die Stadt war 1180 bereits vorhanden. Sie verdankte ihren Ursprung den Siegen der Askanier über die Slaven an der Elbe. Albrecht dem Bären war es nicht gelungen, in den großen Kämpfen Heinrichs des Löwen zur Zeit der Hohenstaufen das alte sächsische Herzogtum zu gewinnen, in dem einst Heinrich der Finkler die Krone auf dem Vogelherde empfangen hatte. Allein die Markgrafschaft Brandenburg wurde ihm zu teil, und nach der Zertrümmerung des alten Herzogtums Sachsen krystallisierte sich auch im Osten desselben um Wittenberg her eine neue Herrschaft, welche die Askanier alsbald das Herzogtum Sachsen nannten, aber ebensowenig auf die Dauer behaupten konnten als Brandenburg. Bald nachdem die Hohenzollern dieses erhalten hatten, mußten dieselben es ansehen, wie die Wettiner das kursächsische Herzogtum empfingen. Dagegen versammelte ein geistlicher Hohenzollernprinz, der Bruder des Kurfürsten Joachim I., die Herrschaft über Magdeburg, Mainz und Halberstadt unter seinem Krummstabe. Agricola und Ulrich v. Hutten haben diesem Erzbischofe geschmeichelt. Fast konnte man fürchten, daß er noch mehr Bistümer erwerben werde. Die Abgaben, die er nach Rom zu zahlen hatte, sollten von dem Anteil getilgt werden, welchen ihm der Papst am Ablaß zugestand. Dieser wurde nun in Brandenburg auf eine Weise verkauft, wie es bis dahin kaum in Italien geschehen war. Selbst an der Grenze von Kursachsen, welches durch die Reliquien in der Schloßkirche zu Wittenberg für die Verehrung der Heiligen sehr empfänglich war, stellten Kurmainz und Brandenburg ihren Ablaßkasten auf.



Die Schloßkirche zu Wittenberg in ihrer jetzigen Gestalt.

Friedrich der Weise hatte den Ablaßhandel, dem er an sich nicht zürnte, immer politisch aufgefaßt. Auch in Kursachsen war Ablaß verkauft. Den Teil des Geldes davon, der zum Kriege gegen die Türken dienen sollte, hatte der Kurfürst selbst bis zur Mobilmachung gegen die Mohammedaner aufheben wollen und endlich für die Universität Wittenberg angewandt. Auch die Schloßkirche, die er wie das neue Schloß selbst erbaute, überwies er mit

ihren reichen Einkünften der Universität. Diese letztere, ebenfalls seine Gründung, war zwar noch ein kirchliches Institut, aber doch von vornherein ohne die Beziehungen der älteren deutschen Universitäten zu Rom. Als nun an die Thür der „akademischen Stiftskirche“, das schwarze Brett jener Universität, die fünfundneunzig Sätze angeschlagen wurden, versagte Friedrich der Weise, der Freund der Humanisten, auch dem kühnen Mönchlein um so weniger seinen Schutz, als die Folgen dieses Schrittes zunächst nur Brandenburg schädigten, ohne dessen Eifersucht Friedrich der Weise doch wohl einmal die dargebotene Kaiserkrone anzunehmen gewagt hätte. Ehe Luthers Sätze an die Schloßkirche angeschlagen wurden, soll jedoch Friedrich der Weise schon die Folgen davon im Traume vorausgesehen haben. Daß das Mönchlein diese Angelegenheit nur wie eine akademische Streitigkeit behandeln wollte, kann nicht bezweifelt werden. Aber nicht immer blieb Luther bloß der gelehrte Augustiner. Schon als eine Nonne aus einem mansfeldischen Kloster zu ihm geflohen war, sandte er ein Schreiben voll der tiefsten politischen Einsicht mit einzelnen Gedanken, wie man sie etwa in einer Abhandlung Friedrichs des Großen erwarten würde, über diesen Fall an seine heimatlichen eislebischen Grafen.

Von den sächsischen Kurfürsten wurde August der Starke 1697 wieder katholisch, um die polnische Königskrone zu erwerben. Vielleicht haben wenige so andächtig an Luthers und Melanchthons Grabe in der Schloßkirche zu Wittenberg gebetet als 1707 Karl XII., nachdem er August den Starken im eigenen Lande gedemütigt hatte.

Wie soll ich es aber anfangen, auch von den überreichen Erlebnissen der Stadt Wittenberg und der Schloßkirche in den Freiheitskriegen mit wenigen Worten zu berichten? Für Napoleon war die Elblinie von Dresden bis Magdeburg von solcher Wichtigkeit, daß er zum Teil, um die Festungen noch besser mit den Ladungen seiner Elbkähne verpflegen zu können, den Waffenstillstand schloß, während dessen die Verbündeten sich noch durch den Kaiser von Österreich und den Kronprinzen von Schweden verstärkten. Napoleon erschien auch während des Waffenstillstandes (nicht zum erstenmal) in Wittenberg. Wie gut er es damals verproviantiert haben mag, ist daraus zu ersehen, daß es kein „Bülow von Dennewitz“ einzunehmen vermochte: ein eigener „Tauenzien von Wittenberg“ war dazu erforderlich. Die Eroberung von Wittenberg, erst im Januar 1814, wurde dann auch sehr populär. Man erzählte sich, ein kleiner dicker rotbäckiger Tambour, fast noch ein Kind, sei zum Scherz von den Preußen mitten unter die Feinde auf eine Mauer oder einen Wall geworfen worden. Er habe dort in großer Gefahr aus Verzweiflung so lange getrommelt, bis die Soldaten ihm nachgekommen wären und die Festung gestürmt hätten. Die Franzosen, die 1806 die Stadtkirche in einen Pferdestall verwandelten, hatten auf Luthers und Melanchthons Gräbern zwei Roßmühlen aufgestellt. Daß der französische Kommandant zuletzt als der Gefangene aus der Sakristei der Schloßkirche hervorgezogen wurde, machte die Eroberung der Festung noch populärer. Auch hat sich Preußen Wittenberg nicht wieder nehmen lassen. So wird dann auch mit vollem Rechte bei der jetzt bevorstehenden großartigen Restauration der Schloßkirche die Kaiserkrone über einer kupfergedeckten Kugelspitze das Ganze krönen. Eine Universität Wittenberg existiert freilich ebensowenig mehr als eine Universität Helmstedt. Aber so, wie man noch jetzt von den Helmstedter Studenten erzählt, die am Huldigungstage für den König von Westfalen an der Festtribüne ihre Tintenfässer ausspritzten, liest man gern von dem Wittenberger Professor, der die Bücher der Bibliothek während der Belagerung von Wittenberg als Ziegelsteine nach Halle einschiffte.

Wittenberg ist jetzt besonders auf der der Elbseite entgegengesetzten Seite mit einer schönen Promenade umgeben. In der Nähe des Elsterthores zieht sie sich

noch etwas melancholisch am Entenflott des Stadtgrabens hin. Dann aber umschlingen sie in reizender Weise als buschigen Spaziergang, besonders in den Birken, die Festungswälle. Es ist jedoch meine Absicht, den Leser zum Schlusse noch etwas weiter, bis zu dem drei kleine Viertelstunden entfernten Lutherbrunnen, zu führen.

Als Luther das sehr bedeutsame vierte Kapitel im Evangelium Johannis vom Jakobsbrunnen und der Samariterin übersetzen wollte, verschaffte er sich erst den vollen Eindruck von fließenden Brünnlein und plaudernden Weiblein daran. Er brach gar wohlgemut mit manchen guten Gesellen nach dem Lutherbrunnen auf. Ihn soll er auch sonst gern am Morgen besucht haben. Damals soll ja angeblich noch der Wald vom Elsterthore, an dem Luther wohnte, bis zum Lutherbrunnen gereicht haben, während man jetzt nur rote Kartoffeln am Wege ausroden sieht. Freilich ist die einst von Studenten, jetzt nur noch von sächsischen Handwerksburschen so viel betretene Straße nach Dresden von Wittenberg bis zum Lutherbrunnen mit stattlichen Kastanienbäumen bepflanzt. Wenn man der Lutherquelle ganz nahe ist, glaubt man einen frischen Hauch in der Natur zu verspüren. Rechts vom Wege wird es buschiger, kleine Gruben im Boden bringen einige Abwechselung in die Landschaft und eine Sekunde lang wandert man auf engen Wegen dahin, auf denen vielleicht schon Luthers volles Gesicht vom Gesträuche berührt wurde.

Schon früh wurde die Lutherquelle mit einem gotischen Gewölbe umfaßt. Noch später soll ein städtischer Förster daneben gewohnt haben. Erst um 1850 soll der Wald verschwunden sein. Jedenfalls wurde damals das Haus mit einigen Morgen Wiesen an den jetzigen kleinen Schenkwirt verpachtet. Auch der Anbau um die Quelle herum ist erweitert. An diesem Anbau und an dem Wirtschaftsgebäude rankt etwas Wein. Die weinlaubumkränzten Eingänge dieser Gebäude liegen der Dresdener Straße entgegengesetzt. Hier finden sich in idyllischer Einsamkeit einige Bänke mit Anlagen aus neuerer Zeit, zwischen denen die Hühner des Wirtes spielen und der Lutherbach nach den Wiesen abfließt. Hinter denselben nimmt die Lutherquelle sogleich der mächtige Elbstrom in Empfang. Er trägt das Wasser aus dem kleinen Lutherbrunnen in die Nordsee, welche mit ihren Wogen die friesischen Inseln und das protestantische England bespült.





Die elektrische Schiffahrt.

Von

Gustav van Muyden.

In einem früheren Aufsatze haben wir die Anwendung der Elektricität auf die Beförderung von Lasten aller Art kurz skizziert und die Hoffnung ausgesprochen, es werde die elektrische Eisenbahn dereinst vielleicht selbst mit der allmächtigen Dampflokomotive in Konkurrenz treten und ihr namentlich in Tunnels, im Inneren der Städte, im Gebirge das Feld ernstlich streitig machen. Wir wollen nunmehr untersuchen, ob der elektrische Strom nicht auch auf die Schiffahrt, das heißt auf ein Verkehrsgebiet Anwendung finden könne, welches dieselbe Bedeutung in Anspruch nehmen darf als das Eisenbahnwesen.

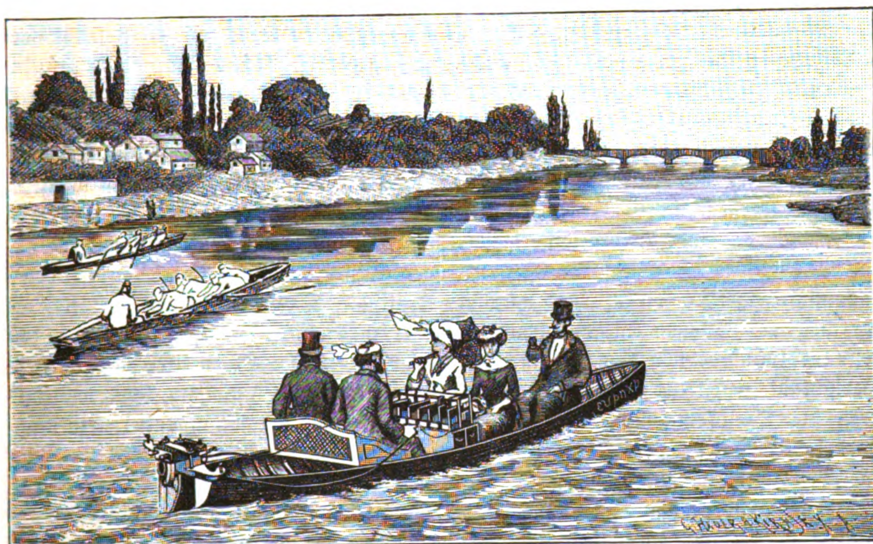
Der Verwendung des elektrischen Stromes als Mittel zum Treiben von Booten aller Art dürfte unseres Erachtens eine ebenso glänzende Zukunft bevorstehen als der Siemensschen elektrischen Bahn. Ja, es erscheint nicht ausgeschlossen, daß die Elektricität dereinst bei gewissen Schiffsgattungen noch wichtigere Dienste leiste als bei der Beförderung von Lasten auf Schienenwegen.

Welche Gründe werden vor allem von den Förderern der elektrischen Bahnen ins Treffen geführt? Doch in erster Reihe das sehr bedeutende tote Gewicht der Lokomotiven, welches in vielen Fällen ein Drittel des Gewichtes des gesamten Zuges erreicht; der Umstand, daß die Bahnunternehmungen tagtäglich ohne irgend welchen Nutzen Millionen von Tonnen in Gestalt von Dampfkesseln, Dampfcylindern, Wasser und Brennstoff befördern; daß die sehr beträchtliche Schwere der Lokomotiven einen weit festeren und daher kostspieligeren Bahnoberbau erforderlich macht, als das Gewicht der nutzbringenden Wagen mit sich bringen würde. Die Freunde der elektrischen Bahn führen endlich Feuer, Rauch wie die Explosionsgefahr ins Treffen, die von dem Lokomotivbetrieb unzertrennlich sind.

Nun, diese Übelstände, deren Bedeutung auch der eifrigste Anhänger des Dampfbetriebes nicht verkennen dürfte, treten bei der Dampfschiffahrt in noch verstärkterem Maße auf. Das tote Gewicht einer

Schiffsmaschine sowie des bei längeren Reisen mitzuführenden Brennstoffes ist dem Nutzgewicht der beförderten Güter und Reisenden gegenüber ein noch größeres als das tote Gewicht der Lokomotive, verglichen mit der Schwere des zu schleppenden Zuges. Dazu kommt, daß der Schiffskörper, soll er das ungeheure Gewicht der Maschine zu tragen vermögen, eine erheblich festere Bauart erfordert, welche die Baukosten erhöht und auf die Frachttarife zurückwirkt. Die Explosionsgefahr endlich ist an Bord eines Schiffes den Geruch und die Erschütterung der Maschine, eine Belästigung, welche bereits vielfach zur Folge hatte, daß man die besseren Plätze, der uralten Schiffsetikette entgegen, nach dem Vorderteil des Schiffes zu verlegen beginnt, wo die Passagiere aber dafür vom Wind und den überschlagenden Wellen häufiger zu leiden haben.

Diese offenkundigen Übelstände der Dampfschiffahrt veranlaßten vor kurzem Dr. Werner Siemens sowie Ingenieur Woas, die Frage in Erwägung zu ziehen, ob es nicht möglich wäre, die Elektricität



Das Trouvésche elektrische Boot.

eine viel größere als bei einem Eisenbahnzuge. Explodiert die Lokomotive, was allerdings sehr selten vorkommt, so wird höchstens der dahinter folgende Wagen zerstört; das Bersten eines Schiffsdampfkessels zieht dagegen meist den Untergang des Schiffes nach sich. Zur Verminderung der Feuersgefahr auf Dampfern wird neuerdings die elektrische Beleuchtung der Schiffsräume eingeführt; man behält aber die Hauptbrandursache: Kessel und aufgestapeltes Brennmaterial, wohl oder übel bei. Dazu kommt endlich die auf Dampfern unvermeidliche Belästigung der Reisenden durch den Rauch, zwar nicht auf eigentliche Seeschiffe — daran ist bei dem jetzigen Stande der Elektrotechnik nicht zu denken —, so doch wenigstens auf die Binnenschiffahrt anzuwenden.

Das Problem ist, wie begreiflich, ein höchst schwieriges. Wie in dem erwähnten Aufsatze über die elektrischen Bahnen bemerkt, besteht die Hauptschwierigkeit bei diesen Bahnen in der Zuleitung des Stromes an die unter den Wagen angeordneten Elektromotoren. Diese Schwierigkeit ist noch lange nicht zur vollen Zufriedenheit gelöst, und es schwanken die Meinungen noch immer zwischen der Zufüh-

rung mittels einer telegraphischen Luftlinie, eines zwischen den Schienen versenkten besonderen Kabels und, wie in Lichterfelde, einzig und allein mittels des Geleises.

Bei der elektrischen Schiffahrt ist die Schwierigkeit, wie bemerkt, eine noch größere. Bisher wurden zwei Lösungen derselben in Vorschlag gebracht. Siemens und Woas befürworteten die Zuleitung des Stromes mittels Luftleitung, das heißt die Anwendung des Systems der elektrischen Bahn in den Elysäischen Feldern zu Paris und Westend-Spandauer Bock bei Berlin auf die Binnenschiffahrt. An den Ufern der elektrisch zu befahrenden Flüsse werden in gewissen Abständen Elektricitätsanstalten errichtet, deren dynamo-elektrische Maschinen entweder von einem Dampfmotor oder noch besser von der Strömung des betreffenden Flusses getrieben werden, in welchem Fall der Fluß selbst die Fahrzeuge gewissermaßen schleppen würde. Der auf der Elektricitätsanstalt erzeugte Strom wird hierauf in einen den Strom entlang geführten Leitungsdraht und von dort aus in einen Zweigdraht geleitet, welcher seinerseits einen der Hauptmaschine ähnlichen, an Bord des zu schleppenden Fahrzeuges befindlichen Elektromotor in Drehung versetzt. Dieser Elektromotor treibt wiederum eine Schiffsschraube oder einen sonstigen Propeller. Die Rückleitung erfolgt mittels eines zweiten Drahtes. Dieses System hat offenbar die Einfachheit und Wohlfeilheit für sich; es leidet aber an einem Hauptübelstande: das elektrische Boot kann sich wegen der Art der Stromzuführung vom Ufer nicht entfernen, es ähnelt gewissermaßen einem Eisenbahnwagen, der vom Geleise nicht abweichen kann. Die Methode ist somit nur auf die Kanalschiffahrt, resp. auf die Schiffahrt auf regulierten Flüssen anwendbar und vermag somit allen Ansprüchen nicht zu genügen.

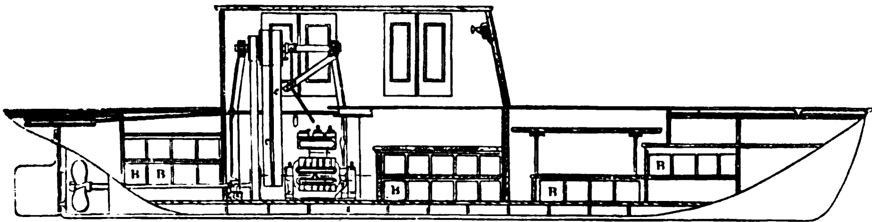
Das zweite System, welches, irren wir nicht, in Wiecks Gewerbezeitung zuerst auftauchte, ist als eine zweckmäßige Erweiterung und Verbesserung der neuerdings in Aufschwung kommenden Tauerei- oder Kettenschleppschiffahrt zu betrachten. Diese besteht bekanntlich darin, daß eine an irgend einem Punkte des Flußlaufes befestigte Kette oder Drahtseil in das Flußbett versenkt wird. Die Kette wird vom Schiffe am Bug aufgenommen; sie windet sich hierauf um eine von der Schiffsdampfmaschine gedrehte Trommel und fällt hinten wieder ins Wasser zurück. Die schwere Dampfmaschine würde bei Anwendung der Elektricität durch einen leichteren Elektromotor ersetzt, welcher von einem dem unterseeischen Telegraphenkabel nachgebildeten Kabel mit Elektricität versorgt werden könnte und die Schiffsschraube in Drehung zu versetzen hätte. Dieser Kabel würde sich sonst genau verhalten wie die Kette, das heißt vom Schiffe aufgenommen und wieder fahren gelassen, nur daß die Windung um die Trommel wegfiele. Sonst wäre die Anlage mit der von Siemens und Woas projektierten identisch. Das Kabelsystem gestattet es allerdings dem Schiffe, sich bei nicht allzu großer Tiefe vom Ufer zu entfernen. Es ist aber sehr kostspielig, schon weil das Leitungskabel vorzüglich isoliert sein muß, sonst würden die Stromverluste die Wirksamkeit der Anlage in Frage stellen. Man könnte zwar beide Systeme kombinieren; der Vorteil jedoch, der daraus erwüchse, daß das Fahrzeug die Schleppkette entbehren und sich freier bewegen könnte, wäre durch die kostspielige Anlage des Kabels und die der Kette gegenüber immerhin mangelhafte Anwendung der Schraube, welche sich nur auf ein bewegliches Medium stützt, mehr als aufgewogen.

Der bekannte Pariser Elektriker Trouvé hatte aus Anlaß der Pariser Elektricitätsausstellung ein elektrisches Boot in Fahrt gesetzt, welches auf einem ganz anderen Princip beruht. Das Boot ist nämlich vom Gängelbande der Stromzuleitung mittels Kabels oder Telegraphendrahtes emancipiert und trägt die Elektricitätsquelle in sich, so daß es sich nach allen Richtungen frei bewegen kann.

Wie aus der Abbildung (S. 619) ersichtlich, ist über dem Steuerruder eine winzige dynamo-elektrische Maschine angeordnet, welche aus einer in der Mitte des Bootes aufgestellten Trouvéschen elektrischen Batterie gespeist wird. Die Maschine dreht mittels einer endlosen Kette eine mit dem Steuerruder zusammenhängende Schraube und treibt damit das Boot mit ziemlicher Geschwindigkeit selbst gegen den Strom.

Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als trüge das Trouvésche Boot seinen Namen „Eureka“ mit vollem Rechte und es sei damit das Problem der elektrischen Schiffahrt gelöst. Theoretisch allerdings; in der Praxis stellen sich indessen der Verwirklichung des Gedankens solche Hindernisse entgegen, daß die „Eureka“ sich voraussichtlich ebensowenig über den Rang eines Spielzeuges erheben wird wie das elektrische Boot, mit welchem Jakobi, der Erfinder der Galvanoplastik, 1839 auf der Newa herumfuhr. Elektrische Batterien, und seien sie auch so vervollkommnet wie die Trouvésche, werden stets zu viel Raum einnehmen und vor allen Dingen zu kostspielig sein, als daß sie jemals bei der elektrischen Schiffahrt Verwendung finden könnten. Die Erfahrung hat längst gelehrt, daß einzig und allein die dynamo-elektrische Maschine größere Strommengen wohlfeil zu liefern vermag, und sie hat deshalb bei der elektrischen Beleuchtung und Kraftübertragung alle Konkurrenten aus dem Felde geschlagen. Obiges gilt auch von den neuerdings aufgetauchten Booten von Clark, bei denen der Strom ebenfalls von einer Batterie erzeugt wird.

Anders verhält sich aber die Sache, wenn man an Stelle der elektrischen Primärbatterien sogenannte Sekundärbatterien oder Accumulatoren zur Anwendung bringt, das heißt Apparate, in welchen der von einer dynamo-elektrischen Maschine erzeugte Strom zu beliebiger späterer Verwendung aufgestapelt wird. Die angeblich von Planté erfundene, von Faure, Sellon, Volckmar und anderen bereits sehr verbesserten Accumulatoren leiden allerdings noch an mehrfachen Gebrechen. Sie sind zu kostspielig und zu schwer, sie leisten im Verhältnis zu wenig und sollen auch nicht lange standhalten. Die Erfindung ist indessen kaum drei Jahre alt, und es steht zu erwarten, daß deren Fehler in nicht allzu langer Zeit beseitigt werden.



Erstes Accumulatorenboot „Electricity“.

Auf der Anwendung der Accumulatoren beruht nun das vierte System der elektrischen Schiffahrt, welches wir für zukunftsreicher halten möchten als seine Vorgänger. Die erste Anregung zur Anwendung der Sekundärbatterien auf das Treiben von Wasserfahrzeugen verdanken wir Herrn Reckenzaun, dem Chefingenieur der Electrical power storage Company in Milwall bei London, welcher im Herbst 1882 ein fünfundzwanzig Fuß langes Accumulatorenboot, die „Electricity“, baute, das dereinst vielleicht zu eben solcher Berühmtheit gelangen wird als die erste Lokomotive von Stephenson.

Wie aus vorstehender Abbildung ersichtlich, sind unter den Sitzbänken und wo sonst im Kielraum Platz vorhanden, Accumulatoren B untergebracht, welche die aufgestapelte elektrische Kraft nach dem

Belieben des Maschinisten an die in der Mitte des Bootes angeordneten beiden dynamo-elektrischen Maschinen A abgeben. Da sich nun diese viel schneller drehen, als die Schiffsschraube es zu thun vermag, so konnten sie mit dem Propeller nicht direkt verkuppelt werden. Die Verbindung erfolgt vielmehr mittels Treibriemen C und Riemscheiben, durch welche die 950 Umdrehungen der Dynamomaschinen in 350 Umdrehungen der Schraube umgesetzt werden. Sonst entspricht die Einrichtung derjenigen eines Schraubendampfers. Die Accumulatoren werden vorher geladen und alsdann an Bord gebracht oder auch an Bord selbst mittels eines Kabels gefüllt. Sie sind im stande, sechs Stunden lang vier Pferdekräfte zu liefern. In dem Belieben des Steuermannes steht es, sämtliche Accumulatoren oder nur einen Teil derselben mit der Dynamomaschine zu verbinden und damit die Schnelligkeit der Fahrt zu erhöhen oder zu ermäßigen. Dazu genügt, wie bei den Wagen der elektrischen Eisenbahn, das Verstellen eines Hebels, welcher in der Nähe des Steuerruders angebracht ist, so daß zur Steuerung des Bootes ein Mann genügt.

Bei der Probefahrt fuhr das Accumulatorenboot, nachdem es eine Zeit lang manövriert hatte, um die Handhabung des Steuerungsmechanismus zu erproben, gegen den Strom mit einer Geschwindigkeit von etwa 13 km in der Stunde auf der Themse herum, worauf es die über die Vorteile und Annehmlichkeiten der elektrischen Fahrt entzückten Teilnehmer der Reise nach Milwall zurückbrachte.

Diese Vorteile und Annehmlichkeiten wollen wir jetzt an der Hand eines Aufsatzes des Ingenieurs Reckenzaun in der „Electrical Review“ (Nummer vom 16. und 23. Dezember 1882) klar zu machen suchen.

Welches sind die Haupterfordernisse für die erfolgreiche Anwendung der Elektricität als Betriebskraft für See- und Flußfahrzeuge? Diese Kraft soll zunächst ebenso praktisch verwendbar sein als der Dampf und dabei nicht mehr kosten. Ferner muß deren Wirksamkeit eine unter allen Zeiten und Verhältnissen absolut sichere sein. Die Elektricitätsquellen wie der Elektromotor sollen endlich wenig Raum einnehmen, ein nur geringes Gewicht besitzen, für Menschen von Durchschnittsbildung leicht zu handhaben sein und die Brandgefahr ausschließen. Das Haupterfordernis ist Umfang und Gewicht; in zweiter Reihe kommen die Anlage- und Betriebskosten.

Der Nachweis ist leicht zu führen, daß der Elektromotor auf kleinen Fahrzeugen und vielleicht Torpedobooten bei gleichem Umfange bedeutende Vorteile vor der Dampfmaschine besitzt, so daß dessen endlicher Sieg hier ziemlich sicher erscheint. Ein Dampfkessel wird stets im Verhältnis zur Größe eines Bootes einen bedeutenden Raum einnehmen und dasselbe schwer belasten. Zwar besitzen Accumulatoren ein erhebliches Gewicht, vergessen darf man aber nicht, daß sie zugleich als Ballast dienen, daß sie leichter zu verstauen sind als Kessel und Kohlenvorräte und daß deren Gewicht nicht mit der fortschreitenden Reise abnimmt, wie es bei Steinkohlen der Fall ist. Beim elektrischen Boot fällt somit die Einnahme von Wasserballast zur Sicherung der Wirksamkeit der Schraube fort.

Die Frage der Betriebskosten anlangend, so spricht ein Umstand stark zu gunsten der elektrischen Schiffahrt, sobald Fahrzeuge in Frage kommen, welche häufig zu stoppen und bisweilen stundenlang zu warten haben. Während der Ruhepause muß nämlich der Dampfdruck erhalten werden, das heißt, man ist genötigt, ohne irgend welche Gegenleistung Brennstoff zu verbrauchen, während der Accumulator im Zustande der Ruhe absolut nichts kostet. Im Gegenteil, er stärkt oder regeneriert sich hierbei, holt gewissermaßen Atem und setzt nach der Pause um so kräftiger ein.

Mit der Dampfmaschine verglichen, ist der Elektromotor ein höchst einfaches Ding. Abgesehen von dem Kommutator und den Bürsten, die leicht ersetzbar sind, ist er

nahezu unverwüstlich. Auch sind die Ersatzstücke nur einige Kilogramm schwer und nehmen wenig Raum ein.

Die Dampfmaschine beansprucht ferner ein zahlreiches Wartepersonal, welches namentlich an Bord von Vergnügungsbooten häufig stört. Unzertrennlich ist sie von der alles schwärzenden Steinkohle und von übelriechenden Schmiermitteln, so daß kein Gentleman die Maschine seiner Jacht selbst zu führen sich entschließen würde, abgesehen davon, daß die Wartung eines Dampfkessels Fachkenntnisse voraussetzt, während jeder Mensch mit

Was endlich die Betriebskosten anbelangt, so dürften sie, nach Reckenzauns Annahme, bei kleineren Fahrzeugen die Kosten eines Dampfmotors nicht nur nicht übersteigen, sondern eher geringer sein, falls eine billige Wasserkraft zur Ladung der Sekundärbatterien zur Verfügung steht.

Es erübrigt nunmehr, die Verhältnisse ins Auge zu fassen, unter welchen der elektrische Schiffsbetrieb besondere Vorteile zu versprechen scheint.

Asien und Amerika, meint Reckenzaun, besitzen an ihren Flüssen und künstlichen



Zweites Accumulatorenboot, für die Wiener elektrische Ausstellung bestimmt.

gesunden fünf Sinnen einen Elektromotor zu steuern vermag. Ferner birgt die Dampfmaschine eine stete Feuers- und Explosionsgefahr, während sie zugleich mit ihrer Wärmeausstrahlung und ihren nicht gerade appetitlichen Gerüchen die Hinterschiffsplätze zu einem so unleidlichen Aufenthalt macht, daß man, wie oben bemerkt, der aus der Zeit der Segelschiffe herrührenden Überlieferung zum Trotz die teureren Plätze vielfach nach dem Vorderschiffe zu verlegen beginnt. Die elektrische Betriebskraft bietet solche Nachteile nicht, und die Hinterschiffspassagiere haben bei deren Anwendung nur noch unter den Erschütterungen der Schraube zu leiden.

Wasserstraßen unermeßliche Verkehrswege, welche es an Bedeutung mit unserem Eisenbahnnetz aufnehmen können. Dabei ist die Kohle in diesen Weltteilen mit wenigen Ausnahmen teuer, weil sie in der Nähe der Flüsse nicht vorkommt, oder es fehlt gar an diesem Brennmaterial ganz. Darum liegt die Annahme nahe, es werde die elektrische Betriebskraft in Asien und Amerika zuerst in größerem Maßstabe zur Verwendung gelangen. Zwar wird von den Gegnern der Einwand erhoben, bei der elektrischen Kraftübertragung gehe die Hälfte oder gar drei Viertel der Betriebskraft verloren. Was verschlägt aber dies? Was ist besser, vierzig Prozent

der Kraft eines Wasserfalls auszunutzen oder sie wie bisher ganz brach liegen zu lassen? Ist eine solche Ausnutzung nicht der Beförderung der Steinkohle nach weit entlegenen Orten zur Speisung eines Dampfkessels vorzuziehen? Das elektrische Boot vermag an Bord die Kraft zu einer Fahrt von fünfzig bis hundert englischen Meilen aufzuspeichern. Ist die Entfernung jedoch eine größere, so werden an den Flußufern Elektricitätsstationen angelegt, wo die Schiffsmannschaft ihren Elektricitätsvorrat ebenso leicht erneuern kann, wie es jetzt mit dem Brennmaterial geschieht. Ist der Aufenthalt von längerer Dauer, so fällt sogar das Aufladen frischer Accumulatoren fort, und die an Bord befindlichen werden mittels Leitung neu geladen.

Der elektrische Betrieb erscheint besonders an Bord der Schiffe angebracht, welche die Flüsse unter den Tropen befahren. In der heißen Zone bilden Dampfkessel und Dampfmaschinen für die Passagiere und noch mehr für die armen Heizer eine unerträgliche Plage. Diese leiden über alle Maßen, trotz aller Vorkehrungen zur Milderung ihres Loses, und die meisten erliegen sehr bald den Strapazen. Die dynamo-elektrische Maschine dagegen strahlt nicht nur keine Wärme aus, sondern „deren Armatur mit ihrer so raschen Drehung bewegt die Luft in der Nähe, und wer dicht dabei steht, hat das Gefühl des köstlichen Windhauches eines Damenfächers“.

In der gemäßigten Zone bezeichnet der elektrische Schiffsbetrieb zwar keinen so erheblichen Fortschritt. Angezeigt dürfte er indessen auf Flüssen, Kanälen und Landseen sowie auf dem Meere sein, sobald sich das Schiff von den Küsten nicht entfernt. Derselbe befreit die Reisenden von der Plage des Feuers, des Rauches, des Steinkohlenstaubes sowie von der Explosionsgefahr. Dies genügt, dächten wir.

Wir wollen nun an der Hand des Reckenzaunschen Aufsatzes untersuchen, auf welche Schiffsgattung der elektrische Betrieb früher oder später Anwendung finden möchte.

Der Erbauer der „Electricity“ hat es in erster Reihe, und zwar mit vollem Rechte, auf die eigentlichen Torpedoboote, das heißt auf jene schnellfahrenden Boote abgesehen, welche an den Feind heranzukommen suchen, um aus nächster Nähe ihre Zerstörungswerkzeuge zu schleudern. Ein Torpedoboot hat, bei Strafe der Unbrauchbarkeit, mehrere Bedingungen zu erfüllen. Es darf nur wenig aus dem Wasser ragen, um den feindlichen Geschossen nicht als bequeme Zielscheibe zu dienen; es muß eine bedeutende Geschwindigkeit entwickeln, sonst überholt es das feindliche Schiff nicht oder wird bei der Flucht leicht eingeholt; endlich soll weder das Geräusch der arbeitenden Maschine oder des Dampfes noch der Rauch dessen gefährliche Nähe verraten.

Die erste Bedingung hat mit der Frage des Motors nichts zu schaffen, und die zweite wird vom Dampf in der vollkommensten Weise erfüllt; bei der dritten aber ist der elektrische Strom unbestreitbar überlegen, und Reckenzaun prophezeit es deshalb unumwunden, daß die Elektricität früher oder später den Dampf aus den Torpedobooten ganz verdrängen werde. „Das Geräusch eines Elektromotors,“ heißt es in dem erwähnten Aufsatze, „ist nicht stärker als das Surren einer wohlgeschmierten und gut angelegten Baumwollenspule, und kaum ist es am Ende des Schiffes noch hörbar. Außerdem entwickelt er weder Rauch noch Dampf, so daß die größte Schwierigkeit glücklich gelöst ist. Eine dynamo-elektrische Maschine ist unendlich leichter zu handhaben als ein Dampfmotor, da ein Mann genügt, um den Strom aus mehreren Hundert Accumulatoren ebenso leicht zu unterbrechen wie das Drücken auf den Knopf einer elektrischen Klingel; die Wartung des Elektromotors endlich erfordert nur eine kurze Lehrzeit.“

Das Anheizen eines Torpedodampfbootes ist ein langwieriges Ding. Es hat mehrere Stunden vor der Abfahrt zu be-

ginnen, wobei ein zahlreiches Personal beständig auf den Beinen sein muß. Das elektrische Torpedoboot hingegen ist stets gefechtbereit. Ein Druck auf den Kommutator, und das Fahrzeug setzt sich sofort in Gang, ohne irgend welche Wartung als das Steuern zu erfordern. Die Maschine steht unter der Wasserlinie und ist, weil viel kleiner, nicht so leicht zu treffen als ein Dampfkessel. Außerdem kann der Elektromotor alles verrichten, was sein Nebenbuhler besorgt, wie das Steuern, das Lichten der Anker u. s. w.; dazu liefert er auf Wunsch das glänzendste Licht, welches nach den zu rekognoszierenden Punkten gerichtet werden kann.

Der elektrische Betrieb ließe sich ebenfalls auf die Dampfbarkassen der Kriegsschiffe anwenden. Diese Beiboote wären auf solche Weise stets fahrbereit, während es jetzt eine bis zwei Stunden dauert, ehe genügender Dampfdruck in den Kesseln vorhanden ist.

Der schwerwiegende Vorzug der Elektricität, daß sie zum Wirken nur den Bruchteil einer Sekunde bedarf, spricht auch für deren Verwendung an Bord von Fähr- und Schleppschiffen. Diese Fahrzeuge haben nur selten einen regelmäßigen Dienst; sie fahren ab, wenn ihre Hilfe verlangt wird, müssen aber doch stets reisefertig dastehen, das heißt, sie dürfen das Feuer nie ausgehen lassen und haben stets den genügenden Dampfdruck aufrechtzuerhalten, was natürlich sehr kostspielig ist und den Fähr- resp. Schleppverkehr ungemein verteuert. Dies ist besonders bei den Schleppern der Fall, welche in der Nähe der Hafeneinfahrt abwarten, bis sie von einem Schiff gedungen werden.

Damit wären die hauptsächlichen Verwendungsarten des elektrischen Stromes auf solche Fahrzeuge aufgezählt, welche jetzt notgedrungen auf den Dampf angewiesen sind. Reckenzaun geht aber noch weiter und tritt mit dem Vorschlage heran, den Accumulatoren auch auf Segelschiffen eine helfende Rolle anzuweisen.

Im Winter 1882/83 betonte Dr. Werner Siemens aus Anlaß des Unterganges der „Cimbria“ die Notwendigkeit, die Seedampfer mit elektrischen Signallichtern zu versehen. Es wurde ihm indessen nicht mit Unrecht entgegengehalten, die Elektricität bedürfe zur Erzeugung einer Kraft, die zwar an Bord von Dampfschiffen stets vorhanden sei, dafür aber auf Segelfahrzeugen gänzlich fehle. Diese wären also in eine ungünstige Lage versetzt und noch mehr als jetzt Zusammenstößen ausgesetzt, da das elektrische Licht alle anderen Lichtquellen förmlich tot mache und das Segelschiff außerdem nicht so manövrierfähig sei als ein Dampfer. Nach den allgemein gültigen Schiffahrtsregeln hat dieser dem Segelschiff auszuweichen. Wie soll er es aber anfangen, wenn seine Mannschaft wegen der blendenden Strahlen des elektrischen Lichtes die Signallichter des entgegenkommenden Segelschiffes nicht gewahrt?

Der Einwand erscheint dem jetzigen Stande der Dinge gegenüber höchst beachtenswert. Sobald aber die Accumulatoren Gemeingut geworden sind, verliert er jede Bedeutung. Nichts ist in der That, wie Reckenzaun treffend bemerkt, leichter als die Verstauung einer mächtigen Accumulatorenbatterie an Bord eines jeden Segelschiffes, zumal die Elektricitätssammler einen Teil des Ballastes ersetzen könnten. Man würde die Accumulatoren vor dem Absegeln laden und die im Verlaufe der Reise verbrauchte Elektricität dadurch leicht ersetzen, daß die Mannschaft bei schönem ruhigem Wetter, wo sie wenig zu thun hat, eine dynamo-elektrische Handmaschine dreht und die Accumulatoren wieder füllt. Überdies ließe sich durch Anordnung einer amerikanischen Windmühle an Bord des Schiffes die Thätigkeit der Mannschaft leicht ergänzen.

Ist der Stromvorrat an Bord ein genügender, so könnte die Elektricität nebenbei zu anderen Dienstleistungen herangezogen werden. Zu den schwersten Arbeiten des Seemanns gehört selbst bei mäßigem Winde das Steuern eines segelnden Vollschiffes, und diese Leistung übersteigt bei Sturm bisweilen die menschliche Kraft.

Darum finden die Dampfsteuerapparate auf Dampfschiffen immer mehr Eingang. Bei diesen Apparaten würde die Elektricität, schon weil sie viel rascher wirkt, den Dampf mit Vorteil ersetzen, und es wäre damit der mechanische Steuerapparat auch für Segelschiffe zugänglich gemacht.

Die in den Accumulatoren aufgestapelte elektrische Kraft könnte endlich die Schiffsräume beleuchten und damit die Feuersgefahr verringern, die Anker hissen, die Segel aufgeien, in Häfen die Krahne in Bewegung setzen und die geistestötende Pumpenarbeit übernehmen.

Zum Schluß wendet sich Reckenzaun an das in England so zahlreiche, bei uns leider noch zu wenig vertretene Geschlecht der Wassersportliebhaber. „Das Segeln," meint er, „gilt dem Engländer als der interessanteste Sport. Wie oft sehnt sich aber der von einer Windstille oder vom Sturm überraschte Jachtsmann nach irgend einer mechanischen Kraft, die ihm gestattet, wenn auch langsam, fortzukommen oder dem Winde besser Trotz zu bieten! Eine Hilfsdampfmaschine mit ihrem prosaischen Kessel und dem unvermeidlichen Kohlenvorrat würde die Schönheit und den Komfort eines Vergnügungsbootes unwiederbringlich zerstören, und die bloße Zumutung, eine Dampfmaschine an Bord zu nehmen, wäre für den echten Jachtsmann eine schwere Beleidigung. Eine kleine Dynamomaschine hingegen und einige unter dem Fußboden der Kajüte untergebrachte Accumulatoren, die zugleich den Eisen- oder Bleiballast ersetzen, möchten dessen Eigenliebe nicht verletzen und sein Boot nicht entehren."

So steht im Augenblicke, wo wir dies schreiben, die Frage der elektrischen Schiffahrt. Es fehlen indessen zur Verwirklichung des Ideals der Freunde dieses Betriebes noch zwei wesentliche Dinge: einmal bedarf es dazu der Anlage von Elektricitätsfabriken am Ufer der zu befahrenden Flüsse, Kanäle und Landseen. Die elektrischen Boote würden auf diesen Fabriken entweder die eigenen Accumulatoren neu laden oder ihre geliehenen Accumulatoren gegen frisch gefüllte etwa in der Weise umtauschen, wie es auf gewissen Bahnhöfen mit den Wärmflaschen geschieht. Die Anlage solcher Fabriken ist lediglich eine Geldfrage. Sie bietet keinerlei technische Schwierigkeiten mehr. — Sodann müssen die Accumulatoren noch manche Verbesserung erfahren. Diese Apparate lassen, wie bemerkt, in Bezug auf Umfang, Leistungsfähigkeit und Kostenpreis noch vieles zu wünschen übrig. Ist es nun anzunehmen, daß diese Verbesserungen nicht allzu lange auf sich warten lassen? Den unerhörten Fortschritten der Elektrotechnik gegenüber möchten wir in dieser Beziehung jeden Zweifel von uns weisen.





Die Gefahren im Leben der Vögel.

Von

Karl Müller.

Unzählig sind die Gefahren, welche unseren befiederten Lieblingen drohen. Keine Jahreszeit bietet ihnen völlige Sicherheit, keine Nacht nimmt sie in unbedingten Schutz. Wären sie nicht ein leichtlebiges Volk und Kinder des Augenblicks, wir würden dann weniger Heiterkeit und Frohsinn in ihrem Gebaren entdecken.

Wie die Menschen sich durch ihr wechselseitiges Verhalten eine große Summe des Leides zufügen, so bereiten sich auch die Vögel vielseitigen Schmerz untereinander. Der Kampf ist ihnen von der Natur verordnet in der Selbstsucht des Individuums, in den Bedingungen der Erhaltung und Ernährung, sowie in dem Fortbestehen der Arten, Familien und Geschlechter. Hier waltet das Gesetz der Macht und Gewalt, welches dem Starken den Sieg verleiht über den Schwachen.

Aber auch außerhalb ihrer gegenseitigen Beziehungen ist ihnen ein unausgesetzter Kampf beschieden, hier durch das Toben der Elemente, dort durch die List anderer Tiere, hier durch die Leidenschaft und den Egoismus der Menschen, dort endlich durch die fortschreitende Kultur mit ihren Veränderungen und Einrichtungen.

Es würde zu weit führen, wenn ich alle störenden Eingriffe in das Glück dieser beschwingten Wesen schildern wollte. Mein Zweck ist vielmehr darauf gerichtet, die Kräfte und Mittel ins Licht zu setzen, welche diese seelenbegabten Tiere zu ihrer Rettung, Erhaltung und zur Erreichung ihrer Ziele anwenden.

Wollte ich ab ovo im buchstäblichen Sinne beginnen, so würde ich schon eine Menge von Gefahren übergehen, welche die Vögel bis zum Stadium des Eierlegens überstanden haben. Ich versetze vielmehr den Leser zurück in die unwirtliche Jahreszeit.

Während die Zugvögel im Herbste oder Spätsommer in südlicheren Klimaten Schutz vor dem Winter suchten, blieben die Standvögel in der Heimat und unternahmen die Strichvögel zeitweise Wanderungen nach weniger entlegenen Gegenden, ihre Entschließungen von den jeweiligen Umständen abhängig machend. Der Winter tritt als harter Feind durch Schnee, Frost und insbesondere durch Glatteis und Rauhreif auf. Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß hoher Schnee mit anhaltend strenger Kälte nicht bloß zarteren Kleinvögeln unbedingt den Tod in ausgedehntem Maße bringen würde, wenn nicht in Städten und Dörfern, in Gehöften und an einzelnen zerstreut liegenden Häusern und Hütten die menschliche Hand absichtlich oder unwillkürlich Rettung böte. Aber in solcher Lage überwindet das Bewußtsein der Not und Gefahr die natürliche Furcht und Scheu. Der Ernährungstrieb macht sich selbst die ausgeprägtesten Charakterzüge bis zu einem gewissen Grade unterthan, er zähmt

und führt zu größerem Vertrauen zur Umgebung oder auch zur Gleichgültigkeit gegen sonst so sehr gemiedene Störungen.

Welch eine Summe der Kräfte wird da aufgeboten! Das Orts- und Erinnerungsgedächtnis führt zu bewährten Nahrungsquellen, das Bedürfnis der Gemeinschaft und gegenseitigen Unterstützung zu größerer Vereinigung; selbst die ungeselligen Arten nähern sich einander und verschmähen sogar nicht die Gesellschaft anderer Vögel. Da schärft sich Auge und Ohr, und die Unruhe treibt immer von neuem zur Auskundschaftung der Örtlichkeiten und Gegenden. Die Streifzüge erstrecken sich weiter nach dieser und jener Richtung. Die Untersuchungen werden genauer und sorgfältiger, die Signaltöne beim Sichtbarwerden des Räubers über ihnen ertönen zur Warnung der bunt durcheinander gewürfelten Schar wie der vereinzelt Wandelnden. Aber Hunger und Kälte verursachen neben der Mattigkeit der körperlichen auch die Abspannung der seelischen Kräfte, und diesen Zustand benutzen die wachsamen, gierigen Räuber in der Luft und auf der Erde im Hinterhalt. Es erfolgt Schlag, Sprung und Überfall nicht bloß von den jederzeit gefürchteten Feinden, sondern auch von denen, die ihre jetzt geweckte Mordlust unter der Miene des harmlosen Wandels verbergen. Die Bäche und Flüßchen frieren zu, und ein einziger abnormer Winter tötet im Gebirge samtliche Eisvögel, die sich nicht entschließen wollen, die Heimstätten zu verlassen. Wohl kommen auch diese ungeselligen Vögel in solcher Lage dicht zu den Häusern herein in Stadt und Dorf, gegen ihre sonstige Neigung, den Lauf des Flusses oder Baches nicht zu verlassen, aber gerade das ist ihr sicherster Untergang. Die Meisenarten, gewohnt ihre Streifereien in größeren und kleineren Gesellschaften durch Walddistrikte, Feld- und Hausgärten zu unternehmen, beweisen in der Not bewundernswerte Rührigkeit und großen Scharfsinn. Ihr Auge von fast mikroskopischer Schärfe vermag Insekteneier zu erspähen, die wir mit bloßem Auge tausendfach übersehen, selbst wenn wir Zweig und Rinde zur genauen Besichtigung vor das unbewaffnete Auge halten. Die Fähigkeiten des Schlüpfens durch die Zweige der Bäume und Büsche und die Spalten und Löcher der Mauern, Stämme und Äste, die Kunst des Turnens und die Unternehmung der verschiedenartigsten Stellungen beim Untersuchen der Örtlichkeiten, ihre Unermüdlichkeit der Arbeit, welcher ein unaustilgbarer Hang zur Unruhe zu Grunde liegt — alle diese Gaben und Thätigkeiten kämpfen mit Erfolg gegen die elementaren Feinde an, bis diese im Zusammentreffen verschiedener ungünstiger Umstände auch solchen zähen Widerstand ohnmächtig machen und teilweise zum tödlichen Ausgang führen. Weniger gefahrbringend ist die Ungunst des Winters denjenigen Strichvögeln, welche gleichsam den Übergang bilden zu den eigentlichen Wandervögeln durch Unternehmung weiterer Notreisen. Sie gehen eben der schlimmen Lage aus dem Wege und suchen anderwärts die milderen Striche der Niederungen auf, wo sich ihnen die Nahrungsquellen reicher erschließen. Es giebt kalte, schneereiche Winter, welche die nordischen befiederten Bewohner nötigen, als Gäste in milderen Klimaten des Kontinentes sich so lange aufzuhalten, bis ihre Heimat sie wieder ernähren kann. Die Leinfinken Norwegens und Schwedens und der Seidenschwanz geben zeitweise hiervon Zeugnis. Letzterer bleibt übrigens in kleinen Gesellschaften gewöhnlich unter solchen Umständen länger als Gast bei uns, als es nötig ist, sogar bis in das vorgeschrittene Frühjahr hinein, weil er sich an das Stromerleben nun einmal gewöhnt hat und bis zu einer gewissen Grenze dem Grundsatz huldigt: Ubi bene, ibi patria.

Die nordischen Gäste, welche uns in harten Wintern besuchen, um sich unter gemäßigtem Himmelsstrich vor Mangel und Not zu bewahren, zählen auch Vögel von bedeutender Größe unter sich. Es erscheinen Schwäne, Wildgänse, vielerlei Entenarten, welche einen großartigen

Überblick in der Erforschung des Terrains bekunden. In große Gefahr geraten diese Reisenden, wenn Glatteis bildender Regen ihre Schwungfedern in der Entfaltung hemmt und sie auf die Eisfläche der Fluren oder Wiesen niederfallen. Im Jahre 1879 fanden auf solche Weise Wildgänse und Trappen, wie wir uns überzeugten, ihren Untergang. Auch die Orkane sind vieler Vögel Feinde zu Wasser und zu Lande. Unter dem Wüten derselben werden Vögel verschlagen, so daß sie an Orten Zuflucht suchen, wo sie Menschen und Tieren zur Beute werden. In gar manchen Jahren, in welchen zu Ausgang des Winters orkanartige Stürme tobten, fanden wir gänzlich ermattete Möwen auf Dächern und Straßen der Dörfer in der Wetterau.

Ist die Reise der Zugvögel in die Heimat zurück an und für sich schon eine bewundernswürdige Großthat, so wird sie dies noch mehr durch die Gefahren, welche sie begleiten. Wohl hat sich allmählich, infolge der Gestaltung der klimatischen Verhältnisse, der Zug der Vögel konstant geartet, so daß es sich bei vielen Reisenden nur um eine Abweichung von wenigen Tagen handeln kann, wo die Heimkehr am Ziele erfolgt, aber es ist damit nicht gesagt, daß mit dem Tage der Ankunft auch unter allen Umständen die Bedingungen der Existenz gegeben seien. Die Schwankungen in der Witterung können ungeahnte Gefahren für die aus der Fremde Zurückgekehrten heraufbeschwören. Eine einzige Nacht, in welcher hoher Schnee fällt und darauf die Kälte steigt, verwandelt Hunderte der lebensfrohen Vögel in erstarrte Leichen, wie ich dies einigemal im April in Erfahrung gebracht habe. Da muß man nun den empfindlich überraschten Tierchen nachgehen, um zu sehen, welche Anstrengungen zur Erhaltung gemacht werden. Die geselligen Arten scharen sich zusammen und eilen jeder feuchten, quellenreichen Stelle der Wiesen zu, wo die Sonne zuerst den Schnee schmilzt, andere finden sich in Hausgärten zusammen und nehmen mit Abfällen zum Teil vorlieb, welche sie gestern noch verschmäht hätten. Kurzum, das Anbequemen an die mißliche Lage, das Schicken in die böse Zeit, der Kampf um das geliebte Dasein tritt unverkennbar hervor. Nur eins gelingt ihnen nicht, und dieser Mangel ist vieler Verderben: sie treten unter keinen Umständen den Rückweg an, und ich behaupte fest, sie können es nicht, sonst würden sie's thun.

Hier hat die Reflexion ihren unüberschreitbaren Markstein. Unsere kleineren ungeselligen Singvögel gehen sogar der elementaren Gefahr nach ihrer Ankunft nicht einmal auf entferntere Strecken zur Seite aus dem Wege, wie wir dies an Schnepfen wahrgenommen haben und zum Teil und in beschränkterem Maße an zusammengescharten kleineren geselligen Arten. Sie sterben lieber Hungers oder erfrieren, als daß sie das Weichbild ihrer Heimstätte verließen. Sogar unterwegs auf dem Zuge wanken und weichen die einzeln ziehenden kleineren Vögel nicht vom Rastplatze. Widrige Winde und Kälte bannen sie förmlich an Ort und Stelle, wo sie alle Kräfte aufbieten, um sich durchzuschlagen. Entsprechend dieser unwandelbaren Eigentümlichkeit hält sich ihre Reiserast an diejenigen Züge der Gegenden, wo ihnen am meisten Nahrung geboten ist, während ihr Zug oft in der Nacht über Höhen und unwirtliche Territorien sie führt. Ihr sicherer Spürsinn läßt sie an den geeignetsten und gesegnetsten Stellen einfallen und Gastrecht verlangen. Ohne diese Gabe könnten sie die elementaren Gefahren auf ihrer Reise nicht überstehen, und ohne die Fähigkeit, zugleich die Gelegenheiten zum Verbergen auszuforschen, würden Tausende mehr den Nachstellungen zum Opfer fallen.

Eine unberechenbare Gefahr droht den ziehenden Vögeln durch das weitverzweigte Netz der Telegraphendrähte, wie durch die Leuchttürme Tausenden von Wasservögeln der Tod bereitet wird. Die größeren Vögel, wie Kraniche, Wildgänse, Enten und andere mehr, berühren das Niveau der Telegraphendrähte auf ihren

Reisen nicht, aber die ausschließlich während der Nacht ziehenden Individuen, mögen sie nun, wie die Lerchenarten, zusammengeschart oder, wie unsere zarteren Sänger, vereinzelt und mit wenigen Gefährten vereinigt die Reise unternehmen, halten sich hauptsächlich in der ungefähren Höhe der Drähte. In der Dunkelheit oder Dämmerung, sowie bei Mondschein stoßen viele mit dem Kopfe, der Brust oder dem Flügel gegen die Drähte an und fallen entweder sofort tot zur Erde nieder oder werden gelähmt vom Raubzeug ergriffen, im günstigsten Falle nach mühsamem Kampf der Ernährung als heilbare Verletzte endlich wieder in den Stand gesetzt, sich in fördernder Weise fortzubewegen. Wollte man den Verlust an edlen Vögeln in diesem Falle unter die Rubrik von vereinzelten Erscheinungen setzen, so würde man sich sehr verrechnen. Es ist mitunter in bewegten finsteren Nächten, namentlich in den Frühlingsnächten, wo der Zug in stürmischem Drang von statten geht, ein Massenmord zu verzeichnen. Alljährlich kehren diese Erscheinungen in geringerem oder ausgedehnterem Maße wieder, und es wäre von besonderem Interesse, statistisches Material durch Bahnwärter und sonstiges geeignetes Personal zu sammeln, um zu ermessen, wie tief solche Umstände in das Leben unserer Zugvögel eingreifen. Nun habe ich nach dieser Richtung der den Vögeln drohenden Gefahren merkwürdige Beobachtungen gemacht, vor allem die, daß viele Vögel, durch eigenen Schaden oder durch den ihrer Gefährten klug gemacht, vor den Drähten sich erheben und ausweichen. Es wäre immerhin denkbar, daß gemäß des berechtigten Weiterschließens auf Grund dieser Erfahrung im Laufe der Zeit sich eine vererbende Gewohnheit herausbilden könnte, welche den Zugvögeln zur Sicherung dienen würde. An den Rebhühnern habe ich die Beobachtung in verschiedenen Gegenden gemacht, so auch bei Leipzig an der Dresdener Bahn, daß die Ketten jedesmal in der Nähe der Telegraphendrähte steil emporstiegen, um dieselben in doppelter, ja dreifacher Höhe zu überfliegen. Hier sind natürlich die Alten die Führer, und wenn die Jungen im Frühjahr paarweise sich absondern, fahren sie in gewohnter Weise als folgsame Kinder ihrer Eltern fort und leiten im Nachsommer und Herbst ihre eigenen Nachkommen zu demselben Verfahren an. Warum sollte nicht unter den Zugvögeln sich etwas Ähnliches durch das Beispiel entwickeln können? Vorzugsweise würde dies zunächst von gesellschaftlich ziehenden Vögeln gelten. Freilich wird die Nacht immerhin ein Hindernis der Durchführung dieses Verfahrens entgegensetzen. Aber das Ortsgedächtnis der Vögel ist ausgezeichnet und genau, und ihr Auge ist auch in der Dunkelheit auf eine gewisse Entfernung hinaus zur geeigneten Wahrnehmung befähigt, namentlich dann, wenn das Bewußtsein drohender Gefahr ihre Aufmerksamkeit verschärft und keine Sorglosigkeit aufkommen läßt. Hiermit wäre der erste Schritt zur allmählichen Herausbildung vererbender Gewohnheit gethan.

Alsbald nach der Ankunft in der Heimat beginnen neue Gefahren zu drohen. Im Drange der Minnelust schwingen sich die Sänger auf erhabene Zweige, ereifern sich im Wettstreit und in Minnekampf und Werbung und werden von der sausenden Eile des Falken oder Sperbers hier und da erfaßt. Oder die Eulen scheuchen die Schlafenden in der Nacht auf und schlagen sie mit ihren Fängen. Zank und Streit unter ihresgleichen wie gegen andere erschweren die Ansiedelung, die Behauptung des Stand- und Nistortes. Endlich wird mit der Herrichtung des Nestes begonnen. Da lauern die Schmarotzer Star und Sperling und mancher andere, von dem man es kaum denken sollte, und siehe, hier wird der fast vollendete Kunstbau des Edelfinken zerrissen, dort die Wohnung eines Höhlenbrüters in räuberischen Besitz genommen. Der Vogel sitzt über den Eiern. Da zerschlägt der Hagel Vogel und Eier oder ersterer weicht vom Neste, und es

häufen sich Schnee und Schloßen an und töten den Lebenskeim der Eier. Der Sturm wütet und reibt die Zweige aneinander, worauf das gequetschte Nest steht. Heldenmütig habe ich die frühnistenden Amseln und Drosseln mit der Not kämpfen und die Brut retten sehen; das Weibchen hielt aus im Brüten, und das Männchen trug rastlos die mühsam gesammelte Nahrung herzu.

Doch den Eiern drohen auch Gefahren von Eingriffen menschlicherseits. Die sogenannten Oologen dehnen ihre Liebhaberei in ihrer einseitigen Richtung zu einer solchen Leidenschaft aus, daß ihre Sucht, allerlei Subtilitäten zur Geltung zu bringen, nicht selten über die Grenze maßvoller Nestplünderung hinausführt und einen Anhang von Laientum, sogar die unverständigste Jugend, zur Anlegung von Eiersammlungen veranlaßt, welche die Ursache von zahllosen Zerstörungen der Bruten sind. Die Paare lassen sich die Wegnahme von dem einen und anderen Ei gefallen, werden aber der fortgesetzten Beraubung ihrer Leibesfrucht alsbald müde und verlassen das Nest. Nicht wenige Vögel dulden oder vertragen aber gar keinen Eingriff in ihr Familienheiligtum. Es ist nichts Leichtes, die Eigentümlichkeit der verschiedenen Vögel in dieser Beziehung zu ergründen und sich selbst in seinen Forderungen in den vernünftigen Schranken zu halten. Dem Spioniersystem der Eiersammler vermögen sich die Brutvögel durch ihre stille, verborgene Haltung, durch Niederdrücken in die Nestmulde und regungsloses Verharren selten gänzlich zu entziehen. Wo der menschliche Spürsinn mit der Raublust sich verbindet, da wird das Verborgenste entdeckt. Und der Mensch wird sofort klar über die Trugkünste des Brutvogels, welche die schleichenden Raubtiere wohl täuschen und ablenken können. Diesen gegenüber zeigt sich das Gebaren der Gefährdeten oft mit erstaunlichem Erfolg. Der kleine Vogel, welcher die lauernde Katze von der Brut ablenkt, indem er sich krank und lahm stellt und darin zuweilen sein eigenes Leben wagt, läßt den Beobachter mit Herzklopfen die Scene verfolgen und nach Erreichung des Zweckes gleichsam als Miterlösten in seiner Teilnahme tief aufatmen. Es ist ja einerlei, ob diese Arteigentümlichkeit ein Erbstück ist oder nicht, sicherlich offenbart es eine unmittelbare, auf tiefster Erregung beruhende seelische Hingebung, die von der Macht der Liebe und des Mutes zeugt und in Verbindung mit der List zum glänzendsten Triumph über raffinierte Schlauheit führt.

Mit der Zeitigung des Geleges steigert sich die Liebe des Brutvogels unverkennbar. Wiederum wächst dieselbe mit dem Flüggewerden der Kleinen. Die Besorgnis um Erhaltung der Nachkommenschaft geht als ein rührender Zug durch die Vogelwelt, wiewohl der Grad derselben hier und dort verschieden ist. Jetzt sind ja auch die Gefahren weit zahlreicher, und das wissen und fühlen die ängstlichen Beschützer. Wie viele Menschenhände strecken sich aus nach den Nestern, in welchen sich's lebendig regt; wie viele befiederte und unbefiederte Räuber richten ihre Sinne mit aller Spannung auf die zarten Leckerbissen; wie einflußreich sind die Witterungsverhältnisse auf Wachstum, Ausbildung und Gedeihen der Pflegebedürftigen! Hat die Natur schon Sorge getragen, den Kampf gegen Nässe und Kälte, diese Todfeinde der nackten Vögelchen, durch Steigerung der Brutwärme zur höchsten Höhe nach dem Ausschlüpfen der Jungen aus den Schalen zu unterstützen, so spendet sie ihre Mitgift in reichem Maße durch ausdauernde Kraft des Willens und der Thätigkeit. Die Alten sinnen ja auf nichts anderes mehr als auf Erfüllung der Aufgabe, wie sie den Jungen die beste Pflege und den sichersten Schutz gewähren können. Um keinen anderen Mittelpunkt dreht sich der Kreis ihrer Thätigkeit und Fürsorge. Erscheinungen, die früher nicht von ihnen beachtet oder gleichgültig betrachtet wurden, werden nun mit Mißtrauen beäugt und durch Warnungstöne

angekündigt. In nicht wenigen Fällen wäre es allerdings besser, die Alten schwiegen, denn gerade ihr Angstgeschrei und ihre häufig wiederholten Warnungstöne verraten nicht bloß dem Schlußvermögen des Menschen, sondern auch dem Verstande der Tiere das Dasein der Schützlinge. Doch hat andererseits wieder diese gute Absicht der Mahnung zur Vorsicht auch den guten Erfolg, daß die Gewarnten sich so klein und unsichtbar wie möglich machen und keine Bewegung wagen. Den Katzen gegenüber hilft jedoch gar oft auch diese Vorsicht nicht, denn sie kehren wieder desselben Wegs und entdecken schließlich das Nest mit seinem Inhalt. Gärten und Parkanlagen, welche edle Sänger herbergen, müssen deshalb in erster Linie vor dem Zutritt der Katzen gänzlich bewahrt bleiben. Sollte ein Häher oder eine Elster sich daselbst ständig niederlassen wollen, so dürfen auch diese nicht geduldet werden, weil sie mit einem Scharfsinn den Bruten nachzuspüren vermögen, der geradezu mit Ausrottung unserer empfindlichen Sängerarten droht. Diese Nestplünderer durchstöbern in Stunden, wo sie sich sicher fühlen, alle Bäume und Büsche, und ersterer, der Häher, versteht es so recht, sich mit der Miene der Gleichgültigkeit und gleichsam spielend zu nähern, um dann mit seinem derben Schnabel ein Vögelchen nach dem anderen davonzutragen. Verzweiflungsvoll ist das Jammergeschrei der Eltern, die herbeieilen und flügelschlagend den Feind umkreisen, sogar gegen ihn anprallen; aber der Mörder läßt sich dadurch nicht abschrecken und abhalten, alle Jungen bis aufs letzte zu rauben. Es kommt häufig vor, daß durch irgend welchen Anstoß hilflose Vögelchen aus dem Neste fallen oder, noch nicht rüstig geworden, sich zu früh hinauswagen. Unter solchen Umständen wird ebensosehr ihre Lage selbst eine schlimme als der Zustand der Pfleger ein verzweiflungsvoller und deren Sorge eine verdoppelte. Die Klugheit der erfahrenen Eltern lenkt die Entronnenen an solche Orte, wo Deckung ihnen Schutz gewährt, und dieser Bemühung kommt die natürliche Furcht entgegen, welche von selbst schon Zuflucht suchen läßt. Mit großer Sicherheit fördert bei der Fütterung im Auffinden der Schlupfwinkel, wo sich die Flüchtlinge verbergen, das Gehör die Ernährer. Wird den Verborgenen die genügend sättigende Menge von Nahrung zugetragen, so verhalten sie sich ruhig und empfangen die Gaben nicht mit dem verräterischen Geschrei oder Gezirp, als wenn der Hunger sie quält. Ist ihr Körper noch teilweise nackt und ihre Fortbewegung eine schwerfällige, so hängt es von günstigen Zufälligkeiten mancherlei Art, vorzüglich vom guten Wetter und den warmen Nächten ab, wenn sie glücklich durchkommen sollen. In den Brutstätten der Höhlenbrüter tritt die Gefahr nahe, daß die im hinteren Raume befindlichen schwächeren Geschwister von den kräftigeren älteren zurückgedrängt und demgemäß ihnen die Futtergaben gekürzt werden. Die listigen Sperlinge wenden dann ein merkwürdiges Mittel gegen flugbare Junge an, welche lauernd am Ausgang des Loches oder der Spalte sitzen und von da aus sich die Welt betrachten und den herbeikommenden Ernährern die Brocken abnötigen. Die Alten fußen in der Nähe der Brutstätte mit Futter im Schnabel und streichen unter zögerndem Flug und mit vielfach wiederholtem Locken dahin. Durch Vorenthaltung der Nahrung gierig gemacht, überwinden die Jungen die Trägheit oder den Mangel an Selbstvertrauen und fliegen endlich hinter den Alten her aus. Nun haben letztere Platz, um bequem die Zurückgesetzten zu versorgen und sie vor Nachteil zu bewahren. Gelingt den Alten der Versuch jenes listigen Anschlages nicht, dann zerren sie sogar, wie es auch die Zaunkönige thun, die Widerspenstigen heraus, indem sie dieselben, wie Eltern ihre bösen Buben, am Kragen packen. Ich habe mich am Anblick solcher durchdachten Thaten öfters wahrhaft ergötzt. Hier reden erlebte Erfahrungen, während anderwärts

oft unsichere Vermutungen oder ungenaue Beobachtungen täuschen. So haben wir durch sorgfältige Untersuchungen gefunden, daß man den Rohrsängern fälschlich ein Ahnungsvermögen zugeschrieben hat, welches sie veranlassen soll, der zukünftigen Brut vorsorglichen Schutz vor dem Hochwasser zu gewähren, indem sie ihre Nester um vieles in solchen Jahren, wo Überschwemmungen stattfinden, höher anlegten. Wäre diese Unterstellung richtig, dann hätten wir nicht vom Wasser überschwemmte Rohrsängernester an der Nidda zur Zeit der Brut entdeckt und den Stand derselben in trockenen wie in nassen Sommern hier hoch, dort niedrig gefunden. Wollte man überhaupt die Möglichkeit einer so lange vorausgehenden Ahnung zugeben, dann ständen wir vor einem wunderbaren Rätsel, das nicht gelöst werden könnte mit dem Hinweis auf das feine Empfindungsvermögen der Vögel in Bezug auf die meteorologischen Einflüsse, welches wohl ein Vorgefühl für nahe bevorstehende Veränderungen in der Atmosphäre haben kann. Täuschen sich doch die Zugvögel so oft, wenn die Frühlingsmilde sie früher als gewöhnlich heimwärts drängt und die Witterung zu ihrem Verderben nach einiger Zeit umschlägt. Eine solche prophetische Gabe, wie ihnen die Willkür und die Wundersucht substituiert hat, besitzen sie nicht. Anders ist's mit den Vorkehrungen, welche die Reflexion anordnet, um die Fortpflanzung zu ermöglichen und zu sichern. Die eingehenden Beobachtungen hierüber liefern Resultate, welche staunenerregend sind. Ein Paar des Gartenlaubsängers hatte an mehreren Orten eines längs der Mauer des Gartens gezogenen Boskets zu bauen begonnen, wurde aber jedesmal von Katzen, welche ihre Schleichwege auf der Mauer wandelten, gestört. Endlich entschlossen sich die gewitzigten Vögel, in der Krone eines freistehenden hohen Zwetschenbaumes ihr Nest anzulegen und ihre Brut so vor Nachstellungen zu sichern. Ebenso überwand die vorsorgliche Überlegung eines Paares der grauen Grasmücke die tiefgewurzelte Gewohnheitsneigung, in der Tiefe im Gebüsch zu nisten, und baute auf einer dreißigjährigen Linde in einer Höhe von acht Metern sein Halmennest. Zu derartigen Entschließungen kann nur ein starker Trieb bewegen, welcher nicht bloß der Erhaltung des Individuums, sondern auch in noch höherem Grade dem Zweck der Fortpflanzung und dem Schutz der Nachkommenschaft dient und sich selbst den ganzen Aufwand von Verstandesbefähigung dienstbar macht.

Auf gleiche Ursache ist das Verfahren der Schnepfe zurückzuführen, wenn sie ihre Kleinen der Gefahr entzieht durch Wegtragen derselben an geschützte Plätze, wozu sie ihre Ständer (Füße) gebraucht, zwischen welche sie allemal ein Junges nimmt. Wiederum hat man sich aber in Bezug auf eine Erscheinung im Leben der Schnepfe, welche mehrfach wahrgenommen worden ist, durch Überschätzung ihrer geistigen Befähigung hoch verstiegen. Es sind nämlich Schnepfen erlegt worden, welche starke Verletzungen an den Ständern trugen, die blutenden Wunden aber mit einem regelrechten Verband von eigenen Leibesfedern umgeben haben sollen. Mir wurde ein Schnepfenständer mit solchem Verbande vorgelegt, und in der That! der Kranz ineinander geflochtener Federn macht ganz den Eindruck eines chirurgischen Meisterwerkes, als dessen Bildner man den feinfühligen biegsamen Schnabel des Vogels als Vertreter einer Pincette vermuten möchte. Entwirrt man aber den Verband mit genauer Untersuchung, so verrät sich dem bewährten Blick des Vogelkenners die natürliche zufällige Gestaltung des Verbandes. Die angeschossene Schnepfe mit ihrem verletzten oder zerbrochenen Ständer ist genötigt, sich auf den Bauch zu legen. Dabei wird die blutende Wunde in Berührung mit den Federn gebracht, welche festkleben und beim Aufstehen des Vogels ausgerissen werden. Die Wunde blutet nach, und so gesellen sich immer mehr Federn hinzu, welche die verschiedensten Lagen um den Ständer herum einnehmen. Und nun ist

es immerhin möglich, daß die abstehenden Federn mit Hilfe des Schnabels beigedrückt werden, denn die Vögel mögen auch im Gefieder des Körpers keine abstehende Feder leiden und bekunden darin viel Ordnungssinn. So hätten wir denn hier keinen absichtlichen, sondern nur einen zufälligen Heilkünstler vor uns, eine durch die gewöhnlichsten Gesetze bewirkte Reaktion gegen die drohende Gefahr des Unterganges. Der Schaden heilt denn auch ganz vortrefflich aus.

Im Familienleben der Schwalben treten Gefahren auf, welche die besorgten Eltern zu außerordentlichen Unternehmungen veranlassen, um ihre Jungen zu schützen und zu retten. Ich habe eine That der Haus- oder Mehlschwalbe verzeichnet, welche von hohem Interesse ist. Das Nest war durchbrochen worden und die Insassen fielen zu Boden. Zwei dieser hilflosen Schwälbchen wurden auf ein angenageltes Brett an der Stelle des verunglückten Nestes gesetzt, wo die alten Schwalben sie fütterten. Doch fielen die Kleinen mehrmals herunter und mußten von dem Hausbesitzer immer wieder zur Höhe gebracht werden. Was thaten nun die fürsorglichen Alten? Sie bauten emsig eine Wölbung in der Form des Schwalbennestes mit feuchter Erde um die Jungen herum auf und ließen ein Schlupfloch, durch welches sie sich zur Fortsetzung der Pflege zu ihren Schützlingen begaben. Es war kein vollkommenes Nest, sondern nur ein Stückwerk, aber doch genügend, um das Niederfallen der Jungen gänzlich zu verhüten.

Unübersehbare Fälle gänzlicher Vernichtung erdständiger Bruten werden durch Sense und Sichel in Wiesen und Feldern herbeigeführt. Werden auch die Köpfe der brütenden Vögel und der Nestjungen nicht abgeschnitten, so werden die Nester doch bloßgestellt und der Entdeckung durch Feinde preisgegeben. Da stolziert der Storch oder Reiher in den Wiesen auf und ab und spießt mit dem Bajonettschnabel die jungen Vögelchen als willkommene Findlinge auf; die Krähen durchschreiten Flur und Au und betrachten die entdeckten Nestlinge oder noch nicht flugfähigen Entronnenen der Brut als einen Raub, der besonderer Durchforschung des Ernährungsgebietes höchst wert erscheint. Da flattert und klagt und warnt es über den entblößten Brutstätten, und die Elternliebe müht sich vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag ab, die Gefahren abzuwehren und die Kleinode zu retten. Wären die nachdrücklichen Waffen nur gegeben, es rauschten Adlerflügel nieder, und Adlerfänge grüben sich ins Fleisch der Feinde ein.

Aber wo ist zur Zeit der Vogeljungenpflege keine Gefahr, und wo bietet die Besorgnis und die verzweiflungsvolle Liebe nicht Rührendes und Opferwilliges auf? Dort sitzt der mordglühende Kater am Starenkasten und greift mit der ganzen Länge seines Vorderlaufes hinab in die Tiefe, um mit den scharfen Krallen einen schneckenfetten Nestling nach dem anderen heraufzuholen. Die alten Vögel toben verzweiflungsvoll um ihn her und verursachen in der ganzen Starennachbarschaft einen großen Tumult, der schon hundertmal menschliche Retter herbeigeführt hat, aber auch ebenso oft und noch öfter die schwarze That des mörderischen Eingriffes nicht verhütet. Das Starenweibchen wagt sich zuweilen in seiner Verzweiflung so nahe an die Katze heran, daß es von ihr mit dem Schlag der Pfote erhascht und im Gebiß davongeschleppt wird.

Unberechenbar ist die Zahl der jungen Vögel, welche im Walde von feindlichen Nestplünderern ausgehoben werden. Menschen und Tiere stellen ihnen nach, erstere mit dem Erfolg ihrer Erfindungsgabe, letztere mit den scharfen Waffen ihrer Sinne und natürlichen Werkzeuge. Die Gefahren lassen nicht nach, wenn sie ausgeflogen und von den Eltern geführt und angeleitet werden. Da rastet die elterliche Sorge den ganzen Tag nicht.

Eine stille, aber teilweise auch gefahrvolle Periode ist die Zeit des Federwechsels, wo sich der Vogel nur schwer-

fällig fortbewegen kann und zuweilen eine unverkennbare Mattigkeit sich seiner bemächtigt. Unsere Sänger halten sich darum im Bewußtsein ihrer Schwäche meistens im Dunkel dichter Gebüsche und Bäume. Ist durch bedeutenden Säfteverbrauch das neue Gefieder gebildet, dann kommt der Herbst mit seinem Beeren- und Samenreichtum und lockt viele auf der Vorwanderung begriffene Vögel zur reichgedeckten Tafel ein. Aber auch der Sprenkel und das Schlaggarn lauern unter oder hinter dem Köder. Der Mehlwurm zappelt und verführt die Rotkehlchen, von denen die erfahrenen alten jedoch über die Trugkünste der Vogelsteller oft glänzend siegen, indem sie nicht auf das Stellholz springen, sondern in schwebendem Flug den Mehlwurm oder die Hollunderbeeren wegschnappen. Die Gefangenen haben zuweilen im Garn oder am Sprenkel das traurige Los, daß die lüsterne Spechtmeise ihnen das Gehirn aushackt.

Am Bach lauert der Finkenfänger und thut einen erfolgreichen Zug nach dem anderen auf der Tränke. Stieglitze, Zeisige, Edelfinken, Grünlinge und Grauhänflinge werden in die Säcke gestopft und in den Handel gebracht. Das Gesetz schützt sie wohl dem Worte, aber noch lange nicht der That nach. Nicht anders verhält es sich mit dem Lerchenfang. Noch immer werden Tausende dieser Sänger unserer Fluren im Herbste mit den Lerchengarnen zur Befriedigung der verwöhnten Gaumen gefangen. Vom Volke werden im Sommer die Bruten geschützt und möglichst geschont, und im Oktober werden ganze Massen auf die Tafeln bevorzugter Gourmands geliefert. Kein anderes Verhältnis stellt sich uns beim Drosselfang in Dohnen und auf Herden dar. Nicht einmal die edlen Singdrosseln und Schwarzamseln werden geschont. Aber was sage ich: nicht einmal diese — nein, auch die Meisen, die Finken, die Rotkehlchen finden ihren Tod in den Schlingen, welche in den Dohnenschneißen gelegt sind. Teils spielt hierbei der Zufall seine Rolle, wie bei den Meisen, teils locken die Vogelbeeren nützliche Vögel an.

Und doch würden alle diese geschilderten Gefahren sicherlich keine empfindliche Abnahme unserer beliebten Vögel im Gefolge haben, wenn nicht ein Massenmord in der Fremde ihrer harrte, der alle Feindschaft in der Heimat gleichsam als Kinderspiel erscheinen ließe. Denn auch die alles beleckende Kultur rottet unsere Lieblinge nicht aus. Vertreibt sie mit ihrem Wechsel und ihren eingreifenden Veränderungen hier wählerische, auf die Bedingungen ihrer Niederlassungen eigensinnig bedachte Arten, so schafft sie ihnen an anderen Orten wieder desto geeignetere Aufenthalts- und Nistplätze. Jeder weiß, was die Staren- und Meisenkasten zur Vermehrung dieser Vögel beigetragen haben. Die Lohbereitungen durch junge Eichschläge, die dichten Unterwuchs bieten und durch Verjüngung immer wieder hüben und drüben, da und dort in solchen Gegenden, wie in einem Teile des hessischen Odenwaldes, neue Schutz- und Hegstätten bilden, sind der Ansiedelung der Nachtigallen und einer großen Anzahl von anderen edlen Sängern durchaus günstig. Die Anlegung von Lustgärten mit ausgedehntem Gebüsch edler Straucharten fördern ungemein die Vermehrung unserer Singvögel. Jene Mordgegenden Italiens aber spotten aller unserer Heg- und Schongesetze, aller Sorgfalt in der Bemühung, dem Gedeihen der Vögel Vorschub zu leisten. Von uns kommen die Wanderer wohlgenährt dort an, mästen sich noch vollends durch den Genuß der Südfrüchte und finden endlich großenteils den Tod durch das unterhaltende, von der Leidenschaft der Liebhaberei oder der verächtlichen Gewinnsucht ersonnene Treiben der Vogelstellerei. In diesem Unfug wurzelt das Hauptübel, welches unsere Singvögel von jeher in so ausgedehntem Maße decimierte; in der Abstellung desselben durch Übereinkunft der Regierungen würde ein bedeutender Schritt der Humanität, eine That der Civilisation, eine Kundgebung idealer Anschauung, zugleich

aber auch ein recht praktisches, dem wirtschaftlichen Leben Segen bringendes Werk vollbracht werden.

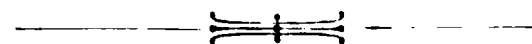
Für einen internationalen Vertrag Deutschlands mit Italien und überhaupt für eine Übereinkunft der europäischen Länder untereinander zum Schutz der nützlichen und herzerfreuenden Vögel sind wir seit Jahrzehnten in unseren Schriften bereits nachdrücklich eingetreten. Neuerdings haben wir uns aber leider auch veranlaßt gefunden, gewissen Bestrebungen innerhalb unseres Vaterlandes entgegenzutreten, die sowohl von dem so leicht irreleitenden Schließen von einzelnen Erscheinungen auf die Allgemeinheit als auch von einer gewissen ansteckenden Ausrottungssucht im Dienste einseitiger Interessen materieller Art oder gepflegter Liebhaberei Zeugnis geben. Ein Vernichtungskrieg wurde gegen den Eisvogel und die Wasseramsel in Scene gesetzt, weil man dem Wahne sich hingab, diese beiden Vogelarten schädigten in enormer Weise den Fischbestand, dort allgemein, hier im Gebirge. Der Kasseler Fischereiverein setzte Prämien für solche erlegte Vögel aus im Betrage von fünfzig Pfennigen für ein Exemplar, gerade so viel, als er für einen eingelieferten Fischreiher ausgab! In dem Jahresberichte paradierte die Angabe eines Mannes, der in Jahresfrist ein paar Hundert Eisvögel vertilgt hatte und sich dessen noch rühmte.

Das Schicksal der Wasseramsel, dieses unvergleichlich liebenswürdigen Bewohners unserer Gebirgsgewässer, fiel mir schwer aufs Herz, denn man berief sich auf meine im Frühjahr 1879 gemachten Beobachtungen, welche die Fischnahrung dieses Vogels im Freileben zum erstenmal untrüglich feststellte. Diese Beobachtungen fanden bei Hochflut statt, wo sonstige Nahrung fehlte. Mein gefordertes Gutachten aber sollte in Verbindung mit anderen wirksamen Bemühungen den Ruf des geächteten Vogels in der Folge eines größeren Gefechtes wenigstens in so weit retten, als die Prämie für seinen Leichnam durch eine Generalversammlung nebst der auf den Eisvogel ausgesetzten fast einstimmig aufgehoben wurde. Die Missethaten beider Vogelarten an den Fischen sind bei weitem nicht so eingreifend und schädigend, daß sie für vogelfrei erklärt werden müßten. Jedem tüchtigen Ornithologen stehen ob der beklagenswerten Verirrungen, ob jener grausamen Maßregeln die Haare zu Berge.

Über die vor mehreren Jahren aufgetauchte Anregung zur Verfolgung unserer Schwarzamsel ist die gesunde Vernunft zur Tagesordnung übergegangen, und die zu Berg gestiegenen Haare haben sich wieder glatt gelegt. Wie es unter den Menschen Raubmörder giebt, um deren willen man die ganze Menschheit doch wahrlich nicht verdammen und in gleicher Eigenschaft brandmarken darf, so giebt's unter den Amseln und Staren Plünderer an nackten Vögelchen der Nester, ohne daß darum die ganze Art polizeilich oder gerichtlich verfolgt werden dürfte.

Nun gar die Spechte, über die das Anathema von gewisser Seite verhängt wurde, welche sie als Verwüster des gesunden Holzes, als Waldverderber kennzeichnete! Auch hier haben Trugschlüsse zu Verirrungen geführt, die zu guter Zeit durch schlagende Vernichtung hoffentlich auf Nimmerwiedersehen besiegt wurden.

Sind solche Unternehmungen gegen das Leben gewisser Vögel, ja gegen das Fortbestehen ihrer Art nicht verhängnisvolle Gefahren? Nicht bloß die leidenschaftlichen und egoistischen Bestrebungen, sondern auch die kolossalsten Irrtümer der Menschen sind der Vögel Feinde. Solchem Feinde gegenüber aber vermag die Gegenwehr der immerhin beschränkten Geschöpfe nicht lange erfolgreichen Widerstand zu leisten.





Eine

handelspolitische Mission beim König von Siam.

Von

Karl v. Scherzer.

Zu den ostasiatischen Reichen, mit welchen die österreichisch-ungarische Seeexpedition, die am 18. Oktober 1868 aus dem Hafen von Triest auslief, Handels- und Schiffahrtsverträge abzuschließen bestimmt war, gehörte auch das Königreich Siam. Das kleine Geschwader, welches aus der Schraubenfregatte „Donau“ und der Schraubenkorvette „Friedrich“ bestand, hatte den Befehl erhalten, unterwegs einige Häfen an der afrikanischen Nordwestküste anzulaufen, mehrere Punkte der Kapkolonie zu besuchen und endlich in Singapore diejenigen Mitglieder der Gesandtschaft aufzunehmen, welche den Überlandweg einschlugen und erst einige Monate später mit einem der regelmäßigen Lloyddampfer über Suez der Expedition gefolgt waren. Unter diesen Nachzüglern befand sich auch der Schreiber dieser Zeilen, welchem als Leiter des handelspolitischen und wissenschaftlichen Dienstes der Expedition zugleich die Mission zu teil geworden war, den Kanal von Suez in seiner ganzen Ausdehnung zu bereisen und über den Stand des Unternehmens eingehend zu berichten. Es geschah dies am Vorabend der Eröffnung jener neuen Wasserstraße, welche seither im Weltverkehr so gewaltige Veränderungen hervorgerufen hat.

Da zu jener Zeit die Gegner Lesseps' die wunderlichsten Gerüchte über die Mangelhaftigkeit der Kanalanlage in Umlauf gesetzt und das ganze Unternehmen geradezu als „Schwindel“ bezeichnet hatten, so wollte der damalige österreichische Reichskanzler Graf Beust vorerst die zuverlässigsten Auskünfte sich verschaffen, bevor er die Verantwortlichkeit auf sich lud, seinem Souverän die persönliche Teilnahme an dieser von Ägypten und der Türkei mit echt orientalischem Pomp in Scene gesetzten Eröffnungsfeierlichkeit zu empfehlen.

Ich bereiste an der Seite eines tüchtigen jungen Technikers, des Oberingenieurs Herrn A. Gentilli, den Kanal nach allen Richtungen, und da der offizielle Zweck unseres Besuches nicht unbekannt blieb,

so wurde uns nicht allein die auszeichnendste Aufnahme zu teil, sondern Herr v. Lesseps sowie seine leitenden Ingenieure, die Herren Voisin-Bey, Lavalley, Borel und Laroche bemühten sich zugleich, uns von Port Said bis Suez, der ganzen Strecke entlang, teils zu Boote, teils zu Pferde persönlich als belehrende Führer zu dienen.

Nach einem fast dreiwöchentlichen Aufenthalt am Isthmus, während welchem ich einen gründlichen Einblick in die Großartigkeit des mit ebensoviel Geschick als Gediegenheit durchgeführten Unternehmens und in die glänzende Zukunft desselben gewonnen hatte,* schiffte ich mich in Suez nach Bombay ein, bereiste noch einen Teil von Vorderindien und landete endlich am 4. März 1869 in Singapore; leider viel zu früh, um mit den Expeditionsschiffen zusammenzutreffen, deren Ankunft nicht bloß wegen eines längeren Aufenthaltes am Kap der guten Hoffnung, sondern auch aus dem Grunde so lange sich verzögerte, weil der Kommandant den Befehl hatte, so viel als möglich von der Segelkraft Gebrauch zu machen und nur in den nötigsten Fällen des Dampfes sich zu bedienen.

Singapore ist zwar einer der merkwürdigsten Punkte des malaiischen Archipels, weil daselbst die verschiedensten Rassen Asiens sich zusammenfinden, um ihre mannigfachen, teils kostbaren Produkte zu tauschen, und dadurch dem Ethnographen wie dem Volkswirt eine ganz ungewöhnlich günstige Gelegenheit zu den interessantesten Forschungen geboten wird; allein ich kannte die Insel bereits von einem früheren längeren Aufenthalt her und war durch fortwährendes Unwohlsein in eine so gedrückte Stimmung geraten, daß ich trotz der wärmsten Freundschaftsbezeigungen, welche mir von der deutschen Kolonie zu teil wurden, recht herzlich froh war, als endlich durch das Eintreffen des österreichischen Geschwaders die Stunde meiner Erlösung schlug.

Am 22. April 1870 gingen wir bei herrlichstem Wetter und frischem Winde unter Segel und erreichten am 27. April gegen Sonnenuntergang die Mündung des Menam,* in der Schiffahrt gemeiniglich Paknam Roads genannt, früher nächst Kanton der besuchteste Handelshafen des östlichen Asiens. Hier befindet sich jene berüchtigte Barre, welche der Schiffahrt so große Hindernisse in den Weg legt und selbst bei Hochwasser nur Fahrzeugen von zehn bis zwölf Fuß Tiefgang die Passage gestattet, während in Bangkok, welches über vierundzwanzig Seemeilen von der Mündung des Menam entfernt liegt, der Fluß wieder fünfundzwanzig bis dreißig Fuß Tiefe hat. Trotz der vielen Unbequemlichkeiten und des geringen Schutzes, welchen die von der siamesischen Regierung bisher so arg vernachlässigte Reede bietet, lagen doch über zwanzig europäische Kauffahrer daselbst vor Anker.

Bald nach unserer Ankunft kam die Nachricht, daß der kleine Regierungsdampfer, welcher die Mitglieder der Gesandtschaft nach Bangkok zu bringen den Befehl hatte, im Laufe des nächsten Tages anlangen werde. In der That wurde mit einer bei asiatischen Völkern ganz ungewöhnlichen Pünktlichkeit am 29. April gegen Abend ein Regierungsdampfer in Sicht gemeldet, welcher bald darauf ganz in unserer Nähe vor Anker ging und den österreichischen Konsul sowie die Abgesandten der Regierung, darunter den Ceremonienmeister des Königs, Prasitama-san, an Bord hatte.

Die Siamesen machten dem Gesandten, Contreadmiral Freiherrn v. Petz, welcher zugleich Befehlshaber der Escadre war, sofort ihren Besuch und überreichten in nicht weniger als zweiundvierzig Körben Tropenfrüchte und Knollengewächse (Yams, Batate u. s. w.) in solcher Fülle, daß die ganze Schiffsmannschaft daran sich zu erquicken im stande war.

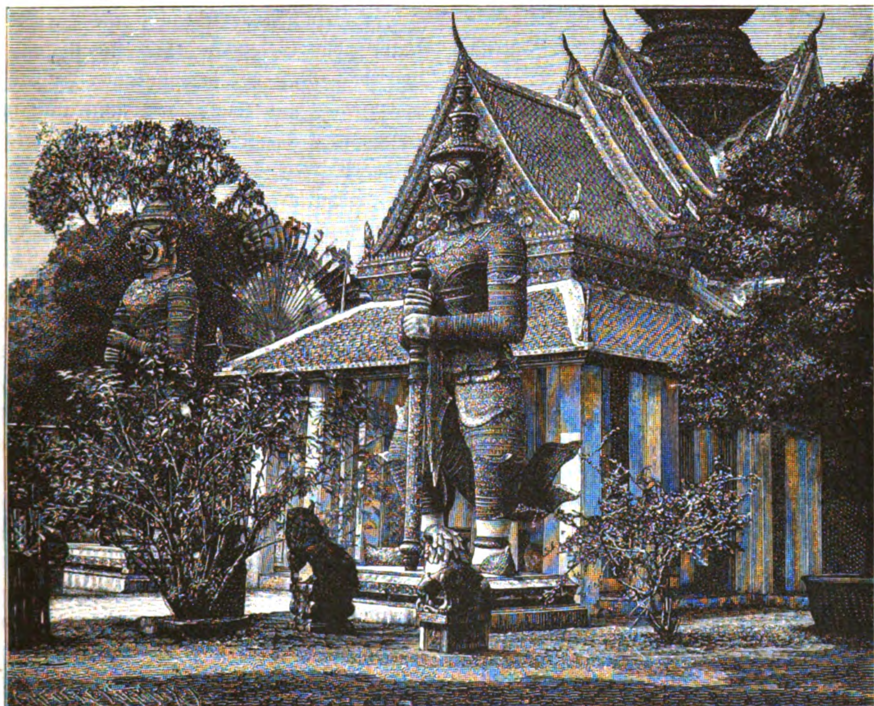
* Ein umfassender technischer Bericht über unsere Mission am Isthmus von Suez, mit zahlreichen Plänen illustriert, befindet sich im Archiv des k. k. Handelsministeriums in Wien.

* Siamesisch: „Mutter der Gewässer."

Die neuen Ankömmlinge waren gar wunderliche Erscheinungen, in goldgestickte Gewänder gehüllt, aber barfuß; intelligente, gutmütige Gesichter, aber der Mund durch die gefeilten, von dem beständigen Betelkauen schwarz gefärbten Zähne derart entstellt, daß der erste Eindruck eher ein widerlicher als ein angenehmer sein mußte.

Am nächsten Morgen gegen sieben Uhr fuhr die Gesandtschaft mit einer Leibwache von vierundzwanzig Mann und einer kleinen Musikbande in dem kleinen Regierungsdampfer den Menamfluß aufwärts, welcher, fast breiter als der Rhein, die Ufer mit dem üppigsten Grün bedeckt, im Laufe der Fahrt die reizendsten Landschaftsbilder zeigte. In Paknam, der ersten siamesischen Niederlassung, wurde einen Moment lang angehalten, um dem Gouverneur die gewünschte Gelegenheit zur Begrüßung des Gesandten zu bieten, welche indes nebst zahlreichen stummen Verbeugungen eigentlich nur darin bestand, daß neuerdings einige vierzig Körbe mit Früchten aller Art an Bord gebracht wurden.

Gegen ein Uhr erreichten wir Bangkok,* die schon so oft beschriebene, wegen ihrer zahlreichen, mit dem Menamflusse in Verbindung stehenden Kanäle nicht ganz mit Unrecht das Venedig des Ostens genannte Hauptstadt des siamesischen Königreiches.



Eingang in einen siamesischen Tempel.

Als wir, vom Minister des Äußeren empfangen, ans Land stiegen, traten die Wachen ins Gewehr, die österreichische Flagge wurde gehißt und von einer siamesischen Musikbande die so weltbekannte choralartige Haydnsche Volkshymne vortrefflich gespielt.

Das Gesandtschaftshotel, am rechten Ufer des Menam dicht neben dem Palais des Ministers des Äußeren gelegen, war ganz neu erbaut, mit vielem Geschmack eingerichtet und zeigte, daß der einhei-

* Eigentlich „Stadt der wilden Olivenbäume“.

mische Architekt die Anforderungen an ein gemächliches europäisches Wohnhaus mit den eigentümlichen Einrichtungen, welche ein tropisches Klima erheischt, gar wohl zu vereinbaren verstand. Das Hauptgebäude war mit den Nebengebäuden durch Veranden verbunden, wodurch der Eindruck des Ganzen an Einheit und Zierlichkeit gewann. Während unseres ganzen Aufenthaltes waren wir die Gäste der siamesischen Regierung und wurden in jeder Hinsicht in wahrhaft königlicher Weise bewirtet. Alle Speisen waren nach der besten europäischen Art zubereitet; nur die prachtvolle Blütenfülle, welche täglich auf der Tafel prangte, sowie die edlen Früchte, die den Nachtisch zierten, erinnerten daran, daß wir uns in den Tropen und zwar im Lande der duftigsten Blumen und der köstlichsten Früchte befanden.

Nach beendeter Tafel brachten jeden Tag siamesische Diener kleine zierliche Säckchen mit duftenden Blüten, welche bald der eine, bald der andere Minister mit dem Wunsche überschickte, die Herren der Gesandtschaft möchten diese Säckchen des Nachts unter ihr Kopfkissen legen, damit sie gut schliefen und angenehme Träume hätten. Die von den Frauen des königlichen Harems gepflückten und in elegante seidene Säckchen gefüllten Blüten hatten aber einen so penetranten Geruch, daß dieser für Europäer weit eher einen heftigen Kopfschmerz als einen sanften Schlaf hätte zur Folge haben müssen.

Der erste Besuch galt dem Premierminister, welcher infolge der Minderjährigkeit des Königs seit kurzem zugleich den Titel eines Regenten des Reiches führte. Chau Phaya Sri Suriwongse Samuha Phra Kalahome war ein Mann von großer Energie und Tüchtigkeit, welcher die Geschicke des Reiches seit Jahren mit großer Gewandtheit leitete und dem eine seltene Lauterkeit des Charakters und ein ungewöhnlicher Freimut nachgerühmt werden muß.*

Wir wurden am Eingange des sehr weitläufigen Ministerhotels vom Privatsekretär des Regenten, einem Engländer Namens Bateman, empfangen, welcher nebenbei als Zollhausinspektor fungierte. In der Vorhalle kauerte eine große Anzahl von Sklaven auf dem Boden, die eintretenden Fremden voll Neugierde begaffend und die Vorgänge im Empfangssaal, dessen Thüren weit offen standen, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgend.

Der Besuch dauerte kaum eine Viertelstunde; das Gespräch erhob sich niemals über das Maß der gewöhnlichen Höflichkeitsphrasen und zeigte, daß man auch in Siam schon die Kunst verstand, mit sehr vielen Worten äußerst wenig zu sagen. Mir persönlich aber hatte der Besuch die Genugthuung verschafft, zu sehen, daß die Beschreibung der Novarareise in englischer Übersetzung in der Bibliothek des Regenten sich befand und daß dieser über die Aufgaben und Leistungen jener maritimen Expedition sehr genau unterrichtet war.

Am 4. Mai — der Tag war von den Staatsastrologen als ein günstiger bezeichnet worden — fuhren wir in großen, hundertzwanzig Fuß langen, mit phantastischen Figuren verzierten Staatsbarken nach dem königlichen Palaste am linken Flußufer. Dieselben waren, von vierundzwanzig Ruderern geführt, von innen und außen reich vergoldet und zum Schutze gegen die Glut der Tropensonne mit einem Dache aus rotem, goldverbrämten Sammet versehen. Am Landungsplatze, wo königliches Militär Spalier bildete, wurde der Gesandte vom obersten Richter empfangen und nach einem mit

* Schon Sir John Bowring rühmt diese Eigenschaften an dem Premierminister und nachmaligen Regenten, indem er von ihm sagt: „His personal character is to me an object of much admiration. He is the most distinguished man of the greatest family in the Empire. He has again and again told me, that if my policy is to save the people from oppression and the country from monopoly, he shall labour with me and if I succeed my name will be blessed to all ages. . . He unveils abuses to me without disguise and often with vehement eloquence. If he prove true to his profession he is one of the noblest and most enlightened patriots the oriental world has ever seen." Vergl. The Kingdom and people of Siam. London, J. W. Parkers Son, 1857.

Teppichen belegten Saale des sogenannten „internationalen Gerichtshofes“ begleitet, woselbst Thee gereicht wurde, während die Artillerie die üblichen Salutschüsse abfeuerte.

Hierauf ging es in feierlichem Zuge, welcher sich trotz der stechenden Sonnenhitze auf großen Umwegen ungemein langsam fortbewegte, nach dem Hauptthore des königlichen Palastes. Die Mitglieder der Gesandtschaft wurden in bequemen Palenkins getragen, über welche Eingeborene große rotseidene Schirme hielten; die übrigen Herren des Gefolges hatten kleine, elegant gesattelte Pferde bestiegen. Was man gemeinhin Palast des ersten Königs nennt, ist in der That nur ein unabsehbarer Komplex von Buddhatempeln, Pagoden, Priesterwohnungen und Kasernen, in welchem der eigentlichen Residenz des Königs der verhältnismäßig geringste Raum zugemessen erscheint. Am Haupteingang war nebst Militär eine Anzahl großer Elefanten in prachtvollster Sattelung aufgestellt, wie dies bei besonders feierlichen Anlässen in Siam Sitte zu sein pflegt.

Der Minister des Äußeren empfing uns und führte uns nach einer einfachen Halle, in welcher wir neuerdings eingeladen wurden, etwas auszuruhen und einige Erfrischungen zu uns zu nehmen.

Bald darauf meldeten Fanfaren, daß Se. Majestät der König bereit sei, uns zu empfangen. Vom Regenten geleitet, betraten wir nun den Thronsaal, einen kirchenartigen Bau, welcher durch den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Ausschmückung, sowie durch die eigentümliche Gruppierung der Versammlung einen überraschenden Eindruck machte. Wohl Hunderte von Siamesen, Prinzen* und hohe Würdenträger, lagen am Boden buchstäblich auf dem Bauch und prosternierten sich vor ihrem Herrscher. Im Hintergrunde stand auf einer Erhöhung von zehn bis zwölf Fuß der Thron, auf welchem der jugendliche, kaum sechzehnjährige König Prabaht Sombetch Pra Paramindr Mahah Chula Long Korn Klow saß, regungslos wie eine Statue. Unterhalb des Thrones befand sich ein mit kostbaren Stoffen bedeckter Diwan. Links und rechts lagen die Minister auf Teppichen, jeder eine Betelbüchse aus getriebenem Gold mit den verschiedenen Kauingredienzien vor sich. Neben und hinter dem Throne kauerten gleich den übrigen Siamesen die nächsten Verwandten des Königs; für die Mitglieder der Gesandtschaft waren in der Mitte des Saales, etwa zehn Schritte vom Thron entfernt, große breite rotseidene Kissen vorbereitet, auf welche wir uns nach orientalischer Sitte, nicht ohne einiges Unbehagen, niederließen.

Der Gesandte verbeugte sich nun dreimal, indem er zugleich jedesmal einige Schritte nach vorwärts sich bewegte, und richtete an den König die übliche Ansprache. Dieser erhob sich hierauf von seinem Throne, legte sich auf den Diwan und erwiderte im Siamesischen einige verbindliche Worte, wie er sie mit geringen Variationen wohl schon unzähligemal gesprochen haben mochte. Nun trat der Gesandte neuerdings vor und überreichte seine Rede, worauf der König seine Antwort in siamesischer und englischer Sprache gleichfalls dem Gesandten einhändigte.

Es folgte jetzt eine kurze Konversation über die lange beschwerliche Reise, die Gesundheit des Gesandten und seines Gefolges u. s. w., worauf der König den Audienzsaal verließ.

Die schlanke Gestalt des jungen Herrschers, seine sympathischen Gesichtszüge, sein ungezwungenes Wesen, seine eleganten Manieren machten auf uns alle den gleichen Eindruck der Überraschung und der Bewunderung. Wäre nicht auch der königliche Mund durch das Betelkauen etwas entstellt, so müßte der König von Siam sogar als eine schöne Erscheinung bezeichnet werden.

* Um einigermaßen ermessen zu können, wie groß die Zahl derer ist, welche sich königlichen Geblütes rühmen mögen, sei hier bemerkt, daß der 1868 verstorbene König nicht weniger als neunundzwanzig Söhne und dreiunddreißig Töchter hinterließ.

In einem benachbarten großen oblongen Saal wurde im Beisein des Premierministers ein splendides „Tiffin“ oder Gabelfrühstück eingenommen, nach dessen Beendigung wir eingeladen wurden, als einen Akt der Pietät den Totenschrein zu besichtigen, in welchem die irdische Hülle des verstorbenen Königs bis zu ihrer Verbrennung aufbewahrt lag.*

Wir traten in einen prächtigen Saal, welcher in eine Art chambre ardente umgewandelt worden war. Hier erhob sich katafalkartig die sogenannte Totenurne, in welcher der Tote in hockender Stellung ruhte, umgeben von allen jenen kostbaren Geräten, deren er sich im Leben am meisten und mit Vorliebe bediente. In der Nähe verrichteten Buddhistenpriester Gebete, zu welchen sich zeitweise auch die nächsten Verwandten des Verstorbenen gesellten.

Auf unserem Wege nach dem Einschiffsplatz waren wieder wie bei unserer Ankunft Militär, Sklaven und glänzend dekorierte Elefanten aufgestellt. Der Anblick der letzteren erinnerte uns daran, daß der weiße Elefant zugleich das Symbol des siamesischen Königreiches, in dessen Wappen dargestellt und Gegenstand besonderer Verehrung ist. Dem rasch ausgesprochenen Wunsche, die Stätte dieses so heilig gehaltenen Tieres zu besichtigen, folgte die Erfüllung auf dem Fuße.

In der Nähe des Palastes in einem bequemen, luftigen Raume, der indes in nichts von jenen stallähnlichen Bauten sich unterschied, in welchen man in europäischen Menagerien große exotische Tiere unterzubringen pflegt, befand sich ein mittelgroßer Elefant von hellbrauner Farbe* mit Albinoaugen, welcher, obschon ihm frisches Gras, Bananen und Zuckerrohr aus kostbaren Gefäßen von Sklaven in gebeugter Stellung gereicht und überhaupt königliche Ehren erwiesen wurden, gleichwohl an zwei Füßen gefesselt war, was nicht gerade auf eine besonders fromme Natur der Tiermajestät schließen ließ. Dieselbe scheint überhaupt kein ganz echtes Exemplar gewesen zu sein und nicht alle jene gewünschten Merkmale des edelsten Vollblutes besessen zu haben, zu welchen außer dem rötlichen Schein der Haut auch eine völlig schwarze Farbe der Nägel und ein völlig unverletzter Schwanz gehören, welch letzterer nämlich den meisten Elefanten infolge ihrer häufigen Kämpfe höher oder tiefer abgebissen ist. Um Verehrung zu empfangen, muß der weiße Elefant ein männlicher sein, indem derselbe sonst noch nicht die letzte Stufe vormenschlicher Existenz erreicht haben würde; denn dem weiblichen Geschlecht bleibt — selbstverständlich nach den Anschauungen der Buddhisten — stets noch zur Vervollkommnung der Verwandlungen das männliche Geschlecht.**

* Königsleichen werden in der Regel acht bis zwölf Monate lang aufbewahrt, damit genügende Zeit für die vielfachen festlichen Vorbereitungen zur Totenfeier gewonnen werde. Um die Leiche vor Verwesung zu bewahren und die Zersetzung zu verhüten, wird Quecksilber durch die Kehle in den Magen gegossen. Nachdem mehrere Löcher gebohrt worden sind, durch welche die Jauche und Feuchtigkeit abfließen können, wird die Leiche vor dem Feuer so lange gedörrt, bis sie vollständig ausgetrocknet und nur mehr ein von Haut bedecktes Skelett ist. Die Einbalsamierung wird indes nicht durch siamesische Ärzte, sondern durch die Konkubinen und Hausbediensteten besorgt. Die Verbrennungsfeierlichkeiten dauern neun bis fünfzehn Tage. Der König legt zuerst Feuer an den Scheiterhaufen, worauf alle Großen des Reiches seinem Beispiele folgen. Sodann wird das Feuer unterhalten, bis der ganze Verbrennungsprozeß beendet ist. Die Asche und Knochenreste werden in einer Aschenurne gesammelt und hierauf im königlichen Palaste aufbewahrt. In den Häusern der Vornehmen findet man oft solche Aschenurnen aus Silber, welche die Asche der Knochen mit Kohlen vermischt enthalten. Es sind äußerst zierliche elegante Gefäße, welche die Form von Pagodentürmchen zeigen.

* Auch Sir John Bowring schildert die Farbe des von ihm 1855 im königlichen Palast in Bangkok gesehenen sogenannten weißen Elefanten nicht als weiß, sondern als „a light mahagony“. Vergl. The Kingdom and people of Siam by Sir John Bowring. London, J. W. Parker, 1857.

** Dr. A. Bastian („Reisen in Siam im Jahre 1863.“ Jena, H. Costenoble, 1867) giebt eine sehr ausführliche Beschreibung der Festlichkeiten, welche bei Gelegenheit der Einfangung eines weißen Elefanten stattzufinden pflegen, und liefert einige sehr interessante Auszüge aus dem „Tamra Xang“ (Lehrbuch über Elefanten), in welchem alle verschiedenen Rassen der Elefanten abgebildet und beschrieben erscheinen.

Im Zeitraum von fünfhundertfünfzehn Jahren, während der Regierung von neununddreißig Königen, wurden im ganzen nur vierundzwanzig weiße Elefanten eingefangen und zwar elf der sogenannten ersten Kategorie, welche alle untrüglichen Zeichen der echten wirklichen Tiermajestät in sich vereinigten.* dermalen im k. k. zoologischen Hofmuseum in Wien befindet.

Naturwissenschaftlich interessanter als der weiße Elefant war ein im nämlichen Lokale befindlicher Affe von blendend weißer Farbe und wunderbarer Behendigkeit, welcher angeblich gehalten wird, um die Krankheitsteufel vom Elefanten abzuwehren. Ich habe auf meinen weiten Reisen in Indien, China und Japan sowie im tropischen Amerika nie wieder ein gleiches oder auch nur ein ähnliches Exemplar zu sehen bekommen.



Prabaht Sombetch Pra Paramindr Mahah Chula Long Korn Klow, der erste König von Siam.

Stirbt ein weißer Elefant, so wird seine Haut in kleine Stücke zerschnitten, in Weingeist aufbewahrt und besonderen Günstlingen vom Könige zum Geschenk gemacht. Ich war so glücklich, eine solche seltene siamesische Reliquie zu erhalten, welche sich

Unser nächster Besuch galt Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Krom Hluang Wongsa, Bruder des verstorbenen Königs, welcher zum Präsidenten der für die Vertrags-

* Im Sintokultus in Japan bildet ein weißes Pferd mit Albinoaugen den Gegenstand göttlicher Verehrung und frommgläubiger Pilgerfahrten.

verhandlungen eingesetzten Kommission ernannt worden war und schon bei früheren ähnlichen Anlässen in gleicher Eigenschaft fungierte. Der Prinz, ein dicker, kränklicher alter Herr von nichts weniger als königlichen Allüren oder ehrfurchtgebietender Würde, gilt unter den Eingeborenen als ein kluger, gescheiter Mann, der auch in der medizinischen Wissenschaft wohl bewandert sein soll. Die Unterredung, welche wir mit ihm hatten, gab uns keinen besonderen Begriff von seiner diplomatischen Gewandtheit noch von seiner wissenschaftlichen Bildung. Er ist der englischen Sprache ziemlich mächtig, zog es aber gleichwohl vor, mit uns durch den Dolmetscher zu verkehren.

Se. Hoheit klagte wiederholt über seinen Gesundheitszustand und ging sogar so weit, den Oberkörper ganz zu entblößen, um uns sein Leiden augenscheinlicher zu machen. Die linke Seite oberhalb der Brustwarze sowie der Rücken waren mit einer braunen, teerartigen Substanz beschmiert. Auch litt er an Verdauungsbeschwerden und bat den Gesandten mit einer staunenswerten Ungeniertheit, die leidende harte Stelle befühlen zu wollen.

Beim Weggehen bemerkte der Prinz, er hoffe, es werde sich bei den Verhandlungen keinerlei Schwierigkeit ergeben und alles glatt und befriedigend ablaufen. Er händigte jedem von uns seine Visitenkarte ein und steckte die unserigen wohlgefällig in die Seitentasche seines reichgestickten Oberkleides.

Wie bei den meisten diplomatischen Geschäften, besonders im Orient, so nahmen auch diesmal Etikettbesuche die meiste Zeit in Anspruch, derart, daß für die eigentliche ernste Arbeit nur wenige Tagesstunden übrigblieben. Die Überreichung der Beglaubigungsschreiben geschah in feierlicher Weise im internationalen Gerichtshofe. Der Präsident trug ein gesticktes siamesisches Staatskleid, auf dem Haupte eine Mütze mit breiten Goldborten, wie sie die englischen Admirale zu tragen pflegen.

Auch die anderen Mitglieder der Kommission waren in Staatskleidern erschienen. Als der Gesandte sein Accreditiv vorlegte, betrachteten die Siamesen längere Zeit aufmerksam die Schriftzüge des Kaisers von Österreich und sprachen dann ihre Bewunderung über die prachtvolle Ausführung des ganzen Schriftstückes aus, das allerdings ein kleines kalligraphisches Meisterstück war, wie man es angeblich in dieser Vollendung in Siam noch niemals früher gesehen hatte. Da bereits ein vorzüglicher Vertrag, der schwedische, vorlag und wir füglich nicht mehr verlangen konnten, als was anderen befreundeten Nationen bereits gewährt worden war, so schien alle Aussicht vorhanden, daß in der That, wie der Präsident voraussetzte, die Verhandlungen ohne Schwierigkeiten rasch zu Ende geführt werden würden. Allein noch im letzten Augenblicke erhoben die siamesischen Unterhändler verschiedene Bedenken, welche zerstreut werden mußten, bevor an eine allseitig befriedigende Lösung der Vertragsangelegenheit gedacht werden konnte. Denn mochten wir auch darauf verzichten, von der siamesischen Regierung neue und besondere Vorteile zu erlangen, so durften wir doch nicht ohne eine Schädigung des staatlichen Ansehens auf Vergünstigungen verzichten, welche anderen Nationen bereits zugestanden worden waren.

Der erste in Frage kommende Punkt betraf die Ernennung von Honorarkonsuln, welche allen orientalischen Völkern durch die gemachten üblen Erfahrungen höchst unbequem sind. Und in der That läßt sich nicht leugnen, daß in Ländern, wo den Konsuln noch eine richterliche Gewalt eingeräumt ist, die Ernennung von kaufmännischen Vertretern mit großen Unzukömmlichkeiten verbunden und daher die Forderung, nur Berufskonsuln zu ernennen, gar wohl begründet ist, wennschon diese Neuerung die fremdländischen Budgets empfindlich belasten mag.

Ist der Verkehr mit dem vertragschließenden Staat ein reger und bedeutender, dann lohnt sich auch die Vertretung durch einen Staatsfunktionär, welcher die In-

tereſſen ſeines Landes immer eifriger und uneigennütziger fördern wird als der Kaufmann, für den am Ende das kommerzielle Intereſſe doch das Maßgebende und die Hauptſache bleibt.

Sind dagegen die Handelsbeziehungen noch nicht hinreichend genug entwickelt, um die Ernennung eines beſoldeten Konſuls zu rechtfertigen, dann können die wenigen vorkommenden Geſchäfte leicht durch den offiziellen Vertreter einer anderen befreundeten Macht beſorgt werden, wie das z. B. in Bezug auf Öſterreich-Ungarn in China und Japan der Fall iſt, wo die engliſche Regierung ihre Agenten angewieſen hat, die öſterreichiſch-ungariſchen Intereſſen in allen jenen Häfen zu wahren, in welchen die Monarchie noch keine eigenen Konſuln eingeſetzt hat. Der zweite ſtreitige Punkt betraf die vollkommene Religionsfreiheit, welche wir für unſere Staatsangehörigen aller Konfeſſionen beanſpruchten.



Siameſiſche Schauſpielerinnen.

Bei der rühmenswerten Toleranz der ſiameſiſchen Regierung wie überhaupt der orientaliſchen Völker in religiöſen Dingen konnte es ſich indes nicht um die individuelle religiöſe Freiheit, ſondern nur um die Gründung von katholiſchen Miſſionen handeln, was die einheimiſche Regierung zu befürchten ſchien.

Das Verlangen der siamesischen Kommission, es möge in unseren Vertrag ein Passus eingeschaltet werden, wonach österreichische katholische Priester in Siam über ihre Gläubigen nicht auch richterliche Gewalt ausüben dürfen, bestätigte unsere Vermutung. Die bisherigen Erfahrungen der siamesischen Regierung in Bezug auf französische Missionäre machten diesen Wunsch allerdings einigermaßen erklärlich. Gleichwie in China üben nämlich die französischen Padres auch in Siam auf ihre Glaubensgenossen einen Einfluß aus, der weit über die religiöse Domäne hinausreicht. Sie fordern, daß ihnen über die siamesischen Neophyten auch in weltlichen Dingen eine Gewalt eingeräumt werde, welche diese dem Einflusse der einheimischen Gerichte völlig entziehen würde. Die zum Katholizismus bekehrten Siamesen sollen nicht bloß Christen, sie sollen gewissermaßen auch Franzosen sein. Man besorgte offenbar, daß das Hinzutreten österreichischer katholischer Missionäre die Situation für die Regierung noch verschlimmern würde. Dazu kam noch, daß das wunderliche Gerücht, es sei der österreichischen Regierung weniger um die Ausdehnung des vaterländischen Handels und Verkehrs als um die Verbreitung des Katholizismus in den östlichen Reichen zu thun, selbst in Regierungskreisen willig Glauben fand, so daß es bei dem einmal im Osten bestehenden Mißtrauen gegen fremdländische Intentionen eine keineswegs leichte Aufgabe war, den siamesischen Staatsmännern eine andere Meinung beizubringen. Wir versuchten darzuthun, daß Österreich viel weniger als England oder Frankreich im Orient religiöse Zwecke verfolge, ja daß uns keine andere Mission nach dem fernen Osten führe, als einer hochentwickelten Industrie neue Absatzgebiete, unserem Handel und unserer Schiffahrt neue Verkehrswege zu erschließen und durch einen freien und leichten Austausch der gegenseitigen Bedürfnisse auch zur Förderung der materiellen Wohlfahrt des siamesischen Volkes beizutragen.

Der Artikel III des Vertrages wurde endlich nach unserem Vorschlage in der folgenden allgemeinen Fassung angenommen: „Den Angehörigen des österreichisch-ungarischen Reiches, welche Siam besuchen oder dort ihren Wohnsitz nehmen, soll die freie Ausübung ihrer Religion gestattet und sie sollen befugt sein, an geeigneten Orten, wo ihnen hierzu von den siamesischen Behörden die Erlaubnis gegeben wird, Gotteshäuser zu bauen; auch soll eine solche Erlaubnis nicht versagt werden dürfen, ohne hinreichende Gründe dafür anzugeben."

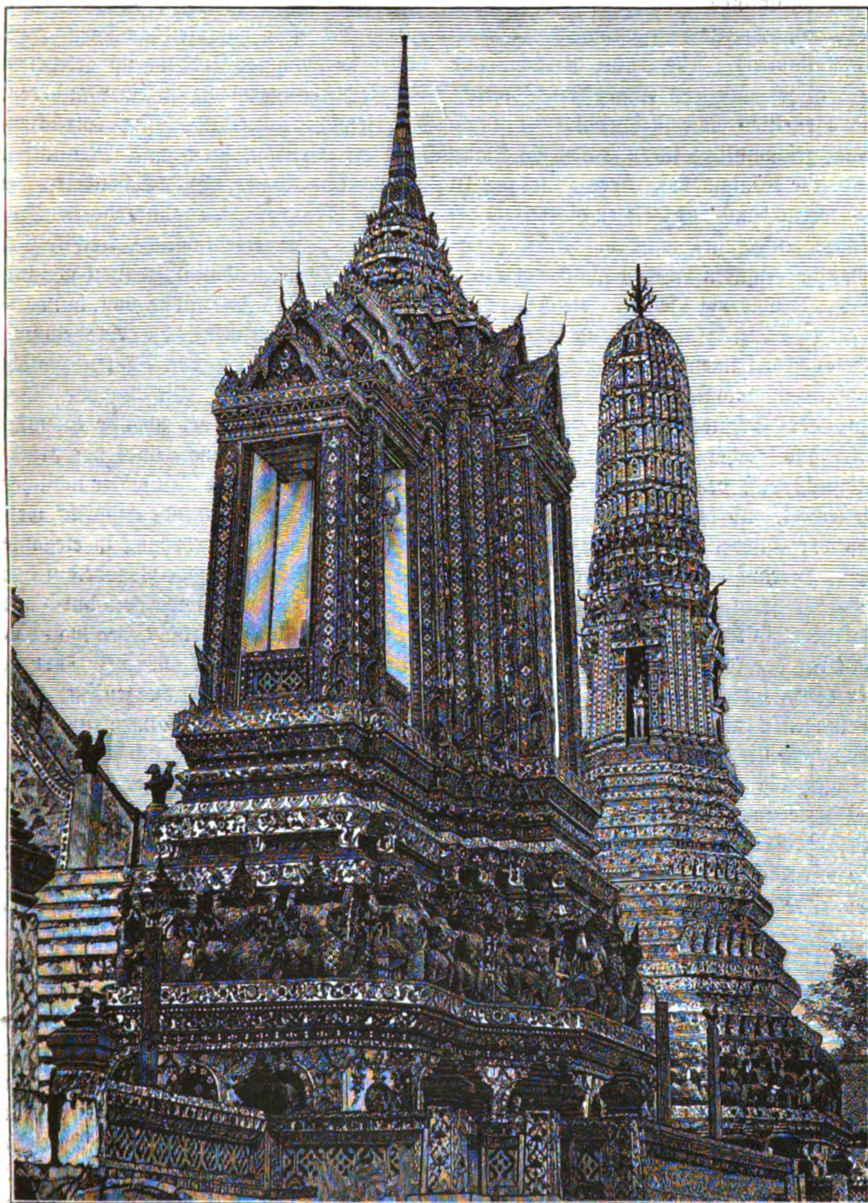
Nachdem es uns noch geglückt war, für einige Artikel des Vertrages eine zweckmäßigere und präcisere Fassung durchzusetzen, geschah endlich am 17. Mai mittags die Unterzeichnung desselben — ein Geschäft, welches nicht weniger als drei Stunden in Anspruch nahm, indem acht gleichlautende Exemplare ausgefertigt und denselben von den Bevollmächtigten zusammen hundertvierundvierzig Siegel und Unterschriften beigefügt werden mußten.

Die Unterzeichnung des Vertrages wurde mit einundzwanzig Kanonensalven gefeiert, eine Etikette, welche die Fregatte „Donau" auf der Reede von Paknam mit einer gleichen Anzahl von Salutschüssen erwiderte.

Während der ganzen Dauer unserer Anwesenheit in Bangkok wurden wir von seiten der hohen Würdenträger des Reiches mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft. Fast jeder Abend brachte uns angenehme Überraschungen. Bald sandte man uns in kostbaren Gefäßen herrliche Früchte oder prächtige Blumen, welche, auf die sorgfältigste und niedlichste Weise gebunden, Körbchen, Medaillons, Schmetterlinge u. s. w. darstellten; bald erschien wieder des Abends unter den Fenstern des Gesandtschaftshotels ein glänzend erleuchtetes Boot mit der weiblichen Musikbande des Regenten, um den Gesandten im Mondenzauber der Tropennacht ein mehr sinneberückendes als ohrenentzückendes Ständchen zu bringen.

Ein anderes Mal gab uns der Präsident der Vertragskommission in seinem

Palais eine theatralische Aufführung zum besten. Die Vorstellung nahm bereits um neun Uhr morgens ihren Anfang. Im welchen die eingeborenen Musiker mittels eines hölzernen Klöppels mit unerbittlicher Ausdauer einen betäubenden Lärm



Pagode Wat Chang.

Garten des Palais in einer offenen Halle war eine Reihe von „Gongs" aufgestellt, beckenförmige metallene Tonwerkzeuge, auf hervorzubringen bemüht waren, noch unerträglicher gemacht durch ein halbes Hundert Männer und Frauen, welche auf dem

Boden lagen und lange hölzerne Bretchen unaufhörlich aufeinander schlugen.

Die Schauspieler, etwa vierundzwanzig an Zahl (zumeist Chinesinnen oder chinesische Mischlinge von zehn bis sechzehn Jahren), erschienen hauptsächlich als Krieger kostümiert. Alle trugen Perücken und waren je nach den Charakteren, welche sie darstellten, mit Reismehl oder Gelbwurz geschminkt. Zuerst traten ein König und eine Königin auf, denen Huldigungen dargebracht und vor welchen die seltsamsten Tänze aufgeführt wurden. Auch einige komische Figuren waren nicht vergessen, und ebensowenig fehlten ernstere Momente. So z. B. gab es eine Scene zwischen einem siamesischen Lehrer und seinem königlichen Schüler. Der Lehrer schläft ein, der Schüler erlaubt sich mit ihm allerhand Scherze; da befürchtet dieser plötzlich, daß dem Lehrer ein Leid zugestoßen sei, und versucht nun durch Massieren der Glieder den Schmerz zu vertreiben. Hierauf entsteht ohne alle Motivierung zwischen dem Lehrer und einigen Kriegern ein Kampf, in welchem selbstverständlich der königliche Schüler seinen Lehrer verteidigt und einen der Krieger zum Gefangenen macht. Das Ganze schloß mit abscheulichen Gliederverrenkungen, an welchen die ganze Truppe fanatisch sich beteiligte und wobei es namentlich als ein besonderes Bravourstück zu gelten schien, die mit künstlichen, fünf bis acht Zoll langen silbernen Nägeln versehenen Finger so viel als möglich nach auswärts zu biegen.

Nach einer fast zweistündigen Geduldprobe wurde der Lärm so arg, daß wir den gemütlichen Hauswirt um die Erlaubnis baten, uns zurückziehen zu dürfen, was uns aber erst gestattet wurde, nachdem wir vorher noch an einem reichen, halb siamesisch, halb europäisch servierten Gabelfrühstück teilgenommen hatten.

Ein besonderes Interesse bot der Besuch einiger der Wats oder Buddhatempel, von welchen es in der Stadt und den Vorstädten nicht weniger als hundert giebt.

Wie im katholischen Manila die Klöster und Kirchen den größten Teil der Stadt einnehmen, so ist auch im buddhistischen Bangkok der bedeutendste Flächenraum der Pflege des Kultus gewidmet. Man wandelt unter diesen zahllosen Tempeln, Pagoden und Buddhasäulen zwischen Hunderten im üppigsten Tropengrün gelegenen Priesterwohnungen wie in einer anderen, dem irdischen Treiben völlig entrückten, nur zur Beschaulichkeit und Meditation einladenden Welt. Die Schönheit, die Pracht, die Größe, die wunderlichen Verzierungen, die eigentümliche Architektur, die zahllosen Buddhastatuen (von welchen einzelne die kolossale Höhe von hundertvierzig Fuß erreichen), die Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Bauten spotten jeder Beschreibung. Die Pagode Wat Chang ist nicht nur der schönste Schmuck Bangkoks, sondern auch eines der prächtigsten und zierlichsten Denkmäler indischer Kunst. Der überwältigende Eindruck, welchen diese in ihrer Erhebung in elegante Terrassen sich verjüngende Pagode auf den Beschauer hervorruft, wird noch durch den bezaubernden Anblick erhöht, den man von ihren Kegelspitzen über die mit Türmen und Palästen besäete Stadt genießt, zwischen welcher der durch Palmen und Gärten bekränzte Menamfluß sich hinzieht.

Gleichwie zur Zeit unserer Ankunft, hatten wir auch die letzten Tage vor unserer Abreise mit offiziellen Aufwartungen und Etikettevisiten vollauf zu thun. Der erste und zweite König empfingen uns noch in Abschiedsaudienzen, bei welchen nach Landessitte wertvolle Geschenke ausgetauscht und zugleich gegenseitig Ordensdekorationen überreicht wurden. Die Geschenke, welche wir im Namen des Kaisers als Beweise der Freundschaft und herzlichen Gesinnung überbracht hatten, waren in dem alten Thronsaal aufgestellt, in welchem sich bereits zahlreiche Spenden europäischer Herrscher an den 1868 verstorbenen König Somdetch Phra Paramendr Maha Monkut befanden. Wir sahen dort unter anderem die in Öl gemalten Porträts von Louis Napoleon und seiner Gemahlin, des Königs von Preußen, des Kaisers von China,

von Washington und Pio Nono; dann Photographien des Königs von Preußen, der Königin von England, des Präsidenten Lincoln, sowie zahlreiche kleine Phantasieobjekte und Nippes, welche ganz ohne Wahl und Geschmack oft an völlig unpassender Stelle angebracht waren.

Die Geschenke der österreichisch-ungarischen Regierung bestanden in einem Porträt Sr. Majestät des Kaisers und Königs, einem kostbaren Tafelservice für vierundzwanzig Personen, einem kompletten prachtvollen Sattelzeug, einem Album mit photographischen Ansichten der Monarchie, reichverzierten Waffen, einer Sammlung österreichischer Münzen, in Publikationen der Staatsdruckerei, der Schedaschen Karte des österreichischen Kaiserstaates, in Generalstabskarten der einzelnen Königreiche und Länder, in einer Musterkollektion der edelsten österreichisch-ungarischen Weine, in einem Pokal mit präservierten Früchten u. s. w.

Nach einer längeren, mit großer Befriedigung vorgenommenen Besichtigung der Geschenke wurden wir eingeladen, an einem runden Tische Platz zu nehmen, und während Kaffee gereicht wurde, entspann sich zwischen dem Könige und den Mitgliedern der Gesandtschaft eine ziemlich ungezwungene Konversation, welche nur durch den Umstand einigermaßen beeinträchtigt wurde, daß wir uns der Vermittelung eines Dolmetschers bedienen mußten.

Der König dankte für die Geschenke, die er in königlicher Weise erwidern ließ, und bemerkte, daß freundschaftliche Beziehungen zwischen zwei Staaten zugleich ein großes Glück für die Nationen derselben seien. Er hoffe und wünsche, daß der eben geschlossene Vertrag diese Beziehungen und Sympathien zwischen den beiden Reichen kräftigen und fördern werde.

Hierauf frug mich der König, welches die herrschende Religion in Österreich sei und zu welcher Religion der Kaiser sich bekenne. Ich antwortete, daß der Kaiser sowie die Mehrzahl der Bevölkerung zur römisch-katholischen Religion sich bekenne, daß es jedoch in Österreich nicht wie in England eine sogenannte Staatskirche gebe; daß alle Staatsangehörige ohne Unterschied der Religion vor dem Gesetze gleich seien und zu den höchsten Ehrenstellen gelangen könnten. So sei z. B. der Reichskanzler Graf Beust Protestant und ein Gleiches bei vielen anderen hohen und höchsten Würdenträgern der Fall.

Der jugendliche Herrscher erkundigte sich nun nach den Hauptprodukten des Reiches, was mir eine erwünschte Gelegenheit verschaffte, von den Naturprodukten der österreichisch-ungarischen Monarchie, von seiner Industrie und seinem Handel ein flüchtiges Bild zu entwerfen und dabei auf den Getreidereichtum Ungarns hinzuweisen, welcher in manchen Jahren dazu diente, einem großen Teile von Deutschland, England, der Schweiz u. s. w. diesen wichtigen Brotstoff zu liefern.

Mit dem königlichen Wunsche, daß recht bald unsere Kaufleute nach Siam kommen und dort Handel treiben möchten, schloß die Audienz. Während der ganzen Dauer derselben lag der Regent auf einem Kissen auf dem Boden zur Linken seines Herrschers und diente ihm gewissermaßen als diplomatisches Sprachrohr.

Die Audienz beim zweiten König* spielte sich ziemlich in der gleichen Weise ab und bot nur das eine Bemerkenswerte, daß wir in George Washington (wie der zweite König, welcher längere Zeit in der nordamerikanischen Kriegsmarine verlebte, von den Fremden gemeiniglich genannt wird) einen äußerst intelligenten, liebenswürdigen und fortschrittsfreundlichen Mann kennen lernten, welcher namentlich in den Kriegswissenschaften wohl bewandert ist und sich mit den Offizieren unserer Kriegsmarine über Panzerschiffe sowie über die neuesten

* Die Institution eines zweiten Königs, wie sie in Siam seit Jahrhunderten besteht, findet wohl in keinem anderen Lande der Welt ihresgleichen. Seine Machtsphäre ist nicht genau definiert, wenigstens von den Fremden nicht näher gekannt. Der zweite König war seither in der Regel ein Bruder oder naher Verwandter des ersten Königs, welcher angeblich ein Dritteil der Staatseinnahmen bezog und über eine Armee von ca. zweitausend Mann das Kommando führte.

Erfindungen und Verbesserungen auf dem Gebiete der Schießwaffen eingehend und mit vieler Sachkenntnis unterhielt. Werke über Artilleriewesen, welche erst einige Monate früher in Europa erschienen waren, fanden wir bereits in seiner reichhaltigen Bibliothek, und zwar nicht bloß aufgestellt, sondern, wie sich im Laufe der Konversation herausstellte, auch schon gründlich studiert.*

Noch interessanter gestaltete sich das Abschiedsdiner beim Regenten; die Tafel war ganz in europäischer Weise gedeckt und reich mit Blumen sowie mit Silbergerät geschmückt, unter welchem namentlich ein riesiger prunkvoller Tafelaufsatz in der Form eines Leuchtturmes hervorstach, den die britische Regierung dem Regenten in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um die Errichtung eines Leuchtturmes an der Küste von Siam verehrt hatte.

Im Hintergrunde einer an den Speisesaal grenzenden Halle lagerte eine Anzahl halbnackter Frauengestalten, während ein niedliches kleines Mädchen von kaum zwei Jahren, die Hände und Füße mit goldenen Ringen verziert, zwischen den beiden Gemächern hin- und herlief, bald mit dem Regenten, bald mit den Gästen scherzte und im Benehmen viel Intelligenz und Liebenswürdigkeit zur Schau trug. Am Schlusse der Mahlzeit wurden die üblichen offiziellen Toaste ausgebracht, und als die Reihe an den Regenten kam, dankte dieser in englischer Sprache in sehr warmen herzlichen Worten und machte dabei die folgenden einigermaßen befremdend klingenden Bemerkungen: In früheren Jahren sei Österreich in politischen und religiösen Dingen recht engherzig und zähe (tenacious) gewesen, namentlich in religiösen Dingen, es sei ihm aber wohl bewußt, daß in neuester Zeit daselbst ein großer Umschwung eingetreten sei, welcher gewiß auch auf die freundschaftlichen Beziehungen zu den fremden Nationen den günstigsten Einfluß üben werde. Wie der Ultramontanismus in Europa, so sei auch der Buddhismus in Siam dem Kulturfortschritt hinderlich gewesen; solange der Einfluß der Bonzen wucherte und übermäßig war, blieb auch Siam in seiner Entwickelung zurück; erst seitdem dieser Einfluß durch den letzten König in bescheidene Grenzen zurückgewiesen worden, fange es auch in Siam an zu dämmern und besser zu werden.

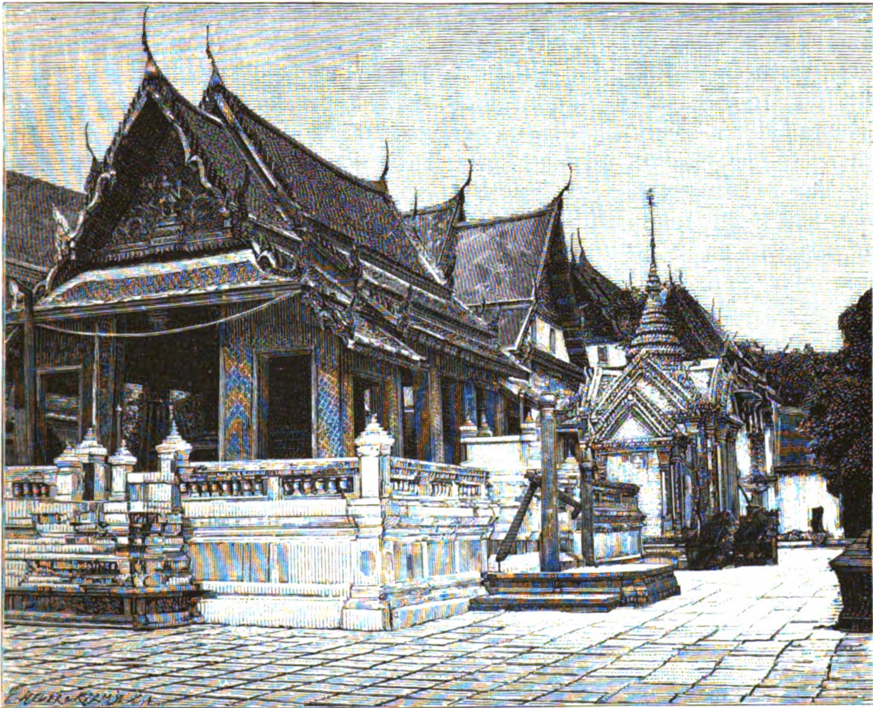
Da ich dem Regenten zur Seite saß und mit ihm bereits seit Beginn der Tafel ein lebhaftes Gespräch über europäische und siamesische Zustände geführt hatte, so glaubte ich mir auf seine Äußerungen die Bemerkung erlauben zu dürfen, daß in Siam über die politischen und religiösen Verhältnisse in der österreichisch-ungarischen Monarchie sehr irrtümliche Ansichten verbreitet zu sein schienen; daß die Epoche der Reaktion, eine natürliche Folge der großen revolutionären Bewegung im Jahre 1848, längst überwunden sei und unter dem segensvollen Einfluß freisinniger Institutionen Veränderungen im Staatsorganismus sich vollzogen hätten, welche den Kaiserstaat an der Donau auf gleiche Höhe stellten mit den fortgeschrittensten Kulturstaaten der Alten und Neuen Welt.

Es lag etwas so Auffallendes, Ungewöhnliches in den Anspielungen, welche wir in den letzten Tagen an hoher Stelle über die religiösen Zustände in Österreich wiederholt zu hören bekamen, daß es unwillkürlich den Anschein gewann, diese Manifestationen seien durch fremde Einflüsterungen und Intriguen hervorgerufen worden. Und in der That hatte ich mich nicht getäuscht. Ein Zufall spielte mir den Schlüssel dazu in die Hand.

Ein amerikanischer Missionär, Namens Dr. Bradley, viele Jahre in Bangkok thätig, Redacteur einer daselbst in englischer Sprache erscheinenden Zeitung und über europäische Verhältnisse nur höchst

* Die Geschenke, welche dem zweiten König überreicht und von diesem mit großem Wohlgefallen aufgenommen wurden, bestanden in einem Prachtalbum mit den Porträts Ihrer Majestäten und photographischen Ansichten von Österreich, Hinterladergewehren und Jagdgewehren, einer Feldschmiede, einem Distanzmesser (System Gentilli-Starke), der Prachtausgabe der Novara-Publikationen, Karten des Adriatischen Meeres u. s. w.

oberflächlich und einseitig informiert, befürchtete durch das Hinzutreten neuer, namentlich der schmiegsameren katholischen Elemente seinen Einfluß geschwächt zu sehen und entblödete sich nicht, schon lange vor unserer Ankunft in Siam den Eingeborenen in seiner Wochenschrift über die politischen und religiösen Zustände in Österreich die schauerlichsten Märchen zu erzählen.* Es fiel ihm um so leichter, Glauben zu finden, als die protestantischen Missionäre schon seit vielen Jahren in Siam eine tonangebende Stellung einnehmen, derart, daß der letztverstorbene König sogar im Begriffe stand, selbst zum Protestantismus überzutreten. Namentlich schilderte Bradley den Einfluß des Konkordates mit Rom in den schwärzesten Farben, und die Fragen des jungen Königs sowie die Äußerungen des Regenten waren gewissermaßen nur Zuckungen jener krankhaften Besorgnis, welche glücklicherweise unser intimer Verkehr und reger Ideenaustausch mit den höchsten Würdenträgern und hervorragendsten Persönlichkeiten des Reiches vollständig wieder beseitigte.



„Goi", Platz im Palast, wo der König den Elefanten besteigt.

Am 23. Mai gegen neun Uhr abends dampften die Expeditionsschiffe aus der Reede von Paknam mit dem Kurse nach der französischen Niederlassung Saigon in Cochinchina. Wir schieden voll inniger Dankbarkeit für die genossene königliche Gastfreundschaft, voll aufrichtiger Wünsche für das Emporblühen des herrlichen Rei-

* Ich befinde mich im Besitze einer Nummer des „Bangkok Recorder" vom 6. Dezember 1866, in welchem ein Artikel: „The Spirit of Austria" überschrieben, enthalten ist, worin unter anderem folgende Kraftstellen, um nicht zu sagen Wutausbrüche vorkommen: „Austria is a convential not a real State. There is no Austrian people (!). Austria has not a single claim on the sympathy of any human being. . . It has nothing done for literature (!), nothing for science (!), little for art. For 600 years it has been a very present help to all forms of bigotry and tyranny (!)."

ches und die Wohlfahrt seiner kindlich-naiven Bevölkerung.

Der König ist ein warmer Freund abendländischer Kultur und wird in seinen reformfreundlichen Bestrebungen durch aufgeklärte Minister kräftig unterstützt.* Allein seinen edlen Intentionen stellen sich in der Bevölkerung selbst große, nur langsam zu überwindende Hindernisse entgegen. Bei geringen Bedürfnissen, an ein monotones, beschauliches Leben gewöhnt, hat das siamesische Volk weder Sinn noch Neigung für eine anstrengendere, regelmäßige Thätigkeit. Das ist auch die Ursache, warum die positiveren und praktischeren Chinesen fast den ganzen Handel Siams in ihren Händen vereinigen und die Eingeborenen im Erwerben weit überflügelt haben. Dazu kommt, daß mehr als ein Drittel der Bevölkerung oder über zwei Millionen Einwohner noch Sklaven sind,** ein socialer Zustand, welcher einer freien wirtschaftlichen Entwickelung gleichfalls erschwerend in den Weg treten muß.

Nicht minder große Hemmnisse setzen die buddhistischen Priester der Einführung politischer und socialer Reformen entgegen, weil ihre Existenz in dem Maße gefährdet erscheint, als die Ideen der christlichen Civilisation an Boden gewinnen und an die Stelle der jetzigen klösterlichen Beschaulichkeit eine rationellere und praktischere, wenn auch mehr prosaische Auffassung des Erdenzweckes tritt.

Der Kontakt mit den Kulturvölkern des Abendlandes wird indes die sichere Brücke bilden, welche hinüberführt zu dem angestrebten edlen Ziele. Schon seit einer Reihe von Jahren ist es Sitte, daß Söhne aus den besseren Familien des Reiches teils auf eigene, teils auf Regierungskosten für einige Jahre nach Amerika und selbst nach Europa reisen, um sich dort in den verschiedensten Branchen des Wissens zu unterrichten. Bei ihrer Rückkehr werden sie gewöhnlich die eifrigsten Pioniere der modernen Civilisation. Ein junger Siamese, Namens Hluang Visets Botchanakana Wat, aus dem Gefolge des Königs, welcher unserer Gesandtschaft zugeteilt war, sagte eines Tages zu mir: „Wenn wir ein Parlament hätten, wäre es für Siam besser, dann ginge es auch bei uns rascher vorwärts. Wir haben Männer genug, welche die Interessen unseres Landes öffentlich zu vertreten im stande sind, aber die Gesetze verbieten es uns. Die Zeit ist noch nicht gekommen. Wir müssen viele unserer Sitten und Gebräuche erst ändern.“ Ein anderes Mal besuchte mich ein junger siamesischer Edelmann, Namens Naiphon, ein Adjutant und ehemaliger Gespiele des ersten Königs, und unterhielt sich mit mir über europäische Verhältnisse, über welche derselbe sehr gut unterrichtet war. Er gehörte der Fortschrittspartei bei Hofe an und sprach sich ganz offen über den Einfluß des Buddhismus auf die socialen Zustände des Landes aus. „Der Buddhismus,“ sagte er, „ist Ursache, daß wir in der Skala der Völker noch eine so niedrige Stufe einnehmen.

* Im Jahre 1871 unternahm der erste König eine längere Reise nach Batavia, Singapore, Kalkutta und Bombay. Es war zum erstenmal, daß ein König von Siam seine Staaten verließ. Der Besuch von Britisch-Indien und das dort Gesehene und Erlebte machten auf den jungen Herrscher einen derartigen Eindruck, daß derselbe bei seiner Rückkehr durchgreifende politische, wirtschaftliche und sociale Reformen einzuführen beschloß.

** Es giebt in Siam verschiedene Gattungen von Sklaverei: 1) Kriegsgefangene; 2) solche, welche sich ihres Unterhaltes willen selbst verkaufen oder bereits als Kinder von ihren Eltern verkauft worden sind; endlich 3) Schuldner, welche ihren Gläubigern bis zur Schadloshaltung dienen müssen. Mit Ausnahme der Kriegsgefangenen können alle Sklaven gegen eine gesetzlich bestimmte Summe (80 bis 120 Tikals oder 48 bis 72 Dollar für Männer und 60 bis 100 Tikals oder 36 bis 60 Dollar für Weiber) sich loskaufen, was allerdings den Schuldnern insofern am schwersten fallen dürfte, weil ihre Arbeit in der Regel bloß als Interessen für das schuldige Kapital gerechnet wird. Die Lage der Sklaven ist jedoch in keiner Weise mit jener der Negersklaven in Westindien zu vergleichen. Schon Bischof Pallegoix bemerkt, „daß die Sklaven in Siam nicht minder gut behandelt werden als die dienende Klasse in Frankreich.“ Sir John Bowring geht auf Grund seiner persönlichen Beobachtungen noch weiter und behauptet: „that slaves in Siam are better treated than servants are in England“ (vol. I, p. 193). Die Sklavenverhältnisse sind in Siam durch specielle umfassende Gesetze geregelt und stets Gegenstand besonderer Fürsorge der einheimischen Regierung gewesen.

Er mag für einen künftigen Zustand von Nutzen sein, aber in dieser Welt kommt man damit nicht weiter. Ich habe mich für diese trübselige Beschaulichkeit, für diese ewige Buße und Selbstverleugnung niemals begeistern können. Denken Sie sich eine brennende Kerze, die ich auslösche, ein ausgeblasenes Licht. Das ist Nirwana,* die vollkommenste Unempfindlichkeit für Leid wie für Freude, welche von unseren Priestern als das höchste Glück gelehrt und gepriesen wird. Wem sich in seinem Inneren ein solcher Zustand wirklich als das beneidenswerteste Ziel darstellt, für den giebt es wohl kaum einen Zusammenhang mehr mit dem Getriebe der irdischen Welt, mit ihren täglichen Mühen und geschäftlichen Sorgen. Glauben Sie aber, daß in Europa und Amerika der Menschengeist jemals jenen hohen Grad der Entwickelung erreicht hätte, daß Moral, Wissenschaft und Industrie zu solcher Blüte gelangt sein würden, wenn dort nicht längst an die Stelle religiöser Schwärmerei und klösterlicher Meditationen eine praktische Auffassung der Pflichten unseres Lebens getreten wäre?"

Diese Expektorationen Naiphons waren allerdings alte und weltbekannte Wahrheiten, aber aus dem Munde eines Siamesen vernommen, mußten sie doch frappieren und die oben ausgesprochene Ansicht bekräftigen, daß der häufigere Verkehr mit der modernen Civilisation bereits anfängt, wenigstens in den höheren Gesellschaftsschichten Siams seine Wirkungen zu äußern.

* Eigentlich im Sanskrit und Siamesischen nirpâna oder im Pali nivána.

Daß aber dieser Verkehr mit jedem Jahre sich lebhafter und vorteilhafter gestalten wird,* dafür bieten die mannigfachen zumeist noch ungehobenen Naturschätze jenes herrlichen Ländergebietes** die sicherste Gewähr.

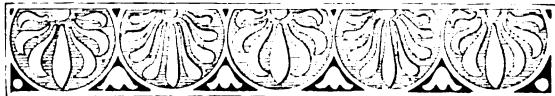
Ein Reich, so nahe der großen Weltverkehrspassage zwischen Indien und China gelegen, mit einem Flächenraum von 22810 qkm, wovon kaum der fünfte Teil bebaut ist, und einer Bevölkerung von weit über sechs Millionen Seelen*** kann unmöglich lange unberührt bleiben von dem gewaltigen Kulturfortschritt, welcher gegenwärtig im Sturmeslauf durch die Welt braust.

Auch in Siam wird der Geist des neunzehnten Jahrhunderts den Sieg davontragen über die Nirwanalehre der Bonzen, den Egoismus der Kasten und die Indolenz einer urteilslosen Menge!

* Schon gegenwärtig wird der Hafen von Bangkok, der wichtigste Seeplatz des Reiches, jährlich von fünfhundert Schiffen aller Größen besucht. Der Gesamtwert der Ein- und Ausfuhr beträgt ungefähr 320 Millionen Mark jährlich.

** Die namhaftesten Ausfuhrartikel sind Reis (wovon die Siamesen gleich den Tagalen in Manila vierzig Gattungen unterscheiden, während im Handel nur vier Sorten von Bedeutung sind), Zucker, Pfeffer, Tabak, Kaffee, Ölsamen, Stangenlack, Harze, Teakholz, Farbehölzer, Tierhäute und Zinn. Doch werden in einigen Provinzen auch Gold, Kupfer, Blei, Antimon, Zink und Eisen sowie kostbare Edelsteine (Smaragde, Topase, Saphire, Rubinen u. s. w.) gefunden.

*** In dieser Ziffer sind jedoch weder Frauen und Kinder noch die naturalisierten Chinesen, sondern bloß die wehrfähigen Siamesen begriffen, so daß man die Gesamtbevölkerung Siams wohl auf zwölf Millionen Seelen veranschlagen kann, um so mehr, als selbst ein namhafter Teil der wehrfähigen Männer den amtlichen Aufnahmen sich zu entziehen trachtet.





Die Wohlthäterin.

Novelle
von
Karl Frenzel.

II.

Am nächsten Nachmittage befand ich mich auf dem Wege zu Klara. Zu viel Gründe, die ich zu diesem Besuche hatte oder doch haben konnte, verdunkelten mir den einzigen und entscheidenden, der mich dazu bewog. Nur ein Herzensinteresse, das stärker als alle Überlegungen des Verstandes war, vermochte mich zu einem Schritte zu verleiten, über dessen Bedenklichkeit ich nicht im Zweifel und nicht ohne Sorge war. Eine Art Vertrauter des Bräutigams, wenigstens Mitwisser eines seltsamen Geheimnisses, wollte ich jetzt auch noch Vertrauter der Braut werden. Als ich an dem Gitter eines Vorgartens entlang über die holprigen, von dem niedergehenden Novembernebel schlüpfrigen Steine eines langen Hofes zu dem abseits von der Straße gelegenen Hause in der Alexandrinenstraße schritt, in einer grauen Dämmerung, die das flackernde, matt durch die beschlagenen Scheiben einer Laterne leuchtende Licht nur unheimlicher machte, fielen mir die Worte Hamlets ein: „Es ist mißlich, wenn die schlechtere Natur sich zwischen die entbrannten Degenspitzen von mächtigen Gegnern stellt“ — und es war, als sähe ich Pleskau und Scherbing im Verein ihre Degen gegen mich Wehrlosen richten. Ich hatte das Fräulein auf meinen Besuch durch einen kurzen Brief vorbereitet und fand sie in ihrer Wohnung. Es war, wie Scherbing gesagt, ein kleines, sauber, doch ohne jeden Luxus eingerichtetes Zimmer. An der Wand ein Piano, daneben ein Notenständer. Die weißen Vorhänge waren niedergelassen. Auf dem Rundtisch vor einem mit einem braunen Wollenüberzug bezogenen Sofa brannte eine Petroleumlampe — alles, wie es sich für eine arme Musiklehrerin, aber gar nicht für die Verlobte eines Herrn von Pleskau, der hunderttausend Thaler geerbt, ziemte. Als mir die Wirtin die Korridorthür geöffnet, waren drinnen die Klänge des Pianos verstummt. Bei meinem Eintritt stand Klara von dem Sessel vor dem

Klavier auf. „Haben Sie schönen Dank, daß Sie mich nicht vergessen haben,“ begrüßte sie mich. „Aber wären Sie mir nicht zuvorgekommen, ich weiß nicht, ob ich nicht trotz meiner Scheu Sie um Ihren Besuch gebeten hätte.“

„Aus Scheu?“

„Für ein armes Ding wie ich, das so gut wie nichts besitzt und aus der Hand in den Mund lebt, klingt es lächerlich oder wie Bettelstolz: ich bin ungern irgend wem verpflichtet. Ich habe einmal die Last der Wohlthaten gefühlt — nie wieder!“

Die energische Bewegung ihrer Hand überraschte mich, ich hätte sie dieser zarten feinen Gestalt nicht zugetraut, diesen milden weichen Augen nicht den festen und ruhigen Blick. Sie hatte auf dem Sofa Platz genommen; voll beschien das Licht der Lampe ihr Antlitz und ließ ihr lose gewelltes Haar wie von einem Goldschimmer erglänzen.

„Darüber können Sie sicher sein,“ meinte ich scherzend; „sehe ich aus wie ein Wohlthäter?“

„Was ich von Ihnen erbitten möchte, ist auch keine Wohlthat im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Seit dem Tode meiner Mutter stehe ich allein im Leben; die wenigen Verwandten, die ich habe, wohnen weit entfernt von hier, in einer Fabrikstadt am Rhein, und haben sich niemals sonderlich um mich gekümmert. Ich bin fünfundzwanzig Jahre und gewohnt, für mich selbst zu sorgen, meine Entscheidungen nach meinem Kopfe und Belieben zu treffen. Das alles hat nichts Erschreckliches; ich lebe, ich arbeite, ich bin unabhängig. Aber Sie wissen, in welche Verhältnisse ich verstrickt worden bin, und zum erstenmal fühle ich mich unsicher und ratlos.“ Sie hatte ihre Hände in ihrem Schoß verschränkt, und ihre Augen, die vorhin so entschlossen geblickt, waren wie von einem feinen Schleier verhüllt.

„Von wem können Sie in diesen zarten Beziehungen Rat verlangen als von Ihrem Herzen!“

„Was für wunderliche Geschöpfe sind wir doch! Da halten wir jahrelang unsere Hand fest auf unserem Herzen vor unseren Freunden, nur damit sie der Zufall mit einem Ruck vor einem Fremden herabzieht,“ sagte sie mit einem halben schwermütigen Lächeln darauf.

„Sind wir denn einander so fremd? Giebt es nicht überwältigende Eindrücke, die zwei Menschen in wenigen Minuten näher und inniger aneinander bringen als langjähriger Verkehr im Alltagstreiben? So etwas ist mir mit Ihnen geschehen. Ich kenne Herrn von Pleskau aus dem Salon der Geheimrätin Wedekind her, er hat mich seines Vertrauens gewürdigt und mir von Ihnen gesprochen —“

„Herr von Pleskau, der sich früher durch seine Schweigsamkeit auszeichnete,“ unterbrach sie mich mit einer gewissen Bitterkeit, „ist plötzlich sehr redselig geworden. Nicht bloß zu Ihnen!“

„Es ist so natürlich, von einem Verhältnis zu sprechen, das uns beglückt.“

„Das uns beglückt?“ wiederholte sie. „Sind Sie dessen so gewiß?“ Sie hatte die Stirn gerunzelt, die unter den darüber fallenden Haaren niedriger erschien, und sah mich mit einem prüfenden Blicke an. „Da er seine Mutter von seiner Verlobung benachrichtigt hat, da er deren Ankunft und Zustimmung erwartet, muß er sein Glück nicht in dieser Verbindung suchen? Welch anderes Zeugnis von dem Ernste seiner Werbung können Sie von ihm fordern?“

Mit jener Plötzlichkeit und Entschlossenheit ihrer Bewegung, durch die sie mich bei dem Beginn unserer Unterredung in Erstaunen versetzt, erhob sie sich. „Das ist es nicht — hier, hier sitzt es!“ und sie legte die Hand auf das Herz. „Ich bin feige, mich mit Ausflüchten zu betrügen und die Entscheidung hinauszuschieben. Da ich von uns beiden die stärkere Natur bin, muß ich Verstand und Willenskraft für uns beide haben. Muß ich nicht? Verdient nicht seine Güte und Freundschaft für mich, daß ich ihn vor einem Unglück bewahre? Und diese Ehe mit mir — Sie glauben auch, daß es ein Unglück sein würde?“

Mit einem schwer zu beschreibenden Ausdruck in ihrem Gesicht stand sie vor mir. Etwas Hartes war in ihrer Stimme. Das Licht, das sie jetzt nur streifte, mochte das Seine zu dieser Verwandlung des Weichen in das Starre beitragen. Ein Zug, der mir wehe that, zwischen Schmerz und Hohn, spielte, ihn fast entstellend, um ihren Mund.

„Was ist Glück? Was ist Unglück?“ vermochte ich unter diesen starren Blicken nur zu antworten. „Es kommt auf unsere Betrachtung der Dinge und der Menschen hinaus, auf die Höhe unserer Wünsche und Ansprüche an die Welt. Ehen, die viel weniger als die Ihrige im Himmel geschlossen waren, sind beiden Teilen zur Krone des Lebens geworden.“

„Sie weichen mir aus,“ entgegnete sie, und die Starrheit schwand allmählich wieder aus ihrem Gesicht. „Sie sind feige wie mein Herz. Warum sagen Sie mir nicht, diese Ehe ist eine Unmöglichkeit?“ Und mir den Rücken zukehrend, preßte sie den Kopf gegen das Fensterkreuz, vielleicht um mir ihre Thränen zu verbergen.

„Aber warum unmöglich, wenn Sie sich lieben? Weil allerlei Hindernisse und Unzuträglichkeiten sich zwischen Ihnen und Pleskau auftürmen? Schon größere haben Geduld und standhafte Treue überwunden!“ Ihre Leidenschaftlichkeit hatte mich völlig überrumpelt. Ich war in der Absicht gekommen, ihr in der schonendsten Form vorzustellen, wie nötig es für ihre Ruhe und ihren Ruf sei, aus der Zwitterhaftigkeit ihres Verhältnisses zu Pleskau, dem die Einmischung Scherbings den bedenklichsten Anschein gäbe, durch eine bestimmte Erklärung herauszutreten, und wohin war ich, von ihrem Ungestüm mit fortgerissen, geraten!

Sie mochte, während sie am Fenster lehnte, einen ähnlichen Gedankengang durchgemacht haben. Leise Röte auf den Wangen, mit einer Gebärde, die wegen ihrer Heftigkeit um Verzeihung zu bitten schien, wandte sie sich wieder zu mir. „Was hab ich Ihnen alles gesagt! Und ich wollte gelassen mit einem verständigen Manne, der mich und Pleskau kennt, meine Lage besprechen. Jetzt muß ich Ihnen gerade so unklar und schwankend, unüberlegt und überreizt erscheinen wie er. Ist es doch, als hätte sich das Dämonische, das jene Frau beseelte, verderblich uns allen mitgeteilt. Denn — wollen Sie aufrichtig zu mir sein? Jene Liebe, die alles erträgt und alles überwindet, besitze ich sie, besitzt sie Pleskau?“

„Zu mir hat er stets mit der innigsten Neigung von Ihnen gesprochen.“

„Und kein Mißtrauen in sein Glück geäußert? Und von keiner geheimnisvollen Macht geredet, die uns auseinander reißen wolle? ... Wie Sie sich entfärben! Es ist also doch ein Hindernis da; ein Schatten, der ihn jetzt schon ängstigt, der immer größer, immer dunkler werden würde... Und ich liebe das Licht und die Fröhlichkeit so sehr und sollte nun beständig unter diesem Druck, in diesem Grau, das weder Tag noch Nacht ist, wandeln! Langsam etwas Namenloses an mich heranschleichen sehen, eine Sorge, einen Wahn, ein Verbrechen — o, die Vorstellung ist zu entsetzlich!“ Und schluchzend verbarg sie ihr Gesicht an der Lehne des Sofas.

Die Bedauernswerte! Mit dem Scharfsinn des liebenden Weibes hatte sie in der einen oder der anderen Bemerkung, die Pleskau unbedacht entschlüpft sein mochten, auf dem Grund seiner Seele ein Seltsames gewahrt, das sie um so tiefer erschreckte, je weniger sie es zu bezeichnen und zu erklären wußte. Sollte ich ihr den Schlüssel dazu geben? Jetzt, wo ich in Pleskaus Gemütszustand eine Besserung zu erkennen glaubte? Ich beschränkte mich darauf, sie auf eine Ursache seiner Verlegenheit hinzuweisen. „Herr von Pleskau empfand es schmerzlich, daß die Geheimrätin seine Wahl nicht billigte. Aber wie bald wird er ihren Widerspruch vergessen, wenn seine Mutter, wie er hofft, Ihrer Liebenswürdigkeit und Ihren Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren läßt.“

„Gerechtigkeit, mir? Eine adelige Dame einer bürgerlichen Musiklehrerin? Unmöglich! Wo es nicht ausbleiben kann,

daß man ihr die Geschichte meiner Bekanntschaft mit ihrem Sohne in den schwärzesten Farben malen wird. Nein, ich thäte am besten, mich zu entfernen, noch ehe sie gekommen. Aber wie wird er es ertragen? Wird er mich nicht bis an das Ende der Welt verfolgen? Nicht aus Liebe, aber ..." Sie vollendete ihren Satz nicht; stumm und in sich gekehrt saß sie da, ihre Finger wühlten in ihrem weichen üppigen Haar. „Bin ich schuldig an dieser Verwirrung? Gab es einen Punkt in diesen Verwickelungen des Zufalls, wo ich anders hätte handeln sollen, als ich es gethan? Ich sehe nur immer sie als die Urheberin meines Leids, die Frau mit den zwei Gesichtern, die unheilbringende Wohlthäterin!" Und als fühle sie gleichsam noch ihre Gegenwart oder ihren Atem, der ihr Antlitz oder ihren Nacken streife, schauerte sie zusammen.

„Und welches dieser Gesichter war das wahre, welches die Maske?"

„Das wahre? Kannte sie es selbst?" fragte Klara zurück. „Damals nach meiner schweren Krankheit versicherte mir der Arzt: sie allein hätte mir das Leben gerettet. Und nun ist sie mein böser Engel geworden. Es ist eine traurige, wunderliche Geschichte, die ich mit ihr erlebt. Verzeihen Sie, wenn ich sie Ihnen erzähle. Allein da ich Ihren Rat in Anspruch nehmen will, hab ich kein anderes Mittel, Ihnen mein rückhaltloses Vertrauen zu beweisen, als diese Mitteilungen. Möchten Sie darin einen Fingerzeig finden, mir den Weg für die Zukunft zu bestimmen."

„Folgen Sie nur Ihrem eigenen mutigen Herzen."

„Mutig bin ich schon, wenigstens im Kampfe um das Dasein. Gezwungen führe ich ihn schon seit meinem neunzehnten Jahre, seit dem Tode meines Vaters, seine Wechselfälle erschrecken mich nicht mehr."

„Armes, tapferes Mädchen!"

„O, damals waren noch gute Zeiten," sagte sie mit rührender Anmut, zwischen Trauer und Lächeln, „meine Mutter lebte noch. Sie erhielt eine kleine Pension, die Trümmer unseres früheren Wohlstandes umgaben uns noch. Mein Vater war ein angesehener Beamter im Handelsministerium gewesen, meine Mutter nicht unvermögend; nichts wurde gespart, um mir, dem einzigen Kinde, das Leben zu vergolden. Mir fehlte jede Kenntnis unserer wirklichen Verhältnisse, und da mir kein thörichter Wunsch verweigert wurde, hatte ich mir nie eine Zeit vorgestellt, wo die Erwerbung des Notwendigen meine Stirn in Fieberhitze erglühen lassen würde. Nach kurzem Krankenlager starb mein Vater, in Verzweiflung, er hatte die eigene Eitelkeit und Großmannssucht so wenig als die meinige zu zügeln gewußt. Trotz der klugen Wirtschaftlichkeit der Mutter hatten unsere Ausgaben weit unsere Einkünfte überschritten, ihr Vermögen war in gewagten Börsenspekulationen draufgegangen. Es wurde mir nicht leicht, mich in die schmerzliche Veränderung zu schicken, mein stolzes Herz zu demütigen und mein kleines Talent, das ich bisher nur wie einen hübschen Schmuck meiner Persönlichkeit betrachtet, zur Grundlage meiner Existenz zu machen. Das Beispiel und die Entsagungsfähigkeit meiner Mutter ermutigten mich, es entstand ein Wetteifer im Dulden und Kämpfen zwischen uns — ach, warum mußte auch sie mir entrissen werden! Wenn sie noch lebte — ich würde nie jene Frau kennen gelernt haben!"

„Es ist lange her, daß Sie ihren Tod beweinen?"

„Seit drei Jahren. Im ersten Schmerz dachte ich daran, die Mühsal des Lebens von mir zu werfen und ihr nachzufolgen. Aber wo sind die Schatten? Wo vereinigen sich die Toten? Und ich war noch so jung, kräftig, gesund, der Selbsterhaltungstrieb stark in mir. So dürftig meine Lage war, sie hatte nichts Bedrängliches und Hoffnungsloses. Noch während der Lebzeiten meiner Mutter war es mir gelungen, so viele Unterrichtsstunden zu erlangen, um mich bescheiden durchzubringen. In einigen Familien war ich freundlich aufgenommen worden, die Arbeit gewährte mir jenes traurige Vergnügen, das in der Besiegung der Langenweile, in

der Entfernung unserer Gedanken von dem eigenen Ich besteht. Ich wohnte damals mit meiner Wirtin in einem großen Hause, am Ausgang der Köpnickerstraße. In Stille und Einsamkeit, ohne Nahrungssorgen, nur bemüht, mein Talent nach Kräften auszubilden. Welchen Ehrgeiz konnte ich haben als den, eine berühmte Virtuosin zu werden? Ich hatte genug, um mir sogar ein und ein anderes Mal den Luxus der Wohlthätigkeit gestatten zu können. Nicht aus der Ferne oder von oben her, ich besuchte meine Armen selbst. In den ersten Monaten des vergangenen Jahres gab es viel Elend in unserem Hause, in der nächsten Umgebung. Das Gerücht davon mochte auch in den Westen der Stadt gedrungen sein, bei einem meiner Besuche begegnete ich der Geheimrätin Wedekind. Der Eindruck, den ich von der Erscheinung der stattlichen Frau, von ihrem Benehmen den Armen und mir gegenüber empfing, war ein tiefer, aber ich kann nicht sagen, daß es auch ein wohlthuender war. In der Weise, wie sie ihre Anordnungen traf, wie sie fest und kurz ihren Willen aussprach, drückte sich ein despotischer Zug, ein Hochmut der überlegenen Bildung aus, der mir das Gefühl bedrückte und beängstigte. Die armen Leute freilich, nur auf die Linderung ihrer Not bedacht, empfanden nichts davon; so oft ich indessen mit ihr zusammentraf, quälte mich der Gedanke: Wenn du einmal ihrer Wohlthaten bedürftig werden solltest! War es nur der Druck ihrer gebieterischen Persönlichkeit, war es die Vorahnung meiner Seele?

„Ich vermute, daß Ihnen Herr von Pleskau erzählt hat, wie sie sich erfüllte. Im Sommer erkrankte ich an einem gefährlichen typhösen Fieber. Der Arzt wollte mich gleich bei dem Ausbruch nach einem Krankenhause schaffen lassen, wo mir eine bessere und verständigere Pflege zu teil werden würde, allein meine Wirtin widersprach in thörichter Gutmütigkeit und bestärkte mich nur in meiner Furcht und Abneigung gegen das Hospital. So blieb ich im Hause und geriet bald, als die Krankheit sich in die Länge zog, meine kleinen Ersparnisse aufgezehrt wurden, in eine bedenkliche Lage. Sie begreifen, daß ich in meiner Schwäche und Verlassenheit die plötzliche unerwartete Ankunft der Geheimrätin als den Anfang meiner Rettung und Heilung begrüßte. Der geheime Widerstand, den ihr mein Herz bisher geleistet, war gebrochen; das beinahe physische Unbehagen, das mir ihre Gegenwart eingeflößt, von der stärkeren wie magnetischen Wirkung, die sie auf meine krankhaften Zustände ausübte, überwunden. Wenn sie eine Weile ihre feste, kalte Hand auf meiner Stirn hatte ruhen lassen, milderte sich deren Hitze, das Fieber nahm ab, so lange sie bei mir weilte. Meine Wirtin hatte bei der Gefahr, in welcher ich schwebte, den Kopf verloren, ihre und meine Armut erschwerten die Pflege und machten eine Fülle kleiner Erleichterungen für meine Lage unmöglich. Für die Geheimrätin bestanden solche Hindernisse nicht; was ihr Wille als nützlich erkannt, wurde ausgeführt. ‚Geld kann alles,‘ sagte sie der guten Frau, die sich ihren Anordnungen, ihren kostspieligen Anschaffungen und Einrichtungen gehorsam, aber in beständigem Staunen fügte, ‚in hundert Fällen hat es neunzigmal den Tod aufgehalten.‘ Und ich bin überzeugt, auch in meinem Falle hat sie ihn besiegt. Ohne ihre aufmerksame Pflege, der nichts entging, ohne ihre Hingebung würden meine Jugend und meine kräftige Natur endlich doch dem tückischen Feinde erlegen sein. Mehr als eine Nacht hat sie trotz der Krankenschwester, die sie berufen, an meinem Bette durchwacht; als ich langsam genas, wie oft hat sie mir vorgelesen, wie oft meine Lieblingsmelodien mir vorgespielt! In ihre Seele hinein würde ich mich schämen, wollte ich einer solchen Güte gegenüber von ihren Geldopfern für mich sprechen. Sie sind es nicht, die mein Herz belasten — diese Barmherzigkeit, diese Liebe, dies Mitleid ist es, das mich wie glühendes Feuer brennt, das mir täglich, so oft ich ihrer gedenke — und wie vermöchte ich ihrer jemals zu vergessen! —

meine Undankbarkeit und Schlechtigkeit vorwirft."

„Sie werden nicht allein den Bruch dieser Freundschaft verschuldet haben," begütigte ich. „Wie vieles, dem wir ewige Dauer wünschten, fällt vor der Zeit ab."

„Nur das entschuldigt mich vor meinem eigenen Gewissen," antwortete sie, „daß nicht ich den Keim zu unserer Trennung legte. Die Geheimrätin ist es gewesen, die Pleskau zu mir geführt. Ein Gefühl des Wohlwollens, mir ein Vergnügen zu bereiten, ihre Güte, einer Genesenden freundliche Erinnerungen zurückzurufen, wird sie ursprünglich dazu getrieben haben. Welch ein Geschick ist doch das unserige, daß wir so gar nicht die Folgen unserer Handlungen voraussehen können! Herr von Pleskau hat mir nachher gestanden, daß er mit einem gewissen Widerstreben das erste Mal zu mir gekommen ist. Es war so natürlich. Was hatte ein junger glänzender Offizier in der Krankenstube einer Musiklehrerin zu suchen! Mir aber brachte seine Gegenwart neues Leben, Farbe und Licht in meine traurige Kammer. Ihr Wiederschein schimmerte auf meinen blassen Wangen. Aus den Blumen, die er mir bot, strömte mir ein süßer berauschender Duft von Glück und Hoffnung entgegen. Die Höflichkeit des Herzens, die sich in all seinem Thun offenbarte, ein melancholischer Zug in seinem Gesicht und in seinen Reden umgaben ihn von jener ersten Stunde an in meinen Augen mit einem Schein, der ihn von allen meinen Bekanntschaften abhob. Ich hatte ihn bis dahin kaum beachtet; der Abstand unserer Stellungen in dem Hause, wo wir einander begegneten, verbot eine Annäherung: in der Enge meines Stübchens verschwand jeder Unterschied des Ranges, jede künstliche Zurückhaltung, jede gesellschaftliche Lüge. Ein harmloses Geplauder, ein Austausch unbedeutender Geschichten ... zu rechten Gesprächen ließ es die Geheimrätin nicht kommen. Mir, der Genesenden, deren Zustand immer noch der Schonung bedurfte, wurde nur in Zwischenräumen ein Wort gestattet, meine Rolle war das Schweigen, das Zuhören, das Lächeln und das Träumen. Und konnt ich mir Schöneres wünschen? Ich saß zurückgelehnt im Lehnstuhl, eine Decke über die Kniee gebreitet, in den Händen den kleinen Strauß, den er mir gebracht. Mit dem Wohlgeruch der Blumen mischte sich der Wohllaut seiner Rede, der Herbstsonnenschein, der durch das Fenster goldig und warm strahlte. Während er mit der Geheimrätin sprach, konnte ich ihn ungestört betrachten und bunte Traumfäden zusammenspinnen. Ob er gerade mit meiner Schweigsamkeit zufrieden war, weiß ich nicht, aber ich fand den vollen Beifall der Geheimrätin. Früher war sie wortkarg bis zur Peinlichkeit gewesen, nur selten hatte sie länger mit mir gesprochen, jetzt war sie von munterster Lebendigkeit und nie versiegender Redseligkeit. Anfänglich kam sie zusammen mit Pleskau, dann erschien sie zuerst und wir beide erwarteten ihn. Ich in Geduld und Hoffnung, daß er nicht ausbleiben würde, weil er von der Freude überzeugt sein müsse, die mir sein Besuch, und wäre es auch der kürzeste, bereitete, sie voll Unruhe, in beständigen Fragen: warum er noch nicht da sei, was ihn verzögern könne? Wir hörten beide seinen Schritt auf der Treppe, seinen Zug an der Klingel, dieselbe Bewegung ließ unser beider Herz höher schlagen — aber nur sie sprang von ihrem Stuhle auf. Trat er dann ein, so empfing sie ihn mit zärtlichen Scheltworten, daß er uns so lange habe warten lassen. Die Verlegenheit, die sich darüber in seinem Gesicht malte, beachtete sie nicht. So schien sie es auch nicht zu bemerken, daß sie fast allein die Unterhaltung führte, während seine melancholischen Blicke langsam von ihr zu mir und wieder zurück wanderten. Wenn er herzlicher über eine ihrer Geschichten oder eine geistreiche Äußerung lachte, sich lebhafter ihr entgegenneigte, errötete sie. Zuweilen verließ sie das Zimmer, unter dem Vorwande, der Wirtin einen Auftrag erteilen zu wollen, und kehrte dann plötzlich und hastig zurück, als habe sie mich und ihn belau-

schen oder überraschen wollen. Aber was hätten wir uns damals, in dem Beginn unserer Bekanntschaft, mitzuteilen gehabt, dessen Zeugin sie nicht hätte sein können? Dennoch zogen sich mitunter ihre dichten Augenbrauen finster zusammen, und ihre sonst so glatte Stirn furchte sich, wenn sein Auge länger an mir hing, er in wärmeren Worten seine Freude über die Wiederkehr meiner Gesundheit und mein gutes Aussehen ausdrückte. Wochen gingen darüber hin, ehe mir all diese flüchtigen Beobachtungen deutlich zum Bewußtsein kamen und sich zu einem Ganzen verdichteten. Je mehr meine Genesung fortschritt, meine Kräfte zunahmen, ich wieder ein Dasein außerhalb der Krankenstube und der Abhängigkeit von meiner Pflegerin voraussah, desto mehr ließ der geistige Bann nach, in den sie mich geschlagen. Lange bevor es zu einem offenen Bruche zwischen uns kam, gab es etwas wie eine stumme Empörung meines Herzens gegen sie. Meine Augen fingen an, sie schärfer zu betrachten, halb unbewußt dessen, was ich that, verknüpfte ich doch in Gedanken die einzelnen Vorfälle, Vergangenes und Gegenwärtiges, sann über ihr Benehmen wie über ihre Reden nach und suchte ihr Wesen und die letzte Ursache ihrer Freundlichkeit gegen mich zu ergründen. Was ich bisher als etwas Gegebenes, in sich Beruhendes und Abgeschlossenes vorurteilslos hingenommen, erschien mir plötzlich problematisch. Ich grübelte undankbar und argwöhnisch über die Natur des Engels, der mich vor dem Tode gerettet. Ein unbedeutender Zufall sollte mir die Enthüllung bringen. Oder enthüllte er mir nur mein Herz? Zeigte mir nur das Licht, das von dieser Offenbarung ausging, die Menschen anders, als ich sie vordem gesehen? Dünkte es mich nur von jenem Augenblick an unerträglich und widersinnig, daß eine alte Frau noch so große Ansprüche an das Leben erheben, noch einen so breiten Raum darin einnehmen wollte?“

„Wenigstens ist es nicht klug und nicht liebenswürdig,“ bestätigte ich, um, da sie schwieg, keine Pause aufkommen zu lassen.

„Es war ein schöner Oktobernachmittag, und die Geheimrätin hatte mich in ihrem Wagen zu einer ersten Ausfahrt abgeholt. Gerade, als wir abfahren wollten, schritt Pleskau auf uns zu. Die Geheimrätin spielte die Erstaunte, ihn hier zu sehen, lud ihn aber sogleich ein, mit uns in den Wagen zu steigen. Mit ihrem Lachen und Geplauder beseitigte sie seine Verlegenheit und wußte ihn bald in seine gewohnte Stimmung zwischen träumerischer Lässigkeit und herzgewinnender Freundlichkeit zu versetzen. Ich freute mich still seiner Gegenwart, der raschen Fahrt durch den noch grünen Park und des warmen Sonnenscheins, ich hatte keine Worte und keine Wünsche. Unser Ziel war der Schloßgarten in Charlottenburg. Er war so schön im Herbst, wie gut ließ es sich unter seinen alten Kastanien, deren Blätter sich gelb zu färben begannen, am Ufer der Spree wandeln. Ungestörte Ruhe umgab uns, wie eine sanfte Wehmut überschauerte es mich von den leise sich bewegenden Wipfeln. Ich hatte den Arm, den er mir angeboten, nicht angenommen, ich wollte meine Kraft prüfen und versuchen, ob ich schon wieder allein stark genug auf den Füßen sei. So führte er die Rätin, und ich ging an ihrer Seite, immer zwei oder drei Schritte voraus, wie aus dem unbewußten Gefühl, den anderen und mir selber durch schnellen Lauf meine völlige Wiederherstellung zu beweisen. Die beiden plauderten miteinander, und ich horchte mit halbem Ohr mehr dem Klange ihrer Stimmen als ihren Worten. Ich weiß darum nicht, wie ihr Gespräch sich dahin gewandt, aber plötzlich hörte ich ihn wie aus einem Traum heraus sagen: ‚Ich fürchte mich vor den blaugrauen Augen, ich liebe nur die braunen Augen‘ — und die Geheimrätin laut lachend darauf: ‚Haben Sie es gehört, Klara? Er liebt nur die braunen Augen!‘ Ich wandte den Kopf nach ihnen zurück — war es ein Sonnenstrahl, der mich blendend traf, oder sein Anblick; glitt mein Fuß auf dem welken feuchten Laub, das den einsamen Weg bedeckte, aus — ich wäre gefallen, hätte

er mich nicht in seine Arme genommen. Es war nichts oder alles, mein Herz schien stillzustehen. ‚Sie haben sich zu viel zugemutet, Kleine,‘ sagte die Geheimrätin scharf und kalt; ‚Pleskau, geben Sie ihr den Arm.‘ Ihr Gesicht hatte sich kaum geändert, aber ihre Stimme hatte sie nicht beherrschen können. Wider ihren Willen hatte mir die Wandlung ihres Tones ihre Eifersucht verraten.

„Von jenem Augenblick an war das alte Verhältnis zwischen uns dreien gestört. Bitter genug habe ich es mir später, ach!, wie oft in kummervollen, schlaflosen Nächten vorgeworfen, daß ich mich nicht mit raschem Entschluß, selbst auf den Verdacht der schlimmsten Undankbarkeit hin, gänzlich von ihr und ihm zurückgezogen. Aber ich empfand in meiner Schwäche ein so sehnsüchtiges Verlangen nach seiner Gegenwart, ich glaubte, nicht ohne ihn leben zu können, und ängstigte mich zugleich so sehr vor einem offenen Bruche mit der Geheimrätin, daß ich um keinen Preis den ersten Schritt aus dem Bannkreise, der uns umschloß, herauszuthun wagte. Vielleicht sind auch das nur Nachgedanken, was hätte ich, die Ärmste und Schwächste von allen, gegen ihren Willen unternehmen können? Es war so selbstverständlich, daß am nächsten Tage erst die Geheimrätin und dann Pleskau zu mir kamen, sich zu erkundigen, ob mir die Ausfahrt wohlgethan? daß eine neue auf einen sonnigen Tag verabredet wurde; daß ihre Besuche sich bei mir wiederholten, als ob ich noch immer krank und nichts zwischen uns vorgefallen wäre? Ich merkte wohl, daß sie mich mit anderen Augen als früher betrachtete, wie sie meine Reden, ja jede meiner Bewegungen bewachte, aber sie konnte darin nicht strenger gegen mich sein, als ich selbst es war. Schämte ich mich doch des Gefühls, das mich durchbebt, als er mich zum erstenmal berührt; mühte ich mich doch, es zu ersticken, nannte ich es doch vor meinem eigenen Gewissen eine Verirrung, von der ich zu meinem Heile auf das schnellste wieder zurückkommen müßte. Denn was es nun auch war, ob Liebe oder Rausch der Sinne, welch Ende in Ehren wäre hiervon abzusehen gewesen? Noch gewahrte ich zu deutlich die Kluft, die uns trennte, noch wußte ich zu deutlich, was ich mir selber schuldig war. Das Gefährliche war nur, daß wir beide uns mehr und mehr daran gewöhnten, unter der eifersüchtigen Obhut der Geheimrätin eine stumme Sprache in Zeichen und verstohlenen Blicken miteinander zu führen und unbedacht mit dem Feuer zu spielen. Im November nahm ich meine Unterrichtsstunden wieder auf; ich freute mich auf die Thätigkeit, die mir ein gewisses Genügen gab und mich von der Unterstützung, aus der Gefangenschaft meiner Wohlthäterin frei machte. Freilich hatte sie darauf bestanden, daß der Freitagnachmittag wie bisher nach ihrem Ausdruck ihr gehöre und ich an diesem Tage zu ihrem Empfange bereit sein solle. Allein die übrige Woche war mein; welch ein Gewinn! Erst als ich unter anderen Menschen verkehrte, andere Stimmen vernahm, einen kleinsten Ausschnitt der Welt überschaute, fand ich mich selbst wieder. Wie unter einer Taucherglocke hatten mich bis dahin ihre Wohlthaten, ihre Sorge, ihre Eifersucht gehalten, nichts Feindliches hatte sich an mich herandrängen dürfen, eine gläserne Wand sich zwischen mir und der Wirklichkeit erhoben. Zu dem Mißtrauen, das ich gegen sie hegte, als sei ich ihr seit lange nur das Werkzeug, um die Perle zu fischen, gesellte sich der Unwille und der beleidigte Stolz, daß sie mich stets wie eine Abhängige und Unmündige behandelt hätte. All ihre guten Thaten verwandelten sich für mich in ihr Gegenteil. Hatte sie mich nur vom Tode gerettet, um eine Sklavin ihrer Launen an mir zu haben? Ich war so ungerecht, das Werk des Zufalls, durch den Pleskau zu mir gekommen, für eine Handlung ihrer Berechnung zu erklären. Pleskau selbst bestärkte mich in meinem Verdacht, gegen sie auf der Hut zu sein; er erkundete meine Wege, er suchte mich auf, bald hier, bald dort trafen wir uns. Kein Wort der

Leidenschaft entschlüpfte uns noch, wir hatten nur das Bedürfnis, einander frei in die Augen zu sehen, offen, nicht durch die Aufsicht und das lauernde Ohr eines dritten gehindert, uns auszusprechen. Sie lächeln über meine Naivetät? Aber ich glaube dennoch, daß ohne die verhängnisvolle Einmischung der Geheimrätin das Verhältnis zwischen uns beiden folglos und klanglos wie so viele ähnliche im Sande verlaufen sein würde.

„Ahnte sie aus ihrer Eifersucht, erriet sie aus irgend einer Unvorsichtigkeit, die wir begingen, unseren Verkehr hinter ihrem Rücken? Sie war zu klug, um Lärm zu schlagen. Mitten im Gespräch, in seiner Gegenwart, sagte sie mir einmal: ‚Sie reiben sich auf, Klara, das ewige Hin und Her auf den Straßen in dem feuchten und kalten Wetter schadet Ihnen. Sehen Sie nur, Pleskau, wie blaß sie ist, wie sie hustet! Das dulde ich nicht länger, Sie sollen mir nicht wieder krank werden.‘ Pleskau, der sie nicht durchschaute und dem es überhaupt bei seinen adeligen Vorurteilen unangenehm war, daß ich für Geld Unterricht erteilte, war gleich bereit, trotz meines Sträubens und Leugnens ihr recht zu geben. Und als ich mit einiger Heftigkeit meine Arbeit und in ihr meine Freiheit verteidigte, waren beide einig, mich für ein trotziges Kind zu halten, das man zu seinem wahren Glücke zwingen müsse. An diesem Abend verriet sie ihren Plan mit keinem Wort. Am anderen Tage suchte sie mich allein auf und machte mir den Vorschlag, ihre Wohnung mit ihr zu teilen, als Gesellschafterin, als Freundin, als Tochter, wie es mir gefallen würde. In jeder Lage, von jeder Person würde ich solch großmütiges Anerbieten, und wenn sich auch keine Nebenabsicht und kein Hintergedanke damit verknüpft hätte, ausgeschlagen haben; ich kann keine Dienerin sein, welcher Name auch die Dienstbarkeit decken mag. Zu der Geheimrätin zu ziehen, in ihrer Abhängigkeit zu leben, bei den dunklen, heftigen Empfindungen, die uns im heimlichen Widerstreit gegeneinander verzehrten, war nun vollends eine physische und moralische Unmöglichkeit für mich. Ja noch mehr, ihr Vorschlag dünkte mich eine Beleidigung. Sollte ich der Lockvogel sein, der Pleskau täglich zu ihr riefe? Wollte sie mich allmählich als Dienerin in seinen Augen erniedrigen und bloßstellen? Fühlen Sie mir nicht nach, daß sich jede Fiber in mir gegen eine solche Unwürdigkeit empörte? Es bedurfte all der Rücksichten, die ich ihrem Alter, ihrer Güte schuldete, um die bitteren Worte, die mir der Zorn auf die Lippen trieb, wieder zurückzudrängen und in schicklicher Form meine Ablehnung ihres Anerbietens vorzubringen. Meine Weigerung machte sie nur hartnäckiger, immer höher verstiegen sich die Beteuerungen ihrer Freundschaft, immer dringender wurden ihre Bitten, zuletzt weinte und drohte und schalt sie mich. Ich blieb ihrem Flehen wie ihrem Grollen gegenüber fest bei meinem Vorsatz; ihr Benehmen, die Maßlosigkeit, der sie sich überließ, noch ehe ich in ihrem Hause war, zeigten mir die Richtigkeit desselben und im voraus das Los, das mich erwartete, wenn ich meinem Entschlusse untreu wurde. Vergebens malte sie mir darum, von ihrer Heftigkeit zurückkommend, die Behaglichkeit und Sicherheit eines umfriedeten Daseins aus, in dem es keinen Kampf mit der Sorge gäbe — wir schieden uneinig und zornig. Dennoch hörte ich mit einem Gefühl der Freude und des Triumphes sie die Thür hinter sich zuschlagen. Es ist aus zwischen uns, sie wird nie wieder über diese Schwelle treten, dachte ich. Wie wenig kannte ich sie noch! Am anderen Tage schon war sie wieder da, nach einer kummervollen Nacht, sagte sie, um mir die Hand zur Versöhnung zu reichen. Durfte ich ihr die meine vorenthalten? Ein paar Wochen sprach sie nun nicht mehr von ihrem Plan, sie überhäufte mich mit Freundlichkeiten, um mich vergessen zu lassen, was zwischen uns vorgefallen. Dagegen fing meine Wirtin an, sie zu loben, wie gut und wohnlich es in ihrem Hause sei, wie einsam die Geheimrätin lebe, daß es ihr an Gesellschaft

fehle. Und dies Gerede um mich herum verbreitete sich nach und nach, schon wurde ich von meinen Schülerinnen oder deren Müttern gefragt, ob es denn wahr sei, daß ich meinen Unterricht aufgeben und zu der Geheimrätin ziehen wollte? Andere wünschten mir Glück zu der Bekanntschaft mit der reichen Dame, jetzt hätte ich nicht mehr für meine Zukunft zu sorgen. Eine Weile hielt ich still und lehnte nur ab, als aber dies Netz von Einflüsterungen und Gerüchten mich immer enger umgarnte, beschloß ich, es mit einem Ruck zu zerreißen. Aus meinem eigenen Willen heraus, ohne jede Abrede mit Pleskau. In seiner Gegenwart sagte ich es ihr auf den Kopf zu, daß alle diese Andeutungen, diese Fragen und Ratschläge von ihr ausgingen, daß sie meine Stellung untergrüben, daß ich sie bäte, jeden Gedanken an die Möglichkeit meines Aufenthalts in ihrem Hause aufzugeben. Erlassen Sie es mir, Ihnen die Scene zu schildern, die nun erfolgte. Ein böses Wort gab das andere, und Worte und Blicke, die sich in unser Gedächtnis einbrennen. Ich erschrak vor ihr wie vor einer Furie, und wie um mich vor ihr zu retten, warf ich mich an Pleskaus Brust."

Erschöpft hielt sie eine Weile, die Hände über die Brust gekreuzt, inne, um den Sturm in ihrem Inneren sich beruhigen zu lassen. Ich unterbrach sie nicht: was hätte sich der Wirklichkeit gegenüber auch sagen lassen?

„Diese Erinnerungen, so süß und so schrecklich zugleich," begann sie dann wieder, „machen den Inhalt meines Lebens aus. Sie sind das magische Band zwischen mir und Pleskau. Wenn wir es uns auch nicht eingestehen — die Tote übt noch immer ihren Einfluß auf uns aus, sie hat unserer Liebe ein zehrendes Gift beigemischt, wir können nicht voneinander und können uns doch nicht angehören."

„Und Sie haben die Geheimrätin nach jenem Vorfall wiedergesehen?" Ich wollte erkunden, ob mir Scherbing die Wahrheit gesagt.

„Ja, noch einmal. Und zwar am Tage vor ihrem Tode. Recht als habe sie es darauf abgesehen, mein Grauen vor ihr zu erhöhen. Sie kam in der Verwirrung der Leidenschaft, mit Thränen der Wut. Im jähen Wechsel, wie es ihre Art war, beschwor sie mich bald mit Schmeicheleien, bald mit Drohungen, Pleskau zu entsagen. Ich sollte Berlin verlassen, womöglich noch in der nächsten Stunde; die Mittel, um mich in Paris oder London weiter in meiner Kunst auszubilden, bot sie mir freigebig an. Als die bloße Erwähnung ihrer Wohlthaten mich zurückschaudern ließ, suchte sie mich bei meiner Großmut zu fassen. ‚Wenn du ihn wahrhaft liebst,' rief sie aus, ‚bringe dich selbst zum Opfer; eine Verbindung mit dir stößt ihn aus seiner Stellung und entzweit ihn auf immer mit seiner Familie, gieb ihn frei!' Als ob ich ihn aufgesucht, als ob er nicht um meine Liebe geworben, als ob ihre Eifersucht nicht diesen ganzen Brand entzündet! ‚Es liegt in Herrn von Pleskaus Hand, noch heute seinen Umgang mit mir abzubrechen,' antwortete ich ihr; ‚seien Sie überzeugt, daß ich nichts thun werde, denselben wieder anzuknüpfen, aber ebensowenig werde ich mich zu einem Schritte entschließen, der wie Feigheit oder Untreue aussähe.' — ‚Ach, du liebst ihn nicht,' entgegnete sie, ‚sonst würdest du sterben, um sein Glück zu sichern.' Mir sind solche Übertreibungen des Gefühls fremd, ich vermochte nur mit dem Kopfe zu schütteln. Von dem Mißtrauen, das ich gegen sie hegte, empfing alles, was sie mir vorhielt, so verständig und richtig es war, einen verdächtigen Schatten. Als sie mir gar, ihren bisherigen leidenschaftlichen Ton ändernd, den Vorschlag machte, mich zu verheiraten und reich auszustatten, erschien mir das Ganze als die häßlichste Komödie ..."

„Die Geheimrätin wollte Sie verheiraten? Und mit wem?" unterbrach ich sie. Diesmal hatte also Scherbing gegen seine Gewohnheit nicht geflunkert. Ich fürchtete, seinen Namen von ihren Lippen zu hören.

„Sie hat keinen Namen genannt, und

mir war es sehr gleichgültig, wer mich aus ihrer Hand, um der geschenkten Ausstattung wegen, nehmen wollte. Sie ging von mir in ihrer stolzen und steifen Haltung, äußerlich so ruhig, als hätte es sich um einen nichtssagenden Besuch gehandelt, und die Unterredung erhielt ihre Bedeutung für mich erst durch ihren plötzlichen, unmittelbar darauf folgenden Tod. Dadurch wurde sie für mich etwas wie ein furchtbares Vermächtnis. Ich sagte Ihnen schon, welche Wandlung sich in meinem Verhältnis zu Pleskau damit vollzogen. Wir verstehen einander nicht mehr; kann er meinen Blick nicht mehr ertragen, daß er mir einen Unterhändler sendet? Bleib ich oder befolge ich den Rat der Verstorbenen und fliehe diese Stadt? Durch welche Schuld hab ich all diese Verwirrung, diesen Schrecken und diesen Schmerz verdient? Werde ich einen Ausweg daraus finden oder darin untergehen?"

Nein, du sollst nicht darin untergehen, rief etwas in mir. Schweigend gelobte ich mir, treu und fest zu ihr zu stehen. Wie die Dinge lagen, vermied sie am besten jeden entscheidenden Schritt. Nur noch wenige Tage — dann mußte die Ankunft der Frau von Pleskau die Sache nach dieser oder jener Richtung hin zum Abschluß bringen. Wohin meine Hoffnung ging — ich wagte es mir nicht einmal selbst klar einzugestehen. Aber es fiel mir nicht schwer, Klara zu bestimmen, in ihrer bisherigen Zurückhaltung auch noch diese letzte Prüfung abzuwarten. Bis dahin war, allem Anschein nach, von Pleskau keine leidenschaftlichere Annäherung zu besorgen. Mit einem Handdruck, wie ihn langjährige Freunde austauschen, schieden wir voneinander: ihre schlanke Hand ruhte fest und warm in der meinen. Nach dem stürmischen Anfang unseres Gesprächs war es wie Friede über uns gekommen; das Vertrauen, das wir zueinander gefaßt, ließ uns auch die Zukunft in hellerem Lichte erglänzen.

Vor meinem Gewissen konnte ich freilich die Uneigennützigkeit meiner Empfindungen für Klara nicht behaupten. Es war nicht nur Mitleid mit der peinlichen Lage, in die sie das Geschick gebracht, nicht nur eine gewisse Bewunderung ihrer Entschlossenheit und ihres Freiheitsdranges, womit sie sich durch das Leben kämpfte, der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, denen sie ein behagliches Los, aber voll Lüge und Falschheit, zum Opfer gebracht; es war keine reine, wunschlose Freundschaft, was sich in mir für sie zu regen begann, allein was kümmerten sie meine Gefühle? Wenn ich sie nach meinem besten Wissen beriet, mit all meiner Kraft und meinem Einfluß beschützte, war es nicht gleichgültig, welche Triebfeder mich in Bewegung setzte? Fernab von mir wies ich jeden Gedanken einer Einmischung in ihr Verhältnis zu Pleskau. Verheiratete sie sich mit ihm, so wollte ich mit gutem Gewissen und freier Stirn vor sie hintreten können; trennten sie sich — nun, so war es mir unbenommen, meinen jetzt noch unbestimmten formlosen Hoffnungen Ausdruck und Gestalt zu geben. So übermächtig beherrschte sie schon meine Gedanken, daß sich kaum ein verlorener auf die Anstifterin dieses verworrenen, sinnlich übersinnlichen Handels zurückwandte. Wohl war sie tot, die arme Jette, und die Lebenden behaupteten ihr Recht, aber sie war doch meine Freundin gewesen, eine Unglückliche obendrein. Wundersam und tragisch schienen sich in ihrer Neigung für Pleskau die Zärtlichkeit einer Mutter und die letzten Funken der Leidenschaft, die sie einst für seinen Vater empfunden, vermischt zu haben. Dies Feuer hatte sie verzehrt; als sie eingesehen, daß der Sohn sie wie vordem der Vater verlassen werde, hatte sie ihrem Leben ein Ende gemacht: es blieb mir fast kein Zweifel mehr, daß Pleskaus Ahnung eine Wahrheit sei. War sie nicht beklagenswerter als Klara? Und doch grollte ich ihr, daß sie dies reine Geschöpf in den trüben Wirbel ihrer Launen und Begierden hatte hinabziehen wollen.

Schon am folgenden Tage schrieb ich ihr, unter dem Vorwand, daß ich besorgte,

die Aufregung, in die sie unser Gespräch versetzt, möchte ihre Gesundheit angegriffen haben; ich trug eben nur ein unbezwingliches Verlangen in mir, von ihr zu hören, mit ihr in Verbindung zu bleiben. Sie antwortete umgehend — eine feste klare Handschrift, schlanke Buchstaben — mein Besuch habe ihrem Kopfe und ihrem Willen Ruhe und Klarheit wiedergegeben, sie erwarte gefaßt die kommenden Ereignisse. Stand auch nichts in dem Briefe, was ich als Wunsch nach einer Fortsetzung der Korrespondenz hätte deuten können, so war auch nichts darin, was dieselbe ablehnte. So wagte ich einen zweiten Brief und ward nicht zurückgestoßen. Im Gegenteil, diese Gelegenheit, sich auszusprechen, schien der Einsamen willkommen zu sein. Eine Woche verlief uns in diesem schriftlichen Gedankenaustausch, und ich war, dadurch noch mehr für sie eingenommen, entschlossen, meinen Besuch bei ihr zu wiederholen, als ich ein paar hastig hingeworfene Zeilen von ihr empfing: Pleskau sei mit Scherbing bei ihr gewesen und habe ihr den Besuch seiner Mutter für einen der nächsten Tage angekündigt, sie wünsche mich vorher zu sehen. Offenbar erwartete sie irgend eine Auskunft über Frau von Pleskau von mir. Aber woher mir dieselbe verschaffen? Der einzige, der sie mir erteilen konnte, war ihr Sohn; allein mein Herz sträubte sich dagegen, ihn aufzusuchen. Schon betrachtete ich ihn als meinen Nebenbuhler. Ich beneidete ihm sein Glück. Wie wenig verdiente er dies Mädchen — und nun sollte er sie doch trotz aller Redensarten Scherbings, trotz der Warnung aus dem Jenseits und trotz der Stimme ihres eigenen Herzens erringen! Ich traute mir nicht Verstellung und Kaltblütigkeit genug zu, ihm gelassen zu begegnen. Da fielen mir die Briefe seines Vaters an die Geheimrätin ein, die er bei mir hatte liegen lassen; sie boten mir einen schicklichen Vorwand, bei ihm vorzusprechen, um sie ihm zu überreichen. Das weitere hing dann von der Benutzung des Augenblicks ab.

Ich traf ihn in der siebenten Stunde in seiner Wohnung in der Karlsstraße. Er empfing mich mit ausgesuchter Höflichkeit. Er sei gerade im Begriff gewesen, mich um die Briefe anzugehen. Vielleicht enthielten sie doch das eine und das andere, das für ihn wichtig sei, er wolle mit der Vergangenheit abschließen. Darüber war seine Mutter, die bei ihm abgestiegen, in das Zimmer getreten. Eine Dutzenderscheinung, mit langer Nase und starken Backenknochen, mit hochmütigen harten Augen. Sie schien es für schicklich zu halten, mir einige Artigkeiten zu sagen. „Mein Sohn Robert ist Ihnen auf das wärmste für Ihre Leitung dieser Erbschaftsangelegenheit verpflichtet,“ äußerte sie sich. „Ein so delikater Auftrag. Sie waren ein Freund der Seligen? Ich habe sie leider nicht gekannt. Gewiß eine vortreffliche Frau, aus jedem Munde vernehme ich ihr Lob... Auch hat sie keinen Verwandten, der ein näheres Anrecht auf ihr Erbe gehabt, übergangen ... keinen! Das hat mich über die große Erbschaft, die sie meinem Sohn vermacht, beruhigt. Bei jeder ungewöhnlichen Erbschaft giebt es allerlei Gerüchte... Und nun gar in Roberts Fall — ein adeliger Offizier, der eine bürgerliche Dame beerbt.“ Es klang beinahe, als thäte sie der Verstorbenen mit der Annahme ihres bürgerlichen Geldes eine besondere Ehre an. Dennoch ging ich ohne Widerspruch auf ihren Ton ein, erzählte zur Erhöhung der „Respektabilität“ der Geheimrätin einige Geschichten von deren Wohlthätigkeit und hörte rücksichtsvoll den Tadel und die Klagen der gnädigen Frau über das hauptstädtische Treiben, das sie verabscheue, an. Darauf empfahl sie sich mit steifer, aber höflicher Verneigung. Merkwürdig, wenn Pleskau diese Frau für seinen romantischen Heiratsplan zu gewinnen, sie wohl gar durch die Liebesbriefe seines Vaters zu erweichen sich zutraute! Während unseres Gesprächs hatte er seiner Gewohnheit gemäß stumm dagesessen und nur durch ein gelegentliches Rücken mit seinem Stuhle ein von seiner

Mutter nicht beachtetes Zeichen seiner Ungeduld gegeben. Mit jenem Anstand, der ihm gut ließ und bei keiner Frau seine Wirkung verfehlte, hatte er sich zugleich mit ihr erhoben, ihr die Thür nach dem Nebengemache geöffnet und sie über die Schwelle geleitet.

„Ich danke Ihnen," sagte er darauf, zu mir zurückkehrend, „daß Sie den altmodischen Ansichten meiner Mutter nicht schroff entgegengetreten sind. Auf ihrem einsamen Gute — wie hätte sie den Umschwung der Welt mitmachen können!"

„Wenn jeder sich in seiner Sphäre hält, giebt es keinen Anstoß."

Er zuckte bei der Anspielung leicht zusammen, aber erwiderte kein Wort darauf. Leise trommelte er auf der Tischplatte, immer hinaushorchend, ob sich nebenan noch ein Geräusch vernehmen lasse. Dann wurde die Korridorthür geöffnet und wieder geschlossen, ein seidenes Gewand rauschte über die Treppe, ein Wagen fuhr von dem Hause fort.

Endlich! stand es in seinem Gesicht. Ich hatte Muße gehabt, ihn genau zu beobachten. Wie verfallen sah er seit unserer letzten Begegnung aus! Nur zu scharfe Spuren hatten die durchschwärmten Nächte in seinem Gesicht zurückgelassen. Der grauen Farbe seiner Wangen und den dunklen Rändern um seine Augen nach bekam ihm das gerühmte lustige Leben, dies Heilmittel gegen die Melancholie, nicht so gut wie Scherbing. Ein Hauch des Wüsten und Sinnlichen entstellte mir seine ehemals so feinen und vornehmen Züge; oder war es nur meine Eifersucht, die diesen Schleier darüber warf?

„Sie wünschten noch mit mir zu reden, Herr von Pleskau?"

„Vergebung, wenn ich so lange schwieg. Aber meine Mutter wohnt Thür an Thür mit mir. Es giebt Dinge —"

„Ich begreife vollkommen."

„Und Sie zürnen mir nicht, daß ich so viele Tage habe vorübergehen lassen, ohne mich Ihnen wieder zu nähern? Aber da ist Scherbing gekommen und die Kameraden und heute dies Hindernis und morgen jener Zeitvertreib. Es war nötig, ich bedurfte der Zerstreuung. Immer auf einen einzigen Punkt starren, immer nach dem Warum und Wozu einer vollendeten Thatsache forschen — mein Kopf ist zu schwach dazu, ich wäre verrückt darüber geworden... Warum prüfen Sie mich so, Doktor? Ich gefall Ihnen nicht: die Dosis Lethe, die ich genommen, scheint Ihnen zu stark gewesen zu sein?"

„Was schadet es, wenn sie Ihnen wirklich und für immer die Schreckbilder aus dem Gedächtnis verjagt hat? Wenn Sie selber einsehen, daß Sie fortan die Dosis mäßigen können und müssen?"

„Auf immer? Ich wag es wenigstens zu hoffen. Und Sie, haben Sie meinem Wahn weiter nachgeforscht?"

Sollte ich ihm sagen, daß sein Glaube für mich beinahe zur Gewißheit geworden? Die Furien wieder erwecken, die er durch das Vergnügen betäubt zu haben sich schmeichelte? Aber ich hätte dann nicht nur unedel handeln, sondern ihm auch meine Unterredung mit Klara eingestehen müssen. Auf seine Frage konnte ich mit halber Wahrheit antworten: „Nein. Mit wem hätte ich auch über Ihre Vermutung sprechen sollen? Der Welt gegenüber muß der Ausspruch des Arztes gelten."

„Mit wem? Mit Klara, mit Fräulein Karstens! Scherbing hat mir gesagt, daß Sie Klara kennen."

„Ich habe sie mit Herrn von Scherbing in derselben Gesellschaft gesehen. Und vielleicht," fuhr ich fort, um seinen Fragen zuvorzukommen, „hat Ihnen Scherbing auch mitgeteilt, wie erstaunt ich über Ihren Entschluß bin, diese Dame heiraten zu wollen."

„Mein Herr Doktor!" brauste er auf. „Wollen Sie ihr Übles nachsagen?"

„Sie können nicht höher von ihr denken als ich. Allein die Schönheit und die Tugend des Fräuleins gleichen den Abgrund zwischen Ihnen und ihr nicht aus."

„Ich werfe meinen Rang, meine Stellung gern hinab."

„Und Ihre Mutter?"

„Ich werde ihre Einwilligung erflehen oder erzwingen," sagte er mit einer dunklen Drohung. „Ich habe schon einen stärkeren Trotz gebrochen."

„Und können Sie die Erinnerung auch hinabwerfen?" Und da er, wie erschrokken, als bewege sich der Fußboden unter ihm, den Rollsessel, in dem er saß, um einen Schritt zurückschob, ließ er mir Zeit, hinzuzusetzen: „Hier liegt für mich die Unmöglichkeit dieser Verbindung. Was Sie mir vertraut haben, ist mir selbstverständlich heilig geblieben; aber wenn nun Fräulein Karstens in gleicher Unruhe und Trauer auf die Vergangenheit zurückblickt wie Sie, wenn ihr dieselbe wie Ihnen mehr ein Gegenstand des Schmerzes als der Freude ist? Hoffen Sie, daß aus so verstimmten Saiten sich die Harmonie des Glückes entwickeln wird?" Er hatte, in sich versunken, die Hände über sein Gesicht geschlagen und ließ mir die Freiheit, weiter auf ihn einzureden: „In anderer Gesellschaft, an einem anderen Orte — wie leicht vergessen wir Geschehenes! Aber wenn Sie beständig mit der Person zusammen leben, die Sie an jeden kleinsten Vorfall der Vergangenheit erinnert, wie erschweren Sie der Zeit die heilende Wirkung! Um ein zweifelhaftes Glück zu erringen, wollen Sie Ihre Stellung auf das Spiel setzen, einen Streit mit Ihrer Mutter beginnen, die Schuld, unter der Ihr empfindliches Gemüt jetzt schon leidet, verdoppeln: kann ein ehrliebendes Mädchen wie Fräulein Karstens ein solches Opfer von Ihnen annehmen? Können Sie ein Mädchen, das Sie achten gelernt, den Demütigungen und Mißdeutungen preisgeben, die jeder ungleichen Heirat folgen? Alles um einer Laune der Leidenschaft willen, die vielleicht mit dem Augenblick ihrer Befriedigung verfliegt!"

Ein unstätes flackerndes Feuer loderte in seinen Augen, über sein Gesicht hin. „Vielleicht!" spottete er. „Was wissen Sie von Leidenschaft, von einer wilden Leidenschaft, die ein Jahr lang an meinem Herzen zehrt!"

„Ich rede gar nicht zu dem leidenschaftlichen Liebhaber, ich rede zu dem Manne, der noch zögert, einen verhängnisvollen Schritt zu thun. Wenn das Fräulein von derselben Leidenschaft ergriffen wäre wie Sie, würden meine Äußerungen ebenso überflüssig wie unpassend sein."

„Sie liebt mich nicht?" rief er aufspringend und faßte mit seiner Rechten meinen Arm wie in einen Schraubstock. „Hat Sie es Ihnen gesagt?"

„Welche Vorstellung!" entgegnete ich und sammelte meinen ganzen Mut, um unerschrocken in seine drohenden Augen zu schauen. „Bin ich der Beichtiger des Fräuleins? Haben Sie selbst, hat mir Herr von Scherbing nicht mitgeteilt, daß Fräulein Karstens sich von Ihnen zurückzieht?"

„Gerade darum" — aber indem er mich noch anstarrte, ließ seine Hand meinen Arm wie unwillkürlich los, und sein Kopf senkte sich auf die Brust. „Wenn Sie die Wahrheit sprächen!" murmelte er dumpf vor sich hin, wandte sich ab und begann mit großen, schwankenden Schritten in dem Gemache auf und nieder zu gehen. „Wenn auch diese Weissagung einträfe, daß sie mich nicht liebte! Scherbing meint es auch... Wie war sie erschrocken und wortkarg, als wir uns heute sahen ... ein blasses Bild der Furcht... Aber aus ihrem eigenen Munde will ich es hören!" und zornig stampfte er mit dem Fuße auf den Boden.

„In Gegenwart Herrn von Scherbings? Selbst für eine Liebende wäre das eine sonderbare Zumutung."

„Wollen Sie mir vorwerfen, daß ich einen Freund ..."

„Ich wundere mich nur. Vieles, dacht ich, was Sie und das Fräulein sich zu sagen hätten, duldete keinen Zeugen."

Eine beängstigende Pause trat ein. Es war, als hätte er einen betäubenden Schlag auf den Kopf erhalten; er hielt sich an der Lehne eines Sessels fest. Wie wenig war er von der Vergangenheit befreit, wenn eine so harmlose Äußerung ihn in dieser Weise ergriff! In Verlegen-

heit über meine Unbesonnenheit stammelte ich eine Entschuldigung, aber er hörte kaum darauf hin... „Ja, natürlich,“ sagte er abgebrochen, „Liebende haben ihre Heimlichkeiten, ich hätte eher daran denken sollen... Dank für alles, was Sie mir gesagt, es ist nicht in den Sand geschrieben... Niemand kann sich ganz in die Lage, in die Stimmung eines anderen versetzen... Darin haben Sie jedoch recht, ich muß mir die Entscheidung aus Klaras Munde holen, ich muß die Scheu überwinden, die mich —“ Nun hatte er seine Fassung wiedergefunden; mit einem Ruck warf er den Kopf in die Höhe; seine Blicke, die bisher ins Leere geirrt und es vermieden hatten, mich zu streifen, richteten sich fest auf mich... „Wollen Sie Ihrer Freundlichkeit die Krone aufsetzen, so geben Sie mir noch eine freundliche Auskunft“ — damit hatte er seinen Sitz auf dem Sessel wieder eingenommen.

„Gern, Herr von Pleskau.“

„Unser Gespräch hat eine andere Wendung genommen, darf ich es wieder nach seinem Anfang zurücklenken? Sie haben keinen Beweis, keinen Anhaltspunkt meiner damaligen Vermutung gefunden?“

„Keinen. Die Zimmer der Geheimrätin sind so gut wie leer; all ihre Möbel und Gerätschaften sind nach genauer Durchsuchung und Aufnahme nach ihrem letzten Willen verkauft worden, ich bin dabei, den Erlös an die von ihr namentlich aufgeführten armen Familien zu verteilen. Die Dienerschaft, die sie öfters an heftigen Krampfanfällen hat leiden sehen, schreibt, wie ich mich aus ihren Reden überzeugen konnte, einem ähnlichen Anfall ihren Tod zu. Auf Erden giebt es kein Zeichen, keine Spur, die auf eine andere Todesursache auch nur von ferne hindeuteten.“

„Und diese Briefe, die Sie mir überbracht haben? Sie haben sie schärfer geprüft, als ich es in meiner Aufregung an jenem Tage zu thun im stande war?“

„Es war nicht recht von mir, daß ich das Briefgeheimnis nicht besser achtete. Allein sie lagen erbrochen, zerstreut auf meinem Tisch. Ich kam von Ihnen, noch ganz unter dem Eindruck Ihrer Erzählung ...“

„Ich bitte Sie, keine Entschuldigung! Und was steht in diesen Briefen?“

„Nichts, als was Sie schon der Überblick lehrte. Es sind die Briefe Ihres Vaters an die Geheimrätin — Liebesbriefe eines jungen Mannes an eine schöne, geistreiche und nicht glücklich verheiratete Frau; im Gegensatz zu aller Tragik, die Sie vielleicht vermuten könnten, enden sie mit der lithographierten Verlobungsanzeige Ihres Vaters mit Ihrer Mutter.“

„Eine Verlobungsanzeige?“ lachte er beinahe unbändig auf. „Und ich Narr dachte und sorgte —“ und er versuchte wiederum ein tolles Gelächter. Aber es kam ihm nicht recht vom Herzen, und mir klang es grell und unangenehm ans Ohr. „Liebesbriefe!“ Und er schlug mit der Hand an die Tasche, worin er sie geborgen. „Leidenschaftliche?“

„Leidenschaft aus früherer Zeit, ein wenig altmodisch. Hat Ihnen die Geheimrätin nie von ihren Beziehungen zu Ihrem Vater gesprochen?“

„So obenhin,“ sagte er. „Auch für sie war es ja eine alte Geschichte. Älter als ein Vierteljahrhundert. Nur der Anfang meiner Bekanntschaft mit ihr erhält dadurch jetzt seine späte Erklärung. Als sie mich nämlich zum erstenmal sah und meinen Namen hörte, in einer größeren Gesellschaft, fiel sie in Ohnmacht. Man gab der Hitze, dem Gedränge, allem möglichen die Schuld, auf die Wahrheit verfiel keiner. Am anderen Tage erkundigte ich mich natürlich bei der Geheimrätin nach ihrem Befinden. Wir wurden vertrauter. In ihrer inquisitorischen Art und Schlauheit wußte sie bald alles, was sie von mir wissen wollte. Auch meine Schulden. Sie bezahlte sie; wozu hätte sie die Wohlthäterin geheißen? Zufällig erfuhr ich dann einmal von ihr, daß sie schon mit meinem Vater befreundet gewesen. Er hatte nie von ihr gesprochen. Nun war er überdies seit Jahren tot.

Und sie hat seine Liebesbriefe bewahrt, die treue Seele!“

Mir gefiel seine Redeweise nicht, sie erschien in seinem Munde gezwungen, eine flache Nachahmung Scherbings. Ich hatte ihm jedoch darüber keine Vorhaltungen zu machen und stand auf.

„Und von mir hat sich kein Brief mehr bei ihr vorgefunden?“ fragte er, meine Hand ergreifend.

„Keiner, es war auch nicht zu erwarten. Die Geheimrätin hatte mir einmal gesagt, daß sie jedes Schreiben, nachdem sie es beantwortet oder sonstwie erledigt, vernichte.“

„Eine kluge Maßregel bei den vielen Bettelbriefen, die sie erhielt!“ lachte er wieder auf. „Und nichts als vergilbte Liebesbriefe! Darum die Sorge — welch ein Dummkopf bin ich doch, mir eine Schuld zusammenzureimen, eine Kette zusammenzuschmieden, die aus der Sichtbarkeit in die Unsichtbarkeit reicht ...“ Die Briefe mußten für ihn eine Bedeutung haben, die ich nicht ahnte, und zugleich eine, die er nicht eingestehen mochte; warum hatte er sie sonst nicht schon längst von mir zurückgefordert? „Den besten, den wärmsten Dank!“ sagte er, meine Hand loslassend. „Ich werde mit Klara sprechen. Ruhig und vernünftig. Und wenn Ihre Ansicht sich bestätigen sollte —“ Er klingelte dem Burschen und forderte Mantel und Mütze. „Haben Sie noch eine Stunde zu verlieren? Kommen Sie mit hinüber zu Scherbing. Nach unserer ernsthaften Unterhaltung — er weiß immer so lustige Schnurren!“

„Sie sind mit Herrn von Scherbing sehr vertraut geworden?“

„Was wollen Sie? Er hat gerade nicht den Ruf eines Tugendspiegels. Allein er kennt die Welt und die Menschen und ist ein Gentleman. Mein wunderliches Betragen hatte so manchen Anstoß gegeben, er hat alles auszugleichen gewußt. Vor seinem Humor hält die Traurigkeit und die üble Laune nicht stand.“ Er hatte den Mantel umgenommen, wir gingen die Treppe hinab.

„Ich fürchte doch,“ wandte ich unentschlossen ein, „daß mein Besuch Herrn von Scherbing zu dieser Stunde nicht gelegen sein wird ...“

„Keine Umstände!“ unterbrach er mich. „Und reizt es denn Ihre Neugierde gar nicht, zu sehen, wie er sich in der Wohnung der Geheimrätin eingerichtet hat?“

„Wo?“

„Nun drüben, in dem Gartenhäuschen. Im Gasthofe behagte es ihm nicht, und ich bot ihm die Zimmer an. Seit vierzehn Tagen wohnt er darin; er ist ganz der Mann, die Gespenster daraus zu vertreiben.“

„Sie haben ihm von Ihren — Wahrnehmungen gesprochen?“

„Kein Wort, Verehrtester! Er würde mir schön heimgeleuchtet haben.“

Scherbing in der Wohnung der Geheimrätin: das brachte jeden Einwand, der sich in mir bis jetzt gegen diesen so späten und so wenig zu rechtfertigenden Besuch geregt hatte, zum Schweigen. Wir schritten über den Hof und durch den Garten auf das Häuschen zu. Hell beschien es der Mond. Das Dach, die Thür, die Fensterrahmen, jede Scheibe waren in unheimlicher Deutlichkeit sichtbar, und zugleich hatte es doch in dem kalten bläulichen Winterglanz etwas Abenteuerliches und Unwirkliches, als wäre es eine Theaterdekoration. Von Eis und Reif glitzerten die kahlen Bäume; wie grausame unerbittliche Augen funkelten die Sterne von dem dunklen Himmel; eine leichte Schneedecke, aus der hier und dort die graubraune hartgefrorene Erde hervortrat, lag über Beeten und Stegen: eine bittere Kälte war eingetreten, und der Wind wehte uns scharf und schneidig entgegen. Scherbing saß mit dem Rücken gegen die Thür auf einem Stuhl, die Füße auf die geöffnete gußeiserne Thür des Ofens gestemmt, um sich an dem Kohlenfeuer zu erwärmen. Als er statt eines Mannes zwei hereinkommen hörte, wandte er den Kopf nach uns hin. Eine Wolke des Unmuts überflog sein Antlitz, blitzschnell mit einer stummen Frage: Was wollt ihr?

schossen seine Blicke zwischen mir und Pleskau hin und her. Aber in der nächsten Sekunde war er aufgesprungen und kam grüßend auf mich zu. „Sie sind ein artiger Mann, Herr Doktor, mich mit Ihrem Besuch zu beehren," sagte er nicht ohne Ironie. Und als ich bat, die Störung zu verzeihen, die ich ihm verursachte, drückte er mir die Hand: „Stört man einen Einsiedler wie mich? Etwa in Gebeten oder philosophischen Betrachtungen? Ich durchschaue alles, Pleskau wird nicht eher nachgegeben haben, als bis Sie ihn in diese Höhle begleiteten. Ein Cyniker in der Höhle einer Magdalena! Sie wissen, daß unsere Jette hier ihre Sommerwohnung hatte? Nebenbei, Pleskau, in einem ordentlichen Winter wird der Platz doch nicht haltbar sein."

„Zu Neujahr müssen wir in jedem Falle dem neuen Besitzer die Wohnungen räumen," entgegnete Pleskau zerstreut, „und bis dahin — wer weiß, wo wir sind!"

„Auf der Hochzeitsreise nach dem Süden. Er glaubt nämlich ein unfehlbares Mittel zu haben, seine Frau Mutter seinen Wünschen geneigt zu machen, Herr Doktor. Das Sofa ist hart, nehmen Sie lieber einen Rohrstuhl. Da stehen die Cigarren, bedienen sich die Herren. Ich braue uns derweilen einen Punsch, der Leib und Seele zusammenhält."

Auf einem Nebentische hatte er alles Nötige bereit. Sie mochten schon öfters ihren Abend hier trinkend beschlossen haben. In einem großen blankgescheuerten messingnen Theekessel brodelte unter der Spirituslampe mit seinem eigenen singenden Ton das kochende Wasser. Der aufsteigende weißliche Dampf vermischte sich mit dem bläulichen Rauch unserer Cigarren. Pleskau lag halb ausgestreckt in dem mit schwarzem Leder bezogenen altmodischen Armstuhl und hüllte sich immer dichter in Wolken; die Augen hatte er geschlossen. Desto weiter hätte ich gleichsam die meinen öffnen mögen, damit mir nichts entginge, ohne daß ich mir doch die geringste Ursache für diese Anspannung meiner Aufmerksamkeit anzugeben im stande war. Das Gemach hatte gegen das erste Mal, wo ich es betreten, eine Umwandlung zu seinen gunsten erfahren. Nichts Kaltes, Steifes, Unheimliches mehr. Es sah unordentlicher, aber wohnlicher aus. Aus der sauber und streng gehaltenen Wohnung einer Frau, die sich immer selber Zwang angethan, war es die Heimstätte eines an ein ungeordnetes Leben gewöhnten Mannes geworden. Allein die Frau war tot, und der Mann genoß sein Dasein. Die Gardinen waren verstaubt und vergraut, der holländische Teppich über dem Fußboden aus seiner Lage gerissen, die Tischdecke trug die Spuren verschütteten Weines. Kecke weibliche Photographien in Holz- und Metallrahmen standen auf der Kommode, Handschuhe, eine englische Reitpeitsche, ein von einem Damenbesuch vergessenes, zerknülltes Spitzentuch lagen daneben. Aus der Mitte des Gemaches war der Flügel gegen die Wand gerückt worden; die Noten waren in einer Ecke aufgeschichtet. Ein starker Moschusgeruch durchströmte den Raum und behauptete sich gegen den Duft des Tabaks und den Dunst des Weines und des Arraks. Mit der Ampel von rötlichem Glase, die von der Decke herabhing, verbreiteten zwei Petroleumlampen genügendes Licht; im Ofen erglühten die Kohlen in immer dunklerer Glut. Das Ganze mit uns dreien als Staffage hätte einem Maler einen lohnenden Vorwurf abgegeben. Nur zuweilen unterbrach Scherbing, dessen Geschwätzigkeit von dem Ehrgeiz, einen guten Punsch zu bereiten, eingedämmt zu sein schien, mit kurzen Worten das allgemeine Stillschweigen. Denn seine Reden erweckten kein Echo. Mehrmals zog er seine Taschenuhr, als müsse er die Entwickelung des Getränkes nach dem Sekundenzeiger überwachen und regeln. Endlich kostete er den Trank, prüfte ihn mit der Zunge, füllte ein Glas und reichte es Pleskau: „Versuchen Sie; ich denke, ein halbes Dutzend Gläser bereiten einen ruhigen Schlaf."

Pleskau nippte zuerst daran und leerte

es dann mit einem langen Zuge. „Vortrefflich!“ sagte er.

„Jedenfalls ist das Getränk besser und gesunder als der Thee, den Ihnen die Geheimrätin kochte. Ich werde das Rezept als Hochzeitsgeschenk Ihrer Zukünftigen überreichen, der Frau oder der Geliebten, jede kann's gebrauchen.“

„Ich liebe solche Reden nicht,“ antwortete Pleskau, „nicht in Bezug auf Fräulein Karstens.“

Scherbing zuckte mit den Schultern, ohne sich in seiner Beschäftigung, die Gläser zu füllen, stören zu lassen. „So ist er nun,“ meinte er, indem er mir eines anbot, „Feuer und Flamme um ein Nichts und am unrechten Orte. Vor Ihrer Geliebten, nicht vor mir sollten Sie den entflammten Liebhaber spielen. Selbst unser Philosoph, der Doktor, wird zugeben müssen, daß Sie dann weiter wären, als Sie sind.“

So unangenehm mir das Gespräch war, hier galt es mit den Wölfen zu heulen. Warum war ich auch Pleskaus Aufforderung gefolgt, warum saß ich wie angeschmiedet auf meinem Stuhl, statt davonzugehen? Hielt mich das Unbewußte fest, erwartete ich irgend etwas? Zum Glück brauchte ich nicht viel aus dem Eigenen zur Unterhaltung beizutragen, Scherbing bestritt die Kosten allein und begnügte sich mit unserem Gelächter und unseren Zwischenbemerkungen. Mit frechem Behagen entwickelte er seine Ansicht von den Frauen und der Liebe. Aber er sprach im allgemeinen und nannte keine Namen mehr. Einen besonderen Zweck des Geredes vermochte ich nicht abzusehen, wenn es nicht der war, mit seinen Erfahrungen und Abenteuern zu prahlen und seinen Witz leuchten zu lassen. Es wollte mir nicht in den Sinn, daß er zum bloßen Schmarotzer Pleskaus herabgesunken sei und gegen Kost und Obdach den Hofnarren spiele. Aber was konnte er sonst beabsichtigen? Pleskau rauchte eine Cigarre nach der anderen, leerte ein Glas nach dem anderen von dem heißen, starken Getränk. Manchmal lachte er und warf ein Wort hin wie einer, der mit halbem Ohr zugehört. Als Scherbing eine Pause machte, ein paar Kohlen in den Ofen schob und das Feuer mit dem Haken anrührte, sagte Pleskau zu mir: „Morgen um diese Stunde wird alles beendigt sein, Doktor; entweder — oder!“

„Sprechen Sie nicht so viel davon, Teuerster, sonst platzt die Seifenblase, ehe sie aufgestiegen,“ scherzte Scherbing, noch immer über das Feuer gebeugt. „Sie haben den Mut nicht, Ihrer Dame ...“

„Was hab ich nicht?“ brauste Pleskau auf. „Nicht den Mut, mit ihr zu reden? Warum hätt ich ihn nicht?“ Seine Stimme klang zwischen Schreien und Lallen, wie die eines halb Berauschten.

„Weil sie Ihnen zu idealisch erscheint oder um Ihre Geheimnisse weiß.“

„Was weiß?“ Mit einem jähen Auffahren war Pleskau auf den Füßen, wie bereit, sich auf Scherbing zu stürzen. Ich warf mich zwischen beide. Gelassen richtete sich Scherbing aus seiner gebückten Stellung auf. „Dummes Zeug,“ sagte er; „meinen Sie, ich kümmere mich um Ihr platonisches Liebesgeseufz? Kann ich dafür, daß Sie sich mit der tollen Laune, eine Musiklehrerin heiraten zu wollen, bei den einen lächerlich und bei den anderen verdächtig machen? Und warum? Ja, wenn Sie das selber wüßten, Sie, Hans der Träumer!“

„Er hat recht!“ murmelte Pleskau und kreuzte die Arme auf der Brust. „Ja, warum?“ Fühlte er bei dieser Bewegung das Briefpaket in seiner Tasche? „Haha, weil eine alte Frau den Sohn ihres Liebhabers zu ihrem Erben einsetzte? Fort mit dem Trödel, ins Feuer! Und mit ihm der ganze Spuk!“ Er riß seinen Rock auf, zog das versiegelte Paket aus der Tasche, öffnete es und warf die Briefe auf die glühenden Kohlen. Im Nu brannte das dünne, feine, halb schon morsche Papier lichterloh. Aber gierig und mit einem wilden Stoß wie der Raubvogel auf seine Beute warf sich Scherbing darauf. Der Gefahr, sich zu verbrennen, achtete er nicht, nur bemüht,

das eine oder das andere der Papiere aus den Flammen zu retten. Und schon hatte er eins der Blätter herausgerissen, ehe ihn Pleskau daran hatte hindern, ehe ich zu einem Entschlusse hatte kommen können. Mit raschem Blicke überflog Scherbing die Schrift, dann schwang er das Blatt hoch in die Luft und brach in ein gellendes Gelächter aus: „Das ist kostbar! Hören Sie, Pleskau, auf den Sternen will Ihr Vater seiner Angebeteten die Schuld zahlen, und sie hat darunter geschrieben: Du wirst sie zahlen, Jette!“ Und mit höhnisch langgezogenem Tone wiederholte er noch einmal den Namen „Jette!“ In demselben Augenblick ward draußen ein Geräusch vernehmbar, wie wenn jemand in die Hände klatscht, um ein Zeichen zu geben, und im nächsten wurde die Thür des Gartenhauses hastig aufgerissen und noch einmal wiederholte sich das Klatschen. Alles, wie der Blitz aufleuchtet und verschwindet. Betroffen starrten Scherbing und ich uns an, Pleskaus Gesicht war aschfahl geworden, er stützte die Rechte auf den Tisch, die weit aufgerissenen Augen nach der Thür des Zimmers, die auf den Korridor führte, gerichtet — ich sah sein Antlitz nur von der Seite, es war unheimlich verzerrt.

Es tastete sich jemand durch den dunklen Gang unserem Zimmer zu. „Welch später Besuch!“ sagte Scherbing und zog seine Uhr. „Sieben Minuten vor halb elf! Daß er sich nur nicht Hals und Beine bricht!“ Er hatte die Thür des Gemaches geöffnet.

Hell fiel das Lampenlicht in den finsteren Flur auf eine schlanke Gestalt in Mantel und Hut. Jetzt stand sie auf der Schwelle. Ein einziger Laut des Erstaunens entfuhr uns dreien, als sie den dichten Schleier zurückschlug. Es war Klara Karstens. Auch sie schien vor unserem Anblick zu erschrecken, sie machte eine unwillkürliche Bewegung, als wolle sie zurückfliehen. Aber der Sturm, der sie hierher geführt, die Leidenschaft, die sie beherrschte, war zuletzt doch stärker als jede andere Rücksicht. Ohnedies wäre ein Zurückweichen zu spät gewesen, schon streckte Pleskau seine Hand aus, die ihrige zu ergreifen. „Klara!“ rief er und seine starren Züge belebten sich wieder.

Aber sie nahm seine Hand nicht; krampfhaft hielt sie mit der Linken ihren schwarzseidenen pelzgefütterten Mantel zusammen, die Rechte streckte sie wie abwehrend gegen ihn aus.

„Sie suchte ich, Herr von Pleskau, Sie allein!“ sagte sie heftig, atemlos. „Ich wußte nicht, daß Sie hier Gesellschaft hatten. Allein die Herren sind Ihre Freunde, und mir ist es erwünscht, daß sie Zeugen unserer Unterredung sind. Der letzten zwischen uns!“

„Der letzten?“ fragte er. Mir klang es nicht wie die Stimme eines Erschreckten, sondern eher wie die eines Erwartungsvollen. Mit übereinander geschlagenen Armen stand Scherbing gegen den Flügel gelehnt, er verschlang die beiden gleichsam mit seinen dunklen Blicken.

„Ja, der letzten!“ wiederholte sie mit jener energischen Bewegung ihrer Hand und ihres Kopfes, die ich schon an ihr kannte. „Es ist aus zwischen uns!“

„Aber was ist geschehen? Was hab ich Ihnen gethan?“ brachte er mühsam hervor.

„Ach!“ Und ich sah es ihr an, wie der Zorn mit den Thränen in ihr kämpfte. „Sie haben mit Ihrer Mutter von mir gesprochen. Sie haben mich einer Beschimpfung von seiten dieser stolzen Frau ausgesetzt, die ich, wie Sie wissen, nicht verdiene. Nicht ich, Sie haben die Wohlthaten und die Freundschaft der Geheimrätin genossen; Sie, nicht ich, haben alle Vorteile von ihrem Tode gehabt. Und nun wagt Ihre Mutter mir vorzuwerfen, daß ich Sie zu mir gelockt, daß ich an dem Tode jener Frau ... o, es ist zu schändlich, zu nichtswürdig! Mußten Sie diese Weise wählen, sich von mir zu befreien?“

Als wären diese Worte eine Flutwelle, die sich auf ihn stürzen wollte, war Pleskau immer weiter vor ihr zurückgewichen. Er war überrascht, keines Wortes mächtig, er stöhnte nur.

„Wenn Sie Mut haben," fuhr sie fort, „so sagen Sie es mir doch ins Angesicht, sagen Sie es in der Gegenwart dieser Herren, wofür Sie mich halten. Braue ich Liebestränke, bin ich eine Giftmischerin? Ist die Geheimrätin ermordet worden?"

Aus dem Hintergrunde des Zimmers, in dem ich mich bisher gehalten, eilte ich vor: ich glaubte, da Pleskau nach dem Schürhaken gegriffen, er würde etwas Schreckliches ausführen. Scherbing rührte sich nicht.

„Ermordet?" schrie Pleskau und schwang den Haken wild um seinen Kopf. „Wer sagt es?"

„Ich!" richtete sich Scherbing auf und stand ihm steif und starr gegenüber, waffenlos, aber mit seinen bohrenden Augen.

Und Pleskau schlug nicht mit dem Haken zu. „Nein!" schrie er mit einem herzzerbrechenden Ton. „Da ist sie — da" — und er streckte seine zitternde Hand nach der Ecke des Gemaches aus, wo sich eine kleine Tapetenthür nach einem Nebenzimmer durch ihren gläsernen Griff deutlich von der Wand abhob. „Sprich — du hast selbst den Ring genommen, du selbst!" Sah er eine Erscheinung oder redete sein Gewissen wider Willen aus ihm? Und besinnungslos stürzte er nieder...

Wir drei waren um ihn beschäftigt, ihn aus seiner Ohnmacht zurückzurufen. Er schlug auf unsere Mittel auch die Augen auf und stammelte einige abgebrochene Laute. Die Diener kamen herbei, die Leute aus dem Hause. Er wurde in seine Wohnung hinaufgetragen, ein Arzt kam herbei. Seine Mutter war noch nicht nach Hause zurückgekehrt. Der Arzt versprach bis zu ihrer Rückkehr bei dem Kranken zu bleiben und gab Scherbing die Adresse eines seiner berühmteren Kollegen: es sei ein bedenklicher Fall hochgradiger Nervenerregung, er wollte offenbar die Verantwortung nicht allein tragen.

Scherbing, Klara und ich verließen zusammen das Unglückshaus. Sie hatte sich furchtsam und doch, als könne es nicht anders sein, an meinen Arm gehängt. Seit Pleskau zusammengebrochen, hatte sich ihre Leidenschaft in Thränen gelöst. Seine Krankheit schien ihr erträglicher zu sein als sein bisheriger Zustand. Viel Worte waren bei dem so plötzlichen und erschütternden Ereignis nicht zwischen uns gewechselt worden, die Notwendigkeit der Hilfeleistung hatte uns ausschließlich in Anspruch genommen. Auch Scherbings hatte ich dabei nicht weiter geachtet. Erst jetzt, als wir zusammen die Treppe hinuntergingen, Klara und ich voran, er zwei Stufen hinter uns, und ich seinen heißen Atem im Nacken fühlte, überkam mich das Unheimliche des Vorgangs. Welche zweideutige Rolle hatte er darin gespielt? Welche Absichten verfolgte er? Auch Pleskaus Tod würde ihm das Vermögen der Geheimrätin, um das es ihm doch einzig zu thun sein konnte, nicht verschaffen.

Mit jenem Spürsinn, der ihn auszeichnete, erkannte er die Regungen meiner Seele. Als wir vor dem Hause standen, zog er den Hut. „Guten Abend, mein Fräulein. War nicht meine Schuld, diese unerfreuliche Begegnung. Er war immer ein wenig verstört, unser armer Freund. Ich fliege zu dem Arzt. Und nichts für ungut, Herr Doktor, wenn ich der Nemesis auf die Beine geholfen habe, von selber, wie in der alten Zeit, geht sie nicht mehr." Eine Antwort wartete er nicht ab und sprang in eine langsam vorüberfahrende Droschke.

Auch hatte ich eine schönere Aufgabe, als ihm zu antworten: Klara zu trösten, zu beruhigen, mir erzählen zu lassen, was sie so mächtig aus ihrer sonstigen Zurückhaltung und Selbstbeherrschung herausgerissen. Im Rückschlag ihrer Stimmung machte sie sich jetzt die bittersten Vorwürfe, daß sie ihrer Leidenschaft nachgegeben. Sie schalt sich unweiblich und furienhaft. „Aber ich war außer mir," entschuldigte sie sich dann wieder, „es war mir, als wäre ein Schatten hinter mir, der mich mit erhobener Geißel vor sich hertriebe." Der Zufall hatte wieder einmal die gutmütige Geschäftigkeit der Menschen zu sei-

nem boshaften Spiel benutzt. Die Obristin hatte Pleskaus Mutter gebeten, den Abend bei ihr zuzubringen, und zugleich Klara zu sich eingeladen. Nur obenhin von Pleskaus Verhältnis zu Klara unterrichtet, in der festen Überzeugung, daß er des Mädchens nie vor seiner Mutter erwähnt hätte, in ihrer Neigung für Klara mochte sie geglaubt haben, derselben einen Dienst zu leisten, wenn sie ihr an einem dritten Orte die Gelegenheit verschaffe, sich der Mutter ihres Geliebten in der günstigsten Weise vorzustellen. Die Obristin war eine empfindsame Dame und hätte gern das Glück der Liebenden und eine so romantische Heirat zu stande gebracht. War es ihre Schuld, daß sie sich so gänzlich in dem hoffärtigen Wesen und dem Charakter der Frau von Pleskau und in dem Stolze Klaras verrechnet? Zwischen der Mutter und dem Sohne hatte schon im Laufe des Tages eine Auseinandersetzung über Klara stattgefunden. Auf das äußerste überrascht und verletzt fand sich die stolze und harte Frau, die Scherbing insgeheim unzweifelhaft gegen Klara gereizt, in dem Salon der Obristin dem verhaßten Mädchen gegenüber. Nicht genug, daß sie sich schon bei der ersten Begrüßung von Klara abgestoßen fühlte, sie mußte in dieser Begegnung ein verabredetes Spiel sehen. Die Obristin war also mit in der Verschwörung, ihr eine solche Schwiegertochter aufzudrängen. Da hielt auch sie sich von jeder Rücksicht und Schonung für entbunden. Als Klara auf einige bittere und kränkende Worte mit dem Stolze ihres guten Gewissens erwiderte, die Obristin begütigen wollte und ihre Partei ergriff, brach die Empörung der Frau von Pleskau durch alle Schranken. Sie überhäufte das Mädchen mit Schmähungen und Anklagen: woher sie dieselben genommen, ob man sie ihr eingeflüstert, ob sie ihre haßerfüllte Phantasie erfand, vermochte Klara nicht zu sagen. Aber woher sie auch stammen mochten — der Eindruck, den sie auf die wenigen Zeugen der Scene machten, war für Klara der ungünstigste. Wie erliegend stand sie unter der Wucht dieser Vorwürfe und Beleidigungen. Welches Wort der Verteidigung hätte dieselben zurückweisen können? Wäre nicht jedes eine Anklage Pleskaus gewesen? Sollte sie vor diesen fremden, gleichgültigen oder schadenfrohen Menschen sein und ihr Verhältnis zu der Geheimrätin enthüllen? Schweigend hatte sie eine Weile ausgeharrt, immer scheuer und weiter waren die anderen vor ihr zurückgewichen, während sie jede Fähigkeit der Bewegung verloren zu haben schien. Erst als Frau von Pleskau, die in ihrem durch Klaras Verstummen noch gesteigerten Ingrimm sich selbst nicht mehr kannte noch was sie sprach, der Gerüchte erwähnte, die zu ihr gedrungen, daß die Geheimrätin keines natürlichen Todes gestorben, hatte das unglückliche, gemißhandelte Mädchen einen wilden Schrei ausgestoßen und war aus dem Saale gestürzt.

Ihr entschlossenes Herz hatte sie das einzig sichere Mittel ergreifen lassen, sich aus der Verstrickung zu lösen. Sie war nicht verantwortlich für alles, was daraus gefolgt. „Ich fürchte," sagte sie mir, als wir endlich nach langem Umherirren in den öden Straßen schieden, „er und ich — wir werden daran zu Grunde gehen, aber mein Herz ist frei und leicht."

Ich brachte eine der unruhigsten Nächte meines Lebens zu. In einem unerquicklichen wüsten Halbschlummer, wo die abenteuerlichsten Träume, Gruppierungen und Schattengestalten bald grotesk, bald furchtbar sich verschlangen. Mit Zurücksetzung all meiner Arbeiten und Geschäfte wollte ich am nächsten Morgen mich nach Pleskaus Wohnung begeben, als die Wirtschafterin der Geheimrätin, die mit dem Stubenmädchen noch in der Wohnung weilte, bei mir eintrat. Beim Auskehren und Reinigen der Zimmer hatte sie ein Kleinod gefunden. In einer schmalen Spalte des gebohnten Fußbodens einen breiten Goldreif mit einem Opalstein, einen Siegelring, den sie, soviel sie sich erinnern könnte, niemals an dem Finger oder auch nur im Besitz ihrer Herrin gesehen. Wie

er in das Schlafzimmer der Geheimrätin, wie in die Dielenspalte, da doch ein Teppich den ganzen Fußboden bedeckt, gekommen sei, das ginge über ihren Verstand. Nachher wunderte ich mich über meine eigene Fassung, daß ich mich bei dem Anblick dieses Ringes nicht verraten und ihr gelassen versprochen, meinerseits Erkundigungen über seinen Besitzer einzuziehen. Kein Zweifel war mehr möglich — ich hatte den Ring in meiner Hand, der allein ein untrügliches Zeugnis für die Todesart der Geheimrätin abgeben konnte. Durch einen leichten Druck sprang der Stein in die Höhe, er bedeckte eine schmale Kapsel, groß genug, eine Haarlocke oder ein Dutzend Tropfen Gift zu umschließen. Die Kapsel war leer.

Pleskau lag im Fieber, ohne seit dem ersten Anfall auch nur auf einen Augenblick zur Besinnung zurückgekehrt zu sein. Weder seine Mutter noch Scherbing erkannte er. Zwei Wärter waren im Zimmer und der Arzt, der wenig Hoffnung gab. Die Lebensgefahr des Sohnes hatte den Hochmut dieser Frau nicht gedemütigt und selbst ihre Härte kaum durch den Schatten der Sorge gemildert. „Wie hätte ich es auch vermuten können," meinte sie nach dem Austausch der ersten Fragen und Beantwortungen, mehr zu Scherbing, der mich aus dem Krankenzimmer in das ihrige hinübergeleitet hatte, als zu mir gewandt, „daß dies überspannte Mädchen meinem Sohne solch einen Auftritt machen würde! Das ist so unerzogen, so komödienhaft! Es sind die Folgen der unsittlichen französischen Theaterstücke. Herr von Scherbing mag ja recht haben, daß ich in meinen Vorwürfen gegen sie zu weit gegangen bin. Ich war beleidigt, sie hat etwas so Trotziges und Herausforderndes im Blick. Und eine Klavierlehrerin, die sich wie eine Theaterheldin gebärdet, weil ihr eine Dame wie ich derb die Wahrheit gesagt. Über die unverantwortliche Schwäche Roberts! Sein Vater war gerade so weichmütig. Es ist nur gut, daß die Geschichte mit diesem letzten abenteuerlichen Streich ganz und für immer beendigt ist. Sind Sie nicht auch der Meinung, Herr Doktor?" Ich war durchaus ihrer Meinung und beruhigte sie völlig mit der Erklärung, daß Fräulein Karstens noch an diesem Tage Berlin verlassen würde. Zu diesem Entschlusse war ich bei dem Anblick des Kranken und seines hoffnungslosen Zustandes gekommen, Klara sollte und durfte nicht Zeugin des traurigen Ausgangs sein. „Hätte sie es doch acht Tage früher gethan, sie hätte sich und mir diese unangenehme Begegnung erspart," sagte Frau von Pleskau. Ihres Sohnes gedachte sie nicht einmal. Warum sollte ich mit einer solchen Frau den Zartfühlenden und Rücksichtsvollen spielen? Ohne Einleitung kam ich auf den Fund, der in der Wohnung der Geheimrätin gemacht worden war, vielleicht könnte mir Frau von Pleskau Auskunft darüber erteilen, da ihr Sohn leider nicht dazu fähig wäre? Ob der Ring — ich zeigte ihn — etwa sein Eigentum sei? Frau von Pleskau nahm ihn gleichmütig in die Hand. „Freilich," sagte sie nach einem flüchtigen Blick darauf, „es ist der Siegelring meines Mannes. Eine Sphinx ist in den Stein geschnitten, er trug ihn schon, als er noch mein Bräutigam war. Vermutlich ein Erbstück. Er hat ihn seinem Sohn vererbt. Und bei der seligen Frau Geheimrätin ist er jetzt gefunden worden? Mein Sohn muß ihn dort verloren haben." Und gleichmütig, wie sie ihn genommen, legte sie ihn auf den Tisch. Als ob ihn die Neugierde reize, fragte Scherbing: „Ein alter geschnittener Stein? Darf ich ..." „Natürlich," entgegnete sie, „die Figur ist etwas verwischt; übrigens verstehe ich nichts von geschnittenen Steinen." Scherbing betrachtete eine Minute den Ring, drehte ihn hin und her ... „Wenn ich mich nicht täusche, ist es doch wohl eine antike Arbeit" ... und legte ihn wieder an seine Stelle.

So war auch dieser Stein des Anstoßes von mir genommen, und trotz des Unglücklichen, der im Nebenzimmer in Fieberphantasien stöhnte, empfahl ich mich mit beinahe heiterem Gemüte. Scherbing

schien es für seine Pflicht zu halten, mich zu begleiten, als ob er zur Familie gehöre. Wie dem Sohne mochte er sich auch der Mutter unentbehrlich gemacht haben.

„Unter dem Stein ist eine kleine Höhlung,“ sagte er langsam, ohne mich anzusehen.

„Ja, aber sie ist leer.“

„Jetzt; war sie es immer?“ Und plötzlich den Kopf hebend, den er bisher auf die Brust geneigt, starrte er mich mit seinen düsteren Augen an.

„Da müssen Sie die Sphinx fragen. Ich fühle mich nicht verpflichtet, der Nemesis auf die Beine zu helfen.“

Er lachte spöttisch. „Es ist auch kein Geschäft für Sie, mein Herr Doktor. Sie sind nicht der Verwandte der armen Jette, Sie sind nicht um ihr Vermögen geprellt worden. Welchen Grund hätten Sie, der ewigen Gerechtigkeit das Handwerk zu erleichtern? Aber ich, ich! Haben Sie bemerkt, mit welcher Seelenruhe diese Frau dem Tode ihres Sohnes entgegensieht? Sie ist dann die einzige Erbin. Nach Bezahlung all seiner Schulden bleibt ihr noch eine hübsche Summe. Sie hat eine Tochter; nach der Photographie ist sie steif und knochig wie die Mutter und darum ihr Lieblingskind. Was würden Sie sagen, Teuerster, wenn Sie mich in wenigen Monaten als Schwiegersohn der Frau von Pleskau wiedersähen? Mit dem berufenen Opalring am Finger?“

„Ich würde mich begnügen, Ihren Genius aus der Ferne zu bewundern, Herr von Scherbing.“

„Merkwürdig,“ setzte er, ohne meine Äußerung zu beachten, seinen Gedankengang fort, „dann hätte mich die gute Jette trotz alledem dennoch verheiratet. Freilich ein wenig anständiger, als sie es beabsichtigt.“

Am neunten Tage nach jenem Vorfall in dem Gartenhause verschied Pleskau. Am Nervenfieber, urteilten die beiden Ärzte, die ihn behandelt. Er soll, wie ich erfuhr, in langen Zwischenräumen noch einige lichte Augenblicke gehabt haben, aber sie waren zu kurz, als daß er sein Herz hätte erleichtern können, auch wenn er es gewollt. Er wie die Geheimrätin hatte sein Geheimnis mit ins Grab genommen. Seiner ganzen Natur nach besaß er weder die Kraft noch die Leidenschaft zu einem Verbrechen. Nicht thatsächlich, moralisch hatte er den Tod der Geheimrätin verschuldet. Er vermochte seine Beziehungen zu ihr nicht zu brechen und empfand doch mit tiefstem Widerwillen ihr Drückendes und ihr Schmähliches. In seiner letzten Unterredung mit ihr wird er gedroht haben, sich zu töten, die Last seiner Schulden, ihr Haß gegen Klara ließen ihm keinen anderen Ausweg als den Selbstmord, er wird mit dem Gift in der Kapsel seines Ringes zugleich geprahlt und geliebäugelt haben; sie entreißt ihm den Ring, vielleicht ohne daß er Widerstand geleistet, denselben Ring, den sie einst seinem Vater geschenkt — und sie war keine Anempfinderin, keine, die mit der Liebe oder dem Selbstmorde nur selbstgefällig kokettierte ...

Ist dies die Wahrheit oder lege ich mir die Sache jetzt so zurecht, um nicht ein unheimliches Dunkel hinter mir zu lassen? Hat mich einzig und allein der unwiderstehliche Drang, die Geschichte vor mir selber aufzuklären, zu ihrem Niederschreiben bewogen? Oder noch ein anderer, geheimerer Grund? In wenigen Tagen wird Klara mein Weib sein... Und vorgestern war es jährig, daß die „Wohlthäterin“ gestorben... Einzelne ihrer „Armen“ entsannen sich noch ihrer freundlich und dankbar; als ich mit Klara ihr Grab aufsuchte, auf dem unter Epheugeflecht eine bescheidene Marmortafel ihren Namen trägt, fanden wir es mit Kränzen geschmückt — schlichten und billigen, aber gerade darum um so wertvolleren.





Die Sammlung Sabouroff in Berlin.

Von

Ernst Curtius.

Die Antikensammlung, welche jetzt im russischen Botschaftshotel zu Berlin vereinigt ist, zeichnet sich vor allen ähnlichen Sammlungen in mehrfacher Beziehung aus. Zunächst dadurch, daß sie ganz auf griechischem Boden zu stande gekommen ist, also lauter Erzeugnisse echt griechischer Kunst enthält. Zweitens sind alle wichtigeren Gattungen der Antike, freie Marmorskulptur, Marmorrelief, Bronze, Thonplastik und Vasenmalerei vertreten, und ebenso die verschiedenen Zeitalter und Kunstschulen, wenn auch die Werke des vollendeten Stiles durchaus überwiegend sind. Endlich sind die Gegenstände aus einer Fülle von Kunstwerken, die sich zum Ankauf darboten, mit feinem Geschmack und mit Sachkenntnis ausgewählt, so daß nichts in der Sammlung enthalten ist, was nicht durch Schönheit anziehend oder kunstgeschichtlich merkwürdig ist. Auch sind die Kunstwerke meistens von vorzüglicher Erhaltung und gänzlich frei von täuschenden oder entstellenden Ergänzungen, wie sie seit den letzten Decennien auch auf attischem Boden fabrikmäßig ausgeführt werden.

Der glückliche Besitzer hat sich aber an der Freude des Besitzes nicht genügen lassen, sondern seine Schätze in würdiger Weise herauszugeben beschlossen, und für die wissenschaftliche Arbeit, das heißt für die Anordnung des Stoffes, für die Beaufsichtigung der technischen Darstellung und die Erläuterung der einzelnen Kunstdenkmäler, ist es ihm gelungen, an Dr. Adolf Furtwängler einen bewährten Kenner und einen der schönen Aufgabe mit voller Liebe sich hingebenden Archäologen zu finden. Die künstlerische Ausführung konnte aber keinem Besseren anvertraut werden als Herrn Eichler, der seine Begabung für Zeichnung der Antike schon vielfach in vorzüglichem Grade bezeugt hat. Nehmen wir dazu, daß auch der Verleger sich mit vorzüglichem Eifer und erprobter Sachkenntnis der Ausgabe annimmt, so dürfen wir behaupten, daß diese Sammlung unter ganz besonders glücklichen Auspicien an das Licht tritt.

Das Werk* ist kein Prachtwerk, das

* Sammlung Sabouroff. Kunstdenkmale aus Griechenland, herausgegeben von Adolf Furtwängler. Berlin, A. Asher u. Co., 1883.

durch Luxus bestechen soll. Man hat vielmehr den wohlthuenden Eindruck, daß alles wohl überlegt und zweckmäßig eingerichtet ist, würdig und geschmackvoll; auch die in Holz geschnittenen Vignetten sind wesentliche Zugaben zum Verständnis des lehrreichen Textes. Auf die Herstellung der Tafeln ist eine besondere Sorgfalt verwendet worden. Die Vasenbilder sind durchgezeichnet und chromolithographisch in Originalgröße wiedergegeben; in genauer Darstellung der Farben und Pinselstriche ist das Mögliche geleistet. Für die Marmorskulptur ist die Heliogravüre angewendet; ebenso für eine Anzahl von Thonfiguren, bei denen die Farben von geringerer Bedeutung sind. Bei den übrigen Terrakotten sind die Umrisse mit Hilfe der camera obscura festgestellt; dann hat des Künstlers Hand im einzelnen die Zeichnung ausgeführt und die Farbentöne, wie sie sich erhalten haben, auf den weißen Grund aufgesetzt, gerade so, wie sie an den Originalen auf den Kreidegrund aufgesetzt sind. Da die zierlichen Statuetten, auf die Fläche übertragen, immer größer erscheinen, als sie wirklich sind, so hat man die Figuren etwas verkleinert und so den Eindruck, den sie in Wirklichkeit machen, genauer wiederzugeben gesucht, als wenn man die volle Größe gäbe. So ist es in der That gelungen, die tanagräischen Thonfiguren in vorzüglicher Weise zur Anschauung zu bringen — und die zahlreichen Nachbildungen in Thon und in Farbendruck, welche neuerdings gemacht worden sind, zeigen zur Genüge, wie schwierig diese Aufgabe ist.

Die Sammlung erscheint in Lieferungen. Fünfzehn Lieferungen, jede zu zehn Tafeln, werden das ganze auf zwei Bände angelegte Werk bilden. Der erste soll die Marmorskulpturen nebst den bemalten Thongefäßen enthalten, der zweite die Terrakotten. Ein kurzer inhaltreicher Text begleitet die einzelnen Tafeln; eine kunstgeschichtliche Einleitung wird dem Werke vorangestellt werden. Vier Lieferungen sind bis jetzt erschienen, die in bunter Reihenfolge Proben aller Gattungen geben, vierzig Tafeln, welche von dem ganzen Werke schon eine Anschauung gewähren und jedem Freunde der Kunst reichen Genuß darbieten.

Aber es handelt sich hier nicht bloß um Genuß und Augenweide. Die Sammlung Sabouroff führt uns mitten in das antike Leben hinein, und keine ist geeigneter, uns zu zeigen, eine wie unentbehrliche Ergänzung der schriftlichen Überlieferung in den Kunstdenkmälern enthalten sei. Die Geschichte der Griechen kann uns von Anfang bis zu Ende bekannt sein, das Volk selbst bleibt uns fremd, wenn wir nur von seinen Staatsmännern und Feldherren, von seinen Kriegen und Staatsumwälzungen, seinen Siegestagen und Niederlagen hören. Wir erfahren immer nur das Außerordentliche; denn das Herkömmliche und Alltägliche zu beschreiben, hatte der einheimische Schriftsteller keine Veranlassung, weil er nicht für Ausländer oder späte Nachkommen schrieb. Wenn aber auch ein Blick in das innere Volksleben geworfen wird, wie es bei Thukydides der Fall ist, dem Historiker, der zuerst an eine Nachwelt dachte, welche seine Bücher lesen sollte, so geschieht es, um auf Veränderungen aufmerksam zu machen, die eingetreten sind, und zwar infolge einheimischer Kriege und Parteispaltungen in der Gemeinde. Das sind Symptome des Verfalls; es sind Krankheitserscheinungen, welche auf das genaueste an das Licht gezogen werden, während von den normalen Zuständen älterer Zeit keine Überlieferung vorhanden, und diese sind es doch gerade, denen unser volles Interesse gewidmet ist. Die Geschichte führt immer zu einer pathologischen Betrachtung der menschlichen Dinge; wir haben aber ein gerechtes Verlangen, auch die normalen und gesunden Volkszustände, von denen die Geschichte schweigt, kennen zu lernen.

Und da kommen uns die Denkmäler entgegen, die das nationale Leben abspiegeln, wie es sich, von den äußeren Wandlungen unabhängig, im stillen erhält, also besonders die kleineren Kunstdenkmäler, an welchen die Sammlung Sabouroff so reich ist. Denn es war ein

seltener Glücksfall, daß gerade zur Zeit ihrer Entstehung die Grabstätten von Tanagra sich aufthaten und jene Fülle bemalter Thonstatuetten zum Vorschein brachten, die den Namen der böotischen Landstadt, welche bis dahin nur dem Altertumsforscher vertraut war, auf einmal weltberühmt gemacht haben — ein merkwürdiger Beweis für die unversiegbare Lebenskraft hellenischer Kunst.

Es sind Erzeugnisse volkstümlicher Industrie, aber keine Fabrikware, keine Dutzendarbeit, die sich schablonenartig wiederholt, sondern jedes Stück ist aus Künstlerhand hervorgegangen, und die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der anmutvollen Gestalten hat uns in einer ganz neuen und überraschenden Weise darüber belehrt, wie sehr die bildende Kunst ein wirkliches Eigentum des Volkes in ganz Griechenland gewesen ist.

Tanagräische Terrakotten sind jetzt in den meisten Museen Europas und vielen Privatsammlungen vorhanden, aber die im Kabinett Sabouroff vereinigte Auswahl, welche zum Teil die Erstlinge jener wunderbaren Gräberernte enthält, ist noch immer eine durch Schönheit, Mannigfaltigkeit und treffliche Erhaltung ausgezeichnete Galerie von Tanagräern, denen sich Werke derselben Gattung aus anderen böotischen Städten, aus Korinth und aus Kleinasien anreihen.



Thonfigur aus Tanagra.

Es sind Einzelfiguren und Gruppen, lauter Bilder des Alltagslebens, in anspruchsloser Anmut wiedergegeben und gerade die Seiten des Menschenlebens, die sich der geschichtlichen Betrachtung am meisten entziehen: das Leben der Frauen und Jungfrauen, deren Gestalten vorzugsweise der Gegenstand dieser Denkmäler sind, der fröhliche Verkehr zwischen Nachbarkindern, die Spiele der Mädchen mit den kleinen Triumphen und Demütigungen, welche nach der Spielregel dabei vorkommen. So haben zwei Mädchen im Ballspiel miteinander gewettet, und nun muß die Überwundene sich bequemen, die Siegerin, welche noch den Ball in der Hand hält, eine Strecke Weges auf dem Rücken zu tragen.

So blicken wir in das Leben der Griechinnen hinein, wie sie im vierten Jahrhundert v. Chr. sich ihrer Jugend freuten. Wir sehen sie leibhaftig vor uns mit ihren blauen Augen und dem blonden Haar; wir sehen, wie sie sich bewegen, wie sie sich in ihre Gewänder einschmiegen, wie sie dieselben von den Füßen abheben. Wir sehen, welche Farbe eine jede liebte für Ober- und Untergewand wie für die Schuhe, wie zierlich sie den Fächer halten, wie keck der Spitzhut auf dem Kopfe sitzt, bald unmittelbar auf dem zurückgestrichenen Haar, bald auf einem Überwurfe des Mantels.

Das sind lauter Äußerlichkeiten, aber wir erkennen doch noch etwas anderes, und zwar nicht bloß ein durch Anmut und Schönheit ausgezeichnetes Geschlecht, nicht bloß eine Richtung des Geschmacks, welche alles Unnatürliche mit sicherem Takt zurückweist, und einen angeborenen Sinn für das Edle und Einfache, sondern auch eine feine Sitte, die sich in Blick, Haltung und Bewegung unverkennbar ausspricht. Wir erkennen in allem etwas Maßvolles und Harmonisches, was ohne einen hohen Grad geistiger und sittlicher Bildung undenkbar ist.

Bei aller Schönheit der Frauen und dem Bewußtsein derselben, das ihnen etwas Vornehmes giebt, finden wir nichts von eitler Selbstgefälligkeit. Es geht vielmehr ein Zug der Sinnigkeit durch die Gestalten hindurch, und auch im Spiel ist etwas von Ernst und Würde.

Die Statuetten sind größtenteils nichts als einfach dem Leben entnommene Bilder weiblicher Anmut, die keiner Deutung bedürfen. Bei anderen ist eine besondere Situation dargestellt, die unser Nachdenken in Anspruch nimmt.

So sehen wir eine sitzende Frau, welche spinnt, und auf ihrem Schoße sitzt ein geflügelter Eros. Der kleine Schelm, so scheint es, hat sie in ihrer einsamen Arbeit unterbrochen, und nun bedroht sie den Störenfried mit dem Spinnrocken, vor dem er sich ängstlich zu bergen sucht. Hier kann der Erklärer schwanken, und ich will nicht verschweigen, daß der Herausgeber in der Frau die Mutter des Eros zu erkennen glaubt. Eine andere Beziehung auf die Liebesgottheiten erkennen wir in der Mädchengestalt, welche sich an einen Felsen lehnt, auf dem ein kleines Bild der Aphrodite aufgerichtet ist. Die meisten Frauengestalten sind im Freien gedacht, sitzend, wandelnd, frei oder angelehnt stehend. In häuslicher Umgebung denken wir uns die Frau, welche sich eine runde Spiegelscheibe vorhält, und sie ist gerade besonders ernsthaft und großartig aufgefaßt, als wenn es eine für Marmorarbeit erfundene Komposition wäre.

Es fehlt auch nicht an Attributen, welche sehr bestimmt auf höhere Geistesbildung des weiblichen Geschlechtes hinweisen. Ein Mädchen sitzt sinnend da mit einem auf ihrem Schoße liegenden, aufgeschlagenen Diptychon; einen schriftlichen Gruß scheint sie zu lesen oder ein Gedicht, das der Wachstafel anvertraut ist. Eine andere sitzt mit der Leier im linken Arm, während der rechte lebhaft gehoben ist, zum Zeichen, daß sie ihrer Stimmung einen warmen Ausdruck giebt. Hier fühlen wir uns ganz auf dem Boden von Tanagra, der Vaterstadt der Korinna, welche dem jungen Pindar über lyrische Dichtkunst Anweisung geben durfte. Denn es gehörte zu den Eigentümlichkeiten des äolischen Stammes, der in Böotien ansässig war und in Tanagra eine besonders glückliche Entfaltung gefunden hatte, daß die Frauen in Poesie und Musik mit Männern wetteiferten und sich nicht scheuten, ihren tiefsten Empfindungen vollen Ausdruck zu geben. So ist die leierspielende Sängerin von Tanagra für uns eine Figur von ganz besonderem Interesse.

Wir sehen also, daß wie im Volksliede außer dem allgemein Nationalen auch das den einzelnen Stämmen und Gegenden Eigentümliche seinen Ausdruck findet, so auch in der volkstümlichen Plastik die Lokalfarbe und der Charakter des Örtlichen sich nicht verleugnet. So finden wir neben Tanagra andere Städte charakteristisch vertreten, namentlich Korinth, den hervorragendsten Platz für jede Seite des geistigen Lebens nächst Athen.

Wenn die tanagräischen Gestalten einen besonderen Reiz idyllischer Anmut haben, so geht durch die Terrakotten von Korinth ein gewisser Zug des Großen, der auch das Geringfügige zu heben und zu adeln versteht. Korinthisch ist die oben besprochene Gruppe der Ballspielerinnen, deren eine von der anderen getragen wird, korinthisch ein Paar von Freundinnen, welche nebeneinander stehen, eine den Arm auf die Schulter der anderen legend. Die Gruppe ist zweimal abgebildet, heliographisch und auf den Stein gezeichnet. Die

beiden Köpfe sind in Holzschnitt über dem Anfang dieses Aufsatzes abgebildet. Sie zeigen einen großen Stil im kleinen, sie zeigen eine feine Charakteristik psychologischer Motive. Denn wir erkennen, wie die Freundinnen oder Schwestern sich innerlich zueinander verhalten und gegenseitig ergänzen; die schwächere, unsichere sucht einen Halt an der Gefährtin, welche mit einer gewissen stolzen Sicherheit in die Ferne blickt.

Auch die überseeischen Fundstätten von Terrakotten, welche neben Tanagra die reichste Ausbeute gegeben haben, namentlich die der äolischen Landschaft Kleinasiens, sind durch namhafte Werke vertreten. Eine sitzende Siegesgöttin, mit enthülltem Oberkörper, einen Kranz haltend, stammt aus Kyme in Äolien; wir finden dasselbe Motiv auf unteritalischen Münzen wieder; mit Hilfe der Terrakotten erkennen wir also, wie gewisse Typen an einzelnen Plätzen erfunden und dann, beifällig aufgenommen, weiter in Umlauf gesetzt wurden, so daß der lokale Ursprung ganz vergessen wird.

Aus Hermione im Peloponnes stammt eine Statuette des Silenos, der mit hocherhobener Rechten Wein in eine flache, muschelförmige Schale eingießt, eine Terrakotte, die sich wieder dadurch auszeichnet, daß sie auf das sorgfältigste durchmodelliert ist, wie eine echt statuarische Arbeit. Als eine lehrreiche Probe dieser Art von Thonplastik ist der Kopf des Silenos, am Ende dieses Aufsatzes in Holzschnitt abgebildet. Er ist einer der vorzüglichsten Silensköpfe, die wir aus dem Altertum haben. Die tierische Natur, die sich besonders in den Ohren kundgiebt, die sinnliche Behaglichkeit des Alten und dabei seine liebenswürdige Gutmütigkeit — diese Züge sind hier vortrefflich vereinigt und in kleinem Maßstabe bewundernswürdig zum Ausdruck gebracht.

Wir stehen noch im Anfange der Entdeckungen, welche wir den Gräbern Griechenlands verdanken. Die wichtigsten Grabstätten sind ja noch völlig unberührt! Aber schon jetzt verstehen wir in vollem Maße, was oben gesagt wurde, daß wir erst in den von dort stammenden Kunstwerken die griechische Menschheit wirklich kennen lernen. Sie bewegt sich vor uns, vollkommen unbefangen und unbelauscht. Und die Kunst selbst — wie ganz anders tritt sie uns hier entgegen, als wenn sie im Auftrage des Staates ihre Marmortempel mit Bildwerken ausstattet, welche den Reichtum der Bürgergemeinde und die Höhe ihrer Kunstbildung öffentlich zur Schau tragen sollen!

Hier ist eine Kunst, wie wir sie bei den alten Griechen noch gar nicht gekannt hatten, eine Kunst, die weder öffentlich ist noch religiös, eine Kunst, die ganz im bürgerlichen Leben wurzelt und nur die Wohnräume der Lebenden und dann als Liebesgaben auch die Grüfte der Verstorbenen auszustatten beflissen ist. Und doch, so einfach, menschlich und natürlich uns alles anmutet, so bleibt doch, wenn wir von der unmittelbaren Freude am Schönen zu weiterem Nachdenken fortschreiten, so vieles noch unerklärt! Waren die Grabstatuetten, fragen wir, eine zufällige Auswahl aus einem künstlerischen Mobiliar und warum sind es fast nur Frauengestalten? Haben sie persönlichen Bezug zu den Bestatteten?

Über diese Fragen werden wir erst urteilen können, wenn andere Grabstätten Griechenlands zur Vergleichung benutzt werden können.

Herrschen doch auch über die andere Gattung von Werken der Kleinkunst, welche ebenfalls auf glänzende Art im Kabinett Sabouroff vertreten ist, über die bemalten Thongefäße und ihre Beziehung zu den Gräbern, in denen sie gefunden werden, noch ungelöste Zweifel mancherlei Art!

Trinkschalen, Wasserkrüge, Salbgefäße haben gewiß eine andere, eine ältere und tiefere Beziehung zu den Überresten der Verstorbenen als die bunten Thonpuppen! Sie waren das natürliche Symbol für die wesentlichsten Lebensbedürfnisse, die man auch bei den Abgeschiedenen noch als fortdauernd voraussetzte, für Trank und Bad. Es giebt ja auch gewisse Gruppen

von Thongefäßen, welche zweifellos für die Bestattung der Toten gemacht waren, wie die zu Totenspenden bestimmten attischen Salbgefäße und eine ansehnliche Reihe unteritalischer Vasen mit Darstellung der Verstorbenen. Auch mehren sich die Beispiele davon, daß man Thonvasen zur Aufnahme von Totenresten benutzte. Totenklage ist auch ein wiederkehrender Schmuck attischer Vasen, und von den mit Hochzeitsscenen geschmückten Amphoren wissen wir aus alter Überlieferung, daß sie für die Gräber von Jünglingen bestimmt waren, die vom Sonnenlicht scheiden mußten, ehe sie das schönste Fest gefeiert hatten. Man wollte ihnen wenigstens im Bilde die Feier desselben noch nach dem Tode gönnen.

Man hat angenommen, daß auch diejenigen Thongefäße, welche keinen nachweisbaren Grabbezug haben, großenteils für Ausstattung von Grabstätten gemacht worden seien oder zur Weihung an die Götter. Es sind also bis heute noch über wesentliche Punkte verschiedene Ansichten in Umlauf. Man sträubt sich anzunehmen, daß die mit den sinnvollsten Bildern so reich ausgestatteten Prachtwerke der Vasenmaler ursprünglich für den Hausrat menschlicher Wohnungen bestimmt gewesen seien; und ebenso sind wir auch darüber noch im unklaren, in welcher Weise die auf das Grab bezüglichen Thongefäße, wie z. B. jene Hochzeitsvasen, bei dem Grabe aufgestellt und wie sie den Verstorbenen dargebracht worden sind.

So schwankend sind noch die Vorstellungen über das Verhältnis der alten Kunst zum täglichen Leben, und wir müssen hier von sorgfältigen Nachforschungen neuen Aufschluß abwarten.

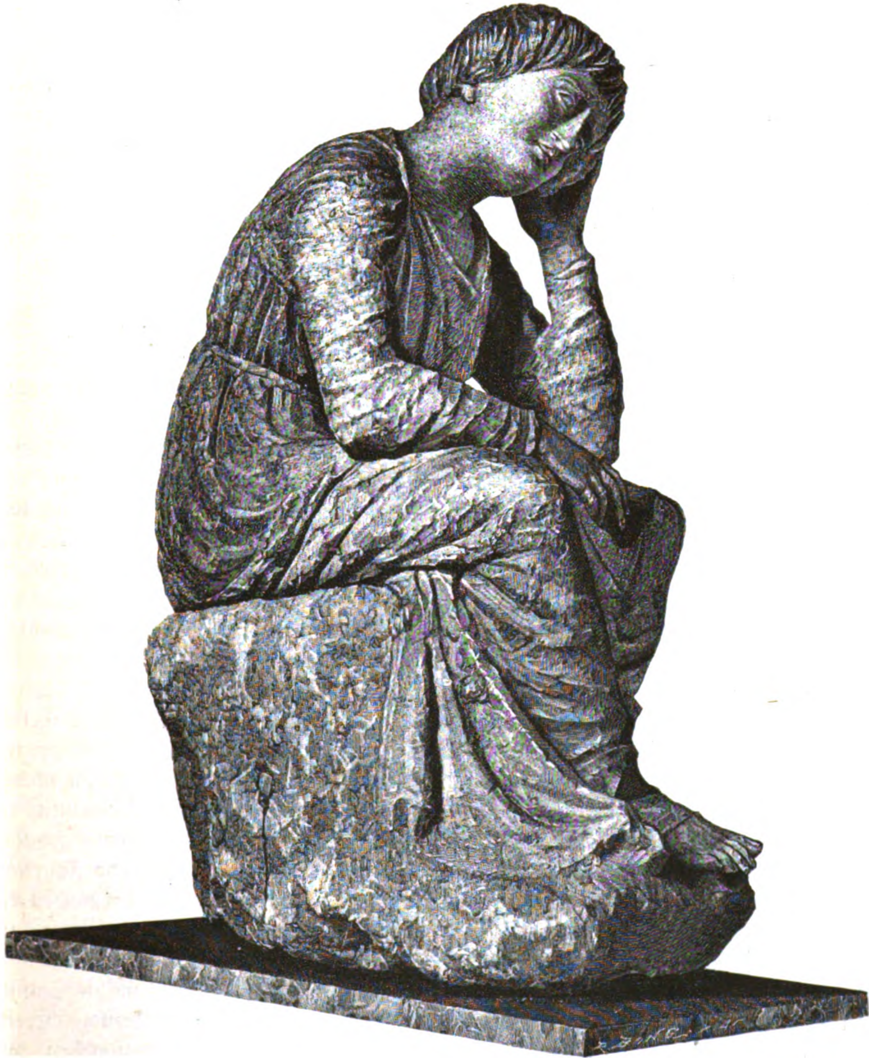
Eins aber ist klar, daß es neben den oben besprochenen Terrakotten vor allem die Vasen sind, deren Darstellungen uns das antike Volksleben kennen lehren, und unter den vorliegenden Tafeln der Sammlung Sabouroff ist es besonders ein Prachtstück, ein inhaltvolles, in der Hauptsache wohl erhaltenes und in sich abgeschlossenes Meisterwerk des rotfigurigen Vasenstiles, das uns in strenger, aber lebensvoller Darstellung einen wichtigen Vorgang des athenischen Familienlebens vor Augen führt. Es ist der Übergang einer Verlobten aus dem Elternhause in das ihres Mannes. Starr und unbewegt wie eine Bildsäule, wird sie von dem jungen Ehemanne auf den Wagen gehoben, dessen Gespann einer seiner Freunde lenkt. Hinter ihm sieht man die Fackeln, welche von ihrer Mutter gehalten werden zur Feier des Festes. Vor ihm bezeichnet eine Säule das neue Haus, in welchem die dort waltende Hausfrau mit zwei Fackeln der jungen Hausfrau entgegenkommt, und hinter der Hausfrau der Hausherr, welcher zum Zeichen seines Hausregimentes das Scepter führt. Die Darstellung ist durchaus auf das Wesentliche beschränkt; darum ist bei dem knapp bemessenen Raume nur der Wagen dargestellt, auf welchen die Braut gehoben werden soll, nicht das Gespann, und die Bildfläche der Amphora ist so benutzt, daß auf der einen Seite der Auszug, auf der anderen die bevorstehende Ankunft dargestellt ist. Auf diese Weise ist das Fehlen des Gespanns weniger auffällig, als wenn wir die Darstellung auf gerader Fläche aufgerollt sehen.

Es ist dies das schönste Exemplar jener Hochzeitsvasen, welche ehelos Verstorbenen gewidmet wurden, und sie führt uns in eine Reihe von Kunstdarstellungen hinüber, die vorzugsweise zu denen gehören, in welchen wir die alten Griechen als Menschen nicht nur kennen, sondern auch lieben lernen.

Ich meine die Kunstwerke, welche unmittelbar auf Bestattung und die Ehre der Toten Bezug haben. Denn es giebt ja keinen zuverlässigeren Maßstab für den idealen Sinn eines Volkes oder Volksstammes als sein Verhältnis zu den vorangegangenen Generationen.

Wer von Phönizien und Syrien nach Lycien kommt und hier die Landschaft betritt, in welcher man, vom Orient her, zuerst die deutlichen Spuren einer den Hellenen verwandten Kultur findet, er-

staunt über die Totenkammern, die unzerstörbar im Felsen ausgearbeitet sind. Ganze Gebirgswände sind in Friedhöfe umgewandelt. Das sind keine orientalischen Fürstengräber, sondern die Ruhe-



stätten bürgerlicher Gemeinden; die Wohnplätze der Lebenden sind spurlos verschwunden, aber die Denkmäler ihrer Pietät sind so großartig und dauerhaft angelegt, als wenn sie nichts Wichtigeres zu thun gehabt hätten, als Ahnengräber zu bauen; durch sie wurde ihnen der Boden, auf dem sie wohnten, ein heiliger und unveräußerlicher Besitz.

Die Athener haben auch diese Aufgabe nationaler Kunst am edelsten und sinnigsten durchgeführt. In älterer Zeit haben die Geschlechter ihre Familiengräber auf den Landgütern gehabt, später haben sie an den Heerstraßen entlang die Grabsteine aufgerichtet, deren einfach schöne Reliefbilder unschätzbare Zeugnisse ihres Familiensinnes sind. Denn sie stellten die Menschen nicht als Tote dar, sondern als

Lebende, einzeln oder in Gruppen, Mann und Frau zusammen, die Hausfrau sitzend, den Gatten vor ihr stehend, sie anschauend, ihr die Hand reichend.

Die Sammlung Sabouroff ist reich an ausgezeichneten Exemplaren. Unter den bis jetzt veröffentlichten Darstellungen ist eine besonders anziehend: das Bild einer sitzenden Frau, welche in der Linken den Spinnrocken hält und mit der Rechten die Spindel dreht. Während sonst die Frauen gern mit ihren Schmuckkästchen beschäftigt dargestellt werden, haben wir hier eine ganz in häuslicher Arbeit vertiefte Frau lebensvoll vor Augen.

Ein Denkmal außerordentlicher Art ist der männliche Kopf aus parischem Marmor, frei gearbeitet, dem sechsten Jahrhundert v. Chr. angehörig, streng und herbe im Stil, aber unverkennbar mit ganz individuellen Zügen. Er bestätigt zweierlei neuerdings gemachte Beobachtungen: erstens das schon in der Zeit des altertümlichen Stiles vorkommende Streben nach Porträtdarstellung, und zweitens die Sitte, Statuen der Bestatteten auf den Gräbern aufzustellen. Denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Kopf einem solchen Standbilde angehört hat.

An den Grabreliefs erkennen wir recht deutlich, wie der Stil des Phidias Volkseigentum geworden ist, nicht nur in Athen, sondern auch in allen Gegenden, die unter attischem Einflusse gestanden haben. Wir sehen auf einem Grabstein von Thespiä, wie ein Jüngling, ein gymnastisches Gerät in der Hand, den Kopf zu einem Hunde hinabneigt, der sich an seine Füße schmiegt; auf einem Grabrelief aus Karystos in Euböa finden wir einen bejahrten Mann, auf einen Stock sich stützend, welchen er unter der Achsel hat. Solche Krückstäbe sieht man noch heute bei griechischen Kapellen, um den über Land herbeigekommenen Alten das längere Stehen beim Gottesdienst zu erleichtern. Überall haben wir denselben Stil vor Augen, welcher uns von den Gestalten des Parthenonfrieses vertraut ist, die scharfe Profilstellung, bei der es doch gelingt, dem Angesicht einen so anziehenden Ausdruck zu geben, den Ausdruck von zarter Empfindung und feiner Bildung. Wie das bescheidene Flachrelief in Hochrelief übergeht mit frei vortretenden Gliedern, zeigt ein Frauenkopf aus Eretria in Euböa, etwas über Lebensgröße; aus feinerem Marmor gearbeitet, war er bestimmt, einem Torso eingefügt zu werden. Rückwärts mit einem Mantel bedeckt, zeigt er im Antlitz solche Hoheit und Würde, daß man an eine Göttin erinnert wird, und doch ist es nur eine sterbliche Frau, und in ihren Zügen ist so viel Stimmung, daß man hier schon die Wirksamkeit eines Praxiteles und seiner Zeitgenossen erkennt. So ist die Kunst des großen Meisters in das Kunsthandwerk übergegangen. Das sind lauter Werke für den Bedarf des bürgerlichen Lebens gearbeitet, Werke ohne alle Prätension, denen kein Meister seinen Namen eingemeißelt hat; Werke, die keinen Effekt suchen, die ohne einen Anflug von Sentimentalität nur das Wesentliche, das verklärte Bild des Wirklichen, zum Ausdruck bringen und die uns in ihrer anspruchslosen Darstellung doch so tief ergreifen, daß wir uns gar nicht satt daran sehen können. Sie sind in einer Zeit, wo in der bildenden Kunst so viel Gewicht auf neue und interessante Motive gelegt wird, besonders lehrreich, um uns zu zeigen, wie die schlichte Einfalt doch immer das Höchste bleibt, was der Kunst erreichbar ist, und den Werken einen Zauber verleiht, der uns an diese vor Jahrtausenden geschaffenen, nur in Trümmern erhaltenen Bildwerke noch heute unwiderstehlich fesselt.

So viel im allgemeinen, um die Sammlung Sabouroff auch in weitere Kreise einzuführen und darauf hinzuweisen, wie uns in den Kunstwerken, welche hier so schön veröffentlicht sind, die alten Griechen menschlich näher treten, wie wir sie hier kennen und lieben lernen.

Zum Schluß noch einige Worte über zwei Proben aus dem bis jetzt veröffentlichten Vorrat der Sammlung, welche in Holzschnitt wiedergegeben sind, um den

Lesern der Monatshefte von zwei hervorragenden Stücken der Sammlung eine Anschauung zu gewähren.

Die erste (S. 679) ist eine der tanagräischen Thonfiguren, 0,265 m hoch. Während die Motive derselben sonst ganz dem Leben anzugehören pflegen, haben wir hier eine unverkennbare Beziehung zur Totenverehrung. Das beweist das Salbgefäß (Lekythos), welches die Jungfrau im Arm trägt: es ist das Gerät für die Grabspende; es dient dazu, die duftenden Flüssigkeiten auf die Erde zu gießen, damit sie, von derselben aufgeschlürft, die Unterirdischen erfreuen und gnädig stimmen. Es ist also ein „Gang zum Grabe“ (wie der Herausgeber gewiß mit Recht urteilt), auf dem das Mädchen begriffen ist. Es braucht nicht ein Tag des Begräbnisses zu sein. Denn auch an gemeinsamen Gedächtnisfesten und besonderen Erinnerungstagen des Hauses pilgerte man zu den Gräbern, und es war ein schönes Motiv bildender Kunst, daß Geschwister, wie einst Orestes und Elektra, sich am elterlichen Grabhügel, zu welchen sie gleichzeitig ein innerer Zug getrieben hatte, unvermutet begegneten.

Das Mädchen ist dicht bekleidet; sie trägt ein Untergewand mit kurzen Ärmeln; darüber hat sie ein weites Obergewand, dessen Zipfel sie mit der Rechten emporhebt, um nach dieser Seite weiterzugehen. Sie scheint eben aufgebrochen zu sein und schaut nach der linken Seite, als wenn sie sich nach Begleiterinnen umsähe, die ihr folgen sollen. Wir erkennen leicht, wie durch diese zwiefache Bewegung die Gestalt belebt wird; sie bildet einen Rhythmus, der die Monotonie aufhebt.

Viel merkwürdiger ist die andere Figur (S. 683), eine lebensgroße Marmorstatue, tadellos erhalten, der eine zweite genau entspricht, welche das Gegenstück bildete. Beide sind zusammen nördlich von Athen bei Menidi gefunden, wo einer der volkreichsten Gaue Attikas, Acharnai, seinen Mittelpunkt hatte. Es sind zwei Dienerinnen, wie das Ärmelgewand zeigt, mit dem Gurt und den Achselbändern. Das geschorene Haar ist das Zeichen der Trauer. Matt und niedergebeugt von der Last des Schmerzes sitzen sie da, der Blick geht kummervoll ins Weite. Man sieht, es sind keine bestellten Klageweiber, wie sie sonst auf alten Gemälden vorkommen. Sie gehören zum Hause, sie teilen sein Leid, und mit voller, ergreifender Wahrheit ist der stumme Schmerz im Marmor ausgedrückt. Man denkt unwillkürlich an die Frauen der heiligen Geschichte, die den Stein nicht von der Thür des Grabes wälzen können.

Diese Marmorbilder sind bis jetzt einzig in ihrer Art. Sie geben uns eine neue Anschauung von der Einrichtung attischer Familiengräber. Vor dem Eingange eines solchen, zur Rechten und zur Linken, müssen diese Frauenbilder aufgestellt gewesen sein, so daß zwischen ihnen der Weg hineinführte. Wir sehen, wie die Unfreien doch als Hausglieder angesehen wurden; sonst würde es widersinnig sein, sie in dieser Weise zu Trägern des gemeinsamen Schmerzes zu machen. Zugleich aber haben wir hier ein neues Beispiel davon, daß die alte Kunst es liebte, schmerzvolle Aufregung nicht in der Gestalt der Hauptpersonen, sondern in den untergeordneten Mitgliedern einer Hausgenossenschaft zum Ausdruck zu bringen. Das wichtigste Denkmal dafür ist jetzt der Westgiebel des Zeustempels von Olympia, wo die edlen Frauen, von den Kentauren gepackt, keine Miene zur Klage verziehen, während die Dienerinnen heulend am Boden liegen. Ein anderes Beispiel giebt ein Grabrelief der Sammlung Sabouroff, der Denkstein des Thraseas und seiner Gattin Euandria, wo an dem Ehepaar kein Zug von Trauer wahrzunehmen ist, während die neben ihnen stehende Haussklavin die Hand wehmutsvoll an die Wange legt. Diese merkwürdige Ausdrucksweise der griechischen Kunst macht es uns recht deutlich, daß die Gruppe, welche den Kern der Darstellung bildet, unsprünglich nichts anderes sein wollte als ein aus dem Leben genommenes Erinnerungsbild. Nicht der Verlust,

sondern der Besitz, nicht die Trennung, sondern das treue Beisammensein sollte dargestellt werden. Wenn man also mit solchen Gruppen die Gräber schmückte, so lag darin doch der Sinn, daß der Bund treuer Lebensgemeinschaft nicht mit der Lebensfrist spurlos vergehen und als aufgelöst angesehen werden sollte. Wird doch durch eine dichte Reihe anderer Bildwerke deutlich bezeugt, ein wie enger und ununterbrochener Verkehr die lebende Familie mit den vorangegangenen Mitgliedern des Hauses vereinigte. Über viele dieser Gesichtspunkte hat Furtwängler in seinem Texte eingehender gehandelt, und auch der Laie findet dort in anregender und förderlicher Weise die gewünschte Anleitung, um die vorliegenden Kunstwerke mit richtigem Verständnis zu betrachten und ihren Sinn sich anzueignen.

Besseres aber läßt sich, wie mir scheint, zu gunsten der Sammlung Sabouroff nicht sagen, als daß schon an dem jetzt veröffentlichten Teil derselben so viele eingreifende Betrachtungen über Leben und Kunst der Alten sich unmittelbar anschließen und daß die Kunstdenkmäler, welche sie vereinigt, in so hohem Grade geeignet sind, zu dem, was wir aus schriftlicher Überlieferung vom Volk der Hellenen wissen, die wichtigste und die anziehendste Ergänzung zu bilden.

Bedenken wir, was seit den ersten Decennien dieses Jahrhunderts der Altertumswissenschaft einen neuen Aufschwung gegeben hat, so ist es hauptsächlich dreierlei. Erstens die genaue Erforschung der klassischen Länder, welche, soweit sie der Boden hellenischer Kultur waren, gleichsam neu entdeckt werden mußten. Zweitens die Sammlung der schriftlichen Urkunden in Erz und Stein, welche das staatliche, das gottesdienstliche und häusliche Leben der Alten beleuchteten. Drittens das sorgfältige Studium aller großen und kleinen Kunstdenkmäler im Zusammenhang mit ihren Fundorten. Dadurch haben wir den Hintergrund und die ganze Ausstattung des Altertums in so reichem Detail kennen gelernt, daß wir jetzt erst mit den Alten zu leben und uns in ihre Welt lebendig zu versetzen im stande sind.





Korrespondenzen.

Die neuen Ausgrabungen auf dem römischen Forum.

Von

R. Schoener.



In Rom gewesen zu sein, ohne den Papst gesehen zu haben, ist heute nichts Ungewöhnliches und Auffälliges mehr. Der „Gefangene des Vatikans" zeigt sich nicht mehr öffentlich, und nicht jeder hat Zeit und Lust, die mannigfachen Förmlichkeiten zu erfüllen, welche erforderlich sind, um in das „Gefängnis" eingelassen zu werden. — Ungewöhnlicher ist es schon, wenn jemand Rom verlassen muß, ohne das Herrscherpaar von Italien erblickt zu haben; denn dasselbe läßt sich sehr häufig in den Straßen und auf den öffentlichen Promenaden der Hauptstadt sehen. Höchst auffällig und unverzeihlich aber würde es sein, und es wird nur in Ausnahmefällen vorkommen, daß ein Besucher der ewigen Stadt es unterließe, auch bei dem kürzesten Aufenthalt hierselbst seinen Schritt zu den Monumenten zu lenken, die mit der Geschichte Roms verknüpft und verwachsen sind — sei es auch nur zur Peterskirche, dem Pantheon und dem Forum Romanum. Wir könnten das Kolosseum hinzufügen, und wir würden unter vier Hauptsehenswürdigkeiten drei antike genannt haben, ohne uns einer Überschätzung der letzteren im Vergleich mit den nicht antiken schuldig zu machen. Denn was — wenigstens für uns Deutsche — Rom zur „ewigen Stadt" macht, was ihm seinen magischen Reiz giebt und uns jahrelang hier zu fesseln vermag, das sind unstreitig in erster Linie die erhabenen Zeugen des klassischen Altertums, die imposanten und malerischen Überreste aus der größten Periode der römischen Geschichte.

Wenn schon dadurch das allgemeine Interesse, welches die ganze gebildete Welt an den Altertümerausgrabungen in Rom nimmt, ausreichend erklärt wird, so muß dieses Interesse das höchste sein, wo es sich um die Aufdeckung des eigentlichen Centrums der antiken römischen Welt handelt und wo wir einer ungewöhnlich erhöhten Ausgrabungsthätigkeit begegnen, die überdies durch gute und prompte Veröffentlichungen wie die auf Staatskosten herausgegebenen „Notizie degli scavi di antichità" und das städtische „Bullettino della Commissione Archeologica Comunale di Roma" allgemeinverständlich illustriert werden.

Jenes Centrum ist das Forum Romanum, welchem in der jüngsten Zeit eine durch seine hohe geschichtliche Bedeutung gerechtfertigte specielle Aufmerksamkeit und Thätigkeit zugewendet worden ist. — Die in den letzten Jahren daselbst unternommenen resultatreichen Ausgrabungen sind wesentlich als persönliches Verdienst des gegenwärtigen Unterrichtsministers, Professors Guido Baccelli, zu betrachten, der mit diesem Unternehmen in origineller und weitschauender Weise ebensowohl einen politischen wie einen wissenschaftlichen und künstlerischen Zweck verbunden hat. Er selber hat im Parlament diese Zwecke in folgender Weise definiert: „Ich habe gemeint, daß es des italienisch gewordenen Rom würdig sei, wenn eine Zone des antiken Rom wieder aufgedeckt werde, die gewissermaßen den in einen Ring gefaßten Edelstein darstellt, wobei das neue Rom den Reif bildet. Die antike Zone könnte acht bis neun Kilometer Umfang haben. Auf dem jenseitigen (westlichen) Abhange des Palatin wird man den Cirkus Maximus sich gegenüber finden; unweit davon sind die Caracallathermen und weiterhin die antike Via Appia. Diesseits des Palatin hat man das Forum und das Kapitol. Das Ganze wird eine großartige Erscheinung sein, vor welcher

Europa sich neigen wird als vor einem Werke der Civilisation und Wiedergeburt."

Im folgenden soll mit wenigen aber deutlichen Strichen ein Bild von dem bisherigen Resultat der Arbeiten entworfen werden, welche auf die Erreichung des bedeutenden Zieles gerichtet sind.

In den ersten Jahren nach der Occupation Roms hatte die italienische Regierung für die Beendigung der im ersten Viertel dieses Jahrhunderts begonnenen Ausgrabung der nördlichen Forumshälfte, speciell des Komitiums, der Julischen Basilika, des Cäsar- und des Kastor-(Dioskuren-)Tempels Sorge getragen. Dann war eine mehrjährige Pause in den Arbeiten eingetreten. Erst am 2. April 1878 wurde die südliche Hälfte, das heißt der Raum zwischen dem Antoninus- und Faustinatempel und dem Titusbogen, in Angriff genommen. Man konnte alsbald wichtige Entdeckungen verzeichnen. Es stellte sich heraus, daß die Via Sacra, bisher nur vom Faustinatempel bis zum Kapitol bekannt, sich in gerader Richtung vor dem Romulustempel und der Konstantinsbasilika fortsetzte, um dann im Winkel zu der Höhe des Titusbogens aufzusteigen. An der Südwestseite dieser Straße fanden sich zahlreiche Reste von Ziegelbauten, zu den oft erwähnten Kaufläden gehörig, die schon in republikanischer Zeit an der Heiligen Straße lagen, aber wiederholt und noch in sehr später Zeit umgebaut worden sind. Es fand sich ein Bruchstück einer der vier gewaltigen Säulen aus rotem Porphyr, welche die Façade der Konstantinsbasilika geschmückt hatten; dasselbe ist mit anderen im Inneren liegen gebliebenen Fragmenten der Säulenschäfte jetzt wieder am Eingange aufgerichtet. Der Boden enthielt eine Unzahl von Baustücken, Skulpturfragmenten, Inschriftsteinen, Piedestalen u. s. w. Wir erwähnen nur einen schönen Marmoraltar, der „den Laren des Augustus" geweiht ist, eine lange Ehreninschrift auf Vespasian, ein Fragment einer griechischen Inschrift zu Ehren des Gordianus, von der Stadt Tarsus gewidmet, und ein paar neue Bruchstücke der wichtigen Triumph- und Konsulverzeichnisse. Die Menge derartiger Überreste würde eine noch größere sein, wenn nicht gerade dieser Teil des Forums schon in den vergangenen Jahrhunderten wiederholt durchsucht und ausgeplündert worden wäre. In den vierziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts ist eine Unmasse alten Marmors von hier entführt worden, um — zu Kalk verbrannt zu werden!

Im Anfang des Jahres 1879 begann man die Aufräumung der Ostseite der Heiligen Straße. Alsbald kam hier eine gut erhaltene fünfbogige Halle zum Vorschein, die ihre Front der genannten Straße zuwendete und mit zwei Seitenflügeln sich an die Konstantinsbasilika anlehnt. In dem dadurch begrenzten vielleicht gleich der Halle selber überwölbt gewesenen Hofraume fand sich ein antiker Brunnen mit trinkbarem Wasser. Die Halle kann nichts anderes sein als die in den alten Stadtbeschreibungen aufgeführte Porticus Margaritarum (die „Perlenhalle"), was ganz zu der bekannten Thatsache stimmt, daß die Heilige Straße vornehmlich mit Juwelierläden besetzt war.

Nach Freilegung der Raumes zwischen der Halle und der nördlich von ihr gelegenen Kirche S. Cosma e Damiano fand sich eine gepflasterte Straße, welche, von der Via Sacra sich abzweigend und längs der Südseite der genannten Kirche hinlaufend, das Forum Romanum mit dem Friedensforum Vespasians verband. Noch war es nicht thunlich, die Ausgrabungen bis auf das Terrain des letztgenannten wichtigen Platzes auszudehnen. Doch ergab schon die Exploration der Verbindungsstrecke mehrere die Architektur der anstoßenden Basilika betreffende wichtige Thatsachen: erstens diejenige, daß ein Teil der Nordwand derselben in Ziegelmauern eingebaut ist, die weit über die Zeit Konstantins zurückreichen; zweitens, daß unter der nördlichen Apsis sich ein gleichfalls von älteren Mauern eingeschlossenes Souterrain befindet; endlich, daß auf der linken Seite der Apsis eine Thür wahrscheinlich in einen anstoßenden Saal führte.

Als die Hacke und die Schaufel sich der mit ihrer Vorhalle bis dicht an die Heilige Straße heranreichenden, den Heiligen Cosmas und Damianus geweihten Kirche näherten, ahnte man noch nicht, daß die Freilegung dieses durch seine prächtigen frühmittelalterlichen Mosaiken berühmten Heiligtums auch zu wichtigen antiquarischen Entdeckungen führen werde. Dies ist der Fall gewesen, und zwar gebührt das Verdienst dem Intendanten der römischen Ausgrabungen, Lanciani. Mit Hilfe mehrerer von ihm zuerst richtig erkannter und erklärter Zeichnungen Ligorios hat er den Nachweis geführt, daß die durch Papst Felix IV. (526 bis 530) eingerichtete Kirche, als deren Vorhalle der ehemalige Rundtempel des Romulus, Sohnes des Maxentius, dient, auch in ihrem rechteckigen Hauptteile ein antikes Gebäude, und daß dieses durch die mosaicierte Apsis begrenzte Rechteck ursprünglich mit dem hinter demselben sich fortsetzenden oblongen Raume, dessen aus mächtigen Tuffquadern bestehende Südwand jetzt ganz frei liegt, in Zusammenhang gewesen ist. Beide nahezu quadratische Räume haben nach Lanciani ursprünglich ein einziges, in seinen älteren Teilen aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. stammendes Gebäude gebildet; und höchst wahrscheinlich war dieses kein anderes als das von Vespasian

in der Nähe seines Forums errichtete, zum städtischen Archiv und Katasteramt bestimmte sogenannte „Templum Sacræ Urbis“. An seiner Rückseite war der in Bruchstücken dort und in der Nähe aufgefundene, jetzt auf dem Kapitol verwahrte marmorne Stadtplan angebracht. Die Quaderkonstruktion deutet bestimmt auf das erste Jahrhundert der Kaiserzeit. Die umfassenden Ziegelrestaurationen werden einem Neubau unter Septimius Severus und Caracalla angehören, der wahrscheinlich durch den großen Brand des Jahres 191 n. Chr. veranlaßt war.

welche vorher nur zu einem Dritteil aus der Erde ragten, samt ihren Piedestalen freigelegt.

Im Juni 1880 war die Ausgrabungsarbeit so weit vorgeschritten, daß zur vollständigen Freilegung des ganzen Forums nichts mehr mangelte als die Beseitigung des aus Kommunikationsrücksichten noch geschonten Erdwalles, welcher die nördliche von der südlichen Forumshälfte trennte, sowie des anderen Fahrdammes, welcher, an den Farnesischen Gärten entlang laufend, die Forumsbauten von denen des Palatin schied und noch einen Teil der ersteren bedeckte.



Der südliche Teil des Forums nach den jüngsten Ausgrabungen.

Auch der Romulustempel, der bis auf Felix IV. in keinem Zusammenhange mit dem anders orientierten Templum Sacræ Urbis war, ist jetzt bis auf sein ehemaliges Niveau — der jetzige bedeutend höhere Fußboden ist von Urban VIII. 1632 hergestellt worden — wieder ausgegraben und der verschüttet gewesene alte Eingang mit den beiden Porphyrsäulen, der reich ornamentierten Thüreinfassung und der schönen, an ihren ursprünglichen Platz zurückgebrachten antiken Bronzethür wieder in seine Rechte eingesetzt worden. Desgleichen sieht man die beiden korinthischen Cipollinsäulen, welche den Eingang eines der seitlich an die Rotunde angelehnten oblongen Gemächer schmücken und

Am 6. Februar 1882 begannen die Demolitionsarbeiten an dem erstgenannten Walle, und am 21. April waren sie beendet. Zum erstenmal seit mindestens einem Jahrtausend konnte man wieder das Forum vom Kapitol bis zum Titusbogen durchwandern.

Von neuem zeigte es sich, daß die im sechzehnten Jahrhundert hier stattgehabten Raubnachgrabungen den Monumenten des Forums verderblicher gewesen sind als die vielgerügten Bürgerkämpfe und „Barbareneinfälle“. Von dem vielgenannten, für die Topographie des Forums wichtigen Fornix Fabianus, der sicherlich an der Heiligen Straße in der Gegend zwischen dem Faustina- und dem Vestatempel

gestanden hat, fanden sich nicht einmal die Fundamente, sondern nur verstreute Baustücke. Dieselben erlauben jedoch den Schluß, daß der Bogen, der einen Durchmesser von gegen vier Meter, also mäßige Dimensionen, hatte, aus einem Tuffkern mit Travertinfronten und Peperinwölbung bestand. Die Topographen des sechzehnten Jahrhunderts berichten von der Auffindung von Baustücken des Bogens sowie der Inschrift, welche einen Q. Fabius Maxsumus, kurulischen Ädilen, als Restaurator nennt.

Aus der Orientierung der älteren, noch aus republikanischer Zeit stammenden Gebäudereste auf der Südseite der Heiligen Straße muß geschlossen werden, daß dieselbe in der genannten Periode von der Stelle des Romulustempels aus schräg nach dem Vestatempel zu gelaufen sei und erst in der Kaiserzeit die gerade Richtung vor der Front des Antoninus-(Faustina-)Tempels vorüber erhalten habe. Ungefähr seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. wurden an diesem Teile der Straße Ehrendenkmäler errichtet, von denen zahlreiche Reste übriggeblieben sind. — Ungefähr vom sechsten Jahrhundert an, als die Bauten aus der Kaiserzeit verfallen waren, scheint die Straße wieder ihre alte Richtung eingeschlagen zu haben. Ihre summarische und unordentliche Neupflasterung muß aus dieser späten Zeit stammen.

Der altehrwürdige Vestatempel ist nur in einem kaum erkennbaren unförmlichen Reste erhalten, da auch er bei den Nachgrabungen im sechzehnten Jahrhundert gründlich geplündert worden ist. Bei alledem muß mit Dank vermerkt werden, daß damals ziemlich genaue Pläne und Zeichnungen von den Teilen des interessanten Bauwerkes aufgenommen worden sind, durch die wir uns eine Vorstellung von seiner einstigen Erscheinung verschaffen können, wozu die wenigen jetzt aufgefundenen Fragmente der Marmorbekleidung, des Gebälkes und der Kassettendecke des Peristyls nicht ausreichend sein würden.

Der Vestatempel war kreisrund und von einer achtzehnsäuligen Halle umgeben, welche sich über drei Stufen erhob. Die Cellamauer hatte eine Dicke von 3 Fuß 4 Zoll. Die Thür maß an der Außenschwelle 7 Fuß 3 Zoll, an der inneren 6 Fuß 5 Zoll. Die Säulen hatten einen Durchmesser von 4 Fuß 8 Zoll. Der Umfang des Tempels in der Linie der Säulencentra betrug 43,83 m, der Umfang des Stylobats 53,58 m, der Durchmesser des letzteren also ca. 17 m. — Der erhaltene, aus Gußwerk bestehende Kern hat nur 7,60 m Durchmesser.

„Nahe dem Vestatempel“ und zwar „an der Heiligen Straße“, „am Fuße des Palatins und an der Grenze des Forums“ lag nach den Zeugnissen der Alten die „Regia“, die uralte Wohnung des Oberpriesters, nach der Tradition durch den Stifter der römischen Gottesdienste, Numa Pompilius, angelegt. Im Jahre 210 v. Chr. brannte sie ab. 36 v. Chr. abermals durch Feuer zerstört, wurde sie durch Cn. Domitius Calvinus wieder aufgebaut. Julius Cäsar bewohnte sie als Pontifex Maximus bis zu seinem Tode. Augustus überließ sie, als er in seinem neuen Herrscherpalast auf dem Palatin Wohnung nahm, den Vestalinnen, mit deren Behausung am Vestatempel sie zusammenstieß. Zum drittenmal ging die Regia in dem neronischen Stadtbrande 65 n. Chr. zu Grunde, worauf sie wahrscheinlich nur als Annex des Vestalenklosters wiederhergestellt wurde und unter dem Namen Atrium Vestæ („Vestahof“) fortbestand.

Ungewiß ist es, ob uns ein Rest dieses aus den Anfängen Roms stammenden und mit der Verfassungsgeschichte eng zusammenhängenden Gebäudes erhalten ist. Lanciani glaubt Spuren desselben in gewissen Mauerresten südöstlich vom Vestatempel zu erkennen, welche mit dem älteren Laufe der Via Sacra orientiert sind und drei verschiedene Bauperioden erkennen lassen. Man findet nämlich in einigen Teilen Quadern des gelblichen mürben Tuffs, den auch andere Bauten der frühesten Zeit aufweisen; ferner einen härteren rötlichen Tuff, der vielleicht dem Neubau nach 210 angehört; endlich Netzwerk mit Mosaik, Säulenresten u. s. w., wie es der Baustil der letzten republikanischen Zeit mit sich brachte.

Unmittelbar südlich vom Vestatempel ist endlich noch der Rest einer Straßenkapelle — ædicula compitalis — zum Vorschein gekommen, jedenfalls einer der vierunddreißig, welche man in der das Forum mit einschließenden achten Region zählte. Die rechteckige Basis, 3,11 m breit, 2,57 m tief und 1,35 m hoch, war mit Marmor bekleidet. Sie trug zwei freistehende Front- und zwei an eine Rückwand gestützte Halbsäulen, auf denen das Dach ruhte. Die Säulen waren von weißem Marmor, kanneliert und hatten einen Durchmesser von 43 cm. Der glatte Fries trug auf der Vorderseite die Inschrift: „Durch den Senat und das römische Volk auf öffentliche Kosten errichtet.“ Da die Kapelle ganz nahe am Vestatempel und einer an demselben vorbeiführenden noch zu erwähnenden Seitengasse liegt, so hat die Vermutung Lancianis viel für sich, daß auf sie eine schon 1878 bei S. Paolo an der Via Ostiensis gefundene Marmorinschrift zu beziehen sei, welche von der Restauration eines Straßenaltars „in der Vestagasse“ redet.

Am 13. April 1882 fand sich etwa 25 m von der Kapelle entfernt ein neues Bruchstück

des marmornen („kapitolinischen“) Stadtplanes. Der unscheinbare Fund erwies sich topographisch wichtig, da das Fragment sich auf einen noch nicht aufgegrabenen und kontroversen Punkt des Forums bezieht. Es enthält nämlich den Grundriß des hinteren Teiles des Dioskurentempels mit der Umgebung desselben und dem fast vollständigen Namen eines der Dioskuren: ... ASTORIS. Der Grundplan des Tempels war aus den vatikanischen Zeichnungen schon bekannt. Aber die Topographie der Nachbarschaft auf der Südost- und Südwestseite war noch im Dunklen. Man wußte bisher nur, daß eine — ca. 45 m weit freigelegte — Straße zwischen dem Tempel und der Julischen Basilika Nähe des Vestatempels gesucht werden kann, die Via Sacra an ihrem unteren Teile mit der am Nordostabhange des Palatins hinlaufenden Via Nova verband, und es ist in dieser ganzen Gegend für eine andere diesen Zweck erfüllende und den Namen „Vestagasse“ verdienende Straße kein Raum — außer für die zwischen Dioskuren- und Vestatempel hinlaufende. — Die andere auf dem Planfragment angedeutete Straße aber muß die Via Nova selber sein. Wir wissen, daß die letztere, in der Nähe des „Mugonischen Thores“ am Palatin beginnend, sich von der Höhe der Velia in starkem Gefälle nach dem Fuße der Nordspitze des Palatins hinabzog, und auch



Das Forum Romanum, vom Kapitol gesehen.

hinlief und daß dies die vielberufene „Etruskergasse“ — Vicus Tuscus — sein müsse, welche sich am Nordwestfuße des Palatins nach dem Forum Boarium zu fortsetzte. Das neugefundene Planbruchstück zeigt, daß auch auf der anderen Lang- und der hinteren Schmalseite des Tempels gepflasterte Straßen entlang liefen. In der That hat sich von der ersteren schon ein Stück gefunden, und es sind Anzeichen vorhanden, welche zu der Behauptung berechtigen, daß die andere sich finden werde. Ja noch mehr: man kann mit großer Wahrscheinlichkeit auch die Namen der beiden Straßen angeben. Diejenige auf der südöstlichen Langseite muß die in der oben erwähnten Inschrift genannte „Vestagasse“ sein, denn wir wissen, daß eine Querstraße, die nur in der von ihr haben die letzten Ausgrabungen eine bedeutende Strecke am Nordostabhange des Hügels freigelegt. Dasselbe läuft vor der Front des Caligulaschen Palastes entlang, und seine Richtung läßt erkennen, daß die Straße sich hinter dem Dioskurentempel fortsetzen muß, um dann in den Vicus Tuscus zu münden; hieraus geht des weiteren hervor, daß die Via Nova nicht, wie bisher angenommen wurde, um die Nordecke des Palatins herumbiegend weiterläuft, sondern am Forum ihr Ende erreicht, so daß die 1549, 1816, 1829 und 1853 längs der Via S. Teodoro entdeckten Pflasterspuren nicht ihr, sondern dem Vicus Tuscus angehören müssen.

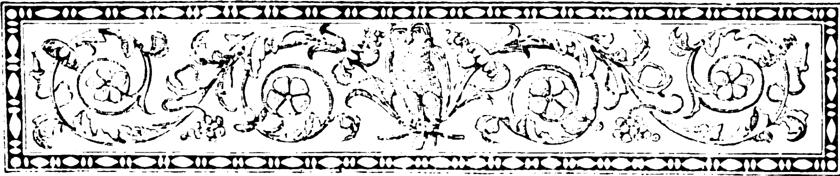
Von der Via Nova führte eine Treppe — die Gradus in Via Nova — zu der oberhalb

derselben am Nordvorsprunge des Palatins gelegenen, als Zugang zum Clivus Victoriæ dienenden Porta Romanula hinauf. In einer auf dem mehrerwähnten Planfragment südwärts vom Kastortempel verzeichneten Treppe wird die Fortsetzung der erwähnten Gradus nach abwärts zu erkennen sein, da eine solche Fortsetzung bei dem an dieser Stelle mehrere Meter betragenden Niveauunterschiede zwischen der Via Nova und dem Forum höchst wahrscheinlich bestanden hat. In Anbetracht, daß, wie schon oben gesagt, die Juweliere in der Nähe des Forums eine Anzahl Läden hatten, ist die fernere Vermutung gestattet, daß diese Treppe mit den von Suetonius erwähnten Scalæ Anulariæ (der „Ringmachertreppe") identisch sei, in deren Nähe Augustus wohnte, bevor er nach dem Palatin übersiedelte.

Wie man sieht, sind unter den bisherigen Resultaten der Ausgrabungsarbeit verschiedene, die für jetzt nur als vermutungsweise bezeichnet werden können und ihre definitive Feststellung von der Beendigung der Arbeiten erwarten müssen — speciell von der noch im Gange befindlichen Freilegung des dem Forum zugewendeten Abhanges des Palatins. Auch hier sind schon sehr interessante Ergebnisse zu verzeichnen gewesen, seitdem im Juni 1882 begonnen worden ist, den nördlichen Teil der Farnesischen Gärten zu beseitigen. Binnen kurzem wurde der Fuß der gewaltigen, in mehreren Stockwerken sich auftürmenden Ziegelgewölbe freigelegt, welche zum Prachthause des Caligula, einer der stolzesten Herrscherburgen des Palatins, gehörten, die sich über den ganzen Nordabhang des Hügels bis zum Forum hinab ausdehnte. Der entartete Sproß der Julier glaubte seine Vorgänger in allem überbieten zu müssen. Durch ungeheure Substruktionen wurde der Niveauunterschied zwischen dem Hügel und der Forumsebene ausgeglichen. Der Clivus Victoriæ, der Vestahain, der von Tiberius erbaute Tempel des Augustus wurden überbaut, und aus dem Dioskurentempel wurde eine Art Vorhalle des Kaiserpalastes gemacht. Die riesigen Mauermassen, die ein Gärtchen hinter der kleinen Kirche S. Maria Liberatrice umgeben, mögen der Brückenkonstruktion angehört haben, durch die Caligula — vermutlich unter Benutzung des Portikusdaches der Basilika Julia — eine Kommunikation zwischen Palatin und Kapitol herstellte, um sich bequemer zu den Zwiegesprächen mit dem kapitolinischen Jupiter begeben zu können.

Die Via Nova ist in der vor dem Caligulapalaste hinlaufenden Strecke von fünf Ziegelbogen überspannt, welche sich einerseits auf das Erdgeschoß des Palastes, andererseits auf die an der äußersten Südwestgrenze des Forums befindlichen, eine Anzahl Bassins und Badezimmer enthaltenden Bauten stützen und im dritten Jahrhundert errichtet sein mögen, als dieser Teil des Palastes baufällig zu werden begann. Die wahrscheinlich als Kaufläden dienenden Gewölbe im Erdgeschoß, welche — wie noch heute gewöhnlich die italienischen Ladenräume — in keiner Kommunikation mit dem Gebäude sind, bestehen aus Ziegel- und Netzwerk guten Stiles. Sie besitzen zum Teil Mosaikfußböden, dagegen keine Stuckbekleidung, während in den oberen Stockwerken sich Reste von Wandfresken vorfinden.

Vollständig beendigt sind seit kurzem die Erdarbeiten auf dem nördlichsten Teile des Forums, am Fuße des Kapitols. Die hier zu beiden Seiten des Clivus Capitolinus liegenden wichtigen Bauten waren bisher durch einen auf das Kapitol führenden modernen Fahrdamm zum Teil verdeckt und entstellt, den man aus Rücksicht auf den Verkehr noch nicht zu beseitigen gewagt hatte. Baccelli hat frischweg auch dessen Abtragung angeordnet, und die Wirkung dieser Maßregel ist eine überraschende gewesen. Das Forum hat durch dieselbe ungemein gewonnen. Namentlich der Anblick des Severusbogens, den man erst jetzt von angemessenem Standpunkte aus betrachten kann, und derjenige des hochragenden Saturntempels mit seinem imposanten Unterbau ist ein viel großartigerer geworden. — Erst jetzt kann man von einem beliebigen Punkte des Forums aus den Severusbogen, die Tempel der Konkordia, des Vespasian und des Saturn, die Halle der Zwölfgötter und das Tabularium zugleich überblicken. Auf dem mächtigen Stylobat des Saturntempels, auf dem Miliarium Aureum oder den erst jetzt wieder sichtbar gewordenen Rostra Vetera stehend, kann man das staunende Auge ungehindert südwärts schweifen lassen, wo jenseits der weiträumigen Basilika Julia die drei herrlichen Säulen des Kastor- und Polluxtempels, jenseit des Komitiums mit der Phocassäule, den „Anaglypha" und Statuenpostamenten der Cäsar- und der Vestatempel sich erheben, wo links von der Heiligen Straße die achtsäulige Vorhalle des Antoninustempels, die Rotunde des Romulus und die „Perlenhalle", rechts die Juwelierläden und Bäder sich dem Auge darbieten, welches weiter südwärts über den Titusbogen und die Ruinenmassen des Kolosseums bis zu den blauen Albanerbergen schweift, während zur Rechten die Höhe des Palatins mit den immergrünen Baumwipfeln und den in der Abendsonne rotglühenden Mauerzügen den Blick begrenzt.



Litterarische Notizen.



Uhlenhans. Roman in zwei Bänden von Friedrich Spielhagen. (Leipzig, L. Staackmann.) — In diesem neuesten Werke zeigt sich Friedrich Spielhagen gleich im Beginn als Meister der Erzählungskunst, der es im höchsten Maße versteht, das Interesse des Lesers zu erwecken, im Verlaufe der Begebenheiten zu fesseln und bis zum Schlusse zu steigern. Der Roman spielt auf der Insel Rügen im Anfang der dreißiger Jahre, und wir begegnen darin ähnlichen äußeren Verhältnissen, wie sie in Spielhagens früheren Romanen nur mit einigen Ausnahmen vorgeführt werden. Es ist das Leben auf den großen adeligen Gütern Norddeutschlands, welches uns auch hier entgegentritt, und ein großer Teil der Gestalten gehört jenen problematischen Naturen an, deren scharfe psychologische Zeichnung und lebensvolle plastische Ausführung nur von Spielhagen in dieser Vollendung gegeben wird. Mit Ausnahme des Helden der Geschichte und einiger mehr skizzenhaft gehaltener Figuren sind die übrigen sämtlich problematische Charaktere. Sie sind alle mit unbarmherziger Wahrheit geschildert, und die kühne Hand des Dichters reißt dieser vornehmen Gesellschaft die Maske vom Gesicht und zeigt sie in ihrer menschlichen Kurzsichtigkeit und Schwäche. Welch eine Mannigfaltigkeit an Figuren führt er uns vor die Augen! Da ist der verarmte petit seigneur des ancien régime mit seinen lächerlichen Prätentionen und der inneren Frivolität. Der Fürst Prora, ein wahrhaft vornehmer Kavalier, nur etwas zu empfänglich für den Reiz einer bildschönen abenteuerlichen Frau, der Tochter eines griechischen Schmugglers, die sich auf Geheiß ihres leichtsinnigen Gatten als Sprößling einer griechischen Fürstenfamilie aufspielt. Den Hintergrund der Erzählung bildet nämlich der griechische Freiheitskampf, aus welchem Prinz Otto von Bayern als König hervorging, der dann eine oldenburgische Prinzessin heiratete. Jene verschmitzte griechische Dame, welche sämtlichen Herren die Köpfe verdreht, ist die Frau des jüngeren Bruders von Uhlenhans, und dieser letztere steht als der einzige wahrhaft tüchtige und von sittlichen Grundsätzen getragene Charakter zwischen dieser ganzen schwankenden Gesellschaft. Sein Bruder, ein schöner und eleganter Mann, den er von jeher mit aufopferndster Treue geliebt hat, mußte nach mancherlei tollen Jugendstreichen die Heimat verlassen, und nachdem er sich als Spieler von Profession in der Welt umhergetrieben, kehrt er völlig abgebrannt, angeblich mit einer diplomatischen Mission für Oldenburg, zu den Seinigen zurück, begleitet von jener bildschönen Griechin, die nun ihre Rolle als Prinzessin durchzuführen sucht. Die Cousine dieses schönen Schwindlers war mit ihm verlobt gewesen, und der edle Uhlenhans, der sie gleichfalls von Jugend an verschwiegen liebt, gesteht nun in einem Momente höchster Erregung der so schmählich Verratenen seine Liebe, und sie wirft sich ihm in Verzweiflung an den Hals. Eine Unvorsichtigkeit seines leichtsinnigen Bruders hatte dem Uhlenhans frühzeitig ein Auge geraubt, und die Selbstlosigkeit und Bescheidenheit seines Charakters ließ ihn stets zurücktreten, wo es galt, mit anderen zu rivalisieren. Die Anwesenheit Gustavs mit seiner reizenden Griechin, die beide keine Ahnung von sittlichen Grundsätzen haben, bringt einen wunderlichen Karneval auf Rügen zu stande, der dann sehr tragisch mit dem Tode Gustavs, der Flucht der schönen Jsäa und der Gefangennahme des Uhlenhans endigt, weil letzterer in den Verdacht des Brudermordes kommt, während Gustav der Rache eines griechischen Schmugglers erlegen ist, der Jsäas Spuren bis zu der nordischen Insel folgte. Es entsteht ein Bauernaufstand, um Uhlenhans zu befreien, aber dieser beschwichtigt die Leute und stirbt infolge der Verwundung, Anstrengung und Aufregung. Es ist sehr schwer, eine so komplizierte, reich

gegliederte Handlung in einem kurzen Referate zu skizzieren, und es ist dabei fast unmöglich, auch nur annähernd einen Begriff von der psychologischen Feinheit zu geben, mit welcher die Charaktere gezeichnet sind, denn es ist ja gerade die Eigentümlichkeit der problematischen Naturen, daß sie gleichsam schillern: bald hell, bald dunkel, bald glänzend, bald matt erscheinen, je nachdem sie von auftauchenden Leidenschaften oder Stimmungen beherrscht werden. Das tragische Ende des Helden, welches äußerlich schon dadurch berechtigt ist, weil dem armen Uhlenhans an Herthas Seite doch nur ein zweifelhaftes Glück bevorstehen würde, ist auch innerlich motiviert, denn die übergroße Liebe zu dem jüngeren Bruder erweist sich in der Wirkung als tragische Schuld, und hier möchte man wünschen, daß der Dichter dies sichtlicher hervorgehoben oder schärfer betont hätte.

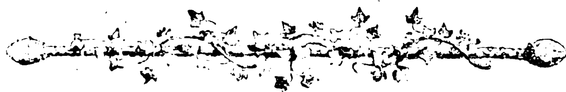
Obgleich das Werk zwei starke Bände umfaßt, ist es doch offenbar nach den ästhetischen Gesetzen, die Spielhagen selbst häufig genug ausgesprochen und begründet hat, nur eine Novelle, und da er gewiß der erste wäre, dies unbedingt zuzugeben, würde gerade hier sich die Gelegenheit geboten haben, überzeugend darzuthun, daß der Umfang einer erzählenden Dichtung gar nicht in Betracht kommt, wenn die inneren Bedingungen für die Bezeichnung Roman fehlen. Jedenfalls ist es eine viel größere Kunst, eine spannende Novelle von zwei Bänden zu schreiben als einen Roman von dem doppelten und dreifachen Umfange.

A. G.

* * *

Iwan Turgenjew. Eine litterarische Studie von Eugen Zabel. Mit dem Bildnisse Turgenjews. (Leipzig, Otto Wigand.) — Dem größten russischen Novellisten hat bald nach dessen Ableben Eugen Zabel ein sehr pietätvolles litterarisches Denkmal in der uns vorliegenden Schrift gesetzt. In ebenso lichtvoller wie übersichtlicher und anregender Form schildert der Verfasser das Leben und die Dichtung Iwan Turgenjews; mit besonderer Ausführlichkeit entrollt er uns Bilder aus den Jugendjahren des genialen Russen, und mit Scharfsinn und feinem ästhetischen Geschmack analysiert er die ersten poetischen Versuche, die Prosaerzählungen, die Novellen mit dem Thema der Leibeigenschaft, die Liebes- und phantastischen Novellen sowie die Kulturromane seines Helden. Außerdem erfahren wir manches Neue und Lehrreiche über die Freundschaft Turgenjews zu Pauline Viardot, über seine Beziehungen zur Musik und verschiedene Züge, welche das Lebens- und Charakterbild des seltenen Mannes zu vervollständigen geeignet sind. In einer lesenswerten Einleitung charakterisiert der Verfasser die Bedeutung Turgenjews mit folgenden trefflichen Worten: „Man kann ohne Übertreibung sagen, daß Turgenjew nicht die Poesie, sondern die Poesie ihn gesucht habe. Der Ehrgeiz, großen Vorbildern nachzueifern oder seinen Namen verbreitet und anerkannt zu sehen, hat in keiner Periode seines Lebens irgend welchen Einfluß auf ihn ausgeübt. Er hat immer nur geschrieben, weil er nicht anders konnte und weil er in der schriftlichen Darstellung das Mittel sah, sich von dem quälenden Druck zu befreien, den gewisse Vorstellungen auf ihn ausübten. Das erklärt denn auch die unerbittliche und dabei bescheidene schlichte Wahrheit, die allem eigentümlich ist, was aus seiner Feder geflossen, die starke Illusion, die sie bei dem Leser erzeugt. Von den gewöhnlichen Reizmitteln des Romans, der Intrigue von langer Hand, den plötzlichen Überraschungen und Enthüllungen, findet sich in seinen Büchern nicht ein einziges angewendet." Es ist mit besonderer Genugthuung anzuerkennen, daß Eugen Zabel bei aller Verehrung des gewaltigen Dichters nirgends die Objektivität überschreitet und auch die Flecken der glänzenden Sonne am dichterischen Himmel Rußlands bemerkt. Recht anziehend sind auch die Streiflichter, welche der Verfasser auf die Einwirkung der deutschen Dichtung auf Turgenjew fallen läßt, wenn wir auch gewünscht hätten, daß dieses Kapitel noch erschöpfender behandelt worden wäre, als es hier der Fall ist.

A. K.



Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Die Pfeifer vom Dusenbach.

Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

Wilhelm Jensen.

VI.

Auf völlige Umwandlung der menschlichen Dinge sah das Wasichingebirge herab. Die wehrhaften Bürger von Mülhausen, Kolmar, Schlettstadt und Breisach lagen vor der Stadt Egisheim; droben, eine halbe Stunde bergaufwärts, umlagerte der Graf von Rappoltstein mit seinen Fahnen die alten, doch zu starkem Widerstand fähigen Mauern der Drei Exen. Er hatte eine Aufforderung an den Ritter Bertulf gerichtet, ihm die Tochter zurückzugeben, dann wolle er mit seinem Heerbann von der Burg ablassen. Aber ihm war nur die nämliche Antwort wie früher geworden, die der Egisheimer trotzig herniedergerufen, die Grafentochter werde seines Sohnes Weib, oder ihr Vater sehe sie niemals wieder. Eine finstere Drohung in der Miene des Sprechers begleitete die Worte und befiel den Grafen Schmaßmann schreckvoll mit unheimlicher Ängstigung, daß er bangend im Rat seiner Freunde erwog, ob zur Errettung seines Kindes, damit dieses nicht etwa unwiederbringliche Schädigung an Leib und Leben befahre, er nicht dennoch dem frechen Verlangen des Burgherrn Zusage leisten müsse. Doch heißflammenden Gesichtes flog bei der sorgenden Frage plötzlich der junge Ritter Guy Loder empor und stieß zitternd, wie kaum bewußt, was ihm von den Lippen kam, aus: Ehe er solchem Schimpfe zustimme, stoße er der ruchlos erzwungenen Braut seines heimtückischen Mörders vor dem Altar sein Schwert ins Herz und lasse sich den Kopf vom Henker richten, um ihr Leben von solchen Ehebundes Schmach und Elend zu erlösen. Wortlos staunend sah Graf Schmaßmann die irrfunkelnden Augen des jungen Mannes, der, nun erst zum Bewußtsein des jähen Ausbruches seines Mundes gelangend, noch dunkler aufglühend, erschreckt schwieg. Aber sein edles, ungestümes Emporbrausen gegen den Schimpf und Zwang, welcher Erlinde von Rappoltstein aus übergroßer Vater-

liebe bedrohte, hatte das Blut der übrigen Hörer gleichfalls heftig zum Auflodern gebracht, so daß sie einmütig dem schwankenden Vorsatz des Grafen entgegentraten. Ein Ratschlag ward statt dessen gefaßt und sofort ausgeführt, dem Ritter von Egisheim kundzuthun, daß wenn man an seiner Gefangenen bei Eroberung der Burg nur ein Haar versehrt finde, er selbst mit seinem Sohne und der ganzen Besatzung dem martervollsten Tode überliefert werde.

Dergestalt leisteten indes einstweilen sowohl die Drei Exen als die Stadt Egisheim noch hartnäckigen Widerstand, und unentmutigt warf von den Mauern der letzteren täglich Armin Klee seinen Mitbürgern ungeschlachte Hohnworte in die Zähne. Den harten Köpfen der Zeit fiel das Blut bei wachsender Bedrohung nicht feig aus dem Gesicht; wilderer Trotz schwoll ihnen mit dem unvermeidlich näher drängenden Unheil. Auch Velten Stacher war in kriegerischer Wehr mit seinem Herrn und Guy Loder vor die Burg gezogen, allein es schien, als mache die Gleichmäßigkeit der Belagerung ihm die Zeit lang und er halte sich bei derselben vorderhand für durchaus entbehrlich, denn eines Morgens suchte der junge Ritter ihn vergeblich im Zeltlager, weil Velten Stacher schon seit dem frühesten Lichtschimmer eilfertig drunten im Rheinthal gegen Norden hinaufwanderte. Fast war's, als sei die alte Pfeiferlust über ihn gekommen, zu schweifen und zu singen, so frohgemut trällerte er ein Lied in den Sommertag; nur Schwert, Eisenkappe und Rüstung klirrten als wunderliche Begleitung drein. Doch nicht übermäßig lang, dann entledigte er sich in der That auch ihrer. Zu immer noch guter Vormittagsstunde hatte sein hurtig beschwingter Schritt die Stadt Rappoltsweiler erreicht und stieg er zur Ulrichsburg hinan. Vor dem Thor derselben kam ihm Bettane entgegen, die sein Kommen bereits von droben wahrgenommen. Sie reichten sich beide, doch ohne ein Zeichen von Überraschung über ihr Zusammentreffen, die Hand zum Gruß; ersichtlich begegneten sie sich nach einer zuvor schon verabredeten Übereinkunft. Er bedeutete ihr kurz, zu warten, und kehrte nach geringer Frist aus der Burg ohne Helm und Harnisch in seinem früheren, kleidsam-leichten Pfeiferwams zurück. Dann begaben sie sich rasch über die Höhe, durchs Dusenbachthal abwärts, und stiegen jenseits des Strengbaches langsameren Fußes den Weg wieder hinan, auf dem Bettane zuletzt am Tage der Verwundung Guy Loders herabgekommen war. Gemessen, doch mit einer sichtbaren Freudigkeit wandelten die beiden Ziegen neben ihr, denn wider ihre feierliche Gewohnheit liefen sie ab und zu ein Stückchen Weges voraus und blickten erwartungsvoll um, ob ihre Herrin wirklich nachfolge.

Das that diese und Velten Stacher ebenfalls. Es war klug gewesen, daß er die schwere Rüstung abgethan, denn heiß und bedrückend lag die Augustsonne oftmals auf dem langen, steilen Pfad. Dann wechselten weite, tiefdunkle Waldtobel mit beschwerlichen Geröllhalden; nach Stunden wehte frischere Luft den aufwärts Klimmenden entgegen, und grünliche Haldenmatten flimmerten im winddurchspielten Mittagsstrahl. Über diese schritt das Mädchen bedachtsam weglos empor, nun hielt sie zum erstenmal an einem rotbraunen Kiefersaum, vor dem das platte, mit Steinen beschwerte Dach eines einsam belegenen Gehöftes sich abhob, und unverkennbar deutete ihre Hand nach dem Hause als auf das Ziel ihres gemeinsamen Weges.

Velten Stacher wandte sich durch einen aus Holzprügeln verflochtenen Zaun und trat in die Thür des Gebäudes. Es war Mittagsstunde, und in einem niedrig dumpf-luftigen Gemach, das ein Dunst von trocknender Schafswolle anfüllte, stand auf unsauberem Tisch eine dampfende Brotsuppe, ein Milchkrug und Käsestück daneben. Schweigsam saßen ein Mann und ein Weib davor, beide verrunzelt, mit kargen grauen Haarsträhnen, tunkten wechselnd ihre Holzlöffel in die grobe Schüssel und zogen mit schlürfendem Ge-

räusch die breidicke Suppe hinter ihre Zähne. Befremdet ließ der Eintretende den Blick über die Gesichter und die äußerste Armseligkeit der engen Kammer schweifen, seine Miene drückte die Überzeugung aus, daß er fehl gegangen sei, und er frug, ob der Bauer Veit Loder hier in der Nähe seßhaft sei.

Der Mann am Tische sah ohne ein Zeichen der Überraschung zu dem fremden Ankömmling auf, zog erst noch den Löffel, um ihn gründlich leer zu machen, langsam breit durch den Mund und versetzte darauf in halb unverständlicher Mundart:

„Veit Loder heißt der Schafsbauer in Altweier; das bin ich.“

„Ihr?“ entfuhr es Velten Stacher noch ungläubig; „und das ist Eure Frau?“

„Man sieht's ihr nicht an,“ entgegnete der Befragte, „aber vor dreißig Jahren ist's wohl anders gewesen; kann auch vierzig her sein.“

Es redete so viel Geistesverdummung und Stumpfsinn aus den Zügen und von der Zunge des Bauern, daß der junge Kriegsmann völlig verdutzt dreinblickte und erst nach einer Pause frug:

„Habt Ihr einen Sohn von Eurem Weibe?“

Nun stand Veit Loder sperrbeinig auf und starrte den Fragenden eine Weile an. Dabei drückte er den Daumen wie zur Nachhilfe seiner Gedankenanstrengung gegen die Nase, dann erwiderte er:

„He? Von ihr? Sie hat keinen Leib dafür gehabt. Ich hatt' einmal 'nen Buben, aber sie nicht.“

„Hieß er Guy?“ fiel Velten Stacher ein.

Der Bauer suchte in seinem Gedächtnis, seine Frau kam ihm kopfnickend zuvor: „Ja, Guy,“ und er drehte sich jetzt mit einem geringschätzigen: „Was weißt du, Tille? Nichts weißt du, weniger als deine Schafe.“ Dann bestätigte er mit Genugthuung: „Ich weiß es, Guy, so hieß er, denn ich hab ihn in die Ehe gebracht.“

Aber nun floß es zungenfertiger von Tille Loders Mund: „Und drum haben die Kobolde ihn wieder weggeholt, denn an 'nem Freitag war's, als du ihn heimgebracht, und Freitag ist ein Unglückstag.“

„Freitag ist ein Glückstag,“ versetzte der Bauer zuversichtlich.

„Ja, hast dir's Haar allmal am Freitag geschnitten,“ eiferte sie, „und ist bald keins mehr übrig.“

„Weiß längst, bist nicht am Freitag zur Welt kommen,“ entgegnete er gelassen, „sonst wär's besser in deinem Kopf.“

Sie redeten gegeneinander hin und her, ohne die Gegenwart des Fremden zu beachten und an seine Frage mehr zu denken. Velten Stacher hörte schweigend zu; endlich drehte er sich zu der Frau und sprach in ihren Zank drein:

„Heimgebracht, sagtet Ihr, hat er Euren Sohn?“

„Nicht ihren!“ berichtigte Veit Loder, doch Tille fügte rasch eifrig hinzu: „Seinen auch nicht, er hat nie einen geboren.“

Ein unwillkürliches Lachen verzog die Lippen des jungen Mannes. „Wer denn?“

Darauf wußten jedoch beide keine Antwort. Die Frau sagte nur: „Der Wald,“ und etwas danach wiederholte der Bauer nickend: „Der Wald.“ Dann erleuchtete sich einen Augenblick ihre Erinnerung, daß sie plötzlich noch sprach: „Die von da oben — ich glaube, sie haben sie da unten begraben.“

Mehr vermochte keine Frage Velten Stachers zu erforschen; sie schüttelten die Köpfe und wußten nicht, was er wollte. Er fühlte, es sei ebenso vergeblich, wie wenn er die blökenden Schafe im Pferch nebenan zum Reden zu bringen suche, und es war ihnen auch ebenso gleichgültig; als er den Rücken wandte, dachten sie schon nicht mehr, daß er sie um etwas befragt, denn er hörte Veit Loder sagen: „Am Freitag muß man bei Sonnenaufgang ins Feld gehen, da bleibt's Zipperlein aus dem Fuß,“ und Tille Loder erwiderte: „Bist ein Narr — Freitag haben sie unseren Heiland gekreuzigt, und hast genug Kreuz im Bein, deucht mich, hab ich verspürt.“

Trotzdem lag augenscheinlich eine Befriedigung über den Besuch unterm Dach des Schafsbauern in der Miene Velten Stachers, als er zur draußen harrenden Bettane zurückkam. Er schrieb kurz einige Worte auf ihre Tafel, sie erwiderte darauf und führte ihn zum Dorf Altweier hinab. Zwischen manchen am Wege liegenden oder vor einer Thür hockenden Krüppeln mit dünn gebrechlichen Beinen, greisenhaften Gesichtszügen und scheu-stieren Augen schritten sie hin, daß Velten ab und zu erschreckt zurückfuhr und von der Seite einen Blick über seine Begleiterin warf, die, wohl unschön, stumm und taub gleich jenen, doch mit edler Menschengestalt und den wundersamen Smaragdsternen unter der niedrigen Stirn hier wie eine von der Natur Hochbegnadete erschien. Ein schweigsamer Aufglanz innerlichen Reichtums der Seele umwob sie, der sie trotz ihren bitterlichen äußeren Mängeln hoch selbst über die nicht zu den Kielkröpfen zählenden Dorfinsassen emporhob, deren geistige Verwahrlosung sich kaum wesentlich von derjenigen der unglücklichen Halbtiere unterschied. Einigemal sprach Velten Stacher einen Mann oder ein Weib an; sie besaßen keine Ahnung davon, was drunten in der Welt geschehen, und noch weniger irgend welche Teilnahme dafür. Ob Krieg oder Frieden, wer siegte oder unterlag, war ihnen vollkommen gleichgültig und fremd wie die Namen der Streitenden. Zu ihnen kam keinerlei Kunde herauf und niemand, um ihnen etwas zu nehmen; in kärglichster Notdurft fristeten sie aus Urväterzeit unter rauhem Himmel auf hartem, dürrem Boden von Tag zu Tag ihr Dasein, dachten nicht zurück und nicht vorwärts.

Dann standen die beiden vom Gehöft Veit Loders Herabgekommenen am Schluchtrand vor der ärmlichen, an die kleine Kirche angebauten Behausung des Pfarrers von Altweier. Sehr alt und auch stumpf an Geist, saß der ehemalige, seit vierzig Jahren in die Bergeinöde versetzte Ministrant des Baseler Münsterstifts in seiner Kammer über ein lateinisches Brevier gebückt, dessen Druckschrift seine blöden Augen nur mühsam noch herausbuchstabierten. Doch erkannte er Bettane, und auf eine Frage Velten Stachers erinnerte er sich auch, einmal einem Knaben „von droben herunter“ Unterricht im Lesen und Schreiben sowie lateinischer Sprachkunde erteilt zu haben. Aber den Namen desselben und wer die Eltern gewesen, wußte er nicht mehr.

Betroffen stand der junge Mann vor dem altersschwachen Greis, der nur tonlos vor sich hinmurmelte: „Es ist alles ganz eitel, spricht der Prediger; ein Geschlecht vergeht, das andere kommt; die Sonne geht auf und geht unter und läuft an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe; was ist es, das geschehen ist? eben das hernach geschehen wird; man gedenket nicht, wie es zuvor geraten ist; also auch des, das hernach kommt, wird man nicht gedenken bei denen, die hernach sein werden; es ist alles Thun so voll Mühe, daß niemand ausreden kann —“

Der Alte bewegte mühraunend den Mund fort, auch Bettane blickte, reglosen Gesichtes, enttäuscht drein. Doch ein Nachdenken sprach aus ihren Augen, und sie schrieb jetzt rasch ein Wörtchen auf ihre Tafel. Velten Stachers Miene erhellte sich ein wenig, doch nicht sehr hoffnungsvoll beim Lesen, und er frug den Pfarrer, ob derselbe ihm verstatte, kurze Einsicht in das Dorfkirchenbuch zu nehmen. Gleichgültig nickte der Greis dazu und holte das Verlangte herbei; begierig schlug der junge Mann die Blätter bis zum Jahre 1456 zurück. Aber das Kirchenbuch war in lateinischer Sprache geführt, und Velten Stacher verstand nichts von dem Gehalt desselben; vergeblich irrte sein Blick auf und ab. Da fuhr plötzlich ein Finger Bettanes, deren Augen, über seine Schulter gebückt, mitsuchten, deutend auf eine Stelle, wo inmitten einer Randschrift ein Satz das Wort „Guy“ umschlossen hielt. Auch ihr Begleiter unterschied dies jetzt, und hastig, mit fliegender Hand hielt er dem Pfarrer das Blatt entgegen und bat ihn, die fremden Worte darauf in deutsche

Sprache zu übertragen. Dem willfahrte geduldig der Alte, bückte sich fast mit der Nasenspitze auf die braun ausgelaufene Tinte der Schrift und las:

„Am Achten des Septembermonds, als am Tag unserer lieben Frau Geburt, christlich getauft hieselbst Guy, ein Knäblein, nach seinem Vater, dem Schafbauern vom Oberhof, Loder zubenannt. Sind aber Veit Loder und seine Ehfrau Ottilie nicht des Kindes leibliche Eltern gewesen. Seine Mutter tot aufgefunden unterm Brüschbückel, an der Geburt verstorben, selbigen Tags hier an der Kirchhofmauer begraben. Herkunft und Name unbekannt; war großer Gestalt, sehr schön von Gesicht, feiner Haut, vornehmlichen Aussehens; hatte Haar von der Farbe eines Kornfeldes im Julimond, hellblaue Augen, trug ein gülden Ringlein am Finger, zwei Schlangen, die sich umeinander verwunden, im Kopf rote Karfunkelsteinlein; hab ich ihr an der Hand belassen, mit in die Erde gethan; schenk ihr Gott die ewige Ruh. Des Knaben Vater niemandem bewußt, Veit Loder, ut supra, ihn an Kindesstatt genommen."

Mit Mühe hatte der alte Pfarrer es eintönig herausbuchstabiert, in den Augen Velten Stachers aber war höher und höher ein Aufleuchten gestiegen. Nun frug er mit sonderbarer, lippenzitternder Hast:

„Ist das wahr? Habt Ihr es geschrieben?"

Mit einem gewissen in ihm aufgeweckten geistlichen Würdebewußtsein gab der Greis zurück: „Ein Mensch hat nicht Macht über den Geist, spricht der Prediger; es ist besser, du gelobest nichts, denn daß du nicht hältst, was du gelobest. Doch dieses ist meiner Hand Schrift und hat sie in fidem sanctæ Ecclesiæ et in nomine patris et filii et spiritus sancti aufgezeichnet. Man gedenket nicht, wie es zuvor geraten ist, noch weiß, wohin des Menschen Odem fährt, aber scripta manent."

„So bitt ich Euch, fertigt mir eine Abschrift hiervon, mit Eurer priesterlichen Gewährleistung ihrer Richtigkeit," versetzte der junge Kriegsmann, und auf die nickende Dreinwilligung des Alten begab er sich mit Bettane ins Freie, um das von ihnen mit heraufgebrachte karge Mittagsbrot zu verzehren. Fast wie berauscht sprach er vorher geraume Weile zu ihr, und sie hing mit großem staunendem Blick an den Regungen seines Mundes. Es war auch ein freudiger Glanz, der aus ihren Lidern auf seine Worte erwiderte, allein wie er nun zu essen anhob, legte ihre Hand das Brot unberührt zurück, und abgewendet blickte sie nach der stillen, sonnig vergoldeten Berghöhe über dem Dorf hinauf.

Dann kehrte Velten Stacher ins Pfarrhaus und holte sich die halb unleserlich, mit alterszitternden Fingern angefertigte Abschrift, die er sorgsam im Wams verbarg. „Gedenkt Ihr jetzt selbst dessen, was Ihr damals hier aufgeschrieben?" frug er.

Doch der müde Alte schüttelte teilnahmlos den Kopf und murmelte nur: „Der Wind geht gegen Mittag und kommt herum zur Mitternacht, und wieder herum an den Ort, da er anfing; und geschieht nichts Neues unter der Sonne. Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschiehet, und siehe, es war alles eitel und Jammer —"

Sein Gemurmel klang dem Fortschreitenden noch nach, der nun mit dem Mädchen den Rückweg ins Strengbachthal hinab einschlug. „Eitel und Jammer —" raunte er ernst gewordenen Ausdrucks vor sich hin, und sein Blick streifte mitleidsvoll traurig über das schweigsame Gesicht Bettanes — „er spricht wohl recht, es ist mancherlei gar seltsam, was unter der Sonne geschieht — unsere liebe Frau von Dusenbach mag's wissen, warum —"

Das aber schien ein Wort voll tröstlich gewisser Zuversicht für den jungen Kriegsmann, denn alsbald danach flog ihm jetzt wieder der Schatten und die Bekümmernis vom Antlitz, und heitere Sonnenfreudigkeit, wie seit vielen Monden nicht mehr, kehrte darauf zurück. So frohgemut schlug sein Herz, daß seine Lippen mit närrischer Lust jeden Ton, der auf dem Weg um ihn scholl, den Vogel in der Luft,

das zeternde Eichkätzchen am Baum und das Froschgequak vom Sumpfrand so getreulich nachahmten, daß die beiden Ziegen oftmals hochverwunderte Augen nach seinem Gesicht aufdrehten. Nur Bettane hörte nichts davon und sah nicht empor; sie ging ernsthaft ruhig wie immer, doch ihr Mund hatte etwas eigenartig Geschlossenes, als würde er auch schweigen, wenn er zu reden vermöge. Drunten im Strengbachthal trennte sie sich unter kurzer Handreichung von ihrem Genossen und wanderte allein am Dusenbach aufwärts der Ulrichsburg zu, wo sie Guy Loder bis zu seiner Rückkehr zu bleiben versprochen. Als sie an der Kapelle vorüberkam, hielt sie an und trat plötzlich in die Thür hinein. Sorgliche Hände hatten die Spuren der Verwüstung drinnen nach Möglichkeit zu verwischen gesucht, doch bis jetzt nur ein dürftiges Gewand noch aufzubringen vermocht, um die Blöße der lieben Frau von Dusenbach damit zu bedecken. So glich ihr Kleid fast dem des hereintretenden Mädchens, und so bot im letzten Abendlicht die über ihren toten Sohn gebeugte Madonnengestalt eine wundersamliche Ähnlichkeit mit dem Bilde, das die Felsschlucht draußen vor der Kapelle am letzten Tage der Geburt Mariä gesehen, wie Bettane das tödlich verwundete Haupt Guy Loders auf ihren Knieen gehalten. Es ging etwas über ihr Gesicht, als komme ihr selbst der Gedanke; eine Zeit lang sah sie das Bildnis der Jungfrau reglos an, dann nickte sie demselben zu, hob langsam die Hand, deutete auf ihr Herz und setzte den Weg am plätschernden Wasser zur Felshöhe fort.

Unermüdlich trotz der rastlosen Wanderung seit dem frühesten Morgenbeginn verfolgte auch Velten Stacher den seinigen, bis er, in ziemlich später Nacht schon, wieder im Feldlager vor den Drei Exen eintraf. Doch fand er den Grafen von Rappoltstein noch mit Freunden in seinem Zelt wach, auch Guy befand sich darunter; sie saßen beim Becher, denn der Tag hatte ihnen von drunten aus dem Feldlager der Mülhausener eine beruhigende Botschaft gebracht, daß jemand auf der Mauer von Egisheim neben Armin Klee deutlich Welf Siebald, den Bastard des Ritters von Egisheim, erkannt habe. Derselbe hatte vermutlich bei dem jähen Umschwung des Kriegsgeschickes die Burg seines Vaters nicht mehr erreichen gekonnt, und so schwand jede Befürchtung, daß der Ritter in trotzigem Grimm seine Gefangene gewaltsam zur Verbindung mit seinem Sohne zwingen möge. Zum erstenmal seiner schweren Sorge etwas entlastet, winkte Graf Schmaßmann dem hereintretenden Velten Stacher freundlichen Gruß zu und hieß den Schenken dem Ankömmling einen Becher füllen. Fröhlich lachte der Empfänger: „Den hat mein Fuß sich wohl verdient, wenn's noch Brauch in der Welt ist, Botenlohn zu reichen. Auf Eures edlen Hauses Wohlfahrt, hoher Herr!“ Er leerte den Wein auf einen Zug aus und fügte drein:

„Doch draußen liegt breit
Die Nacht überm Feld,
Das ist ehrsame Zeit,
Zu ruhn im Gezelt;
Habet Dank für den Krug,
An der Wimper hängt Schlaf,
Es ha'n wohl genug
Heut der Knecht und der Graf.“

Mit einem Augenwink blinkte der Sprecher zu seiner ihm auf der Zunge wieder wach gewordenen alten Reimspruchweise den Grafen an, daß dieser, überrascht sich vom Sitz hebend, beipflichtete: „Der Pfeifer mahnt wohl mit Fug, ihr Herren, der Hahn mag bald krähen, es ist Schlafzeit,“ und die Gäste verließen nach kurzer Frist das Zelt. Auch Guy Loder wollte mitfolgen, doch Velten Stacher hielt ihn an der Hand zurück. Nun trat Graf Schmaßmann auf den letzteren zu und frug verwundert: „Was willst du? Weshalb hießest du mich, sie gehen zu lassen?“

Einen Augenblick horchte der Befragte noch nach den draußen verklingenden Fußtritten und dem Geklirr der Panzerrüstungen, dann versetzte er gedämpften Tones:

„Erschrecket mit nichten vor übler Botschaft, Herr Graf, aber saget mir, trug Eure edle Schwester Luitgard, da sie von

Euch verschwand, ein Goldringlein am Finger, darauf sich zwei Schlangen verwanden, mit roten Karfunkelaugen in den Köpfen?“

Sprachlos sah Graf Schmaßmann ihn an, ehe er hervorstieß: „Woher weißt du's? Sie trug den Ring von meiner Mutter Hand, daran ich oft mit ihm gespielt! Lebt sie? Rede!“

Mit einer leisen Kopfbewegung verneinend, zog Velten Stacher das an seiner Brust verwahrte Blatt heraus und entgegnete: „Nicht sie; sie ist gestorben, doch nicht ganz. Denn es steht hier Eurer toten Schwester Sohn, den Ihr als solchen selbst mit Augen erkannt, da Ihr ihn zuerst gewahrtet, und darum wohl fiel Euer Herz ihm zu. Leset, hoher Herr!“

— — — — — — — — — — —

Kein Schatten eines Zweifels konnte übrigbleiben: Guy Loder war ein Sohn der vor mehr denn zwanzig Jahren verschwundenen Luitgard von Rappoltstein. Alles sprach's: sein Lebensalter, die hohe Ähnlichkeit der Gesichtszüge, die Beschreibung seiner Mutter im Kirchenbuche zu Altweier, der besondere Goldreif, den sie am Finger getragen. Es war Velten Stacher von jeher schwer glaublich erschienen, als er mit seinem feinen Gesellen auf Straßen und Wegen umhergewandert, daß dieser eines Bauern Kind von droben aus dem verrufenen Kielkropfdorfe sein könne, doch erst der plötzliche Ausruf des Grafen am Krankenlager Guys hatte einen Gedanken im Kopf des Pfeifers aufdämmern lassen, dem er manchen Tag verschwiegen nachgehangen. Unvermerkt hatte er deswegen bei dem Grafen nach Art und Aussehen der verlorenen Schwester geforscht und zum gleichen Behuf keine Mühe gescheut, die Schriftzeichen Bettanes verstehen zu lernen, bis er dieser seine wachsende Mutmaßung mitgeteilt und die Wanderung nach Altweier empor mit ihr verabredet. Wortlos bei der unvorbereiteten Entdeckung stand Graf Schmaßmann, und wie sinnbetäubt blickte der junge Ritter drein; dann jedoch fühlten sie beide die Wahrheit und Wirklichkeit der Kundung Velten Stachers auch ohne jene überzeugenden Beweismittel in ihrem Herzblut reden, und der Graf von Rappoltstein schloß seinen Schwestersohn mit tiefer Ergriffenheit stumm und fest in die Arme.

Ein Rätsel aber, das die Nacht und auch die folgenden Tage mit keinem Schimmer erhellten, blieb's, wie Luitgard von Rappoltstein auf das unwegsame Hochgebirge hinaufgekommen sei, um dort hilflos eines Kindes zu genesen, und wer der Vater desselben gewesen. Der Oheim wie sein junger Neffe empfanden, es lag ein dunkles Schleiergewebe darüber, vor dem die Lippe mit Scheu anhielt und nicht laut daran zu rühren wagte; nur die Gedanken jedes einzelnen schweiften in der Stille vergeblich nach einer Lösung des unheimlichen Rätsels umher. Einmal nur sprach Graf Schmaßmann mit ruhiger Sicherheit: „Mag es jemals an den Tag geraten oder nicht, ich weiß, deine holdselige Mutter war einer Schuld frei, und du bist mir ihr teures Vermächtnis, Guy, an Antlitz, Sinnesart und edlem Blut, was immer das Dunkel über dir sonst auch bergen mag.“ Dann redeten sie, wie nach stillschweigender Übereinkunft, nicht mehr von dem Geheimnis, das droben unter der harten Steinscholle des Kirchhofes zu Altweier, von zwei Jahrzehnten überschüttet, vergraben lag. Der reiche Dank aber, den sie Velten Stacher wußten, sprach sich nicht allein mit Wort und Hand aus, sondern das ganze Lager empfand gar bald, in welch besonderem Ansehen der einfache junge Kriegsknecht als täglicher Gast im Gezelt des Grafen bei diesem und seinem neu aufgefundenen ritterlichen Anverwandten stand.

Bei Tag und Nacht ging währenddessen die Belagerung der Burg und drunten der Stadt Egisheim fort, deren feste Mauern auf dem Berg wie im Thal manchem vergeblichen Ansturm trotzten. Der Sommer schwand, und der Herbst sah noch immer das gleiche Bild der beiden Feldlager oben und unten; erst an einem regentrüben Novembertage drang laut fra-

chend ein ungewöhnliches Getöse vom Fuß des Gebirges herauf, dem bald ein windgetragenes, wild gellendes Geschrei nachfolgte, das Velten Stacher plötzlich aufspringen und in großen Sätzen den Berg hinabfliegen ließ. Da kam er gerade recht, als die Mülhausener, des langwierigen Zuwartens überdrüssig, sich von der Murtener Schlachtbeute ein Dutzend Bombarden, Kartaunen, Falken und Feldschlangen, auch eine Totenorgel hatten zuschicken lassen und damit derartige Lücken in ein Thor von Egisheim gelegt, daß sie zur Erstürmung desselben vorgedrungen. Erschreckt über die unvermutete Wirkung der ihnen bis dahin noch unbekannten Feuerrohre, zogen Rat und Bürger der Stadt vor dem Einsturm der Feinde hastig eine weiße Fahne am Turm empor und meldeten durch einen Herold, sie hätten niemals Unrecht und Gewalt wider ihre Nachbarn zu Mülhausen im Schild getragen, seien vielmehr nur von Armin Klee, dem Bastard des Ritters von den Drei Exen und deren Soldknechten mit Not gedrungen worden, ihnen Wehrdienst zu leisten; solches könnten sie bei unserer lieben Frau von Dusenbach mit höchstem Eide bekräftigen und bäten bei ihrer Huld und Gnade um gutwillige Schonung der unglücklichen Stadt. Zwar hob sich mancher Widerspruch und grimmiger Fluch der aufgebrachten Belagerer dagegen, doch die Mehrzahl erachtete die Aussage für glaubhaft und redete den Bittstellern das Wort, da es sich nicht um das Raubnest eines Strauchritters, sondern um die Bürger einer zuvor stets friedfertig gesinnten Nachbarstadt handle. So ward den schlimm Geängsteten nur eine Kostenzahlung und die Auslieferung der Übelthäter auferlegt, die sich mit List und Gewalt an Mülhausen zu vergreifen getrachtet, des Müllers Armin Klee, noch zweier seiner verräterischen Mitbürger und des Ritterbastards Welf Siebald, der viel freche Missethat geübt, als die schandbarste aber, daß er sich laut berühmt, er habe Zofendienst bei der lieben Frau von Dusenbach gethan und ihr den Goldrock vom Leibe gezogen, daß der Wind ihr trübselig hölzernes Gebein drunter anblasen könne. Und Velten Stacher kam gerade, als die Soldknechte, denen man gleichfalls freien Abzug zugesagt, sich schleunigst nach allen Windrichtungen aus dem Staube machten und feig ihre Anführer von den Siegern überwältigen ließen. Das geschah freilich bei dem riesenhaften Müller erst, nachdem er schier übermenschlichen Widerstand geleistet und ein halbes Dutzend seiner Häscher tot zu Boden geworfen hatte. Da zerschmetterte ihm die Kugel eines Handfeuerrohres den Harnisch mitten auf der Brust, er stieß mit letzter Lungenkraft brüllend aus: „Schießen müßt ihr Schandkerle, mit der Faust könnt ihr nichts! Nun mahlt zu Brei, was übrigbleibt, mir ist's gleich," und Blut schoß ihm aus dem Munde nach, rasselnd schlug er auf den Boden nieder. Seine beiden Stadtnachbarn und Anhänger sowie Welf Siebald mußten die Sieger dagegen erst aus Verstecken aufstöbern und fanden den letzteren in Weiberkleidern, die er sich zur Unkenntlichmachung angelegt. Obzwar er sich alsdann schließlich mit wilder Todesverachtung zur Wehr setzte, ward er doch, unbewaffnet, rasch bewältigt, gebunden fortgeführt und höhnte trotzig seine Bändiger: „Ich hätt ein Saufell über mich ziehen gesollt, da hättet ihr mich für euresgleichen gehalten und ungeschoren gelassen. Aber vor einem Weibsrock, dacht ich, risset ihr Besenknechte aus; macht fort, daß ich eure Grindköpfe nicht lang mehr ansehen muß!"

Das geschah ihm nach Wunsch, denn ein Haufen nahm ihn und die beiden anderen Gefangenen mit dem noch lebend auf einen Karren gelegten Müller schleunig in die Mitte, um sie zum Gericht nach Mülhausen davonzuschaffen. Unbekümmert, hoch aufgerichtet ging Welf Siebald in seinen Fesseln dem zweifellosen Wegziel entgegen; nun traf sein Raubvogelblick seitwärts auf das Gesicht Velten Stachers, und plötzlich eine laut höhnische Lache aufschlagend, rief er:

„Bist auch da, Pfeifbruder, und willst mir zum Tanz aufspielen? Grüße deine

liebe Frau von Dusenbach, möcht sich keinen Schnupfen holen, ließ ich ihr wünschen! Und vermeld meinem Herrn Vater, es würd nicht mit der Hochzeit, wie er's geplant, hätt eine andere Braut und käm heute zur Jungfer Hänfin ins Luftbett! Wird kein Herzblut über seinen Sohn ausweinen, und mir ist die lustige Balkendirn auch lieber als die edle Gansmagd mit den blöden Triefaugen im Gesicht. Ich hoffe vor Nacht in den Höllenofen zu fahren, daß ich eure fromme Narrensippe nirgend wieder antreffe!"

Nicht ohne eine gewisse stolze Großartigkeit schritt er jetzt, in den Wind pfeifend, vorüber; es sprach kein Bedauern aus Velten Stachers Miene, doch er erwiderte auch mit keinem Wort auf den hämischen Abschiedsgruß seines ehemaligen Bruderschaftsgenossen. Schweigsam nachdenklich nur blickte er dem Verschwindenden nach, dann murmelte er vor sich hin: „Es war abermals — warum hat er auch etwas von dem Frechgesicht an Stirn und Nase?" und er kehrte langsamen Schrittes zum rappoltsteinischen Feldlager vor den Drei Exen hinauf.

Auf der Straße unterm Gebirgsrand zogen die Mülhausener durch den trüben Novembernachmittag mit der lebendigen Beute ihrer Heimatstadt entgegen. Die Zeit und ihre Söhne waren nicht weichherzig noch feinfühlig schonungsvoll; stachelnde Wortlauge, rauher Spott und Spaß ergoß sich über die zum sicheren Tode schreitenden Gefangenen. Nun sah ein wenig seitwärts vom Wege etwas Schwarzes undeutlich aus der nebelnden Luft herunter, und eine Stimme rief: „Der Rufacher Galgen hat gut Eichenholz!" — „Aber nur für die Rufacher selber und ihre Kinder," antwortete eine andere lustig drauf; doch plötzlich scholl's vielkehlig lachend: „Macht guten Spaß und hängt sie den Rufachern dran, da halten sie die Hundsfötter morgen für ihre Söhne! Was sollen sie sich noch das Sohlleder bis Mülhausen ablaufen! Hurtig! die Stricke heraus!"

Und alle fanden es mit lautem Beifallsgeschrei sehr ergötzlich, der guten Stadt Rufach, die ahnungslos drüben im dicken Nebel lag, solchen Possen zu spielen. Eilfertig waren die erforderlichen Anstalten getroffen, und nach kaum einer Viertelstunde hingen die beiden verräterischen Mülhausener Bürger leblos von dem Querbalken herab. „Schafft zu!" schrie's, „sonst dreht der Schopfmüller uns eine Nase und läuft uns mit seinem Blut unterm Strick weg!" Und ein Dutzend Fäuste packten hastig den sterbenden Armin Klee und rissen ihn an der Leiter empor. Er schlug noch einmal die Augen auf, sein Mund suchte einen letzten Gruß für seine Landsleute zwischen den Zähnen auszustoßen, doch er brachte keinen Ton mehr hervor, sondern reckte nur verächtlich die Zunge weit gegen sie aus dem Hals, und der Rufacher Galgen bewährte seinen guten Holzruf, denn er trug, ohne zu knacken, auch die gewaltige Last des Mülhausener Schopfmüllers Armin Klee. Zuletzt stieg Welf Siebald hinan, furchtlos-trotzig. Er drehte kurz den Kopf nach dem schon entseelten Leichnam zu seiner Linken und frug: „Schmeckt's, Müller?" Drauf stieß er die nach ihm gestreckten Hände zurück: „Laßt eure Gerberfäuste von edler Haut!" und warf sich selbst die Schlinge ums Genick. Es schien, als ob sein Mund die Absicht habe, den drunten Harrenden noch einen letzten Schimpfhohn ins Gesicht zu werfen, aber die schon geöffneten Lippen preßten sich mit einem Ausdruck hochfahrender, junkerhafter Mißachtung wieder zusammen, stießen plötzlich nur unter einer schallenden Lache weithin vernehmlich: „Plapparte!" hervor, und er schnellte sich in die Luft. Ein paarmal zuckte er, dann hatte der zu Konstanz in der Herberge am See begonnene Sechsplappartkrieg mit seinem ersten Urheber am Rufacher Galgen ein seltsames letztes Ende genommen.

Als die Kunde davon noch am Abend in das Lager des Grafen von Rappoltstein gelangte, ließ dieser sofort durch Hornruf den Ritter von Egisheim zu einer Beredung auf seine Burgmauer be-

scheiden, teilte ihm im lichtlosen Dunkel der stürmischen Herbstnacht die Übergabe der Stadt mit und fügte schonend hinzu, daß Welf Siebald, sein Sohn, bei der Verteidigung gefallen und getötet worden. So sei der Ritter seines Wortes ledig und möge seine Gefangene herausgeben, dann solle noch jetzt das Geschehene aus alter Freundschaft vergessen sein und Friede und Nachbareintracht zwischen ihnen fortwalten. Länger bewahren könne er seine Burg nimmermehr, denn mit dem nächsten Morgenlicht würden die Mülhausener zusamt ihren Feuerrohren heraufkommen, und von ihnen habe er keine Schonung, wie sie ihm heut noch geboten werde, zu gewärtigen, das wisse er selber wohl genugsam.

Verständig, wohlwollend, ohne Kränkung, wie einem bethörten Freunde gegenüber, waren die Worte gesprochen; doch nun scholl es mit wildem Ingrimm und Trotz durch die Finsternis herunter:

„Ist der Bube tot? Du lügst, Schmaßmann von Rappoltstein! Aber wär's, denkst du, mir sei's Gift von deiner Zunge, meine zu lähmen, daß sie ihren Eid bricht? Ich schwur bei meines Vaters Gebein, deine Dirn werde meines Sohnes Weib, oder dein Auge sähe sie nicht mehr! Mach ihn lebendig, dann hast du sie, sobald dein Hochmut sich bückt! Sonst komm und hole sie! Ich fürchte deine Prahlschlangen nicht! Das ist mein letztes Wort für dich!"

Es ward still, nur der Wind heulte durch die schwarze Nacht; der Graf saß in langem Ratschlag allein mit Guy im Gezelt und sprach: „Er ist irrsinnig geworden, wenn er ihr —"

Er redete nicht aus, der junge Ritter sprang leichenblaß auf und sah seinem Oheim mit tödlicher Angst ins Gesicht. „Was meint Ihr?" stammelte er.

„Wenn wir sie nicht lebend fänden —"

Da brach ein Schrei von Guys Lippen, daß Graf Schmaßmann, jäh zusammenfahrend, seinen Arm faßte und ausstieß: „Das kam dir nicht vom Mund! Woher? So hätt ich, ihr Vater, es nicht gekonnt!"

Doch nun fiel Guy ihm besinnungslos zu Füßen, umklammerte ihm die Kniee und rief: „Rettet sie! Laßt uns in der Nacht stürmen, in dieser Stunde! Ihr könnt's bis morgen tragen und warten, denn Euch gilt's nur die Tochter — aber ich — sie ist meine einzige Blutsverwandte — meine Base —"

Verworren kam's ihm vom Mund, und der Schluß gesellte sich trotz dem Ernst der Sache mit so überaus komisch ergötzlichem Klang drein, daß der Graf in ein unwillkürliches Lachen ausbrach: „Deine Base? Blitz und Blut! kennst du denn deine Base so gut, daß meine Not um sie dich nur als Spaß bedünkt?"

Dunkel errötend war der junge Ritter aufgefahren und stand wortlos befangen; die kurze Lachanwandlung auf den Lippen seines Oheims hatte der schwere Ernst wieder überdrängt, prüfend haftete sein Blick auf dem scheu vor ihm zur Seite weichenden Antlitz Guys, und er fügte nach:

„Darum wolltest du ihr lieber vorm Altar dein Schwert ins Herz stoßen, als daß sie das Weib des anderen würde — nicht um Schimpf und Schmach, die über mein Haus damit gefallen. Hast du auf besseren Namen Recht? Leg dich schlafen, Knabe; solche Dinge redet man nicht in Nacht und Nebel. Morgen — nach des Himmels Willen. Schlafe!"

Er reichte Guy die Hand, doch dieser gehorchte nicht, streckte sich nur zum Schein flüchtig auf sein Lager, dann sprang er ruhelos empor und eilte durch die Finsternis den Berg hinunter ins Mülhausener Lager. Dort weckte er die Schlafenden, redete in irrer Hast, bat, versprach, befahl und erreichte seinen Zweck, daß zum hohen Erstaunen des Grafen Schmaßmann die Feldgeschütze von drunten, eilfertig in der Nacht heraufgeschafft, mit dem ersten trüben Frühschimmer ihre Feuerblitze gegen das Burgthor der Drei Exen vorschleuderten. Es schien, als herrsche drinnen jähe Bestürzung über den unerwartet raschen Angriff der krachenden Bombarden und Kartaunen, denn

niemand von der Besatzung wagte den Kopf über die Mauer aufzurecken. Die immer höher anwachsende, angstvolle Ungeduld Guys aber ertrug das Zuwarten nicht länger, er schleppte in fiebernder Hast selbst die erste Sturmleiter heran, und wider den lauten, erschreckten Ruf des Grafen kletterte er todverachtend auf den Stufen empor. An seine Fersen heftete sich Velten Stacher, ihr Beispiel riß den ganzen Heerhaufen nach. Doch droben auf der Mauer empfing sie alles laut- und widerstandslos. Sie stürmten hinunter in den Hof, durch die Gänge, die Hallen; die weite Burg war leer und leblos. Kaum seiner Besinnung mächtig, stieß Guy, unablässig den Namen Erlindes rufend, jede Thür bis in die untersten Verließe auf, doch umsonst; die Drei Exen mußten einen unterirdischen Ausgang besitzen, und durch ihn war alles Leben in der heulenden Novembersturmnacht unbemerkt entwichen.

Graf Schmaßmann stand eine Weile wie betäubt, dann packte er mit krampfhaft zusammengezogenen Fingern die Hand des jungen Ritters und stieß aus: „Wer du bist — gieb sie mir und dir zurück!"

Um eine Stunde später aber loderten als eine riesenhafte Brandfackel die Drei Exen in die grauen Wolken auf. Dem Grundsatz der verbündeten Städte getreu, kein in ihre Hand gefallenes Raubnest zu verschonen, hatten die Mülhausener zur Vergeltung des an ihnen versuchten nächtlichen Überfalls Feuer in die Burg geworfen. Ein ungeheures, blutrot im Nebel auf- und niederwogendes Flammenmeer war's, aus dem nur, gleich den kahlen Masten eines im Sturm versinkenden Schiffsrumpfes, noch geisterhaft die hohen Türme der Dagsburg, der Waldenburg und des Weckmund in die funkendurchwirbelte Luft stiegen.

— — — — — — — — — — — —

Die letzte rauhe Arbeit im Elsaß war vollbracht, Ruhe und Frieden lag, zugleich mit weißer Winterdecke, wieder über den Landen des Oberrheins. Nur auf der Ulrichsburg zog in die Gemüter keine Ruhe und kein Frieden ein. Nirgendwo wies eine Spur die Richtung, wohin der Ritter von Egisheim seine Gefangene mit sich geschleppt habe; nur von den Knechten erfuhr man, daß sie sich durch den unterirdischen Gang der Drei Exen in die Winde zerstreut hatten. Mit einem kleinen Haufen derselben war der Räuber Erlindes mutmaßlich in die fremde Weite davongezogen; ein einziger undeutlich verschwommener Anhalt schien über den Rhein in die unabsehbaren dunklen Tannendickichte des Schwarzwaldes hinüberzuweisen.

Nach einigen Tagen rastloser Auskundigung in der näheren und weiteren Umgegend der verbrannten Burg hatte Graf Schmaßmann sich vor das Thor der Giersburg begeben und den Wächter zu einer Rede gefordert. Bereitwillig ward sofort die Zugbrücke über den ringsum gähnenden Abgrund herabgelassen, der Burgwart erschien und bat sichtbar erfreut den gräflichen Lehensherrn der Burg, in diese einzutreten. Nun stellte der Graf die Frage, um derentwillen er gekommen, ob jener eine Aussage über den Aufenthalt des Ritters zu thun vermöge, und bot einen hohen Preis dafür zum Entgelt. Doch der Angesprochene erwiderte kopfschüttelnd, daß er mit keinem Laut erfahren, wohin sein Herr verschwunden sei. Schon seit Jahren nunmehr sitze er einsam, ohne Weisung und Vorwissen wozu, hier im verödeten Haus und habe selber bereits den Entschluß gefaßt, mit nächstem zum Grafen hinüberzugehen, um von demselben, als dem Lehensherrn des verwaisten Schlosses, zu erkunden, was mit diesem geschehen solle, denn alles gerate sonst verwahrlost mählich in Zerfall. Er hatte den Auskunftsuchenden in die frostig-unbewohnte Halle geführt, deutete zu seinen Worten als auf redenden Beleg hierhin und dorthin und bat, den Grafen überall herumgeleiten zu dürfen, auf daß sich derselbe mit eigenen Augen von der bedrohlichen Schädigung der Räume überzeuge. Doch Graf Schmaßmanns väterliche Sorge besaß

keine Teilnahme für das schadhafte Gemäuer, er ließ gleichgültig den Blick drüber gleiten, seufzte tief auf und sprach: „Laßt's zerfallen, ich will nichts mehr davon!“ Und in einer letzten matten Hoffnung enttäuscht, schritt er den kurzen Weg zur Ulrichsburg zurück.

So lag über den Insassen der letzteren trübe Mutlosigkeit, die reichen Säle standen lautlos, von allem freudigen Leben verlassen, scheu blickten die Gesichter bei kurzer Begegnung sich auf Hof und Treppen an; zumeist saß jeder in dumpfem Hinbrüten für sich allein. Nur Bettane ging täglich mit ihren Ziegen vors Thor hinaus, um für dieselben an schneefreien Plätzen noch grüne Weide aufzusuchen. Doch sie ließ sich vom früh einfallenden Dunkel nicht heimbringen, sondern vollbrachte regelmäßig mit dem Beginn der Nacht etwas rätselhaft Sonderbares. Auf dem Rücken des Berges hatte sie einen Baum ausfindig gemacht, der halb über den senkrechten Felsabsturz gegen Süden fort hing. Er bot die einzige Stelle, von wo man bei Tage über die Mauer der Giersburg ins Innere des Hofraumes hineinzublicken vermochte, und furchtlos kletterte Bettane dort allabendlich ins Geäst empor und saß viele Stunden lang in Kälte und Wind, unverwandt durch die Finsternis vor sich hinausschauend. Halb erstarrt ging sie dann zuletzt heim und forderte Einlaß in der Ulrichsburg; der Thorwart wunderte sich wohl über ihr seltsames winternächtliches Umtreiben, doch sonst gab in der allgemeinen Bedrückung niemand auf ihr stets wiederkehrendes spätes Ausbleiben acht.

Als mehrere Wochen so vergangen, kam Bettane indes eines Abends zu schon spätnächtlicher Stunde in ungewohnter Hast zurück und forderte durch Zeichen sofortigen Zulaß zu dem schon in seiner Schlafkammer befindlichen Grafen von Rappoltstein. Der Diener bedeutete ihr, bis zum Morgen zu warten, allein sie ließ sich nicht abweisen, ergriff eine Leuchtpfanne und trat damit in das Gemach des schlaflos auf dem Lager Ausgestreckten ein. Verwundert sah dieser das stets ruhig und bedachtsam handelnde Mädchen an; nun schrieb sie rasch ein paar Worte auf ihre Tafel und hielt sie dem Grafen Schmaßmann vor, der, fast im selben Augenblick jäh emporspringend, las: „Der Ritter von Egisheim verweilt drüben auf der Giersburg.“

In einem Nu war das nächtlich stille Schloß lebendig, Guy und Velten Stacher kamen herzugestürzt, doch Bettane legte mahnend einen Finger auf den Mund und wehrte den Knappen, die hurtig Fackeln anzünden wollten. Dann berichtete sie, schreibend und Guy in der alten Zeichensprache deutend, daß sie den Ritter von Egisheim unzweifelhaft erkannt habe, wie er langsam im Burghof hin- und wiedergeschritten sei. Nur ihren durch den Mangel anderer Sinne wundersam geschärften Augen hatte das tote Nachtdunkel noch so viel Schimmer geboten, daß es ihr nach wochenlangem geduldigen Warten gelungen, desjenigen in Wirklichkeit ansichtig zu werden, von dem sie schweigsame Ahnung in sich herumgetragen, er befinde sich nicht in weiter Ferne, sondern auf der Giersburg. Wodurch diese Mutmaßung in ihr geweckt worden, wußte sie selbst nicht; wie Dunst zerflog's aber vor dem Blick des Grafen, daß auch er keinen Zweifel in ihre Meldung setzte und erkannte, er habe sich durch arglistige Unterwürfigkeit und Zuvorkommenheit des Burgwarts darüber täuschen lassen, wie der Ritter Bertulf sich gerade in unmittelbarster Nähe der Ulrichsburg den unwahrscheinlichsten und darum sichersten Versteck ausgewählt.

Nun ging hastige Beratung hin und wieder. Dem einen bedünkte es am klügsten, den Tag zu erwarten, daß Graf Schmaßmann alsdann abermals Einlaß auf der Giersburg begehre und sich der Zugbrücke versichere; allein der Plan ward schnell verworfen, da er unfraglich Verdacht wachrufen und nicht zum Ziele führen werde. Das wild-trotzige Felsennest mit Gewalt zu erstürmen, war gegen die geringste Verteidigung vollkommen

unmöglich; eine alle Nahrungszufuhr abschneidende Umlagerung voraussichtlich äußerst langwierig und bei dem irrsinnigen Behaben des Ritters für Erlinde gefahrdrohend. So liefen die Stimmen ratlos durcheinander; Bettane saß ruhig seitwärts und schrieb auf beide Seiten ihrer Tafel, dann stand sie auf und reichte Guy die Schrift. Dieser las und eine freudige Glanzhelle erweiterte seine Augen, aber gleich darauf schüttelte er hastig den Kopf und griff wie erschreckt nach dem Arm des Mädchens. Sie ließ sich jedoch nicht beirren, löschte gleichmütig die Schrift aus und schrieb statt derselben: „Ob ich's kann, weiß ich nicht; wenn du's nicht versuchen willst, hast du sie nicht lieb, das weiß ich."

Da schlug das Blut dem jungen Ritter heiß ins Gesicht, besinnungslos faßte er ihre Hand und preßte sie zwischen den seinigen. Mit einem sekundenkurzen, seltsamen Blick wandte sie einmal die Augen gegen ihn auf und schritt hinaus.

Guy teilte jetzt eilfertig den Inhalt ihrer Tafelaufschrift mit, Velten Stacher fiel bestürzt ein: „Es ist unmöglich, sie tötet sich!" Noch andere Stimmen bestätigten dies, eine nur gab drein: „Wenn sie's wagen will — einen Versuch gält's — was liegt an dem Leben des armen Geschöpfes?" Aus seinem ratlosen Sinnen auffahrend, entschied Graf Schmaßmann: „Laßt sie — mir ist's, als hätt unsere liebe Frau von Dusenbach es ihr ins Herz gegeben; vollbringt sie's, will ich's ihr lohnen, wie noch keinem gelohnt ist!"

„Und wenn nicht, so braucht sie keinen Lohn mehr," murmelte Velten Stacher schmerzlich vor sich hin, aber auch der Ausdruck seiner Miene war jetzt von der nächtlich aufgedämmerten Hoffnung mit fortgerissen. Eine Stunde eifrig-geräuschloser Zurüstungen verging, dann verließ ein Trupp Bewaffneter fast unhörbar die Ulrichsburg; in der eng anliegenden Kleidung eines schmächtigen jungen Knappen wartete Bettane schon am Thor. Sie trug keine Schuhe, wie sie solche seit ihrem Aufenthalt in der Burg angelegt, sondern ihre kleinen Füße sahen bloß wie ehemals hervor; in der Hand hielt sie ein paar fußlange, vorn scharf zugespitzte Eisenklammern. So ging sie dem Zuge voran, unfehlbaren Schrittes in der jetzt von schweren Wolken überdeckten Nacht den Weg deutend. Ohne Laut folgte alles ihr nach, dann standen sie der Giersburg gegenüber, doch sie wußten's und empfanden's mehr, als sie es sahen. Man gewahrte nichts als eine nicht unterscheidbare schwarze Masse, die um ein Geringes noch dunkler in der umgebenden Luft stand; vor ihr fiel mehr denn hundert Fuß tiefer senkrechter Abgrund nieder, rundum in weiter Ausdehnung, nur wo das Burgthor gegenüber lag, näherte sich ihm eine schmale Felszunge heran, auf welche von drüben die Zugbrücke sich niedersenkte. Diese übertraf die gewöhnliche Länge zum mindesten um das Doppelte, denn auch hier betrug die Entfernung zwischen der Mauer und dem einzigen Zugangspunkt fast noch Speerwurfsbreite über der unnahbar gähnenden Tiefe. Von dem allem aber erkannte das Auge gegenwärtig gleichfalls nicht das Geringste.

Unverkennbar war zuvor schon genaue Abrede genommen, es ward kein Wort gewechselt, eilig legte Bettane sich einen bereit gehaltenen, an langem Seil befestigten Gürtel um den Leib, kniete auf den Boden nieder, umfaßte über ihrem Kopfe das Tau fest mit den Händen und ließ sich im nächsten Augenblick, ohne zu zaudern, vom Felsrand in die schwarze Leere hinuntergleiten. Mit aller Anspannung ihrer Kraft, von mehreren Knechten als Rückhalt unterstützt, hielten Guy und Velten Stacher den Strick; sie atmeten kaum, ihr eigener lauter Herzschlag war der einzige Ton, den ihr Ohr vernahm. Beide zuckten schreckhaft zusammen, als nach geraumer Weile plötzlich die Last aus ihren Händen wich und das Tau ihnen schlaff und gewichtlos in den Fingern blieb; aber gleich darauf fühlten sie von unten herauf ein leises Rütteln des

Seiles — es war ein verabredetes Zeichen — und sie zogen den Strick leer wieder empor.

Drunten stand Bettane auf dem Grund einer wilddurchschrundeten, mit scharfem Geblöck und Gestrüpp angefüllten Schlucht. Selbst ihr Auge unterschied nichts als das auf Armeslänge von ihr Befindliche, sie wußte nur, daß gerade hinüber die Steinwand, deren schmal zugespitzten Gipfel die Giersburg krönte, turmhoch emporstieg. Im Tageslicht erschien der jähe Fels dem Blick völlig unnahbar, doch Bettane hatte oftmals mit ihren Ziegen gegenüber gesessen und unter wunderlich umschweifenden Gedanken den fast senkrechten Aufstieg der Wand betrachtet. Sie stellte sich vor, daß ein Mensch daran emporzuklimmen versuche und, in die Mitte gelangt, hilfslos und ausweglos über dem Abgrund hänge, und ein kaltes Grausen lief ihr durchs Blut. Aber etwas übermächtig Unwiderstehliches zog ihr den Blick immer wieder darauf hin und prägte ihr jede leiseste Vorbuchtung, Zacke, Ritze des Gesteins in die Sinne, nicht in die Augen allein, sie fühlte alles, als ob sie sich daran körperlich festklammere, um nicht in den Abgrund hinunterzustürzen. Und im Spiel ihrer Einbildung sagte sie sich, es sei nicht durchaus unmöglich, dort hinanzugelangen, wenn man etwas mit sich führe, was man in die Felsschrunden hineinbohren könne, um hier einen Halt für den Fuß, dort eine Klammer für die Hand zu gewinnen. Nur dürfe es nicht bei Tage geschehen, wo die gähnende Tiefe unfehlbar mit Schwindel und schauderndem Entsetzen fasse, sondern in lichtlosem Dunkel, das nichts gewahren lasse als den nächsten Tritt für den Fuß und den Vorgriff für die Hand; unauslöschlich zugleich nur müsse dem Gedächtnis, wie vor sehendem Auge, jedes kleinste Merkmal und Hilfsmittel der Felsmauer, jeder verdorrte Wurzelknorren und vorwuchernde Heidelbeerstrauch eingeprägt sein.

Da hatte Bettane den Ritter von Egisheim drüben im Dunkel erkannt, und plötzlich war ihr eine seltsame Frage stürmisch aus der Brust aufgewogt: Würde die Liebe in dem Herzen unserer lieben Frau von Dusenbach drunten in der Waldkapelle sich zaghaft bedenken, dort hinanzuklimmen, wenn sie Hoffnung trüge, ihren Sohn damit ins Leben zurückzurufen? Und sie war doch nur ein Weib aus Holz und Stein und wußte nicht, wie warm die schöne Himmelssonne in ein lebendiges Menschenherz herabglühte.

Es war eine rauh-düstere Dezembernacht, manchmal strich winselnd der Wind um die Zacken des unsichtbaren Gesteins, vom Gipfel des Hochrappoltsteins murrten die Kiefern herunter, wie Rauschen eines fernen Wassersturzes; fast unbeweglich harrte Graf Schmaßmann mit seinem Geleit an der Stelle, wo sie das Mädchen in die Finsternis hinabgelassen. Eine Stunde mußte vergangen sein, vielleicht zwei; wer trug ein Maß dafür? Velten Stacher regte zum erstenmal kaum hörbar die Lippen und sprach, an Guys Ohr gebückt, mit einem verhalten bitteren Aufklang der Stimme: „Sie kommt nicht wieder — wir haben um nichts ein treueres Herz für Geier und Raben hingegeben, als es weitum in einer zweiten Brust schlägt!“

Da zischte in sein letztes Wort etwas hinein, seitwärts, wie der Aufschlag eines herüberfliegenden kleinen Steines in dürres Gestrüpp. Noch einmal kam's und sprang leicht knatternd über die Felszunge, und beinahe lähmend durchfuhr ein Freudenschreck die hoffnungslos Wartenden. Das todtrotzende Mädchen lag nicht zerschellt in der schwarzen Tiefe; ihre eichkatzengleiche, unerschrocken von Kindheit auf geübte Gliederbehendigkeit und die luchsartige Sehschärfe ihrer grünen Augen hatten das Unglaubliche vollbracht, sie war drüben an ihrem Ziel eingetroffen und gab das von keinem mehr erhoffte Zeichen. Hastig vortretend, schleuderte Velten Stacher ein bereit gehaltenes Seil in die Nacht.

Jenseits der Trennungsschlucht hielt sich Bettane über dem Abgrund mit der

linken Hand am Gebälk der eingezogenen Zugbrücke festgeklammert und strebte mit der rechten das ihr zufliegende Tau zu erhaschen. Sie konnte den pfeifenden Ton desselben nicht hören, sah es nicht, wußte nur, daß es kommen mußte. So griff sie oftmals vergeblich um sich, doch zuletzt traf der Wurf des dicken Seiles ihr gerade ins Antlitz, daß sie schwankte und fast betäubt den Halt verlor, aber unwillkürlich hatte sie dreingepackt, und ihre Hand hielt den Strick. Eine erste, schwanke Brücke war zu dem unnahbaren Felsenhorst hinübergeschlagen, und ihr großes Werk, das sie allein gewagt und vermocht, war gethan.

Rascher schritt jetzt alles weiter Erforderliche vor. Die Zeit war mit reichlichen Zurüstungen für derartige Überschreitungen von jähen Klüften wohl versehen, und die Ulrichsburg hatte das Nötige fertig vorhanden geboten. Das Mädchen zog ein Doppelseil von unzerreißbarer Stärke nach, dessen Ringe sie sorgfältig an der Zugbrücke befestigte; geräuschlos-vorsichtig wanderten Ketten, dann langes Balkenwerk daran hinüber. In ihrer ruhigen Art, mit erstaunender Verstandesumsicht und Benutzung jedes sich darbietenden Hilfsmittels arbeitete Bettane allein an der schwierigen, sicheren Verkettung und Stützung des Gebälkes, als ob sie seit ihrer Kindheit derartige Baukunst betrieben. Mehrere Stunden schwanden hin, dann griff sie in ihre Tasche und warf abermals einen Stein nach dem jenseitigen Felsrande hinüber. Nun trat Guy in herzpochender Ungeduld zuerst furchtlos auf die schwankende Brücke, er dachte nicht daran, daß er über unermeßlichem Abgrund schwebe, vorsichtslos eilte er hinüber und hängte die mitgetragene Sturmleiter nach wenig Augenblicken drüben an die nicht beträchtlich hohe Mauer der Giersburg. Behutsamer folgten die übrigen, einer um den anderen, hinterdrein; licht- und lautlos, schlafversunken lag das kleine trotzige Felsnest. Doch ehe Velten Stacher noch die Mauer erreicht, schlug das Gebell eines Hundes an, und überraschend schnell verwandelten sich in wenig Momenten das Dunkel und die Stille in Helligkeit und lautes Gelärm. Fackeln loderten auf und schlaftrunkene Knechte stürzten halb bekleidet, nur mit einer Waffe in der Faust, auf den Burghof, vor ihnen der Ritter Bertulf von Egisheim selbst, ohne Rüstung, gleichfalls allein mit seinem langen Schwerte bewehrt. In dem roten Licht erschien sein helmloser Kopf, von dem völlig zu weißer Asche entfärbten, verwilderten Haar umflogen und mit geisterhaft tief in die Höhlen zurückgesunkenen, brennenden Augensternen, gleich einem graberstandenen Gespenst; er schrie in heulender Wut: „Trefft sie! Würgt sie! Nur eine Hand voll Eulengezücht ist's! Hinunter mit ihren Knochen in den Abgrund für die Geier!“

Guy war als der Vorderste von der Mauer hinabgesprungen und kämpfte, hart bedrängt, wider ein halbes Dutzend von Spießen und Hiebwaffen. Jetzt kam Velten Stacher ihm zur Hilfe, und hurtig tauchten weitere Angreifer über den Mauerrand. Nur kurze Frist hatte die Entscheidung schwanken können, dann zeigte sich ein Widerstand der ungewappneten, geringfügigen Burgbesatzung gegen die wachsende Überzahl der eisengerüsteten Rappoltsteinischen unmöglich Einige der Knechte lagen zu Boden gestreckt, die anderen flohen ins Innere des Hauses; der Ritter von Egisheim allein wich nicht, wehrte sich noch mit unbändigem Grimm fort. Nun flog von seitwärts her ein Wurfspeer gegen seine halbnackte Brust, und er stürzte hintenüber zur Erde.

Dann lag er in der Halle, auf eine Ruhbank hingestreckt, das Blut rieselte an ihm herab. Alle standen um ihn, Graf Schmaßmann frug fordernd: „Wo hast du meine Tochter! Gieb sie, eher verbinden wir deine Wunde nicht!“

Der Ritter schlug zum erstenmal die Lider wieder auf und starrte um sich. Doch zugleich flog ein wilder Trotz über sein hageres Gesicht, und er gab mühsam Antwort: „Bist du's, Schmaßmann von Rappoltstein? Deine Tochter? Die ist

weit und gut verwahrt! Hast du meinen Sohn lebendig gemacht, daß du sie ihm zum Weibe geben willst?“

„Wo ist sie? sprich's — eh du stirbst!“ rief der Graf angstvoll; aber der tödlich Getroffene schlug eine höhnische Lache vom Mund: „Bettelst du bei mir, Schmaßmann? Das ist gute letzte Stund — du weißt, ich schwur's — schon lang — und der Tod bricht den Eid auf meiner Zunge nicht.“

Graf Schmaßmann stand ratlos vor der Unbeugsamkeit des Irrsinnigen, dessen Leben verrann. Mit zitternden Lippen entgegnete er bittend, fast unbewußt: „Was that ich dir, Bertulf? Willst du mein Haus erlöschen lassen wie deines? Gedenk der alten Freundschaft — und weigerst du sie mir, gieb sie diesem hier, der noch tödlicher um sie bangt als ich, meiner Schwester Luitgard Sohn, die auch du einst lieb gehabt —“

Mit einem Zucken erweiterten die Augenlider des Ritters sich jählings zu einem stier geisterhaften Blick, sein Mund wiederholte schwerkeuchenden Tones: „Deiner Schwester Luitgard Sohn — wer —?“ und sich halb emporrichtend, sah er starr in Guys Gesicht auf. Aber plötzlich, von einem Blitz durchzuckt, ohne Wissen und Wollen sprang Velten Stacher vor und rief laut: „Du bist's — darum trug auch dein Bastard Züge von ihm — du bist sein Vater! Hast du im Wahnwitz geschworen — der Himmel löst deinen Eid — gieb sie deinem Sohn zum Weibe!“

Ohne Besinnung war's seinen Lippen entfahren, Graf Schmaßmann und Guy blickten ihn wie einen Irrredenden an. Aber nun fügte er hinterdrein: „Seht hin, ob ich die Wahrheit gesprochen!“

Gleich, als sei er schon zu einer Leiche entfärbt, war der Ritter Bertulf von Egisheim zurückgefallen, sein Mund röchelte zweimal schwer auf: „Luitgard — Luitgard —“ Dann raffte er letzte Kraft, hob sich nochmals und stammelte: „Bist du Luitgards Sohn?“

Doch ehe jemand zu antworten vermochte, stieß er mit einem Schrei nach: „Darum haßte ich dich und du mich —“ Er griff krampfhaft zitternd in sein Gewand und zerrte einen schweren Eisenschlüssel hervor: „Hinunter — sie ist hier — drunten — ein Verließ, in den Felsen gehauen — nur der Burgwart kennt's —“

Guy wollte fortstürzen, doch Velten Stacher entriß ihm den Schlüssel, drängte ihn gewaltsam gegen das Lager des Ritters zurück und eilte mit einer Fackel davon. Graf Schmaßmann stand noch ungläubig verwirrt, er faßte die Schulter des Verwundeten und frug stockend: „Es kann nicht sein — warst du's — ist's wahr, was er gesprochen? Bei deinem Seelenheil, rede!“

Der karge Lebensrest des Sterbenden losch hin; er wollte laut sprechen, doch dumpf abgebrochen, nur halb erratbar fielen ihm die Worte von den Lippen: „Ich war's — ich fing deine Schwester mit Gewalt — hielt sie — auf den Exen — und andere Gewalt — aus Haß und aus Liebe. Dich trog ich hier — doch einmal, als ich dorthin — war die weiße Taube fort — ich dachte, zu euch, rüstete meine Burg auf Leben und Tod. Aber keiner von euch kam — sie war nicht zu dir geflohen. War's der Schimpf, den sie euch bergen wollte — oder war's — ihr Herz trug auch Haß und Liebe — wohin sie gegangen, die Raben sagten's mir nie —“

Von der Anstrengung des Redens schoß das Blut ihm wieder aus der klaffenden Brustwunde, er fiel wie tot zurück. Der Graf rief: „Helft! Verbindet ihn!“ doch stöhnend wehrte der Hinscheidende ab: „Laßt! — der Tod ist süß — nach der langen Lebensqual —“ Sein letzter Wille riß ihm noch einmal den Kopf in die Höhe, und Guy mit einem traumhaft verrinnenden Blick umklammernd, sprach er lauter und verständlicher als zuvor: „Bist du Luitgards Sohn? — Du bist's — ich seh's jetzt. Gieb mir deine Hand — nein, du kannst's nicht — deiner Mutter Jammer hängt an meiner wie Blut. Aber gieb mir's mit, daß du mir gehören willst — wenn meine Schuld in der Erde

liegt — meinen Namen weiter tragen. Vor euren Ohren hier — dies ist mein Sohn — legt Zeugnis dafür bei Kaiser und Reich — daß sie ihn zu Recht erkennen — nach meinem letzten Willen und Bitten. Vielleicht lächelst du mir — wenn ich's dir sage — Luitgard —"

Sein Kopf schlug nieder, und die Augen brachen, doch schattenhaft glitt es ihm selbst um die Lippen wie ein Lächeln, von dem sein letztes Wort gesprochen. Die Brust atmete noch, aber leiser, unmerklicher; man sah, das Bewußtsein kam nicht mehr zurück. Die neben ihm Verweilenden standen wie in einem irren Traum, Graf Schmaßmann sagte tief erschüttert leise: „Thu ihm Sohnespflicht, Guy von Egisheim; du wärest nicht ohne ihn." Der junge Ritter streckte die Hand nach der seines Vaters; er zuckte zusammen, wie er dieselbe berührte, aber dann hielt er sie und schloß mit der anderen die Augenlider des Sterbenden zu. Sie gaben jetzt willenlos nach, der Ritter Bertulf von Egisheim war tot.

Mit dem Kopf herumfahrend, gedachte erst jetzt der Graf wieder an seine Tochter. Hastig wollte er forteilen, da trat sie, von Velten Stacher geführt, über die Thürschwelle der Halle. Der Burgwart hatte sich in ungeschreckter Vasallentreue für seinen sterbenden Herrn geweigert, dem jungen Kriegsmann den Versteck der Gefangenen zu verraten, bis Velten Stacher ihm den aus der Hand des Ritters empfangenen Schlüssel gezeigt. Erst darauf hin führte er jenen viele Stufen in nächtige Tiefe hinunter an eine in den Felsen hineingehauene, enge, lichtlose Kammer. Der Zugang war künstlich mit rohem Gestein verdeckt, ohne Weisung erschien sie völlig unauffindbar; darin hatte der nagende Gewissenswurm Bertulfs von Egisheim, ihn zu immer ingrimmigerem Trotz anstachelnd, Erlinde von Rappoltstein wochenlang, seit ihrer Fortschaffung von den Drei Exen, schmachten lassen. Nun stand sie mit bleichem, fast schneefarbigem Antlitz, lichtgeblendet, noch unfähig, zu denken und zu begreifen, da. Sie sah ihren Vater und fiel ihm stumm in die Arme; als sie nach einer langen Weile den Kopf wieder hob, sprach Graf Schmaßmann: „Hier steht dein Vetter, meiner Schwester Sohn — wenn einem, dankst du ihm deine Rettung." Zagend ungewiß blickte Guy ihr ins Gesicht; ihn befiel's plötzlich mit herzstockendem Schreck, daß er alle Sehnsucht, Glückeshoffnung und Liebe vieler Jahre gleich einem zauberischen Traum allein in seiner eigenen Brust getragen habe und daß die wundersame jungfräuliche Gestalt vor ihm von dem allem nichts wisse, nichts teile. Blöder und scheuer als in seinem weißen Schafpelz bei der ersten Begegnung mit dem goldlockigen Grafenkinde stand er ohne Wort und Regung.

Erlindes Sinne und Seele aber waren noch zu sehr von Glückesbetäubung überwältigt, um scheiden zu können, was auch nur ein geheimer Traum ihres Herzens und was Wirklichkeit sei. Sie hörte die Worte ihres Vaters und sah das blühend errötete, männlich schöne Antlitz des jungen Ritters; sie begriff nicht, was jene gesprochen, doch sie fühlte, süß durchschauert, es klang ihr eine Aufforderung, eine Berechtigung, fast ein Pflichtgebot daraus, das zu thun, wonach der sehnsuchtsvolle Schlag in ihrem Herzen selbst als nach dem Lieblichsten auf Erden verlangte. Und Erlinde von Rappoltstein dachte nichts weiter, sondern im nächsten Augenblick schlang sie ihre Arme um den Nacken Guys wie zuvor um den ihres Vaters. Ohne sich zu kennen, kamen die zwei Einzelträume zusammen, doch im Moment, wie sie sich umfingen, durchbebte es sie mit jäher, holdseliger Erkenntnis, es war nur einer, war derselbe. Keiner hatte es noch eben gedacht, gewollt, aber die Lippen thaten es zugleich, weil sie beide nicht anders konnten, ruhten, uneingedenk der fremden Blicke umher und des kaum Abgeschiedenen auf der Ruhbank vor ihnen — des Lebens und des Todes nicht gedenkend, ruhten die Lippen wonnevoll aufeinander.

Und lange Zeit, manche Rede und Antwort verging, ehe Guy, plötzlich einmal umblickend, auffuhr: „Nein, nicht mir dan-

ken wir alles, sondern einzig ihr — wo ist sie — wo ist Bettane?"

Doch die Gesuchte befand sich nicht in der Halle, war auch auf dem Burghof nicht zu finden, denn sie saß drüben, jenseits der jetzt herabgelassenen Zugbrücke an dem Felsrand, von welchem sie am Seil in die Tiefe hinuntergeschwebt. Die lange, von vielem Herzklopfen durchpochte Winternacht ging zu Ende, ein falber Schimmer kam im Osten herauf, und in ihm blickte Bettane, still dasitzend, nach dem mählich erkennbarer sich vom Himmel abhebenden Gemäuer der Giersburg hinüber.

— — — — — — — — — — — —

Nun war die bitterliche Sorge in der Ulrichsburg einem ernsten Frohsinn gewichen; zu schwer fielen die Schatten naher und ferner Vergangenheit noch herein und belasteten das Gemüt, um auch die heitere Sonne des neuen Glückes nicht mit leiser Trübung noch zu überschleiern. An der Kirchenmauer der Stadt Rappoltsweiler lag der Ritter Bertulf von Egisheim in die Erde gebettet; leblos verlassen blickte die Giersburg von ihrem Felsgeblöck herab, als heimgefallenes Lehen in den Besitz des Grafen Schmaßmann zurückgelangt. Doch ein Schauder durchlief diesen, wenn sein Blick drüber hinging, er wiederholte das Wort, das er dem Burgwart entgegnet: „Ich will nichts von ihr — laßt sie in Trümmer fallen von Regen und Wind, sie hat keinem Glück gedient." Und er ließ die Zugbrücke in den Abgrund hinuntersprengen, daß kein Zugang mehr zu ihr blieb.

Mit reichem Dankeslohn aber überhäufte der Graf das stumme Mädchen, dessen Todesmut und achtsamer Späherblick allein, wie Guy gesprochen, die Rettung Erlindes zum Erfolg getragen. Er sann täglich, ihr neue Freude zu bereiten, richtete ein kostbares Wohngemach für sie ein, begabte sie mit wertvollen Schmuckkleinodien und reicher Kleiderpracht. So weit die Züge Bettanes freundliche Dankesempfindung auszudrücken fähig waren, nahmen sie mit solcher die wertvollen Geschenke entgegen, doch sie legte die schönen Gewänder nicht an und ließ das Gold und Gestein der Ketten und Spangen unberührt. Nur einmal sprach ihr Gesicht lebhafte Freude, als Graf Schmaßmann, umhersinnend, Auftrag erteilt, ihr im Burgzwinger ein geräumig-behagliches, zierlich gefertigtes Wohnhäuschen für ihre beiden Ziegen zu erbauen. Daneben stand sie nun gern in der Wintermittagssonne und schaute über die Mauerzinne ins weite, schimmernde Land.

Glückvergessen saßen droben Guy und Erlinde, deren Wangen rasch wieder in junger Rosenschönheit erblühten. Sie sagte ihm, daß in der schreckensvollen Bangnis ihrer langen Gefangenschaft der kleine goldgrüne Stein, den sie stets an der Schnur getragen, ihre einzige Tröstigung gewesen, selbst noch in der nächtigen Felskammer der Giersburg; wenn ihre Hand ihn gefühlt, sei allemal die schwindende Hoffnung aus ihm lebendig geworden, sie müsse doch wieder ins goldene Sonnenlicht zurückkommen. Und Erlinde lächelte und flüsterte, sie habe den Stein damals hastig an sich genommen, nicht, wie sie gesprochen, weil er sie nicht mehr verklagen gesollt und sie ihn dem Dusenbach zurückgeben gewollt, sondern weil Guy ihn auf seinem Herzen getragen, dem sie hold sein gemußt vom ersten Augenblick; warum, habe schon ihr Kinderherz nicht gewußt, nur daß es freudiger in seiner Nähe geschlagen. Wider das sorgliche Gebot ihres Vaters habe es sie auch verleitet, am Frühmorgen des Pfeifertages die Burg zu verlassen und zur Kapelle hinunterzuhuschen, um der lieben Frau von Dusenbach zum Gedächtnis einen Rosenkranz zu bringen und sie um ihre Fürbitte anzugehen — wofür, sagte Erlinde nicht, sondern zog nur das flimmernde Steinchen von ihrem Halse hervor. Da bückte Guy sich hurtig und küßte dasselbe, wie schon oft, so lang es noch die süße Wärme von ihrer Brust in sich trug, und die Glücklichen flüsterten tauschend weiter von den offenbar gewordenen, schönen Geheimnissen ihrer Herzen.

Manches freilich vermochte er ihrer

jungfräulichen Unschuld nur mit leisem Hauch vorüberstreifend zu berühren, konnte ihr auch nicht mitteilen, wie ihre Rose, die er damals von ihr empfangen, sein Herz in dem Gezelt der Gersauer Gaunerkilt vor arglistiger Bethörung wohl behütet habe. Doch wenn er, von der Vergangenheit und seinem Ursprung redend, an eine Stelle geriet, wo ihm die Worte ungewiß zu stocken begannen, da fragte seine Zuhörerin, von einem dunklen unheimlichen Gefühl erbangend, nicht weiter, sondern barg schweigsam ihr wunderholdes Köpfchen, dessen Antlitzähnlichkeit mit dem seinigen immer deutlicher hervortrat, an Guys Brust. Dort schwanden rasch die heraufgeflogenen Schatten wieder von ihrer rosigen Mädchenstirn, wie solche an sonnigem Sommertag wohl hastig über goldenem Ährenfeld verschweben; nur einer blieb und verdichtete sich mehr, je näher der schlimme Tag kam, an dem ihr oft schon beklagte, wenn auch hoffentlich nur kurze Trennung von dem jungen Ritter bevorstand. Denn wie laut das Herz des letzteren selbst sich gegen eine solche widersetzte, bedünkte sie doch seiner ritterlichen Ehre und einem tief innersten Gefühl in ihm unabwendbar. Sie ließen ihm nicht Ruhe, daß er sich mit eigenem Mund von der Treupflicht gegen seinen ersten Wohlthäter und hohen Beschützer, dem er alles Glück verdankt, lösen müsse, und obzwar es ihm wunderlich bei dem Gedanken bangte, unter die glühenden Augen Karls des Kühnen zu treten, trieb es ihn doch auch unwiderstehlich zum Vollzug jener Pflichtempfindung seiner dankerfüllten Brust. Kunde war gekommen, daß der Herzog von Burgund ein neues Heer gesammelt, um René von Lothringen, der sein Land zurückerobert, wieder daraus zu verdrängen. So schien jener nicht gar weit jenseits des Wasichingebirges entfernt, und als die ersten Tage des neu beginnenden Jahres 1477 verronnen, brach Guy eines Morgens, von Velten Stacher und wenigen Dienstmannen geleitet, auf, seinen zugleich schweren und übermächtig treibenden Entschluß auszuführen. Die volle Beipflicht des Grafen Schmaßmann folgte seinem ritterpflichtigen Umritt, doch an der Wimper Erlindes blinkten sorgenvolle Thränen ihm ins kalte, nebelumzogene Frühlicht nach.

Mit ungewöhnlicher Strenge lag der Winter auf den Landen, durch welche der kleine Reitertrupp nordwärts dahinzog, und verstärkte seinen grimmen Atem noch, als sie über die Einsattelung zwischen den Bergketten des Wasichin und der Hardt gen Westen umbogen. Mühsam gelangten sie auf schlechten, tief verschneiten Wegen vorwärts, an deren Seiten die Tannen sich unter gewaltiger Schneelast fast zum Erdboden herabsenkten; schneidend pfiff der Wind ihnen Eisnadeln ins Gesicht. So blieb's auch, als das glücklich überwundene Gebirge in ihrem Rücken versank und sie über das weite lotharingische Hochland davonritten. Mehrfach zwang die frühe Dunkelheit sie, in Bauernhütten armseliger, herbergloser Dorfschaften zu nächtigen; in der letzten gewannen sie Nachricht, daß der Herzog René auch seine Hauptstadt Nancy wiedergewonnen und das burgundische Heer gegen diese heranziehe. Etwa fünf Meilen mochten sie selbst noch von ihr entfernt sein und brachen vor Morgenbeginn zum Weiterritt auf. Wie auf starrem Fittich eisigen Windes getragen, kam trüb und schaurig das zögernde Tageslicht, dann erschütterte es manchmal vor den Reitern gleich fernem dumpfem Wetterrollen Luft und Erde. Im Anfang achteten sie nicht darauf, das Hufgetrapp ihrer Pferde verschlang den murrenden Ton, bis Guy einmal aufhorchend anhielt und plötzlich rief: „Das ist kein Wolkendonner, sondern Feuerrohrkrachen einer Feldschlacht!“ Alle lauschten jetzt, und vernehmbar kam es wieder herüber; bald blieb kein Zweifel, was es bedeute. Ein jäh rüttelnder Schauer fuhr Guy durchs Blut, er wußte nicht warum; sein Fuß schlug dem Pferde die Sporen ein, und schleuniger sprengten sie dahin.

Aber es war noch lang auf den schneetiefen Wegen bis Nancy, und die Dämmerung nahte wieder heran, ehe der hohe

gotische Turmbau der Kirche des heiligen Franciskus ihnen entgegenwinkte. Schon seit Stunden hatte das schütternde Rollen aufgehört, lag winterlich tote Stille weitum in der Runde. Erst als sie zur Stadt hinannahten, füllte die Luft sich wieder mit anwachsendem lautem Getöse, brausendem Stimmenjubel über einen großen, schwerwiegenden Sieg. Doch er scholl nicht von burgundischen Lippen, sondern die eidgenössischen Feldhaufen von Grandson und Murten waren's, die den sinkenden Tag mit stürmischem Aufjauchzen beendeten. Vor der Hauptstadt Lothringens hatten sie dem Herzog René ihre Zusage von der Murtener Walstatt gelöst und mit ihm vereint die neugesammelte Heermacht ihres Todfeindes zum drittenmal geschlagen und vernichtet. Achttausend burgundische Leichen deckten das Schlachtfeld, kaum einer des ganzen Heeres war entronnen, alle übrigen auf der Flucht in den Sümpfen des Meurtheflusses niedergemacht. Doch nicht die Tapferkeit der Schweizer und des jungen Herzogs René allein hatte diesmal den Kampf entschieden, sondern der Verrat eines Feldhauptmanns Karls des Kühnen, des welschen Grafen von Campobasso, der ihn treulos während der Schlacht verlassen und zum Feinde übergegangen war. Als Karl von Burgund diese Botschaft vernommen, war ihm bei einem Aufruck seines Kopfes der goldene Löwe vom Helm zur Erde gestürzt, kein wilder Trutzfluch aber ihm vom Munde gefahren; er hatte nur dumpftönig ausgestoßen: „Ecce magnum signum Dei!“ und sich mit seinem Schwert mitten in das blutige Getümmel hineingeworfen.

Und nun raunte und rief man's durchs eidgenössisch-lothringische Lager, Karl der Kühne selber liege unter den Toten auf dem ungeheuren Leichenfeld. Jemand hatte gesprochen, daß er ihn fallen gesehen, und die Schlacht sei über ihn hingerast. Doch niemand wußte, ob der Ruf Wahrheit rede; tiefes Nachtdunkel fiel jetzt über die weite entsetzliche Walstatt und barg hoch und niedrig, Freund und Feind jedem Blick.

Schlaflos durchwachte Guy in einem Gezelt die lange Januarnacht. Es war wohl seltsam Ort und Stunde, ihm die herabnickende Wimper allemal mit jagenden Gedanken wieder aufzuscheuchen. Auf diesem Feld hier, wo der Eiswind durch die Finsternis um ihn heulte, hatte er einstmals an heißem Sommertag glücktrunken am Boden gekniet und die schallende Stimme Karls des Kühnen über ihm gerufen: „Steht auf! Nach unserer Stadt Nancy sollt Ihr Euch Ritter Guy Loder von Nancy benennen!“

Atmete der Mund, der es gesprochen, noch irgendwo auf irrer Flucht, oder lag er starr und ewig verstummt draußen mit unter der großen Ernte des Todes? Fraglos hatte der heutige Tag die burgundische Macht für immer aus ihrem stolzen Wolkenflug zur Erde herabgeworfen; sie hob sich nicht wieder. Guy wußte nicht, was sein Herz im Geheimen pochte, hoffte und fürchtete; fast bedünkte es ihn besser, der Unbezähmbare, dessen goldener Löwe zu Boden gestürzt, schlafe draußen, um nicht mehr aufzuwachen.

In wachem Traum verbrachte der junge Ritter die endlos lange Nacht. Um die Zeltwand strich der Wind und summte immer mit raunender Geisterstimme drein: „Nur um drei Dinge ist der Arm tapfer und das Herz mutig: für den Ruhm, für ein Königreich oder für ein Weib.“ Und schwermutsvoll lauter klopfte das Herz dem Schlaflosen: Ruhm und Königreich hatte Karl von Burgund verloren, und ein Weib, nach ihrem Besitz zu trachten, dafür zu kämpfen und zu leiden, trug die Erde für ihn nicht.

Erst gegen Morgen fielen die Lider Guys einmal herab, allein im nächsten Augenblick fuhren sie schon wieder empor, denn der Ruf des Herzogs schlug ihm ans Ohr: „Den Junker von Loder!“ Und er wußte wunderlich, er solle seinen Herrn für die Schlacht bei Nancy wappnen, in der Karl der Kühne den Tod suchen wolle.

Da war's Velten Stachers Mund gewesen, der ihn geweckt: der Tag breche an. Stumm blickte Guy durch das graue

Zwielicht in das Gesicht des Freundes; was die Nacht ihm in irr schwankendem, hoffendem und bangendem Zweifel belassen, war ihm plötzlich in dem Augenblick des Traumes zu unerschütterlicher Gewißheit worden: der stolze Herzog habe den Tag der Schmach nicht überlebt, er liege draußen unter den Toten.

Auf dem weiten Schlachtgefild herrschte schon rege Arbeit, die vielen Tausende von Leichen zusammenzutragen, um sie in großen, mühsam im hartgefrorenen Erdreich aufgeschürften Gruben zu bestatten. Zahlreiche Augen, am unermüdlichsten diejenigen Guys, suchten eifrig dabei umher, ob das Gerücht Wahrheit rede: Karl der Kühne selbst liege mit auf dem blutigen Feld. Aber ungeheure Mühsal war's, die weitzerstreuten Gefallenen zu sammeln; an Stellen lagen sie zu Bergen übereinander gehäuft. Nebel wallten aus dem Meurthethal auf, der kurze Wintertag ging, ehe die Hälfte der schweren Arbeit vollbracht war. Niemand hatte den Herzog von Burgund aufgefunden, man rief durchs Lager, er sei entkommen; Guys Herz allein sprach unbeirrt, ernst und gefaßt, er liege doch da draußen unter den Toten.

Dann schwand abermals die schaurig lange Nacht, der dritte Tag begann und mit ihm die Erneuerung der emsig schreckensvollen Thätigkeit vom Tage zuvor. Doch vermochte diese auch heute noch nicht das Übermaß ihrer Aufgabe zu bewältigen, das karge Licht des Himmels hob zu früh an, langsam schon wieder zu schwinden. Da ging ein Ruf, unter einem Hügel von Toten habe man einen Leichnam halb im Sumpf vergraben gefunden, den Kopf in Eis eingefroren, unerkennbar mit Blut und Schlamm überdeckt. Nur der Bart desselben und die Nägel an den Fingern seien so lang wie bei keinem anderen, daß einer gesprochen, er habe vernommen, Karl der Kühne solle nach der Murtener Schlacht mit einem Eidschwur gelobt haben, sich Bart und Nägel wachsen zu lassen, bis er den Schimpf seiner Niederlage gerächt. So lief's auf dem Blutfeld umher und kam an Guys Ohr, der, unweit entfernt, nun zur Stelle des Fundes hinzutrat. Er warf einen Blick auf den entstellten Toten, bückte sich nieder und glitt mit dem Finger unter Blut und Schlamm über die linke Schläfe desselben, wo Karl von Burgund bei seinem tollkühnen Vorsturm in der Schlacht von Montlheri einen todbedrohenden Schwerthieb empfangen. Dann richtete der junge Ritter sich ernst-ruhig auf und sprach nur: „Er ist's.“

Er hatte nicht mehr gehofft, nur gebangt, ihn nicht zu finden. Nun war alles vorüber; sein Herz stand nur einen Augenblick still, als er die zu Eis erstarrte Hand des Toten mit der seinigen faßte, doch er hielt sie fest umschlossen, bis der leblose Körper auf eine Tragbahre gebettet worden. Auf die unerkennbaren Lippen Karls des Kühnen niederblickend, sagte er langsam, schwermütigen Tones: „Was spracht ihr? Solltest du mich einmal schlafend finden, so thu's mir auch!“ Er nahm seinen Mantel von der Schulter und deckte ihn über den schreckensvoll entstellten Leichnam; nochmals herabgebückt flüsterte sein Mund: „Wenn keiner sonst, ich habe dich geliebt; schlafe, deine Augen können's jetzt und ihnen ist's wohl geschehen — denn die Erdendinge machen müde.“ Dann geleitete der junge Ritter Guy Loder von Nancy die Bahre in die Kirche des heiligen Franciskus der Stadt Nancy, wo Karl der Kühne, inclytus et fortissimus Dux Burgundiæ, noch in der Nacht desselbigen Tages bei Fackelgeloder in die Erde gesenkt ward, bis um ein Jahrhundert später sein Enkelsohn, der deutsche Kaiser Karl V., seine Gebeine feierlich in die Notre-Dame-Kirche zu Brügge hinüberbestatten ließ.

Eines Wortes aber, das der mächtige Herzog einstmals gesprochen, gedachte Guy heute nicht: „Verlör ich ihn, und du fändest ihn auf, ist er dein.“ An den unschätzbaren Diamanten im Löwenhelm Karls von Burgund, einem Königreich gleich an Wert, rührte kein Gedanke im Sinn des jungen Ritters.

Viel andere Augen und Hände dagegen suchten begierig nach ihm umher, doch um-

sonst, denn zufällig war schon während der Schlacht der Blick eines lothringischen Soldknechtes auf ein am Boden im Schmutz liegendes, buntglitzerndes Ding gefallen, er hatte sich gebückt und dasselbe in den Sack gesteckt. Und durch Zufall auch hatte er's am Spätnachmittag hervorgezogen, wo der geistliche Herr einer nahen Dorfschaft, im einbrechenden Dämmerlicht würdevoll wandelnd, aus seinem Brevier ein andächtiges Gebet für die Seelen der heute im Kampf erschlagenen treuen Anhänger und Söhne der heiligen Mutterkirche gelesen. Da gewahrte er das seltsam noch im Zwielicht leuchtende Ding in der Hand des arg von dem Schlachtgetümmel mitgenommenen Knechtes und sprach, einen Goldgulden aus der Tasche ziehend, leutselig: „Hast treulich zur Ehre Gottes und seiner Heiligen gestritten, mein Sohn, trägst gewißlich sattsam Hunger und Durst, den du zu löschen wohl mit Ehren verdient. Nimm das und erfreue dich heut abend an Fleisch und Wein im Marketendergezelt, mein Gebet soll's dir obendrein gesegnen; kannst mir den bunten Kiesel dafür geben, meine Schwester hat liebe Kindlein vom Himmel beschert, die hübsch damit spielen mögen."

Gar hoch beglückt über die reiche Gabe und den Segensspruch des väterlichen Herrn nahm der Soldknecht, hungernd und durstend, den dargereichten, noch nie zuvor besessenen, blinkenden Goldgulden, gab freudig den bunten Kieselstein dafür hin, und der Pfaff schlug sich hurtig in den Busch.

— — — — — — — — — — — —

Und nun war ein Tag, an dem der weiße, starre Hermelinmantel des Winters auch von seinen höchsten Bergschultern herabgeschwunden. In blühender Jugendschönheit lag das schimmernde Oberrheinthal, der Garten des Deutschen Reiches, als blicke es zum erstenmal in des köstlichen Tages Licht und Lebenswärme auf, von keiner Runzel des Alters noch je durchfurcht. Und als sei niemals brandiger Rauch schwer darüber gewallt, knatternde Lohe draus zum Himmel gestiegen und tausendfältig blutgeröteter Quell zum Rhein hinabgeflossen, so lag das reiche, schöne Land, von des Friedens milder Hand wieder begnadet, in unbewölkter Freudigkeit, und sorglos heiteres Leben zog fröhlich auf Wegen und Stegen dahin. Rasch schüttelte es die trüben Schatten der Vergangenheit von sich ab, vergaß gewesenes Leid und ungewisses Drohen der Zukunft und wiegte sich auf den hold lockenden, weich umschmiegenden Fluten lieblicher Gegenwart.

Lichtgrün auch nickten die Baumwipfel des Dusenbachthales auf den silbern plätschernden Bach, und als ob nie frevelnd wilde Hand in ihr stilles Heiligtum gegriffen, stand die Waldkapelle friedvoll mit weitgeöffneter Thür. Darinnen blickte aus der Altarnische ernst lächelnd unsere liebe Frau von Dusenbach mit sonnenlichtem Haar und wieder in reichem, fast augenblendendem Goldkleid vom Nacken bis zu den Füßen auf das dornengekrönte Haupt ihres Sohnes herab. Auch Spangen und Ketten mit leuchtendem Gestein funkelten ihr an den Armen; wer die Schmuckkleinodien gesehen, die Graf Schmaßmann von Rappoltstein dem Mädchen verliehen, welchem er die Errettung seiner Tochter verdankt, mochte verwundert sie als Weihgeschenke an dem Bildnis der Madonna wiedererkennen. Jetzt aber durchtönte die vormittägige Stille von der Stadt Rappoltsweiler her ein wundersamlicher Klingklang und Singsang, scholl und schwoll und kam nun vom Strengbachthal herauf, ein Durcheinander von lauten und leisen Tönen und Weisen: ein Beckengeklirre und Pfeifengeschwirre, ein Klimpern von Lauten und Dröhnen von Pauken, ein hüpfender Reigen von heimligen Geigen — nun Flötengejubel und Hörnergeblase, und Dudelsackwimmern und Zinkengeklimper — ein Gleiten und Streiten auf kreischenden Saiten, auf klingenden Wellen ein Schwellen und Gellen — — —

Es war nicht Mariä Geburt und nicht September, sondern Mai, aber doch war's Pfeifertag heut in Rappoltsweiler, denn sie kamen aus Stadt und Dorf, von

Straßen und Wegen des friedvollen Elsaß, um ihren Lehens- und Schutzherrn zu hohem Feste seines Hauses zu begrüßen. Und da kam auch schon ein anderer glänzender Zug von der Ulrichsburg her durchs Dusenbachthal herab, viel Ritter, Herren und edle Frauen im hochzeitlichen Schmuck, inmitten Erlinde von Rappoltstein weißleuchtend in silbernem Brautgewand, mit blaßgelbem Rosenkranz auf dem goldenen Scheitel. Rasch begaben alle sich ins Innere der Waldkapelle hinein, dort trat Graf Schmaßmann von Rappoltstein vor den Altar, entrollte ein großes, siegelbehängtes Pergamentblatt und kündete mit lauter Stimme, daß des römischen Reiches Majestät, der deutsche Kaiser Friedrich III., willfahrt habe, den Sohn des weiland Ritters Bertulf von Egisheim zum Namen, Recht und Wappenschild seines Vaters zu erkennen. So vermähle er seiner Schwester Sohn, den Ritter Guy von Egisheim, seiner Tochter; doch auf Vorhalt und Bitte habe des Kaisers Majestät ihm abermals willfahrt, damit sein Haus nicht erlösche, daß den Nachkommen seines Eidams und seiner Tochter Name, Recht und Besitz derer von Rappoltstein zufalle. Solches bekunde er hiermit vor unserer lieben Frau von Dusenbach und aller Hörer Ohr als aus kaiserlicher Huld und Macht unter Beipflicht und Willen seines Eidams gesetzt.

Nun trat der Priester an Graf Schmaßmanns Stelle, und nach kurzer Frist verließ der Ritter Guy von Egisheim mit seinem jungen Weibe die Kapelle. Alle Pfeifen und Geigen, Flöten und Zinken jubelten auf, als das neuvermählte Paar hervorschritt; mit der Hand deutend, neigte Guy sich lächelnd an Erlindes Ohr und flüsterte: „Siehst du das weiße Schaf dort auf dem Baum?“

Aber nicht Hochzeit allein, auch Pfeifertag war's im Dusenbachthal, und auch Gosfried Dürrschnabel stand würdevoll harrend im roten Königsmantel da. Nur etwas zweifelbänglich blickte er von der Seite nach dem Gesicht des jungen gräflichen Eidams und suchte in der Miene desselben zu lesen; nun trat Guy grüßend an ihn heran und sprach mit schalkhaftem Zucken des Mundes: „Wie ergeht es Eurer liebwerten Frau Königin, Herr König? Es ist schad, daß Ihr sie nicht mit Euch hierher gebracht habt. Verargt's nicht, wenn ich heut vor Eurem gestrengen Ohr nicht mitwerbe um den Preis; ich hab einen aus Huld nur, nicht aus Recht gewonnen diesen Tag und befürchte, Ihr möchtet nach Eurer Richterpflicht ihn mir wieder aberkennen. Das wär mir gar herb, alter Freund, drum verhält mein Mund sich lieber in Schweigen.“

Lächelnd reichte er Gosfried Dürrschnabel die Hand, der sich, sichtbarlich erleichtert, trotz seinem königlichen Purpur tief herab verneigte, und der Wettgesang hob an. Manch artige Weise und fröhliches Lied klang unter den schattenden, sonnendurchspielten Bäumen; als das letzte geendet, wandte Graf Schmaßmann den Blick und sprach:

„Nun, Velten, wettest du nicht heut? Bist kein Pfeifer mehr, sondern ein Kriegsmann worden? Da ziemt wohl anderer Preis dir auch — du warst treu, tapfer und furchtlos, wie kaum einer dir gleich, doch keiner war's, der sich mehr an Herzensdank erwarb um mein Haus. Knie nieder vor diesem edlen Kreis, Velten Stacher, daß mein Schwert dir so lohnt, wie deine Treue es verdient!“

Sprachlos betroffen stand der Angesprochene und sah auf das entblößte, sich emporhebende Schwert des Grafen, und dunkelflammende Glut schoß ihm einen Augenblick über Schläfen und Stirn. Doch dann griff er hastig nach seiner Querpfeife, neigte sich tief, spielte kurze, helltönende Weise und sprach darein:

„Nehmet Dank, Herr Graf!
Wohl fühl ich hier innen mich heiß durchrinnen
Das Wort, mit dem Eure Gunst mich betraf!

Doch bin ich's nicht wert —
Ich bin nur ein Pfeifer, ein Landdurchschweifer,
Was sollt mir Ritterhelm und Schwert?

Ihr wisset, kann je
Mein Arm Euch nützen, Eu'r Haus zu beschützen,
Da bin allzeit ich in Eurer Näh!

Und wollt Ihr zu Gast
Unterzeiten in Gnaden am Tische mich laden,
Nehr nirgend ich lieber zu freudiger Rast!

Drum bitt ich gar sehr,
Laßt nicht es den Velten in Unlust entgelten,
Zu schwer sind Rittersehr ihm und Wehr!

Lasset leicht mich ziehn
Mit des Himmels Gestirnen, und Buben und Dirnen
Mir klatschen zu fröhlichen Melodien!

Da soll mein Reim
Auf den Gassen erklingen und soll ihnen singen
Ein Lied von Guy von Egisheim!"

Verstummend neigte noch einmal der Pfeifer sich tief, Graf Schmaßmann blickte ihn wortlos erstaunt an, alles umher verharrte in ungewissem Schweigen. Nur Erlinde von Egisheim trat jetzt rasch auf Velten Stacher zu; lächelnd wandte sie das liebliche Antlitz gegen ihren jungen Gemahl zurück und sprach, hold errötend: „Ich verhieß einstmals dir den Preis an dieser Stelle aus meiner Hand, aber du hast nicht mitgeworben heut und wirst nicht zürnen, wenn ich mein Gelöbnis zu dieser Stund anders erfülle." Und eilfertig nahm Erlinde den gelben Rosenkranz von ihrem Scheitel und legte ihn auf Velten Stachers Haupt. Ohne Laut, mit einer trunkenen Seligkeit im Blick sank dieser, wie von der leichten, duftenden Last übermächtig niedergebogen, auf die Kniee; nun schritt auch Guy schnell hinzu und rief freudigen Mundes: „Dein holder Sinn that das Rechte, Erlinde, denn ihm gebührt der Kranz! Und du thatest recht, du treulicher Freund, ihn lieber zu wählen als den schweren Eisendruck auf der Stirn; mög er von deinen Lippen aufblühen mit fröhlichem Laut und Lied, zu unserer schönen Heimat Lob und Lust!"

Die Hand des Geschmückten fassend, hob er ihn empor und schloß ihn warm an seine Brust, und hundertstimmiger Beifallsjubel scholl jetzt brausend rings umher darein.

Da wandte Guy von Egisheim plötzlich den Kopf mit einer Frage, die sich ihm schon einmal nach einem Erwachen aus Besinnungslosigkeit des Glückes so auf die Lippen gedrängt:

„Wo ist denn Bettane, meine treue Schwester?"

Doch sie war nicht an der Feststätte zu entdecken, niemand konnte weitere Auskunft über sie geben, als daß einer gesehen, wie sie am Frühmorgen in der Kapelle Goldketten und Spangen um den Arm unserer lieben Frau von Dusenbach geschlungen. Erst nach vielem Umfragen fand sich ein von Markirch herübergekommener Bürger, der drunten im Strengbachthal einem Mädchen begegnet war, das mit zwei Ziegen langsam zum jenseitigen Berghang hinangestiegen.

Sie hörten es verwundert, und Graf Schmaßmann sprach: „Das ist nach ihrer sonderlichen Art." Doch es war heute nicht nur Pfeifertag, sondern auch Hochzeitstag im Dusenbachthal — der Graf hatte seiner Tochter zur Mitgift das Schloß Hochrappoltstein verliehen, und es lag wohl im Rechte der Natur, daß Guy und Erlinde, als die Maiennacht sie mit Fackelgeleit zu ihrer neuen Heimat emporbrachte, nicht an das Verschwinden Bettanes mehr gedachten.

Aber als einige Tage des traumhaften Glückes vorübergeflogen, da kam ihnen das Gedächtnis, und nicht dies allein, noch mancherlei anderes rüstete sie mit Sonnenaufgang zu einer mühsamen Wanderung. Velten Stacher geleitete sie und diente ihnen als Führer, und in des sonnigen Vormittages Mitte standen sie zusammen auf dem Friedhof um die kleine Kirche zu Altweier. Auch der alte Priester befand sich neben ihnen, doch er wußte nicht mehr, an welcher Stelle Luitgard von Rappoltstein in den harten Boden eingescharrt worden, und niemand wußte es, und die verwilderten Gräber bekundeten es nicht. Stumm ließ Guy von Egisheim den Blick über die schweigsame Runde gehen, wo irgendwo der kleine Schlangengoldreif an der Knochenhand seiner Mutter sich unter der frühlingsgrünen Erddecke barg; dann schritten sie weiter aufwärts durch das ärmliche Dorf und traten nach einer Weile in Veit Loders Gehöft. Der Bauer und sein Weib saßen wieder bei der frühen, dürftigen Mittagskost, sie erkannten den Ankömmling nicht, und kaum auch erkannte dieser die alt und stumpf Gewordenen. Doch, sich ihnen kund gebend,

nahm er die Hände seiner einstmaligen Pflegeeltern, sprach ihnen innigen Dank für sein Leben, das sie ihm erhalten und durch viele Jahre behütet, und frug, womit er es ihnen heute entgelten könne. Sie begriffen allmählich auch, daß er das Knäblein sei, welches Veit Loder einmal nackt und frierend droben auf dem Gebirgskamm gefunden und das danach „eine Zeit lang" bei ihnen im Haus gewesen, doch weiter nichts. Zu begehren wußten sie nichts, als daß es ein gutes Wolljahr für die Schafe gebe; darüber besaß Guy keine Macht und legte wortlos einen mit Gold gefüllten Säckel auf den Tisch. Darauf glotzten Veit und Tille Loder dumm-vergnügt herunter; wie die kurz nur Eingekehrten wieder durch die Thür zurückschritten, hörten sie den Bauern sagen: „Siehst's nun, daß Freitag ein Glückstag ist?" und seine Frau erwiderte: „Seh nichts, als daß du ein Narr bist, der von nichts mehr gewußt hat." — „Was weißt du?" versetzte er, „du hast nie keinen Sohn gehabt," und sie entgegnete: „Du noch viel weniger," und ihre Stimmen verklangen hinter den Fortschreitenden.

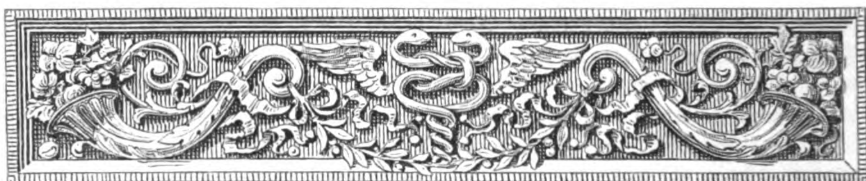
Jetzt aber kannte Guy jeden Stein und jeden Stamm, denn er wollte mit seinem jungen Weibe die Stätte aufsuchen, zu der ihm aus schimmernder Ferne so manches Jahr lang ihr heutiges glückvolles Heimatschloß und drunter ihres und seines Vaters Burgen geheimnisvoll gewinkt und geleuchtet. Durch den Waldgürtel stiegen sie aufwärts; der braune Kiefersaum schwand, und die stille Bergkuppe hob sich blütenbunt und maiengrün hinan. Da saß droben zwischen ihren ernsthaft aufblickenden, weißgehörnten Ziegen Bettane einsam in Sonne und Wind.

Sie wandte bei der Kopfbewegung ihrer beiden Genossinnen jetzt auch den Blick, sprang empor und reichte den Ankommenden die Hände. Von überwallendem Dank des Herzens und des Glückes fortgerissen, schloß Erlinde von Egisheim das Mädchen in die Arme und küßte sie; doch nur flüchtig berührten ihre Lippen die greisenhaften Wangen, ein leiser Schauer durchlief ihr dabei das Blut. Nun frug Guy, weshalb sie am Pfeifertag davongegangen und hier sei? Ein Lächeln ging um Bettanes Mund, sie schrieb scherzend auf ihre Tafel: gerad weil's Pfeifertag gewesen, seit viel Jahren habe sie an ihm nicht hier oben gesessen, drum hätten ihre Ziegen gebeten, sie möge mit ihnen an dem Tage zum Besuch hier heraufgehen.

Es war ihre sonderliche Art, und eilig redete sie danach in alter Sprache mit Augen und Händen fort, Dank und Freude, daß die Glücklichen ihrer gedacht und gekommen, sie zu suchen. Und nochmals schrieb sie: „Laßt mich ein kurzes Weilchen noch hier — ich hab's den beiden da versprochen — dann komme ich zurück und bleibe bei euch."

Heller denn je von der Mittagssonne vergoldet, winkte und leuchtete drüben her vom Rande des Rheinthales der ragende Schloßturm von Hochrappoltstein; Guy und Erlinde von Egisheim schritten ihm wieder entgegen. Bettane blickte ihnen reglos nach, bis sie unter dem dunklen Nadelgezweig des Waldes verschwanden. Es war noch das nämliche leere, verkümmerte Antlitz, krankhaft weiß, die niedrige Stirn vom falben Haar und die Wangen unschön von gelben Sommerflecken überdeckt, wie damals, als die stille Höhe es hier zum erstenmal gewahrt. Nur ruhte es nicht mehr auf der Gestalt eines Kindes. Ihr Ohr hatte nicht zu hören und ihre Zunge nicht zu reden gelernt, aber ihre märchenhaften Smaragdaugen konnten sehen und konnten weinen. Stumm schauten sie nach den fernen, von sonnigem Glück überschütteten Burgzinnen hinüber, und langsam fielen die Thränen von ihrer Wimper wie nächtliche Tauperlen auf die Maienblüten unter ihr herab.





Hermann Ludwig Ferdinand v. Helmholtz.

Von
Adolf Kohut.

Die Naturwissenschaft, welche im neunzehnten Jahrhundert solche gewaltige Fortschritte gemacht, solche glorreiche Entdeckungen und Erfindungen zuwege gebracht und der menschlichen Erkenntnis ganz neue Bahnen eröffnet hat, ist auch von deutschen Denkern und Forschern in epochemachender Weise gefördert worden. Johannes Müller, Justus v. Liebig, M. J. Schleiden, Ernst Haeckel, Alex. v. Humboldt, Dubois-Reymond und Hermann Ludwig Ferdinand v. Helmholtz haben, ein jeder in seiner Art, dazu beigetragen, daß gar viele dunkle Punkte im Walten der Natur erhellt wurden und daß jetzt der deutschen Nation der Ruhm gebührt, auf dem Felde der exakten Wissenschaften und der empirischen Erforschung der Natur die siegreiche Konkurrenz mit den genialsten Geistern des Auslandes wohl aufnehmen zu können. Unter diesen bahnbrechenden Heroen, welche in die Geheimnisse der Natur, wie nur wenige unter den Lebenden, eingedrungen sind und daraus unvergleichliche Schätze zu Nutz und Frommen der gesamten gebildeten Welt hervorgeholt haben, nimmt Hermann Ludwig Ferdinand v. Helmholtz einen der ersten Plätze ein. Seine außerordentlichen Leistungen namentlich auf dem Gebiete der Physiologie und Physik haben seinen Namen schon seit Jahrzehnten als einen der glänzendsten Gestirne am Firmament der Naturwissenschaft in ungetrübtestem Lichte erstrahlen lassen, und es erscheint uns als angenehme Pflicht, an dieser Stelle von den wissenschaftlichen Thaten des gefeierten Denkers einiges zu erzählen und zu zeigen, welch unvergängliche Verdienste sich Helmholtz auf so mannigfaltigen Feldern der Erkenntnis der Natur erworben hat.

Das Leben unseres Gelehrten war im großen und ganzen äußerlich wenig bewegt, und durch Stürme des Schicksals hat sich dasselbe zu keinem besonders dramatischen gestaltet. Sein Leben war eben von frühester Kindheit ein durchaus innerliches — dasjenige eines deutschen Denkers, der in Forschung und Wissenschaft seine höchste Befriedigung und Beseligung findet. Geboren wurde Helmholtz am 31. August 1821 in Potsdam, wo sein Vater Gymnasiallehrer war. Das hochbegabte Kind erfreute sich der sorgfältigsten Erziehung, und der gelehrte Vater überwachte mit zärtlicher Sorgfalt das Studium des Sohnes. Auf dem Gymnasium zu Potsdam vorgebildet, machte er dort im Jahre 1838 sein Abiturientenexamen und trat hierauf in das Friedrich-Wilhelm-Institut zu Berlin, um sich dem medizinischen Berufe zu widmen. Erst nach großen seelischen Kämpfen konnte sich der junge Mann entschließen, die Medizin als Brotstudium zu wählen. Auf dem Gymnasium und durch privates Studium betrieb er nämlich bereits mit leidenschaftlicher Vorliebe Naturwissenschaft, und wie gern hätte er sich ganz und gar auch auf

der Universität derselben gewidmet, aber damals war die Naturwissenschaft eine noch gar brotlose Kunst. Da der Vater unseres Helmholtz mit Glücksgütern nicht gesegnet war, blieb dem jungen Feuergeist nichts anderes übrig, als ärztlichen Studien, die ihm kostenlos zu teil wurden, sich zu widmen. Bis zum Herbst 1842 blieb er Eleve des Friedrich-Wilhelm-Instituts, erwarb dort die Doktorwürde, absolvierte sein Staatsexamen und diente hierauf zuerst als Assistenzarzt ein Jahr lang in der Berliner Charité und nachher bis zum Herbst 1848 als Militärarzt bei den Gardehusaren und dem Gardecorps in Potsdam. Helmholtz war somit seinen Verpflichtungen dem Staate gegenüber, der bekanntlich den Eleven des Friedrich-Wilhelm-Instituts kostenfreien Unterricht zu teil werden läßt, nachgekommen, und er konnte nun daran denken, seinem Genius zu folgen und mit um so größerem Eifer physiologischen und physikalischen Studien sich hinzugeben. Im Herbst 1848 erhielt er eine Stellung am anatomischen Museum zu Berlin und wurde zugleich Lehrer der Anatomie für Künstler. Die hervorragenden naturwissenschaftlichen Arbeiten, die er in der Zwischenzeit veröffentlicht hatte, richteten die besondere Aufmerksamkeit der Regierung auf den jungen Forscher, und so erhielt er Mitte des Sommers 1849 einen Ruf nach Königsberg als außerordentlicher Professor für allgemeine Pathologie und Physiologie und wurde bereits dort 1852 ordentlicher Professor in dem jugendlichen Mannesalter von erst einunddreißig Jahren. In Königsberg war es, wo sich der junge Professor ein gemütliches Heim gründete. Er lernte Fräulein Olga v. Velten kennen und heiratete die anmutige und feingebildete junge Dame. Dieselbe stammte aus einer alten schlesischen Familie. Der Urgroßvater war Husarenwachtmeister, der Friedrich den Großen einst mit eigener Lebensgefahr aus einer Bataille heraushieb, für welche Heldenthat er vom alten Fritz in den erblichen Adelstand erhoben wurde; der Vater der Gattin Helmholtz' war Regimentsarzt. Da die junge Frau das rauhe Königsberger Klima nicht vertragen konnte, blieb Helmholtz nur bis zum Herbst 1855 in Königsberg und folgte dann einem Rufe als ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie an die Universität zu Bonn. Nur drei Jahre wirkte er, überaus anregend und aus aller Herren Ländern Schüler um sich sammelnd, an der dortigen Hochschule, dann verließ er auch die freundliche rheinische Universitätsstadt, weil er trotz aller seiner Bemühungen es nicht durchsetzen konnte, daß dort ein physiologisches Institut gebaut wurde. Im Herbst 1858 übersiedelte er mit seiner Familie nach Heidelberg, wo auf seine Anregung für Physiologie und Physik ein Institut, der sogenannte „Friedrichsbau", errichtet wurde. Hier las er ausschließlich Physiologie, und der Ruf des genialen Naturforschers war bereits ein solch festgegründeter, daß das Kultusministerium in Preußen alles dransetzte, den ausgezeichneten Mann für die deutsche Reichshauptstadt zu gewinnen.

Da Helmholtz, wie bereits oben erwähnt wurde, nur dem äußeren Zwang und der Not der Verhältnisse folgte, indem er sich früher der Medizin zuwandte, nahm er Ostern 1871 ohne Bedenken den Ruf als ordentlicher Professor der Physik an der Berliner Universität an, weil er hier nur ausschließlich Physik zu lehren hatte. Auf seine Veranlassung wurde in Berlin ein physikalisches Institut gebaut, und seit dreizehn Jahren wirkt er nun in Wort und Schrift, auf dem Katheder wie durch populärwissenschaftliche Vorträge, die er in Berlin und anderen deutschen Städten zu halten pflegt, namentlich aber durch seine Werke, welche strenge Wissenschaftlichkeit, scharfsinnige Beobachtung und gründliche Forschung mit lichtvoller und klarer Darstellung glücklich verbinden. Um an dieser Stelle das biographische Charakterbild von Helmholtz zu vervollständigen, sei noch erwähnt, daß er seine erste Gattin im Jahre 1859 in Heidelberg verlor, mit Hinterlassung eines Sohnes Richard, der jetzt Maschinenbauer in München ist, und einer

Tochter, welche im jugendlichen Alter heiratete, bald darauf starb und dem Familienoberhaupt ein Enkelchen hinterließ. Seine zweite Frau, mit der er ebenfalls in glücklichster Harmonie lebt und die ihm zwei Söhne und eine Tochter geschenkt hat, ist eine geborene Anna v. Mohl, Tochter des berühmten Staatsrechtslehrers Robert v. Mohl in Heidelberg. Es dürfte vielleicht noch interessieren, daß die Großmutter Helmholtz' väterlicherseits eine geborene Sauvage war, welche aus der französischen Emigrantengemeinde zu Prenzlau stammte, und daß sein Großvater mütterlicherseits ein englischer jakobitischer Offizier Namens Penne war. Trotz alledem ist wie sein Träger, so auch der Name Helmholtz ein echt deutscher von altem Schrot und Korn und in der Mark Brandenburg nicht ungebräuchlich; in der älteren Vorzeit finden wir die Vornamen Helmbold und Helmhold recht häufig, und aus dieser entstammt wohl später der Familienname Helmholtz.

* *
*

Helmholtz gehört zu den wenigen großen Naturforschern der Neuzeit, welche auf den mannigfaltigsten Gebieten einen bahnbrechenden und epochemachenden Einfluß ausgeübt haben. Er ist ein universeller Geist, bei dem geniale Erfindungsgabe und experimentelle Meisterschaft Hand in Hand gehen mit tiefer philosophischer Erkenntnis der Natur der Dinge und mit vollendeter Beherrschung aller mathematischen Fragen. So kam es, daß er auf verschiedenen Feldern der Naturwissenschaft grundlegend und als schöpferischer Reformator auftrat. Der Physiologie der Sinne hat er eine viel philosophischere und vertieftere Grundlage gegeben, als dies früher der Fall war; dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft hat er eine größere Fundamentierung verliehen; mehr, als es bisher geschehen, hat er Mathematik und Mechanik in Bezug auf Elektricität, Akustik und Licht angewandt und dadurch auf diese Gebiete überraschend neue Schlaglichter geworfen; er hat sinnreiche Apparate für physiologische und physikalische Zwecke erfunden und mit denselben geistreiche Versuche ausgeführt, welche ganz neue Gesichtspunkte der empirischen Forschung und der Naturwissenschaft eröffnet haben; in Bezug auf Akustik, Farbe und Licht hat er sich als ein sehr scharfsinniger und feiner Beobachter bewährt, und schließlich ist es ihm, dem Meister der populären Darstellungsweise und des klaren, lichtvollen Vortrages, gelungen, für die Naturwissenschaft die breitesten Schichten der Bevölkerung zu interessieren und die Kenntnisse von der Natur in die weitesten Kreise hineinzuverpflanzen.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik auf die einzelnen fruchtbringenden Leistungen unseres Gelehrten eingehend, gewahren wir in erster Linie, daß Helmholtz das Gesetz von der Erhaltung der Kraft auf festere Basis gegründet hat. In seiner berühmten Abhandlung „Über die Erhaltung der Kraft“ (Berlin, 1847) hat er in glänzender Beweisführung die These verfochten, daß alle Vorgänge in der Natur den Grundgesetzen der Mechanik gehorchen. Mit einem Schlage richtete sich die Aufmerksamkeit der Physiker und Chemiker auf diese neu begründete philosophische Lehre von so allgemeinstem Interesse, und sie alle waren bestrebt, dieses Naturgesetz auch experimentell zu bestätigen. In der genannten Schrift legt der junge Forscher dar, daß alle physischen Prozesse, die ja an sich Bewegungsvorgänge sind, mechanischen Gesetzen gehorchen und aus diesen erklärt werden müssen. Die Klarlegung von Ursachen und Wirkung wird ihm zur Richtschnur, um die angenommene Metamorphose der Kraft nachzuweisen. Der Grund z. B., warum das Gewicht einer Uhr fällt, soll nach Helmholtz die vorangegangene Hebung des Gewichtes sein, welcher Kraftaufwand gleich derjenigen Kraftleistung ist, die das herabfallende Gewicht repräsentiert, welche Annahme jedoch Dr. Eugen Dreher in seinen Abhandlungen „über das Gesetz zur Erhaltung der Kraft“, worin er den Robert

Mayerschen Gedanken vervollständigt, als nicht zutreffend nachgewiesen hat.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die vollständige theoretische Durchführung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft schon dadurch auf die größten Schwierigkeiten stößt, weil wir in dem Kreise der zeitweilig gültigen Hypothesen über das Licht, die Wärme, die Elektricität u. s. w. gebannt sind, von welchen ausgehend wir zu zeigen haben, daß sich eine Kraft in die andere so umsetzt, daß sie sich hinsichtlich ihrer Größe gleich bleibt. Daß mit Änderung dieser notwendig durch den Entwickelungsgang der Wissenschaften herbeigeführten Hypothesen sich auch unsere Ansicht über den Zusammenhang der Naturkräfte ändern muß, ist einleuchtend, weswegen denn auch in abstrakter Form das Gesetz von der Erhaltung der Kraft nichts anderes besagt, als daß die Größe der Ursache stets gleich der Größe ihrer Wirkung ist, wobei der Begriff Ursache in philosophischem Sinne gefaßt werden muß, das heißt, den Anlaß und die obwaltenden Bedingungen eines Geschehenen einschließt und also dasjenige ist, welches das ganze Geschehen bedingt. In Bezug auf viele Phänomene der Elektricität und Wärme hat denn auch Helmholtz diesen Kausalnexus auf Grund unserer jetzt angenommenen Hypothesen mit großem Erfolg nachgewiesen, wobei wir für den Leser bemerken, daß Wärme, Licht, Elektricität und auch Magnetismus nicht mehr wie früher als unwägbare Fluida (Imponderabilia) angesehen, sondern als Bewegungszustände eines den Weltenraum erfüllenden Mediums, des Äthers, angenommen werden.

Durch diese seine kühnen Untersuchungen über die Erhaltung der Kraft wurde er veranlaßt, schon frühzeitig sich auch in der Physiologie an die Lösung fundamentaler Probleme zu machen. Helmholtz war es, welcher zuerst die Schnelligkeit der Nervenströme maß, nachdem Dubois-Reymond zuvor deren Stärke gemessen hatte. Diese Messungen der Geschwindigkeit der Nervenelektricität stellte Helmholtz zunächst am Froschschenkel an, wobei sich für diese Geschwindigkeit der nur geringe Wert von etwa dreißig Meter in der Sekunde ergab. Später hat Helmholtz diese Geschwindigkeit sogar in den Nervenströmen des lebenden Menschen gemessen. — Während man erwartet hatte, daß die Geschwindigkeit des Nervenstromes, das heißt also die Fortpflanzung des peripherischen Nervenreizes zum Centralnervensystem, wie sie bei den verschiedensten Sinneswahrnehmungen stattfindet, blitzschnell erfolge, ergaben die Messungen, wie bereits bemerkt, nur den geringen Wert von verhältnismäßig wenigen Metern in der Sekunde, welches unerwartete Ergebnis das Erstaunen der wissenschaftlichen Welt in nicht geringem Grade erregte. Die Erfindung der nötigen Vorrichtungen behufs der bei diesen physiologischen Untersuchungen auszuführenden Messungen macht dem Scharfsinn des großen Forschers alle Ehre.

In den folgenden Jahren nahm die Physiologie der Sinne die Thätigkeit von Helmholtz in ausschließlichem Maße für sich in Anspruch. Die schönste Frucht der Erforschung des Gesichtssinnes war die berühmte Erfindung des Augenspiegels, den er in seiner Schrift „Beschreibung eines Augenspiegels zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge“ (Berlin, 1851) aufs genaueste schilderte und der den Namen des großen Physiologen mit einem Schlage zu einem der populärsten in Deutschland machte. Mit Hilfe des Augenspiegels, Ophthalmoskop, ist es nun möglich, die Trübungen und Verunreinigungen der lichtbrechenden Medien im Auge des Patienten zu erkennen, wobei man durch Anwendung von blauem Licht Phosphorescenzerscheinungen (Fluorescenzphänomene) im Auge veranlassen kann, die über die Art des Augenleidens Aufschluß geben. Dieses Instrument hat in der Ophthalmologie eine wahre Revolution hervorgerufen. Helmholtz zeigte auch, daß die gewöhnliche Schwärze der Pupille größtenteils auf optischen Gründen ruht, insofern nach den Gesetzen der regelrechten Lichtbrechung das aus dem Inneren des

Auges zurückkehrende Licht denselben Weg zurücklegen muß, den es gekommen ist. Da nun die Pupille eines Beobachters unter gewöhnlichen Verhältnissen nur wenig Licht aussendet, so kann auch aus dem Inneren eines anderen Auges nur wenig Licht zu ihr zurückkehren. Der Beobachter sieht in dem Dunkel des fremden Auges nur den Wiederschein der Schwärze seiner eigenen Pupille. Helmholtz bewies ferner, daß man die Pupille eines anderen leuchten sehen kann, wenn man von der eigenen Pupille mehr Licht ausgehen läßt. Dem Augenspiegel ist es zuzuschreiben, wenn sich die Augenheilkunde jetzt auf jener wissenschaftlichen Höhe befindet, welche sie einnimmt. Er ist dadurch der Wohlthäter unzähliger augenkranker Menschen geworden, welche seinem Augenspiegel teils die Erhaltung ihrer Sehkraft, teils die Errettung aus schweren und langwierigen Leiden verdanken.

Bald darauf gelang es Helmholtz, eine höchst bedeutsame physiologische Frage, mit der sich seit Keppler die namhaftesten Physiologen und Physiker beschäftigten, befriedigend zu beantworten. Er entdeckte nämlich den Grund der Anpassung des Auges an nahe und entfernte Gegenstände in den verschiedenartigen Krümmungen, welche die Krystallinse verschieden weit entfernten Objekten gegenüber einnimmt. Bei der Betrachtung naher Gegenstände tritt eine verstärkte Krümmung der an sich konvexen Krystallinse ein, wodurch der Brennpunkt und mit ihm das für die Netzhaut bestimmte Sehbild der Krystallinse näher rückt und so auf die Netzhaut fällt, während es ohne diese Anpassung hinter der Netzhaut zu liegen gekommen wäre. Bei der Betrachtung entfernter Gegenstände tritt behufs Regulierung der Lage des Netzhautbildes der umgekehrte Vorgang ein, wodurch bei entsprechender geringerer Krümmung der Krystallinse das Netzhautbild, welches sonst vor die Netzhaut fallen würde, nun auf diese fällt.

Hinsichtlich der Farbentheorie schließt sich Helmholtz der Thomas Youngschen Hypothese an, der gemäß die gesamte Farbenwahrnehmung auf die Empfindung von drei Grundfarben und deren Mischeffekte zurückgeführt wird. Diese Hypothese hat er durch Herbeiziehung neuer Versuche, durch den Hinweis auf zahlreiche, noch unbeachtete Erscheinungen und durch die Demonstrierung der partiellen Farbenblindheit in geistvoller Weise erweitert. Früher nahm Helmholtz als Grundfarbenwahrnehmungen rot, gelb und blau an, geleitet von der Erfahrung, daß durch die Mischung von gelben und blauen Farbenpartikelchen grün, und violett aus der Mischung von roten und blauen Pigmentteilchen entsteht. Später aber glaubte er diese Hypothese aufgeben zu müssen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Farbeneffekte, welche durch Mischungen von Farbstoffen erhalten werden, nicht genau mit denjenigen übereinstimmen, die durch die Mischung von farbigem Licht mit farbigem Licht entstehen, welch letztere Mischungen hier beispielshalber dadurch resultieren, daß man eine weiße Fläche gleichzeitig mit verschiedenfarbigem Licht beleuchtet. So überzeugte er sich, daß blaues Licht, mit gelbem Licht gemischt, nicht, wie man erwarten sollte, grünes, sondern vielmehr ein weißliches Licht giebt, welchem nur ein Anflug von grün innewohnt. Derartige Versuche bestimmten Helmholtz, statt der vorher erwähnten drei Elementarfarbenwahrnehmungen von rot, gelb und blau, rot, grün und violett als solche aufzufassen und aus ihnen die Entstehung des gelben und blauen herzuleiten. In Bezug auf die Farbe der Mischungen, die durch verschiedenfarbige Pigmentteilchen entstehen, hat Helmholtz die Theorie aufgestellt, daß sie ein Ergebnis nicht des reflektierten, sondern des durchgelassenen Lichtes sei, wobei er voraussetzt, daß die Farbenteilchen in der feinen Verteilung, wie wir sie behufs Mischungen anwenden, durchsichtig seien. So kommt der grüne Effekt, den die Mischung von blauen und gelben Pigmentteilchen giebt, nach ihm dadurch zu stande, daß die gelben und blauen Farbenteilchen bei ihrer Durchsichtigkeit grü-

nes Licht durchgehen lassen, während sie den andersfarbigen Strahlen, die aus der Mischung austreten wollen, den Durchgang abschneiden, welche Annahme Dr. Eugen Dreher teilweise bekämpft, der rot, gelb und blau als Grundfarbenwahrnehmungen auffaßt und aus ihnen die übrigen Farbenwahrnehmungen theoretisch und experimentell herleitet. Trotz aller genialen, verdienstvollen Versuche läßt es sich nicht leugnen, daß das Rätsel der Farbenwahrnehmung in Anbetracht seiner vollen Lösung noch viel zu wünschen übrig läßt und daß wir noch nicht im stande sind, es einleuchtend hinzustellen, wie aus der entsprechenden Mischung der so wenigen Grundfarben das farblose Weiß entsteht, ein Umstand, auf den schon Göthe in seiner sonst theoretisch verfehlten Farbenlehre mit vollem Rechte hinweist. Die partielle Farbenblindheit bietet ferner große Schwierigkeiten, um sich auf das Fehlen bestimmter Grundfarbenwahrnehmungen zurückführen zu lassen.

Aber auch die Lehre von der räumlichen Anschauung durch den Gesichtssinn und damit die gesamte exakte Psycho-Physiologie hat Helmholtz mit neuen und schöpferischen Ideen befruchtet. Sein mathematisches und philosophisches Verständnis ermöglichte es ihm, daß er in mehrfacher Beziehung weittragende Perspektiven erschloß. Untersuchungen mit dem Stereoskop, dem er durch Erweiterung der Augendistanz in der Form seines Telestereoskops zum Zwecke der Wahrnehmung erhöhter Körperlichkeit neue Anwendung verlieh, sowie ferner Untersuchungen über das Wesen der „psychooptischen“ Täuschungen, welche dadurch zu stande kommen, daß seelische Faktoren in die primitive Sinneswahrnehmung eingreifen und diese in eine sekundäre umwandeln, bilden das Feld, welches er mit ebensolchem Glück wie mit Vorliebe beackert hat.

Das philosophische Ergebnis, zu welchem Helmholtz hier auf Grund seiner Forschungen gelangt, ist:

1) Daß Licht-, Farben- und Wärmeempfindungen u. s. w. Zeichen (Symbole) der Außenwelt sind.

2) Daß nur die Beziehungen der Zeit, des Raumes, der Gleichheit und die davon abgeleiteten der Zahl, der Größe, der Gesetzmäßigkeit, kurz das Mathematische der äußeren und inneren Welt gemeinsam sind und daß in diesen in der That eine volle Übereinstimmung der Vorstellungen mit den abgebildeten Dingen erstrebt werden könne. Helmholtz nimmt also hier im Gegensatz zu Kant an, daß Raum und Zeit dem „Ding an sich“ (Außenwelt) zukommen, während Kant es höchstens zulassen würde, daß unsere Anschauungsformen von Raum und Zeit Symbole des „Dings an sich“ sein können.

3) Daß der unbewußte geistige Faktor, welcher primitive Sinneswahrnehmungen in sekundäre auf Grund von unbewußten Urteilen und Schlüssen verwandelt, in der That nicht unbewußt, wie viele meinen, sei, sondern nur unbewußt erscheine, weil jene Urteile und Schlüsse auf Grund vielseitiger Wiederholung sich so unglaublich schnell vollziehen, daß es dem Ich erscheinen muß, als hätten sie sich ohne seine Zuthat vollzogen.

Daß Helmholtz mit einer derartigen Spekulation überaus anregend auf die Psychologie und somit auch auf die gesamte Philosophie gewirkt hat, bedarf keines näheren Beweises. Der geistvolle und kühne Forscher ist der Mitbegründer und Hauptvertreter der Psycho-Physiologie, das heißt derjenigen Wissenschaft, die in scharfsinniger Weise das Materielle mit dem Geistigen zu verbinden strebt. In diesen seinen Entwickelungen trifft der Physiologe und Physiker vielfach mit dem Schüler von Kant, Fries, zusammen, dessen klassische „Psychologie“ noch heute die größte Beachtung verdient, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß Fries das Unbewußte als ein eigenartiges Princip der Psyche auffaßt, in welchem Sinne Rüte und andere moderne Forscher es gleichfalls behandeln. So scheint es, als ob durch die Psycho-Physiologie wieder die alte Freundschaft von Naturwissenschaft

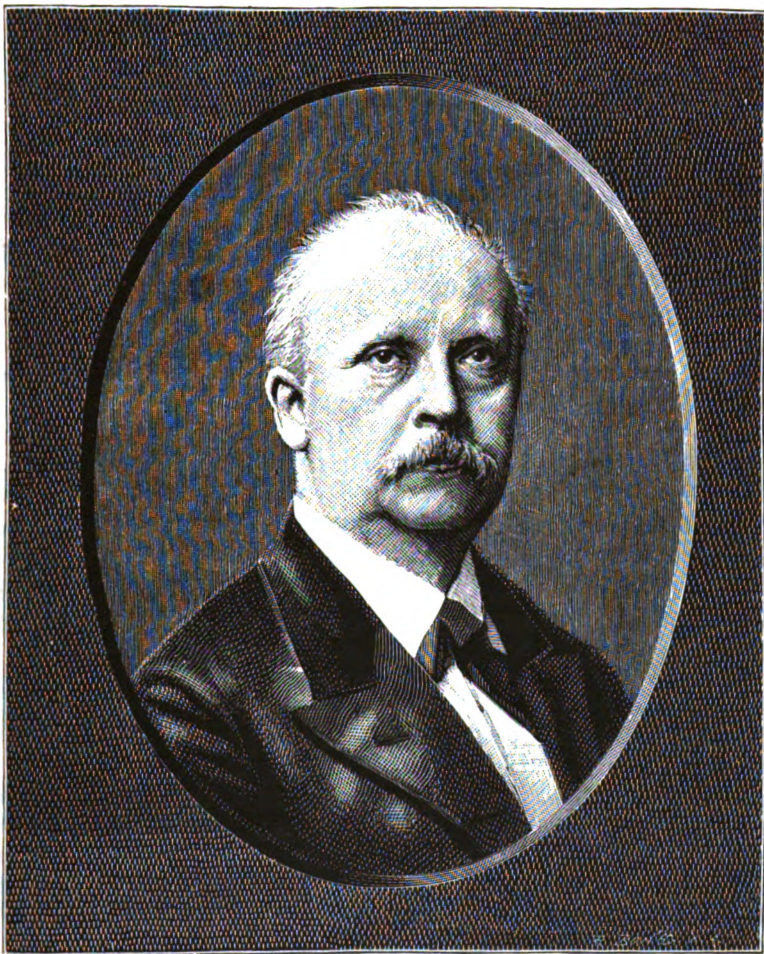
und Philosophie hergestellt werden soll, welche Freundschaft durch die abenteuerliche Naturphilosophie eines Schelling und eines Hegel in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gänzlich erschüttert worden war.

Alle seine optisch-physiologischen Untersuchungen hat er in zahlreichen Werken niedergelegt, von denen wir hier nur einige nennen wollen: „Theorie der zusammengesetzten Farben“ (Königsberg, 1852), „Über das Sehen des Menschen“ (Leipzig, 1855), „Handbuch der physiologischen Optik“ (Leipzig, 1859 bis 1866) und viele Abhandlungen in „Poggendorffs Annalen“ — deren Redaktion er nach dem Tode Poggendorffs, Februar 1877, mit Wiedemann zusammen führt — und der allgemeinen „Encyklopädie der Physik“ sowie in den „Berichten der Berliner Akademie“ u. s. w.

Die Lehre vom Gehörsinn (Akustik) verdankt ihre heutige Gestalt hauptsächlich den glänzenden, bahnbrechenden Leistungen dieses vielseitigen großen Forschers. Er ist auf diesem Gebiete bisher von niemandem erreicht worden, und seine reformatorische Bedeutung kann nicht genug gewürdigt werden. Er hat experimentell und theoretisch nachgewiesen, daß die Klangfarbe eines Instrumentes, das heißt desjenigen Etwas, welches z. B. einen Klavierton von einem Flötenton von gleicher Höhe und Stärke unterscheidet, in dem Mitklingen von Nebentönen besteht, die mehr oder minder mit dem Haupt- oder Grundton konsonieren, mit letzterem eine Art von Accord bilden, in welchem der starke Hauptton vorwiegt, während man früher in der Klangfarbe etwas Specifisches erblicken zu müssen glaubte. Diese Nebentöne entstehen dadurch, daß kein Körper bloß als ein Ganzes schwingt, sondern daß stets gleichzeitig mit seiner Schwingung einzelne Teile von ihm ihre eigenen Schwingungen ausführen, wodurch resultierende Schwingungsformen entstehen. Die letzteren hat Helmholtz zum Gegenstand seiner ausgezeichneten reformatorischen Untersuchungen gemacht, aber nicht minder auch diejenigen Formen der Luftverdichtungen und Luftverdünnungen (Luft- und Schallwellen), welche hierdurch entstehen. Er vergleicht diese Formen der Verdichtung und Verdünnung der Luft mit Wellenkurven, um sie graphisch als solche darstellen zu können. In den Verzweigungen des Gehörnervs erkennt er im Einklang mit dem Johannes Müllerschen Gesetze von den specifischen Energien der Sinne diejenigen Nervenendigungen, vermittels deren Töne von bestimmter Schwingungszahl der Seele vermittelt werden. In geistreicher Weise vergleicht er diese Nervenelemente mit den Saiten eines Klaviers, von denen beim Ertönen einer Stimme vorwiegend dem Gesetze des Mittönens gemäß die gleichgestimmte in Erregung gerät, während die anderen Saiten verhältnismäßig nur schwach mitsummen. Nach dieser scharfsinnigen Hypothese wirken also die Verzweigungen des Gehörnervs analytisch auf Geräusche und sonstige kombinierte Schallschwingungen ein.

Von den übrigen bahnbrechenden Entdeckungen, die Helmholtz auf dem Gebiete der physiologischen Akustik machte, sei noch erwähnt die Entdeckung der Summationstöne, das heißt derjenigen Töne, die dadurch entstehen, daß sich die Schwingungszahlen der Töne zweier Schallwellen summieren. Ferner hat der große Physiologe, der in Bezug auf Licht, Farbe und Schall mit solch scharfem und feinem Sinn begabt ist, auch der Harmonielehre eine wahrhaft philosophische Grundlage dadurch verliehen, daß er eingehender, als dies vor ihm geschah, auf das Zustandekommen von Konsonanz und Dissonanz einging, wobei es sich herausstellte, daß die unangenehme Wirkung der Dissonanz mit dadurch zu stande kommt, daß das Ohr infolge von „Interferenz“ (Zusammenstoß) in kurzer Zeit verhältnismäßig viel Unterbrechungen, die sich als Stöße (wie das unangenehme Flackern eines Lichtes) markieren, zu erdulden hat. Auch übertrug Helmholtz seine Untersuchungen auf die Laute der menschlichen Sprache und deckte hier sehr interessante

Beziehungen in Bezug auf Vokale und Konsonanten auf. In dem wiederholt aufgelegten berühmten Werke „Die Lehre von den Tonempfindungen“ (Braunschweig, 1862) hat Helmholtz seine akustischen Untersuchungen zusammenhängend dargestellt. Dieses Werk ist die hervorragendste geleistet. Er war einer der ersten, welche den Zusammenhang von Nervenfasern und Nervenzellen (die anatomische Grundlage unserer Anschauung vom Nervenleben) beobachtet haben; ebenso verdankt ihm die specielle Muskelmechanik manche wertvolle Bereicherung, und seine diesbe-



Hermann Ludwig Ferdinand v. Helmholtz.

Erscheinung auf dem Gebiete der gesamten bisherigen Akustik und eine der glanzvollsten Leistungen des wissenschaftlichen Genius, die je geschaffen wurden.

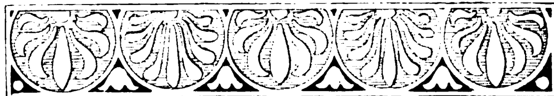
Auch auf dem Gebiete der Anatomie, welche er, wie unsere Leser wissen, eine Reihe von Jahren neben der Physiologie docierte, hat er höchst Bemerkenswertes züglichen Untersuchungen, die er in Müllers „Archiv“, in den Berichten der Berliner Akademie, in „Poggendorffs Annalen“ und seinen eigenen zahlreichen Schriften niedergelegt hat, reihen sich würdig seinen übrigen fundamentalen physiologischen und physikalischen Arbeiten an.

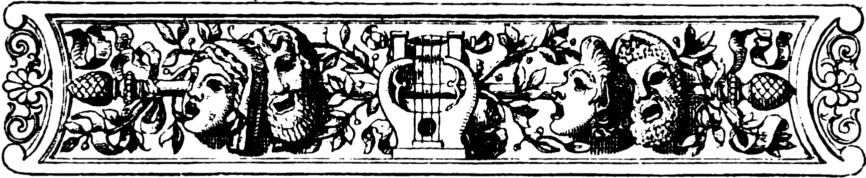
In all den zahlreichen Werken streng-

und populär-wissenschaftlicher Art, welche Helmholtz veröffentlicht hat, bewährt er sich als ein eminenter Meister des Stils. Seine Schreibweise ist eine einfache, klare und gemeinfaßliche, ohne daß dadurch dem Ernst und dem vornehmen Geist der Wissenschaft auch nur im geringsten Abbruch geschieht. Er kennt den großen Einfluß, den unsere deutschen Dichterheroen, namentlich aber der Dichterfürst Göthe, auf die geistige Entwickelung der Nation ausgeübt haben, und deshalb verschmäht er es nicht, in seinen Schriften an passenden Stellen unsere Klassiker, besonders Göthe, mit seltenem Geschick zu citieren. Überdies sind seine Schriften, so gedankenreich und formvollendet sie sind, nicht allein in physiologischer und physikalischer Beziehung überaus anregend, sondern sie enthalten auch eine Fülle der scharfsinnigsten und geistreichsten Bemerkungen über die bildende Kunst, speciell die Malerei und Musik, und der große Gelehrte zeigt sich auf diesen Gebieten als ein äußerst feiner Ästhetiker mit stets treffendem Urteil, nicht allein als wissenschaftlicher Theoretiker, sondern auch als ein gediegener Sachverständiger, und so hat die psychologische Ästhetik seinen Anregungen gar manche wertvolle Erweiterung ihres Erkenntnisfeldes zu verdanken.

Auch die Lehre Darwins hat der berühmte Forscher mit regem Eifer ergriffen und dadurch gezeigt, daß er jeder neuen Idee, die eine weittragende Perspektive in der Wissenschaft eröffnet, mit Begeisterung zugethan ist. Daß ein solcher origineller Geist wie Helmholtz anregend gewirkt hat, konnte nicht ausbleiben, und so hat er durch seine gewaltigen Forschungen und seine ausgezeichneten Schriften die besten Geister der Nation belehrt und durch seine lichtvollen Vorträge in Hunderten und Tausenden von Schülern Liebe und Eifer für die Naturwissenschaft wachgerufen. Aber daß er eine eigentliche Schule gebildet hätte, kann man nicht behaupten, da die wesentlichen Kombinationen und Inspirationen von Helmholtz darauf beruhen, daß er verschiedene Wissenszweige genial zu verbinden versteht und infolge seiner Vielseitigkeit, die gepaart ist mit ursprünglicher Genialität, lediglich solche staunenswerte Erfolge zu erzielen vermochte. Dies schließt nicht aus, daß die Physik der neueren Zeit auf der Grundlage Helmholtzscher Forschungen weiter baut und daß deutsche und auswärtige Naturforscher nur dann Ersprießliches leisten können, wenn sie auf physiologischen und physikalischen Gebieten jene kühnen und doch so sicheren Bahnen verfolgen, welche der Altmeister eröffnet hat.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der geniale und hochverdiente Mann, der in seiner schlichten Denkungsart freilich nie nach Auszeichnungen gestrebt hat, von seiten des Staates und gelehrter Körperschaften auch mit äußeren Zeichen der Ehre und Würden aller Art ausgezeichnet wurde; er ist Geheimrat, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und im Februar 1883 von dem deutschen Kaiser in Anerkennung seiner unsterblichen Leistungen in den erblichen Adelsstand erhoben worden, auch schmücken Orden aller Souveräne seine Brust. — Von dem rastlos vorwärts strebenden und nie ermüdenden Forschergeist ist zu erhoffen, daß er auch ferner die Welt mit neuen Schöpfungen bereichern und in seine Ruhmeskrone noch manch frisches, grünes Blatt fügen wird!





Vergessene Opern.

Von

C. H. Bitter.

VI.

In jedem Falle ist der Geschmack der größeren Menge, welche wir das Publikum nennen, durchaus wechselnder Natur; was heute entzückt, kann morgen vergessen sein. Vor allem wird Neues verlangt, werden Anregungen gefordert, die das Vorhandene und Bekannte, so schön es an sich sein mag, nicht bietet. In jedem Falle wird darüber Einvernehmen herrschen, daß das Neue und für den Augenblick Anziehende nicht überall den höheren Kunstanforderungen zu entsprechen braucht.

Wohl darf man anerkennen, daß das wahrhaft Schöne, Edle, Große selten ohne nachhaltigen Eindruck und echt künstlerische Wirkung in das Leben tritt. Aber es fehlt auch an gegenteiligen Erfahrungen nicht, und oft genug haben Kunstwerke ersten Ranges sich erst nach harten Kämpfen Geltung zu schaffen vermocht. Im allgemeinen darf man, was die ästhetische Seite des Geschmackes anbetrifft, von der Menge, die wir Publikum nennen, nicht zu viel verlangen. Diese folgt zumeist gewissen Führern, die in der Presse wie außerhalb derselben nicht bloß das Urteil, sondern auch den Geschmack gepachtet haben und selten geneigt sind, andere Götter neben sich zu dulden. Eigenes Urteil ist selten vorhanden, kommt wenigstens nur ausnahmsweise zur Geltung und wird oft konventionell oder terroristisch beeinflußt. Es ist so bequem und sicher, sich auf irgend eine Autorität berufen zu können, mag sie eine richtige oder falsche sein.

Die Selbständigkeit der Meinung ist zudem nicht bloß selten, sondern sehr oft auch unbeliebt, zumal wo die Spekulation auf das Raffinement der Pikanterien, auf den Reiz grobsinnlicher Effekte, auf die an das Rohe streifende Neigung der Massen in den Vordergrund tritt.

Dazu kommt, daß selbst das Schöne und Schönste, wenn nicht in den anderen Zweigen der Kunst, doch jedenfalls in der Opernmusik an das Vergängliche in der Natur erinnert. Ich bin in den voraufgegangenen Betrachtungen zwar mit großer Wärme für die Oper der Vergangenheit eingetreten, wo sie mir, absolut genommen, noch jetzt jenen Anforderungen zu entsprechen schien, die an das musikalische Drama gestellt werden dürfen; aber ich darf doch nicht damit zurückhalten, daß die Forderungen an das, was wir als schön und groß zu bezeichnen gewohnt sind, im Laufe von Decennien sich nicht immer gleich bleiben, daß manche Farbe, die uns einst lebhaft und glühend erschien, verblaßt, daß manche Form, die wir für vollendet zu halten uns berechtigt glaubten, schadhaft und gebrechlich werden kann.

Mehr als sonst in der Kunst fordert die Oper ihre Reflexe im Spiegel ihrer Zeit, und glücklich die Tonsetzer, die über

diese hinaus in eine Zukunft von Generationen den Stempel ihres Genius zu tragen vermocht haben.

Ich werde, um für diese meine Auffassung Beispiele anzuführen, nicht zu weit zurückzugreifen nötig haben. Ich brauche nur an ein besonderes Genre der Spieloper zu erinnern, das vor nicht sehr entfernter Zeit, in der Mitte der fünfziger dieses Jahrhunderts, also vor kaum dreißig Jahren, in den bouffes parisiennes durch die geschickte und leichtfließende Feder Offenbachs in das Leben gerufen, unter seiner Leitung sich zu einer besonderen Art der opera comique entfaltet und dann für Deutschland in Strauß, Suppé, Millöcker und anderen seine Nachfolger gefunden hat, ohne nur in einem einzigen Stücke dauernd die Bühne beherrschen zu können.

Niemand wird in Abrede stellen können, daß Operetten wie „Fortunios Lied“, „Die Verlobung bei der Laterne“, selbst noch der „Urlaub nach dem Zapfenstreich“, rein musikalisch genommen, ein gewisses Verdienst zugesprochen werden konnte, daß im „Orpheus in der Unterwelt“, der in Paris dreihundertmal hintereinander volle Häuser gemacht hat, daß in der „Schönen Helena“, nicht weniger im „Pariser Leben“ sich Züge feinster und geistvollster Behandlung der Musik, Situationen von frappantester Wirkung, ein seltener melodischer Reiz und ein äußerst lebendiges Zusammenwirken von Text und Musik finden. Ich will nur an die ebenso geistvolle als musikalisch anziehende Scene des ersten Aktes im „Pariser Leben“ erinnern, in welcher die leichtfertige Schöne den Brief ihres abgereisten schwedischen Freundes vorliest.

Offenbach hat in seinen „Les contes de Hofmann“, einer Oper, die ich vor zwei Jahren in Paris mit rauschendem Beifall aufführen sah, das Streben offen zu Tage treten lassen, aus dem Kreise jenes pikanten Operngenres, das dem ephemeren Erfolge gewidmet war, hinaus in den der eigentlichen Kunstinteressen zurückzutreten. Aber alle seine so glänzenden Erfolge sind verrauscht, seine Opern, welche die Reise durch halb Europa gemacht haben, schon jetzt fast vergessen und begraben. Die leichtfertig angelegten Texte, welche die raffinierte Liederlichkeit auf die Bühne brachten, die sogenannte pikante Oper hatten freilich einen Teil des Publikums vollständig entartet, und wenn auch sie sich auf die Dauer nicht halten konnten, so war daran weder der schlüpfrige Inhalt noch die wie Champagnerrausch prickelnde Musik Offenbachs schuld, sondern es war eben das Bedürfnis der Abwechselung, des Neuanregenden, Aufregenden, was neue Schöpfungen, neue Reizungen erforderte.

In Paris entstehen fortwährend neue Operetten dieser Art, die in stetigem Wechsel kommen und gehen, hier und da mit etwas längerem Erfolge, wie z. B. „Demoiselle Angot“. In Deutschland haben „Der lustige Krieg“ und „Die Fledermaus“, „Fatinitza“, „Die Jungfrau von Belleville“ und der „Bettelstudent“ (der vielen dazwischen liegenden Versuche, auf die Neugierde und das Abwechselungsbedürfnis des Publikums zu spekulieren, nicht zu gedenken) das Ihrige gethan, um die in den Walzerrhythmus und Contratanz übersetzte Opernmusik auf den für dieses Genre bestimmten Bühnen zu erhalten.

Alle diese Tageserscheinungen werden an dem ihnen mehr oder weniger innewohnenden Unwert zu Grunde gehen, von neuen Arbeiten neuer Tages- und Tanzkomponisten überboten oder mindestens abgelöst und dann, mit Recht, vergessen werden.

Ist es denn so gar anders auf dem Felde der großen Oper?

Ich habe Arbeiten von höchstem Kunstwert, von edelster Schöne, von großartiger Kraft, von den erfindungsreichsten Intentionen und in ihrer Zeit von vollendeter Wirkung genannt, die der vorüberrauschenden Zeit und deren sensationellen Bedürfnissen nicht haben Widerstand leisten können. Wenn ich auch bei manchen mein Bedauern hierüber ausgesprochen,

der Hoffnung einer Wiederbelebung Ausdruck gegeben, ich habe sie doch den vergessenen Opern hinzuzählen zu müssen geglaubt.

Ich kann mir aber ein deutliches Bild von dem Unwillen machen, den ich erregen werde, wenn ich den, wie ich gern anerkenne, außerordentlichen Erfolgen des R. Wagnerschen Opernsystems ein gleiches Schicksal vorhersage.

Auch ihr Erfolg ist, abgesehen von dem kolossalen Apparat der Reklame, der für sie in Gang gesetzt worden ist, sowie von dem durch die Partei der Anhänger des „Meisters“ geübten Terrorismus, zum nicht geringen Teile auf das mit der eigentlichen Kunst in keinem Zusammenhange stehende Sensationsbedürfnis des Publikums, auf dessen Drängen nach Neuem, nach Abwechselung und Überraschung zu setzen. Es spricht hierbei in nicht geringem Maße das sich vielfach und lebhaft geltend machende sinnliche Element mit, welches an einzelnen Stellen ziemlich unverhüllt und fast roh hervortritt.

Ich erkenne in den Schöpfungen Richard Wagners, den seine Anhänger schlechtweg den Meister nennen (die vorangegangenen großen Tonsetzer Palestrina, Scarlatti, Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Spontini, Weber und andere scheinen einer solchen Bezeichnung nicht würdig befunden zu sein), nicht weniger wie die Enthusiasten und Fanatiker der Zukunftsoper, denen ja in besonderem Maße das nervöser Aufregungen so bedürftige schöne Geschlecht angehört, Züge großer Intuition, Klangfarben von besonderer Schönheit, reichen Glanz in harmonischen Kombinationen, scenische Situationen von packender Gewalt. Ich erkenne auch sein Bestreben an, die Reform der ernsten Oper, die durch Gluck in so großartiger Weise begonnen worden, energisch weiter zu führen, die Oper von dem bloß Hergebrachten, Schablonenmäßigen zu befreien, muß aber an dieser Stelle auf eine kunstkritische Beurteilung des Wagnerschen Musikdramas verzichten. Ich will nicht einmal auf die ungeheure Langeweile aufmerksam machen, die jede Oper dieses Meisters mit unausbleiblicher Notwendigkeit mit sich bringt. Das aber glaube ich bestimmt prognostizieren zu können, daß Wagners Nachfolge, wie solche aus inneren Gründen nur eine sehr beschränkte sein kann, nicht entfernt Dimensionen annehmen wird, wie solche Offenbach mit seinen französischen und deutschen Epigonen gefunden hat. Ebenso bin ich überzeugt, daß wie so vieles, was seiner Zeit Bewunderung erregt, Enthusiasmus hervorgerufen hat, dennoch der Vergessenheit anheimfallen mußte, auch „Der Ring des Nibelungen“ samt „Parsifal“ mit „Tristan und Isolde“, den „Meistersingern“ und dem „Fliegenden Holländer“ diesem Lose verfallen werden, dem die Werke Cherubinis, Spontinis, Gretrys, Isouards und so vieler anderer Meister ersten Ranges, Kunstwerke von echtem Golde und hoher Schönheit, verfallen sind.

Dies wird geschehen aus dem vorentwickelten Naturgesetz und aus der angedeuteten Beweglichkeit in dem Geschmack des Publikums. Beides wirkt nebeneinander, aber mit unfehlbarer Sicherheit, selbst ohne daß der wirkliche Kunstwert dabei mit in Frage kommen müßte. „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ werden noch einige Jahre länger die Bühne beleben, weil diese beiden Opern sich mehr der bleibenden Richtung der dramatischen Musik anschließen, weil in ihnen die tötenden Längen weniger erschöpfend wirken und weil die Hauptpartien in beiden Opern der menschlichen Empfindungsweise näher stehen als die der handelnden Personen in den anderen Opern, vielleicht auch, weil in ihnen der Gesang der menschlichen Stimme, dieses unschätzbare Gut, das Kunst und Natur dem Menschen verliehen haben, noch nicht unter der Wucht der in das Orchester verlegten unendlichen Melodie erlegen ist.

Vor allem aber wird die fortdauernde und durch nichts zu beseitigende Veränderlichkeit in der Geschmacksrichtung des Publikums an dem Marke dieser Schöpfungen der Neuzeit zehren und den

so lange Zeit mit Erbitterung geführten Kampf über die Berechtigung des ganzen Systems und der Durchführung desselben einem thatsächlichen Ende zuführen.

Dieser veränderten Geschmacksrichtung des Theaterpublikums ist auch „Das unterbrochene Opferfest“ verfallen, über dessen inneren Wert und liebenswürdige Schönheit an sich kaum ein Zweifel herrschen wird. Aber gerade das, was dieses Werk Peter v. Winters in so hohem Grade auszeichnet: der in das Innere dringende Gesang, die Anmut der Melodien und die Abrundung der Formen, die aus sich selbst hervorquellende Charakteristik, das, was die Musiker der neueren Schule eben schon an Haydn und Mendelssohn so unangenehm berührt hat (an Mozart wagt man sich bis jetzt nur mit einer gewissen Scheu heran) — alles dies muß mit der Abschaffung der Melodie, mit dem Zerschlagen der Form, mit der Unterordnung der menschlichen Stimme unter die „Sprache des Orchesters“ dazu beitragen, die Neigung der neueren Schule und die des Publikums einem solchen Werke zu entfremden.

Ich hätte diese Bemerkungen schon früher bei Besprechung der Opern von Spontini und Cherubini einfließen lassen können; ich meine aber, sie wären dort nicht so sehr an ihrem Platze gewesen wie hier, wo der Gegensatz zwischen der altklassischen Oper und dem Zukunftsdrama noch schärfer und klarer hervortritt.

Wenn ich im Laufe meiner Betrachtungen übrigens wiederholt darauf aufmerksam gemacht habe, daß gewisse Opern deshalb den vergessenen beigezählt werden, weil die großen Künstler fehlen, welche ihre Träger sein müssen, so wird sich dies bei der Wagneroper wiederholen. Denn es ist nicht zu erwarten, daß für die Dauer der Enthusiasmus für diese Art der Musik die bedeutenden Künstler, welche für ihre Darstellung absolut notwendig sind, veranlassen werde, sich den zahlreichen anderen Aufgaben zu entziehen, die ihnen ein so reiches Feld des Glanzes und hoher Triumphe bieten.

Im Begriff, den Kreis der Erörterungen abzuschließen, den ich mir beim Beginn dieser Betrachtungen gezogen hatte, habe ich zunächst noch einer alten Oper zu gedenken, welche dem Jahre 1809 entstammt, also bedeutend jünger als das „Opferfest“, zu ihrer Zeit mit ungeheurem Beifall gegeben, von großen Künstlerinnen mit Vorliebe dargestellt, so gemütreich als einfach, von tiefster Empfindung getragen und von zartester Reinheit des Ausdruckes, in diesen ihren Haupteigenschaften kaum ihresgleichen hat. Es ist dies „Die Schweizerfamilie“ von J. Weigl, eine Oper, die jetzt noch kaum über eine oder die andere kleine Bühne gehen mag, wenn eine Anfängerin glaubt, ihre ersten Versuche vor dem Publikum wagen zu sollen.

Der Text (von Castelli) ist in seiner Art und nach seinem Inhalt vortrefflich, wenn ihm gleich alle jene Sensationspointen fehlen, die in der neueren Oper kaum entbehrlich erscheinen. Die Verse sind vortrefflich. Es ist eine psychologische Gemütsdarstellung, welche die Liebe der Schweizer zu ihrem Heimatlande mit der Liebe eines vom Heimweh gequälten und von tiefer Leidenschaft erfüllten jungen Mädchens in sicheren und einfachen Strichen zeichnet.

Ungünstig für die Oper als Bühnenstück wirkt es, daß sie zu kurz ist. Sie füllt, ungeachtet ihrer drei Akte, kaum einen Abend aus. Insbesondere der dritte Akt spielt sich mit reißender Schnelle ab. Der Zuschauer vermag kaum der tief ergreifenden Lösung, die er bringt, gerecht zu werden.

In der Partitur sind nur wenige Nummern vorhanden, die nicht noch jetzt Gemeingut der deutschen Nation, der Musik- und Theaterwelt wären. Abgesehen von den schönen und charakteristischen Ensembles, sind die Scene der Emmeline im ersten Akt „Gott, was seh ich!“ deren allbekanntes Duett mit Richard Bolt, ihrem Vater, „Setz dich, liebe Emmeline“ und die nicht weniger bekannte Kavatine „Wer hörte wohl jemals mich klagen?“ im zweiten

Akte das rührende Lied Jakobs „Vom weit entfernten Schweizerland“, das Duett „Durch das Band der reinsten Liebe“, sowie im dritten Akt der Morgengesang „Ach, wie herrlich strahlt der Morgen!“ der wie warmer Sonnenschein aus blauem Himmel herabklingt, vor allem aber das seelenvolle Stimmungsbild in dem Melodrama der Emmeline, an das sich das Erkennungsduett mit ihrem Geliebten anschließt, wahrhafte Perlen einfach-rührenden Gesanges.

Wer diese, meist der Rolle der Emmeline angehörigen Stücke von Nanette Schechner oder Wilhelmine Schröder-Devrient gehört hat, der wird auch wissen, daß nie mit einfacheren Mitteln gewaltigere Wirkungen erreicht worden sind als von diesen beiden großen Künstlerinnen. Der überwältigende Eindruck, den Nanette Schechner mit den Worten der Kavatine „Es ist nur die Freude, die sie mir erpreßt“ hervorrief, ist nur dem Augenblick zu vergleichen, in welchem die Worte im dritten Akt „Es ist seine Stimme, es ist seine Stimme!“ aus dem Tiefsten der Seele hervorströmend, von Wilhelmine Schröder-Devrient gesungen worden sind. Beide Künstlerinnen, so überraschend groß im Spiel wie im Gesange, in den höchsten Aufgaben, die die ernste Oper bieten kann, allen anderen überlegen, haben es nicht verschmäht, ihre schönsten Lorbeeren auf dem einfachen Felde dieser dem reinsten Gefühl und den rührendsten Seelenstimmungen geweihten Oper zu suchen.

Ich schließe meine Betrachtungen mit einem Werke, das nicht für den Kunstfreund, nicht für die Oper als solche, nicht für die Geschichte, wohl aber für die Opernbühne als eine vergessene bezeichnet werden darf; vergessen, während die Bewunderung für sie, das Anerkenntnis ihrer überwältigenden Größe, ihrer ernsten Dramatik, ihrer tragischen Gewalt und ihres vollendeten künstlerischen Inhaltes noch in diesem Augenblick mit gleichem Feuer wirkt als bei ihrem ersten Erscheinen vor mehr als hundert Jahren.

Daß ich unter den vergessenen Opern auch dieses großen Werkes, der „Iphigenia in Aulis“ von Gluck, gedenken muß (ich hätte mich vielleicht auch noch mit seinem „Orpheus“ beschäftigen können, wenn ich nicht darauf hätte Rücksicht nehmen müssen, daß diese Oper einer besonders geeigneten Darstellerin bedarf, die nicht immer den Bühnen zu Gebote steht), das würde schmerzlich berühren, wenn man nicht eben die oben erörterten Anschauungen von dem, was dem wechselnden Geschmack der Zeit und des Publikums zu gute gerechnet werden muß, sich stets gegenwärtig zu halten und dabei sich klar zu machen hätte, daß Gluck, Meyerbeer, R. Wagner und Verdi unmöglich nebeneinander das Repertoire derselben Opernbühne erfüllen können, wenn nicht für jeden dieser Tonsetzer ein eigenes Publikum, nicht weniger aber auch ein deren Anforderungen entsprechendes Bühnenpersonal zu Gebote steht.

Mit dieser Oper hatte ihr berühmter Komponist zwar nicht die Reform der Oper begonnen, ihr waren „Orpheus“ (1764), „Alceste“ (1763) sowie „Paris und Helena“ (1769) voraufgegangen. Aber die bekannten Kämpfe, welche das Erscheinen der „Iphigenia“ (1767) zu Paris begleitet hatten, und der ungeheure Erfolg, welcher dieser Oper dort zu Teil ward, stellen sie unmittelbar an die Spitze der Reformbewegung, die mit ihr und aus ihr hervorgegangen war und die Gluck bereits in der berühmten Vorrede zu seiner „Alceste“ als eine wohlbewußte und systematisch vorbereitete bezeichnet hatte. Freilich haben wir von R. Wagner* erfahren, daß diese berühmt gewordene Revolution Glucks in Wahrheit nur darin bestanden habe, daß der musikalische Komponist sich gegen die Willkür des Sängers empört habe. „Im übrigen“ (sagt er) „blieb es in Bezug auf den ganzen unnatürlichen Organismus der Oper durchaus beim alten. Arie, Recitativ und Tanzstück stehen für sich gänzlich abgeschlossen ebenso unvermittelt neben-

* „Kunstwerk der Zukunft“, S. 35 u. 36.

einander in der Gluckschen Oper, als es vor ihr und bis heute fast immer noch der Fall ist."

Dies ist in gewissem Sinne richtig: Gluck hat die ihm von Scarlatti überkommene Form der Arie und des Recitativs erhalten, und wenn man von einem anderen Musikkritiker hört,* daß er im musikalischen Sinne kein originaler Kopf war, so kann man ja immer noch zufrieden sein, daß ihm überhaupt der Kopf noch nicht ganz abgesprochen worden ist; und doch ist er es gewesen, der nicht die Form, sondern das Wesen der Opernmusik von Grund aus neu gestaltet hatte, der die Formen, wie er sie vorgefunden, von innen heraus erweitert, den dramatischen Zwecken untergeordnet und angepaßt, nicht aber — und ich kann ihm darin nur vollkommen recht geben — dieselben mit Bewußtsein zerschlagen hat.

Bei Gluck war das Gewand der Oper nicht, wie Wagner dies** mit unbeschreiblicher Naivetät ausgedrückt hat, „eigentlich nur das Werk des Dekorationsmalers und Theaterschneiders"; für ihn war es die reine Form des musikalischen Dramas, als welche ich für mein bescheidenes Teil sie noch jetzt betrachte, selbst auf die Gefahr hin, von Herrn Tappert*** zur Ordnung gerufen und als einer der „stupidesten Stümper" bezeichnet zu werden, die es wagen, den Meister meistern zu wollen. Mit sicherem Blick hatte Gluck erkannt, daß die neue und gefährliche Bahn, die er zu beschreiten im Begriff stand, weitab bleiben müsse von jeder Realistik und von jener Trockenheit, dem Mangel an Idealismus, der von der Kunst abwärts führt in die Prosa des gewöhnlichen Ausdrucks, den ein schwächerer Geist so leicht für das Hauptsächliche des dramatischen Wesens zu halten geneigt sein mag. Sein feines Gefühl für das Schöne und der unerbittliche Ernst, der ihn bei seinen Arbeiten beherrschte, bewahrten ihn vor derartigen Verirrungen. Für ihn war nicht, wie dies bei seinem Vorgänger Lully der Fall gewesen, die Wahrheit des Ausdrucks für sich allein Zweck, sondern die Wahrheit im Gewande der Schönheit. Nicht die Charaktere an sich wollte er darstellen, sondern das Ideal der Charaktere. Vor allem lag es ihm fern, die Musik der Dichtung unterordnen zu wollen. Im Gegenteil, er wollte auf der Grundlage der Musik die Wahrheit mit der Schönheit, den dramatischen Ausdruck mit der Würde und Grazie verbinden, welche die Kunstform ihm zu fordern schien. Er hat die Form nicht zerbrochen, sondern, indem er sie neu belebte, sich unterthan gemacht.

Wenn uns jetzt, vom Standpunkt der Romantik aus, der unsere Zeit beherrscht, die Welt der Heroen, die antike Größe in Glucks Opern mitunter fremdartig anschauen, so wird dies weniger befremden als die Thatsache, daß noch jetzt, nach mehr als hundertjähriger reicher Blüte der Kunst in all ihren vielverzweigten Richtungen, seine Opern jene zündende Kraft nicht verloren haben, die ihnen zur Zeit ihres Entstehens innewohnte.

Als vor wenigen Jahren „Alceste" in Berlin neu in Scene ging, war noch bei der Generalprobe die Meinung vorherrschend, daß man die Oper nicht geben dürfe. Und als sie dennoch ihren hoheitsvollen Gang ging, geschah dies vor einem enthusiastisch angeregten, entzückten Publikum. Dasselbe ist stets bei Glucks „Armida" und bei seiner „Iphigenia in Tauris" der Fall gewesen. So wie Niemann als Achill mit der berühmten Arie des dritten Aktes „Zuerst stoß ich das Schwert" und mit der Arie des Rinald „Mich durchglüht der Durst nach Thaten", nicht weniger mit der in der „Alceste": „Ohne dich kann ich nicht leben!" sein Publikum hinreißen konnte,* so wie Mantius seiner

* L. Ehlert: „Musikalische Briefe", S. 78.

** „Kunstwerk der Zukunft", S. 103.

*** „Musikalisches Wochenblatt" (Leipzig, 1882), S. 594.

* Welchen Enthusiasmus würde Niemann erregen, wenn die Regie der Berliner Oper dahin gelangte, von ihm den Orest singen zu lassen, mit dessen Darstellung einst Bader und Wild, beides so hochberühmte dramatische Tenoristen, eine so außerordentliche Wirkung hervorbrachten.

Zeit als Pylades durch die Arie „Nur einen Wunsch, nur ein Verlangen“ bezaubern, wie Johanna Wagner Glucks höchste Tragik in ihrer Klytämnestra zu entfalten vermochte, so waren es noch vor etwa fünfzig Jahren Anna Milder als Iphigenia in Tauris, später Nanette Schechner und Wilhelmine Schröder-Devrient in derselben Rolle, die sich und das Publikum auf jene Sonnenhöhen emporhoben, von denen aus der Blick dem Ewigen, dem Ureigensten, dem Größten der Kunst sich zuwenden darf.

Wer von der Milder die Arie des dritten Aktes Nr. 19 der „Iphigenia in Tauris“ mit dem Schlusse „Daß ich dich, mein Orest, wiedersehe!“ gehört oder von ihr die Recitativstelle des vierten Aktes „Er ist vom Stamm der Götter, sie selber sind sein Schutz!“ darstellen sah, der wird dies bestätigt finden.

Über Wilhelmine Schröder-Devrient und ihr unvergleichliches Spiel als Iphigenia habe ich bereits früher gesprochen. Für Nanette Schechners Auffassung und Größe in dieser Rolle ist der eine Moment im dritten Akt maßgebend gewesen, in welchem sie (Terzett Nr. 20) mit den Worten „So gehe du von hier!“ ihre Wahl zwischen Orest und Pylades getroffen hat.

Wenn ich hier manche der Wirkungen zusammengefaßt habe, die mir aus Gluckschen Opern vorzugsweise in der Erinnerung verblieben sind, so kehre ich zu der aulidischen „Iphigenia“ zurück, indem ich annehme, daß der Inhalt des Buches (auf Grund der Racineschen Tragödie von Bailly du Rollet gedichtet) hinreichend bekannt sein wird, um ihn nicht noch einmal resumieren zu sollen. Ebenso nehme ich an, daß die Musik keinem, der sich für die Oper interessiert, fremd sein kann. Ich will an dieser Stelle nur der Anfangsarie des Agamemnon „Diana, grausame Göttin!“ seiner großen Scene am Schluß des zweiten Aktes „Ihr Wachen her! Weh mir, welch ein Beginnen!“ ferner der Arie der Klytämnestra „Ha, mit edlem Mut bewaffnet!“ und ihrer Scene im dritten Akt mit der Arie „Schleudre, Zeus, deine Blitze!“ der Arie des Achill „Zuerst stoß ich das Schwert“, endlich des wundervoll beruhigenden vierstimmigen Andante molto gegen den Schluß der Oper „Mein Herz kann das Maß meines Glücks nicht fassen“ gedenken und nur das hervorheben, daß hier wie in allen Gluckschen Opern die Charaktere in einer Hoheit und Schärfe gezeichnet sind, wie dies treffender kaum möglich sein möchte. Agamemnon in seiner schroffen Größe, von den widerstreitenden Gefühlen des Feldherrn, Königs und Vaters hin und her bewegt, ist neben seiner Gattin eines der herrlichsten Charakterbilder, welche die große Oper geschaffen hat. In der Klytämnestra, die hier nur von Mutterangst bewegt erscheint, sieht man bereits jene düsteren Triebe emporwachsen, die zehn Jahre später den in siegreichem Stolze heimkehrenden König der Mordaxt ihres Buhlen Ägystheus opfern sollten. Beiden gegenüber steht die große Heldengestalt des Achill wie mit Flammenschrift gezeichnet.

R. Wagner hat diese Glucksche Oper einer Bearbeitung unterworfen, die ein ehrendes Zeugnis für die Pietät dieses Tonmeisters gegen den alten Reformator des musikalischen Dramas ablegt. Sie ist mit Maß und vielem Geschick geschehen; an Veränderungen ist nur weniges eingefügt, die instrumentalen Kräfte des Gluckschen Orchesters, zumal in den Arien, sind in glücklicher Weise verstärkt und neu gruppiert.

Ob man es für richtig erachten soll, daß Wagner, gegen die ursprüngliche Vorschrift, nach welcher Kalchas vor Beginn des Opfers der Iphigenia den Zorn der Göttin als versöhnt erklärt, Diana selbst erscheinen läßt, kann vom dramatischen und scenischen Standpunkt aus zweifelhaft sein. Die hier eingefügte Musik entfernt sich jedenfalls stark vom Stil der Gluckschen Oper und macht daher eine glückliche Wirkung nicht. Wenn Wagner an Stelle des schwungvollen Schlußchors den dreifachen Ruf „Nach Troja!“ ge-

setzt hat, so erinnert dies zu sehr an den Schluß des zweiten Aktes im „Tannhäuser“: „Nach Rom!“ um nicht befremdend zu wirken.

Ich hoffe, daß von dem Augenblick an, mit welchem die großen Bühnen Deutschlands oder eine oder die andere derselben über gleichmäßig vorzügliche Kräfte ersten Ranges werden gebieten können, „Iphigenia in Aulis“ keine vergessene Oper mehr sein wird.

Indem ich hiermit von dem geneigten Leser scheide, bin ich mir sehr wohl bewußt, daß manches, dem ich in den vorstehenden Blättern Ausdruck gegeben habe, Anstoß erregen, manches auch Mißbilligung finden wird. Wer indes lange Zeit hindurch im öffentlichen Leben den Kampf nach so mancher Seite hin aufzunehmen gehabt hat, wie mir dies beschieden war, und wer, seinen Überzeugungen getreu, auch großen Interessen und Personen gegenüber, die von ihm in tiefster Seele verehrt wurden, sein „non possumus“ auszusprechen berufen gewesen ist, der wird auch in den der schönen und ernsten Kunst angehörigen Fragen nicht zweifelhaft sein, daß der Mann nicht nach den verrauschenden Stimmen des Tages und der Parteirichtung, sondern nach dem, was er den bleibenden Interessen entsprechend betrachten zu müssen glaubt, Farbe zu bekennen hat. Ich bekenne diese Farbe nicht für mich, sondern für die Tonkunst in ihren höchsten und idealsten Zielen, und weiß, daß eine nicht ferne Zukunft sich an meine Seite stellen wird.

Ich hätte noch manche der vergessenen Opern nennen und besprechen können, die es verdient haben, der jetzt lebenden Generation in Erinnerung gebracht zu werden. Aber ich fürchte, daß ich schon zu weit über die Grenzen hinausgegangen bin, welche der geneigte Leser dem vielbesprochenen Gegenstande gezogen zu sehen gewünscht haben möchte.

Ich schließe daher.

Die Kunst ist ewig. Sie ist in ihren Grundlagen in der Musik keine andere als in der Malerei oder in der Skulptur, in der Poesie des Gedichtes oder des Dramas. Überall sind ihre Gebilde, auch das Beste darunter, dem schnell wechselnden Urteil des Tages unterworfen, der Kritik, die oft herbe und gerecht, oft genug auch oberflächlich, seicht und käuflich ist. Was der Künstler schafft, vermag nur dauernde Geltung, bleibenden Nachruhm zu erwerben, wenn es, unbeirrt durch den Zuruf der Menge, durch den Zufall des Augenblicks der Wahrheit in dem Gewande idealer Schönheit nahe zu kommen, diese zu erreichen trachtet, wenn nicht der verführerische Reiz eines trügerischen Glanzes, sondern der duftige Hauch poetischer Weihe, wenn die innere prophetische Gewalt den Maßstab abgiebt für das, was den Wert der Erscheinung bestimmen soll.





Mexiko.

Von
Ernst Malvers.

Seitdem im Anfang des Jahrhunderts der greise Pfarrer Hidalgo im Städtchen Dolores den berühmten Aufruf erlassen hat, in welchem die Unabhängigkeit Mexikos von der spanischen Kolonialregierung verlangt wurde, bis in das Jahr 1878 ist die Geschichte Mexikos reich an blutigen Blättern; erst die letzten Jahre haben eine gründliche Wendung zum Guten gebracht, so daß der Freund dieses schönen Landes heute mit einigem Vertrauen in die Zukunft desselben blicken darf. In der mexikanischen Geschichte lebt jener berühmte Aufruf unter dem Namen des grito de Dolores, Ruf aus Dolores, fort oder, mit einem Spiel von Worten, als „der Schmerzensruf". Dieses Wortspiel entspricht der Wahrheit, wenn man die damalige gedrückte Lage des Landes, welche die spanische Mißregierung geschaffen hatte, ins Auge faßt, aber man denkt auch unwillkürlich an dasselbe, wenn man weiterblättert in den folgenden Kapiteln von Mexikos Geschichte, von denen fast keines tragischer Züge entbehrt. Das kurze Kaiserreich des siegreichen Heerführers Iturbide, sein tragischer Tod, die ihm folgenden Wirrsale der inneren Politik, bis endlich die glänzende Erscheinung Santa Annas auftaucht, um nach ephemeren Erfolgen im Pulverdampf des amerikanischen Krieges und der Revolution zu verschwinden, die abenteuerliche Invasion der Franzosen, die edle Erscheinung des Erzherzogs Maximilian, die Tragödie von Queretaro und der Zusammenbruch des Kaiserreichs, welcher erfolgte, weil es von vornherein auf Sand gebaut war, die von der erhabensten Vaterlandsliebe eingegebene Regierung des Präsidenten Benito Juarez, der, wessen immer seine Gegner ihn auch anklagen mögen, nicht bloß einer der weisesten, sondern auch der edelsten Staatsmänner der Neuen Welt war, die schwankende Regierung seines Nachfolgers Lerdo de Tejada, sein Sturz und die Herstellung einer festen und starken Regierung unter dem General Porfirio Diaz, die Reorganisation der Verwaltung, der Finanzen, der Justiz und die Organisation eines disciplinierten zahlreichen Heeres, auf

dessen Treue und Leistungsfähigkeit die Regierung und die Ordnung im Lande beruhen, die Heranziehung ausländischen Kapitals und der Bau eines das ganze große Land umfassenden und durchziehenden Eisenbahnnetzes, schließlich die weitere Begründung und Fortsetzung all dieser Errungenschaften unter dem heutigen Präsidenten, General Manuel Gonzalez — das sind in kurzen Zügen die Phasen der Entwickelung, welche das Land seit seiner Trennung von Spanien durchmessen hat. Reich an Stürmen und Wohlthaten, an Blut und Segen, an Verrat und Edelmut.

Sucht man nach einer Erklärung dieser Gegensätze, so wird sie am wahrscheinlichsten gefunden in den geographischen und klimatischen Verhältnissen des Landes und in den ethnographischen Verschiedenheiten des Volkes. Das Land besitzt drei Zonen: die heiße, gemäßigte und kalte Zone; daraus folgt, daß die Interessen nicht allenthalben stets dieselben sind. Die zehn Millionen — oder wenig mehr — Bewohner verteilen sich auf ein Land, das viel größer ist als Deutschland, das in den meisten Teilen wasserarm ist, keinen einzigen großen Fluß besitzt, welches bis in die neueste Zeit hinein höchst unvollkommene Verkehrswege besaß und dessen Verkehrsmittel auf Pferde, Maultiere und Sänften beschränkt waren. Die zehn Millionen Bewohner Mexikos können kaum als einheitlicher Volksstamm betrachtet werden — und in diesem Punkte liegt für den unparteiischen Beobachter die einfachste und natürlichste Erklärung der seitherigen Umwälzungen und der Unbeständigkeit aller politischen Verhältnisse. Die Stammesverschiedenheiten haben in Mexikos Geschichte noch nachteiliger gewirkt als die Eigentümlichkeiten der deutschen Stämme in unserem Vaterland, weil diese Verschiedenheiten in Mexiko tiefer und größer sind und weil es der Masse des mexikanischen Volkes bis auf den heutigen Tag noch an jeder anderen Bildung als jener des Herzens gebricht. Statistische Angaben, welche als zuverlässig bezeichnet werden können, giebt es nicht, und die Schätzungen gehen weit auseinander. Die Anzahl der europäischen Abkömmlinge, fast alle Abkömmlinge der Spanier, wird auf etwa ein und eine halbe Million angegeben. Drei und eine halbe Million Mestizen kommen zunächst; es sind die Abkömmlinge aus der Vereinigung von Europäern und Angehörigen einheimischer Volksstämme. Die übrigen sind die Nachkommen der einheimischen Volksstämme, wie sie Cortez bei seiner Landung und auf seinen Kriegszügen angetroffen hat.

Die Unbeständigkeit der politischen Verhältnisse in Mexiko gehört keineswegs der neueren Geschichte desselben an und ist vor allem kein Produkt der Trennung von Spanien. Sie ist zunächst begründet in der Verschiedenheit der Stämme, welche schon Cortez benutzt hat, um die Hauptstadt und nach und nach das ganze Land zu erobern. Noch heute lebt im mexikanischen Volke das Andenken an die Indianerfürstin La Malinche fort — jene Fürstin aus mexikanischem Blute, welche ihren Stamm, ihre Macht und ihre Liebe dem Eroberer schenkte und ihre Kenntnis der Sprache und der Sitten des Landes dazu anwendete, um für Cortez Bundesgenossen zu werben. Nach der mexikanischen Tradition ist es diese als klug und außerordentlich schön geschilderte Fürstin, welche Cortez die Palme des Sieges gegeben hat. Als Verrat am heimischen Lande kann ihr Verhalten kaum betrachtet werden, denn sie gehörte einem anderen Stamme an, als jener war, den der Eroberer unter den Mauern von Mexiko besiegte; Siege, an welchen nicht nur die spanische Tapferkeit, der Mut des Cortez und die Klugheit der Fürstin, sondern auch die Waffen von Tausenden von Indianern, Kindern des mexikanischen Bodens, beteiligt waren. So kommt es auch, daß im Volke und in der Geschichte Mexikos kein Vorwurf sich an ihren Namen heftet. Man ist im Gegenteil berechtigt, sie als die mexikanische Nationalheldin zu betrachten; auf den unter dem Volke verbreiteten Bildern

wird sie als junges schönes Weib, in deren Zügen Stolz und Anmut thronen, dargestellt, den Stahlhelm auf dem Haupte, die Brust mit Eisen gepanzert. In der Nähe von Puebla, am Anfang der großen sandigen Ebene, welche unter dem Namen der Llanos de Apam bekannt ist, auf denen die kaktusartigen Magueypflanzen hoch in Reih und Glied stehen, als wollte jede von ihnen das Grab eines auf diesem blutgetränkten Boden gefallenen mexikanischen oder spanischen Kriegers bewachen, und deren Monotonie nur unterbrochen wird von den in der Ferne weißlich schimmernden Mauern einer einsamen Hacienda oder eines Ranchos und dann und wann vom Anblick einer Pferde- oder Maultierherde — und am Ausgang der berühmten Bergregion Las Cumbres, deren wildromantische Schönheit ihresgleichen in der Welt nicht findet — an dieser Stelle erhebt sich ein hoher Berg mit sanften Abhängen, am Tage von der Sonne bestrahlt und in der Nacht von dem milden hellen Mondlicht Mexikos geküßt. Diesen Berg hat das Volk, welches jene Fürstin nicht vergessen will, La Malinche genannt.



Das Grabmal des Präsidenten Benito Juarez in der Kirche San Fernando in Mexiko.

Selten ist das irdische Schicksal der Heldin eines Volkes so tief in Dunkel gehüllt wie jenes der Malinche. Das Volk erzählt von ihrer Schönheit, ihrer Klugheit, ihrem Mute und von ihrer großen Liebe für Cortez; die Geschichte verzeichnet nur die Erfolge ihrer Klugheit und ihres Mutes. Von ihrem Tode weiß die Geschichte nichts. Nur im Volke erzählen die einen, daß Cortez in einem Anfall von Zorn ihr den Dolch ins Herz gestoßen hätte; andere wissen davon nichts. Wahrscheinlich ist es immerhin, daß die Fürstin von dem als gewaltthätig geschilderten Eroberer in den letzten Jahren keine Anerkennung mehr erringen konnte; doch gehört fast alles, was sich darauf bezieht, der Sagenbildung an, auch die von der Romantik durchflochtenen Erzählungen von dem Schlosse und den Bädern der Albergha in dem herrlichen uralten Parke des heutigen Schlosses von Chapultepec, dessen Riesenbäumen man ein Alter von zweitausend Jahren giebt. Sei die Erzählung nun Wahrheit oder Mythe, so mag man ihr doch mit Recht allegorische Bedeutung gewähren, denn wenn auch der Dolch Cortez' in Wirklichkeit vielleicht nicht jene

Rolle beim Tode der Fürstin gespielt hat, so hat doch das Schwert Spaniens schwer gesündigt an dem Volke, dessen Tochter sie war.

Viele der Nachfolger des Eroberers, der spanischen Vicekönige, sind mit unerhörter Härte gegen das Volk verfahren, und den Räten des Königs in Madrid erschien keine Bedrückung zu hart und keine Maßregel zu eigennützig, wenn es sich darum handelte, den spanischen Schatz zu füllen auf Kosten des eroberten Landes. Es hat Vicekönige gegeben, welche persönlich dem Volke großes Wohlwollen bethätigten, aber ihre edlen Gesinnungen vermochten nur wenig gegen das auf Ausbeutung basierende Princip der spanischen Kolonialpolitik. Alle Hilfsmittel des Landes, namentlich die reichen Bergwerke, gehörten dem König von Spanien; der gesamte Handelsverkehr beschränkte sich auf eine kleine Anzahl spanischer Galionen, welche jährlich zweimal von Spanien nach der mexikanischen Küste kamen, um Waren zu bringen und Silber und andere Produkte zu holen. Mit einem anderen als dem Mutterlande durfte kein Handel getrieben werden. Grund und Boden gerieten in die Hände der Spanier und der Kirchen und Klöster. Andererseits that die spanische Regierung nichts, um die Verhältnisse des Landes und die Zustände im Volke zu heben. In der Hauptstadt und in einigen größeren Städten stifteten zwar einige Vicekönige Gutes, durch Verkehrsbauten, von denen noch heute die große Wasserleitung von Chapultepec nach Mexiko als ein Meisterwerk gilt, durch Begünstigung der Wissenschaften; aber all diese Maßregeln kamen doch fast nur dem engen Kreis der eingewanderten Spanier und der Regierung selbst zu gute. Die Mission, das Volk mit europäischer Kultur und ihren Wohlthaten bekannt zu machen, lastete ausschließlich auf den Schultern der katholischen Kirche, und wenn man die Größe und dünne Bevölkerung des Landes in Betracht zieht, die schlechten Verkehrsmittel sich vergegenwärtigt, und wenn man schließlich die Thatsache ins Auge faßt, daß die Anzahl der aus Spanien und aus anderen Ländern Europas nach Mexiko gekommenen Geistlichen beschränkt war und zu den Aufgaben in gar keinem Verhältnis stand, so mag man schon darin eine große Leistung erblicken, daß es überhaupt gelungen ist, sämtliche Bewohner des Landes wenigstens mit den Lehren und Formen des christlichen Glaubens bekannt zu machen und zu befreunden. Auf das Haupt der damaligen spanischen Regierung fällt die Schuld, wenn das materielle und geistige Wohlbefinden des ganzen Volkes nicht auf die wünschenswerte hohe Stufe gebracht wurde, denn sie hat es an jeder Unterstützung dazu fehlen lassen und fast zu keiner Zeit etwas anderes im Auge gehabt als die Füllung ihres Schatzes.

Es giebt ein spanisches Sprichwort, das sagt: „Die Rache ist ein Gericht, das kalt genossen werden muß“, und es läßt sich in diesem Falle wohl sagen, daß, wenn die Erzählung vom Dolch des Cortez und La Malinche eine Allegorie sei für das Schwert Spaniens über dem Haupte Mexikos und der anderen Länder, alsdann jene Völker zwar spät, aber um so zahlreicher und vollständiger zum Mahle der Vergeltung sich niedergesetzt haben. An Spaniens späterem Mißgeschick, das gilt als unbestritten, ist in der Hauptsache seine grausame und thörichte Kolonialpolitik schuld.

Nach der Beendigung des Unabhängigkeitskrieges und namentlich im Jahre 1821, nach dem Sturz des ersten Kaiserreiches, haben viele Spanier das Land verlassen; die zurückbleibenden bewahrten zwar den größten Teil ihres Reichtums, aber ihr Einfluß auf die politischen Geschicke des Landes ging mehr und mehr verloren. Sie bildeten jedoch den Kern der gebildeten Teile der Nation, um welchen sich die Geistlichkeit, die weltliche wie die Ordensgeistlichkeit, und der intelligente und strebsame Teil der neuen Machthaber gruppierten. Diese einflußreichen und angesehenen Familien gehörten in der Mehrzahl dem spanischen Adel an, welcher mit den Vicekönigen ins Land gekommen war;

sie besaßen zahlreiche und ausgedehnte Landgüter, Haciendas, und in den Städten, namentlich in der Hauptstadt, große und stattliche Paläste. Auch nach der Trennung von Spanien bewahrten diese Familien dem Könige von Spanien ihre Anhänglichkeit; erst die Ereignisse der späteren Zeit — vor allen Dingen die Vorgänge in Spanien selbst — haben es vermocht, diese Traditionen auszulöschen. Der Einfluß dieser Kreise und die Ehrfurcht, mit welcher selbst das souverän gewordene Volk zu ihnen aufsah, ferner die zahlreichen Kirchen und Klöster behaupteten auch in den folgenden Jahrzehnten der Geschichte Mexikos den Einfluß der katholischen Kirche, obgleich derselbe in den entfernteren und dünn bevölkerten Teilen des Landes sich teilweise auf die Beobachtung der rituellen Gebräuche der katholischen Kirche beschränkt, aus dem schon oben angeführten Grunde, weil die Anzahl der Geistlichen europäischer Abstammung nicht hinreichend war, um nächst den Formen auch überall den Geist zu lehren. Erst in viel späterer Zeit, Ende der fünfziger Jahre, brach unter dem Anprall der revolutionären Wogen die längst untergrabene Macht der Geistlichkeit zusammen: die Klostergüter wurden eingezogen, eine große Anzahl von Kirchen geschlossen; aber trotz der hochgehenden Wogen der Revolution fehlte es nicht an Vorkommnissen, welche beweisen, daß die Führer des Aufstandes und die späteren Machthaber noch immer eine gewisse Scheu vor dem Einfluß der Geistlichkeit auf die Gemüter des Volkes hegten. Die Religionsfreiheit in Mexiko datiert aus jener Zeit, 1857; während es früher nur katholische Kirchen im Lande gab, giebt es jetzt eine große Anzahl von protestantischen Kapellen in allen Teilen des Landes, namentlich im Norden, nahe der amerikanischen Grenze. In neuerer Zeit ist jedoch der Einfluß der katholischen Geistlichkeit, welcher über ein Jahrzehnt verdunkelt war, wieder mehr in den Vordergrund getreten, trotz der vorgeschrittenen Konsolidation der republikanischen Einrichtungen. Man findet die Erklärung vielleicht in dem Umstande, daß die Geistlichkeit sich seit der Tragödie von Queretaro jeder politischen Thätigkeit enthalten hat. Die Kirchen des Landes sind an den Sonntagen überfüllt, und auch an Wochentagen sind sie niemals leer; wie in allen Ländern, so sind es auch hier die Frauen, welche das Beispiel geben; der politischen Enthaltsamkeit ist es aber auch gelungen, einen großen Teil der Männer zu versöhnen. Es ist erforderlich, diesen Punkt zu betonen und hervorzuheben, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß das katholische Element in der noch keineswegs auf unerschütterlichen Grundlagen beruhenden Entwickelung Mexikos nochmals eine wichtige Rolle spielen wird.

Die Regierung und fast der gesamte Einfluß, welcher mit derselben zusammenhängt, liegt seit den fünfziger Jahren in den Händen der Männer gemischten Blutes. Nur ein einziger Mann von Bedeutung, der Führer der nationalen Bewegung im Kampfe gegen die Franzosen und der Regenerator des Landes, Benito Juarez, ist Vollblutindianer. Sein Name ist in Europa vielfach gelästert worden, namentlich schreibt man ihm die Schuld an der Erschießung Maximilians zu, wie man sich überhaupt in Europa, namentlich in Deutschland, daran gewöhnt hat, ihn als „den Tiger Juarez“ darzustellen. Nichts entspricht der Wahrheit weniger als eine solche Darstellung, die darauf berechnet ist, den edelsten Patrioten, welcher in der neueren Geschichte Mexikos aufgetreten ist, und zugleich einen der einsichtigsten und gemäßigtsten Staatsmänner der Neuen Welt zu verleumden. Benito Juarez war ein Mann, welcher in Bezug auf Kenntnisse und Bildung allen europäischen Anforderungen entsprach und vor allen Dingen ein weitblickender Politiker. Die Vorgänge, welche den Tod Maximilians herbeiführten, sind jedenfalls nicht von der Art, daß sie die Behauptung rechtfertigen, Juarez habe die Erschießung als absolute Notwendigkeit verlangt und mit besonderem Eifer betrieben. Von ver-

schiedenen Seiten ist nachgewiesen worden, daß der Erzherzog mehr als einmal Gelegenheit hatte, sich nach Europa zu retten; wenn er das Leben dem Ruhme des Helden geopfert hat, so ist es nicht gerechtfertigt, Benito Juarez für die Folgen dieses heroischen Entschlusses verantwortlich zu machen, namentlich wenn man die enormen und zahlreichen Schwierigkeiten bedenkt, von denen der letztere umgeben war. Am feindlichsten ist Juarez von der katholischen Partei behandelt worden dere ergebener Fürst wie der Erzherzog Maximilian als Kaiser von Mexiko derselben nicht entsprechen konnte. Bekanntlich gehörte diese Forderung in das Programm der sogenannten klerikalen Partei während des ephemeren Kaiserreiches und soll sogar, nach allerdings nicht ganz verbürgten Mitteilungen, von dem damaligen Nuntius in Mexiko, Monsignore Meglia, am Hofe Maximilians vertreten worden sein. Überhaupt fällt vieles von dem, was man auf gegnerischer Seite der libe-



Standbild Karls IV., Königs von Spanien, am Eingang der Straße Calzada de la Reforma in Mexiko.

und zwar sehr mit Unrecht, denn er war keineswegs jener eingefleischte Feind der Religion und der Kirche, als welchen man ihn darzustellen gewohnt ist. Der gewichtigste Vorwurf, welcher ihm von dieser Seite gemacht wird, bezieht sich auf die Einziehung der Kirchengüter, beziehungsweise auf die Weigerung, dieselben, welche längst in die Hände von Privaten übergegangen waren, dem Klerus wieder zurückzugeben. Die politische Unmöglichkeit, einer solchen Forderung auch nur entfernt zu genügen, lag so klar zu Tage, daß selbst ein der Kirche wie wenig an-

ralen Partei in Mexiko zur Last legt, in Wirklichkeit auf die Schultern der früheren spanischen Regierung; zum Teil auch auf jene der hohen Geistlichkeit Mexikos in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Hätten dieselben zur rechten Zeit die unabweislich gewordenen Maßregeln getroffen, so wäre die Trennung von Spanien sowie der sich später herausbildende Gegensatz der liberalen zu der sogenannten klerikalen Partei wahrscheinlich vermieden worden.

Nach der Zerstörung des spanischen Einflusses wandten sich die zur Herrschaft

gelangten Elemente fast ausschließlich denjenigen Lebenswegen zu, welche zu der Regierung, der Verwaltung, dem Finanz- und Heerwesen sowie der juristischen Laufbahn führen; namentlich in letzterem Fach haben eingeborene Mexikaner Bedeutendes geleistet. Jene Familien, welche von dem eingewanderten spanischen Adel herstammen, verschwanden ganz aus dem politischen Leben und wandten ihre Thätigkeit der Bewirtschaftung ihrer Landgüter, Haciendas, zu. Die Masse des Volkes beschäftigte sich nach wie vor mit es, in großartiger Weise für die Bedürfnisse des Verkehrs zu sorgen.

Der Handel geriet unter diesen Umständen allmählich fast ganz in die Hände von Europäern. Zuerst spielten die Engländer die größte Rolle, indem sie Fabriken anlegten, Bergwerke ausbeuteten und fast in allen Häfen und größeren Städten Handelshäuser errichteten. Sie haben lange Zeit, zum Teil gestützt auf den schwunghaft betriebenen Schmuggel, auf die Überlegenheit ihrer Industrien und ihres Kapitals, ein sehr bedeutendes



Die Straße Cinco de Mayo mit dem Teatro Nacional in der Front in Mexiko.

Landwirtschaft und Viehzucht, ohne daß sie aus den veränderten politischen Verhältnissen lange Zeit hindurch wichtige materielle Vorteile gezogen hat. Die Macht der Regierung war von zu kurzer Dauer, ihre Hilfsmittel zu beschränkt, um die notwendigen Verbesserungen, namentlich im Verkehrswesen, ausführen zu können. Die Vicekönige haben auf diesem Gebiete verhältnismäßig mehr geleistet als die republikanische Regierung, bis in die Zeit Juarez' hinein; erst Juarez und vor allem die Präsidenten Porfirio Diaz und Manuel Gonzalez vermochten Geschäft in Mexiko gemacht. Den Deutschen gelang es nur allmählich, an ihrer Seite Bedeutung zu gewinnen. Die Anfänge zur Begründung deutscher Interessen in Mexiko fallen in die dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts, als namentlich rheinische Kapitalisten eine Anzahl von Bergwerken, zum Teil aus englischen Händen, erwarben, deren Ausbeute sich aber im ganzen als nicht lohnend erwiesen hat, zum Teil wegen der erheblichen Betriebs- und Transportkosten. Erst in neuerer Zeit ist darin eine Wandlung eingetreten durch Erhaltung besserer

Verkehrswege und Anschaffung geeigneter Maschinen. Seit den fünfziger Jahren haben die Deutschen aber in schnellem Vordringen den englischen Handel aus allen Positionen verdrängt und fast den gesamten Großhandel sowie den größeren Teil des Detailhandels mit eingeführten Waren an sich gerissen. Im Jahre 1879 gab es nur noch eine einzige englische Firma in ganz Mexiko, wenn man von der London and South American Bank, welche eine Filiale in Mexiko besitzt, absieht. Daß die großen deutschen Häuser damals die Gründung dieser englischen Bank nicht verhindert, daß sie nicht einmal die Gründung einer deutschen Bank betrieben haben, wird vielfach als eine Unterlassung bezeichnet, denn diese englische Bank hat mit ihrem Kredit die den Deutschen jetzt so gefährlich gewordene Konkurrenz der Franzosen in Mexiko, namentlich im Detailgeschäft mit Manufaktur- und Luxusartikeln, großgezogen. Vor ihrer Gründung befand sich noch das Bank- und Wechselgeschäft fast ganz in den Händen der großen deutschen Handelshäuser. Seit einigen Jahren haben die Deutschen gegenüber den emsigen Franzosen an Terrain verloren, namentlich im Geschäft mit Manufakturwaren en détail. Ungeachtet dessen nehmen die Deutschen immer noch die angesehenste und einflußreichste Stellung unter den Fremden in Mexiko ein; auch die mexikanische Regierung betrachtet die deutschen Kolonien mit günstigeren Augen als jede andere. Die Ursachen liegen in der Fähigkeit des Deutschen, dem mexikanischen Charakter mit offenem Verständnis zu begegnen, und in dem Umstand, daß von jeher zwischen beiden Völkern das innigste Einvernehmen ungestört bestanden hat. Die Engländer, Spanier und Franzosen, namentlich die letzteren, haben mit ihren übertriebenen Geld- und Entschädigungsansprüchen an die mexikanische Regierung anfangs der sechziger Jahre die französische Invasion hervorgerufen, und bloß Deutschland machte damals eine Ausnahme, indem es jeder Versuchung, übertriebene Geldansprüche zu erheben, widerstand. Die Beträge, welche damals von dem preußischen Ministerresidenten, Freiherrn v. Richthofen, als begründet der mexikanischen Regierung angezeigt wurden, sind von derselben anstandslos bezahlt worden. Einen interessanten Einblick in jene Verhältnisse gewähren die neuerdings veröffentlichten Aufzeichnungen des Barons v. Richthofen „Ein preußisches Beamtenleben“. Es soll hier auch bemerkt werden, daß das Buch, welches derselbe Verfasser nach dem Abschluß seiner diplomatischen Thätigkeit in Mexiko über dieses Land veröffentlicht hat, an der Spitze aller deutschen Bücher über Mexiko steht; wenn auch seit seinem Erscheinen (1854) alle Einrichtungen Mexikos Veränderungen vielfach unterworfen waren, so bleibt jenes Buch des Freiherrn v. Richthofen äußerst wertvoll und in seiner Anlage und Einteilung mustergültig.

Seit dem Jahre 1879 haben sich in Mexiko große und einschneidende Wandlungen zum Teil vollzogen, zum Teil vorbereitet. Vor allem haben die Nordamerikaner durch den energisch betriebenen Bau eines großartigen, das ganze Land umfassenden Eisenbahnnetzes festen Fuß im Lande gefaßt. Eingeleitet wurde diese bahnbrechende Thätigkeit durch die diplomatischen Schritte, welche der damalige Präsident, General Porfirio Diaz, durch seine Minister, Herrn Ruelas und später und in der Hauptsache Herrn Ignacio Mariscal, zur Herstellung guter Beziehungen mit der Regierung der Vereinigten Staaten thun ließ, und durch den Besuch der Generale Grant, früher Präsident der Vereinigten Staaten, und Sheridan in Mexiko. Seitdem sind Tausende von Nordamerikanern und Millionen amerikanischer Dollars nach Mexiko gewandert. Im Geschäft mit Waffen, Eisen- und Stahlwaren erobern sich amerikanische Geschäftsleute in Mexiko sehr bedeutende Stellungen; desgleichen im Geschäft mit Maschinen für Ackerbau und Bergbau. Die Herstellung der diplomatischen Bezie-

hungen mit Großbritannien, welche das Werk des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Ignacio Mariscal, ist, hat bereits den Zufluß bedeutender englischer Kapitalien nach Mexiko zur Folge gehabt. Die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen mit Frankreich, welche jener mit Großbritannien um anderthalb Jahre vorausgegangen, ist sie zur Zeit liegen, rechtfertigen gleichfalls ein höheres Maß von Vertrauen in die glückliche Entwickelung des Landes, als man seit Jahrzehnten gehegt hat. Die großartigen Eisenbahnbauten in allen Teilen Mexikos beschäftigten Tausende von Arbeitern und geben den Männern aus den gebildeten Klassen, welche als Ingenieure oder in der Verwaltung an-



Kalenderstein der Azteken, eingemauert in die Mauer der Kathedrale in Mexiko.

gleichfalls das Werk des Señor Ignacio Mariscal. Das Verdienst desselben Ministers ist ferner das vor wenigen Monaten erfolgte Zustandekommen eines neuen Handels-, Schiffahrts- und Freundschaftsvertrages zwischen Mexiko und dem Deutschen Reiche, welcher, auf Grundlage der Meistbegünstigungs-Klausel abgeschlossen, den deutschen Handeltreibenden schätzenswerte Vorteile gewährleistet.

Die inneren Verhältnisse Mexikos, wie gestellt sind, Brot; damit ist eine der mächtigsten Ursachen der früheren Revolutionen beseitigt. Handel und Gewerbe blühen auf, und auch die Fabrikthätigkeit verspricht größeren Aufschwung zu nehmen. Die Industrieausstellungen, welche im Laufe der letzten Jahre in Puebla, dem Manchester Mexikos, und in anderen Städten stattgefunden, haben dazu gedient, auf dem Felde industrieller Unternehmungen anregend und ermutigend zu

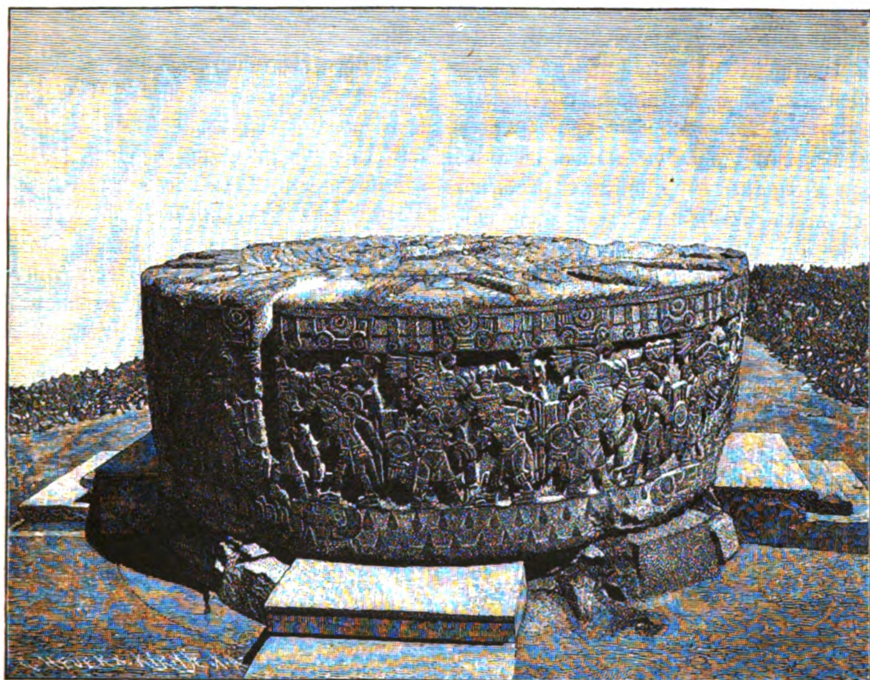
wirken. Seither war fast nur die Mantafabrikation von Bedeutung, eine Art Leinen, das von den Frauen zu Kleidern benutzt wird. Besondere Aufmerksamkeit für europäische Leser verdient noch die Tekali-Industrie, welche ihren Hauptsitz in Puebla hat. Tekali ist eine mexikanische Marmorart, welche zu Tischplatten, Kaminen und anderen Kunstarbeiten verwandt wird. Der weiche Stein zeigt die herrlichsten bunten Farbenschattierungen; auf der Ausstellung zu Puebla gab es aus diesem Stein gearbeitete Waschtische und Kamine zu sehen, deren Farbenwirkung wahrhaft prachtvoll war. Wenn die deutschen Importeure sich der Einführung dieses Artikels mit einiger Umsicht widmen wollten, würden sie zweifellos ein gutes Geschäft machen und die Einrichtungen deutscher Wohnungen mit äußerst geschmackvollen Gegenständen bereichern. Um diesen Zweck zu erreichen, würde es nichts bedürfen als der Beschickung einer deutschen Ausstellung durch ähnliche Exemplare von Waschtischen, Kaminen u. s. w., wie sie auf der Ausstellung in Puebla durch ihre prächtigen Farben geglänzt haben. Mexikanischer Tabak begegnet auch bereits größerem Verständnis in Europa, namentlich in England; die besten Sorten desselben sind dem Erzeugnis der Havanna ebenbürtig und haben dabei den Vorzug, wohlfeiler zu sein. Mit der Ausdehnung der Tabakpflanzungen in Mexiko wird auch die Einfuhr mexikanischen Tabaks in Deutschland zunehmen, weil derselbe im Verhältnis zu seiner Qualität wohlfeil ist. Zur Zeit ist echter mexikanischer Tabak, beziehungsweise eine echte mexikanische Cigarre in den Tabaksläden der deutschen Städte nur selten anzutreffen; die Raucher wie die Fabriken beziehen ihren Bedarf gewöhnlich direkt. Jene Cigarren, welche in den



Standbild des Todes. Jetzt aufgestellt im Hofe des Museums in Mexiko.

Schaufenstern Berlins und anderen Städten mit der Marke „Echte Mexikaner à 6 Pfennig pro Stück" ausgestellt sind, sind freilich keine Cigarren aus mexikanischem Tabak.

Das Aufblühen von Verkehr und Handel hängt auch mit der Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit zusammen; heute kann man allenthalben in Mexiko reisen, ohne in beständiger Furcht vor Räubern zu schweben. Wenn hier und da noch ein Raubanfall vorgekommen ist, so sind die Thäter ihrer Strafe nicht entgangen. Die Zeit der Räuberromantik ist auch in Mexiko vorüber. Ein zahlreiches, gut discipliniertes und gut bewaffnetes Corps berittener Gendarmen, Rurales genannt, sorgt auf den Landstraßen und in den Städten der Staaten für Sicherheit und Ordnung; zugleich bilden diese Rurales einen Teil der Kavallerie des Heeres; sie sind besser bezahlt und beritten als die übrigen. In der Hauptstadt Mexiko besteht ein zahlreiches Corps von Gendarmen zu Fuß und zu Pferde; die ersteren sind mit Gewehren bewaffnet. Das Heer, welches von dem General Porfirio Diaz reorganisiert und von dem jetzigen Präsidenten, General Manuel Gonzalez, ergänzt worden ist, zählt ungefähr 30000 Mann; es ist gut ausgerüstet und mit Remington-Gewehren bewaffnet; Artilleriewerkstätten befinden sich in der Nähe der Hauptstadt. Ein beträchtlicher Teil der Truppen ist wegen der häufigen Einfälle der wilden Indianer an der Nordgrenze stationiert. Die Offiziere erhalten ihre Vorbildung auf der Militärschule in Mexiko.



Der Opferstein der Azteken. Aufgestellt im Hofe des Museums in Mexiko.

Die Finanzen des Landes befinden sich in guter Ordnung. Einnahmen und Ausgaben sind seit dem Beginn der siebziger Jahre jährlich gestiegen. Die wichtigste Einnahmequelle bilden die von ausländischen Waren erhobenen Einfuhrzölle, welche mit Ausnahme einiger weniger

Artikel sehr hoch sind; die größte Einnahme erreicht das Zollamt zu Veracruz, da Veracruz der bedeutendste mexikanische Hafen ist. Der Schmuggel hat infolge der strengeren Handhabung der Gesetze bedeutend nachgelassen. Die direkten Steuern sollen demnächst einer Reform unterzogen werden; überhaupt geht die Regierung mit einschneidenden Maßregeln um, darunter auch mit der Ausführung der Reform der Handels- und Civilgesetzgebung. Auf dem Gebiet des Münzwesens sind bereits einige Verbesserungen in Kraft getreten. Neue Hafenanlagen, vor allen jene zu San Antonio, aus welchem man eine Nebenbuhlerin von Veracruz machen will, sowie die Bauten im Hafen von Veracruz selbst sollen dazu dienen, den auswärtigen Handel zu beleben. Bereits sind auf diesem Gebiete erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen, denn die Anzahl der in den Häfen von Veracruz, Campeche, Tampico und Frontera verkehrenden Schiffe ist ganz bedeutend gewachsen.

Im Ackerbau ist gleichfalls ein bedeutender Aufschwung zu bemerken. Neue Kaffee-, Zucker-, Kakao- und Tabakpflanzungen sind in den letzten Jahren vielfach angelegt worden. Wenn aber an diesen Aufschwung die Frage nach der Heranziehung europäischer, namentlich deutscher Einwanderer en masse geknüpft wird, so ist darauf zu bemerken, daß vor allen Dingen eine Masseneinwanderung deutscher Ackerbauer und Arbeiter in Mexiko unter den zur Zeit bestehenden Verhältnissen keinen Boden finden würde. Die Armut des Landes an Flüssen und überhaupt an Wasser ist zur Zeit ein unbesiegliches Hindernis jeder Einwanderung, namentlich der deutschen. Je aufrichtiger das mexikanische Interesse vertreten wird, desto nachdrücklicher muß vor jedem Versuch, den breiten Strom deutscher Auswanderung nach Mexiko zu lenken, zur Zeit gewarnt werden. Da, wo anders gehandelt wird, liegt zum mindesten eine Verkennung der wahren Interessen Mexikos sowie jener der deutschen Auswanderer vor.

Mit der zunehmenden Blüte und Bedeutung Mexikos richten sich auch die Augen Europas mehr und mehr auf dasselbe; ehe wenige Jahre vergangen sind, wird man von New-York auf ununterbrochener Eisenbahnfahrt die mexikanische Hauptstadt erreichen können und wird die Lokomotive das Land nach allen Richtungen durcheilen. Die im Bau begriffene Bahn von Mexiko nach Acapulco wird eine direkte Schienenverbindung vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean herstellen.

In der Gegenwart gelangt die Mehrzahl der nach Mexiko reisenden Europäer noch auf dem Seeweg, an St. Thomas und Kuba vorbei, an ihr Reiseziel. Heute herrscht in ganz Mexiko auch noch ein Rest jenes romantischen Zaubers, mit welchem das Land der Montezuma und des Cortez so lange Zeit vor europäischen Augen stand; wenn das Schienennetz einmal vollendet ist, wird es auch damit schnell zu Ende gehen.

Wenn der Fuß des von Havanna, New-York oder New-Orleans kommenden Reisenden heute die Aduana in Veracruz betreten hat und durch das breite Thor derselben in die Straßen und auf die breite und schöne Plaza dieser alten Stadt tritt, umfängt ihn sogleich die ganze Pracht tropischer Vegetation und Bauart. Die Plaza ist mit schönen Bäumen bepflanzt, unter denen am Abend reizende Frauen und stattliche Männer wandeln, um den Klängen der Militärmusik zu lauschen. Die Luft ist mild am Abend, und der frische Lufthauch von der See thut wohl nach der brennenden Tageshitze. Rechts erhebt sich die Kathedrale, in der Front der Plaza steht das schöne Rathaus mit seinen Balkonen, links sind Kaffeehäuser, wo Eis und kühlende Getränke willkommenes Labsal bieten. Jenseit der Straßen sind Kaufläden, darunter die Lagerräume der großen deutschen Firma von Düring, deren Begründer jetzt in Hamburg lebt. Der deutsche Handel spielt auch in Veracruz die erste Rolle, und unter den Reisenden, welche jemals den Fuß an dies Gestade

gesetzt haben, wird sich keiner finden, der nicht die Gastfreundschaft unserer Landsleute preist.

Kurz vor Mitternacht geht der Eisenbahnzug nach Mexiko ab, damit der Reisende der drückenden Tageshitze entgehe. Der Zug durchmißt die an großartigen landschaftlichen Schönheiten überreiche Bergregion „Las Cumbres“. Diese Eisenbahn ist eine der kühnsten und großartigsten Mexikos gehört, gelegenen Städten Orizaba und Cordoba eilt der Zug nach kurzem Aufenthalt vorüber. Auf der Station Esperanza wird das Frühstück eingenommen. Bald erreicht der Zug Bocca del Monte, wo die Gebirgsscenerie aufhört und die sandige, soweit das Auge reicht, mit Magueypflanzen besetzte Ebene anfängt; der Staub ist unerträglich, er dringt durch die geschlossenen Waggonfenster, be-



Standbild des „Indio Triste“. Aufgestellt im Hofe des Museums in Mexiko.

Schöpfungen; über mehr als kirchturmhohe Abgründe windet sich das Schienengeleise hart am Rande des Abgrunds, vor dem das Auge schwindelnd sich schließt, auf kühnen Brücken durch eine große Anzahl von Tunnels. Eine der gefährlichsten und schönsten Stellen ist die Brücke von Metlac. Gegen Morgen wird der Schneegipfel des Pic d'Orizaba sichtbar, vergoldet von den ersten Strahlen des Tagesgestirns. An den in unbeschreiblich schöner Landschaft, welche zu den fruchtbarsten

lästigt das Atmen und bedeckt die Kleider fingerdick. In der Ferne zeigen sich die weißen Mauern einiger Haciendas. Am Nachmittag fährt der Zug an Puebla vorüber, das sich hinter dem Berg La Malinche ganz verbirgt. Auf den folgenden Stationen bieten indianische Frauen Tortillas, kleine Kuchen, und Pulque, das weiße milchähnliche Nationalgetränk, das, aus dem Saft der Magueypflanze gewonnen, in Ziegenhäuten aufbewahrt wird und berauschend wirken kann, dem Reisen-

den zum Trunk an. Der Trunk ist gut und jedenfalls erfrischend. Abends — die Dämmerung ist schon hereingebrochen — hält der Zug vor dem Perron der Station Buenavista in Mexiko.

Bequeme zweispännige Wagen, von guten Pferden gezogen, tragen den Angekommenen in schnellem Trab durch die von Gaslaternen erleuchteten Straßen San Cosme, Tacuba und an dem schönen öffentlichen Garten La Alameda vorbei, durch die San Franciscostraße in den Mittelpunkt der Stadt, wo sich eine Anzahl guter Hotels befindet. Das beste der Hotels, welche zur Zeit vorhanden sind, ist das Hotel Iturbide, in dem früheren Palast des Kaisers Iturbide; parterre befinden sich Läden und Restaurants; innerhalb des Gebäudes sind mehrere große Höfe, in welche die Balkone und Veranden zweier Stockwerke herabblicken. Die anderen Hotels sind Bazar, Comonfort, Gillow, Gran Sociedad, San Carlos und andere. Der Preis eines sehr geräumigen Zimmers ist ungefähr zwei Dollar täglich, das Diner kostet gewöhnlich einen Dollar ohne Wein; die Verwaltung der Hotels und der Restaurants in denselben ist in der Regel getrennt. Ansprüchen an vollkommen europäischen Komfort wird zur Zeit nicht ganz genügt, doch ist man gut aufgehoben; außerdem liegt es im Plane, ein großes Hotel im amerikanischen Stil zu bauen. In Mexiko spielt das Hotelleben nicht jene Rolle, welche man ihm in Europa und in den Vereinigten Staaten giebt; dadurch werden die übrigens zu ertragenden und leicht abstellbaren Unvollkommenheiten erklärt.

Die Hauptstadt Mexiko, deren Einwohnerzahl verschiedentlich auf zweihunderttausend und darüber angegeben wird, ist eine Stadt, welche durchweg allen Anforderungen, die man an eine europäische Großstadt stellt, entspricht. Was ihr hier und da fehlen mag, wird überreich ersetzt durch ihren Charakter als südlicher, der Phantasie reiche Nahrung zuführender Ort. Die Kontraste sind zuweilen überraschend; eine europäische Stadt plötzlich in die Tropenwelt versetzt. Die Straßen sind breit und gut gepflastert, mit erhöhten Trottoirs versehen wegen der starken Regenfälle in der Regenzeit (Mai bis September), mit Gas gut erleuchtet und sämtlich auf breite schöne Plätze mündend, unter welchen die prachtvolle Alameda und das innere Quadrat der Plaza de Armas, der „Zocalo", beide mit Bäumen und Blumen der Tropen, Springbrunnen, Statuen, schönem Pflaster und sorgfältigen Kieswegen geziert. Am schönsten ist es, hier am frühen Morgen spazieren zu gehen, bald nach Aufgang der warmen Sonne. Das Grün der Blätter ist noch frisch vom Tau der Nacht, die Blumen haben leuchtend schöne Farben, noch nicht erschöpft vom Kuß der Sonne. Buntgefiederte Vögel hüpfen in den Zweigen; einer, in ganz rotem Gefieder, setzt sich eben auf die Steinfassung der Fontäne und nippt vom Wasser. Eine kleine grüne Eidechse schlüpft schnell über den Pfad, eine andere ruht im Grase, an einem Baumstamm, in der warmen Sonne. Auf der Straße werden Hufschläge laut, Reiter und Reiterinnen begeben sich zum täglichen Morgenritt auf der schönen Landstraße Calzada de la Reforma nach dem Park von Chapultepec, dem Städtchen Tacubaya und weiter nach den Bädern der Albergha und nach der Stadt San Angel. Links von dieser Straße blicken die Trümmer der alten Wasserleitung Los Arcos mit ihren mächtigen Bogenmauern und tönt das Gerassel der von Maultieren gezogenen Pferdebahn nach Tacubaya und San Angel herüber. In den Straßen wird es allmählich lebendig; Frauen aus dem Volke und viele Damen in spanischer Tracht, die schwarze Mantille über Kopf und Schultern, in dunklem Gewande, gehen zur Messe; dort bringt eine von Maultieren gezogene elegante Equipage zwei schöne Damen, Mutter und Tochter ersichtlich, zur Kirche de la Profesa. Vor den Hotels bieten Indianer schöne buntgefiederte Vögel zum Kaufe an. Die Wasserträger, Aguadores, in grauer Leinenhose, in Hemdärmeln und

breitem Strohhut, eilen auf dem Trottoir dahin; vor der Kathedrale werden prachtvolle Blumen von unbeschreiblicher Schönheit und entzückendem Wohlgeruch zum Kaufe angeboten.

Die Läden werden geöffnet, von denen die Luxusläden in den Hauptstraßen San Francisco und Plateros auch europäischen Augen fast ebenso imponieren wie die mit Schätzen angefüllten Schaufenster der Rue de la Paix in Paris. In Mexiko herrscht großer Luxus; deshalb sind die Modewaren- und Juweliergeschäfte so überaus reich ausgestattet.

In Front der Plaza de Armas steht die prachtvolle, von Philipp IV., König von Spanien, erbaute Kathedrale, in welcher sich auch das Grab des Kaisers Iturbide befindet. In der Seitenmauer derselben, von den Bäumen entlang der Straße Empederadillo beschattet, ist der alte aztekische Kalenderstein eingemauert; eines der wenigen historischen Denkmäler, welche bei der Zerstörung der Stadt im Jahre 1521, als der zurückgekehrte Cortez dieselbe mit Sturm nahm und fast keinen Stein auf dem anderen ließ, gerettet wurde. Wo sich die Kathedrale jetzt erhebt, soll früher der Tempel des aztekischen Kriegsgottes gestanden haben. An dieser Stelle soll sich auch das Standbild des Todes befunden haben, das jetzt im Hofe des Museums aufgestellt ist; auch der Opferstein ist dort aufbewahrt; es soll derselbe Stein sein, auf dem die aztekischen Priester den zum Opfer bestimmten Gefangenen das Herz ausschnitten. Das Standbild des „Indio Triste" befindet sich gleichfalls im Hofe des Museums aufgestellt. Außer diesen großen Denkmälern befinden sich an derselben Stelle sowie im Museum selbst noch kleinere Steinbilder aus aztekischer Zeit, namentlich Nachbildungen von Schlangen u. s. w. Die Statue des Chacmoll, welche unter den genannten großen Standbildern im Hofe des Museums aufgestellt ist, ist erst in der neuesten Zeit in Yukatan ausgegraben worden; sie steht in keiner Beziehung zu den Denkmälern aus der Hauptstadt des Montezuma.



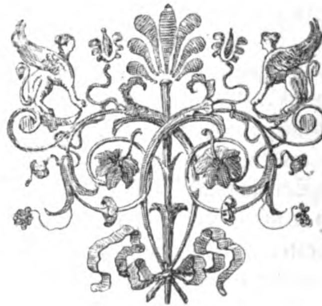
Standbild des Chacmol von der Halbinsel Yukatan in Mexiko.

Außer jenen Denkmälern ist nur wenig, fast gar nichts, aus der aztekischen Zeit gerettet worden; nach einer Tradition sollen die Spanier alle an den heidnischen

Kultus erinnernden Standbilder vernichtet oder zum Teil in der Nähe der alten Kirche San Jago vergraben haben.

Der Regierungspalast, in welchem sich jetzt die Präsidentschaft und die Ministerien befinden, ist in seinen Grundmauern von Cortez angelegt worden. Hier und auf der Stätte der schönen Kirche Santa Teresa Antigua sollen die beiden Paläste Montezumas gestanden haben; jener Palast, in welchem die Spanier in der „schrecklichen Nacht“ gegen die aufgestandenen Indianer sich verteidigten, stand angeblich genau auf der Stelle der genannten Kirche. In der Umgebung der Hauptstadt, am Wege nach Tacuba, steht noch der alte hohe Baum, unter welchem Cortez und seine Offiziere nach dem blutigen Rückzug zum erstenmal Atem schöpften. Das große Hospital San Jesus, unweit der Plaza, tiefer in der Stadt, wird heute noch von den Schenkungen des Cortez erhalten; im großen Saal desselben hängt auch das einzige authentische Bild des Eroberers, aus dessen kühnen, noch jugendfrischen Zügen und kriegerischer Rüstung der Geist der Zeit, in der er lebte, zum Beschauer redet. Im Palast des Erzbischofs befindet sich das statistische Amt; ihm gegenüber die Post und das Museum; weiter die Akademie und in einiger Entfernung die Münze. Die stattlichsten Gebäude sind die Kirchen: die Kathedrale, La Profesa, San Domingo, San Bernardo, Regina und viele andere, ferner die zum Teil noch erhaltenen, anderen Zwecken dienstbar gemachten Klöster der Augustiner, La Ensennanza und viele andere. Das deutsche Vereinshaus (Casa Alemana) befindet sich gleichfalls in den weiten und schönen Räumen eines ehemaligen Klosters.

Wenn man die Stadt Mexiko und das landschaftliche Bild, dessen Mittelpunkt sie bildet, in voller Größe und Schönheit sehen will, so besteigt man einen der Türme der Kathedrale oder — noch besser — man begiebt sich auf die Terrasse des eine Stunde vor den Thoren hochgelegenen Schlosses Chapultepec. Von dort aus sieht man Mexiko mit den Türmen und Kuppeln seiner Kirchen, den Mauern seiner alten Paläste in wunderbar schönem Bild. In der Ferne schimmert die blanke Fläche des Texkokosees, zur Seite ragen die schneebedeckten Gipfel der hohen Berge Popocatepetl und Itzlachuatl, dessen weiße Kuppe die Formen eines schlafenden Weibes zeigt, hoch in die klare blaue Luft empor; das ganze Bild im Saum der Berge, welche Mexiko wie Schildwachen umstehen.





Die gesundheitsgemäße

Einrichtung und Ausstattung der Wohnungen.

Von

Friedrich Dornblüth.

Zu der ursprünglichsten und wichtigsten Forderung an jede Wohnung, nämlich Schutz zu gewähren gegen die Unbilden der Witterung, sowie gegen feindliche Angriffe von Menschen und Tieren, gesellte sich sehr bald diejenige, daß sie Gelegenheit gebe, die notwendigen Lebensbedürfnisse zu erwerben, herbeizuschaffen und aufzubewahren. Der Jäger sucht wildreiche Gründe und folgt mit seiner Behausung den Ortswechseln der Jagdtiere; der Hirt zieht mit seinen Herden den Weideplätzen nach, und erst der Ackerbauer gründet bleibende Ansiedelungen in oder bei seinen Fluren. Wasser, als unentbehrliches Lebensbedürfnis, ist oft bestimmend für den Ort der Niederlassung; wenn es fischreich ist, giebt es zugleich Nahrung; in Seen und Sümpfen gewährt es auch Schutz gegen feindliche Angriffe. Höhlen und Bäume mögen die ältesten Wohnungen gewesen sein; den Zelten der wandernden Stämme, die bis auf die Nomaden unserer Zeit wenig Veränderungen erfahren haben werden, steht eine lange Entwickelungsreihe von Behausungen gegenüber, die von künstlich ausgeweiteten Höhlen, Stein- und Blockhäusern mit moosverstopften Ritzen, durch die Stufen der Pfahlbauten, Burgen u. s. w. bis zu den Zinshäusern einerseits, zu Villen und Schlössern andererseits geführt hat.

In den langen unruhevollen Kampfesjahren von der Völkerwanderung bis zum Ende des Mittelalters und in Deutschland selbst bis über den Dreißigjährigen Krieg hinaus steht das Zusammenschließen zu Schutz und Trutz fast allen anderen Ansprüchen voran. Die Bürger und deren Schutzverwandte in den Städten wie die Ritter und ihre Hörigen in den Burgen und deren Zubehör durften das Gebot der Sicherheit vor feindlichen Angriffen keinen Augenblick außer acht lassen; auch die durch Handel und Gewerbe zu Größe und Macht aufblühenden Städte mußten hinter Gräben, Wällen und Mauern ihre Sicherheit wahren und sahen sich genötigt, statt für die wachsende Bevölkerung ihren Raum auszubreiten, nur den gleichen Raum immer enger und höher zu bebauen. Und wenn nun nach Jahrhunderten der Fehden und Kriege teils genügende Sicherheit im Lande eingekehrt ist, teils die alten Schutzwehren den ernsten Feind nicht mehr abzuhalten vermögen, so daß die Landbebauer sich unbedenklich vereinzelt inmitten ihrer Äcker niederlassen, die Städter aber ihre Wälle und Mauern niederbrechen, die Gräben ausfüllen und mit Vorstädten, Fabrikanlagen und Villen ins freie Land hinausdringen können, so haften doch auch wir späten Nachkömmlinge noch mit zu vielen Beziehungen an den alten Niederlassungsplätzen, als daß wir sie mit neuen, den Anforderungen der fortgeschrittenen Kultur und der mit ihr

sich entwickelnden oder zu neuem Leben erwachten Sorge für die allgemeine Gesundheit mehr entsprechenden Plätzen vertauschen könnten.

Noch nisten die Dörfer und Städte der Gebirgsgegenden vielfach in engen Thälern, wohin das fließende Wasser und die geschützte oder verborgene Lage die ersten Ansiedler gelockt hat; noch haften die Ortschaften der Ebene vielfach an sumpfigen Ufern der Flüsse und Seen. Jene wollen oder können keinen fruchtbaren und angebauten Boden für neue Ansiedelungen opfern; diese können die Mittelpunkte und Straßen des Gewerbebetriebes und Handels nicht willkürlich verlegen, und wo sich dennoch solche Verlegungen vollziehen, da geschieht es in der Regel langsam und unwillkürlich durch neue Betriebe und neue Verkehrsmittel, denen die alten Stätten nicht günstig liegen. Wir haften an den alten Plätzen trotz der allmählich gewonnenen und immer klarer sich ausbreitenden Erkenntnis der ihnen vielfach innewohnenden Nachteile, und zwar so fest, daß nur selten und in kleinen Verhältnissen an die Räumung ungesunder Wohnorte gedacht werden kann, daß wir vielmehr in die Notwendigkeit uns versetzt sehen, oft mit ungeheuren Schwierigkeiten und Kosten das Fehlerhafte und Schädliche allmählich zu bessern und zu bekämpfen.

Schon seit alten, längst vergangenen Zeiten ist es teils geahnt, teils mehr oder weniger sicher erkannt, daß gewisse Örtlichkeiten bald ursprünglich, gewissermaßen von Natur — wie Sumpfgegenden und enge Thäler —, bald gewissermaßen künstlich durch Übervölkerung und Zusammengedrängtsein der Bewohner einheimische, dem Boden und der Örtlichkeit anhaftende Siechtümer und Krankheiten besaßen, teils gelegentlich hineingetragene Krankheiten zu ungewöhnlicher Entwickelung gelangen, zu besonders verheerenden Volksseuchen sich ausbilden ließen. Seit lange klagt man den Sumpfboden als Entwickelungsstätte bösartiger Fieber an; seit lange sieht man in engen, feuchten, luft- und lichtarmen Thälern eine Ursache des einheimischen Kropfes und Kretinismus, und seit lange fürchtet man bei seuchenartigen Krankheiten das nahe Beisammenwohnen vieler Menschen, dem manche durch strenge Absperrung und Vereinzelung, viele durch fluchtartige Auswanderung zu entgehen streben.

Wenn man aber solche ortseingesessenen Siechtümer meist mit dumpfer Ergebung oder lauter Verzweiflung als etwas Unvermeidliches ertrug und die von Zeit zu Zeit sich einstellenden Seuchen gleich den mit einer Art Regelmäßigkeit wiederkehrenden städtezerstörenden Feuersbrünsten als Schickungen und Strafen Gottes hinnahm, die teils an vermeintlichen Anstiftern und die Rache Gottes herausfordernden Übelthätern gerächt, teils durch Buße, Gebete und Gelübde oder durch Gott und seinen Dienern, den Priestern, scheinbar wohlgefällige Werke abzuwenden oder zu beseitigen gesucht wurden, so ist nun erst seit wenigen Jahrzehnten die wissenschaftliche Erkenntnis angebrochen, stetig sicherer entwickelt und über immer weitere Kreise ausgebreitet, worin die Ursachen jener Heimsuchungen zu finden, und wie ihrer gleichsam elementaren Gewalt mit Sicherheit entgegengearbeitet und im eigentlichsten Sinne des Wortes der Boden entzogen werden kann.

Wir wissen jetzt, daß aus organischen Stoffen, die den Erdboden verunreinigen, unter Mitwirkung von Luft, Wasser und Wärme Gase (Luftarten) und organische Keime sich entwickeln, die an die Oberfläche und in unsere Wohnungen emporsteigen und die auf oder nahe solchem Boden hausenden Menschen entweder direkt krank oder gegen andere Krankheitsursachen weniger widerstandskräftig machen.

Im Erdboden findet sich über undurchlässigen oder völlig mit Wasser erfüllten Schichten Wasser, das von oben (aus atmosphärischen Niederschlägen) oder durch eine saugende Wirkung der Bodenporen (die Kapillarattraktion oder Haarröhrchenanziehung, kraft welcher Wasser gegen

das Gesetz der Schwere in enge Röhrchen hinaufsteigt) aus benachbarten und tiefer liegenden Wasseransammlungen herstammt. Über diesem Grundwasser, dessen Stand infolge wechselnder Zuflüsse Schwankungen zeigen kann, findet sich zwischen den Körnchen, welche den festen Boden bilden, Luft und zwar in beträchtlicher Menge (bis zu zwei Drittel und mehr der Masse). Diese Luft ist nicht bloß der ausdehnenden Wirkung der Wärme (und umgekehrt) ausgesetzt, sondern kann durch eindringendes Wasser herausgetrieben oder durch Wind, der über die Oberfläche streicht, in Bewegung gesetzt werden. In Häuser muß dieselbe aufsteigen, sobald deren Inneres wärmer ist als die Außenluft, weil diese kältere und daher schwerere die wärmere und leichtere Luft emporbrängt, wie wir es täglich an jedem Schornstein sehen. Pettenkofer, der Vater der deutschen Hygieine, hat dies zuerst an sinnreichen Apparaten gezeigt: er füllt ein Glas, in welchem ein oben gebogenes Glasrohr steht, mit Erde oder Sand, stampft diesen zu der Festigkeit des natürlichen Erdbodens und bläst schräg gegen oder über die Oberfläche, so steigt alsbald die Luft durch das Glasrohr und kann durch die Bewegungen einer vor dessen Mündung gehaltenen Kerzenflamme zur Anschauung gebracht werden. Stellt man das luftdichte Modell eines Hauses auf solche Erde und erwärmt seine Luft durch eine hineingestellte Lampe, so geht diese nicht aus, sondern die Luft strömt aus dem Schornstein des Hauses hinaus; da die Wände unseres Modellhauses keine Luft durchlassen, so kann diese nur durch die Erde hineingelangen. Derartige Modelle, die in hygieinischen Vorlesungen jetzt benutzt werden, hatte u. a. der Professor v. Fodor (Buda-Pest) in der Berliner hygieinischen Ausstellung ausgestellt. Ebendort fanden wir auch andere sinnreiche Apparate zum Nachweis der Luftbewegungen im Erdboden.

Wo Luft und Wasser unter gewisser Wärme mit organischen Stoffen in Berührung kommen, gehen Zersetzungen mit Entwickelung von Kohlensäure und anderen Gasen vor sich, welche die Bewegungen der Bodenluft mitmachen und also auch von unten her in unsere Häuser eindringen können.

Über diese Zersetzungen und Gasentwickelungsvorgänge sind in neuerer Zeit ebenfalls zahlreiche aufklärende Untersuchungen angestellt, wovon die Ausstellung der Landwirtschaftlichen Hochschule und des Mineralogischen Instituts in Berlin, des Hygieinischen Instituts in München und des Professors v. Fodor Zeugnis ablegen. Ob auch organisierte Krankheitskeime, namentlich krankheiterzeugende Pilzsporen, auf diese Weise aus dem Erdboden ins Freie und in die Häuserluft gelangen können, ist zur Zeit noch streitig, aber durch die Beobachtung des Auftretens gewisser Krankheiten wahrscheinlich.

So viel steht jedenfalls fest, daß gewisse Fieberkrankheiten nur auf einem mit organischen Resten verunreinigten, angefeuchteten und erwärmten Boden vorkommen und daß andere Krankheiten, namentlich Typhus und Cholera, nur auf solchem Boden zu epidemischer Entwickelung und Ausbreitung gelangen können. Sehr bezeichnend hat Pettenkofer solchen Boden „siechen Boden“ benannt. Damit stimmt die immer wiederholte Beobachtung, daß Typhus und Cholera in niedrig, in Sümpfen und auf feuchtem See- und Flußufer gelegenen Ortschaften und Stadtteilen sich vorzugsweise anzusiedeln und bösartig zu entwickeln pflegen; ja daß, wo es anders zu sein schien, in der Tiefe des Bodens ähnliche Verhältnisse — mehr oder weniger stagnierendes Wasser und organische Abfälle — sich vorgefunden haben, während auf wirklich reinem Boden jene Krankheiten nicht heimisch werden konnten, wenn sie auch irgendwie durch Kranke oder Krankheitserzeugnisse dorthin verschleppt worden waren. Auch über diese Verhältnisse gaben die Ausstellungen der schon genannten Berliner Institute, der Städte Berlin, Magdeburg u. a. m. über Bodenschichtung, Bodenverunreinigung, Grundwasserverhältnisse u. s. w. reichliche Belehrung.

Siecher Boden ist aber keineswegs immer Naturprodukt, sondern vielmehr sehr oft ein Kunstprodukt, nämlich das Erzeugnis seiner Bewohner. Menschen und Tiere liefern jahraus jahrein große Mengen von Ausscheidungs- und Abfallstoffen, von denen sehr viele in nächster Nähe ihrer Behausungen abgelagert und auf längere Zeit oder für immer ihrem Schicksal überlassen bleiben. Wo die Abflußverhältnisse günstig und schon die oberen Schichten wenig oder gar nicht durchlässig sind, da werden die flüssigen oder wegschwemmbaren Bestandteile unter Beihilfe gelegentlicher Regengüsse weggespült; in den meisten Fällen dringen aber flüssige und aufgelöste Stoffe, von denen meteorische Niederschläge immer neue bilden und ausziehen, in den Erdboden ein. Dies wird sogar gewünscht in den sogenannten Versitz- oder Versenkgruben für Dung und Unrat, die sehr selten oder gar nicht ausgeräumt werden und also sehr bald überfüllt sein würden, wenn sie nicht fortwährend Massen ihres Inhalts in den Erdboden eindringen ließen.

Pflasterung, Ausmauerung, Cementierung und Asphaltierung hindern diese Art der Bodenverunreinigung wenig oder gar nicht, da selbst die widerstandsfähigsten Stoffe von den faulenden Flüssigkeiten allmählich zerstört werden. Daher finden wir in den meisten alten Städten, wo nicht die Bodenbeschaffenheit, also z. B. ein fester, undurchlässiger und wenig angreifbarer Fels wie Granit, dies hindert, bei allen Aufgrabungen das Erdreich unter den Höfen, den Straßen und Häusern mehr oder weniger durch organische Bestandteile verunreinigt, gefärbt und durch Fäulnisprodukte übelriechend. Die Landwirtschaftliche Hochschule in Berlin hat uns in der Ausstellung Apparate zur genauen Prüfung solcher Verhältnisse gezeigt, nebst typischen Proben von der Bodenbeschaffenheit und dem Bodenprofil des Untergrundes von Berlin.

Der Erdboden besitzt eine je nach seiner Beschaffenheit verschieden große Bindekraft für organische Stoffe und damit eine entsprechende Filtrationskraft für Wasser, das heißt er hält die organischen Stoffe fest und läßt das Wasser mehr oder weniger rein ablaufen. Das großartigste Experiment dieser Art zeigen die Berliner Rieselfelder bei Ostorf: oben fließt das schmutzige, mit organischen Stoffen überladene Kanalwasser hinein, unten fließt klares, geruch- und geschmackloses Wasser ab, welches durch chemische Prüfungen als verhältnismäßig rein bewährt gefunden ist. Professor v. Fodor erläutert diese Verhältnisse an sehr einfachen Apparaten: eine Reihe von 50 cm langen Glasröhren wird mit verschiedenen Bodenarten gefüllt; gießt man oben schmutziges Wasser auf, so färbt sich der Boden, und unten fließt mehr oder weniger reines Wasser ab. Auch Gärungs- und Fäulnispilze (Fermente und Bakterien) werden von der Erde zurückgehalten. Luftiger Boden zerstört die organischen Stoffe durch den hindurchströmenden Sauerstoff und oxydiert sie zu unschädlichen, beziehungsweise der Vegetation dienlichen Stoffen; in schlecht ventiliertem Boden gehen dagegen Fäulnisprozesse mit übelriechenden Produkten vor sich.

Diese Kraft des Bodens hat aber ihre Grenzen. Ist er mit Abfallstoffen übersättigt, so hört die Oxydation auf und die Fäulnis geht ihren Gang.

Im Freien wird die reinigende Wirkung des Erdbodens durch die Vegetation kräftig unterstützt, indem die Pflanzen die gebildeten Zersetzungsprodukte mit ihren Wurzeln begierig aufsaugen, zum Aufbau ihrer Leiber und zur Fruchtbildung verwenden, von ihren Blattflächen aber Sauerstoff, die eigentliche Lebensluft der Tiere und Menschen, aushauchen.

Unter den Städten aber, besonders unter enggebauten Häusermassen, fehlt der Einfluß der Vegetation und der Lüftung, oder beides ist wenigstens in äußerstem Maße beschränkt. Der Baugrund wird also mehr und mehr übersättigt oder ist es schon seit Jahrhunderten, und die Fäulnisgase finden den einzigen Ausweg durch die Häuser selbst vermöge der in diesen erzeugten

Wärme, sowie wegen des auf die Straßen und Plätze wirkenden Winddruckes und des gelegentlich eindringenden Regenwassers u. s. w. Kein Wunder also, daß der Erdboden in den meisten und besonders in enggebauten Städten siech ist und es im Laufe der Zeiten immer mehr wird, wofern nicht Sicherungsmaßregeln dagegen getroffen werden.

Dies geschieht vorzugsweise durch Verhinderung des Eindringens organischer Stoffe und durch Entwässerung, bei Neubauten auch durch Entfernung der verunreinigten Bodenschicht. Dränierung nützt bekanntlich nicht bloß durch die Ableitung von Wasser, sondern auch ganz besonders durch Lüftung, das einzige Desinfektionsmittel, welches uns für verunreinigten Erdboden zu Gebote steht. Die Ableitung des Meteorwassers und aller häuslichen Abwässer und Unreinigkeiten durch unterirdische, gut gebaute und reichlich gespülte Siele oder Kanäle ist in Rücksicht auf die Gesundheit jedem anderen System der Städtereinigung unbedingt vorzuziehen.

Wo diese beständige Abspülung und Fortschwemmung nicht möglich ist, da sollten wenigstens den flüssigen Abgängen wasserdichte Siele oder im Notfall auch offene Rinnen bereit stehen, die festen Stoffe aber in durchaus undurchlässigen, durch Wasserverschluß abgesperrten und ohne Luftverunreinigung entfernbaren oder auszuleerenden Behältern aufgefangen und aufbewahrt werden. Dem Gebote der Dichtigkeit entspricht kein Mauerwerk, weil auch das beste mit der Zeit zerstört wird. (Ein auch gegen die Siele erhobener Vorwurf, der aber durch reichliche Erfahrungen in München und vielen anderen Städten widerlegt ist und dessen Unhaltbarkeit auch durch einen von Fodor ausgestellten Apparat gezeigt wurde.) Als Standgefäße haben sich am meisten solche von asphaltiertem Schwarzblech, als transportable eben solche, aber kleinere, oder hölzerne mit durch Klemmschrauben luftdicht zu befestigendem Deckel bewährt. Diese Gefäße müssen nach jeder Entleerung sorgfältig mit Wasser, Dampf und Bürsten gereinigt und allenfalls mit Karbolsäure oder dergleichen desinfiziert werden; solange sie im Hause stehen, sollten sie stets mit gut schließenden Deckeln, am besten wohl mit Wasserverschluß versehen sein. Auch ist es zweckmäßig, Festes und Flüssiges zu trennen, wodurch die Fäulnis bedeutend verzögert wird, oder die gesamten menschlichen Ausleerungen mit einem wasserbindenden und geruchverhindernden Material zu bestreuen, wozu bald Mischungen von Ätzkalk mit Sägespänen und Karbolsäure, bald getrocknete Erde, bald Torfmull genommen werden. Die fäulnishindernden und die krankheiterzeugenden Bakterien tötenden antiseptischen und desinfizierenden Mittel bieten keine besonderen Vorteile, weil sie der Kosten und Umstände halber gewöhnlich weder in genügender Menge, noch in wirksamer Weise angewendet werden. Klosetts mit Selbststreuapparat für Torfmull u. s. w. giebt es in Menge, sie waren auch in der hygieinischen Ausstellung; ihre praktische Brauchbarkeit hängt davon ab, ob sie durch ihren Mechanismus eine völlig genügende Ausstreuung zu bewirken vermögen.

Es versteht sich von selbst, daß die Fallrohre, wo mehrere aus verschiedenen Stockwerken in ein Sammelgefäß führen, aus inwendig glattem, nicht angreifbarem Material bestehen, daß sie sorgfältig rein gehalten werden, was ohne reichliche Spülung kaum möglich sein dürfte, und daß sie oben mit luftdichtem Verschluß versehen sind. Diese Verhältnisse sind in meiner „Schule der Gesundheit“ ausführlich beschrieben und durch Abbildungen erläutert. In der Hygieine-Ausstellung war auch dies Gebiet, von den Rohmaterialien und Bauteilen angefangen, durch Modelle von Kanal- und Klosetteinrichtungen in Wohnhäusern bis zu den mannigfaltigsten fertigen, einfachen und eleganten Apparaten, reich vertreten. Wäre eine vergleichende Prüfung und Beurteilung möglich, so würde sie den Raum dieser Blätter und vermutlich noch viel eher

die Geduld der Leser erschöpfen; darum muß die Aufstellung der Grundsätze genügen.

Ist es unmöglich, unser Haus auf tadelfreien Boden zu bauen und es von nachbarschaftlichen Einflüssen fern zu halten, so bleibt nichts übrig, als den Baugrund mit einem wasser- und luftdichten Überzuge zu versehen und die Mauern ebenfalls durch Isolierschichten gegen das Aufsteigen von Feuchtigkeit und Luft zu sichern. Dazu dienen Betonmischungen von Kalk- und Kieselsäure (Kiessand), Cement, Asphaltmörtel und dergleichen mehr, die über den Grund des Kellers, an der Außenfläche der Grundmauern und in einer Horizontalschicht innerhalb derselben ausgebreitet werden. Wird das Haus etwa einseitig in höheres Land, in einen Bergabhang hineingebaut oder soll das Souterrain, der Keller als Wohn-, Arbeits- und Schlafzimmer benutzt werden, so empfiehlt sich eine sogenannte Isoliermauer, das heißt eine Mauer, die in etwa einem Fuß Abstand von der Hausmauer bis zur Erdoberfläche aufgeführt wird und also durch einen Luftraum von jener getrennt ist. In den Grund dieses Raumes wird ein Drainrohr zur Ableitung von Bodenfeuchtigkeit und Regenwasser gelegt.

Die Küche, in welcher außer manchen für Hungrige angenehmen Düften doch auch zahlreiche unangenehme Gerüche nebst beträchtlichen Mengen von Wasserdampf entwickelt werden, muß nicht bloß mit Ablaufeinrichtungen für Wasser, einschließlich der Sperrvorrichtungen gegen das Eindringen von Sielluft, versehen sein, sondern auch mit Ableitungsröhren für jene Dünste. Am einfachsten dienen hierzu, da von offenen Schornsteinen aus Rücksicht für sparsame Feuerung und wegen des lästigen Zuges abzusehen ist, entweder durch Klappen, wie die in meiner „Schule der Gesundheit“ abgebildeten Jalousieklappen von Senking, oder durch andere Ventile verschließbare Öffnungen in den Küchenschornstein selbst, durch dessen Erwärmung eine kräftige Aussaugung ins Werk gesetzt wird; oder es dienen dazu Röhren, welche unmittelbar neben dem Schornstein aufsteigen oder denselben ringförmig umgeben und also durch ihn mit erwärmt werden. Je mehr übrigens dichtschließende Koch- und Bratgeschirre, wie Beckers Patenttöpfe, Malmwiecks und Kuntzes Bratpfannen, Patentbouillontöpfe und dergleichen mehr, die sich auch wegen besserer Ausnutzung des Feuers sowie wegen leichterer und besserer Bereitung der Speisen empfehlen, nebst verbesserten Herdeinrichtungen in Gebrauch kommen, desto weniger Dünste und Wasserdampf werden wir zu beseitigen haben.

Die eigentliche Wohnung, also die Wohn- und Schlafzimmer, soll uns gleichmäßige Wärme, gutes Licht und reine Luft gewähren. Dazu sind hinreichend große und hohe Räume, hinreichend dicke und poröse Wände, gut schließende Fenster und Thüren, gute Öfen und unter Umständen noch besondere Ventilationseinrichtungen notwendig.

Gleichmäßige Wärme ist nicht gut anders als in Zimmern von einer gewissen Größe zu erhalten, wenn sie nicht etwa auf mehreren Seiten von entsprechend temperierten Räumen umgeben sind, wo dann das Ganze gewissermaßen als ein Zimmer anzusehen ist; sonst ist bei kleinen Zimmern die Oberfläche zu groß im Verhältnis zum Inhalt, wodurch im Winter die Abkühlung, im Sommer die Einwirkung der Sonne zu groß ist und auch mit guter Heizung sehr schwer die richtige Wärme zu erzielen bleibt. Auch durch Thüren und Fenster findet bei großen Zimmern verhältnismäßig weniger Einfluß auf die Wärme der Zimmer statt: z. B. wenn durch eine geöffnete Thür in einer gewissen Zeit ein Achtel des Zimmerinhalts warme Luft durch kalte Luft verdrängt wird, so beträgt dies für ein doppelt so großes Zimmer nur ein Sechzehntel des Inhalts, und da die eindringende Luft sich schnell mit dem ganzen Luftinhalt mischt und am Ofen, an den Möbeln und den durchgeheizten Wänden er-

wärmt, so ist die Wärmeänderung viel geringer als in dem kleineren Zimmer. Hierdurch erklärt sich die allgemeine Erfahrung, daß große Zimmer im Sommer leichter kühl, im Winter leichter warm zu halten sind als kleine. Hohe Zimmer enthalten durch Heizung in ihrem oberen Raume eine beträchtliche Menge überwarmer Luft, welche also auch eine sehr rasche Erwärmung der Mischung bewirken kann.

Da die Luft durch unser Atmen sowie durch die künstliche Beleuchtung fortwährend Kohlensäure und Wasserdampf zugeführt erhält, während Sauerstoff verzehrt wird, so würden wir in einem luftdicht geschlossenen Raume allein durch unser Dortsein bald eine Luftverschlechterung herbeiführen, die mit unserem Wohlsein und endlich mit der Fortdauer des Lebens nicht mehr vereinbar wäre. In großen Räumen tritt diese Luftverderbnis natürlich langsamer ein als in kleinen, aber auch dort würde sie bald einen zu hohen Grad erreichen, wenn nicht ein sehr bedeutender Austausch mit der Außenluft stattfände. Nach den verschiedenen Ansprüchen an die Reinheit der Zimmerluft ist berechnet, daß für jeden Erwachsenen stündlich dreißig bis hundert Kubikmeter reine Luft erforderlich sind.

So bedeutende Luftmengen können durch Öffnen von Fenstern und Thüren nicht hereingelassen werden, ohne daß sie als Zug unangenehm gefühlt würden oder Erkältungen hervorriefen, die um so leichter eintreten, wenn einzelne Körperteile, wie die Füße, oder eine Körperseite vorzugsweise der Abkühlung ausgesetzt sind. Der Luftwechsel muß unfühlbar von statten gehen: also die frische Luft muß in unzähligen äußerst feinen Strömchen oder vorgewärmt und in solcher Richtung eintreten, daß ihr Zug nicht direkt die Einwohner trifft, denn jeder Luftstrom wirkt abkühlend auf die getroffene Körperoberfläche, weil er nicht bloß meistens kälter ist als die Haut, sondern auch durch seine Bewegung die abkühlende Verdunstung von derselben steigert.

Diesem Lüftungsbedürfnis der Wohnungen kommen wir durch die Beschaffenheit ihrer Wände entgegen. Unsere gebräuchlichen Baumaterialien wie Backoder Ziegelsteine, Sandsteine, Kalktuff, Mörtel, selbst Holz u. s. w. sind in trockenem Zustande lufthaltig und luftdurchlässig, wie sich durch Pettenkofers Poroskop, das in seinen populären Vorlesungen über „Beziehungen der Luft zu Kleidung, Wohnung und Boden" und auch in meiner „Schule der Gesundheit" abgebildet ist, sichtbar machen läßt. Wird nämlich ein Stück der zu prüfenden Masse zwischen zwei voneinander abgewendete Trichter luftdicht eingekittet und außen mit einem undurchlässigen Lack überzogen, so kann man durch luftführende Stoffe, also z. B. durch ein Stück Hausmauer, eine Kerzenflamme wegblasen und sogar auslöschen. Durch die Wände unserer Wohnungen muß daher ein beständiger Luftwechsel stattfinden, sobald von außen ein Winddruck stattfindet und solange die Luft außen und innen verschiedene Wärme hat; in letzterem Falle, und wenn der Winddruck nicht bedeutend ist, wo er die Luft nach der entgegengesetzten Zimmerseite hinausdrängt, muß unten kühle Luft hinein-, oben warme hinaustreten, wenn es, wie gewöhnlich, draußen kühler ist als drinnen. Und da die ausgeatmete Luft und die Verbrennungsgase der Lichter und Lampen wärmer sind als die übrige Zimmerluft, so steigen sie nach oben und werden also in größtmöglicher Menge durch die Poren der Wände nach außen abgegeben.

Poröse Wände sind zugleich schlechte Wärmeleiter, das heißt sie erschweren den Temperaturausgleich zwischen draußen und drinnen. Im Winter werden sie vom Zimmer, im Sommer durch die Sonne geheizt, so daß die durchtretende Luft in ihnen erwärmt wird. Darauf beruht der Unterschied zwischen einem frisch angeheizten und einem durchgeheizten Zimmer: in jenem tritt durch die kalten Wände kalte Luft herein, und sie entziehen uns außerdem Wärme durch Abstrahlung, in dieses

tritt durch die Mauern vorerwärmte Luft herein, und unser Wärmeverlust durch Abstrahlung wird unfühlbar gering. Wie viel Wärme in den Mauern stecken kann, fühlen wir, wenn nach heißem Wetter plötzlich Abkühlung eintritt: dann sind oft noch tagelang die Zimmer unerträglich warm, solange nicht alle Fenster offen stehen. Künstlich suchen wir diese Eigenschaft unserer Häusermauern als schlechte Wärmeleiter durch größere in dieselbe eingeschlossene Lufträume zu vergrößern, und zwar durch lockere Steine, durch Hohlziegel und durch Doppelwände mit schmalen Luftspalten.

Feuchtigkeit der Mauern verhindert diese Ventilation und vermehrt ihr Wärmeleitungsvermögen. Daher sind nasse Mauern zugleich kalte. Da zum Aufbau der Mauern nicht bloß der Mörtel, sondern auch die Steine stark genäßt werden, so ist dies Mauerwasser zu entfernen, bevor das Haus bewohnbar wird, und man läßt es erst im Rohbau, dann verputzt, aber ohne Ölanstriche und Tapeten so lange stehen, bis die Mauern lufttrocken sind, was durch Wind und Wärme befördert wird, in eiligen Fällen also auch durch Heizung mit Lüftung beschleunigt werden kann. In vielen Städten und Staaten bestehen bekanntlich Vorschriften über die Beziehung neuer Wohnungen, die entweder bloß eine Zeit des Leerstehens oder auch eine voraufgehende Prüfung der Mauerfeuchtigkeit durch Sachverständige vorschreiben; an sehr vielen Orten und bei inneren Reparaturen herrscht aber hierin die größte Willkür. Kaum im Rohbau vollendete Mauern sieht man schon mit Putz überziehen, die Stuben werden sofort gestrichen und tapeziert, und kaum daß die Bauhandwerker Platz gemacht haben oder sogar noch früher, ziehen bereits Bewohner ein. Die Baugelder müssen sofort verzinst werden, und der „Trockenwohner“ zahlt weniger Mietzins! Schlagen dann die Wände wieder aus, so sucht man vergebens diese Zeichen der Feuchtigkeit wegzubringen, legt Asphaltmasse darüber, um die Feuchtigkeit zurückzuhalten, die aber dann, weil sie unten nicht entweichen kann, in den engen Mauerporen immer höher steigt, oder man spannt Leinwand darüber, die, mit Tapeten beklebt, dem Auge verbirgt, was hinter ihr liegt, der Gesundheit aber keinen Schutz gewährt.

Feuchte Mauern bringen nämlich zunächst durch Abkühlung der ihnen nahe kommenden Körper (durch Abstrahlung und Berührung) einseitige Erkältungen mit ihrem Gefolge von Rheumatismen hervor. Weiter, und dies ist viel schlimmer, verhindern oder wenigstens erschweren sie die Ventilation, weil die mit Wasser erfüllten Poren keine Luft durchlassen, wie sich an Pettenkofers Poroskop (s. oben) sehr schön durch Benetzung des Mauersteines zeigen läßt; selbst wenn sie teilweise austrocknen, so schließen sich die Poren sehr leicht wieder durch den aus dem Zimmer ihnen zugeführten Wasserdampf, der sich natürlich in diesen kälteren Räumen zu Wasser verdichtet. Eine sehr wesentliche und kaum ersetzbare Hilfe zur Trockenhaltung der Wände von diesem in den Wohnungen erzeugten Wasser gewährt uns die Sonne: indem sie nämlich die Außenfläche erwärmt, bringt sie das zunächst befindliche Wasser zum Verdunsten und macht dadurch die Wege frei. Aus diesem Grunde sind die Wohnungen in engen, der Sonne unzugänglichen Straßen und Höfen in der Regel feucht, und deshalb verlangt die Gesundheitspflege ein solches Verhältnis zwischen Straßenbreite und Höhe der Häuser, daß die Sonne von keiner Wand ganz ausgeschlossen ist, das heißt die Häuser sollen nicht höher sein, als die Straße breit ist, und die Straßen sollen soviel wie möglich von Südost nach Nordwest und von Südwest nach Nordost laufen, damit alle Seiten zeitweilig von der Sonne beschienen werden. — Sind die Poren einmal durch Wasser verstopft, so gehen natürlich auch die Kohlensäure und andere durch unseren Lebensprozeß, durch Beleuchtung und andere Verrichtungen erzeugten Dünste nicht mehr hindurch, und wir bewohnen

einen für die Gesundheit äußerst nachteiligen luftdichten Raum.

Endlich finden in feuchten Zimmern die überall in der Luft verbreiteten organischen Keime günstige Stätten der Ansiedelung und Vermehrung. Beweis sind schon die Schimmelpilze, welche auf den Wänden, den Geräten und Kleidern in feuchten Wohnungen wuchern; ferner die Gärungs- und Fäulnispilze, welche sich hier besonders rasch auf Speisen und Getränken ansiedeln und vermehren; und — last not least — finden hier auch die krankmachenden Spaltpilze die günstigsten Bedingungen ihrer Entwickelung. Daß letztere nicht bloß in Kranken sich vermehren und nicht bloß von kranken Menschen auf andere empfängliche Individuen übergehen, hat die Ausstellung im Pavillon des Reichsgesundheitsamtes auch dem großen Publikum vor Augen geführt. Dort sah man verschiedene der allergefährlichsten Spaltpilze, z. B. die Bakterien des Milzbrandes, der Sepsis (Fäulnis), der Tuberkulose, auf Kartoffelschnitte, auf Gelatine, auf Fleischinfus übertragen und hier zu großen Massen — Pilzrasen und Klumpen, die aus vielen Millionen dieser kleinsten, erst bei tausendfacher mikroskopischer Vergrößerung sichtbaren Organismen bestehen — ausgewachsen.

Nun sind freilich glücklicherweise nicht alle Menschen zu jeder Zeit empfänglich für diese Krankheitskeime, sei es, daß sie nicht den geeigneten Boden für ihre Weiterentwickelung bieten, wozu z. B. für die Diphtherie eine entzündlich gereizte Schleimhaut, für die Tuberkulose eine katarrhalisch affizierte oder sonst geschwächte Lunge, für die Cholera wenigstens vorzugsweise ein schwacher oder krankhaft disponierter Magen und Darm zu gehören scheint, sei es, daß die Lebenskraft die feindlichen Eindringlinge überwindet; — aber die Gefahr der Infektion oder Ansteckung wächst jedenfalls mit der Zahl der eindringenden, vorzugsweise gewiß mit der Luft eingeatmeten oder durch Wundflächen ins Blut gelangenden Bakterien oder deren noch viel kleineren Keime, und durch Wohnen in schlecht gelüfteten, mit Menschen überfüllten oder anderen schädlichen Gasen, wie z. B. den Zersetzungsgasen organischer Abfälle, zugänglichen Zimmern wird die Widerstandskraft gegen diese Krankheitskeime wesentlich geschwächt.

So ist es denn kein Wunder, daß Wohnungen mit feuchten Wänden, von Menschen überfüllte und Fäulnisgasen ausgesetzte Räume gemäß der allgemeinen Erfahrung längst als ungesund bezeichnet wurden, ehe man den erst durch die neueren Forschungen angebahnten Einblick in den näheren ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen gewonnen hatte. Weiß man doch längst, daß in solchen „siechen" Wohnungen — wie man sie nach Analogie des siechen Bodens treffend nennen kann — Ernährungsstörungen des kindlichen Alters, wie Brechdurchfälle und Englische Krankheit, ferner die Skrofulose und Tuberkulose u. a. m., vorzugsweise zu Hause sind und daß in ihnen andere Infektionskrankheiten, wie Masern und Scharlach-typhus und Cholera, wenn nicht häufiger vorkommen, so doch ganz gewiß einen schwereren, bösartigeren Verlauf nehmen als in gesunden Wohnungen.

Wo von schlecht gelüfteten Wohnungen die Rede ist, dürfen die Alkoven nicht vergessen werden, jene Sammel- und Brutstätten von Schmutz und Krankheit, deren verderblicher Einfluß um so schlimmer ist, als sie vorzüglich als Schlafstuben benutzt werden, die bei Tage weder ordentlich ausgelüftet, noch in Ermangelung von Raum und Licht gehörig gereinigt werden können, in der Nacht aber, nahezu luftdicht geschlossen, zu wahren Gifthöhlen werden müssen. Man kann nur wünschen, daß nach dem Vorgange der meisten neueren Bauordnungen künftig kein Raum mehr zum Wohnen, das heißt zum dauernden Aufenthalt von Menschen eingerichtet werden darf, der nicht wenigstens ein verhältnismäßig großes Fenster nach außen hat. Die Besitzer von Alkoven, welche derselben durchaus nicht entraten zu können meinen, sollten wenigstens durch gehörige Lüftungseinrichtungen für Abfuhr der

verbrauchten und Zufuhr frischer Luft sorgen.

Während wir also bei Außen- und Zwischenwänden darauf Bedacht nehmen, sie aus porösen, schlecht wärmeleitenden, aber gut lüftenden Materialien zu errichten, sind für die Zwischendecken der Geschosse andere Zwecke maßgebend. Die Wärme, welche von den unteren Zimmern nach oben strömt, ist uns freilich für die Oberzimmer meistens angenehm, besonders da sie zunächst den kälteren unteren Luftschichten und unseren Füßen zu gute kommt. Durchdringende Gerüche sind dagegen schon unwillkommen, und wenn man nun gar der schädlichen Gase und Krankheitskeime gedenkt, so wird man sich hiergegen noch lieber und sicherer absperren wollen als gegen die von unten heraufdringenden Geräusche. Die gebräuchliche Konstruktion der Zwischendecken schützt gegen letztere ungenügend, gegen erstere noch weniger. Die Füllmassen zwischen den beiden Bretterlagen erfordern noch aus anderen Gründen unsere Aufmerksamkeit. Es wird nämlich zu ihnen nicht selten Bauschutt von alten Gebäuden, Kehricht u. dergl. m. verwendet, Stoffe, die viel organischen Abfall enthalten, aus welchem schädliche Bestandteile aufsteigen können, besonders wenn sie durch Scheuern der Dielen fleißig angefeuchtet werden. Einigen Schutz gewährt die Ölung der Dielen, genaue Fugung derselben, beziehungsweise Auskitten der Fugen; noch besser ist Parkettierung der Fußböden, besonders wenn sie mit einer luftdichten Cement- oder Asphaltmasse unterlegt sind, wie das Gebäude für Haus- und Wirtschaftseinrichtungen in der Hygieineausstellung zeigte. Hierdurch soll auch das Durchdringen des Schalles völlig gehindert werden, und was noch mehr wert ist, durch die Unverbrennlichkeit dieser Stoffe wird eine große Sicherung gegen Feuersgefahr geboten. Diese Sicherung, z. B. durch die Komposition von Rabitz, kann auch den mit Holz gebauten Wänden gegeben werden. Sehr zweckmäßig ist auch das Bedecken der Fußböden mit Wachstuch oder noch besser mit dem leider nur noch etwas teuren Linoleumkorkteppich, und zwar beide besser als gewebte Fußteppiche, weil sie weder Staub bilden noch festhalten, den auf ihnen abgelagerten aber durch feuchtes Aufwischen besonders leicht entfernen lassen.

Der Staub verdient überhaupt mehr Beachtung und sorgfältigere Behandlung, als ihm im gewöhnlichen Leben gewidmet zu werden pflegt. Wie die mikroskopische Untersuchung lehrt — in der Hygieineausstellung waren Staubproben verschiedener Art teils unter Mikroskopen, teilweise in sehr schönen Abbildungen solcher mikroskopischer Bilder von der technischen Hochschule in Aachen ausgestellt —, besteht der Staub unserer Wohnungen zum Teil aus mineralischen Körnchen und Splitterchen, zum anderen Teil aus organischen Abfällen und Bruchstücken, Leinen-, Baumwoll-, Wollfäserchen, von Haaren und Federn, von Pflanzenteilen, Hautschuppen u. a. m., und endlich aus verschiedenen Pilzkeimen, die auf angefeuchteten Glasplatten oder in gereinigter Wolle aufgefangen und auf passendem Nährboden zur Entwickelung gebracht werden können. Diese leichten in der Luft schwebenden Sonnenstäubchen werden mit jedem Atemzuge eingeatmet, wobei sie größtenteils an dem schleimigen Überzuge der oberen Atemwege bis zum Kehlkopf hängen bleiben, teilweise aber auch in die Lungen gelangen, wo sie mechanisch reizen oder auch als Krankheitskeime Unheil mancherlei Art anrichten können, und zwar gilt dies nicht bloß von den erst teilweise sicher nachgewiesenen Keimen der Diphtherie, des Keuchhustens, der Lungenentzündung und -tuberkulose, sondern auch von Schimmelpilzen. Jedenfalls liegen die triftigsten Gründe zum allerentschiedensten Mißtrauen gegen jede Art von Staub vor, und wir werden also gut thun, uns jeden Staubes nach Kräften zu erwehren, also z. B. stark abnutzbare Fußteppiche und Polstermöbel in viel gebrauchten Zimmern zu vermeiden und hierdurch auch dem Staube seine Haftstätten und Schlupfwinkel zu vermindern, die Staubfänger

draußen oder bei starkem Zuge mit offenen Fenstern auszuklopfen und so den fliegenden Staub hinauszutreiben, den zur Ruhe gekommenen aber mit feuchten Tüchern überall, auch aus den verborgensten Schlupfwinkel auf, unter und hinter den Möbeln, von der Decke, den Wänden, den Fußböden, aufzunehmen und die Tücher so lange in Wasser zu spülen, bis letzteres klar bleibt.

Schutz gegen Luftverderbnis ist ganz besonders in den Schlafzimmern und Krankenzimmern am Orte, weil trotz aller ärztlichen Mahnungen und selbst bei gutem Willen das betreffende Zimmer nicht immer vorzüglich luftig herzustellen ist, weil die gelegentliche Lüftung durch Aus- und Eingehen, Fensteröffnen u. dgl. m. während der Nachtruhe, also viele Stunden hindurch, ausfällt, die Insassen aber ebensoviel und noch mehr Kohlensäure und sonstige Ausscheidungen von sich geben, die trotz aller Sorgfalt und Reinlichkeit doch immer ihren Anteil zur Verschlechterung der Luft beitragen.

Nach der ersten Regel der Wohnungshygieine: „Schaffe jeden Schmutz so schnell und so weit fort wie möglich“, muß also ganz besonders im Schlafzimmer gehandelt werden. Alles Riechende muß wenigstens vor dem Schlafengehen hinausgeschafft, also auch die Luft nochmals völlig erneuert werden. Staub jeder Art ist sorgfältig aufzunehmen; übermäßige Befeuchtung des Fußbodens beim Aufwaschen sowie auch beim Waschen und Baden, wenn für letzteres kein eigenes Zimmer vorhanden ist, muß vermieden, der Fußboden muß durch Öl und Kitt oder auch durch wasserdichte Decken geschützt werden. Da die Reinigung des Körpers in der Regel im Schlafzimmer vorgenommen werden muß, so sind reichliche Wasservorräte und große Waschschalen notwendig, womöglich mit selbständigem Ab- und Zulauf, sonst mit großen Deckeleimern zur Aufnahme des gebrauchten Wassers. Für Bäder empfiehlt sich eine sogenannte amerikanische Badewanne mit schräg ansteigender Rückenwand und Hölckes Heizofen dazu, dessen Wasserkessel, durch zwei Röhren mit der Badewanne verbunden, deren Wasser direkt mit sehr geringer Feuerung erwärmt. Wo der Raum beschränkt ist, kann man diese übrigens wenig Platz verlangenden und leichten Einrichtungen auch auf einen Boden mit Rollen setzen. Zu Regenbädern, unter denen die vielseitig strahlenden den Vorzug verdienen, sind ebenfalls viele zweckmäßige und kompendiöse Einrichtungen vorhanden, deren Abbildungen täglich in den Anzeigespalten der Journale und Zeitungen zu finden sind.

Im Schlafzimmer sollen keine Staub- und Dunstfänger vorhanden sein: also außer dem Bett keine Polstermöbel, keine Kleiderständer, sondern die Tageskleider sollen womöglich hinausgehängt werden, um draußen auszudünsten; auch keine Kleiderschränke und wenig, nur das zum etwaigen raschen Gebrauch nötige Zeug enthaltende Leinenschränke.

Das Bett soll nicht, wie man es jetzt glücklicherweise nur noch selten findet, aus hoch übereinander getürmten, noch aus dicken und schweren Ober- und Unterbetten bestehen, in denen der Schlafende ein Schwitz- und Dunstbad zu erleiden hat und die alle Ausdünstungen in sich verdichten und hartnäckig bewahren, sondern es soll auf einer elastischen und luftigen Unterlage nur so viel Bettzeug enthalten, wie zum Warmhalten des Schlafenden gerade nötig ist. Am reinlichsten in jeder Beziehung sind eiserne oder von hartem und glattem, gut geöltem Holz gemachte Bettstellen mit Springfedern oder Drahtnetzen, auf welche eine Matratze von Krollhaar, allenfalls auch von Seegras oder einer anderen luftigen und elastischen Füllung liegt. Ist mehr Wärme nötig, so dienen eine oder zwei wollene Decken oder ein leichtes Federbett als Unterlage und ebenso zum Zudecken, natürlich mit leinenen Überzügen oder Bettlaken. Ganz verwerflich sind Bettschränke und Bettladen mit Bretterboden, weil dadurch die genügende Lüftung des Bettes verhindert wird. Verwerflich ist es auch, angeblich

aus Ordnungsliebe, das Bett nach dem Aufstehen alsbald wieder zuzumachen und durch eine Decke zu verhüllen; vielmehr ist es ein strenges Gebot der Reinlichkeit und der Gesundheit, daß jedes benutzte Bett und Nachtzeug mindestens einige Stunden offen liegt oder hängt und starkem Luftzuge ausgesetzt wird, bis jede Spur von Feuchtigkeit und Geruch hinausgelüftet ist. Am besten ist es, alle Bettstücke und Nachtkleider möglichst auszubreiten, wozu sehr zweckmäßig leichte Gestelle an den Fußenden der Bettstellen angebracht werden, wozu es aber auch leichte Holzgestelle in Form einer spanischen Wand giebt, die zusammengeklappt wenig Raum an einer Wand einnehmen, ausgebreitet aber reichlichen Platz zum Aufhängen gewähren. Auch kann man dazu hängende Holzträger gebrauchen, durch die in Sternform leichte Stäbe gesteckt werden.

Die oft aufgeworfene Frage, ob Schlafzimmer geheizt werden sollen, ist nicht mit einem unbedingten Ja oder Nein zu beantworten. Zarte Kinder, Greise und schwächliche Personen verlangen im allgemeinen eine mäßige Wärme; gesunde und kräftige Personen vertragen selbst bedeutende Kältegrade und befinden sich wohl dabei. Überheizte Schlafzimmer sind immer schädlich. Die Heizung erleichtert die unmerkliche Ventilation; genügt die unabsichtliche nicht, so ist zu der so wünschenswerten Reinhaltung der Luft entsprechende Einrichtung (s. oben) notwendig. Ist diese nicht anders zu erreichen als durch ein offenes Fenster, so kann man sich auch daran gewöhnen und wird es bald sehr angenehm und förderlich zu gesundem Schlafe finden. Nur müssen die Schlafenden gegen erkältenden Zug geschützt sein, auch darf das Fenster keine schlechte Luft hereinlassen, z. B. keine Malaria in Fiebergegenden, noch stinkende Hofluft, Rauch von Bäckereien, Fabriken u. dgl. m.

Für gewöhnliche, hinlänglich geräumige und nicht übervölkerte Wohnungen mit wenigstens einer trockenen Außenwand reicht die natürliche Ventilation aus. Im Sommer kommen wir ihr durch mehr Fensteröffnen zu Hilfe, im Winter hilft uns der beträchtliche Wärmeunterschied zwischen drinnen und draußen, macht aber eine tägliche gründliche Lüftung durch Fensteröffnen, namentlich in Räumen, wo gekocht, Tabak geraucht oder anstrengend und mit Stauberregung gearbeitet wird (auch Nähmaschinen machen viel Staub), ferner in Eß- und Schlafzimmern, nichts weniger als überflüssig. Zu dem Ende ist es vor allen Dingen nötig, daß die Fenster ohne Schwierigkeit geöffnet werden können, und zwar besonders die oberen, weil die erwärmte und am meisten verunreinigte Luft hier am leichtesten entweicht. Die Hygieineausstellung führte hier manches Zweckmäßige vor: zunächst Verschlußvorrichtungen, wodurch die oberen Fenster auch von unten leicht geöffnet werden können, sei es horizontal wie gewöhnlich, sei es drehbar um eine obere, untere oder mittlere Achse, von denen letztere, weil sie oben schlechte Luft entweichen, unten frische einströmen läßt, am zweckmäßigsten sein dürfte. Ferner fanden sich dort Vorrichtungen, um geöffnete Fenster in jeder Stellung festzumachen, so daß man sie beliebig weit öffnen kann. Auch die Einrichtung, das obere Fenster in dem Falz der unteren geöffneten herunterzulassen, kann zum Zwecke der Lüftung benutzt werden, obwohl sie nur empfohlen wird, um das Putzen ungefährlich zu machen. Sehr empfehlenswert sind endlich die sogenannten Glasjalousien, das heißt querlaufende, drehbare Glasstreifen, die sich jalousieartig decken und beliebig weit öffnen lassen — sehr empfehlenswert, wenn sie, aus starkem, glattem Glase zu genauem Schließen angefertigt, in nicht rostenden Gelenken sich drehen, leicht zu drehen und festzustellen sind. Auch die zum Schutz gegen Kälte und Wärme — wegen der zwischen ihnen eingeschlossenen unbewegten Luft — so dienlichen Doppelfenster dürfen das Öffnen nicht zu sehr erschweren, ebensowenig wie die teils zum Schutz, teils zur Dekoration dienenden Vorhänge. Originell und recht prak-

tisch ist die ebenfalls im Modell ausgestellte Idee, die Tragstange der Vorhänge mit der ganzen Dekoration um eine seitliche Achse zu drehen, so daß das Fenster leicht vollständig frei gemacht werden und auch bei starkem Zug offen bleiben kann, ohne daß die Dekoration leidet. Als Ersatz der gewöhnlichen Doppelfenster sahen wir in dem „Gebäude für Haus- und Wirtschaftseinrichtungen" ein Fenster, welches bloß doppelte Glasplatten mit eingeschlossener etwa zolldicker Luftschicht in einem besonders starken Rahmen hat. Da Holz schlecht Wärme leitet, ebenso wie ruhende Luft, so mag dies sehr praktisch sein; jedenfalls ist es in Rücksicht auf Öffnen und Putzen sehr bequem.

Auch von den Blecheinsätzen mit Luftöffnungen verschiedener Form und drehbaren, von unten zu stellenden Verschlußrosetten war viel ausgestellt, aber anscheinend nichts wesentlich Neues; für bedeutende Lüftung sind die Öffnungen zu klein. Ferner fehlte es auch nicht an verschiedenen Rohrstutzen, um direkte Zugluft zu vermeiden, indem der kalten Unterluft die Richtung nach oben gegeben werden soll. Dieser Erfolg dürfte aber bei der großen Beweglichkeit der Luft recht unsicher sein, wenn nicht etwa die Luftzufuhr mit der Heizung verbunden wird.

Schornsteinventilatoren, das heißt durch Jalousien oder Rosetten verschließbare Öffnungen in dem Schornstein, dessen Wärme hier zur Ableitung der verbrauchten Luft dienen soll, findet man jetzt mit Ventilklappen von sehr dünnen Glimmerplatten versehen, um den lästigen gelegentlichen Rückschlag der Schornsteinluft nebst Rauch zu verhindern. Bei Neubauten sollten aber in Zukunft immer Luftrohre neben die Schornsteine gesetzt werden, um ohne Gefahr der Verräucherung zur Ableitung der Zimmerluft gebraucht werden zu können.

Die durch künstliche Beleuchtung erzeugte Wärme, namentlich bei Lampenkronen und Gasflammen, die ja nicht bloß Hitze, Kohlensäure und Wasserdampf erzeugen, sondern oft auch unreine, weniger brennbare Verunreinigungen des Leuchtgases entweichen lassen, sollte immer mit Ableitung für die Brenngase verbunden sein, wozu allenfalls ein einfacher, hinreichend weiter Trichter über den Flammen genügt, dessen Rohr in den Schornstein oder nach außen geleitet wird. Die Wärme der Leuchtflamme wird, wenn das Rohr weit genug ist, zugleich beträchtliche Mengen der wärmsten und unreinsten Zimmerluft abführen.

Für Gesellschaftsräume, Restaurants, Tanz- und Versammlungssäle, für Krankenzimmer, Schulstuben u. s. w. ist meistens stärkere Lüftung notwendig, als durch diese einfachen Mittel erzielt werden kann. Meistens werden dann nur Luftableitungsrohre mit irgend einer Triebkraft versehen, etwa mit einer Gasflamme oder einem kleinen Ofen in ihrem Inneren, um durch Erwärmung zunächst diese Luft in aufsteigende Bewegung zu setzen. Ferner dienen hierzu eigene, auf das Luftrohr gesetzte Ansauger, von denen die Hauptformen in meiner „Schule der Gesundheit" abgebildet sind. Wenn in diesen die Bewegung des Windes unmittelbar als saugende Kraft benutzt wird, so dient sie in den neuen, sehr zahlreich ausgestellten Schraubenventilatoren zur Drehung eines außen mit stark vorspringenden Leisten versehenen Blechrohres, in welchem ein Schraubengewinde angebracht ist, das also bei jenen Drehungen die Luft so zu sagen herausschrauben soll. Diese Windradrohre werden nun zwar schon durch sehr schwache Luftströmungen in Bewegung gesetzt, aber sie dürften doch oft gerade dann ihre Dienste versagen, wenn sie am meisten gewünscht werden.

Die Luftzufuhr kann ebenfalls für gewöhnlich der durch die Zimmerwärme erzeugten Gleichgewichtsstörung überlassen bleiben. Man rechnet, daß die Außenluft schon Wege finden werde, um die wärmere Innenluft zu heben. Dabei entsteht aber oft sehr lästiger Zug, zu dessen Vermeidung die Außenluft durch Mauerkanäle oder eigene Röhren so in die Zimmer geleitet wird, daß sie erst in mehr als Manneshöhe ausströmt, oder man läßt

sie nur durch sehr feine Öffnungen austreten, die längs der Wände verteilt sind.

Genügen diese natürlichen Triebkräfte nicht zur Einführung der erforderlichen frischen Luft, so müssen auch hierfür stärkere Bewegungskräfte herbeigezogen werden. Dazu dienen die Wasserstrahlventilatoren, wo eine unter starkem Druck stehende Brauseeinrichtung in einem Luftrohr die Luft in gleichlaufende Bewegung setzt und zugleich anfeuchtet und kühlt, oder durch irgend eine äußere Kraft, durch Wasser-, Gas- oder Dampfmotoren, in rasche Drehungen gebrachte schraubenförmige Windräder in dem Haupt-Luftzuführungsrohr, sogenannte Pulsionen. In dem großen Restaurant Bauer in der Hygieineausstellung bewegte eine kleine Gaskraftmaschine das im Keller befindliche Windrad, welches die durch Baumwolle filtrierte, durch Regenbrause gewaschene und durch Eis gekühlte Luft in den Saal hineintrieb, während von derselben Maschine vermittels elektrischer Kraftübertragung ein anderes Windrad in dem Ableitungsrohr unter dem Dache bewegt wurde. Wo also stärkere Ventilation wünschenswert ist, können solche Einrichtungen verhältnismäßig einfach und ohne zu große Kosten ausgeführt werden.

Im Winter aber steht uns in der Heizung ein vortreffliches Ventilationsmittel zu Gebote, indem nicht nur durch die künstliche Erwärmung des Zimmers die natürliche Ventilation erheblich gesteigert wird und jeder im Zimmer geheizte Ofen einen Teil der Zimmerluft abführt, sondern die Öfen lassen sich auch, und zwar in der Regel ohne allzu große Schwierigkeiten, zum unmerklichen Zuführen beliebig großer Mengen frischer Luft einrichten. Je mehr wir uns zur Sparsamkeit mit der Feuerung veranlaßt sehen, desto rascher verschwinden einerseits die alten Kachelöfen mit ihren ungeheuren Feuerschlünden, andererseits die gewöhnlichen, einfachen Eisenöfen, die freilich rasche Glut erzeugen, aber wenig nachhaltige Wärme spenden, wenn sie nicht mit bedeutendem Aufwande von Zeit und Arbeitskraft fortwährend geheizt werden. Aber gerade in den niederen Ständen wird in Öfen (und Herden) außerordentlich viel Feuerung vergeudet, während die Zimmerwärme äußerst ungleich ist, oft auch die Luft der engen Räume geradezu verdorben wird.

Die Hygieineausstellung war sehr reich an Heizeinrichtungen verschiedener Art, mit Plänen, Modellen, Berechnungen u. s. w. Von den Centralheizungen mit Luft oder Wasser ist hier abzusehen, da jene doch vorzugsweise für öffentliche Gebäude dienen und jedenfalls, ebenso wie letztere, nur von Specialtechnikern eingerichtet werden können. Bei den Wasserheizungen ist, was nicht immer berücksichtigt wird, stets noch besondere Ventilation nötig. Die Kamine haben wir lediglich als Dekorationsstücke — allerdings als sehr wirkungsvolle — anzusehen, da sie bekanntlich sehr schlecht heizen, für die Ventilation aber viel weniger leisten, als ihnen gemeinhin zugetraut wird, indem sich alsbald ein Luftstrom ausbildet, der die Außenluft direkt am Boden hin, unter lästiger Abkühlung der Füße, zum Feuer leitet, während die verdorbene Luft im Zimmer bleibt. Man hat also, wenigstens in unserem Klima, neben dem Kamin noch einen Ofen nötig, um ein behaglich warmes Zimmer zu bekommen; will man ihn aber als Ventilationsofen, z. B. neben Wasserheizung, benutzen, so muß man ihn als Douglas-Kamin mit einem Luftrohr verbinden, durch welches frische Luft von draußen kommt und erwärmt oben in das Zimmer strömt.

Wegen ihrer geringen Anschaffungs- und Aufstellungskosten, ferner wegen ihrer Transportfähigkeit und Dauerhaftigkeit sind die eisernen Öfen sehr beliebt, nur müssen es Füllöfen mit Reguliertür sein, die, mit entsprechendem Feuerungsmaterial versehen, die Intensität der Verbrennung und damit die erzeugte Wärme vollkommen beherrschen lassen; sie sollen aus starkem Gußeisen bestehen, allenfalls noch mit feuerfester Chamotte gefüttert und zur Abhaltung lästiger Wärmestrahlung mit einem Mantel umgeben sein. Diesen Aufgaben

entsprechen vorzüglich der bekannte Meidinger Ofen, der Pfälzer Schachtofen und ähnliche Konstruktionen, die von den Eisenwerken Kaiserslautern in anerkannter Vorzüglichkeit geliefert werden und in der verschiedensten Ausstattung ausgestellt gewesen sind. Ähnliche Konstruktionen waren noch von anderen Werken ausgestellt, z. B. von Gröditz, Lauchhammer u. a. m. Auch die Irischen Musgrave-Öfen, deren Mantel zweckmäßig und hübsch mit Majolikafliesen bedeckt werden kann, reihen sich hier an. Der Mantelraum kann unten vom Zimmer abgesperrt und durch einen Kanal mit Klappe der Außenluft zugänglich gemacht werden, so daß diese erwärmt nach oben in das Zimmer ausströmt, eine besonders für Schulen und ähnliche ventilationsbedürftige Zimmer empfehlenswerte Einrichtung.

Neuerdings wird auch dem Schönheitssinn durch die Form und äußere Ausstattung der eisernen Öfen Rechnung getragen; im allgemeinen herrscht die schlanke Säulenform vor, doch kommen auch niedrige, beinahe würfelförmige vor, die sich allenfalls unter einem Kaminspiegel oder dergleichen anbringen lassen; und der Mantel besteht aus bronziertem, gemustertem oder glänzend vernickeltem Blech, oder auch aus Fliesen, in denen neuerdings die dunklen Farben vorherrschen. Der neue amerikanische Füllofen Crown Jewel läßt aus seiner vergitterten Krone durch große Glimmer- oder Marienglasplatten sogar die ganze Glut seiner glühenden Kohlen herausleuchten; die Brauchbarkeit dieses Ofens wird von solchen, die für richtige Bedienung sorgen, sehr gelobt; sein glänzender Nickelpanzer und seine leuchtende Krone empfehlen ihn für elegante Räume.

Den eisernen Öfen gegenüber behaupten die Kachelöfen, wenigstens dort, wo man an diese gewöhnt ist, den Vorzug einer milden und vorhaltenden Wärme, besonders wenn sie als Füllöfen eingerichtet und mit Reguliertühren versehen sind. Letztere werden zum Schutz gegen die intensive Glut der Feuerung zweckmäßig innen mit einer dicken Schutzmasse bekleidet oder mit einer Art Schild versehen, hinter dem die durch eine obere Öffnung der Feuerungsthür einströmende Luft abwärts fließt, um dann unten in den Heizraum zu gelangen, so daß das Eisen nicht durch die Hitze verbogen oder gar zum Glühen gebracht wird. Es würde uns zu weit führen, die mannigfaltigen Verschiedenheiten in der Konstruktion dieser Öfen im einzelnen zu besprechen. Bei der Anschaffung wird man sich aus mehrfachen Gründen nach den Ortsgewohnheiten richten müssen, und zwar hauptsächlich aus Rücksicht auf das Feuerungsmaterial, auf die zur Errichtung nötigen Handwerker und auf die Bedienung, welcher das Heizen mehr oder weniger überlassen bleiben muß.

Der Fehler, welcher früher allen Kachelöfen mit Recht vorgeworfen wurde, daß sie nämlich zu langsam warm werden und wärmen und daß man mit ihnen wohl endlich stark heizen, übermäßige Wärme aber nicht mindern könne, ist durch eine allen guten Kachelöfen jetzt gemeinsame Einrichtung vermieden. Diese Öfen schließen nämlich ein Luftrohr ein, welches im Fuß des Ofens beginnt, hinter der Feuerung, nur durch eine dünne Mauer von ihr geschieden, emporsteigt und oben offen mündet. Die Luft in diesem Rohr wird also sehr bald nach Beginn der Heizung erwärmt, die kalte Luft aus der Nähe des Fußbodens dringt hinein und oben strömt warme Luft aus, wodurch ein sehr kräftiger Kreislauf der gesamten Zimmerluft und sehr rasche Erwärmung derselben, besonders auch ihrer unteren Schichten, ins Werk gesetzt ist. In der That ist diese Erwärmung bei richtig gesetzten und gut behandelten Öfen dieser Art in mäßig großen Zimmern schon nach einer halben Stunde fühlbar und erreicht in einer bis anderthalb Stunden, wenn das Zimmer nicht zu sehr ausgekältet war, die gewünschte Höhe, die man dann durch Regulierung des Brennens sehr genau innehalten kann, ohne daß viel Aufsicht oder Arbeit dabei nötig wäre. Der erwärmte Ofenkörper hält bei luftdicht geschlossenen

Thüren seine Wärme sehr lange, so daß in einem gut gebauten Hause in der Regel, also mit Ausnahme von großer Kälte, nur einmal täglich geheizt zu werden braucht.

Dies Luftrohr kann nun, gerade wie der Mantelraum der Mantelöfen, zur Lufterneuerung eingerichtet werden, indem man es unten vermittels eines Kanals mit der Außenluft in Verbindung setzt; ist dieser offen, die untere Zimmeröffnung des Rohres aber geschlossen, was durch Drosselklappen leicht zu bewirken ist, so strömt die Außenluft herein und durch den Ofen erwärmt in das Zimmer; ist jener geschlossen und nur die Zimmeröffnung offen, so cirkuliert allein die Zimmerluft. Wird ein solcher Ofen wirklich einmal überheizt, was bei richtiger Handhabung der Regulierthüren eigentlich nicht vorkommen darf, so braucht man nur die obere, zum Einschütten und Anzünden der Feuerung bestimmte Ofenthür zu öffnen, um alsbald einen starken, abkühlenden Luftstrom oberhalb der Feuerung, die durch Verschließen der unteren Regulierthüren zum Erlöschen gebracht wird, durch den Ofen gehen zu lassen. Ist der Ofen auf Zufuhr der Außenluft eingerichtet, so ist die Ausgleichung vollends leicht zu bewirken.

Nach meinen vergleichenden Untersuchungen gebe ich dieser Art von Kachelöfen, die von vielen Fabrikanten mit mehr oder weniger bedeutenden Modifikationen und in den verschiedensten Ausstattungen geliefert werden, für das Wohnzimmer den Vorzug auch vor den guten eisernen Öfen. Für ihre Beliebtheit spricht, daß auch ihrer äußeren Form und Hülle mehr und mehr künstlerische Aufmerksamkeit gewidmet wird, wodurch sie mit der übrigen Zimmereinrichtung in wohlthuende Harmonie gebracht werden können.

Je mehr wir darauf halten, daß unserem Hause nicht von außen, unter- oder überirdisch, schlechte Luft zugeführt werde, desto weniger werden wir nötig haben, besondere Ventilationseinrichtungen zu treffen. Wo aber Häuser für viele Bewohner, für verschiedene Familien u. s. w. eingerichtet sind und die einen unter dem, was die anderen machen und lassen, mehr oder weniger mitzuleiden haben, da sollte das Haus selbst bequeme Luftableitungsschächte darbieten. Als solche können überall die Schornsteine Verwendung finden, da in ihnen beständig, um so mehr natürlich, je mehr sie geheizt werden, aufsteigende Luftströme bestehen, und ferner könnte das Treppenhaus fast überall leicht als Lüftungsschacht eingerichtet werden. Es ist nur nötig, daß über den Treppen die durch die Wärme des Hauses emporstrebende Luft Auswege finde, die entweder in einem turmartigen Aufbau oder Dachreiter seitlich angebracht werden und durch leicht von unten her stellbare Jalousien beliebig weit geöffnet und geschlossen werden können, oder es ist über der Treppe ein Dachfenster anzubringen, das durch eine einfache Hebelvorrichtung vermittels Schnüren oder Ketten vom Dachboden aus zu heben und wieder zu schließen ist.

Der Humanität stehen nicht weniger als der Sorge für das eigene Wohl auf dem Gebiete der Hygieine des Wohnhauses weite und lohnverheißende Arbeitsfelder offen. Die Musterwohnhäuser für Arbeiter, deren wir in der Ausstellung eine große Zahl in Beschreibungen, Zeichnungen und Modellen gefunden haben, versprechen nicht bloß Nutzen für diejenigen, welche sie bewohnen, sondern auch dadurch, daß sie den Bauunternehmern ausführbare und sicheren Gewinn versprechende Muster aufstellen. Hoffen wir, daß die Ausstellung für Hygieine und Rettungswesen, die auf vielen Gebieten der öffentlichen Gesundheitspflege Anregung zu Verbesserungen und neuen Einrichtungen gegeben hat, auch in demjenigen, was der Privatthätigkeit überlassen bleibt, ihren befruchtenden Einfluß ausüben werde!





Licht und Beleuchtung.

Von

August Vogel.

Die frühere Ansicht über das Wesen des Lichtes, nach welcher dasselbe für ein feines körperliches Wesen gehalten wird, das aus der Sonne sowie von jeder anderen irdischen Lichtquelle beständig ausströmt und sich durch das Universum verbreitet, ist der nun allgemein anerkannten Auffassung gewichen. Nach letzterer Ansicht ist das Licht eine Kraft, eine schwingende Bewegung, welche, von den Lichtquellen angeregt, sich dem Äther mitteilt und sich mit der größten Geschwindigkeit fortpflanzt. Doch es ist hier nicht der Ort, auf die Theorien über das Wesen des Lichtes, Emanations- und Undulationstheorie, näher einzugehen — nach unserer ungelehrten Auffassung nehmen wir das Licht als das edelste und feinste Agens der Sinnenwelt, welches uns tagtäglich, einem unendlichen Meere gleich, umwogt, uns belebt und erheitert. „Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht.“ Steht ja doch das Licht in einem ähnlichen Verhältnis zur Gesamtheit der leiblichen Dinge wie die Nerven zum Organismus unseres Leibes, so daß ohne dessen mächtigen und durchdringenden Einfluß die ganze Sinnenwelt, wie sie jetzt ist, nicht sein und bestehen könnte. Mit Recht sagt der Dichter, indem er das Licht poetisch verherrlicht:

Sucht dich nicht mit ihren Augen die Pflanze?
Streckt nach dir die schüchternen Arme der Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Same die Hülse;
Daß er, belebt von dir, in deiner Welle sich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee wie ein überflüssig Gewand ab.

Die Bedeutung des Lichtes für die Pflanzen, wie solche hier der Dichter angedeutet, ist zu bekannt, als daß ich dieselbe noch besonders erwähnen sollte. Wir wissen, das Gleichgewicht in der Zusammensetzung unserer Atmosphäre ist ganz und gar abhängig von der Einwirkung des Lichtes; das Licht der Sonne ist es, welches, die Vegetationsdecke überstrahlend, die vom Atmungs- und Verbrennungsprozeß in so ungeheuren Mengen erzeugte Kohlensäure zerlegt und somit das Tier- und Pflanzenleben ermöglicht. Die lebende Pflanze trägt in sich eine nicht zu unterdrückende Liebe zum Licht, sie strebt dem Lichte zu mit einer alles überwindenden Energie. Die zur Winterszeit in Kellern aufgespeicherten Wurzelgewächse strecken im Frühling ihre Ausläufer sehnsüchtig aus, um Licht zu finden. Ich erinnere nur an die berühmt gewordene Kartoffel, die, im Winkel eines dunklen Kellers vergessen, ihre Ausläufer erst zwanzig Fuß auf dem Boden hin gegen die Thür trieb, dann aber an der Wand noch in die Höhe rankte, um das einzige Lichtloch des Gewölbes zu erreichen — einen Lichtstrahl zu erhaschen. Blattpflanzen, an das Fenster gestellt, wenden ihre Flächen dem Lichte zu, und diejenigen Blätter, welchen nicht Lebenskraft genug innewohnt, um

die ihnen instinktive Bewegung auszuführen, sterben ab. Die Notwendigkeit des Lichtes für das Gedeihen animalischen Lebens erkennen wir aus der verkümmerten Existenz solcher vollkommener Tiere, die längere Zeit in dunklen Behältnissen eingeschlossen gewesen. Bei den niederen Tieren scheinen nur die instinktiven Triebe, welche der Ernährung und Fortpflanzung dienen, unter dem Einfluß des Lichtes zu stehen. Gewisse Tiere sind nur des frühen Morgens sichtbar, andere dagegen warten den vollen Tag ab. Es giebt sogar lichtscheue Tiere, die sich vor der Sonne zu fürchten scheinen und erst zur Dämmerung hervorkommen. Schon der Dichter des hundertundvierten Psalms singt von ihnen: „Der Herr macht Finsternis, daß es Nacht wird; dann brüllen die jungen Löwen nach Raub und suchen ihre Speise von Gott; wenn aber die Sonne aufgeht, heben sie sich davon und verbergen sich in ihren Höhlen.“ Daß andauernder Lichtmangel auch auf die Gesundheit des Menschen von nachteiligster Wirkung sei, ist bekannte Thatsache. Das Licht wird daher mit Erfolg gegen Krankheiten als Heilmittel in Anwendung gebracht — Sonnenbad für Greise und Genesende —, wie denn überhaupt die Salubrität unserer Wohnungen mit ihrer der Sonnenseite zugewendeten Lage im innigsten Zusammenhange steht.

Wir betrachten das Licht als das erste von den sichtbaren Geschöpfen Gottes, die erste That der Allmacht: Und Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht. Hiermit scheint allerdings im Widerspruch zu stehen, daß die Hauptquellen des Lichtes: Sonne, Mond und Sterne, nach dem Wortlaute der Schrift erst am vierten Schöpfungstage an die Feste des Himmels gesetzt wurden, „damit sie scheinen auf die Erde“. Dies ist aber nach meinem Dafürhalten nur ein scheinbarer Widerspruch, denn entweder faßte Gott erst am vierten Schöpfungstage das Licht in die Sonne zusammen und gab der Erde ihren Mond und ihre Planeten, oder wenn jene leuchtenden Körper am ersten Tage erschaffen worden, so erhielten sie erst am vierten Schöpfungstage ihre eigentliche Bedeutung für die Erde und ihr bleibendes Verhältnis zu allem irdischen Sein. Mit vollem Rechte und ganzer Überzeugung dürfen wir daher das Licht — diesen mächtigen Herrscher der Natur — als den Erstling der Schöpfermacht auffassen. Schon in dem Kultus der ältesten Völker finden wir Vergötterung von Licht und Finsternis, von Sonne und Nacht als Repräsentanten des guten und bösen Princips. Nach Cäsar (De bello gallico VI, 21) hatten auch die alten Germanen keine anderen Götter als Sonne, Mond und Feuer.

Für uns arme Erdenwürmer ist selbstverständlich die Sonne der Hauptlichtquell von unerschöpflicher Kraft.

Doch scheint die Sonne noch so schön,
Sie muß doch einmal untergehn!

Und wir müssen uns daher, wenn gerade die liebe Sonne nicht scheint, wie das ja leider die Hälfte des Jahres der Fall ist, wollen wir nicht im Finsteren sitzen, nach einer anderen, einer künstlichen Beleuchtung faute de mieux umsehen.

In den frühesten Zeiten ist wohl nur die Kienfackel oder der Span allgemein im Gebrauche gewesen, indem nach den ältesten Nachrichten das Wachs nicht als Beleuchtungsmittel bekannt war, was um so auffallender erscheinen muß, als doch bekanntlich der Zwillingsbruder des Wachses, der Honig, eine wichtige Rolle im antiken Haushalt spielt. Wenn daher in der Bibel, wie so häufig,* von Leuchtern die Rede ist, so sind hiermit nicht Leuchter im modernen Sinne als Kerzenträger zu verstehen, sondern Arme von den verschiedensten Formen und Materialien mit Öllichtern, welche auf Schalen angebracht waren. „Ein schön Weib, das fromm bleibt, ist wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter.“ (Sir. 26, 22.) Die Lampe, eines der wesentlichsten Hausgeräte der Alten und nicht selten Gegenstand

* 2. Kön. 4, 10. 2. Mos. 25, 31. 2. Chron. 4, 7. Jer. 52, 19

des mannigfachsten Luxus, scheint im ölreichen Palästina die ganze Nacht über in den Häusern brennend erhalten worden zu sein und ist schon als ein wesentlicher Fortschritt der künstlichen Beleuchtung zu verzeichnen. Die bekannten Lampen der fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen (Matth. 25, 1) sind wahrscheinlich nicht als eigentliche Lampen gedacht, sondern als eine Art Fackeln, bestehend aus einem Stabe mit einem Ölnapfe am oberen Ende, in dem der Docht befestigt war. Wenn eine Ehe vollzogen werden sollte, wurde nämlich die Braut in Begleitung vieler Jungfrauen aus dem elterlichen Hause ins Haus des Bräutigams geführt. Es scheint, der Bräutigam ging um die Zeit, wenn dies geschehen sollte, aus seinem Hause ins Haus der Braut, und dann mußten die Braut und alle Brautjungfern bereit sein, dem Bräutigam sogleich zu folgen. Rabbi Salomo erwähnt es als arabische Sitte, daß vor der Braut her zehn hölzerne Stäbe getragen werden, an deren oberem Ende ein Gefäß, wie ein Schüsselchen, befindlich ist, worin „ein Docht nebst Öl und Pech liegt". Da nun das Öl hiernach vor Zeiten nahezu das einzige Beleuchtungsmaterial gewesen zu sein scheint, so ist es nicht zu verwundern, daß von jeher dessen Gewinnung einen wichtigen Teil der landwirtschaftlichen und technischen Ökonomie ausmachte. Ursprünglich dem heiligen Lande eigentümlich, finden wir den Ölbaum in seiner Wertschätzung dem Weinstock und dem Feigenbaum gleichgestellt, ja in Jothams bekannter Fabel (Richter 9, 8) bieten die zur Königswahl versammelten Bäume dem Ölbaum sogar vor allen anderen zuerst die Krone an und dann nach dessen Weigerung erst dem Feigenbaume und dem Weinstocke. Seine Früchte waren ein wichtiger Teil der Ernte im Gelobten Lande. Öl, Ölbäume, Ölgärten, Ölberge werden stets neben den anderen Hauptprodukten: Wein, Weizen, Feigen und Honig, namentlich aufgeführt. Von Palästina aus verbreitete sich der Ölbaum, in ganzen Wäldern angebaut, über Griechenland, Italien, Südfrankreich und Nordafrika. Stets aber blieb das hügelige und felsige Palästina ausgezeichnet durch die Menge und Güte des Öles, das es produzierte, besonders war die Umgegend des Sees Genezareth und das Land jenseits des Jordans berühmt durch Ölgärten. Die besten Oliven soll jedoch die Gegend von Thekoa erzeugt haben. Das Öl war nicht nur ein Ausfuhr- und Handelsartikel, sondern diente auch als Tauschmittel, indem der König Salomo, wie uns berichtet wird, die phönicischen Arbeiter am Tempelbau mit Öl (ungefähr 8000 Liter) bezahlte, sowie auch die Naturalabgaben an Öl einen Hauptanteil der königlichen Domänen ausmachten. Man wußte schon damals recht gut, daß das feinste Öl, das sogenannte Jungfernöl, welches am wenigsten Rauch und das hellste Licht giebt, durch Auspressen der nicht völlig reifen Früchte gewonnen wird, während überreife und fleischige Früchte, die man wiederholt unter Zusatz von kochendem Wasser auspreßt, eine schlechtere Sorte Öl geben und daher den Armen zur Nachlese überlassen blieben. Dem Golde vergleichen die Propheten das reine gelbe Öl, nicht allein wegen der Ähnlichkeit der Farbe, sondern weil Gold das edelste Metall, das Öl aber das edelste Produkt des Pflanzenreiches ist. Daß die Brennöle der Vorzeit von vorzüglicher Qualität waren, was sie schon wegen mangelhafter Konstruktion der Lampe sein mußten, erkennt man wohl daraus, daß ein halbes Log Öl, das ist ein drittel Schoppen, hinreichend war für jede einzelne Lampe des heiligen Leuchters im Tempel, um die ganze Nacht hindurch zu brennen. Von unseren heutzutage gebräuchlichen Raps- und anderen Ölen würde eine so geringe Quantität schwerlich so lange ausreichen.

Die Geschichte der künstlichen Beleuchtung lehrt uns, daß es kaum einen anderen Industriezweig giebt, der im Laufe der Zeiten so wesentliche Veränderungen und Verbesserungen erfahren hat. Es ist ein weiter Weg von der einfachen Kienfackel und der antiken Lampe bis zum elektrischen

Licht. Mit der Gasbeleuchtung finden wir uns auf einmal ohne Zwischenstufe der poetisch-klassischen Vorzeit entrückt und mitten hineinversetzt in die lärmende Arena der Technik unserer Tage. Seit dem Steigen des ersten Luftballons hat vielleicht keine Erfindung so großes und allgemeines Aufsehen erregt als die Gasbeleuchtung. So war es denn natürlich, daß über die Priorität dieser Erfindung vielfache nationale Streitigkeiten entstanden. Soviel ist Thatsache, schon im Jahre 1739 hatte der Engländer Clayton beobachtet, daß beim Destillieren der Steinkohlen sich unter anderem auch eine Luftart entwickelte, welche in Berührung mit einer Flamme sogleich Feuer fing. Er sammelte diese Luftart in Rindsblasen und amüsierte seine Freunde oft damit, daß er vermittels einer Stecknadel kleine Löcher in die Blase stach und die Luft gegen eine Lichtflamme preßte, wobei sie sich sogleich entzündete. (Pectson: On oil and oilgas, London 1823.) Wenn nun allerdings dieser erste Versuch die Ehre der Erfindung dem britischen Techniker sichert, so hat derselbe sich doch nicht über das Niveau der geselligen Spielerei erhoben. Die Wichtigkeit seiner Idee, welche in der Folge der Ursprung eines so ausgedehnten Industriezweiges geworden, mag er nicht geahnt haben. Später, im Jahre 1786, benutzte der französische Ingenieur Lebon das Gas, welches man bei der Destillation des Holzes erhält, zu der sogenannten Thermolampe, ein Apparat, der zugleich Licht und Wärme verbreiten sollte. Obgleich nun schon Lebon auch die Steinkohlen statt des Holzes als ein vorzügliches Material zur Gasbereitung bezeichnet hatte, so verfloß doch noch geraume Zeit bis zum ausgedehnteren Gebrauche dieser Erfindung, und erst 1806 finden wir die Gaserzeugungsapparate so weit vervollkommnet, daß englische Fabriken mit Gas beleuchtet werden konnten. Von diesem Zeitpunkte an verbreitete sich die neue Beleuchtungsmethode mit Riesenschritten über alle größeren Städte Europas, und wenn hier und da noch konservative Ölfabrikanten und philisteriöse Lichterzieher im Rate deutscher Städte sich länger, als man es hätte für möglich halten sollen, mit Erfolg für ihren Industriezweig wehrten, so konnte doch auf die Dauer der Fortschritt des mächtig gewordenen Eindringlings nicht aufgehalten werden.

Auffallend ist es, daß die Ansprüche in Bezug auf Verbesserung künstlicher Beleuchtung noch vor nicht langer Zeit höchst bescheiden waren. Noch der größte deutsche Dichter, Goethe, sagt in seinen Reimsprüchen:

> Wüßte nicht, was sie Besseres erfinden könnten,
> Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.

Eine größere Erfindung betreffs der künstlichen Beleuchtung wünschte der eminent lichtfreundliche Goethe nicht. Die Dunkelheit der Kerze scheint ihn weniger geniert zu haben als die Unbequemlichkeit des Putzens. Welche Ansprüche stellen wir dagegen heute an die künstliche Beleuchtung? Die Lichtputzschere findet sich höchstens noch als Kuriosität in einem Altertumsmuseum, unsere Jugend versteht nicht mehr den so häufig gebrauchten Witz:

> La plus belle
> Mouche la chandelle.

Sind ja doch die Talglichter längst verbannt; Öllampen mußten den Petroleumlampen weichen, wir haben Gaslicht, die Nacht wird durch elektrisches Licht in Tag verwandelt und immer noch bemühen sich hervorragende Kräfte mit Vervollkommnung künstlichen Lichtes.

Bei Betrachtung des ganz außerordentlich ungewöhnlichen Aufschwunges, welchen die Technik der Beleuchtung, namentlich neuester Zeit durch das elektrische Licht, seit Jahren genommen, treffen wir auf eine eigentümliche Lücke. Mit diesem Aufschwunge hat sonderbarerweise die Erforschung des Einflusses verschiedener künstlicher Lichtarten auf unser Auge durchaus nicht gleichen Schritt gehalten. Wie viele ausgedehnte Untersuchungen liegen uns vor über den Einfluß verschiedener Beheizungsarten auf menschliche Gesundheit: wir wissen genau, wie viel Kohlensäure in einem geschlossenen Raume vorhanden

sein darf, um nicht Gesundheitsstörungen hervorzurufen u. s. w. Erst in neuester Zeit aber haben hervorragende Gelehrte (vergl. Zehnte Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, 1883) der wichtigen Erforschung der künstlichen Beleuchtungsarten in sanitärer Hinsicht experimentell eingehend Rechnung getragen.

Es ist leider nicht zu bestreiten, daß die Kurzsichtigkeit heutzutage außerordentlich verbreitet ist, besonders in den höheren Schulen, und dort von Klasse zu Klasse immer mehr Schüler ergreift, daß auch der Grad der Kurzsichtigkeit im Durchschnitt von Klasse zu Klasse zunimmt. Alle Augenärzte aber stimmen darin überein, daß andauerndes Nahesehen, bedingt durch ungenügende Beleuchtung, ein die Kurzsichtigkeit in hohem Grade begünstigendes Moment sei. Um nun den Begriff „ungenügende Beleuchtung“ einigermaßen festzustellen, mußte zunächst die Frage aufgeworfen werden nach dem Minimum des Lichtes, bei welchem das Auge noch arbeiten kann. In dieser Hinsicht wird nach Versuchen die Regel aufgestellt: Das Minimum soll eine solche Helligkeit sein, daß man eine Schrift in der gewöhnlichen Sehweite ohne Anstrengung lesen kann, was zumeist der Fall ist, wenn eine Lichtquelle von sechs Normalkerzen (etwa die Helligkeit einer Stearinkerze) von dem zu sehenden Gegenstande ungefähr ein halbes Meter entfernt ist; oder präciser ausgedrückt: Die feinste Diamantschrift soll vom gesunden Auge bequem auf ein halbes Meter Entfernung bei dieser Beleuchtung gelesen werden können, was indes ein viel intensiveres Licht als eine Stearinkerze voraussetzt. Hiernach erscheint es als Aufgabe, soviel wie möglich Licht zuzuführen, damit das Auge sich nicht zu nähern und infolgedessen auch nicht Gefahr zu laufen braucht, die Kurzsichtigkeit und ihre schlimmen Folgen zu erwerben. Ist die Lichtquelle zu hell, so kann man die Intensität immer mäßigen, aber gegen zu geringes Licht kann man sich nicht schützen, und daher ist der Ausspruch Javals (Revue d'hygiène, 1879) ganz richtig: Il n'y a jamais trop, il n'y a jamais assez de lumière artificielle“ — man kann nie genug Licht haben. Man schaffe dem Arbeitenden möglichst viel künstliches Licht. Die Einführung des elektrischen Lichtes in den Schulen wird wohl nur eine Frage der Zeit sein; denn die Sehschärfe wird infolge der größeren Helligkeit des elektrischen Lichtes wesentlich gebessert. Das elektrische Licht unterscheidet sich außerdem, wie bekannt, von allen anderen Beleuchtungsarten dadurch, daß hiermit keine Verderbnis der atmosphärischen Luft infolge von Kohlensäurebildung angebahnt wird. Schon aus diesem Grunde dürfte das elektrische Licht vor anderen den Vorzug verdienen.

Die ziemlich allgemein gehegte Besorgnis vor den Gefahren eines zu hellen Lichtes — vor dem Schaden, welchen das Auge durch zu helle Beleuchtung erfährt, scheint neuerer Ansicht zufolge etwas übertrieben. Wir wissen wohl, der Blitz kann grauen Star, überhaupt Krankheiten des Sehnerven veranlassen. Man hat sogar unheilbare Blindheit bei einem Individuum beobachtet durch Blendung des Reflexes, welchen der weiße Boden einer Landstraße von den Blitzen ins Auge geworfen. Auch bei gewissen Handwerkern, welche viel der Einwirkung von blendendem Licht ausgesetzt sind, z. B. bei den Heizern auf Dampfschiffen, bei Glasbläsern, Spiegelfabrikanten, Schmieden, Eisengießern, hat man Entzündung und Vertrocknung des Sehnerven beobachtet. Die grausame Strafe der Blendung früherer Jahrhunderte beruhte wohl weniger auf der Intensität des Lichtes als vielmehr auf übergroßer Erhitzung des Auges. Die Strafe bestand, wie man weiß, darin, daß man dem Delinquenten ein glühendes Metallbecken nahe vor die Augen hielt. Indes in Hinsicht auf elektrisches Licht müssen wir doch zugeben: klinische Beobachtungen über Blendung durch elektrisches Licht fehlen bis jetzt gänzlich; alle Angaben beschränken sich auf eine Art von Legende.

Bekanntlich blendet das zerstreute Tageslicht nie, aus dem Grunde, weil die Lichtquelle selbst dem Auge entzogen ist. Hiernach verlangt die Hygieine des Auges ein Licht, dessen blendende Strahlen nicht direkt ins Auge fallen, und empfiehlt somit Entziehung der direkten Lichtquelle, in den Fällen jedoch, wo die Lichtquelle nicht hoch genug angebracht werden kann, unbedingt Glocken, resp. graue Schutzgläser. Andererseits dürfte man in dieser Beziehung nicht zu weit gehen, um die Lichtstärke nicht zu sehr abzuschwächen. Es ist durch Versuche festgestellt, daß gewöhnliche Milchglaskugeln 33 bis 60 Proc. Licht entziehen, bezeichnet man ja sogar das Tabakrauchen für Kurzsichtige am Schreibtische als nachteilig. Der Tabaksrauch, besonders bei schnellem und starkem Rauchen, gleicht einem Flor, der in jedem Falle das Auge einigermaßen verdunkelt und beim scharfen Sehen, z. B. beim Schreiben, Lesen, Zeichnen, Rechnen u. s. w., zu viel anstrengt, als daß es nicht bei fortgesetztem Gebrauche geschwächt oder doch gereizt werden und dadurch in der Folge an seiner Sehkraft leiden sollte.

Wenn ich nun im Bisherigen nach bestem Wissen und Gewissen der glänzenden künstlichen Beleuchtung das Wort geredet habe, so vermag ich solches in persönlich socialer Beziehung nicht mit gleicher Überzeugung zu thun. Ein Überfluß an Licht trägt nämlich nach meiner Erfahrung zur Erhöhung geselliger Gemütlichkeit keineswegs bei. Ich erinnere an Frau v. Sévigné, die, als sie neben einer Orangerie wohnte und beständig von lauter Orangenblüten umduftet war, sich am Ende gar nach dem kräftigen Geruche eines gesunden Düngerhaufens zu sehnen begann. So kann man sich in der That bisweilen aus glänzend erleuchteten Salons heraus nach einer bescheidenen Kerze oder dürftigen Lampe wahrhaft sehnen. Und wenn der Dichter den „Dämmerschein“ der Lampe in den bekannten Versen verherrlicht:

Jetzt bei der Lampe Dämmerschein
Geht sie wohl in ihr Kämmerlein
Und schickt ein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebsten in der Fern,

könnte hier der Glanz elektrischen Bogenlichtes die Traulichkeit der alten Lampe ersetzen?





Der gefrorene Kuß.

Novelle
von
Otto Roquette.



n einem kalten Novembermorgen des Jahres 1803 schritten drei Männer durch die kleine Kunstausstellung, welche die „Weimarischen Kunstfreunde“ alljährlich zu veranstalten pflegten. Es war eine eisige Luft in den Räumen, da der Aufwärter nur eben die Vorbereitungen zum Einheizen traf, daher denn die drei frühen Besucher, bekannt mit der Temperatur, die sie in dieser Stunde hier finden würden, sich wohl vorgesehen hatten. In seinen Mantel eingehüllt, machte Hofrat Meyer, der Direktor der Zeichenschule, den Führer und gleichsam den Wirt im Hause, um den beiden anderen nur erst eine Überschau des Vorhandenen zu geben. Mit raschen Blicken und Kopfwendungen folgte der jüngste der Besucher seinen erklärenden Hinweisungen, ein junger Mann, dem die Kühle nicht gar viel anzuhaben schien, trotzdem er sich am wenigsten vor ihr geschützt hatte. Es war Heinrich Voß, der Sohn des berühmten Johann Heinrich Voß, seit kurzem als Lehrer an dem Gymnasium zu Weimar angestellt. Zwischen beiden aber, in den langen Überrock eingeknöpft, die Hände auf dem Rücken, schritt Goethe majestätisch und gelassen daher, der Stifter und Beschützer der kleinen weimarischen Akademie und so auch dieser Ausstellung. Mit manchem Hm! und Hmhm! äußerte er seine Befriedigung über die Einrichtung, die der Freund getroffen, um dann vor einem weiblichen Kopfe unter Glas und Rahmen stehen zu bleiben. „Was ist denn das? Ein Fleck?“ sagte er, indem er seine Augen dem Bilde näherte. Besorgt fuhr Hofrat Meyer mit dem Finger über die Glasfläche, ohne das Fremdartige wegbringen zu können, was gerade über dem Munde des lieblichen Gesichtes sich festgesetzt hatte. Goethe hinderte ihn fortzufahren, indem er die Stelle aufmerksam betrachtete. Alle drei standen mit vorgebeugten Köpfen, um sich endlich in einer Annahme über die Ursache des Fleckes zu vereinigen, die sie in die größte Heiterkeit versetzte.

Goethe berichtet selbst in seinen „Anna-

len oder Tag- und Jahresheften" über das „anmutige Ereignis" folgendermaßen: „Unter den Schätzen der Galerie zu Kassel verdient die Charitas von Leonardo da Vinci die Aufmerksamkeit der Künstler und Liebhaber im höchsten Grade. Herr Riepenhausen hatte den schönen Kopf dieser Figur, in Aquarellfarben trefflich kopiert, zur Ausstellung eingesandt. Die süße Traurigkeit des Mundes, das Schmachtende der Augen, die sanfte, gleichsam bittende Neigung des Hauptes, selbst der gedämpfte Farbenton des Originalbildes waren durchaus rein und gut nachgeahmt. Die größte Zahl derer, welche die Ausstellung besuchten, haben diesen Kopf mit vielem Vergnügen gesehen; ja, derselbe muß einen Kunstliebhaber im höchsten Grade angezogen haben, indem wir die unverkennbaren Spuren eines herzlichen Kusses von angenehmen Lippen auf dem Glase, da, wo es den Mund bedeckt, aufgedrückt fanden. Wie liebenswürdig aber das Faksimile eines solchen Kusses gewesen, wird man nur erst ganz empfinden, erfährt man die Umstände, unter welchen solches möglich geworden. Indem wir nach Gewahrwerden dieser liebevollen Teilnahme an einem vorzüglichen Kunstwerk uns in stiller Heiterkeit den Urheber zu entdecken bemühten, wurde folgendes erst festgesetzt. Jung war der Küssende, das hätte man voraussetzen können, aber die auf dem Glas fixierten Züge sprechen es aus; er muß allein gewesen sein, vor vielen hätte man dergleichen nicht wagen dürfen. Dies Ereignis geschah früh bei ungeheizten Zimmern: der Sehnsüchtige hauchte das kalte Glas an, drückte den Kuß in seinen eigenen Hauch, der alsdann erstarrend sich konsolidierte. Nur wenige wurden mit dieser Angelegenheit bekannt, aber es war leicht auszumachen, wer beizeiten in den ungeheizten Zimmern sich eingefunden, und da traf sich's denn auch recht gut: die bis zur Gewißheit gesteigerte Vermutung blieb auf einem jungen Menschen ruhen, dessen wirklich küßliche Lippen wir Eingeweihten nachher mehr als einmal freundlich zu begrüßen Gelegenheit hatten."

Zur Gewißheit aber sollte man an diesem Morgen noch nicht kommen. Freilich machte Heinrich Voß sofort Miene, den Aufwärter, der an einem der Öfen beschäftigt war, auszufragen. Goethe schärfte ihm ein, behutsam zu sein oder besser den Diener nur herbeizurufen. „Heinike! Wer war heute vor uns schon in der Ausstellung?" fragte Hofrat Meyer in etwas knapper Weise, die den Aufwärter stutzig machte. Er blickte vom einen zum anderen, wie in Furcht, daß etwas Unrechtes geschehen sei, wofür er die Verantwortung tragen solle. „Wir wollen nur wissen," sagte Goethe begütigend, „wer heute als der erste hier gewesen ist?"

Heinike erinnerte sich denn, daß in dem Augenblick, da er die Räume aufgeschlossen, auch schon ein junger Herr gekommen, seine Abonnementskarte vorgewiesen habe und hineingegangen sei. Aber er habe ihn nicht wieder hinausgehen sehen, auch könne derselbe sich nicht gar lange aufgehalten haben.

„Würden Sie ihn wohl wiedererkennen?" fragte Heinrich Voß.

„Ei, ich denke!" entgegnete Heinike. „Es war ein schlanker, hübscher Mensch und sah so beinah aus wie ein Student — ich meine, nicht älter als so ein junger Herr."

„Nun, es ist gut!" sagte Goethe, indem er den Aufwärter durch einen Wink verabschiedete und einem anderen Raume zuschritt.

„Es soll mir nicht schwer werden," rief Heinrich Voß, „dem leidenschaftlichen Kunstliebhaber auf die Schliche zu kommen!"

„Was Sie auch anstellen mögen, thun Sie es mit aller Rücksicht!" schärfte Goethe ein. „Es wäre hart, wenn ein vielleicht zart besaitetes Gemüt sich von rauher Hand ertappt fühlen müßte. Übrigens lassen Sie die Sache unter uns bleiben!"

Die Männer setzten ihren Gang von Bild zu Bild fort, unter eingehenden Kunstgesprächen zwischen Goethe und Meyer, denen der junge Voß aufmerksam lauschte. So verging eine Stunde, als verschiedene

Stimmen in den anstoßenden Zimmern das Eintreffen noch anderer Besucher verkündeten. Goethe wendete sich, um die Ausstellung zu verlassen, da ihn die Anwesenheit und das Gespräch vieler Menschen durcheinander in der ruhigen Kunstbetrachtung störte. Da begegnete ihm eine Gruppe von Damen, deren eine sogleich lebhaft auf ihn zuschritt. „Ah, Excellenz!“ rief sie. „Ich schätze mich glücklich, Ihnen zu begegnen, bitte zugleich meine Freiheit zu entschuldigen! Mein Mann hat uns auf ein Bild, eine Charitas, aufmerksam gemacht, die wir durchaus sehen müßten —“

„War er heute früh schon vor uns hier?“ unterbrach Goethe die Sprecherin.

Heinrich Voß hatte Mühe, das Lachen zu unterdrücken, denn der Gemahl der Dame war der Direktor des Gymnasiums, Karl August Böttiger, ein berühmter Philologe, den er sich in der Rolle des Küssenden nicht ohne Humor vorstellen konnte.

„Keineswegs!“ fuhr die Dame fort. „Aber in den letzten Tagen hat mein Mann Herrn Hofrat Meyer hier beim Aufstellen und Anordnen der Bilder mehrfach besucht und dabei die hervorragendsten Gemälde schon kennen gelernt.“

Meyer bestätigte die Thatsache durch ein Kopfnicken. Also Freund Überall! Wie immer! dachte Goethe, der Böttiger als Gelehrten und Schriftsteller zwar schätzte, aber mit seiner Vielgeschäftigkeit und zudringlichen Wichtigmacherei oft nicht einverstanden war.

„Kurzum,“ so redete die Dame weiter, „da soll eine Charitas von Leonardo sein, in der er eine merkwürdige Ähnlichkeit mit unserer Nichte Charlotte findet. Wir suchten eben nach dem Bilde. Lottchen! Wo bist du denn? Komm doch her! Dies ist unsere liebe Charlotte, Herr Geheimrat! Für den nächsten Winter bei uns zum Besuch und, will's Gott, auch noch länger! Ihren Vater, den verstorbenen Professor in Göttingen, haben Sie gewiß gekannt.“ Sie nannte den Namen eines berühmten Universitätslehrers, bei dessen Anhören sich Goethe zustimmend verneigte. Seine Blicke richteten sich auf das junge Mädchen, welches in anmutigem Erröten vor ihm stand, halb in Schüchternheit, halb in Freude, den Mann kennen zu lernen, den sie als Dichter so hoch verehrte.

„Charitas!“ begann Goethe lächelnd, indem er sie betrachtete. „In der That! Kommen Sie, wir wollen doch vergleichen!“ Er schritt mit Charlotte voran, die übrigen folgten im Zuge. Aber in der Nähe des Gemäldes angelangt, eilte Hofrat Meyer voran, zog sein seidenes Taschentuch und fuhr damit über das Glas. „Es ist von der Wärme etwas angeschlagen,“ sagte er, indem er die jetzt aufgetaute verräterische Spur tilgte.

Einige Augenblicke stand die ganze Gesellschaft in betrachtender Vergleichung des Bildes mit den Zügen Charlottens, dann wurde das Erstaunen über die merkwürdige Ähnlichkeit in Ausrufungen, besonders von den Lippen der Damen, laut, während das junge Mädchen seine Verlegenheit nicht verbergen konnte, von so vielen Augen gemustert zu werden. Zugleich aber trafen sich die Blicke Goethes, Meyers und Voß', und ihre Gedanken vereinigten sich in der Vermutung, daß sie auf der Spur ihres Geheimnisses einen überraschenden Schritt weiter gelangt wären. Der sinnige Morgenbesucher hatte den Kuß, den er dem Bild unter dem kalten Glase aufgedrückt, wahrscheinlich holderen, lebendigen Lippen zugedacht, die seiner Sehnsucht weit entrückt oder völlig unnahbar waren. Keiner von den drei Beobachtern sprach es aus, aber mit einem Lächeln verstanden sie sich in der gleichen Annahme.

Goethe verabschiedete sich von den Damen. „Ich lasse Ihnen einen kundigen Führer zurück,“ sagte er, auf Heinrich Voß weisend. „Er versteht sich auf das Gute und Schöne, er versteht auch, es gut und schön mitzuteilen.“ In Meyers Begleitung verließ Goethe die Ausstellungsräume, die Frau Direktorin aber flüsterte den Damen zu, der Geheimrat habe heute seinen besonders guten Tag.

Heinrich Voß aber blieb in der Gesell-

schaft der Damen, unter welchen er sehr beliebt war. Als Sohn eines berühmten Vaters, als bevorzugter Schützling Goethes, als täglicher Gast im Hause Schillers, mußte er schon genug empfohlen sein, doch war er es auch durch sich selbst, durch seine vielversprechende Begabung, seine Anspruchslosigkeit, durch seine gute Natur und Jugend. Noch nicht lange von der Universität gekommen, vierundzwanzig Jahre alt, gab er sich, wenn immer in einer Stellung als Gymnasiallehrer, doch in der Gesellschaft jugendlich, harmlos, wie er war. Die Frau seines Direktors hatte ein ganz mütterliches Gefühl für ihn, und er selbst schätzte die vielfach gebildete Dame sehr, nur daß er ihre starke Redseligkeit oft mehr eingeschränkt wünschte. Im Böttigerschen Hause hatte er auch Charlotte bereits kennen gelernt, ein junges Mädchen, welches ihm freilich sehr gefiel, obgleich seine kleinen Huldigungen eher abgelehnt als berücksichtigt wurden. Es hatte sich zwischen ihnen zwar ein Verkehr des Neckens und Herausforderns gebildet, der doch von ihrer Seite nichts weiter als ein jugendlich übermütiges Spiel zu bedeuten schien. Gerade weil er der allgemeine Liebling war, wollte sie es ihm etwas schwieriger machen, mit seiner Unwiderstehlichkeit bei ihr durchzudringen. Denn von dem Ausdruck „süßer Traurigkeit“, von dem „Schmachten der Augen“ hatten ihre Gesichtszüge nichts, trotz aller Ähnlichkeit mit jener Charitas Leonardos, noch lag dergleichen in ihrem Wesen und Charakter. Sie war, obgleich noch sehr jung, eher eine stolze Natur und nicht ohne ablehnende Herbheit. Als Tochter eines Universitätslehrers sorgfältig und in einer gewissen akademischen Vornehmheit erzogen, lebte sie in mancherlei Vorurteilen, zu welchen auch das gegen junge Männer gehörte, welche den Studenten kaum abgestreift hatten und, ohne noch etwas Bedeutendes geleistet zu haben, schon etwas gelten wollten. Sie hatte das Trauerkleid um ihren verstorbenen Vater erst kürzlich abgelegt, als sie in Dresden, wo sie inzwischen bei einer verheirateten Schwester gelebt hatte, die Einladung von den Verwandten nach Weimar empfing. Kam sie gleich hierher aus einer größeren Stadt, so war das kleine Weimar, wo Goethe, Schiller, Wieland, Herder lebten, denen so viele andere hervorragende Männer an die Seite traten, der geistige Mittelpunkt Deutschlands, und das Eintreffen und Verweilen zahlreicher Besucher von Bedeutung machte die Geselligkeit großstädtisch lebhaft. Charlotte fühlte sich auch ganz wohl in dem Böttigerschen Hause, in welchem es nie an Anregung mangelte. Der Direktor war ein gelehrter und verdienstvoller Mann, sein neuestes Werk, „Sabina oder Morgenscenen einer reichen Römerin“, war nur eben erschienen und hatte allgemeine Teilnahme und Beifall gefunden. Auch zur schönen Litteratur blieb er in nächster Beziehung, da er die Monatsschrift „Der deutsche Merkur“, von dessen Redaktion sich Wieland zurückgezogen und nur noch den Namen dafür hergab, allein besorgte. Wenn er mit Goethe und Schiller persönlich nicht immer auf dem besten Fuße stand, was er sich freilich selbst zuzuschreiben hatte, so schätzte er beide doch als Dichter hoch, und sein Urteil, besonders über Goethes Werke, sprach immer das klarste poetische Verständnis aus. Was an litterarischen und persönlichen Gegensätzen die Männer uneinig machte, war Charlotte nicht zu Gehör gekommen, auch hätte sie es weder erfahren mögen noch geglaubt. Sie schwelgte im Lesen und in der Unterhaltung, sie fühlte sich entzückt und erhoben im Theater, welches damals durch Schillers dramatische Thätigkeit eine Blütezeit feierte, sie war beglückt, bereits Schillers persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, und fühlte sich heute freudig erregt durch die Aufmerksamkeit, welche Goethe ihr geschenkt hatte. Heinrich Voß wäre in dieser Stunde schön angekommen, wenn er sie mit Neckereien herausgefordert hätte. Der Frau Direktorin Böttiger freilich schien dergleichen nicht übel zu gefallen, sie lächelte dazu immer so eigen. Der junge Mann aber war heute nicht in der Lage, sich mit Charlotte besonders

zu beschäftigen, da die übrigen Damen ihn in Anspruch nahmen, zumal er ihnen von Goethe geradezu als Führer und Erklärer hinterlassen worden war.

Es ist nun freilich nicht Aufgabe dieser Geschichte, die klassischen Blütentage Weimars und das Leben der großen Geister miteinander zu schildern, sondern nur eine kleine Verkettung unter ganz unberühmten Leuten zu erzählen, die durch ein „anmutiges Ereignis" mit jenen in Berührung treten sollten. Dem Gange der Begebenheiten muß es überlassen bleiben, wie und wo einer von den Hochberühmten einmal in den Kreis der gewöhnlichen Leute hineinblickt.

Der junge Voß fühlte die lebhafteste Neugier, das Geheimnis jenes gefrorenen Kusses zu ergründen. Schon am anderen Morgen machte er sich zeitig nach der Ausstellung auf. Heinike, welcher eben aufgeschlossen hatte, begegnete ihm auf der Treppe. „Ist schon jemand drinnen?" fragte Voß. — „Ja," entgegnete der Aufwärter. „Auch der, nach dem Sie gestern gefragt haben."

Auf den Fußzehen eilte der Neugierige nach dem Bilde der Charitas. Richtig, da stand auch jemand in Betrachtung vor dem Gemälde! Aber Heinrichs Überraschung war groß, als er in ihm einen sechzehnjährigen Schüler des Gymnasiums erkannte, einen Untersekundaner, der sich bei seinem Anblick schnell und höflich verneigte. „Was treiben Sie denn schon so früh hier?" fragte er. „Haben Sie heut keine Unterrichtstunden?"

„Es ist noch nicht die Zeit," entgegnete der Angeredete. „Ich wollte vor Beginn der Schule nur rasch noch ein Bild betrachten —"

„Nun? Welches Bild denn?" fragte Voß, da der Knabe etwas verlegen zu stocken schien. „Ist es diese Kopie nach Leonardo da Vinci?"

„Die Charitas, ja, Herr Doktor!"

„Finden Sie das Bild so besonders gut?"

„Es ist nur — es war gestern so viel von einer Ähnlichkeit die Rede, auch bei uns, und so — wollte ich mich überzeugen."

Der junge Mensch errötete bei dem Worte „Ähnlichkeit", so wenigstens glaubte Voß zu bemerken, und so war es für ihn heraus, wessen Lippen gestern die Spur auf dem Glase zurückgelassen hatten. Die Enttäuschung bewirkte, daß sich in Heinrich der Schulmeister regte, um seinen Unwillen gegen die unbotmäßige Aufführung des verliebten Schlingels geltend zu machen. Er hatte jemand aus der Gesellschaft zu ertappen gehofft, nun aber deuchte ihm der Spaß gering, in dem Thäter nur einen Schulknaben zu entdecken. Dieser sah jetzt nach der Uhr, fand, daß es Zeit sei, und empfahl sich, um in die Schule zu gehen. Auch Heinrich Voß verließ die Ausstellung, da er keine Lust verspürte, noch etwas zu betrachten, als ihm in der Eingangsthür Heinike noch einmal begegnete. „Also der war's?" fragte Voß, auf seinen Schüler weisend, der noch auf der Treppe sichtbar war.

„Der? Ei beileibe!" entgegnete Heinike. „Das ist ja der junge Fritsche!"

„Wie? War denn noch ein anderer drin?" fragte Voß.

„Ja, freilich! Der, den Sie meinen, der war auch und heute wieder der erste drin. Aber während Sie mit dem jungen Fritsche sprachen, ist er zurückgekommen und hinter Ihnen wieder hinausgegangen."

Heinrich war fast ärgerlich, daß das Wild ihm aus dem Garne geschlüpft, beschloß aber, seine Forschungen weiter fortzusetzen. Er fand sich die nächsten Tage rechtzeitig in der Morgenstunde ein, ohne doch eine Spur zu entdecken, er machte sogar die Wahrnehmung, daß Heinike vermied, ihm Rede zu stehen, ihm aus dem Wege ging und zuletzt auf seine Frage die Achseln zuckte und erklärte, er könne nichts sagen, er wisse gar nicht, was vorgegangen, er kenne auch den Menschen nicht im geringsten.

So mußte, um nicht den Verdacht von etwas Verbrecherischem zu erregen, das Fragen vorerst eingestellt werden. Aber es wurmte den Forscher doch, daß er, der

sein Wort für die Entdeckung gleichsam verpfändet hatte, zu keinem Endziel gelangen sollte. Inzwischen kamen andere Tagesereignisse und Tagespflichten, welche seine Gedanken von der Ergründung des Geheimnisses abzogen.

Als er eines Tages die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg, sah er auf dem obersten Absatz einen Brief liegen. Er nahm ihn und las die Aufschrift. Sie lautete an einen Freiherrn Franz von Rheinfelden, dessen Person und Name ihm nicht bekannt waren. Eben bemerkte er, daß der Brief bereits erbrochen war, als eine Thür geöffnet wurde. Ein junger Mann trat hastig heraus und riß ihm den Fund kurzweg aus der Hand mit den Worten: „Der Brief ist mein! Ich habe ihn verloren!“

Heinrich stutzte über das unhöfliche Betragen. „Und ich ihn gefunden!“ entgegnete er in gleich knapper Weise. „Da er nicht an mich gerichtet ist, mache ich keinen Anspruch darauf.“ Ohne Gruß schritt er vorüber, um in sein Zimmer zu gehen.

Der andere schien seiner Unschicklichkeit inne zu werden. „Verzeihen Sie —“ begann er mit einiger Verlegenheit. „Ich wollte den Brief auf die Post tragen, vergaß ihn aber während der Probe, und beim Nachhausegehen muß er mir aus der Tasche gefallen sein. Wenn Sie die Aufschrift gelesen haben — sie ist an einen Freund gerichtet —“

Voß verneigte sich kurz, öffnete die Thür seiner Wohnung und schloß sie, ohne weiter auf ihn zu hören. Es war ein junger Schauspieler, dessen Zimmer von dem des jungen Philologen durch den Hausflur getrennt lag. Voß wußte, daß sein Gegenüber den Namen Hartmann führte, hatte den Anfänger auch wohl auf der Bühne in ganz kleinen Rollen schon gesehen, ohne, trotz der Nachbarschaft, noch zu einer Annäherung zu ihm gelangt zu sein. Die Bekanntschaft war nun in ziemlich unerfreulicher Weise gemacht. Der angehende Gelehrte sah den angehenden Bühnenkünstler tief unter sich, obgleich die Schauspieler in Weimar durch Goethe und den Verkehr mit ihnen in seinem Hause, sowie durch Schillers Beziehungen zu ihnen, eine besonders günstige Stellung einnahmen. Das mochte immerhin sein — dieser künftige Romeo war für Voß jedenfalls ein sehr untergeordneter Mensch, ohne Lebensart, über welchen sich zu ärgern unter seiner Würde gewesen wäre. Er setzte sich an eine Arbeit, bei welcher ihm der Vorfall bald aus den Gedanken kam.

Nach Verlauf einer Stunde wurde an seine Thür gepocht, und auf sein Herein erschien zu seiner Verwunderung der Schauspieler Hartmann. Er war im saubersten Besuchsanzuge, mit Hut und Handschuhen, und zeigte die beste gesellschaftliche Form, indem er begann: „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich störe! Da ich durch mein Betragen gegen Sie aber etwas gut zu machen habe, beschloß ich, es so bald als möglich zu thun, da wir bei unserer Nachbarschaft einander doch täglich begegnen müssen. Ich bitte Sie, meine thörichte Eilfertigkeit in betreff des Briefes zu entschuldigen.“

Voß, der ihn bis dahin sitzend angehört hatte, erhob sich jetzt erst, indem er den Gast mit einer etwas kühl herablassenden Handbewegung einlud, Platz zu nehmen.

„Wenn Sie die Aufschrift des Briefes gelesen,“ fuhr der andere fort, „so werden Sie mich auf einer Unwahrheit ertappt haben. Denn das Ziel des Schreibens war mit großen Buchstaben als ‚Weimar‘ bezeichnet, ich konnte dasselbe also nicht an einen auswärtigen Freund gerichtet haben. Überdies müssen Sie gesehen haben, daß der Brief bereits erbrochen war.“

„Ich versichere Sie,“ entgegnete Voß ablehnend, „daß mich diese Sache nicht so weit interessiert, um darüber nachzudenken.“

„Dann gestatten Sie, daß ich mein eigenes Interesse wahrnehme, welches mir gebietet, Sie — ein wenig zu meinem Vertrauten zu machen,“ sagte der andere in etwas eindringlicher, aber höf-

licher Weise. „Ich lebe hier unter dem Theaternamen Hartmann und richte zuerst die Bitte an Sie, denselben ein für allemal gelten zu lassen.“

„Das kann ich versprechen, zumal ich Sie unter keinem anderen Namen kenne.“ Heinrich Voß sagte das ganz aufrichtig, da ihm noch nicht eingefallen war, daß die Aufschrift jenes Briefes zu der Person seines Nachbars in einer Beziehung stehen könne. Jetzt aber dämmerte ihm dergleichen, und mit verwunderten Augen sah er seinen Gast an.

„Daß Sie mich unter einem anderen Namen nicht kennen,“ fuhr dieser fort, „beruhigt mich einigermaßen, denn ich will nicht verschweigen, daß es mich besorgt machte, als Sie vor kurzem das Zimmer mir gegenüber bezogen. Wir haben in Jena noch zu gleicher Zeit studiert. Blieb ich Ihnen unbekannt, so habe ich Sie doch häufig an der Seite Ihres Vaters, des Dichters der ‚Luise‘ und des Übersetzers des Homer gesehen.“

„Sie haben studiert? Und in Jena?“ rief Heinrich Voß erstaunt.

„Das letzte Jahr in Jena, die vorhergehenden in Göttingen,“ entgegnete Hartmann lächelnd und mit sichtlicher Befriedigung, daß Voß bisher in völliger Unkenntnis seiner Person gewesen, worein sich auch etwas von Belustigung mischte über den Eindruck, welchen seine akademische Herkunft ausübte. In der That betrachtete der junge Gelehrte seinen Gast jetzt mit ganz anderen Augen, vergaß das Sonderbare ihrer ersten Begegnung und ließ es an Höflichkeit gegen ihn nicht fehlen.

„Daß ich unter einem anderen Namen zum Theater gegangen bin,“ redete dieser weiter, „beruht auf Vorbedingungen, die ich jetzt noch nicht mitteilen kann. Mein Lebenslos könnte ein sehr ernstes, meine Lage eine höchst fragwürdige werden, wenn ich hier unter meinem Familiennamen entdeckt würde —“

„Ich gebe Ihnen mein Wort,“ unterbrach ihn Voß, „daß Sie in diesem Sinne nichts von mir zu befürchten haben!“ Völlig versöhnt reichte er seinem Gaste die Hand dar, welche dieser mit Freuden ergriff.

„Vielleicht — wenn Sie irgend welchen Wert auf die Fortsetzung unseres Verkehres legen sollten, bin ich einmal im stande, Ihnen bessere Auskunft über meine Verhältnisse zu geben. Ja, Sie würden der erste sein, dem ich mich anvertraute.“ Hartmann sagte dies in so bescheidener und doch freundlich-offener Weise, daß Voß, innerlich davon angesprochen, die Versicherung gab, sich die Gelegenheit einer so angenehmen Nachbarschaft nicht entgehen zu lassen. Das Gespräch war bald von der Veranlassung des Besuches auf andere Gebiete übergegangen. Heinrich fand den jungen Hartmann sehr unterrichtet und geistig strebsam und, obgleich derselbe von einem ganz verschiedenen Studienfache herkam, auch mit den damaligen philologischen Wandlungen ganz vertraut. In litterarischen Dingen aber zeigte Hartmann eine Kenntnis, die auf Heinrich nicht geringen Eindruck machte, so daß er ihm eine Überlegenheit darin zugestehen mußte. Vom Theater wurde gar nicht gesprochen, wohl aber von sonstigen weimarischen Angelegenheiten, in welchen Voß besser Bescheid wußte, da Hartmann sehr zurückgezogen lebte, was zum Teil in seiner Stellung, zum Teil in seinem freien Willen begründet lag.

Heinrich Voß war so eingenommen von seinem Nachbar, daß er ihm bereits am anderen Morgen einen Gegenbesuch machte. Sie sahen und sprachen sich fortan täglich, sie brachten die Stunden nach dem Theater miteinander zu; sie waren von gleichem Alter, beiden schien es erwünscht, einen Freund gefunden zu haben; die fast gemeinsame Wohnung machte sie in kurzer Zeit unzertrennlich, ohne daß sonst jemand eine Kenntnis dieses herzlichen Verkehrs der jungen Männer gewann. Hartmann hatte auch eine hübsche Baritonstimme und ein Klavier in seinem Zimmer, auf welchem er sich seinen Gesang selbst begleitete. Voß hörte ihm gar zu gern zu. Seine Zuneigung für den in jeder Weise

so bevorzugten Freund wuchs von Tag zu Tage, ja er war verstimmt, wenn dieser durch Proben oder untergeordnete Stücke im Theater, welche Voß nicht sehen mochte, verhindert war, mit ihm zusammen zu sein.

So befand er sich einmal auf einem Spaziergange, den er allein antreten mußte, im Park, als er auf der anderen Seite des breiten Weges Goethe erblickte, der ihm entgegenkam. Den Meister in seinen Gedanken zu stören, wagte er nicht und wollte mit einem Gruße vorübergehen. Goethe aber blieb stehen und winkte ihn heran. Er fragte nach dem Vater Voß in Jena, fragte nach der Mutter, sprach sich teilnehmend über beide aus und ließ die Hoffnung durchblicken, die Eltern demnächst einmal gastlich in seinem Hause aufnehmen zu können, etwa bei der Aufführung eines neuen Stückes von Schiller. Plötzlich brach er ab, machte eine kurze Pause und begann: „Nun? Was haben Sie denn inzwischen in betreff jenes gefrorenen Kusses herausgebracht?“

„Bis jetzt gar nichts, Herr Geheimrat,“ entgegnete Heinrich. „Ich vermute, es wird eine Unmöglichkeit sein, den geheimnisvollen Thäter zu entdecken.“

„Meinen Sie?“ sagte Goethe lächelnd. „Da war ich doch glücklicher in meinem Nachspüren. Denn ich kenne den Thäter bereits, ohne daß er davon weiß, und verkehre mit ihm vergnüglich alle Tage.“

Voß sah ihn erstaunt an. „Sie, Herr Geheimrat —? Aber wie stellten Sie es an?“

„Ich werde mich hüten, es Ihnen zu verraten! Forschen Sie selbst weiter! Der heimliche Kunstfreund ist des Entdeckens wert!“ Goethe nickte zum Abschied und schritt seines Weges weiter.

Er hat es also doch vor mir heraus! dachte Heinrich. Er ist eben ein Zauberer, dem nichts verborgen bleibt. Zugleich aber fühlte der junge Mann sich angespornt, seine Untersuchungen nochmals aufzunehmen, denn die Ausstellung dauerte noch. Er überlegte, ob er nicht auch seinen Freund in das Geheimnis ziehen und ihn zur Mithilfe bewegen sollte?

Das Gemüt des jungen Hartmann schien um diese Zeit von sehr ernsten Regungen bewegt. Sein Leben, seine Zukunft lag nicht so plan und selbstverständlich vor ihm, wie Heinrich die seine betrachten konnte. Er war von innerer Unruhe getrieben, er fing an zu zweifeln, daß die Darstellungskunst auf dem Theater, dem er nur erst seit einem halben Jahre angehörte, ihn dauernd befriedigen könne? — Nun war es in der Probe eines leichten Lustspiels, in welchem er einen Liebhaber zu geben und seiner Spröden einen Kuß zu rauben hatte. Plötzlich stand Goethe vor ihm, der es sich nicht verdrießen ließ, auch für die Einübung eines Stückes von Kotzebue seine Zeit zu opfern.

„Hartmann!“ rief er. „Aber liebes Kind, wie unbeholfen küssen Sie! Machen Sie das noch einmal, aber kecker, feuriger!“

Die Scene, die Stellung, der Kuß wurden wiederholt, Goethe war nur noch unzufriedener. Nochmals! Und nochmals! Die Darstellerin, nicht mehr die Jüngste an Jahren, konnte vor Lachen die Rolle der Spröden nicht mehr durchführen, während Hartmann sich nur noch verlegener fühlte. Goethe ließ es denn genug sein, Hartmann trat ab und andere Personen nahmen die Scene ein. Goethe aber wendete sich in der Couliſſe noch einmal an den ungeübten Liebhaber und sagte unter vier Augen: „Sie thun dergleichen, als hätten Sie bisher nur leblose Bilder unter Glas und Rahmen geküßt. Ein Herz gefaßt! In der Kunst wie im Leben!“

Er wendete sich und ließ den jungen Mann stehen, der wie mit Purpur übergossen ihm nachstarrte. Sein zartestes Geheimnis mußte entdeckt sein, gerade dasjenige, an dessen Verrat er niemals gedacht hatte. Und entdeckt von dem Manne, den er zwar nicht fürchten wollte, gegen dessen Größe er aber eine heilige

Scheu fühlte, vor dessen Blick in sein Inneres er zurückschreckte. Eine tiefe Beschämung überkam ihn, wenn er bedachte, daß Goethe sich über ihn habe lustig machen wollen, eine Furcht vor der Möglichkeit, daß er durch Verlautbarung des Geheimnisses bei seinen Genossen der Lächerlichkeit ausgesetzt werden könnte. Goethe hatte ihm bis dahin väterliches Wohlwollen erwiesen. In dem Gemüte des innerlich Bedrängten tauchte der Entschluß auf, sich Goethe ganz und gar zu entdecken. Aber dieser Entschluß dauerte nur eine Minute. Andere Erwägung trat dazwischen, und so fühlte er sich nur in einer gesteigert unbehaglichen Gemütsverfassung.

Sonderbar hatte sich sein Leben gestaltet. Seine bevorzugte Lebenslage, seine akademischen Studien gaben ihm das Anrecht und die Aussicht auf eine große Weltrolle, und seine Wünsche stimmten damit überein. Jena sollte nur noch der Schlußstein seiner Vorbildung sein, da die dortige philosophische Schule aus der Entfernung eine große Anziehung auf den geistig regsamen Jüngling ausübte. Aber kaum in Jena angelangt, fühlte er eine innere Wandlung, die ihn unaufhaltsam in eine ganz fremdartige Bahn trieb. Das benachbarte Weimar lockte ihn häufig in das Theater, die Aufführungen der Tragödien von Goethe und Schiller bezauberten seine Phantasie so ganz, daß er nur noch darin lebte, daß er den unwiderstehlichen Drang fühlte, selbst darin mitzuwirken. Aber der Entschluß, zum Theater zu gehen, stieß bei ihm selbst doch auf Bedenken, da er sich sagen mußte, daß damit ein Aufgeben aller seiner bisherigen Lebensvorteile verbunden war. Früh elternlos, hatte er seine Erziehung einem alten Oheim zu danken, der freigebig für ihn sorgte und dessen einstiger Erbe er sein sollte. Der Freiherr liebte seinen Neffen väterlich, setzte große Hoffnungen auf ihn und war in der Lage, ihm den Lebensweg in jeder Weise zu ebnen. Da er selbst alt, kränklich und einsam war, verstand es sich von selbst, daß der Neffe die Ferienzeiten stets auf dem Schlosse des alten Herrn in den Rheingegenden zubrachte, was nun freilich für den Jüngeren nicht sonderlich unterhaltend war. Nun hatte Franz in den letzten Osterferien, ganz voll von poetischen und theatralischen Eindrücken, einige Wochen bei dem alten Freiherrn recht langweilig verleben müssen. Da beschloß er eines Abends, ihn ein wenig über seine Ansicht vom Theater zu sondieren. Er hatte ihm den Wilhelm Meister vorgelesen, ein Buch, welches gar nicht nach dem Sinne des Freiherrn war, und knüpfte daran die Erzählung einer wahren Begebenheit, wie ein junger Mann von guter Familie kürzlich in Weimar zum Theater gegangen und, nachdem er den anfänglich großen Widerstand der Seinigen doch endlich besiegt, seiner Laufbahn treu geblieben sei. Der Freiherr schüttelte den Kopf: Daß ein wohlhabender Bürgerssohn wie Wilhelm Meister unter das Lumpengesindel ging, war nach seiner Ansicht schon schlimm genug; übrigens konnte man sich zufrieden geben, da man es nur mit so einer erfundenen Büchergeschichte zu thun habe. Wenn dergleichen sich aber in Wirklichkeit ereignete, dann dürfe man sich mit einem solchen Subjekt überhaupt nicht mehr befassen. Der alte Herr geriet in förmliche Aufregung. „Bei Gott!“ rief er, „wenn das in meinem Hause vorkäme, ich enterbte den Schlingel! Und wenn mir das Herz darüber brechen müßte, ich enterbte, ich verstieße ihn! Aber,“ fuhr er wieder gesammelt und fast lachend fort, „was rede ich denn! Unsinn! Glücklicherweise kann dergleichen bei uns ja nicht geschehen!“ Dieses Wort im Herzen, langte Franz zum Beginn des Sommersemesters in Jena wieder an. Aber der Zauber ergriff ihn von neuem, und die erste Aufführung von Schillers „Jungfrau von Orleans“ riß ihn so vollständig fort, daß er beschloß, tags darauf sich bei Goethe zu melden. Wußte er doch, daß dieser zu den personenreichen Stücken von Shakespeare und Schiller junge Leute anwarb,

selbst wenn sie noch niemals gespielt hatten. Wenn sie nur von guter Gestalt waren, hübsch aussahen und ein reines Deutsch sprachen, waren sie willkommen. Die Ausbildung für die Bühne brachte seine Schule und Oberaufsicht auf dem Theater selbst. Franz war in einer Erregung, daß ihm der Gedanke an eine Enterbung durch seinen Oheim gar nichts mehr galt, aber freilich hätte er den Schmerz des alten Herrn über seinen Schritt gern abgewendet. Trotzdem — einen Versuch wollte er dennoch machen und hoffte sich vorerst geborgen durch den angenommenen Namen Hartmann. Unter diesem stellte er sich Goethe vor, mit der Bitte, ihm die Theaterlaufbahn in Weimar zu ermöglichen. Goethe ließ ihn ein Gedicht lesen, unterhielt sich eine Weile mit ihm und nahm ihn unter das Theaterpersonal auf. Er hatte in den Proben öfter Gespräche mit ihm und zeigte dem Anfänger Wohlwollen und häufige Berücksichtigung. — Franz aber hielt seine Namensänderung für eine noch nicht genügende Vorsichtsmaßregel. Er behielt seine Wohnung sowie seinen akademischen Zusammenhang in Jena, ließ alle seine Briefe nach wie vor dort eintreffen und machte sich selbst so oft als möglich nach der Nachbarstadt auf den Weg. Daß er von Studenten, Professoren oder anderen Bewohnern Jenas, die nicht selten das Theater in Weimar besuchten, erkannt werden könnte, war ihm nicht wahrscheinlich, da er in der Universitätsstadt wenig Verkehr hatte und ihr Personal häufig wechselte; gleichwohl galt es immer noch Vorsicht, und aus einer gewissen Besorgnis war er noch nicht herausgekommen. So hatte er sich seit etwa sechs Monaten in allerlei kleinen Rollen üben dürfen, die ihn doch wenig befriedigten, als er sein Gemüt plötzlich von einer anderen Regung gefesselt fühlte, die bald alle seine Lebensgeister beherrschte.

In dem Hause seinen Fenstern gegenüber wohnte der Schauspieler Öls, welcher auch Zimmer zu vermieten pflegte und dessen Frau im Erdgeschoß ein Putzgeschäft betrieb. Da sie auch für den Hof arbeitete, war ihr Geschäft eines der gesuchtesten, und man sah die Damen der Stadt da häufig aus- und eingehen. Unter ihnen hatte Franz ein junges Mädchen, begleitet von einer älteren Dame, gesehen, dessen Bild sich vom ersten Anblick an seinem Herzen eingeprägt hatte. Nach ihr suchte er auf den Straßen, auf Spaziergängen, im Theater — aber wenn er sie gefunden, wie sollte er sich ihr nähern? Große Mühe und Behutsamkeit kostete es ihm, nur zu erfahren, wer sie sei, und als er dann endlich herausgebracht, daß sie Charlotte R. heiße, sich als Gast im Hause des Gymnasialdirektors Böttiger aufhalte, erkannte er zugleich die Schwierigkeit, in ihre Kreise zu gelangen. Denn als untergeordneter, noch ganz unbedeutender Schauspieler hatte er kaum eine Aussicht, das Haus des gelehrten Mannes zu betreten, was ihm als Studenten und unter seinem eigenen Namen nicht gar so schwer geworden wäre. Er fing an, seinen neugewählten Stand zu verwünschen, welcher jetzt einen Zuwachs von Beunruhigung über ihn brachte. Allein es galt, sich zusammenzunehmen und unter strengster Selbstbeherrschung alle seine Empfindungen und Sorgen in sich zu tragen. Es traf sich nun, daß, als die Kunstausstellung in Weimar eröffnet wurde, Franz bei seiner Neigung für alles Schöne dieselbe gleich am ersten Tage besuchte. Da erblickte er ein Gemälde, Charitas benannt, vor welchem er sich von Überraschung und Glück durchschauert fühlte. Es waren Charlottens Züge! Er wollte allein wenigstens mit dem Abbilde der Geliebten sein und beschloß, am anderen Morgen als erster in den geweihten Raum einzudringen.

An diese Augenblicke erinnerte er sich, als Goethe mit so verhängnisvoll andeutenden Worten ihn in der Theaterprobe angeredet hatte. Er mußte belauscht worden sein, da er sich doch in völliger Einsamkeit geglaubt, als er beim Abschied von dem geliebten Bilde seinen Lippen eine Annäherung gewährte. Um Aus-

kunft darüber zu erlangen, beschloß er, sofort den Aufwärter der Ausstellung aufzusuchen, als den einzigen, der ihn seiner Meinung nach an jenem Morgen gesehen haben konnte.

Nun war aber inzwischen in Heinikes an sich etwas stupidem Kopfe durch die mancherlei Fragen über denjenigen, welcher „es sein sollte“ oder der „es gewesen“, eine seltsame Verwirrung entstanden. Daß nichts eigentlich Unrechtes geschehen, schien ihm dadurch deutlich, daß die Fragenden immer nur lächelten, andererseits aber war ihm doch die strengste Verschwiegenheit auferlegt worden, welche er wohl halten konnte, da er eigentlich nicht das Geringste zu verraten hatte. Er wußte nur, daß ein gewisser junger Mann einmal der erste in der Ausstellung gewesen; warum das nun aber etwas so Absonderliches sein sollte, wußte er sich nicht zu deuten. Aber da er sich seine Person nun genugsam eingeprägt hatte, verfehlte er nicht, denselben bei seiner häufigen Wiederkehr zu umschleichen, und fand dann heraus, daß er seine Schritte stets nach einem bestimmten Bilde richtete und bei diesem am längsten verweilte. Heinike machte daher große Augen, als dieser junge Herr in seiner Privatwohnung erschien und ihn um ein Gespräch unter vier Augen bat.

„Vielleicht erinnern Sie sich meiner von meinen Besuchen der Kunstausstellung her,“ begann Franz, „da ich meist sehr früh kam und zuweilen mit Ihnen allein in den Räumen war.“ Da Heinike mit hoch heraufgezogenen Augenbrauen nickte, fuhr Franz fort: „Es muß mir jemand nachgespürt haben, es muß irgend eine Vermutung über mich ausgesprochen worden sein, ich möchte wissen, was man von mir gesehen haben will. Ich bitte, seien Sie aufrichtig und nehmen Sie es nicht übel, wenn ich Ihnen meinen Dank im voraus zu erkennen gebe.“ Mit diesen Worten drückte er einen Thaler in Heinikes Hand, bei dessen Besichtigung der Empfänger fast zurückschreckte. Nicht aus beleidigtem Stolz, denn seine Hand klappte sich sofort zusammen und verschwand in der Tasche, sondern aus Überraschung, mit welcher sich ein entschiedenes Wohlwollen für seinen Gast vereinigte. Er holte schleunigst einen Stuhl herbei, wischte ihn ab und nötigte Franz zum Sitzen. „Was können Sie mir nun sagen?“ fuhr dieser fort. „Ich bin Ihnen zu jedem Gegendienst erbötig.“

„Ach, es ist ja schon so reichlich!“ entgegnete Heinike angenehm berührt. „Freilich, der Herr Hofrat hat mir verboten, darüber zu reden —“

„Was für ein Hofrat?“

„Ei, der Herr Hofrat Meyer, der Direktor der Zeichenschule! Und der Herr Geheimrat Goethe will auch nicht, daß es auskommt.“

„Was soll nicht auskommen?“ fragte Franz gespannt.

Heinike zuckte die Achseln. „Ich weiß nichts, gar nichts! Ich bin immer nur nach Ihnen gefragt worden, ob Sie's wären.“

„Hat man denn gar nicht durchblicken lassen, was ich eigentlich hier gethan haben soll?“

„Nein, gar nicht. Aber ich sollte achtgeben, wenn Sie kämen. Und als Sie einmal unter vielen Leuten da waren und der Herr Hofrat auch, da holte ich ihn herbei und zeigte auf Sie und sagte, Sie wären's.“

„Und was sagte der Herr Hofrat?“

„Es wäre gut, sagte er, weiter nichts. Und ein paar Tage drauf kam er wieder einmal mit dem Herrn Geheimrat, wie Sie eben hinausgehen wollten, und da wies der Herr Hofrat auf Sie, und es war, als ob der Herr Geheimrat so ein bißchen verwundert lächelte.“

Franz schwieg einige Augenblicke, ratlos, wie er weiter fragen sollte. Dann begann er: „Erinnern Sie sich noch des Morgens, da ich zuerst ganz früh kam und Sie mir den Saal aufschlossen?“

„Ja freilich!“ entgegnete Heinike. „Ganz genau weiß ich's noch, weil so viel danach gefragt worden ist.“

„Konnte damals schon jemand vor mir den Saal betreten haben?“

„Nein, ganz unmöglich! Er hätte denn über Nacht darin müssen eingeschlossen gewesen sein, was aber auch nicht der Fall war. Damals waren Sie der erste drin und ganz allein, das kann ich beschwören, und so hab ich's auch dem Herrn Hofrat gesagt. Ja, und weiter hat er auch gar nichts wissen wollen."

Aus Heinike war weiter nichts herauszubekommen, und Franz mußte aus seinem Betragen annehmen, daß er wirklich nichts weiter auszusagen habe. Um so rätselhafter wurde ihm die Möglichkeit, daß man seine Beziehung zu dem Bilde der Charitas beobachtet haben könne. Er empfahl sich dann und verließ Herrn Heinike, der ihn höflichst hinausgeleitete.

Des dritten unter den drei Entdeckern des im Frost erstarrten Kusses hatte Heinike nicht erwähnt, einmal, weil er seinen Namen nicht wußte, dann aber, weil sein Herr Hofrat ihm Schweigen geboten und er gegen Heinrich Voß bei dessen lebhaften Fragen den Verdacht geschöpft hatte, als könne derselbe etwas im Schilde führen, was dann vielleicht dem Herrn Hofrat nicht recht gewesen wäre. Und so erfuhr Franz nicht, daß sein Freund selbst ihm auf der Spur gewesen und eigentlich noch war.

Nach einigen Tagen beruhigte sich Franz und kam zu der Ansicht, daß Goethe, wie er auch zu seiner Entdeckung gelangt sein mochte, keinen Mißbrauch damit treiben werde, zumal er sich der gütigen Art und Weise seines Wesens mehr und mehr zu erfreuen hatte. Hoch beglückt aber war er, als er eines Tages eine Einladung von Goethe zu einer Abendgesellschaft empfing.

Goethes Haus war in jener Zeit sehr gesellig. An gewissen Abenden standen die Räume offen für einen bestimmten Freundeskreis, an anderen versammelte sich eine geladene Gesellschaft. Es wurde vorgelesen, deklamiert, Musik gemacht; die Unterhaltung blieb stets auf einer künstlerischen Höhe. Franz betrat den Empfangsraum in weihevoller Feststimmung. Aber er prallte fast zurück vor innerem Jubel, als er Charlotte im Gespräch mit dem Hausherrn erblickte und von diesem selbst dem schönen jungen Mädchen vorgestellt wurde. Er konnte nur wenige Worte mit ihr sprechen, da ihm die Zunge in der ersten Überraschung fast den Dienst versagte, und Charlotte machte ihm das Gespräch auch nicht eben leicht, da sie sich gegen den jungen Schauspieler nur zurückhaltend und etwas fremd verhielt. Bald wurde sie ihm auch durch die Gesellschaft entzogen. Dafür hatte er das Glück, in die Nähe der Frau Böttiger zu gelangen, die er lebhafter unterhielt, so daß sie, angezogen durch sein Gespräch, von ihm gut zu denken anfing und sich nicht wenig wunderte, so viel Bildung und gute Lebensart bei einem noch so jungen Angehörigen des Theaters zu finden. Er fragte auch nach ihrem Herrn Gemahl (der heute durch ein Unwohlsein verhindert war, in der Gesellschaft zu erscheinen) und sprach von dessen neuestem Werke, der „Sabina", welches ihm so viel Belehrung und Genuß geboten habe, bedauerte zugleich, daß er nicht das Glück haben könne, dem berühmten Gelehrten vorgestellt zu werden. Die Frau Direktorin wurde für den liebenswürdigen jungen Mann so eingenommen, daß sie erklärte, es werde ganz von ihm selbst abhängen, die Bekanntschaft ihres Gatten zu machen, da ihr Haus strebsamen jungen Männern stets offen stehe. Franz war der glücklichste Mensch in der ganzen Gesellschaft.

Die großen Berühmtheiten Weimars waren heute darin nicht vertreten, dennoch aber um den Hausherrn bedeutende, geistreiche Männer und liebenswürdige Frauen genug versammelt und die Unterhaltung lebhaft und zwanglos. Was dazwischen deklamiert und musiziert wurde, vernahm Franz kaum, denn seine Augen waren auf Charlotte gerichtet; und obgleich er den Abend über nicht wieder Gelegenheit fand, sie anzureden, glaubte er doch, sich niemals beglückender unterhalten zu haben. Als die Gesellschaft endlich aufbrach, bat Franz die Frau Direktorin um Erlaubnis, die Damen nach Hause zu begleiten, was huldvoll gestattet wurde. An der Thür

angelangt, sprach die Tante dann eine förmliche Einladung für ihn aus, ihr Haus recht bald zu besuchen.

Aufgeregt stürmte Franz noch spät in seines Freundes Zimmer, den er bei der Arbeit traf, um ihm von dem ereignisvollen Abend zu erzählen. So sehr Franz sich zu beherrschen suchte, fühlte Heinrich Voß doch heraus, daß Charlotte Eindruck auf seinen Freund gemacht habe. „Hätte ich gewußt," sagte er, „daß dir daran gelegen, mit Böttiger bekannt zu werden, so würde es mir leicht gewesen sein, dich in sein Haus einzuführen. Aber es ist eine bessere Empfehlung, daß man dich bei Goethe kennen gelernt hat." Und im Verlauf des Gespräches fuhr er fort: „Wenn der Direktor heut nicht in der Gesellschaft war, so beruhte das wohl nicht auf Unwohlsein, sondern auf Ärger. Wären Schiller, Wieland, Herder zu erwarten gewesen, so würde er nicht gezögert haben, auch zu erscheinen, aber so in der zweiten Garnitur mitzulaufen, erregt ihm die Galle. Er weiß immer sehr schlau herauszubringen, wer von Goethe eingeladen ist und was etwa vorgehen wird. Willst du aber von ihm etwas erfahren und dazu in seiner Gunst leben, so kann ich dir ein paar Regeln an die Hand geben. Zeige dich unterrichtet über seine Werke, sage ihm Schmeichelhaftes, und du darfst darin bis ins Ungeheure gehen — aber lobe in seiner Gegenwart keinen andern oder nur mit Maß! Von Wieland darfst du einiges Gute sagen, von Herder auch wohl, aber sei zurückhaltend in deinem Lobe Schillers und Goethes. Hat er seine gute Stunde, so wird er selbst des Anerkennenden genug über sie sagen, hört er ihr Lob von anderen, so ärgert er sich. Sonst ist er ein gescheiter Mann, von dem sich viel lernen läßt."

Acht Tage darauf rüsteten sich die Freunde zu einer kleinen Abendgesellschaft im Böttigerschen Hause. Denn Franz hatte sich bereits vorgestellt und war von der Frau Direktorin recht freundlich, von ihrem Gatten anfangs in etwas zurückhaltend prüfender Weise, endlich nicht ohne Anzeichen der Befriedigung aufgenommen worden. Die heutige Gesellschaft bestand aus einem Kreise von Bekannten, in welchem man das Gespräch heiter und harmlos kommen ließ, wie es wollte. Inzwischen geriet Franz einmal mit dem Hausherrn in ein Gespräch, und dieser stutzte über die Dinge, die der junge Schauspieler zu sagen wußte, nickte auch freundlich, als dieser auf die „Sabina" zu sprechen kam.

Da öffnete die Hausfrau das Klavier, denn man wollte Charlotte singen hören, welche bei dem ersten Musikmeister in Weimar Unterricht nahm. Sie weigerte sich nicht und sang ein paar Lieder von Goethe in Reichardts Komposition, welche damals mit Recht beliebt waren. Franz fühlte sich im Innersten durchrieselt von dieser reinen, jungfräulichen Stimme. Es drängte ihn, die Sängerin, nachdem sie geendet hatte, anzusprechen, aber eine Scheu vor den Umstehenden hielt ihn zurück. Gleich darauf schlug jemand den Klavierauszug der „Zauberflöte" auf, eines Musikwerkes, das noch neu war und für das Höchste gehalten wurde, was sich als „große Oper" ausdenken ließ, während die Melodien doch, sangbar und süß einschmeichelnd, schnell zum Gemeingut geworden waren. „Schade," so wurde gesagt, „daß nicht etwas Mehrstimmiges aus der ‚Zauberflöte' gesungen werden kann! Da, hier gleich das entzückende Duo: Bei Männern, welche Liebe fühlen —"

„Aber wir haben ja einen Sänger unter uns!" rief Heinrich Voß freudig. „Hier, Freund Hartmann! Er hat mir bereits aus der Zauberflöte vorgesungen."

Die Hausfrau wendete sich sofort an Franz, ihn an das Klavier nötigend, während Charlotte mit Erstaunen, ja gleichsam mit Bestürzung den Herankommenden musterte. Die beiden jungen Leute wußten nicht, wie ihnen geschah, als sie plötzlich als Pamina und Papageno allein beieinander standen, aber die Hausfrau, welche die Begleitung übernahm, schlug bereits an, und es galt, wenn auch mit Herzpochen, zu beginnen. Die Gesellschaft lauschte mit

Anteil, und einige empfanden eine gewisse Rührung, wie die beiden jugendlichen Stimmen, anfangs noch mit Befangenheit, dann etwas zuversichtlicher, zusammenklangen, eine durch die andere gleichsam mehr und mehr herausgelöst und aus dem Inneren quellend. Man spendete Beifall und wollte nun von Franz noch etwas hören. Charlotte hielt ein Heft Reichardtscher Lieder in der Hand, welches sie ihm halb und halb darbot. Er nahm es, und sie blätterten gemeinsam, die Häupter auf die Noten niedergebückt. Franz sah mit Entzücken Charlottens blondes Haar sich näher und näher gebracht, er glaubte ihren Atem zu spüren. Da deutete sie auf ein Lied mit der Frage: „Singen Sie dieses?" Er bejahte, ließ sich nicht nötigen und sang den „Fischer" von Goethe. Als er geendet hatte und aufblickte, sah er Charlotte an der Seite des Hausherrn ihm gegenüberstehen, ihre Augen mit Verwunderung auf ihn gerichtet. Sie sagte kein Wort, während die anderen es nicht fehlen ließen, ihm mit Anerkennung zuzusprechen.

Bald darauf aber nahm ihn der Direktor in sein anstoßendes Arbeitszimmer und begann: „Junger Mann, Sie lassen allerlei Kenntnisse und Talente blicken — wie sind Sie denn gerade zum Theater gekommen?"

„Es war freie Wahl, Herr Direktor," entgegnete Franz nicht ohne Überraschung.

„Es sieht aber aus, als hätten Sie eine ganz andere Vorbildung gehabt, als so gewöhnlich zum Theater mitgebracht wird."

„Ich habe drei Jahre in Göttingen studiert —" Franz erschrak, als das Bekenntnis seinen Lippen entflohen war. Von Jena aber schwieg er wohlweislich.

„Ah!" rief Herr Böttiger. „Studiert? In Göttingen! Und von da zur Bühne? Das ist ja merkwürdig! Was sagen denn Ihre Eltern dazu?"

„Ich habe seit dem zehnten Lebensjahre meine Eltern nicht mehr," entgegnete Franz und ließ es dabei bewenden.

„O! Früh verwaist also! Und da glaubten Sie vermutlich ein besseres Fortkommen auf dem Theater zu finden als auf gelehrtem Wege. Eigentlich ist es schade! Meinen Sie nicht, daß eine Rückkehr zu den Studien noch möglich wäre? Sie können dieselben doch nur erst vor kurzem abgebrochen haben."

Franz fühlte sich aus seiner steigenden Verlegenheit erlöst durch einige Gäste, welche herankamen, um sich zu verabschieden, da es Zeit zum Aufbruch war. Als er selbst sich empfahl, neigte Charlotte kaum merklich das Haupt, der Direktor aber sagte: „Besuchen Sie mich öfter, Herr Hartmann! Bin ich nicht bei der Hand, so halten Sie sich an meine Frau und meine Nichte!"

Seit diesem Abend war Franz häufiger Gast im Böttigerschen Hause, soweit seine Theaterpflichten es gestatteten, und wurde stets wohl empfangen. Freilich hatte er sich für die sondierenden Fragen des Direktors ein neues Märchen über seine Herkunft und seine Verhältnisse erfinden müssen, welches ihn zu verschärfter Vorsicht im Verkehr zwang. Was er für Charlotte empfand, war aber in seinen Augen zu lesen, konnte auch sein Benehmen gegen sie nicht verhüllen. Sie sangen zuweilen gemeinsam, sie unterhielten sich auch, das junge Mädchen aber gab sich ihm gegenüber im Wesen immer gleich, ruhig gemessen, jeder ernsteren Annäherung unzugänglich.

Eines Abends waren Franz und sein Freund am Theetisch der Familie erschienen. Es hinderte das Gespräch nicht, daß der Direktor mit einem Arm voll neuer Bücher dazukam, wie er pflegte, um sie dabei zu durchstöbern. Man kam auf antike Vasengemälde zu sprechen, von da auf moderne Malerei, auf die Kunstausstellung, die nun schon lange geschlossen war, und endlich auf das Bild der Charitas und seine Ähnlichkeit mit den Zügen Charlottens. Der Direktor bemerkte über sein Buch hin, daß es in einem reichen Livländer einen Käufer gefunden, der es nach Dorpat mitgenommen habe.

„Der also!" rief Heinrich Voß lachend

und fühlte sich aufgelegt, die Geschichte von dem gefrorenen Kusse zu erzählen. Brach er damit auch sein Versprechen des Geheimhaltens, so waren ja darüber Monate vergangen, und es konnte nichts auf sich haben, darüber zu sprechen. So begann er also zu berichten von dem Augenblick, da Goethe, Meyer und er die verräterische Spur entdeckt, wie sie sich über den Kuß vereinbart und belustigt und ihre Forschungen nach dem Kunstliebhaber angestellt hatten. Er erzählte, daß seine Untersuchungen trotz alles Eifers erfolglos geblieben, Goethe aber, und jedenfalls durch Meyer, den Thäter dennoch ausgespürt, aber verschwiegen wissen wollte.

Da bemerkte Voß, daß sein Freund plötzlich wie in Erstarrung saß, während eine dunkle Röte sein Gesicht übergoß; er bemerkte, wie Franzens und Charlottens Augen sich trafen und auch des jungen Mädchens Antlitz gerötet und mit dem Ausdruck des Unwillens erschien. Er stutzte über die Erscheinung, und mit einemmal wurde ihm klar, daß er dem Geheimnis auf die Spur gekommen; ja, es war ihm unverkennbar, daß auch Charlotte den Thäter sofort entdeckt hatte, wie denn Franzens Bekenntnis sich in seinem Wesen aussprach. So überraschend und plötzlich war die Enthüllung, daß keine Geistesgegenwart und Fassung über das Erschrecken hinaushalf. Und auch bei dem Erzähler selbst, dem sein Gewissen zugleich sagte, was er angerichtet hatte. So saßen alle drei verstummt und in Verlegenheit, wie eine Unterhaltung noch fortgeführt werden sollte. Glücklicherweise beschränkte sich der Bann nur auf sie selbst. Denn der Direktor hatte nur ein zerstreutes „Seltsam! Wunderlich!“ dazwischen geworfen, um sich wieder zu seinen Büchern zu wenden, während die Hausfrau den Schluß der Geschichte nicht abgewartet hatte, sondern aufgestanden war, um etwas Vergessenes von draußen selbst herbeizuholen. Jetzt kam sie zurück, und die drei hart Bedrängten atmeten auf, als der Direktor ein neues Buch hervorzog mit dem Ausruf: „Halt! Hier hab ich etwas!“ Es war eine dramatische Dichtung: „Die Söhne des Thals“ von Zacharias Werner. „Sehen wir doch einmal zu,“ sagte der Direktor und fing ohne weiteres an, vorzulesen. Er las und las, zu eigener und der übrigen Genugthuung, obgleich die drei Jüngeren, deren Gedanken sich so plötzlich in geheimnisvollem Bunde erkannt hatten, kaum zuhörten. Schweigend saßen sie, die Augen vor sich niedergeschlagen, scheinbar zuhörend, ohne doch etwas von den schönen Dialogen der Tempelritter auf Cypern zu vernehmen. Der Hausherr las, von innerem Anteil ergriffen, immer weiter und weiter. Da schlug die Wanduhr im Arbeitszimmer die elfte Stunde, und die Hausfrau räusperte sich etwas vernehmlich. Der Vorleser wollte nur noch einen Akt abschließen. „So weit für heute!“ rief er. Er faßte noch sein Urteil zusammen, welches auf große Anerkennung lautete. Das Stück sei den Schillerschen Werken nicht nur ebenbürtig, sondern in vielen Dingen überlegen, erklärte er, und es müsse durchaus an eine Darstellung gedacht werden.

Die jungen Männer zögerten freilich, das übermäßig günstige Urteil des Direktors zu dem ihrigen zu machen, doch mußten sie es auf sich beruhen lassen, da sie viel zu zerstreut gewesen, um einen klaren Einblick zu gewinnen. Sie erhoben sich bald darauf, um sich zu verabschieden. Schweigend gingen sie nebeneinander, und obgleich das Schweigen beiden drückend war, vermochte doch keiner das Wort zur Anrede zu finden. Dieses Verstummen bewies ihnen erst recht, daß sie sich innerlich verstanden und einander viel zu sagen hatten. Der kurze Weg nach ihrer Wohnung war bald zurückgelegt. Auf dem gemeinsamen Hausflur angelangt, sagte Franz: „Komm noch zu mir herein.“

Tief aufatmend that er dem Freunde jetzt ein Geständnis seiner Liebe zu Charlotte und alles dessen, was sich daran knüpfte. Und einmal im Bekennen, gab er auch das Geheimnis seiner Herkunft preis, welches Heinrich bis dahin respektiert hatte; er erzählte von allen Sorgen,

welche ihm sein Drang zum Theater bereits gebracht, darunter nicht die letzte, daß Charlotte sich möglicherweise gerade durch seinen Schauspielerstand zurückgeschreckt fühlen möchte. Der Freund, in dem Gefühle, daß er etwas gut zu machen habe, tröstete, riet dieses und jenes, beklagte, die Veranlassung zu einer unangenehmen Lage gegeben zu haben, und wollte doch gerade darin wieder die Möglichkeit einer glücklichen Lösung finden. Es war fast Morgen, als die Freunde sich trennten in dem Bewußtsein, jetzt nur innerlicher verbunden zu sein.

Auch über Charlottens Augen wollte in dieser Nacht der Schlummer nicht kommen. Daß Franz sie liebte, war ihr nicht verborgen geblieben; aber Franz vermutete richtig genug, daß sein Stand es war, der für sie eine unüberwindliche Scheidewand bildete. Wie hätte sie, die Tochter eines Göttinger Professors, sich anders als ablehnend gegen die Leidenschaft eines Schauspielers verhalten dürfen? Daß er ein Bild geküßt, welches ihr ähnlich sah, hätte sie ihm wohl vergeben. Aber daß andere auf die Entdeckung gekommen und sich darüber lustig gemacht hatten, erfüllte sie mit Groll; ja, es erschien ihr wie eine Schmach, möglicherweise in der Öffentlichkeit mit einem untergeordneten Schauspieler in einem Atem genannt zu werden. Denn so wie Voß das Geheimnis preisgegeben, konnten die beiden anderen es auch bereits verraten haben. Diese Besorgnis warf anklägerisch einen um so tieferen Schatten auf die Person dessen, der ihr eine solche Schmach bereitet hatte, und in ihrer Aufregung dachte sie sich in eine immer wachsende Empörung gegen den frechen Menschen hinein. Dazwischen aber, im Wechsel der Empfindungen, mußte sie doch zuweilen aus dem Innersten aufseufzen, daß das Geschick ihr die Aufgabe gestellt, eine vornehme Göttinger Professorstochter zu sein. Denn leider hatte sie den jungen Hartmann schon früher auf der Bühne bemerkt, ja er hatte sich ihrem Denken eingeprägt, noch bevor er ihr in der Gesellschaft begegnet war. Trotzdem er als Anfänger nur kleine Rollen gab, machten seine Gestalt, sein Anstand, seine Sprachweise ihn doch schon bemerkbar, und Charlotte hörte im Theater um sich her manches Wort zu seinen gunsten. Sie hüllte sich in Schweigen und schalt sich doch, daß sie ganz Gehör wurde, wenn man lobend über ihn sprach, denn ihr durfte und ihr sollte er nicht gefallen. Und nun sah sie ihn in die Gesellschaft aufgenommen; sie sah, wie er sich darin bewegte, als wäre er dafür erzogen; sie wußte ihn in der Gunst Goethes; das waren lauter Vorteile für ihn, die bei ihr immer stärker sprachen. Aber dennoch durfte sie solchen Regungen nicht nachgeben, sagte sie sich, und so that sie sich mit jungfräulicher Herbheit einen Zwang an, welchen sie wenigstens äußerlich aufrecht zu halten verstand. Nun aber, nach jener Erzählung Voß', warf sich ihr ganzer Groll auf Hartmann, welcher ihr all diese Unruhe bereitete, durch den ihr im Gerede der Leute noch bittere Erfahrungen in Aussicht stehen konnten. Ja, sie brauchte, sie wollte ihn schuldig, und wenn sie ihn nicht lieben durfte, so wollte sie ihn wenigstens hassen. Harten Streit hatte das junge Mädchen in sich durchzukämpfen, während der von ihr Gehaßte mit seiner Last von Sorgen sich durchringen mußte.

Inzwischen wurde von den Freunden doch beschlossen, im Böttigerschen Hause und vor Charlotte zu erscheinen, als wäre nichts geschehen; und sie durften es, da in der That nichts begegnet war, was äußerlich von Belang gewesen wäre. Charlotte kam ihnen darin sogar zu Hilfe, denn sie zeigte sich unverändert in ihrer spröden Zurückhaltung.

Um diese Zeit lief das Gerücht durch die weimarischen Kreise, Schiller habe eine neue Tragödie fast vollendet, ja die Aufführung stände noch für diesen Winter in Aussicht. Direktor Böttiger wurde unruhig, daß nichts Bestimmteres darüber verlautete. Sein Ehrgeiz verlangte, sich vor den Leuten als Eingeweihten kund zu geben; er wollte schon vorher seine

Ansichten aussprechen, wollte das Werk anzeigen, überhaupt wenn nicht im Stücke, doch litterarisch eine Rolle dabei spielen. Da aber Schiller und Goethe sich bei solchen Vorbereitungen und Beratungen, von der Erfahrung belehrt, streng abschlossen, wurde dem neugierig Forschenden auch nicht einmal der Gegenstand oder Titel des Stückes bekannt. Böttiger wendete sich an Heinrich Voß, der so häufig in der Familie Schiller war, mit dem Bedeuten, Titel und Stoff des Stückes wenn nicht von Schiller selbst, so doch durch dessen Frau herauszulocken. Heinrich aber machte keine Anstalt dazu, sowohl aus Achtung vor Schiller und dessen Absichten, als auch in der Überzeugung, daß er mit dem Ergründen von Geheimnissen kein rechtes Glück habe.

Endlich hieß es, das Stück sei fertig, das Manuskript bereits beim Theater, wo die Rollen ausgeschrieben würden. Böttiger wendete sich an die Regisseure, um das Manuskript auf kurze Zeit zum Lesen zu erhalten. Es wurde ihm abgeschlagen. Sein Zorn erwachte aufs heftigste. „Was soll diese verwünschte Vornehmthuerei?" rief er abends am Theetisch. „Da sitzen und hocken diese Herren Schiller und Goethe zusammen, als gäbe es sonst niemand auf der Welt, spinnen sich in albernes Geheimnis, um die Erwartung wer weiß wie hoch zu treiben! Und was für eine Schillersche Maus wird denn der gewaltige Berg wieder gebären! Ein buntscheckiges Ding wie diese ‚Braut von Messina', worin die Anschauungen aller Zeitalter durcheinander gekocht sind, oder ein Trauerspiel wie diese Stuart, in dem alle Charaktere verwischt, der Zeitcharakter aber völlig verkehrt ist!" Die Frau Direktorin sah, daß ihr Gatte heute nicht seinen Schillertag habe, und suchte abzulenken, während Charlotte ihren Oheim mit Betrübnis hadern hörte, denn sie hatte gerade durch die „Braut von Messina" den tiefsten Eindruck empfangen, und der Dichter der „Maria Stuart" mit seinem großen Freunde waren für sie unantastbare Gestalten.

Kurze Zeit darauf kam eines Morgens Franz in das Böttigersche Haus, um zu melden, daß die Rollen des neuen Stückes verteilt seien. Die Frau Direktorin war ausgegangen, Charlotte rief ihren Oheim aus seiner Arbeitsstube in das Wohnzimmer. „Das Stück heißt ‚Wilhelm Tell'," erzählte Franz, „und scheint von der allergroßartigsten dramatischen Komposition. Ich selbst habe zum erstenmal eine größere Rolle erhalten, einen Liebhaber Namens Rudenz."

„Bringen Sie mir Ihre Rolle!" rief Herr Böttiger. „Giebt sie auch nur einen geringen Einblick, so bietet sie vielleicht einen ungefähren Anhalt."

„Das darf ich leider nicht, Herr Direktor," entgegnete Franz.

„Wenn ich — ich sie von Ihnen verlange, dürfen Sie's!" fuhr Herr Böttiger auf. „So weit darf die Geheimniskrämerei nicht gehen, sogar die Rollen wie ein Heiligtum zu hüten!"

„Gerade diese sollen gehütet werden, Herr Direktor! Es ist uns auf das strengste verboten, sie aus den Händen zu geben."

„Nun ja doch, an diesen und jenen nicht, den diese Dinge nichts angehen!" warf Böttiger ein. „Es ist aber ein Unterschied zu machen. Bringen Sie mir nur getrost die Rolle, ich will's schon vertreten." Er sprach es mit dem Tone des Schuloberhauptes etwa dem jüngsten Lehrer gegenüber, jeden Einwand gegen sein Verlangen ausschließend.

„Ich bedaure recht sehr, nicht darauf eingehen zu können," entgegnete Franz. „Es soll vor kurzem mancherlei Unfug getrieben worden sein durch dergleichen vorzeitige Einblicke, und gerade darum ist uns eingeschärft worden, solche Manuskripte jedem zu verweigern."

Franz hatte keine Ahnung, wie bitter diese Wendung Herrn Böttiger aufstacheln mußte. Denn gerade dieser hatte einige Jahre zuvor das Manuskript eines Schillerschen Stückes heimlich vom Theater zu entleihen gewußt, dadurch sein Verhältnis zu Goethe und Schiller nicht

eben gefördert und die Veranlassung zu strengeren Theatergesetzen gegeben. „Unfug?“ fuhr er mit zornrotem Gesichte auf. „Das wagt ein naseweiser Bursche mir zu sagen? Ein Subjekt vom Theater, dem ich nachsichtig mein Haus geöffnet habe?“

Franz, erschrocken über das Betragen dieses Mannes, der die Fassung so weit verloren hatte, um aller gesellschaftlichen Form Hohn zu sprechen, erhob sich rasch und entgegnete nicht ohne Heftigkeit: „Sie vergessen sich, Herr Direktor!“

„Ich weiß, was ich sage!“ schrie der andere in nur noch gesteigerter Aufregung. „Man glaubt wohl, wenn man in der Gunst dieser Herren steht, auch schon etwas Besonderes zu sein? Dieser neuen ‚Dioskuren‘, welche mit dem poetischen Karren über die Häupter aller übrigen hinwegjagen möchten! Da wird ein förmliches Kommando ausgeteilt, da wird mit einer geheimnisvollen Unnahbarkeit Komödie gespielt, da erziehen sie sich geradezu Sklaven in jeder Gestalt, die sich belehren lassen, daß außer ihnen selbst niemand in der Welt ein Wort mitzureden habe!“

Franz sah Charlottens Augen mit einem bittenden Ausdruck auf sich gerichtet, und gelassener entgegnete er: „Wenn Schiller als Dichter des ‚Tell‘ den Wunsch hegt, seine Dichtung bis zur Aufführung noch nicht bekannt werden zu lassen, so habe ich diesen Wunsch zu achten; wenn Goethe als Leiter des Theaters diesen Wunsch zum Gesetz erhebt, so habe ich zu gehorchen. Ich sehe nichts Strafbares in meiner Weigerung, zumal niemand ein Recht hat, das Stück früher kennen zu lernen.“

Der Gymnasialdirektor aber, nicht gewöhnt, von Jüngeren eine entschiedene Sprache zu hören, fuhr von neuem auf: „Vorlautes Geschwätz von Recht und Recht! Ihnen gegenüber hätte ich allerdings ein solches Recht! Wenn einem Menschen von Ihrer Stellung in einem Hause wie dem meinigen Zulaß gewährt wird, so hat er dafür Pflichten gegen mich zu erfüllen! Aber gut! Gehen Sie und hofieren Sie Ihren Dioskuren! Mich aber werden Sie verbinden, wenn Sie meine Schwelle nicht wieder betreten!“ Der fassungslose Mann verließ das Zimmer und schlug die Thür hinter sich zu, daß sie in den Angeln schütterte und krachte.

Charlotte fuhr zusammen, Franz aber sah ihm mit erstaunten Blicken nach. „Was habe ich verschuldet?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete das junge Mädchen, durch das taktlose Betragen ihres Onkels mit Scham und Unwillen erfüllt.

„Habe ich nach Ihrem Urteil irgend etwas Ungehöriges gesagt?“

„Nein! Sie haben gesprochen, wie es sich geziemte und wie ich es auch gethan hätte.“

„Ihr Oheim hat mir sein Haus verboten, Fräulein Charlotte. Ich darf nicht zurückkehren. O mein Gott, ich kann ja nicht mehr auf das Glück verzichten, Sie zu sehen, mit Ihnen zu sprechen!“

Durch Charlottens Wesen schien ein bitteres Ringen zu gehen, dann aber sagte sie: „Wir werden — auf andere Mittel und Wege sinnen müssen, um uns zu sehen und zu sprechen.“

Ein Freudentaumel ergriff das Herz des jungen Mannes. „Charlotte,“ rief er, ihre Hand fassend, „Sie sind mir dennoch gütig gesinnt? Nehmen Sie das Geständnis, daß ich Sie liebe, mit jedem Herzensschlage! Daß ich Sie im Bilde geküßt habe, hingerissen von schmerzlicher Wonne, Ihnen nahe zu sein, so fremd Sie mir noch waren! O Charlotte, sagen Sie mir ein gütiges Wort, ein Wort aus Ihrem Herzen, das mich fortleben heißt, denn ohne Ihre Liebe wäre das Leben mir Qual und Verzweiflung!“

Ein Schauer überrieselte das Mädchen, Thränen stahlen sich aus den schönen Augen, welchen aller Ausdruck des Stolzes geschwunden war. Charlotte ließ ihr Haupt an seine Brust sinken, die Lippen der Liebenden fanden sich, und in schweigender Umarmung genossen sie die ersten Augenblicke eines überwältigenden Glückes.

Da rauschte es durch die Thür, und eine Stimme, vor Schreck fast ersterbend, rief: „Um Gotteswillen, Charlotte! Herr Hartmann!“ Frau Böttiger war von ihrem Ausgange nach Hause gekommen.

Die Liebenden fuhren zwar auseinander, aber Charlotte, schnell gefaßt, begann die Rede: „Ich stelle dir in Herrn Hartmann meinen Verlobten vor, liebe Tante.“

Die Tante mußte sich niedersetzen. „Aber das ist ja ganz unmöglich!“ entgegnete sie beängstigt.

Franz bestätigte Charlottens Ausspruch, indem er ihr vor den Augen der Direktorin die Hand küßte.

„Aber um alles in der Welt!“ rief diese, „das ist ja unerhört! Da müssen wir doch zuerst mit meinem Mann sprechen!“

„Der Augenblick wird für mich wenig günstig sein,“ wendete Franz ein, „da der Herr Direktor mir sein Haus fortan verboten hat.“

„Sie haben bei ihm um Charlotte angehalten? Und er hat Sie abgewiesen?“

„Das nicht, Frau Direktorin. Ich mußte seinen Zornausbruch aus einem anderen Grunde über mich ergehen lassen. Doch steht es leider fest, daß ich Ihr Haus nicht mehr betreten darf.“

„Und darum, liebe Tante,“ nahm Charlotte das Wort, „wird es am besten sein, ich verlasse es auch. Da ich mit meinem Verlobten hier doch nicht mehr verkehren darf, will ich zu meiner Schwester nach Dresden zurückkehren.“

„Sie wollen fort, Charlotte?“ warf Franz erschreckt ein.

„Wir müssen über die Entfernung hinwegzukommen suchen und werden nicht weiter voneinander getrennt sein, als wir es hier wären. Denn auf das Einverständnis des Oheims haben wir nicht zu rechnen. Geh jetzt, teurer Freund! Ich gebe dir Nachricht, wo wir uns vor meiner Abreise noch einmal sprechen können.“

Und als Franz sich von Frau Böttiger verabschiedete und ihr für so manches Gute, das er in ihrer Familie erfahren, aus beglücktem Herzen dankte, saß diese von dem überraschenden Ereignis wie gelähmt und ohne Worte da, wiewohl nicht ohne teilnehmende Bewegung, denn sie war eigentlich eine gute Frau.

Franz aber eilte nach Hause, wo er auf dem Tische einen Brief vorfand. Heinrich Voß, der über den Sonntag bei seinen Eltern in Jena gewesen war, hatte ihn aus des Freundes dortiger Studentenwohnung mitgebracht. Der Empfänger kannte die Handschrift, und obgleich in einer Stimmung, die ihm die ganze Welt sonnig und beglückt zeigte, durchfuhr ihn eine Ahnung, daß der Brief nichts Gutes bedeute. Er rührte von einem alten Hausgenossen seines Oheims her, der von untergeordneter Stellung aus sich zum Sekretär, Vorleser, Gesellschafter, Vertrauten, ja zum Freunde aufgeschwungen hatte, den auch Franz als einen würdigen Mann achtete. Der alte Burchart schrieb folgendermaßen: „Es wird mir recht schwer, mein teuerster Herr Baron, auszusprechen, was mir auf dem Herzen liegt, aber ich muß diesen Brief Ihrem Herrn Oheim abnehmen, der viel zu aufgeregt und körperlich leidend ist, um selbst schreiben zu können. Es sind nämlich Nachrichten über Sie hierhergekommen, welche ganz unglaublich erscheinen, dem Freiherrn aber doch ein Vorgefühl von Schmerz und bitterem Verdruß geben, zumal er behauptet, bereits Andeutungen von Ihnen selbst empfangen zu haben. Einige Bekannte aus der Stadt, welche von einer Reise zurückgekehrt sind, behaupten, Sie, Herr Franz, seien unter dem Namen Hartmann zum Theater gegangen. Man will Sie in Weimar auf der Bühne gesehen und mit Bestimmtheit erkannt haben. Ich habe mehrere Briefe nach Jena schreiben müssen, an den Rektor der Universität, an Ihren Hauswirt; die Briefe sind abgegangen, aber die Entgegnung fehlt noch. Nun wende ich mich auch an Sie (was ich freilich am liebsten zuerst gethan hätte, aber auf den Befehl des Freiherrn unterlassen mußte) und bitte Sie um Aufklärung dieses rätselhaften und unheil-

bringenden Gerüchtes. Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß der Zustand des guten alten Herrn ein zweifelhafter ist. Er hat gedroht, wenn die Nachricht wahr sei, sein zu Ihren gunsten lautendes Testament umzustoßen, Ihnen sein Haus für alle Zeit zu verbieten, jede Beziehung zu Ihnen zu vernichten und Sie nicht wieder zu sehen. Und ich fürchte, bei der Festigkeit seiner Entschlüsse und seines Willens wird er seine Drohung wahr machen, so sehr sich sonst alle seiner Güte zu erfreuen haben. Er wird es, obgleich die schmerzliche Aufregung ihn hinfällig und krank gemacht hat. Wir sehen mit unendlicher Besorgnis, aber doch auch noch mit einiger Hoffnung den Nachrichten über Sie, mehr noch von Ihnen selbst, entgegen. Mein Rat ist, lieber, teuerster Franz, daß Sie selbst herkommen, die inhaltlosen Gerüchte zerstreuen oder — Ihre Sache selbst zu verfechten suchen. Im letzten Falle machen Sie sich auf Stürme gefaßt, vielleicht auf eine völlige Niederlage. Dennoch sollten Sie kommen! Es ist meine eigene dringende Bitte! Es ist um Ihrer selbst willen. Es ist um Ihres guten Oheims, um unser aller willen."

Franz ließ den Brief vor sich auf den Tisch fallen. Aus dem Rausche seines Liebesglückes riefen ihn ernste Mahnungen an seine Schuld, Mahnungen, die er nicht ohne tiefe Bewegung in seinem Inneren empfangen konnte. „Es mußte einmal so kommen," sagte er zu sich selbst. „Mein Plan war Thorheit, alle meine Vorsichtsmaßregeln unzulänglich. O, mein armer alter Oheim! Das schlimmste ist doch, daß ich den väterlichen Freund in dir verliere!"

Heinrich Voß, der in das Zimmer trat, fand ihn, den Kopf auf den Arm gestützt, in regungslosem Hinbrüten. „Lies!" rief ihm Franz entgegen, auf den Brief deutend.

Heinrich las und legte, als er damit zu Ende war, das Schreiben mit trauriger Miene nieder. „Was wirst du thun?" fragte er.

„Abreisen!" rief Franz aufspringend. „Heute noch, in einigen Stunden. Ich nehme Extrapost. Ich will meinem Oheim ein offenes Bekenntnis thun. Ich weiß, wie viel ich damit verloren gebe, aber ich muß den Sturm über mich ergehen lassen. Aber — wie rechtfertige ich mich hier?" Er erzählte dem Freunde von dem Austritt im Böttigerschen Hause, er verkündete mit neuem Aufflammen seines Glücksgefühls, daß er Charlottens Herz und Hand gewonnen habe. „Und doch," fuhr er fort, „wünsche ich nicht, daß sie von dem, was mir bevorsteht, schon erfahre. Ja, könnte ich sie vor meiner Abreise noch einmal sprechen, dann sollte sie alles, auch meinen Familiennamen, von mir selbst hören; aber schriftlich — es sieht mir zu sehr nach Märchenkomödie aus, und ich suche nach einer Vermittelung. Ich wünsche auch nicht, daß man im Böttigerschen Hause etwa durch meinen Freiherrntitel eine andere Meinung von mir bekäme, da er ja doch jetzt nicht mehr von Belang ist. Ich schreibe Charlotte einige Zeilen zum Abschied. Wirst du in den nächsten Tagen nach mir gefragt, so magst du von Familienangelegenheiten sprechen, sonst nichts! Ich nehme dir das Versprechen ab!"

Die Freunde besprachen unruhig und erregt das zur Abreise Nötige, wobei Voß thätige Hilfe zusagte. Plötzlich rief er: „Aber deine Rolle im Tell! Wirst du bis zu den Proben wieder hier sein können?"

„Ach, lieber Freund," entgegnete Franz, „übernimm auch das! Gieb die Rolle an Schiller zurück und sprich mit Goethe! Ich werde diesen Rudenz nicht spielen, ich werde überhaupt nicht wieder auftreten. Hat meine geliebte Charlotte ihrem Stolz das Opfer abgewonnen, ihre Liebe dem Schauspieler zu gestehen, und die Seine werden wollen, so kann ich zu dem kleineren Opfer bereit sein, meiner Bühnenlaufbahn zu entsagen. Ist es denn auch ein Opfer? Erlösung ist es von einem phantastischen Wahn. Ich habe meine Studien seit kaum einem Jahre

unterbrochen, ich werde sie wieder aufnehmen. Freilich muß ich mich dabei ganz auf eigene Füße stellen, aber die beseligende Aussicht, einst die Geliebte heimzuführen, wird mir alle Mühen leicht machen!“

„Franz!“ rief Heinrich, indem er beide Hände gegen ihn ausstreckte, „ich kann dir nicht verhehlen, daß dieser Plan mich wahrhaft freut und beglückt! Dir, bei deinen Talenten, deinem Eifer, kann es am Gelingen nicht fehlen, und, glaube mir, eine Weltrolle wirst du früher spielen, als du eine Heldenrolle auf dem Theater erhalten hättest!“

Acht Tage waren nach diesem Gespräch vergangen. Charlotte hatte ihren Plan geändert und sich von ihrer Tante mit nicht großer Mühe überreden lassen, in Weimar zu bleiben. Denn da Franz abgereist war und von seiner Gegenwart für das Haus des Onkels nichts zu befürchten stand, mochte sie gegen einen dauernden Aufenthalt nichts einwenden. Sie hatte nur wenige Zeilen von der Hand ihres Verlobten empfangen, voll von seiner feurigen, unverbrüchlichen Liebe, zugleich aber mit der Nachricht, daß er in Familienangelegenheiten schleunigst abreisen müsse und Verhältnissen entgegengehe, die ihn vielleicht längere Zeit von ihr trennen würden. Damit gab sich Charlotte vorerst zufrieden. War doch zwischen ihnen noch so wenig von ihren äußeren Beziehungen zur Sprache gekommen, daß sie keine längeren Erklärungen verlangte, in der Hoffnung, bald durch neue Nachricht von ihm in sein Vertrauen gezogen zu werden. Von seiner Liebe war sie überzeugt und sie selbst in ihrem Herzen glücklich. Sie scheute sich nicht mehr, und wär's in Weimar, wo man sie als die Tochter eines Göttinger Professors kannte, die Frau eines Schauspielers zu werden. Aber sie sagte sich auch, daß bis dahin noch manche Zeit vergehen würde. Inzwischen war sie getrost, ja heiterer als sonst und nahm, was ihr die kleine Musenstadt an Anregung und geistigen Genüssen bot, mit empfänglichem Herzen hin. — Auch die Tante hatte sich beruhigt, wozu hauptsächlich die Entfernung des Gefürchteten beitrug. Obgleich sehr mitteilsamer Natur, mochte sie ihrem Gatten doch nichts von dem Verlöbnis Charlottens verraten. Denn als sie von dieser erfahren, welchen Auftritt er dem jungen Mann bereitet hatte, sah sie wohl ein, daß von Hartmann mit dem Direktor überhaupt nicht mehr gesprochen werden durfte. Sie kannte das zornige Aufbrausen ihres Mannes, wußte, wie unerträglich ihm jeder Widerspruch war, und konnte nicht umhin, den jungen Mann im Recht gegen ihren Gatten zu glauben. Auch empfand sie Wohlwollen genug für Hartmann, nur daß ihr Vorurteil der Möglichkeit widerstrebte, ihn als Schauspieler mit Charlotte vereinigt zu sehen. Und da sie nun in seiner Abwesenheit das junge Mädchen ganz getrost und im Wesen sogar jugendlich sonniger erblickte als bisher, schöpfte sie die Hoffnung, daß ein gewiß nur auf Übereilung beruhendes Verhältnis sich mit der Zeit werde lösen lassen.

Auch Herr Böttiger hatte sich einigermaßen beruhigt, war sogar zu der Überzeugung gelangt, daß er in seiner Aufwallung den jungen Menschen zu hart behandelt habe. Obgleich er ihn selbst aus dem Hause verbannt hatte, konnte er doch nicht umhin, gelegentlich zu fragen, wo Hartmann eigentlich geblieben sei? Der Nachricht, daß er in Familienangelegenheiten verreist sei, mißtraute er. Eine kleine Besorgnis erfüllte ihn, der von ihm Vertriebene möchte manches abfällige Urteil und harte Wort, das er von ihm über die Größen Weimars vernommen, in anderen Kreisen verbreiten und den Gegensatz, in welchen er sich zu ihnen schon gebracht, dadurch nur noch verschärfen. Herr Böttiger erkundigte sich daher so von fernher bei solchen, die zum Theater in engerer Beziehung standen. Da erfuhr er denn, daß man auf diesen Menschen eigentlich sehr ungehalten, da er so gut wie davongegangen sei und durch Zurücksendung seiner Rolle der

Theaterleitung eine gewisse Verlegenheit bereitet habe. Herr Böttiger schmunzelte und fühlte die menschliche Regung einer kleinen Genugthuung, daß gewissen anderen Leuten eine Verlegenheit nicht erspart worden sei.

Nach Verlauf von wiederum einer Woche empfing Charlotte den ersehnten ersten Brief von ihrem Verlobten. Der größte Teil des Bogens war ausgefüllt mit Versicherungen des Liebenden, Klagen über die Trennung, Aussichten auf das Wiedersehen — Ergüssen, welche Charlotte mit Entzücken las. Auf der letzten Seite erst meldete er, daß er in recht unerquickliche Verhältnisse eingetreten sei, über die er ihr nur mündlich Auskunft geben könne. Fürs erste spiele er die Rolle eines nachtwachenden Krankenpflegers bei einem alten Onkel. Sie möge, bat er, ihre Briefe unter der Adresse des Herrn Sekretär Burchart absenden. Charlotte bedauerte ihren Geliebten, lobte ihn aber im Herzen, daß er als ein so junger Mann sich einer so ernsten Aufgabe unterzog. Und schrieb er nur kurze Briefe, so schrieb sie um so längere, worin das Theater häufig genug zur Sprache kam. Sie könne sich gar nicht darein finden, so sagte sie, daß Rollen, in welchen sie ihn zuerst gesehen, nun von anderen gespielt würden; sie empfinde die Lücke, die seine Abwesenheit gerissen, überall und stelle bei jedem neuen Stücke Überlegungen an, welche von den jüngeren Personen er wohl gespielt haben würde.

Diese Lücke im Personal wurde freilich im allgemeinen weniger empfunden, denn für den einen Fehlenden war eine Aushilfe immer vorhanden, da in dieser Blütezeit des Theaters man unter den Zudringenden stets die Wahl hatte.

Lebte aber Charlotte still beglückt in ihrem geheimen Briefwechsel, so sah Heinrich Voß ernster in die Lage und in die Zukunft des Freundes. Denn auch er hatte Nachricht erhalten, in welcher die Thatsachen schärfer betont waren. Es war gekommen, wie er es vorausgesehen, schrieb Franz. „Das aufrichtige Bekenntnis meines verhängnisvollen Schrittes hat mir einen furchtbaren Auftritt bereitet, einen noch schrecklicheren für meinen armen alten Oheim. Die Schmach, welche ich seinem Hause und Namen angethan, ist ihm unüberwindlich. Er hat seine Drohung wahr gemacht, hat mich enterbt, verstoßen, mir jede Hilfe für die Zukunft versagt, mir seine Schwelle für immer verboten. Härter als ich leidet er selbst darunter auf seinem Krankenlager. Ich gelte für abgereist, niemand darf in seiner Gegenwart meinen Namen aussprechen. Ist es mir aber am Tage versagt, in seiner Nähe zu sein, so kann ich auf die Pflicht nicht verzichten, nachts seiner Pflege zu leben und ungesehen für ihn zu sorgen. Dazwischen arbeite ich mich in unterbrochene Studien wieder ein, um, wenn hier ein leider zu erwartender Fall eintritt, bald zu einer Prüfung für den Staatsdienst gerüstet zu sein. Die Leute sind mir hier nach wie vor sehr ergeben; der alte Burchart will mir die Mittel, um in der nächsten Zeit leben zu können, auftreiben helfen. Ich bin getrost und verlange es nicht besser, als ich es verdient habe."

Inzwischen hatten die Proben zu Schillers „Wilhelm Tell" ihren Anfang genommen, und der Ruf von der hohen Vortrefflichkeit dieses Werkes verbreitete sich täglich mehr. Es wurde erzählt, daß der Dichter selbst und Goethe jeder Probe beiwohnten, alles bis in das kleinste leiteten und durchübten. Einen solchen Aufwand von Personal, von landschaftlicher Dekoration, von theatralischen Mitteln aller Art, zu denen auch Musik und Gesang herbeigezogen würden, wollte man nie erlebt haben. So steigerte sich die Erwartung, und als für den 1. März die erste Aufführung angesetzt wurde, zeigte sich der Andrang so mächtig, daß das Haus ihm nicht gewachsen war und eine Wiederholung auf den 19. März sogleich verkündigt werden mußte. Denn nicht nur aus Weimar, auch aus anderen Städten strömten die Schaubegierigen herbei, und besonders ergossen sich von

Jena die Professoren, Studenten und andere Bewohner der Stadt wie in einer Völkerwanderung nach Weimar. Charlotte saß mit vor Erwartung pochendem Herzen auf ihrem Platze und blickte hinüber in die Loge Schillers, in welcher sie den Dichter und seine Gattin sowie Frau Ernestine Voß aus Jena, Heinrichs Mutter, erblickte. Und nun begann das Stück mit dem anmutigsten Alpenidyll, um sich immer mächtiger und großartiger zu entfalten. Charlotte teilte die allgemeine Erhebung und saß verstummt unter dem Eindruck dieser gewaltigen Dichtung. Nur wenn Rudenz auftrat, der auch als Person des Stückes nicht so recht ihren Beifall hatte, wurde ihre Aufmerksamkeit von der Handlung etwas abgelenkt. Denn sie dachte sich einen anderen in dieser Rolle und war überzeugt, daß dieser sie viel interessanter gemacht und bedeutender zur Geltung gebracht haben würde.

Da es aber nicht Aufgabe dieser Geschichte sein darf, die weittragende Wirkung von Schillers „Tell" auseinander zu setzen, kann nur gesagt werden, daß diese Aufführungen für Weimar ein Ereignis waren. Und zwar wie im großen, so auch im kleinen, ja bis in Charlottens stilles Herzensleben hinein. Die Stadt war voller als jemals von Fremden, in vielen Familien freundschaftliche Einquartierung; man empfing Besuche, entgegnete sie und blieb in angeregter Unterhaltung länger beisammen, als man beabsichtigt hatte.

Von einem dieser Besuche kehrte Frau Böttiger mit Charlotte in einiger Aufregung zurück. Sie begegneten Heinrich Voß, den die Frau Direktorin bat, mit ihr zu kommen, da sie Wichtiges mit ihm zu reden habe. „Sagen Sie mir," begann sie, zu Hause angelangt, „was ist an der Geschichte, die wir soeben von unseren Bekannten aus Jena erfahren haben? Sie sind Hartmanns Freund und jedenfalls über ihn unterrichtet. Der junge Mann soll ja ein Baron von Rheinfelden sein, Erbe eines großen Güterbesitzes! Der Herr Studiosus hat so zu sagen einen dummen Streich gemacht und ist auf einige Zeit unter die Schauspieler gegangen, nach dem Vorbilde Wilhelm Meisters! Eigentlich ist es ja allerliebst, eine kleine Genialität dieser Art soll man eher humoristisch als gar zu ernst nehmen! Nun also, erzählen Sie doch!"

Heinrich fühlte sich in der peinlichsten Lage. Er hatte dem Freunde das Wort gegeben, zu schweigen, und nun sah er das Geheimnis entdeckt und die Augen der Frauen, besonders Charlottens, mit der höchsten Spannung der Erwartung auf sich gerichtet. Er suchte dennoch Ausflüchte, allein die Frau Direktorin rief lachend: „Aber, lieber Voß, wozu denn noch diesen Rückhalt? Die Sache ist in ganz Jena bekannt. Man erzählt sie verschieden, von Ihnen verlangen wir das Richtige zu erfahren." Sie gab die Gewährsleute an, von welchen sie die Geschichte gehört, nannte Namen von Professoren, deren Frauen und Töchtern, sogar von Studierenden, unter welchen das Geheimnis auch längst verraten war. Dem gegenüber mußte Voß denn gestehen, daß Hartmann sich ihm unter seinem Familiennamen Franz von Rheinfelden auch schon entdeckt habe und er über seine Verhältnisse unterrichtet sei.

„Welche Komödie ihr uns vorgespielt habt!" rief Frau Böttiger. „Aber die Eulenspiegelei soll euch verziehen sein, da der Ausgang so hübsch ist. Wenn Herr von Rheinfelden seiner Familie dadurch Verdruß bereitet hat, so wird sich das ja ausgleichen lassen. Vielleicht können wir selbst etwas dazu thun. Er hat in unserem Hause verkehrt, wir kennen ihn ja als einen vortrefflichen jungen Mann. Man muß die Sache nur darzustellen wissen als das, was sie ist, als einen Geniestreich, eingegeben von phantasiereicher Jugendlaune. Ist die Familie wirklich so begütert, wie man sagt?"

Heinrich schwankte, ob er mehr preisgeben sollte. Allein es schien ihm ratsam, nachdem das Geheimnis doch einmal entdeckt war, gerade den Gerüchten von glänzend hochgespannten Erwartungen

gegenüber mit der ganzen Wahrheit herauszurücken. Und so erzählte er denn von Franzens Verhältnis zu seinem Oheim und wie er von diesem enterbt und verstoßen worden sei.

„Enterbt? Verstoßen?“ rief Frau Böttiger erschreckt. „Das ist ja entsetzlich!“

Charlotte aber, welche während der Unterhaltung kein Wort gesprochen und wie in Erstarrung dagesessen hatte, hob plötzlich das Haupt, und durch ihre Augen ging ein Feuer, über ihre Züge flog ein Ausdruck, in welchem Schreck und Freude gemischt erschienen.

„Ich kann es mir noch nicht denken!“ fuhr die Tante fort. „Wir sollten — ich möchte selbst an den alten Herrn schreiben.“

Charlotte machte eine entschieden abwehrende Handbewegung. „Warum nicht, liebes Kind?“ fuhr die Frau Direktorin fort. „Der alte Freiherr wird nicht ganz unversöhnlich sein, und eine so großartige Erbschaft — ist doch zu berücksichtigen.“

„Wenn sie aber unserem Freunde wirklich verloren gegangen,“ entgegnete Voß, „wäre denn das Unglück für ihn so groß? Er selbst scheint nur an einem schwer zu tragen, nämlich an dem Zerwürfnis mit seinem Oheim, den er liebt und achtet. Und müssen wir uns Franz denn ohne einen großen Besitz hilflos und verloren denken? Hat er nicht Kenntnisse und Talente, die ihm eine bedeutende Laufbahn sichern?“

Ein voller, dankbarer Blick des Einverständnisses flog aus Charlottens Augen zu dem Sprecher hinüber, und lächelnd neigte sie das Haupt.

„Freilich, zum Theater wird Franz nicht wieder zurückkehren,“ fuhr Heinrich fort. „Er hätte diese Laufbahn unter allen Umständen bald verlassen, da ihre Pflichten bereits peinlich auf ihm lasteten. Seine Gaben weisen ihn in das thätige große Leben, nicht in das kleine des schönen Scheins. Er würde aus der Romantik erwacht sein, auch wenn er nicht so hart in die Wirklichkeit erweckt worden wäre.“ Voß erzählte darauf von den nächsten Plänen Franzens, soweit er sie kannte, und Frau Böttiger gab denn zu, daß der „junge Baron“ (wie sie ihn nur noch nannte) durch seine Kenntnisse und sicherlich auch durch seinen Namen und seine Familienbeziehungen immer noch einer aussichtsvollen Zukunft entgegensehen könne. Freilich über das Verzichten auf die Erbschaft kam sie nicht hinaus.

Charlotte ging in ihr Kämmerlein, um die Flut von einander widersprechenden Empfindungen in sich abzuklären. Als sie in der Gesellschaft zuerst Franzens Familiennamen hatte nennen hören, war ein Gefühl von Zorn, Beleidigung und Furcht über sie gekommen, und der Gedanke, vielleicht nur der Gegenstand einer vorübergehenden Neigung eines vornehmen jungen Thoren zu sein, setzte sie in Verzweiflung. Aber wie schnell war dieser Verdacht wieder entschwunden! Er liebte sie wahrhaft, das wußte sie, denn ihre eigene Liebe hatte Vertrauen. Aber beunruhigend trat ein anderer Gedanke in ihre Seele: Wenn er sie immer liebte, würde seine vornehme Familie in die Verbindung mit ihr einwilligen? Denn war sie auch eine Göttinger Professorstochter, so stand sie, da das Verhältnis sich jetzt in überraschender Weise umgekehrt hatte, als eine Bürgerliche dem freiherrlichen Standesbewußtsein ungleich gegenüber. Wenn Franz ihr treu blieb, rief sie nicht vielleicht harte Kämpfe in sein und damit auch in ihr eigenes Leben? Das alles ging in rascher Folge durch ihre Gedanken. Erst die Worte „Enterbung und Verstoßung“ riefen plötzliche Klarheit in ihr Gemüt. War er wieder arm und gar noch losgelöst von den Seinen, dann durfte er ihr angehören, dann hatte sie eine Pflicht, sein Leben zu teilen. Sein Name und Titel hatten nur insofern für sie eine Bedeutung, als sie dadurch von dem etwaigen Widerspruch ihrer eigenen Familie weniger befürchtete. Sie selbst wäre ja gern auch des armen Schauspielers Frau geworden. Aber gerade damit ging es ihr eigen. Sie hatte

sich zwar daran gewöhnt, ihn sich auf dem Theater zu denken, aber in dem Augenblick, da sie hörte, daß er die Bühne verlassen wolle, durchzuckte es sie dennoch wie Freude, als ob ein mühsam gesponnenes Gedankennetz zerrisse, welches ihr wahres Gefühl bis dahin gefangen genommen hatte. „Nein!“ rief es in ihr. „Er gehört nicht dahin! Ihm gebührt eine größere und umfassendere Wirksamkeit!“ Und sie war in dieser Stunde bereits im Innersten froh, daß sie nicht ihn, sondern einen anderen als Rudenz gesehen hatte. Und dann schüttelte sie doch den Kopf über den Abenteurer, der so viel aufs Spiel gesetzt hatte um einer Einbildung willen, mit der er, wie sie zugestand, freilich auch andere angesteckt hatte. Aber lange sollte sie nicht in diesen auf- und niederwogenden Gedanken umhertreiben, denn noch an demselben Tage erhielt sie einen Brief von ihm, einen langen, ausführlichen Brief, der ihr Aufklärung gab über alles; mehr, viel mehr, als der Freund jemals empfangen hatte. Vor allem bat Franz, der sich diesmal mit seinem eigenen Namen unterschrieben hatte, um Verzeihung für das trügerische Spiel und für das scheinbar mangelnde Vertrauen, in der Hoffnung, daß sie ihn auch nach der Rückkehr in seine alten Verhältnisse noch lieben werde. Dann fuhr er fort: „Gestern haben wir meinen alten Oheim zur letzten Ruhe bestattet. Ich durfte auch meinem Gewissen Ruhe schaffen, welches mir vorwarf, an seiner Krankheit mitschuldig zu sein, da die Ärzte erklären, daß er das Frühjahr nicht mehr erlebt haben würde, daß er im Gegenteil durch den Verkehr mit mir gestärkt und noch einige Zeit erhalten worden sei. Denn diese letzten Wochen lebten wir im schönsten Einvernehmen miteinander. Er konnte seine Härte gegen mich nicht verwinden, wollte, daß nach mir geschickt würde, und da ich schneller an seiner Seite erschien, als er erwartet, war jeder Groll gegen mich vergessen, und es bedurfte nicht mehr des Versprechens, meiner Theaterthorheit zu entsagen. Sein letzter Wille, der mich zu seinem Erben macht, bleibt unangetastet. Auch von dir habe ich ihm erzählt, Geliebte, dich ihm als meine Braut genannt, und er war zufrieden und glücklich, mich durch dich beglückt zu wissen. Aber, Liebste, wie ist es denn nun? Wirst du deinem verdrehten Hartmann, nachdem du ihn in so vielen historischen und unhistorischen ausgeputzten Prinzenrollen lieb gewonnen hast, auch als einem simplen deutschen Landjunker noch gut bleiben? Übrigens, liebster Schatz, ich denke nicht, auf meiner Scholle festsitzend nach Wind und Wetter zu spähen, sondern mich an deiner Seite in der Welt noch gründlich zu versuchen. Ginge es nun nach meinen Wünschen, so kehrtest du so bald als möglich nach Dresden zurück. Du bist in Weimar doch nur bei entfernten Verwandten, und du erinnerst dich, daß der gestrenge Herr Direktor mir die Thür gewiesen hat! Deine Schwester und dein Schwager als Vormund sind dir die Nächsten, und zu ihnen will ich kommen und um dich werben. Überdies würde mein Wiedererscheinen in Weimar für den Augenblick lästige Überraschungen hervorrufen, die für uns beide besser vermieden werden. An Schiller und Goethe, die verehrten und geliebten Dichter, deren Wohlwollen ich Unwürdiger genossen, habe ich geschrieben, ihnen meine Lage offenbart und sie für mein Davongehen um Verzeihung gebeten.“ Charlotte las und las, und endlich jubelte sie: „Fort, fort nach Dresden! Käme er als Prinz oder Komödiant, als Landjunker oder Betteljunge — er soll nur kommen! Sein Weg ist der meine, er führe, wohin er will!“

Nun war es fünf Monate darauf, im August, wo in dem kleinen Badeorte Lauchstädt sich eine auserlesene Gesellschaft zusammengefunden hatte, die weniger um der Schwefelbäder als um des bedeutenden Verkehrs und der Kunstgenüsse willen diese Stätte zu besuchen pflegte. Kein Badeort hat jemals unter unscheinbarem Dache ein großartigeres Theater besessen als Lauchstädt, denn hier

spielten im Sommer die weimarischen Schauspieler, und zwar alle jene großen Dichtungen von Goethe, Schiller und Shakespeare, welche die Bühne zu Weimar damals zur ersten in Deutschland machten.

Es war gegen Mittag, zu einer Stunde, da die Anlagen und Promenaden nur wenige Spaziergänger zeigten, als ein schönes junges Paar in der Nähe des Theatergebäudes daherschritt. Aus einer Pforte des Musentempels trat ein Herr, der den Schatten der Bäume gegenüber aufsuchte und darauf langsam, die Hände auf dem Rücken, ihnen entgegenkam. Die jungen Leute erkannten ihn und schienen zu schwanken, ob sie ihn anreden sollten. Endlich faßten sie sich ein Herz und gingen ihm entgegen. „Verzeihen Sie, Excellenz," begann der junge Mann, „daß ich es wage, meine Gattin und mich Ihnen hier vorzustellen. Mein Name ist Rheinfelden, doch habe ich unter einem anderen Namen mich Ihrer Güte schon zu rühmen gehabt."

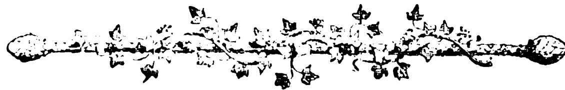
Goethe sah den Sprecher befremdet an. Er erinnerte sich des Namens Rheinfelden nicht, aber bald erkannte er die Gesichter der vor ihm Stehenden. „Ei!" rief er. „Unser Durchgänger! Schöne Possen hat er uns gespielt! Und die junge Frau Baronin wagt es mit diesem Übermut?" Er war jetzt sehr liebenswürdig in der Unterhaltung, vernahm mit Anteil, daß Franz und Charlotte seit einigen Wochen vermählt seien und in Lauchstädt weimarische Theatererinnerungen erneuern wollten, die zu ihren schönsten Erlebnissen gehörten. Goethe lächelte freundlich, erzählte, daß er eben einmal in der Probe nach dem Rechten gesehen habe, und ermahnte sie, abends ins Theater zu gehen, da Schillers „Tell" gegeben werde. Franz hatte die Eintrittskarten bereits in der Tasche. Plötzlich wendete sich Goethe zu Charlotte, und auf ihren Gatten deutend, fragte er gleichsam unter vier Augen: „Hat er denn endlich zu küssen gelernt, wie sich's gehört?"

Charlotte zögerte mit einer Antwort, dann traten ihr schnell die Worte auf die Lippen: „Er ist unter Ihrer Leitung, Excellenz, in einer guten Schule gewesen." Allein Charlotte errötete über ihre eigene Rede, denn sie hatte nur an die Bühnenleitung gedacht und fürchtete, Goethe könnte der Äußerung eine weiter gehende Bedeutung geben.

Und er schien ihr in der That diese Bedeutung zu geben, lächelte über die kleine Schalkheit und entgegnete: „Ei, sieh! Als ob es meiner Anleitung bedurft hätte! Freilich, er ging bei seinen Studien eigentümliche und seltsame Wege. An Gemälden unter Glas übte er sich zuerst, und so heiß war seine Leidenschaft, daß der Winterfrost die Spuren seines Hauches und seiner Lippen festzuhalten vermochte. Ich könnte Ihnen die Geschichte von einem wirklich gefrorenen Kusse erzählen!"

„O!" rief Charlotte, „ich kenne die Geschichte bereits und bin nicht ohne Stolz, daß die Ähnlichkeit mit mir es war, die diesen Jüngling in Schuld stürzte! Er hat noch eine andere auf dem Gewissen — daß er seinen Platz als Rudenz leer gelassen. Vergeben Sie ihm auch diese!"

„Ihm müßte vergeben werden schon um seiner Fürsprecherin willen!" Goethe reichte beiden die Hand. „Wir begegnen einander wohl öfter, wenn Sie noch hier bleiben," sagte er, sich verabschiedend. „Auf Wiedersehen heute abend im ‚Wilhelm Tell'!"





Zeughaus und Ruhmeshalle in Berlin.

Von
Julius Lessing.

Berlin hat in aller Stille eine ganz eigenartige neue Kunststätte erhalten, an deren Herstellung Vergangenheit und Gegenwart, Geschichte und Kunst, Krieg und Frieden in einer für die Hauptstadt Preußens höchst charakteristischen Weise gemeinsam gearbeitet haben.

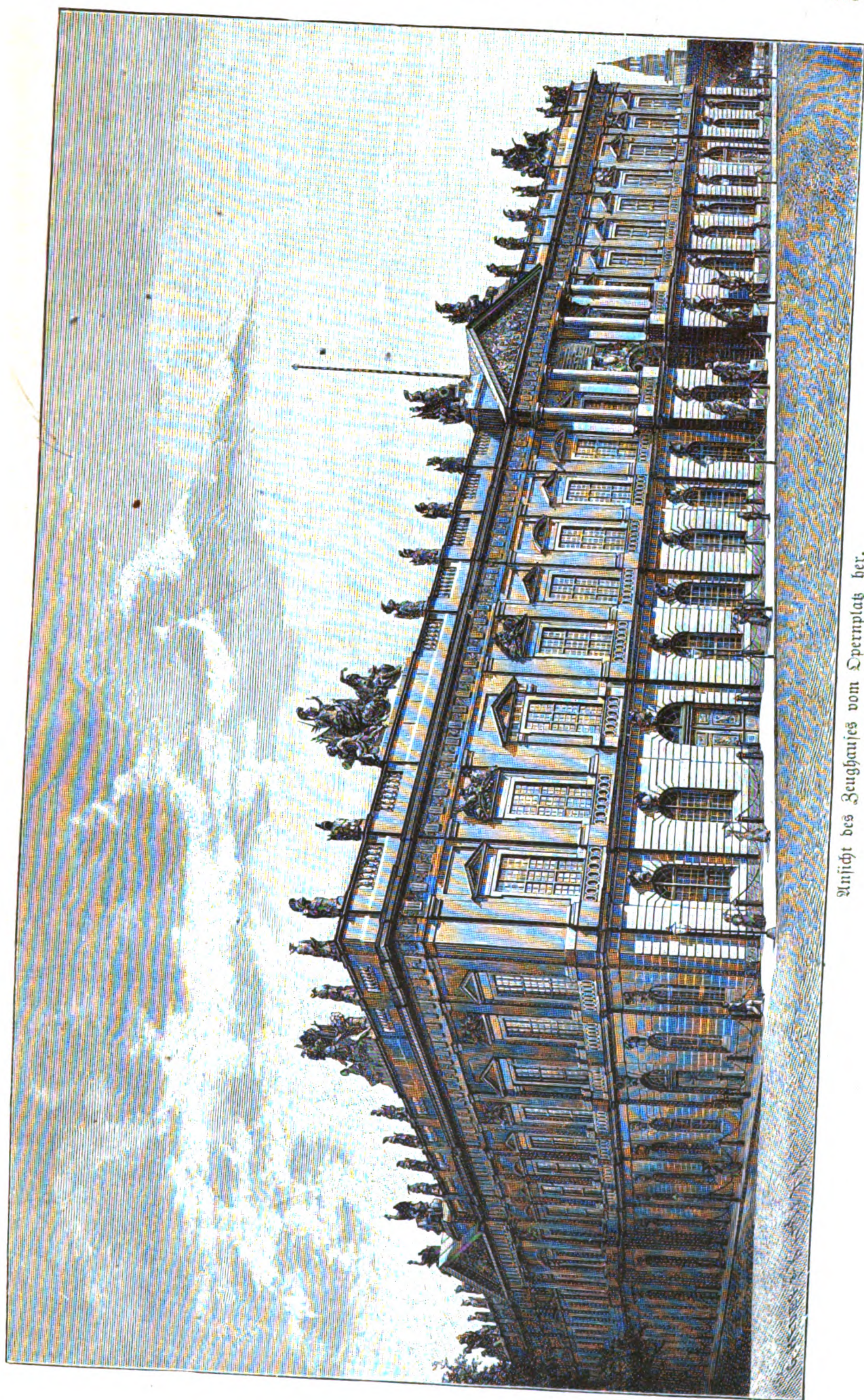
Das Zeughaus von Berlin ist eine der kräftigsten Bauerscheinungen der Stadt. Die Neuzeit mit ihren mächtigen Anforderungen an Raum für die Arbeit und den Verkehr von Millionen hat in ihren Bahnhöfen, ja selbst in ihren Fabriken, Speichern und Aktienhotels Bauten geschaffen, die in Flächeninhalt, Höhe und in der Menge der verfügbaren Räume jenes alte Gebäude weit hinter sich lassen; aber wenn die modernen Bauriesen noch so hoch in die Lüfte ragen, wenn sie ihre Façaden bedecken mit noch so reichem Schmuck kostbaren Materials: an Würde, Vornehmheit und wahrer Größe bleibt das alte Zeughaus an der Spree unübertroffen, und selbst das Auge des Laien, welches sich keine Rechenschaft geben mag über die Gesetze architektonischer Kunst, welches so leicht das Massige mit dem Großen verwechselt, bleibt gefesselt von der machtvollen Ruhe und Geschlossenheit des ehrwürdigen Baues aus der Zeit des ersten Königs.

Ein wunderbar günstiger Stern hat auch für die Kunst an der Wiege des preußischen Königstums geleuchtet. Wie winzig war das kleine Kurfürstentum der Mark Brandenburg, wie unendlich weit stand seine junge Hauptstadt Berlin am Ende des siebzehnten Jahrhunderts gegen die deutschen Städte zurück, welche den Ruhm, die Macht und die Kunstpflege von Jahrhunderten an ihren Namen gefesselt hatten. Und doch entstand hier unter dem Kurfürst Friedrich Wilhelm III., der sich als Friedrich I. zum ersten König von Preußen erhob, jener herrliche Bau, das Königliche Schloß, welches noch bis heute unerreicht dasteht in der Palastarchitektur der modernen Zeit, weit hinausragend über den Bedarf des damaligen kleinen Hofes und errichtet in gleichsam vorahnendem Geist künftiger Größe. Damals entstand auch das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten, das unvergleichlich hoch dasteht in der bildenden Kunst der neuen Zeit. Beide Werke knüpfen sich an den Namen des herrlichen Künstlers Andreas Schlüter, und an diesen Namen liebt auch das Volk das dritte monumentale Werk jener Tage, das Zeughaus, anzuknüpfen. Unserem Andreas Schlüter gehört aber an diesem Bau nur die Ausstattung und ein kleiner Teil der

Ausführung; der Entwurf des Ganzen und somit die Gestaltung aller wesentlichen Bauteile ist das Werk eines seiner Vorgänger, des Johann Arnold Nehring, der 1695 inmitten seiner Arbeit plötzlich starb. Nehring, dessen Name nicht nach Verdienst genannt wird, war ein Mann, der seine Aufgaben im großen Sinne mit einer seltenen Mischung von scharfem Verstand und künstlerischer Feinfühligkeit erfaßte. Er hatte mit selbständigem Geiste die Überladung abgestreift, in welcher die Formen des siebzehnten Jahrhunderts untergingen, aus der kleinlichen Verzierungslust seiner Zeit hatte er seinen Blick auf die großen Muster der italienischen Hochrenaissance gerichtet, deren mächtige monumentale Art er weiterbildete, ohne in Nachahmung zu verfallen.

Nehring hinterließ die Entwürfe für das Zeughaus seinem Nachfolger Grünberg (gest. 1707). Andreas Schlüter hat nur vorübergehend (1698 bis 1699) die Bauleitung gehabt, dagegen hat er schon von 1695 an die plastischen Verzierungen übernommen und an diesen auch weiter gearbeitet, als ihn nach der architektonischen Seite hin die größere Aufgabe, der Bau des Schlosses, vollständig in Anspruch nahm. Die eigentliche Vollendung des Bauwerkes ruhte seit 1700 in den Händen des Holländers Jan de Bodt. Ein Teil der Räume wurde bereits 1702 in Benutzung genommen, die Inschrift an der Vorderseite, welche den Bau seiner Bestimmung überweist, ist vom Jahre 1706, der innere Ausbau war damals noch nicht vollendet und ist unter dem Nachfolger Friedrichs I., dem sparsamen Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., in unvollkommener Weise abgeschlossen worden. Bis in unsere Tage hinein war der Bau im Äußeren und auch im Inneren ohne wesentliche Veränderung geblieben. Das Innere kam als großer Waffenspeicher künstlerisch nicht in Betracht, die Bewunderung so vieler Generationen galt den Façaden und dem reichgestalteten Hofe.

Das Zeughaus hat das Glück gehabt, daß auch seine Umgebung sich seit dem vorigen Jahrhundert nicht erheblich änderte. Das Opernhaus an demselben Platze, das Palais des Prinzen Heinrich, die jetzige Universität, ihm zur Seite sind völlig die alten geblieben. Das Palais des Kronprinzen, die Kommandantur ihm gegenüber haben Veränderungen erfahren, welche aber die gesamten Größenverhältnisse nicht wesentlich verschieben. An der östlichen Front schützt der Wasserlauf des Kupfergrabens vor allzu großer Annäherung, und selbst die dort belegenen Privatbauten haben die zweistöckige Anlage des vorigen Jahrhunderts und sogar die alten Façaden bewahrt. Obgleich an der belebtesten Stelle von ganz Berlin belegen, leuchtet der herrliche Bau in alter Pracht und ungetrübter Ruhe von fern her dem Beschauer entgegen. Eine Einbuße hat er nur durch die Erhöhung des Fahrdammes erhalten, welcher einen Teil des Sockels hat verschwinden lassen. Die nebenstehende Abbildung überhebt uns an dieser Stelle der Beschreibung. Klar und übersichtlich gliedert sich das Ganze in den aus Rusticaquadern bestehenden Unterbau und das hohe, durch Pfeiler geteilte Hauptgeschoß. In der Mitte jeder Seite ist die Einfahrt durch einen vorspringenden, von Säulen getragenen Giebel betont, auch die Nebeneinfahrten an den Ecken sind durch kräftigeren Schmuck hervorgehoben. Den Bau beschließt, etwas abweichend von dem ersten Entwurfe Nehrings, das mächtige Hauptgesims mit Attika, welches durch die aufgesetzten Trophäen und Figurengruppen eine besondere Bedeutung erhält. In diesem Figurenschmuck sehen wir die Meisterhand Schlüters. Mit wunderbarer Kraft sind die einzelnen Gruppen und Teile zusammengefaßt zu einer Silhouette, welche nirgends für sich selbst wirken will, sondern die Glieder des Baues nach oben hin prächtig ausstrahlen läßt und somit dem Ganzen das eigentümliche festliche Gepräge verleiht. Auch die von minder geschickter Hand gefertigten stehenden Figu-



Ansicht des Zeughauses vom Opernplatz her.

ren am Hauptportal fügen sich der Gesamtwirkung harmonisch ein.

Die Darstellungen sind durchweg dem Wesen des Krieges entlehnt: Mars, Minerva und Bellona erscheinen im Geschmack jener Zeit in lebhafter Bewegung, umgeben von allegorischen Figuren in klassischer Gewandung und von Trophäen, in welchen die Waffen aller Zeiten ohne sonderliche historische Bedenken nach malerischen Gesichtspunkten zusammengefaßt sind, Panzer und Kanone vertragen sich friedlich miteinander. Natürlich fehlt es nicht an Gefangenen, welche sich in ihren Fesseln winden, noch an den heraldischen Adlern, deren Schmuck, teils Kurhut, teils Königskrone, die Übergangszeit des Baues charakterisiert. Am Hauptportal leuchtet in Goldbronze das große Reliefbild des Erbauers, König Friedrichs I., mit der lateinisch abgefaßten Inschrift, welche besagt, daß dieses Gebäude als Zeughaus für die Werkzeuge des Krieges, aber auch zur Aufnahme von Kriegesbeute und Trophäen errichtet sei. Es muß also damals schon der Gedanke vorgeschwebt haben, hier eine Art von Ruhmeshalle zu errichten.



Maske eines sterbenden Kriegers von Andreas Schlüter.

Der Tod des Königs 1713 unterbrach, wie schon erwähnt, alle derartigen monumentalen und künstlerischen Absichten. Im Inneren war außer dem Hofe das untere Geschoß im wesentlichen fertig gestellt. Das ganze mächtige Quadrat des Gebäudes, welches den Hof umschließt, bildet eine zusammenhängende Halle, die durch zwei Reihen wuchtiger Pfeiler in drei Galerien geteilt ist. Der Raum ist durchweg gewölbt, im übrigen schlicht gehalten. Das Obergeschoß hatte die gleichen Pfeilerreihen erhalten, aber die Wölbung war nicht fertig geworden, eine flache Bretterdecke war an ihre Stelle getreten. Der prächtige Bau wurde in lediglich praktische Benutzung genommen und mochte zunächst wohl den engen Bedürfnissen der Hauptstadt genügen. In der unteren grob gepflasterten Halle standen die Geschütze, die oberen herrlichen Säle waren durch Einbauten plumpster Art zur Aufnahme von Flinten und Monturstücken hergerichtet; die Siegestrophäen fanden hier keine Stätte, sondern wanderten in die Garnisonkirchen zu Berlin und Potsdam, wohin, der alten Tradition entsprechend, auch die erbeuteten Fahnen des letzten französischen Krieges übergeführt sind, um dort mit der Fahnenbeute der Freiheitskriege über dem Grabe Friedrichs des Großen zu wehen.

Mit der Erweiterung des preußischen Staates und mit der gewaltigen Entwickelung des modernen Heerwesens verlor das alte Zeughaus seine praktische Bedeutung. Man ließ in ihm die Geschütze stehen, welche außer Gebrauch gesetzt waren, aber aus Pietät geschont wurden; im oberen Geschoß machte man Platz für Waffen, Fahnen und Trophäen, welche 1813 und 1815 aus französischen Arsenalen erbeutet und nicht als eigentliche Schlachtentrophäen angesehen wurden. So entstand hier allmählich eine Art von Waffensammlung. Man fügte allerlei hinein, was sich noch in den königlichen Schlössern und in der alten Kunstkammer vorfand, und schon vor dem Jahre 1870 wußten Liebhaber alter Waffen und Geschütze, daß sich hier manches wertvolle und lehrreiche Stück befinde. Der französische Krieg von 1870/1871 brachte nicht unwesentlichen Zuwachs aus dem Arsenal von Metz und anderen Stellen.

Die technische Bedeutung des Hauses als Waffendepot schwand immer mehr. Schon im Jahre 1844 wurde das obere Geschoß auf einige Monate der ersten Berliner Gewerbeausstellung eingeräumt, und im Jahre 1872 wurde hier auf Veranlassung des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Preußen die Ausstellung kunstgewerblicher Altertümer abgehalten, welche im wesentlichen die Grundzüge des jetzigen Kunstgewerbe-Museums feststellte. Es war 1872 eine wunderliche Zeit im alten Zeughause: in der baulichen Einrichtung war alles beim alten geblieben, der Haupteingang lag auf der Rückseite, vor den Thüren schaukelten sich die Straßenjungen auf den Ketten, welche den Zugang sperren, im Hofe hockte seit 1865 die burleske Figur des erbeuteten dänischen Löwen von den Dannewirken, im ganzen Erdgeschoß lagerten hinter blind gewordenen kleinen Scheiben auf einem entsetzlichen vorsündflutlichen Steinpflaster alte Geschützrohre und einige moderne Batterien, in Winkeln und Einbauten aller Art saßen Soldaten in schmierigen leinenen Jacken und ölten und schmirgelten an alten Gewehrläufen, nach oben führten ein paar ausgetretene schmale Wendeltreppen, die sich mit einer kleinen Thür in das obere Geschoß öffneten; dort war bis zur Decke heran alles vollgebaut mit Gerüsten, auf denen alte Gewehre schlummerten, zu Tausenden aufgeschichtet, hier und dort stand ein ausgestopfter Grenadier aus der Zeit Friedrichs des Großen, halb von Motten zerfressen, die Dielen zersplittert, die Wände von Staub geschwärzt und von gelegentlichen Stößen zerbröckelt, die Fenster blind und kaum zu öffnen, nirgends ein Vorhang, alles morsch, öde und einsam. Nur an der Hauptfront boten einige Glasschränke mit Waffen und einige Trophäen der oben erwähnten Art ein etwas freundlicheres Bild. In diese Öde hinein, in die freigelegten vorderen Galerien zog im Sommer 1872 auf die Dauer von drei Monaten die kunstgewerbliche Ausstellung; Querwände, mit Gobelins bespannt, verdeckten die Gestelle mit Gewehren, die Fußböden wurden belegt, die Fenster behangen, die Räume füllten sich mit dem Glanze edler Möbel, Majoliken, Emails, goldener und silberner Geräte, in den Hof hinein wurde eine hölzerne Treppe gebaut, und diese wenigen provisorischen Anstalten genügten, um zu zeigen, welch herrlicher Raum für würdige Aufstellung historischer und künstlerischer Schätze hier an der vor-




Masken sterbender Krieger von Andreas Schlüter.

nehmsten Stelle Berlins vernutzt wurde für Zwecke, die jeder Rohbau in Spandau oder sonst irgendwo besser erfüllen konnte.

Die Tage des Zeughauses als Waffenmagazin waren gezählt. Bereits 1875 wurde auf Befehl des Kaisers der Plan entworfen, das Zeughaus umzugestalten zur Aufnahme einer Waffensammlung in Verbindung mit einer Ruhmeshalle, einem Schmuckraum, bestimmt zur Aufstellung von Standbildern und zur Herstellung von Wandgemälden monumentalen Charakters aus dem Gebiete der brandenburg-preußischen Geschichte. Im Jahre 1877 waren die Mittel zur Verfügung gestellt, mit der Aufgabe betraut wurde der künstlerisch und technisch gleich berufene Architekt Hitzig, der die letzten Jahre seines ruhmvollen Wirkens ganz dieser großen Aufgabe widmete. Nach seinem Tode im Jahre 1881 hat Ende die Oberleitung erhalten.. Die eigentlich bauliche Arbeit war unter Hitzig beendet, aber in den dekorativen Teilen blieb und bleibt seinem würdigen Nachfolger noch vieles zu thun. Im Jahre 1883 war die Aufstellung der Waffensammlung so weit geführt, daß im Herbst die Eröffnung für das Publikum erfolgen konnte; die Ausschmückung der Ruhmeshalle wird dagegen noch jahrelange Arbeit in Anspruch nehmen.

Das Äußere des Gebäudes ist mit strengster Sorgfalt in allen Einzelheiten erhalten, aber die Reinigung aller Teile von jahrhundertalter Inkrustation, von Staub und Farbe, hat vieles Schöne neu zu Tage gefördert, vor allem die herrlichen Schnitzereien der schweren, mit Trophäen geschmückten eichenen Thüren.

Im Inneren ist die Einteilung des Erdgeschosses ebenfalls unverändert beibehalten, und beibehalten ist verständigerweise auch der einfache Charakter der fast schmucklosen Architektur, welcher allein dem ernsten Gepräge der hier aufgestellten Geschütze entspricht. Die Thür im Hauptportal ist wieder geöffnet, man tritt ohne weiteren Übergang, Stufe oder Schwelle, auf ebenem Boden sofort von der Straße in die Halle hinein, von der nur der mittlere Teil ornamental herausgehoben ist. Aber auch hier sind die Mittel sehr bescheidene: an den Pfeilern sind grau in grau gemalt vier Darstellungen aus der Geschichte der Kanone, für welche Ludwig Burger schon vor Jahren eine Reihe ganz vortrefflicher Kompositionen geschaffen hat. Es wäre sehr zu wünschen, daß denselben an dieser Stelle eine noch weitere Entfaltung beschieden wäre. Den Hauptschmuck des Raumes bilden die prachtvollen von Puls gefertigten schmiedeeisernen Gitter, welche die Halle nach rechts und links abschließen.

Hinter diesen Gittern harrt unserer die erste Überraschung. Anstatt der lückenhaften, zufällig zusammengewürfelten Anzahl von Geschützen, welche man früher im Hof und in einzelnen Winkeln des Zeughauses allenfalls entdecken konnte, baut sich jetzt eine unvergleichliche Sammlung für die Geschichte des Geschützwesens auf. Mit erstaunlichem Geschick und Eifer hat der Commandeur des Zeughauses, Oberst Ising, ohne eigentliche Mittel für Anschaffungen, lediglich aus alten Beständen aus allen Ecken und Enden des preußischen Staates, durch Tausch und geschenkweise, aus Schlössern und Arsenalen diese zugleich prächtige und überaus lehrreiche Sammlung gebildet, welche das Geschütz von seinen ersten Formen an bis zu der Gestalt unserer Tage verfolgen läßt. Zunächst rohe Versuche, grobe Eisenrohre, steinerne Kugeln, bald aber eine sichere Form und liebevolle Behandlung des Rohres, welche sich nicht genug thut mit der zierlichen Profilierung, sondern bildnerischen Schmuck, Wappen, Allegorien und selbst scherzende Verse hinzufügt. Bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein reichen diese künstlerisch geschmückten Rohre, von denen so manches die merkwürdigsten Irrfahrten hin und her in Freundes und Feindes Besitz gemacht hat, von denen manches erst durch die letzten Kriege aus seiner Gefangenschaft erlöst ist. Dann kommen die Geschütze unseres Jahrhunderts mit ihrer unheimlichen Vervollkommnung, die nur noch Platz hat



Lichthof des Zeughauses mit der neuen Treppenanlage.

für die dynamische Berechnung. Wer es übrigens noch nicht weiß, kann auch hier sehen, wie selbst auf dem Gebiete der Mitrailleusen und gezogenen Stahlkanonen „alles schon einmal dagewesen“.

Die linke Seite des Erdgeschosses gehört dem Ingenieurwesen an. Hier fesseln vor allem die großen Modelle der Festungen und berühmter Schlachtfelder. Die Schlüssel der Festungen reden ihre eigene Sprache, auch unter den Fahnen sind historische Reliquien wundersamer Art. Hinten, wo es zur Büchersammlung geht, bilden einen merkwürdigen Abschluß die lebensgroßen Bilder der Riesengrenadiere, welche König Friedrich Wilhelm I. eigenhändig zu malen beliebte.

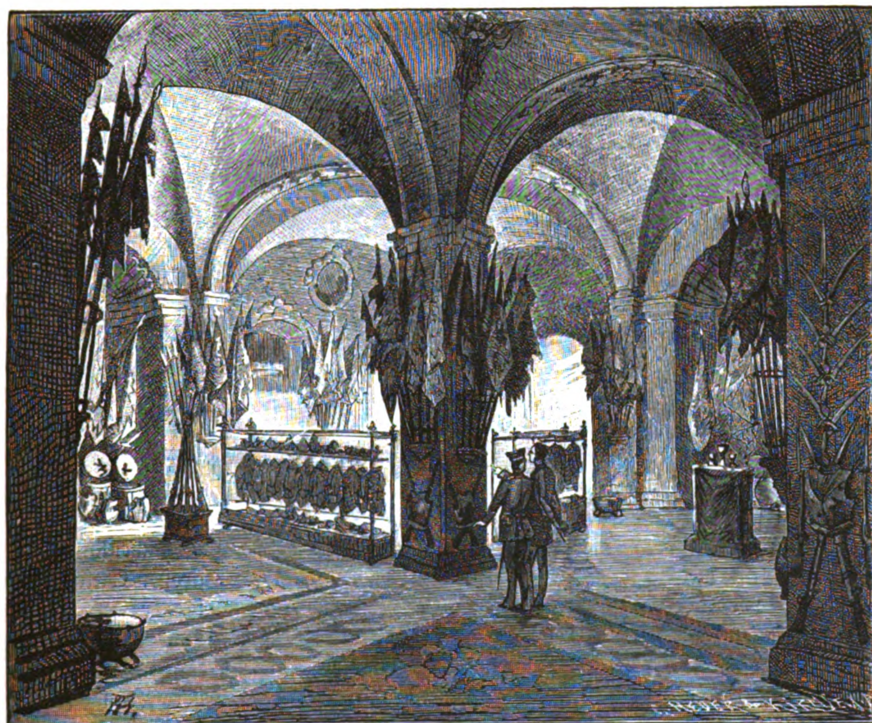
Von der unteren Halle geht es zu ebener Erde weiter in den Hof. Hier ist die Umgestaltung die größte. Dieser Hof war mit Recht der meistbewunderte Teil des Baues, in der würdevollen Ruhe seiner Gliederung war er ebenso unvergleichlich wie in seinem plastischen Schmuck. Hier befinden sich als Schlußsteine der unteren Fensterreihe die Masken sterbender Krieger von der Hand des Andreas Schlüter, Werke von erschütternder Kraft, in welchen das Herbste, das Schreckensvolle und Entsetzliche, geadelt ist durch die monumentale Größe des Ausdrucks. Vor diesen Werken wird man nicht ohne Betrübnis die Einbuße gewahr, welche die Plastik unseres Jahrhunderts durch die realistischen sogenannten historischen Anforderungen unserer Zeit erlitten hat. Deutschland ist jetzt übersäet mit Kriegermonumenten jeglicher Art, errichtet den gefallenen Söhnen des Vaterlandes, aber immer sehen wir den sterbenden Liniensoldaten der betreffenden Garnison und den verwundeten Landwehrmann der Provinz, nirgends jedoch den sterbenden Krieger. Schlüter lebte inmitten der stramm gedrillten, rasierten und gepuderten Soldateska, und doch vermochte er Werke zu schaffen, in welchen das titanenhafte Ringen der Urstämme der Völkerwanderung durchbricht und für welche uns zweihundert Jahre später der verschüttete Altarbau von Pergamon griechische Werke von wahrhaft verwirrender Ähnlichkeit zu Tage förderte. Von acht dieser Köpfe sind noch die Originalmodelle Schlüters erhalten im Besitz der Königlichen Akademie. Unsere Abbildungen (S. 804 u. 805) geben drei der schönsten Köpfe nach den ausgeführten Schlußsteinen.

Dieser so geschmückte Hof ist in dem jetzigen Umbau in eine glasüberdeckte Halle verwandelt worden. Mit weiser Beschränkung hat der Architekt dem Glasdach keine ornamentale Ausbildung gegeben, aber trotzdem hat der Hof den Charakter eines geschlossenen Innenraumes erhalten, dem seine Fensterarchitektur widerspricht. Hier ist ein künstlerischer Konflikt, der nicht gelöst ist, aber auch wohl nicht gelöst werden konnte. In diesen Hof hinein ist nun (wie die Abbildung Seite 807 es zeigt) eine grandiose zweiarmige Freitreppe gelegt worden. Weit ausladend, aus edlem Gestein gebildet, ist sie der triumphale Aufgang zu der Ruhmeshalle des oberen Stockwerkes. Ihren Figurenschmuck verdankt sie der Hand unseres großen Meisters Reinhold Begas. Auf die beiden Eckpfosten sind die Gestalten eines älteren und eines jüngeren Kriegers gesetzt in einer malerischen Umgestaltung der römischen Rüstung, wie die Zeit Schlüters sie liebte, ernsthafte Wächter der weihevollen Stätte; in den schrägen Zwickeln hat der Künstler in wundervoll schwellendem Relief zwei weibliche Gestalten angebracht, die eine mit Teilen von Kriegsschiffen, die andere mit Maschinen des Landkrieges. In der Mitte des Hofes wird sich binnen kurzem eine mächtige Borussia erheben, aus weißem Marmor gestaltet, gleichfalls ein Werk von Reinhold Begas.

So lange noch an dem künstlerischen Schmuck der Ruhmeshalle gearbeitet wird, bleibt der hintere Teil des Gebäudes und die Prachttreppe abgeschlossen; den Zugang zur Waffensammlung bilden einstweilen die beiden alten Treppen in den runden Eckeinbauten des Hofes.

Die Waffensammlung, welche bereits

jetzt den größten Teil der vorderen Flucht und der beiden Seitenflügel einnimmt, verdankt ihre gegenwärtige Anordnung dem Professor Weiß, dessen Kostümwerk seinem Namen die weiteste Popularität gesichert hat und der durch diese neue Arbeit sich den wohlverdienten Dank weitester Kreise erwirbt. Auch hier galt es vornehmlich aus alten Beständen ein Neues zu bilden. Die alten Montierungskammern, die Sammlung in Schloß Monbijou, die Reste der Kunstkammer, die Arsenale der Provinzen — alle haben beisteuern müssen, um ein Bild der Bewaffnung von den frühesten Zeiten des Mittelalters an bis in unsere Tage zu schaffen. Es entspricht der Geschichte des preußischen Staates, daß die früheren Perioden ungleich spärlicher vertreten sind; in den Zeiten, als die prachtvollen Sammlungen auf Schloß Ambras und die kurfürstlich sächsischen Sammlungen angelegt wurden, da arbeitete sich die Mark Brandenburg erst aus kleinen Verhältnissen heraus. Aber trotzdem ist auch aus den Zeiten des Mittelalters so manches Wichtige vorhanden, überdies wird diese ganze Abteilung in kürzester Zeit ein sehr verändertes Aussehen erhalten, da die herrliche Waffensammlung des Prinzen Karl von Preußen für das Zeughaus erworben ist und alsbald eingereiht werden wird. Über den jetzigen Bestand giebt der „Wegweiser durch die Sammlungen des Königlichen Zeughauses“ einen nach allen Richtungen hin belehrenden Ausweis, dessen allgemeine Notizen auch außerhalb der Sammlung von Wert sind.



Waffensammlung im Zeughause.

Für heute gilt unser Besuch mehr den Räumen als der Sammlung. Und hier begrüßen wir es zunächst mit Freude, daß auch im oberen Stockwerk jetzt sämtliche Decken eingewölbt sind. Die Fußböden sind mit farbigem gemustertem Estrich versehen,

in welchen sich an den Hauptstellen Mosaiken von herrlicher Zeichnung einfügen, an den Pfeilern bauen sich die Trophäen kunstreich geschmückter Waffen auf, Licht, Luft, Ordnung und Glanz ist in die Hallen eingezogen, die eine wahre Auferstehung gefeiert haben. (Ein Teil der Waffenhalle ist abgebildet Seite 809.) Die ornamentale Ausstattung ist auch hier verständigerweise sehr beschränkt, alle Pracht ist aufgespart für den nach hinten zu belegenen Teil des Gebäudes: die Ruhmeshalle.

Die Ruhmeshalle ist eine auch baulich neue Schöpfung. Die Fenster sind geschlossen, Oberlicht eingeführt, in der Mitte ist ein weiter quadratischer Raum gebildet, welchen eine Kuppel überwölbt. Man hat der Kuppel eine nur mäßige Höhe gegeben, damit sie nicht nach außen hin den Schwerpunkt des Gebäudes verlege. So, wie sie jetzt gestaltet ist, wird sie von vorn her kaum bemerkt und auch von der Seite her nicht störend empfunden. An diesen gewölbten Mittelraum schließen sich nach beiden Seiten die Hallen, für welche die alte Pfeilereinteilung beibehalten ist. Den Abschluß nach den Querflügeln mit der Waffensammlung bilden auch hier prachtvolle schmiedeeiserne Gitter.

Wenn alles vollendet sein wird, so durchschreitet der Besucher von der Straße her das große Hauptportal und die Hallen der vorderen Flucht, betritt den weiten Lichthof und kommt über die mächtige Freitreppe direkt in den Kuppelraum — ein wahrhaft triumphaler Weg. Für diese Kuppel sind alle Künste im Verein aufgeboten worden, um das Heiligtum preußischer Waffenehre zu schmücken. Die mächtigen Pfeiler und Pilaster sind aus Marmor, Stucco lustro und Goldbronze gebildet, der Fußboden aus glänzendem Mosaik in vornehm ruhigem Muster, für alle Wandflächen, für die weite Kuppelwölbung sind unsere vorzüglichsten Maler, für einen Heerbann statuarischer Werke sind alle Bildhauerwerkstätten Berlins in Thätigkeit.



Kriegerfigur von Reinhold Begas.

Es ist keine gewöhnliche Arbeit, die hier vollbracht wird. Die Ausmalung dieser Kuppel durch Geselschap wird ein wichtiges Blatt bilden in der Kunstgeschichte unserer Tage. Die Monumentalmalerei großen Stiles hatte bisher in Berlin nicht recht Boden fassen können. Frühere Jahrhunderte haben uns nichts hinterlassen, der Marmorsaal im Stadtschlosse zu Potsdam ist vielleicht der einzige nennenswerte Raum, der mit allegorisch-historischen Bildern großen Maßstabes ausgestattet ist. Das gewaltige Werk, zu welchem Cornelius 1841 nach Berlin berufen wurde, das Campo Santo, ist nicht zur Ausführung gelangt, erst das Treppenhaus des Neuen Museums bot Kaulbach Gelegenheit, von 1847 bis 1866 die bekannte Reihe großer Wandbilder zu schaffen. Im Rathause, in der Na-

tionalgalerie blieb die Ausmalung auf kleine, vom Architekten eng begrenzte Flächen beschränkt. Die mächtige Anregung, welche die moderne Kunst gerade nach der dekorativen Seite hin während des letzten Jahrzehnts erhalten hatte, konnte für die Malerei in der Hauptstadt nicht fruchtbar gemacht werden; die großen Aufgaben, welche gestellt wurden, haben ihre Früchte außerhalb reifen lassen.

Für das Kunstleben Berlins ist die Ausschmückung des Zeughauses ein fruchtbarer Regen, und herrlich sind die Blüten, die hier aufgehen. Vor allem gilt die ungeteilte Bewunderung den Schöpfungen von Friedrich Geselschap. Endlich einmal ist einem Künstler, der Großes will und kann, die Möglichkeit geboten, Großes zu schaffen. Welch eine Fläche, diese Kuppel mit den niedergehenden Wänden!

Beendet ist zunächst eine mächtige friesartige Darstellung, welche den unteren Teil der Kuppel füllt. Auf idealem Hintergrunde, durch kein Gesetz der Schwere gebunden, schweben die Gestalten des gewaltigen Triumphzuges kriegerischer Ehren. Auf dem Wagen, von feurigem Viergespann gezogen, steht der Herrscher, den die Siegesgöttin krönt, schwebende Genien führen die Rosse, der siegkündende Adler fliegt ihm voraus, und ihm folgen die Scharen seiner Getreuen mit Waffen und Trophäen, ihm folgt die Muse, die seine Thaten fernen Geschlechtern kündet; in einer feurig bewegten Gruppe berittener Krieger zieht hoch zu Roß die Bellona einher, mit ausgestrecktem Arm die Krone ihrem Liebling bietend; ihr folgt die Muse der Geschichte, sie läßt die eherne Tafel in ihrer Hand sinken, mit Wehmut blickt sie rückwärts auf die Besiegten, welche der eiserne Tritt der Kriegesgöttin zu Boden geschmettert; es ist ein trauernder fürstlicher Greis, körperlich und geistig gebrochen, mit den Seinen auf einem Wagen dahingeführt, die tragische Muse in dunklem Gewand ihm zur Seite. Dann naht in heiterer Gestaltung die epische Poesie, der Wagen ihres Helden, von gefangenen Fürsten gezogen, ist geschmückt mit dem Schiffsschnabel, erinnernd an Odysseus, den großen Wanderer, und an ihn erinnert auch der männlich schöne Triumphator mit dem Ruder auf der Schulter und der ehernen Bildsäule Neptuns im Arme. Ein prächtiger Zug von Posaunenbläsern kündet das Nahen der Göttin des Ruhmes, die in einsamer Größe daherschwebt, den königlichen Löwen zur Seite, die Fanfare wie ein Siegeszeichen in ihrer Rechten. An sie schließt sich dann wieder der Zug des gekrönten Herrschers.



Viktoria von Fritz Schaper.

Dieser Fries ist jetzt in allen Teilen vollendet, ebenso sind es die vier Zwickel, welche im wesentlichen ornamental gefüllt sind und nur je ein Rundbild umschließen, in welchem in der Art der vier Fakultäten Raphaels vier sitzende Figuren die Haupttugenden des Kriegers repräsentieren.

Die volle Arbeit ist aber noch zu leisten für die vier Wandflächen, welche oben in flachem Bogen an die Kuppel anstoßen und nach unten hin durch je drei kleine Bogen

eingeschnitten werden. Diese Flächen hatten nach dem ursprünglichen Plane architektonisch geteilt werden sollen, jetzt ist man entschlossen, sie in voller Ausdehnung zu belassen, und diesem Plane schließen sich die grandiosen Kompositionen von Geselschap an. Die eine derselben ist bereits in voller Größe an die Wand skizziert. Es ist die Aufrichtung des neuen deutschen Kaisertums. Aus dem Hintergrund einer idealen Architektur tritt die machtvolle Gestalt eines Heldengreises, die Kaiserkrone auf dem Haupt, die Figur der Siegesgöttin auf der Hand. In dieser Gestalt klingen wieder alle Züge der Sage vom Barbarossa, von dem Wiederbringer deutscher Macht und Herrlichkeit; der Wille unseres Kaisers hat es verhindert, daß seine Züge hier wiedergegeben wurden. Siegverkündende Genien schweben ihm voraus, zur Rechten steht eine Gruppe hehrer Frauengestalten, durch Wappenschilder gekennzeichnet als die fürstlichen Häuser deutschen Landes; die königliche Bavaria, mit dem Löwen zur Seite, begrüßt und verkündet als Führerin das Nahen des Kaisers. In den Heldengestalten ganz zur Rechten im Hintergrund sind die Gesichtszüge der vornehmsten Führer festgehalten. Zur Linken werden zwei Frauen im Witwenschleier dem Kaiser zugeführt; Elsaß und Lothringen sind es, und der glanzvolle Held, der ihren Weg weist, trägt die Züge des Kronprinzen.

Für die drei anderen Wände hat Geselschap bereits die kleineren Skizzen fertig. Rechts erscheint der Krieg. Aus dem ehernen Thore bricht der Kampfeswagen der Bellona, von Furien getragen, ihr zur Seite eilen die apokalyptischen Reiter Hunger und Pest, Krieg und Tod, die Sterblichen vor sich hinmähend wie die Halme des Feldes. Es sind dieselben Gestalten, welche Dürer in seinem wunderbaren Blatte geschaffen und die Cornelius wiederbelebt hat in jener Komposition zum Campo Santo, welche von allen seinen Werken den nachhaltigsten Eindruck auf weite Kreise hervorbringt. Man darf durchaus damit einverstanden sein, daß Geselschap das Überlieferte in allen wesentlichen Zügen beibehält, denn nichts thut der monumentalen Kunst so sehr not, als daß feste Typen entstehen, welche sofort erkannt werden und für das Verständnis des Volkes die Brücke bilden.

Im lieblichen Gegensatz erscheint auf dem Gegenbild der Frieden mit glückspendenden Genien, die Männer und Söhne kehren zu den Ihren zurück, der Künstler legt die Waffen ab und greift wieder zum Werkzeug, Handel und Ackerbau empfangen reichen Segen.

Dem großen Kaiserbild gegenüber kommt dann als viertes Bild die Walhalla. Auf erhöhtem Rundsitz thronen die Helden der Vorzeit, in der Mitte rufen drei Genien mit Posaunenton die Gefallenen; die Walküren, mächtig beschwingte Wesen, tragen in prachtvoll bewegten Gruppen die hehren Leiber zu ewigem Licht und Freude.

Unvergleichlich ist in diesen Werken die einfache Übersichtlichkeit der Komposition, die Mannigfaltigkeit der Bewegung und dabei die grandiose monumentale Ruhe. Diese Werke sind frei von allem Schematischen, das lebendigste Studium der Natur vereint sich mit der Fähigkeit, allgemein gültige Typen zu schaffen, sie sprechen die Sprache der größten und letzten Dinge und sind doch verständlich ohne Kommentar.

Mit diesen vier Bildern und der Kuppel ist ein enggeschlossenes Ganzes geschaffen, das weitere Zuthaten — wenigstens von seiten der Malerei — nicht erheischte, ja dieselben kaum ertragen kann. Für die unteren Wandflächen, innerhalb der Bogenstellungen, wäre ein ruhiges Teppichmuster künstlerisch das Wünschenswerte gewesen.

Leider hat man aber — ähnlich wie im Wiener Arsenal — diese Plätze für die reine, kostümgerechte Historie in Anspruch genommen. Von den vier Feldern in der Mittelhalle haben drei bereits ihre Ausmalung erhalten. Camphausen hat die Huldigung der schlesischen Stände unter

Friedrich dem Großen gemalt, Bleibtreu den Aufruf der Freiwilligen 1812, Anton v. Werner die Kaiserproklamation in Versailles. Es ist schwer, in diesem Zusammenhange den Verdiensten der einzelnen Bilder gerecht zu werden; das schlimmste ist, daß es eben einzelne Bilder sind. Bleibtreu hat sich am meisten bemüht, durch gebrochene Färbung und strenge Komposition dem monumentalen Charakter des Raumes gerecht zu werden; Werner hat ein vorzügliches Bild geschaffen, das aber an diese Stelle absolut nicht hinpaßt. Die Komposition, welche sich in einen Raum



Aus dem Friese von Friedrich Geselschap.

hineindrängt, der höher ist als breit, ist noch packender als auf seinem großen Bilde der Kaiserproklamation, bei welchem die Masse des lang hingestreckten, von Menschen erfüllten Saales die Gruppe des Kaisers und der Fürsten etwas in den Hintergrund schiebt. Hier im Zeughause treten die Hauptfiguren sehr wirkungsvoll hervor, alle Persönlichkeiten sind höchst naturwahr. Naturwahr ist alles, selbst die Architektur mit den Spiegelwänden, in denen sich die gegenüberliegenden Fenster in seltsamer Verzerrung abspiegeln. Und das nimmt hier die Mitte des Raumes ein! In den Seitenhallen hätten diese Bilder nicht gestört, an dieser Stelle im Mittelraum sind sie höchlichst vom Übel.

Neben den idealen Schöpfungen von Gesellschapp kann sich von Kunstwerken nur die Plastik behaupten, welche hier reichlichst zur Entfaltung kommen soll. In der Mittelnische der Hauptwand wird die kolossale Viktoria von Schaper ihren Platz erhalten (Seite 811). Diese Figur wird in der Kuppelhalle das einzige in Marmor ausgeführte Bildwerk sein und in ihrer idealen schwungvollen Schönheit um desto strahlender dem Eintretenden entgegenleuchten. An den acht Pfeilern von dunklem Stucco werden sich in leuchtendem Erzguß die überlebensgroßen Figuren der preußischen Herrscher erheben, beginnend mit dem Begründer der preußischen Macht, dem Großen Kurfürsten. Die Modelle sind zumeist vollendet, so daß der Guß binnen kurzem beginnen kann. In den Seitenhallen werden ebenfalls in Bronzeguß Büsten hervorragender Feldherren, beginnend mit den Marschällen des sechzehnten Jahrhunderts, aufgestellt. Alle diese Skulpturen werden von hervorragenden Künstlern ausgeführt, kaum einer der bewährten Meister der jüngeren Generation fehlt in der Reihe der Beauftragten. Um ein gewisses Gleichmaß der Erscheinung zu gewinnen, hatte zunächst Reinhold Begas eine Reihe von kleinen Skizzen gefertigt; ausgeführt

hat er die herrliche Büste des Kronprinzen von grandiosem Schwung. Den Büsten der Feldherren des letzten Krieges lagen vielfach ausgeführte Arbeiten zu Grunde. Man hat sich bemüht, die Büsten durch Drapierungen der Mäntel malerisch zu beleben, aber trotzdem wird es kaum möglich sein, eine gewisse Eintönigkeit zu vermeiden. Bei einem so gewaltigen Werke jedoch muß man darauf rechnen, daß künftige Jahrhunderte weiter arbeiten, daß jede Generation ihrer Weise künstlerischen Ausdruck verleiht und daß somit die anziehende Mannigfaltigkeit entsteht, welche zunächst hinter dem Gleichmaß der Ehrenbezeugung zurücksteht. In den Seitenhallen hat die Einfügung des Oberlichtes die Wände gleichfalls für Monumental-



Büste des Kronprinzen von Reinhold Begas.

malerei freigelegt, und es werden hier historische Bilder ausgeführt werden, in Maß und Ordnung denen des Mittelraumes entsprechend; die Fahrt des Großen Kurfürsten über das gefrorene Haff, die Einnahme von Sedan sind unter anderem in Aussicht genommen.

Auch für die mehr ornamentale Kunst ist der Bau des Zeughauses von Bedeutung. Die bronzenen Thüren der Ruhmeshalle, die Füllungen der Pilastersockel mit allegorischen Reliefs, Werke von Otto Lessing, schließen sich in Formgebung an die Zeit Schlüters und gehören zu den vorzüglichsten modernen Arbeiten auf diesem Gebiet. Auch die Stuckverzierungen an den Decken nach den Modellen von Sußmann-Hellborn, die monumentale Gestaltung der Bänke, die Ausbildung der Eisenarbeiten und der Fußböden bezeichnen höchst wichtige Fortschritte auf allen Gebieten des Kunstgewerbes.

Die Eröffnung des Zeughauses in den bis jetzt fertig gestellten Teilen ist von allen Kreisen der Bevölkerung mit der lebhaftesten Freude begrüßt worden. Wohl nie ist ein Museum von der ersten Stunde an in gleicher Weise populär gewesen; hier macht sich die militärische Erziehung des Preußen geltend, sein persönlicher Zusammenhang mit dem Heere und allem, was dazu gehört. Die Lage an der Straße, die Zugänglichkeit zu ebener Erde nehmen überdies dem Ganzen den exklusiven Charakter eigentlicher Kunstsammlungen; der weite, von Hallen umschlossene Hof erinnert mehr an ein Forum des alten Roms, das jedem zugänglich die Schätze besiegter Länder in prunkvoller Weise zur Schau brachte.

So dürfen wir denn das Zeughaus in seiner neuen Gestalt nicht nur als Waffensammlung begrüßen, nicht nur als Monument preußischer Heldenthaten, sondern vor allem als ein Monument deutscher Kunst, welches, anknüpfend an die Instinkte der Massen, dem Verständnis monumentaler Schöpfungen einen Weg bahnt und somit eine der wichtigsten Missionen im Dienste friedlicher Kultur erfüllt.





Wie komponiert man?

Briefe an eine Freundin

von

Ferdinand Hiller.

Sie schreiben mir, Verehrteste, die Musik, die Sie so sehr lieben, gebe Ihnen immer mehr zu denken. Die Wirkung, die sie ausübe, sei Ihnen unbegreiflich; noch unbegreiflicher sei es Ihnen, wie ein Komponist es anfange, um etwas zu schaffen. Daß man zeichne, male, knete, meißele, erscheine Ihnen sehr natürlich — daß man Verse mache, schier unvermeidlich — aber: „Wie komponiert man?“ rufen Sie dann aus und setzen hinzu: „Antworten Sie mir hierauf!“

Ihren Wünschen gegenüber wird das Wollen zum Müssen; doch darf ich Ihnen gestehen, daß man jene Frage schon oft an mich gerichtet hat und sicherlich nicht minder häufig an viele meiner Genossen. Soviel ich weiß, hat jedoch niemand den Versuch gemacht, sie zu beantworten. Ich muß es nun wagen — das Gelingen ist eine andere Frage. Denn die Musik ist und bleibt trotz allem, was man mit ihr beginnt, die rätselhafteste aller menschlichen Thätigkeiten. Nun wurzelt aber jede geistige Schöpfung in einer unergründlichen Tiefe — wie soll man Rätselhaftes auf Unergründlichem aufbauen? Eine Basis müssen wir vor allem zu gewinnen suchen und uns bescheiden, wenn sie auch nicht genügt; wenn jener Rest bleibt, den ich, in meiner philosophischen Unwissenheit vielleicht allzu absprechend, als unergründlich bezeichnet habe.

Die Tonlust ist dem Menschen angeboren — er hat eine Singstimme mit auf die Welt bekommen und dazu die Lust an der Folge regelmäßiger Bewegungen, die, fast unbewußt an der Zeit gemessen, ihre bestimmteste Verkörperung in Klängen finden und die wir in dem Ausdrucke rhythmisch zusammenfassen. Die wenigen Töne, die der Naturmensch seiner Kehle zu entlocken wußte (von der Nachtigall könnte er nichts lernen!), die einförmigen Wiederholungen rhythmischer Motive, die sein Wohlgefallen erregten, sie haben im Verlaufe einiger Jahrtausende zur neunten Symphonie geführt — ein dem Ausgang ferneres höheres Ziel ist schwerlich je erreicht worden. Auf welchen Wegen? Das zu ergründen, ist die Sache des musikalischen Historikers — aber auch für die Beantwortung der Frage, die uns, verehrte Frau, beschäftigt, finden wir hier einige Anhaltspunkte. Man könnte sagen, daß der singende Mensch, der zuerst eine Folge von Tönen seinem Organ so eingeprägt hatte, daß es ihm möglich wurde, sie zu wiederholen, und der zu gleicher Zeit die Länge oder Kürze derselben etwa an seinen schnelleren oder langsameren Schritten gemessen, der erste Komponist gewesen sei. Freilich trennt diesen von denjenigen, über deren Treiben Sie Auskunft verlangen, die tausendjährige Fortentwickelung, von der ich sprach. Wir erkennen aber doch, daß es ebenso in der

Natur des Menschen lag, etwas seinen Sinn Befriedigendes durch eine Folge von Tönen zu schaffen, als es ihm gegeben war, durch Zusammensetzung von Lauten zu Mitteilungen zu gelangen. Die Anlage zur Sprache ist ein Geschenk, welches der ganzen Menschheit gemacht wurde — gemacht werden mußte, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen sollte; sich musikalisch selbständig auszudrücken, war aber immer nur die Sache einzelner, deren Erfindungen die anderen wiederholten. Denn die Musik fängt da an, wohin die Sprache erst mit dem Dichten gelangt; wo auch sie aufhört, ein von jedermann zu benutzendes Werkzeug zu sein, und wo nur wenige schaffen zum Frommen vieler.

* *
*

Alles, was ich Ihnen bis jetzt dargethan, sei ganz unnötig gewesen, sagen Sie mir, gestrenge Frau, und fügen hinzu, daß Ihr Kindermädchen eine helle Kehle habe und allmorgendlich während ihrer liebevollen Beschäftigungen die zahlreichen Töne, die in derselben vorhanden, auf vielfältigste Weise aufwärts und abwärts zu Gehör bringe. Haben Sie aber erlebt, daß sie irgend etwas einem Liedchen Ähnliches auf diese Manier zusammengesummt und öfters wieder vorgebracht hat? Schwerlich. Wenn sie es aber gethan, dann steckt das Zeug zu einer Komponistin in ihr — einer der seltensten Erscheinungen, die es giebt, wenn sie überhaupt je dagewesen.

Nehmen wir die Tonkunst, wie sie heute dasteht, mit den von Ihnen so geliebten Werken ihrer herrlichen Meister, so finden wir hinter all der unendlichen Phantasie und Erfindung doch immer noch eine Erinnerung an jenen Sänger von vor viertausend Jahren — einen ersten Keim, bestehend aus der abgeschlossenen Folge rhythmisch bewegter Töne, aus welchem dann das weitere hervorsprießt und das die technische Musiksprache, wie Sie wissen, Motiv, Melodie, Thema, Gesang und was dergleichen mehr nennt. Es giebt ein Wort, das, tausendfach bei den geringsten Veranlassungen angewendet, mir doch mehr als irgend ein anderes jenes wunderbare, vom Willen unabhängige Entstehen einer geistigen Schöpfung, von welcher Art sie sei, zu bezeichnen scheint — es heißt: Einfall. Das geringste Witzwort, wie das blitzartige Erscheinen einer neuen Gedankenwelt, sie beruhen auf einem solchen Gedankenfall, der, einem Meteorsteine gleich, plötzlich da ist, aus unbekannten Räumen, aber in greifbarer Wirklichkeit, wenn diese uns auch nur eine fürs innere Ohr hörbare Tonfolge bietet. Mit einem Einfall macht man noch kein kleinstes Gedicht, schafft man weder ein Kunstwerk noch ein philosophisches System, aber ohne Einfälle gelangt man höchstens zu Kombinationen des klügelnden Verstandes. Die Phantasie ist die Lebensluft des schöpferischen Geistes, in der es keimt und blüht, und die Einfälle gehören in erster Reihe zu den Früchten, die darin reifen, ohne daß ihr Wachstum beobachtet werden könnte — als gezeitigte Früchte fallen sie dem Bewußtsein in den Schoß.

Ehe ich versuche, die geistige Thätigkeit des Komponisten zu schildern, muß ich feststellen, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, ehe überhaupt von einem Komponisten die Rede sein kann. Daß ihm musikalische Einfälle gegeben seien, steht dabei in erster Reihe. Denn diejenigen Gaben, die man als musikalische Anlagen bezeichnet und die jedem notwendig, der irgendwie sich musikalisch bethätigen will, sind nur allgemeine Vorbedingungen — sie gleichen der Dammerde, ohne welche überall nichts Gedeihliches gesäet wird. Zeigt sich aber in früher Jugend, trotz nur geringer Geschicklichkeit in der Handhabung eines Instrumentes oder des Gebrauchs der Singstimme, die Befähigung, etwas zu spielen oder zu singen, was aus der Initiative des Individuums hervorgeht, so erkennt man hierin einen Keim, dessen Entwickelungsfähigkeit freilich nicht so bald beurteilt werden mag. Er bildet aber das früheste bemerkenswerte Unterscheidungszeichen des möglicherweise durch musikalische Schöpferkraft Bevorzugten,

denn er deutet — auf musikalische Einfälle.

Welche meistens übertriebenen Hoffnungen — es sei dies im Vorübergehen bemerkt — knüpfen sich an jene Erscheinung. Nicht wird bedacht, daß sich die musikalische Naturkraft noch ganz anders zu bewähren hat — am wenigsten aber, daß sich auch bei vollem Vorhandensein derselben Eigenschaften des Charakters dazu gesellen müssen, welche man bei den meisten höheren Lebensaufgaben voraussetzt, nur nicht bei der des Tondichters. Seine specielle Begabung wird zugestanden, ja angestaunt — von der ausdauernden Kraft, von dem geduldigen Fleiß, von der Treue und dem Mute, von dem unbeugsamen Willen, die dazu gehören, wenn's etwas werden soll, machen sich die wenigsten eine Vorstellung — vielleicht tragen Sie, Verehrteste, durch die Frage, die Sie mir gestellt, dazu bei, etwas Licht darüber zu verbreiten.

* *
*

Die Tonkunst wird oft als Tonsprache bezeichnet. Wie tief verschieden Wort- und Tonsprache sind, geht schon daraus hervor, daß sie sich vermählen können. Doch zeigt dies auch, daß manches beiden angehört. Vor allem dies, daß man die eine wie die andere zu beherrschen verstehen muß, um sich ihrer mit Freiheit zu bedienen. Aber der Sprache bemächtigt sich der Mensch durch instinktiven Nachahmungstrieb — in der Musik bedarf es, um auch nur das künstlerisch wiederzugeben, was von anderen ausgesprochen worden, besonderer Lehre und Übung. Wie viel mehr erst, um durch ihre Mittel zu verkünden, was unser Inneres bewegt! Das Komponieren ist eben eine Kunst, eine unendlich schwierige Kunst, mit deren Technik auch der Begabteste nie fertig wird und mit deren Erlernung so früh wie möglich begonnen werden muß. Es geht hier ähnlich wie bei der Besteigung eines Gebirges. Man kommt aus der behaglichen Ebene, erreicht mit ziemlicher Leichtigkeit die ersten Höhen; schwerer aber und immer anstrengender wird das Weiterklimmen, und auf die höchsten Gipfel gelangen nur wenige. Doch ist es glücklicherweise jedem gestattet, den Blick nach allen Seiten schweifen zu lassen und all die Nah- und Fernsichten, die sich dem entzückten Auge bieten, in sich aufzunehmen — das letztere übersetze ich: man muß so viel schöne und gute Musik hören wie möglich, wenn man die Kraft ausbilden will, etwas zu erfinden. Immer und immer wieder muß das Ohr jene Klänge empfangen und ins Innere führen, die zusammengeballt, ohne sich deshalb zu vermischen, zu einer tönenden Sonne werden, unter deren Einfluß die musikalischen Organe sich entwickeln.

Nicht länger aber, meine geduldige Freundin, will ich Sie mit Worten, die ich „zu Tode reite“, behelligen. Sie würden sonst vielleicht trotz aller Güte eine ungeduldige Freundin werden. Vor allem will ich Ihnen jetzt klar zu legen suchen, welche streng musikalischen Studien der künftige Komponist durchzumachen hat. Sie sind ja recht musikalisch — alle Welt ist musikalisch — und Sie sind es noch in ganz anderem Sinne als die meisten — und doch bin ich argwöhnisch genug, zu glauben, daß weder Ihnen noch aller Welt eine klare Anschauung innewohnt von dem, was die musikalische Kompositionsschule in sich faßt. Verzeihen Sie meine niedrige Denkweise und folgen Sie mir heute auf das Gebiet der Harmonie, einem Gebiete, welches im Leben die Frauen ja vor allem zu beherrschen auserwählt sind — in der Tonkunst beherrschten es von jeher die Männer.

Sinnvolle Zusammenklänge verschiedener Töne nennen wir, wie Ihnen bekannt, Accorde, Harmonien. In ihrer einfachsten Zusammensetzung, die wir der Natur entlehnt zu haben glauben, bilden sie seit Jahrhunderten die Grundlage der europäischen Musik, und ihr Verständnis ist leicht, wie es auch für den naturalistischsten Hörer sich klar und angenehm erweist. Doch schon die Folge solcher Harmonien verlangt Kenntnis bestimmter Gesetze und vielfache Übung, wenn sie das gebildete

Ohr befriedigen soll. Wie viel mehr erst, wenn, hiervon ausgehend, die Reihe der Verbindungen, Verknüpfungen sich offenbart, die durch eine lange Folge talentvoller und genialer Tondenker, Tonsetzer und -Dichter aufgerollt wurden und die beweisen, daß deren Reichtum unerschöpflich, unendlich ist. Auf den Pfaden, die dahin führen, muß der Jünger erlangen, zu Hause zu sein, wenn es auch Sache des Meisters bleibt, auf denselben nach höheren Zielen zu wandeln.

Die Harmonie ist das Meer, auf welchem die Tongedanken schwimmen wie Fahrzeuge verschiedenartigster Größe, Gestalt, Bauart — die Wogen tragen sie, umspülen sie, es mag kommen, vollends zu unseren Zeiten, daß sie dieselben überströmen, ja sie dem Untergang nahe bringen — der Meister ist der erfahrene, sinnreiche, mutige Pilot, der seine Gedankenschiffe zu leiten verstehen muß und seinen klaren Blick sich erhalten, auch wenn er von der Phantasie in die gefahrvollsten Strömungen geführt wird. Ja, ein Gott Neptun müßte er sein, dem die Wogen gehorchen.

Das großartige Bild, welches ich Ihnen soeben zum besten gab, ist aber eigentlich nicht richtig, denn im allgemeinen entstehen Melodien und Harmonien gleichzeitig wie die Blume und ihr Duft. Doch kann man sie voneinander lösen und die einen den anderen zuliebe ummodeln, was bei duftenden Pflanzen nicht vorkommt. Die Natur erreicht stets das in sich Vollendete — sie kann nicht anders. Daß wir auf den verschiedensten Wegen das höchste Ziel zu erreichen streben, ist der Vorzug des Menschengeistes — auch wenn er sein Ziel nicht erreicht.

* *
*

Sie spotten, schlimme Freundin, daß Sie vor lauter Wald die Bäume nicht zu sehen vermögen — daß Melodie und Harmonie in der Musik, die Sie lieben, spielen, singen, oft so ineinander fließen, daß die einzelnen Bestandteile Ihnen kaum erkenntlich und daß das meiste darin weder ausschließlich der einen noch der anderen anzugehören scheint. Die reich an melodischen Figuren ausgestatteten Begleitungen Ihrer Lieder, die gesangreichen Bässe in Ihren Sonaten — unter welche Rubrik sei das alles zu bringen?

Hier, gnädige Frau, beginnt das weite Reich der Polyphonie, der Vielstimmigkeit. Die einfachste Begleitung des einfachsten Liedes, wenn sie über bloße Accorde hinausgeht, ist ihm angehörig — in den erhabensten Meisterwerken offenbart es seine Macht und Größe. Diese Kombinationskunst, für welche uns die Griechen die Bezeichnung geliefert, ist, beiläufig gesagt, wie keine, gar keine andere eine Schöpfung der Neuzeit im Gegensatz zum Altertum — die Griechen, die alle anderen Künste beherrschten, wußten, in unserem Sinne, nichts davon — sechs Jahrhunderte haben an ihrer Ausbildung gearbeitet.

Wie oft haben Sie sich gefreut, wenn Sie ein Lied von Schubert vortrugen, daß ein fast vollständiges Klavierstück Ihren Gesang umspielte — Polyphonie! Wie eingehend unterhielten wir uns eines Abends nach einer Aufführung des „Don Juan" über die charakteristische Ausdrucksweise der verschiedenen Personen in ihren Ensembles — Polyphonie! Und als wir die Passionsmusik hörten, wie tief waren Sie ergriffen, während der Einleitungschor in seinen mild klagenden Klängen sich ausbreitet und dann der Choral anhebt, feierlich darüber hinschwebend, wie einer höheren Region entstammend, und alles, was da singt und streicht und flötet, sich auflöst in ein Tonmeer, in welchem Melodien übereinander hinrollen wie tönende Wogen — Polyphonie und immer wieder Polyphonie!

Das Wesen der Vielstimmigkeit durchdringt, wie Sie sehen, unsere Musik nach allen Seiten hin und macht sich im Kleinsten wie im Größten, im Geringsten wie im Bedeutendsten geltend. Indem ich der Beantwortung der Frage: Wie komponiert man? näher zu treten suche, muß ich vorläufig immer wieder auf die Frage zurückkommen: Wie lernt man, was zu lernen ist?

Die Anwendung des Polyphonen wird von der Schule unter dem Namen des Kontrapunktes gelehrt, des einfachen und des doppelten — die Übungen in den absolut künstlichen Formen der Fuge, des Kanons und was dergleichen mehr, werden zuweilen als besonderer Lehrstoff genannt. Um dem Jünger eine halbwegs genügende Unterlage für seine künftigen Bestrebungen zu geben, läßt man ihn mit den einfachsten Übungen beginnen, die nach den Gesetzen der Harmonie in der Anwendung mehrstimmiger melodischer Tonfolgen ausgeführt werden müssen. Indem die kombinatorischen Versuche, die zur Fertigkeit führen sollen, fortwährend erschwert, zu gleicher Zeit aber vergeistigt werden müssen, gelangt der Begabtere nach zahlreichen Versuchen dazu, Polyphones zu gestalten, was wenigstens nicht ohne Wohlklang, ohne Folgerichtigkeit, ohne Fluß sich darstellt. Hier aber hört die Macht der Schule auf — die Anwendung des Erlernten, Geübten ist Sache derjenigen, die das Anerlernte vergessen, weil es zum Bestandteil ihres musikalischen Seins geworden ist — dem Nahrungsstoffe gleich, der sich in Lebensblut verwandelt.

Das Sprichwort: Mit wenig hält man Haus, mit vielem kommt man aus, findet seine Anwendung bei der Fertigkeit polyphoner Gestaltung. Man kann ein mit Recht beliebter, ja nach manchen Seiten bedeutender Komponist sein, ohne es in Anwendung der Vielstimmigkeit weit gebracht zu haben — als eines der höchsten Beispiele hierfür sei Chopin genannt. Aber nur die geniereichsten Komponisten haben die Polyphonie in ihrer ganzen Größe und Tiefe zu behandeln, zu benutzen verstanden. Die Wärme des Schaffens sich zu bewahren, wenn der Kombination eine hervorragende Stellung zu teil wird, gehört zu den Privilegien der Auserwähltesten.

* *
*

In allem bisher Dargelegten werden Sie, freundliche Herrin, nichts gefunden haben, was auf ein schulhaftes Erlernen und Üben dessen hinweist, was Sie und alle Welt mit Recht als den Kern aller echten Musik betrachten: der Gestaltung des melodischen Gedankens, der Vollendung jener „Einfälle“, von welchen ich zu Anfang dieser Darlegungen sprach. In Wahrheit macht sich hier eine Lücke bemerklich in unserer komponistlichen Erziehung; die musikalische Rhetorik nimmt in derselben nicht den Platz ein, der ihr gebührt. Vielleicht irrt man nicht, wenn man darauf zählt, daß die Aufnahme des Besten, was geschaffen worden, das stets zu erneuernde Studium desselben und schließlich Kritik und guter Rat eines Meisters hinreichen, um den Jünger dahin zu bringen, wo die eigene Kraft sich bewähren muß. Die Erfahrung scheint dafür zu sprechen, und mit allem, was dagegen spricht, darf ich Sie hier nicht behelligen. Doch haben wir eine Formenlehre, die wenigstens für die Totalgestaltung musikalischer Gebäulichkeiten, Linien, Maße, Verhältnisse darbietet — so weite und enge, hohe und niedere, daß der einsame Jüngling, die schmachtende Jungfrau, das kleinbürgerlichste Ehepärchen wie das reichste und vornehmste Geschlecht aus der musikalischen Gedankenwelt darin passende Unterkunft finden können. Die innere Einrichtung beansprucht dann freilich ein Talent, wie es sich, wenn man in Ihre Wohnung tritt, offenbart: durch gediegene Auswahl, passende Verteilung, einheitliche Anordnung, Raum aber keine Leere, Harmonie der Farben, Reichtum ohne Überladung, Anmut ohne Koketterie — ein Musikstück, Ihrem Salon vergleichbar, wäre schon ein Meisterwerk.

Der Rhythmus, das gegenseitige geordnete Verhältnis der Töne bezüglich ihrer Dauer, ist bekanntlich eines der ewigen Urelemente der Musik, denn sie wurzelt nicht minder in der Zeit als im Äther; ich meine, die Länge oder Kürze der Töne ist ihr nicht weniger Lebensbedingung als ihre Folge — ja, sie bilden eigentlich den charakteristischsten Teil ihrer Eindrücke. Man bezeichnet nun in der Sprache der musikalischen Technik, eigentlich in unan-

gemessener Weise, auch das Verhältnis der einzelnen kleinen Teile einer musikalischen Periode als ein rhythmisches (der in der neueren Zeit aus der Dichtung herübergenommene Ausdruck „metrisch“ hält zwar bei dem unversiegbaren Reichtum der musikalischen Maße auch nicht Stich, macht aber doch wenigstens den Unterschied derselben von dem echt rhythmischen bemerkbar), und der belebende, durchdringende, zwischen Ruhe und vorwärts strebender Erregung wechselnde Eindruck musikalischer Schöpfungen hängt wesentlich von der Mannigfaltigkeit dieser Verhältnisse ab — von der geringeren oder größeren, geraden oder ungeraden Zahl der zusammengehörigen Takte, die dann wieder die kleineren Teile des Ganzen bilden.

Was ich über das Mangelhafte der rhetorischen Lehre gesagt, umfaßt auch alle diese bedeutenden Dinge, und ich würde nicht dieser Einzelheiten Erwähnung gethan haben, wenn sie nicht auch wieder zeigten, bis zu welchem Grade in unserer Kunst Spontaneität der Erfindung und reflektive Berechnung zusammenwirken müssen. Den Adam Riese wird freilich kein Tondichter zu Hilfe rufen, aber er läuft Gefahr, den ganzen Reichtum seiner Erfindungskraft zu verschwenden, wenn er diesen Potenzen nicht Rechnung trägt. Erstaunliches haben einige unserer größten Meister geleistet, gerade durch ihre Erfahrung, ihre Kenntnisse und deren geniale Anwendung nach dieser Seite hin, während manche Hochbegabte durch weniger tiefen Einblick in vielen ihrer Schöpfungen ermüdend und wirkungslos geworden sind.

* *
*

Sie haben sich wohl zuweilen bei mir beklagt, verehrte Freundin, über die Unsangbarkeit eines Stückes, das Ihnen in seiner Erfindung ganz wohl gefiel. Daran anknüpfend, muß ich Ihnen von einem der wichtigsten Teile unserer Kunst sprechen, der unter dem ungenügenden Namen der Instrumentation in den Lehrbüchern behandelt wird. Lehre von den Tonorganen müßte es heißen und sein — ausgehend von dem ersten, dem herrlichsten derselben, der menschlichen Stimme, bis zu der Anwendung der untergeordnetsten aber niemals gleichgültigen Klangwerkzeuge. Die sogenannte Instrumentation, die in Beziehung auf Opern und Symphonien in aller Mund ist, hat es aber in Wirklichkeit nicht nur mit den Zusammenklängen eines Orchesters zu thun — sie beginnt schon bei den Kompositionen für ein einzelnes Instrument, dessen Natur wir kennen und empfinden müssen, um es zum Dolmetscher unserer Gedanken zu machen — vor allem der Stimme. In all den unzähligen Zusammenstellungen, die möglich sind, der Menschenstimmen wie der künstlichen Klangorgane, unter sich und vereinigt, muß wie in einem wohlgeordneten Staatswesen vor allem jedes einzelne sich in seiner Thätigkeit beglückt fühlen, und das Zusammenwirken müssen alle als ein wohlthuend harmonisches empfinden. Was alles hinzukommen muß, das ist die Sache der schönen Kunst, die andere Aufgaben verfolgt als die behagliche Nützlichkeit des Daseins.

Wie es mit allen Kunstmitteln der Fall, daß sie erkannt, erlernt, geübt sein müssen, um dann, der organischen Erfindungskraft assimiliert, mit Freiheit angewendet zu werden, so auch hier. Vor allem handelt es sich um die Wissenschaft des Wesens der einzelnen Organe, bezüglich der Natur ihres Klanges, der Ausdehnung ihres Tonumfanges, der technischen Möglichkeit dessen, was man ihnen zumuten darf. Daran schließen sich die Gesetze an, die sich beim Zusammenklang aus ihrer Natur ergeben, sie mögen in kleinerer oder größerer Anzahl vereint wirken. Klarheit, Deutlichkeit, Wohlklang sind hier wie überall Grundbedingungen. Zu innig ist aber die Instrumentation verknüpft mit den Tongedanken, die sie verklären soll, zu häufig entsteht sie, der Hauptsache nach, gleichzeitig mit diesen, als daß der Jünger wesentliche Fortschritte in ihrer Anwen-

dung machen könnte, wenn er sich nicht im allgemeinen als Tondichter entwickelt.

Der Komponist zusammengesetzterer, auf größere Mittel berechneter Werke hat es schwer im Verhältnis zum plastischen Künstler — dieser sieht, was er schafft, vor sich — der Musiker aber muß es im Geiste hören, was er seinen hieroglyphischen Noten anvertraut. Hat er hinreichende Erfahrung zu sammeln Gelegenheit gehabt, so wird er allerdings mit einer größeren Sicherheit seine Wirkungen im voraus berechnen können — der Anfänger aber, dem es meistens ganz unmöglich wird, derartige Arbeiten aufgeführt zu hören, und der sie im glücklichsten Fall nur hören kann in Gegenwart eines richtenden Publikums, befindet sich in einer sehr heikligen Stellung. Um so notwendiger ist ihm das Studium der Werke der Meister, deren Wortlaut so zu sagen er sich zu eigen gemacht haben muß, um die sinnliche Wirkung zu vergleichen mit dem, was er dem Sinn und Gedächtnis eingeprägt. Auch dem Begabtesten wird diese Studiumsweise notwendig sein, und er wird sie, wenn auch halb unbewußt, anwenden.

In früheren Zeiten wurde es jungen Tonsetzern leicht gemacht, ihre Sachen anspruchslos zu hören, Mozart, bei dem überhaupt alles klappte, hat schon in seinen Knabenjahren aufführen dürfen, was er schrieb — er war freilich Meister in einem Alter, in welchem andere kaum Schüler zu sein beginnen. Auch Beethoven fand in der kurfürstlichen Kapelle früh Gelegenheit, sein eigenes Publikum zu sein — dann wirkte er auch längere Zeit in derselben als Bratschist mit, eine vortreffliche Thätigkeit, um das Orchester gründlich kennen zu lernen. Hektor Berlioz, dem man zugestehen muß, dasselbe studiert und Eigentümliches und Wirksames dafür erfunden zu haben, hatte keine Gelegenheit, seine Versuche ohne Publikum zu hören — er hat aber jahrelang mit Papier und Bleistift im Podium der Großen Oper gesessen und sich zu größerer Sicherheit alles aufgeschrieben, was ihm von Instrumentalverbindungen von Bedeutung schien. Die Basis neuer Erfindung ist hier wie in den meisten anderen Dingen die Kenntnis dessen, was andere erfanden, zu dieser muß sich dann die Erfahrung eigenen Versuchens gesellen.

Die hervortretendsten Stücke der Lehre, wie sie solchen zu teil wird, bei welchen sich Anlage zum Komponieren zeigt, glaube ich Ihnen, verehrte Fragerin, jetzt skizziert zu haben — freilich kaum ausführlicher, als sie in den Anzeigen eines Konservatoriums aufgeführt werden. Aber noch manches wird zu erwähnen sein, wenn ich jetzt versprochenermaßen zu zeigen versuche, wie man komponiert — werde ich aber mein Versprechen halten können?

* * *

Kehren wir, verehrte Freundin, nochmals zu den Einfällen zurück, zu jenen schnell sprossenden Blütenkeimen der Phantasie, einer Kraft, der wir uns bewußt sind, wenn uns auch ihre Offenbarung unbegreiflich bleibt. Ein ziemlich allgemein verbreiteter Aberglaube schreibt den Erscheinungen und den Eindrücken der sinnlichen Welt (wie bei den plastischen Künsten) auch in der Musik einen großen Einfluß auf dieselbe zu, und es ist unberechenbar, was da alles inspirierend wirken soll. Man hat Erfindungsgabe oder man hat keine — man ist Meister oder Stümper — alles andere kommt erst in zweiter, dritter, fünfzigster Reihe, wenn auch äußere Umstände in gewissen Momenten der Erfindung mehr oder weniger günstig sein mögen. Am wenigsten braucht der Grund solcher Anregungen das zu sein, was man poetisch zu nennen pflegt, oder einen gleichsam logischen Einfluß auf den Charakter der Tongedanken auszuüben. Lächeln würde man, wenn man erführe, in welchen Zuständen bedeutende Tondichter sich ihrer Schöpfungskraft am häufigsten bewußt werden, oder welcher Mittel sie sich bedienen, um ihre Kraft zu steigern. Dem einen ist ein Gang am zuträglichsten, nicht unter Palmen und

Lorbeeren, nein, durch die erste, beste, schlechteste Straße; die körperliche Bewegung befördert die geistige. Der andere findet in einem kleinen stillen Zimmer die reichste Gedankenlese — mag es auch nur durch eine verschlissene Tapete und einige zweifelhafte Möbel sich auszeichnen. Während der Lektüre eines düsteren Buches wird dieser von heiteren Gesängen umschwebt sein — und während der glücklichsten Liebesträume mögen jenem traurige Harmonien zuströmen. Auf einem heiteren Spaziergange mit Ries brummte Beethoven die ersten Motive der sogenannten Appassionata — und Schubert war körperlich sehr leidend, während er die Müllerlieder schrieb. Ein Doppelleben hat statt, während welchem der Dichter und der Mensch der Gesellschaft oft weit voneinander entfernte Wege wandeln. Am häufigsten wird sich das herausstellen, wo es sich kaum um einen ausgesprochenen Einfall, nur um ein inneres Klingen handelt; um das Auftauchen eines Stimmungsbildes in Tönen, von welchem wenig mehr als das Allgemeinste (Tonart, Rhythmus) einigermaßen klar vor uns steht, und doch so entschieden als ein Lebendes, Wirkliches, daß es nur auf die Kraft des Willens anzukommen scheint, um ein konkretes Kunstwerk daraus entstehen zu lassen. Wenn wir auch darüber vollständig einverstanden sind, daß Sie keine Anlage zur Komposition besitzen, bescheidene Freundin, so wird es Ihnen doch leicht werden, sich solch ein embryonisches Stimmungsbild zu vergegenwärtigen. Gedenken Sie des allgemeinen Eindrucks, den eine Komposition bei Ihnen hinterlassen, wenn Sie auch von den einzelnen Motiven nichts, gar nichts behalten konnten — Ihre Erinnerung wird große Ähnlichkeit haben mit der Ahnung des Tondichters. — Eine große Überraschung war es mir, einstmals in einem Briefe Schillers zu lesen, daß solch ein stoffloses musikalisches Ahnen für ihn oft den Ausgangspunkt lyrischer Gedichte bezeichne. Gerade bei einem Schiller setzt man doch vor allem den festen Gedanken voraus — aber die Pfade im Lande der Phantasie sind ganz und gar labyrinthisch. Mag es nun mit jenen halb unbewußten Anfängen stehen, wie es wolle, wir müssen zu dem Momente gelangen, in Klarheit ein Werk zu beginnen und zur Vollendung zu bringen. — Hier finden wir, der Hauptsache nach, zwei Arten musikalischer Schaffensweise und musikalischer Schöpfungen: die einen, die sich selbst ihre Aufgaben stellen, die anderen, die unter der Herrschaft bestimmender Aufgaben stehen, ja in einem bedeutenden Grade von denselben abhängig sind. Man bezeichnet sie im allgemeinen als Instrumental- und Vokalmusik, womit man aber die Bedeutung der Gegensätze keineswegs erschöpft, ja Irrtümer veranlassen könnte. Denn unvermischte Instrumentalmusik kann sich in die Abhängigkeit eines von außen bestimmten Inhaltes begeben, während die Vokalmusik oftmals die Worte, deren sie sich bedient, nur im weitesten Sinne als Unterlage für ihre Töne betrachten mag. Hat ein solch Schillersches, klarer Züge entratendes Traumbild sich nicht allein in die Phantasie, auch in das Herz des Tondichters eingeschlichen, liebt er es, dann wird es so leicht nicht wieder zu verdrängen sein — halb ausgesprochene Motive werden sich einstellen, verdichten, wenn sie nicht als feste Einfälle selbständig zu Tage getreten sind. Der Wille muß jetzt hinzutreten, um den Fortgang zu ermöglichen, indem er alle notwendigen Kräfte zur höchsten Anspannung zusammenhält. Nichts wäre falscher — es sei dies hier eingeschaltet — als zu glauben, der echte instrumentale Tondichter suche sich durch Worte seine Aufgabe zu fixieren und Stimmung, Charakter, Ausdruck, wie man's nennen mag, in ein paar wohlgefaßte Sätze abzurunden und als Wegweiser zu benutzen. Nicht der größte Wortdichter, kein Goethe, kein Shakespeare, würde im stande sein, den Inhalt eines Instrumentalstückes auszusprechen, geschweige vieler; er könnte seine Eindrücke in Verse fassen, wahrscheinlich würde aber der Komponist kaum erraten, was damit gemeint sei. Das

verhindert den letzteren nicht, eine so klare Anschauung seines Werkes zu gewinnen, daß er mit Sicherheit zu bestimmen weiß, was hinein gehört, was nicht — ja, gerade die möglichste Klarheit gegenüber jener idealen Zusammenfassung seiner Schöpfung gehört zu den wesentlichsten Bedingungen, über welche ihn keine Logik des Verstandes hinwegbringen könnte. Die höchsten Gebilde der Instrumentalmusik stehen fest, stolz und unabhängig da, bedurften keiner fremden Zuthat, um zu entstehen, und bedürfen keiner, um zu wirken.

Bei der Festwerdung des musikalischen Ideenstoffes muß mit Bestimmtheit hervortreten, welche Organe (Instrumente) die geeigneten sind, um als Dolmetscher zu dienen, wenn nicht, wie es meistens der Fall, diese in Tönen sprechenden Individuen mit ihrer Rede zusammenhängen wie Körper und Seele. Nicht minder muß es dem Komponisten klar geworden sein (es hängt dies aufs innigste mit dem Bemerkten zusammen), welcher Gattung von Tonstücken das werdende infolge seiner Grundzüge angehören soll, sowohl im großen ganzen wie im einzelnen. Ist der Künstler nun so weit gelangt, daß er das ätherische Bild in seinem ungefähren Aufbau, mit seinen wichtigsten Motiven in hinreichender Klarheit innerlich schaut und hört, dann beginnt die Arbeit, zu welcher die früher angedeuteten Übungen und Studien einen Teil des Werkzeugs liefern. Es gilt, die Hauptgedanken nach Zeit und Ort zu verteilen, in ihren Motiven zu entwickeln, klare Linien zu schaffen, Licht und Schatten, Bewegung und Ruhe zu bringen, die benutzten Organe nach ihrem Charakter und ihrer Leistungsfähigkeit zu behandeln, über allem aber während dieser ausklügelnden, vielfach berechnenden, bauenden und malerischen Thätigkeit sich die innere Wärme zu erhalten, auf daß so vieles, was der Kunstübung, der Kombination und Komposition anvertraut werden muß, stets auf der Liebe ruhe, der sich die Achtung beigesellt, nicht die Achtung des eigenen Talentes, sondern die der künstlerischen Aufgabe. In der vielfach wechselnden Thätigkeit, die Bedingung bleibt zur Vollendung eines Kunstwerkes, die das Ganze nie aus dem Blicke verliert, und das Kleinste nicht übersieht, die sich der Verbesserung einer Note freut und mit stoischem Mute Fertiges verwirft um es besser zu gestalten — in dieser Anspannung alles Angeborenen, durch Lehre und Erfahrung Erworbenen liegt das Glück der poetischen Produktivität, das, einmal genossen, nicht geraubt werden kann, wenn ihr auch der erhoffte Erfolg entgeht. Sie sehen, Verehrteste, die Liebe muß alles beherrschen, was beglücken soll — unter der Bedingung jedoch, daß man auch sie zu beherrschen vermag.

* *
*

Werte Freundin, ich sprach Ihnen von der Komposition solcher Instrumentalwerke, die ihren Ursprung lediglich dem unmittelbaren Einfall, der Stimmung, man könnte sagen dem inneren Zwange verdanken — es ist aber nicht gesagt, daß alle Instrumentalmusik auf solche Weise entstehen müsse, wenn dieser Weg auch der beste, weil organischste ist. Die Schöpfungskraft des Komponisten gleicht insoweit dem Thon des Bildhauers, als sie ohne weitere Vorbereitung ihm zu beliebiger produktiver Benutzung frei steht und die verschiedenartigsten äußeren und inneren Beweggründe die Wahl der anzuwendenden Gattung von Kunstwerken beherrschen können. Nicht gewisse Anregungen, auf die ich später zurückkomme und die das Verhältnis zwischen dem Komponierenden und dem Zu-Komponierenden gänzlich verrücken, sind gemeint; es handelt sich hier immer noch um absolute unabhängige Instrumentalmusik. Da kann nun gar mancher Reiz an den Tondichter herantreten, der ihn zu dieser oder jener Schöpfung veranlaßt. Das Verlangen, eine ungewöhnliche Form oder eine anziehende Mischung von Instrumenten zu versuchen, ein eigentümliches Ausübungstalent zu fördern, der ausgesprochene Wunsch Befreundeter, die Aussicht auf eine vorzügliche Aufführung,

ja die Aufforderung des honorarspendenden Verlegers — alles das und wie viel anderes kann den Samen bilden zu einer klingenden Blume, kann zur Verdichtung schwebender Tongedanken führen. Nur daß Gutes und Schönes zum Vorschein komme, ist von Wichtigkeit — der Anlaß ist gleichgültig, er kann nicht schlecht gewesen sein, wenn das Erzeugnis ein gutes geworden.

Einer freiwilligen Unfreiheit unterwirft sich der Komponist ferner, wenn er Instrumentalkompositionen zu schaffen unternimmt, die ihn durch ihr gegebenes Tempo, ihren charakteristischen Rhythmus u. dergl. sich in bestimmten engeren Grenzen zu bewegen zwingen. Es sind dies vor allem solche, die in innigster Verbindung stehen mit dem Tanz, jener aus der Urrhythmik des Menschen hervorgegangenen Naturkunst, in seinen zahlreichen Zusammensetzungen. Von ihm rührt ein großer Teil der Formen der Instrumentalmusik her oder hat sich aus ihm entwickelt, um zur Unabhängigkeit zu gelangen. Um ein derartiges Gebilde zu schaffen, müssen dessen zu Grunde liegende Rhythmen für den Komponisten zu einem abgeschlossenen Element geworden sein, das, abgelöst von der Totalität des musikalischen Kosmos, hinreicht, ihm die Mittel zu geben zur Bildung eines, trotz aller Bedingtheit, selbständigen Wesens. Mehr als in vielen bedeutungsvolleren Aufgaben gleicht in diesen Fällen die musikalische Schöpfung der der Natur, die in Millionen Exemplaren derselben Art und Gattung doch stets individuell zu schaffen versteht.

* *
*

Jawohl, um Musik nach außen zu fördern, muß man sie in sich besitzen — aber der Wege, die man mit ihr einschlagen kann, giebt es doch gar manche, wie wir sehen. Ich komme jetzt auf diejenigen, auf welchen sie teils außerhalb ihrer Sphäre liegende Anregungen, teils eine zweite Kunst zu Hilfe ruft; mag sie sich aber noch so viel helfen lassen, sie ist und bleibt Königin, und zur Huldigung wird alles, was man ihr entgegenbringt. Allein sie tritt sich zu nahe, wenn sie, grundsätzlich ihrer Kraft mißtrauend, diese zu verstärken glaubt, indem sie ihr Gedanken zugesellt, die meistens von anderer, oft von geringerer Natur als die ihr eigenen sind und von ihr eigentlich gar nicht ausgesprochen werden können. Nichts ist natürlicher, als daß der Tondichter, angeregt, erfüllt, ja begeistert von einem Außerordentlichen (woher es stamme), die poetische Quintessenz desselben zum Mittelpunkte einer eigenen Schöpfung zu machen strebt — nur darf er nicht glauben, dadurch den Wert derselben zu erhöhen — weder in sich selbst noch in der Wirkung, denn nur das, was sich vollständig in unerklärter Musik ausspricht, ist auch vollständig musikalisch und kann musikalisch wirken.

Kehre ich aber zurück zu der stets hier wiederkehrenden Frage: „Wie komponiert man?" so gelange ich zu einer jener geistigen Metamorphosen, die uns unbegreiflich bleiben, auch wenn wir sie noch so häufig beobachtet, ja mit mehr oder weniger Glück selbst versucht haben.

Der Tondichter hat einen, sagen wir, „poetischen Stoff" in sich aufgenommen — möglicherweise verband sich demselben von Anfang her ein musikalisches Farbenbild, ja ein konkreter musikalischer Einfall. Wo das aber nicht der Fall: wie gelangt er zu den Tongedanken, die für ihn und andere jenen poetischen Stoff musikalisch wiedergeben, verkörpern, darstellen sollen und für ihre Phantasie wirklich darstellen?

Im gewöhnlichen Sinne zu erklären ist da nichts. Immer und immer wieder wird der Musiker mit aller Kraft seines musikalisch erfindenden Sinnes auf jenem „poetischen Stoff" verweilen und als sein eigener Hörer und Beobachter aufmerken müssen, was da von klingenden Dingen hervortönt und ihm den Eindruck macht, den Totalcharakter und die charakteristischen Einzelheiten jenes „Stoffes" musikalisch kondensiert wiederzugeben. Was er nun da gewonnen, was ihm zu teil geworden, quantitativ oft viel mehr, als er bedarf, das muß in den Schmelztiegel

strengster Reinigung, um dann als Metall zu dienen für das Werk, das gedacht, gegossen, gefeilt werden soll, um als Gegenstück, als musikalisches Bild, als harmonischer Ausdruck jenes „poetischen Stoffes“ zu seiner Doppelwirkung zu gelangen. In je höherem Grade es dem Komponisten gelingt, etwas zu schaffen, was ohne den Hinblick auf den „poetischen Stoff“, als reines Musikstück, alle den Anforderungen eines solchen entsprechend, bedeutende Wirkung erzielt, desto bedeutender ist seine Leistung — je mehr der Hörer genötigt ist, die ihm durch den „Stoff“ gelieferten Vorstellungen zu Hilfe zu rufen, um das Gebotene aufzufassen und zu genießen, desto weiter ist der Musiker hinter seiner künstlerischen Aufgabe zurückgeblieben. Aus den Urbedingungen seiner Kunst heraus muß das Werk geschaffen sein, denn nur das, was so erzeugt gelang, hat keine Nichtigkeitsbeschwerden zu befürchten.

Am wenigsten entspricht es den Gesetzen, die aus der Natur der Musik als unumstößliche hervorgegangen, wenn, wie es wohl von geistreichen Tonsetzern versucht worden, ein Musikstück einem Gedicht Zeile um Zeile zu folgen und den Sinn jeder derselben in Musik zu übersetzen trachtet. Die geistigen Gesetze, welchen das selbständige Gedicht Folge leistet, sind gänzlich verschieden von denen, nach welchen das selbständige Instrumentalstück geschaffen werden muß; es ist, wie wenn Roß und Adler zusammen eingespannt würden vor denselben Triumphwagen. Ist aber das Gedicht bestimmt, vorgetragen zu werden, so läßt sich gegen eine musikalisch untergeordnete, illustrierende Begleitung nichts Wesentliches einwenden, da der Tonsetzer den Anspruch, ein höheres selbständiges Kunstwerk auf solche Weise geschaffen zu haben, nicht erheben wird und hier das rhetorische Kunstwerk den ersten Rang einzunehmen berechtigt ist.

Wenn Sie recht verschwiegen sein wollen, Gnädigste, will ich Ihnen bei dieser Gelegenheit ein kleines Geheimnis mitteilen, das, wenn man es erführe, die Moderichtung, in der Instrumentalmusik hinter der Hauptsache etwas anderes und Höheres sehen zu wollen, ein wenig in Verwirrung bringen würde. — Vortreffliche und sehr poetische Komponisten gaben und geben viel öfters ihren Instrumentalstücken einen Namen, nachdem sie dieselben geschaffen, als daß sie von einem „poetischen Stoffe“ ausgingen. Kann man doch unzähligen Musikstücken mit dem gleichen Rechte denselben (bezeichnenden?) Namen geben, wie über dasselbe poetische Thema jahrhundertelang immer andere Musikstücke komponieren. Aber die Änderung einer Note kann eine Melodie zu Grunde richten, so fest gegossen, so unantastbar ist die Musik in sich selbst.

Ein anderes ist es bei der gänzlichen Verbindung, man könnte sagen Verschmelzung von Wort und Ton, wenn dem letzteren auch immer die entscheidende Wirkung bleibt, bei der Vokalmusik. Auch hier kann der Haupteindruck wesentlich kein anderer sein als derjenige, der sich aus den Elementen der Tonkunst ergiebt — aber es kommt ein zweiter mit ihm kongruierender hinzu, durch das Wort, durch die Poesie in alle den Formen, die der Tonkunst erlauben, sich ihrer zu bemächtigen. Ich brauche Ihnen, werte Freundin, nicht aufzuzählen, was Sie täglich sehen, hören, ja teilweise üben — was zu den hervorragendsten Interessen mannigfachster Kreise, ja ganzer Populationen gehört. Heute handelt es sich zwischen uns um die Art der Thätigkeit der Komponisten dabei — hiervon das nächste Mal.

* *
*

Die Intensivität der musikalischen Schaffenskraft, Verehrteste, wird bei der Gesangsmusik auf die verschiedenartigste Weise, sowohl beziehentlich der Art als des Grades, in Anspruch genommen. Das zeigt sich schon bei der ersten Grundlage zu einer Vokalkomposition, bei der Bekanntschaft mit den Worten. Ein Lied, um bei einer der einfachsten Gestaltungen zu beginnen, kann sich durch längere Zeit, ja durch eine Reihe von Jahren nach und

nach im singenden Herzen des Tondichters festsetzen, es kann aber auch bei der ersten Kenntnisnahme mit der Stärke eines elektrischen Schlages wirken. Vielleicht giebt es keinen zweiten Fall, in welchem der Einfall so glänzende Triumphe feierte wie hier — denn sicherlich sind Hunderte der schönsten, echtesten Lieder in weniger Augenblicken entstanden, als sie, um gehört zu werden, verlangen; der Komponist hört sie in solch glücklichem Falle von A bis Z wie zu gleicher Zeit, als ein einziges hervorquellendes Melisma, und was er noch daran zu thun findet, nachdem er's durch die Feder fixiert, ist nur kritischer Natur. Wie anders, wenn es sich, dem Inhalt und der Ausdehnung nach, um größere oder große Vokalwerke handelt. Ein tiefes Sichversenken in das Gedicht ist Vorbedingung jeder musikalischen Initiative. Unzähligemal wird der Musiker den Inhalt als Ganzes und in seinen Teilen in seinem Inneren vorüberziehen lassen und beobachtend aufmerken, wo sich ihm Tonschichten zeigen und in welchen charakteristischen Zusammensetzungen. Hat sich ihm ein klingendes Erzgebirge offenbart, so mag er sich dem Minieren hingeben. Im allgemeinen wird in der Vokalmusik das Wort zur Sonne, welche die Memnonssäule in der Seele des Komponisten zum Erklingen zwingt.

Die zahlreichen Gestaltungen, in welchen sich Musik und Wort zu einheitlicher Wirkung verbinden können, sind allgemein bekannt, wenn man sich auch von den Einzelheiten keine Rechnung ablegt. Die Mannigfaltigkeit der Zusammensetzungen, wie sie die Lyrik, das Theater, die Kirche, der Festsaal bieten, ist unerschöpflich. Um den Operationen nachzuspüren, mit welchen der Komponist seine Eroberungen auf diesen Gebieten verfolgt, wollen wir nur einige große Scheidelinien ziehen, innerhalb welcher wenigstens die hervorstechendsten Züge der verschiedenen Kombinationen deutlich hervortreten. Da gelangen wir denn zuerst zu jener Gattung von Gesang, in welcher dem Wort unbedingt der Vorrang eingeräumt ist, wenn es auch nicht dazu gelangt, ihn vollständig geltend zu machen. Sie erraten, daß ich das Recitativ meine. Mag dies nun als eigentlicher Sprechsang nur dazu dienen, Worte, die ihrer Bedeutung nach keine Musik verlangen, in der Tonsphäre zu erhalten (wie in der älteren Oper) oder Bedeutungsvolleres, doch zu vielerlei Berührendes in fortlaufender musikalischer Deklamation zu entfalten, immer wird es vor allem Aufgabe des Tonsetzers sein müssen, bei wiederholter sorgsamster Recitation des Textes sich selbst zu behorchen und aufzumerken auf jede Hebung und Senkung der Redeweise — auf jeden kürzesten Moment, in welchem eine erhöhte Empfindung sich geltend macht oder in welchem eine jener tausendfachen Intentionen leiser oder stärker hervortritt, welche die Rede von innen heraus beherrschen. Während er nun jedem Satz und Wort in ihren Verbindungen und Accenten gerecht zu werden strebt, indem er sie auf melodisch-harmonisch zusammenhängende Töne überträgt, muß ihn die Stimmung beherrschen, welche die Atmosphäre des Gedichtes bildet — sie wird ihren musikalischen Ausdruck finden, denn hier wie überall bleibt dem schaffenden Künstler das Vorrecht, seine deutlich empfundene, wenn auch kaum auszusprechende Intention in das zu Schaffende einzugießen, wenn er sich auch nicht bewußt wird, wie es geschieht.

In breit angelegten Dichtungen wie die Oper, das Oratorium, die neuere Kantate u. s. w. durchkreuzen sich Episches, Lyrisches, Dramatisches in vielfältiger Weise. Vor allem muß der Komponierende vollständige Klarheit darüber gewonnen haben, wohin die einzelnen Teile des Textes neigen; oft genug werden sie freilich zu gleicher Zeit dem einen wie dem anderen angehören. Hier wird die Vokalmelodie in ihrer vollsten, schönsten Klarheit zur Erscheinung kommen müssen, das Orchester nur begleitend wirken — dort wird letzteres die wesentliche musikalische

Darstellung übernehmen und der Gesang halb recitativisch die Worte verkünden — dann werden wieder beide Teile, jeder seiner Natur getreu und doch in tiefster einheitlicher Verbindung, sich gleichmäßig bedeutungsvoll aussprechen müssen. Wie überall sind die Kombinationen unendlich in ihren Einzelheiten — aber eins muß der Tondichter bei einer jeden im Auge behalten: das nämlich, daß es seine Aufgabe, Musik zu schaffen, die, unabhängig auf sich selbst ruhend, als absolute Musik sich geltend mache — wenn er Tondichter und nicht nur ein musikalischer Illustrator sein will.

Die wirkliche Schaffensthätigkeit zu analysieren, ist, wie wir sehen, im einzelnen fast unmöglich; aber auch nur das Allgemeinste darüber zu sagen, ist hier, so vielfach verzweigten Aufgaben gegenüber, um so schwieriger, als einesteils die Ideale, anderenteils die schöpferischen Kräfte der Künstler weit auseinander liegen. Vor allem bedarf es immer und immer wieder des Einfalls, jenes bedeutungsvollen Kernes, der sich in dem siderischen Nebel der Phantasie nach der Aneignung der Dichtung bildet, um als leuchtender Stern hervorzutreten. Je freier er sich losgelöst, je heller wird er strahlen. Wird nun auch jeder edle Gedankenkern ein schnell entstandener sein, nicht jeder schnell entstandene ist ein bester. Strengste Auswahl ist von nöten, und keinem Meister wird es zu viel werden, denselben Moment so oft von neuem in sich hervorzurufen, bis ihn der Gedanke befriedigt, der ihn auszufüllen bestimmt ist.

Die volle Arbeit, die ein größeres Tonwerk erheischt, zu der alles aufgeboten werden muß, was dem Komponisten an angeborener Schaffenskraft, an zur Natur gewordener Kunstfertigkeit, an Geist und Herz, an Kraft und Mut zu eigen ist, wird je nach der Individualität der Schaffenden in tausendfach verschiedener Weise unternommen werden. Vielleicht könnte man jedoch zwei Kategorien feststellen, innerhalb welcher die meisten Tonsetzer von Bedeutung, ein wenig mehr nach der einen oder anderen neigend, ihren Platz finden würden. Die erste würde diejenigen enthalten, welche, die ersten Einfälle ungehemmt fortführend, ihre Werke fast improvisierend schaffen; die andere würde solche in sich aufnehmen, die, am Erdachten fortwährend die strengste Selbstkritik übend, mehr getrennt und einzeln Erfundenes zu verbinden als frei und ungehemmt zu schaffen scheinen. Untergeordnete Geister der ersten Art laufen leicht Gefahr, der Flachheit zu verfallen; Talente der anderen werden leicht gespreizt und mühselig erscheinen. Vollständig ausgeglichen werden die Mängel beider Verfahrungsweisen nur bei den größten Genies, wenn, wie z. B. bei Mozart, das geläutertste Urteil sich überströmender Erfindungskraft zugesellt oder, wie bei Beethoven, die strengste Auswahl und eigensinnigste Verbesserung jedes einzelnen Gedankens die Glut nicht dämpft, die alles zu einem homogenen Ganzen zusammenschweißt. Die künstlerische Pflicht des ernsten begabten Tonsetzers wird in der viel bespöttelten Mitte liegen — er soll den Fluß seiner musikalischen Rede nicht durch vorlautes Splitterrichten hemmen, aber an das Gewordene den strengsten Maßstab anlegen.

* *
*

Ich erinnere mich, verehrte Freundin, Sie eines Tages sinnend vor der Partitur des Don Giovanni gefunden zu haben — Sie äußerten Ihr Bedauern, so weniges und dies wenige nur nach und nach derselben entnehmen zu können. Das hörende Schauen (oder schauende Hören), durch welches der unterrichtete und geübte Musiker in stand gesetzt wird, Musik in sich aufzunehmen, ohne die Hilfe des Ohres zu beanspruchen, ist freilich eine beneidenswerte Fertigkeit, von der es aber nicht leicht ist einen klaren Begriff zu geben. Man irrt, wenn man glaubt, daß dem Lesenden ein Genuß in sinnlicher Stärke dabei zu teil werde, wie ihn die Aufführung eines schönen Musikstückes bietet — aber die geistige Befriedigung bei solcher

Betrachtung eines Meisterwerkes ist vielleicht eine noch größere Freude, namentlich wenn man es in seiner realen Wirkung kennt. Vielleicht ist dieses Schauen dem Eindruck zu vergleichen, den der Anblick eines schönen Bildes hervorruft. Da die Musik in diesem Falle nicht vorüberrauscht, da es dem Betrachtenden frei steht, bei jeder Einzelheit zu verweilen, jede Feinheit des Baues zergliedernd zu bewundern oder, schnell vorwärts dringend, das Ganze gleichsam in einem Augenblick eben als ein Ganzes zu überschauen, so erhält sie etwas Plastisches — und doch auch wieder nicht, da jede Sinnesbefriedigung ausgeschlossen ist. Die Befriedigung bleibt stets eine rein geistige und wäre geradezu unbegreiflich, wenn nicht die Erinnerung an die Thätigkeit des Ohres da wäre, welche, die Phantasie beherrschend, es ihr möglich machte, so Außergewöhnliches zu leisten.

Dem Tonsetzer ist dies hörende Schauen unentbehrlich, zuvörderst für das Studium der Werke der Meister, vollends aber für die eigenen Arbeiten, wenn diese dem Gebiet komplizierterer Gattungen angehören. Zwar wird er sich einen Auszug des Geschaffenen vorspielen, vorsingen können, aber bei dem Aufbau polyphoner Gestaltungen kann er ohne das schauende Hören nicht auskommen. Und es ist eigentlich schlimm, daß dem so ist, daß ihm nicht das Glück zu teil wird, seine Schöpfung während der Arbeit in allen Einzelheiten sinnlich hören zu können wie der Maler, der Bildhauer, die ihre Werke jeden Augenblick aus der Nähe und Ferne in ihrer Wirkung zu beurteilen im stande sind. Auch bedeutende und erfahrene Komponisten sind in Gefahr, sich zu irren — inne zu werden, daß das im Geiste mit Befriedigung Gehörte in der materiellen Wiedergabe ihren Wünschen nicht immer entspricht — und diese Erfahrungen werden sie leider meistenteils in Gegenwart eines Publikums zu machen gezwungen sein, da Haydn der letzte, vielleicht der einzige große Komponist war, dem eine treffliche Kapelle zu steter Verfügung stand.

Doch ich muß zur Partitur zurückkehren, diesem höchsten Ergebnis tonsetzerischer Thätigkeit. Eine Partitur an und für sich selbst, abgesehen vom größeren oder geringeren künstlerischen Wert derselben, gehört doch zu den außerordentlichsten Leistungen des menschlichen Geistes. Die Buchstabenschrift, so unendlich viel bedeutsamer durch ihre allgemeine Wichtigkeit, steht zwar als Produkt erfinderischen Scharfsinnes der Notenschrift nicht nach — aber sie ist doch keiner Anwendung fähig, die so erstaunlich kompliziert und zu gleicher Zeit so deutlich wäre wie diese, durch welche das verschlungene Wesen vielstimmiger Musik zu klarer Anschauung und Bestimmtheit gelangt. Man denke sich z. B. beim Anhören einer Beethovenschen Symphonie (wenn man dann überhaupt vom Hören lassen kann), daß die Partitur alle diese gleichzeitig ertönenden Melodien, Gänge, Figuren, ausgehaltenen oder nur kurz anklingenden Töne in der überreichen Mannigfaltigkeit ihrer Rhythmen in mathematischer Klarheit und Genauigkeit als ein musikalisches Bild enthält und wiedergiebt. Nur zur Bezeichnung der Stärke oder Schwäche, der größeren oder geringeren Schnelligkeit ist man gezwungen, die Sprache zu Hilfe zu nehmen — alles andere ist in den kleinsten Einzelheiten wie im schärfsten Zusammenklange in diesem hieroglyphischen Gemälde enthalten, das einen immer wieder in Erstaunen setzt, wenn man sich die Mühe nimmt, darüber nachzudenken.

Die Art, wie die Tonsetzer die Fertigstellung einer Partitur in Angriff nehmen, läßt vielfach Blicke thun in die Verschiedenheit ihrer Schaffensweise. Hierauf näher einzugehen, würde hier zu weit führen. Im allgemeinen wird sich herausstellen, daß die Eintragung dessen, was der Komponist in einzelnen Stücken als das Wesentlichste betrachtet (es sei dies an und für sich selbst einfacher oder polyphoner Natur), zuerst geschieht — das, was sich um das Wesentlichste bewegt, es umflüsternd, verstärkend, hebend, ver-

vielfachend, umspielend, umstürmend, erst in zweiter Folge. Hier gewinnt die Thätigkeit des Komponisten eine wenn auch immer noch entfernte Ähnlichkeit mit der des Malers, insofern auch dieser nach Feststellung und Aufzeichnung seiner Komposition die reizende Arbeit beginnt, die ihn zum eigentlichen Maler stempelt — und nicht mit Unrecht spricht man vom Kolorit der Töne und von der Harmonie der Farben.

* *
*

Sie haben wohl recht, wenn Sie mir vorwerfen, Ihnen bis jetzt die wesentlichste Antwort schuldig geblieben zu sein auf die Frage nach dem Wie? des Komponierens — denn vor allem möchten Sie wissen, ob der echte wirkliche Komponist des Klaviers bedarf — oder ob er in für andere unhörbarem unsichtbarem Sinnen seine Schöpfungen concipiere und nachträglich nur Bleistift oder Feder zu Hilfe nehme, um sie aufzuzeichnen? Im allgemeinen wird wohl weder das eine noch das andere unbedingt stattfinden — aber das muß ich vor allem aussprechen: kein Meister bedarf eines Instrumentes — wie weit und wie er sich dessen bedient? das ist nicht nur bei einem jeden verschieden — es hat auch bei ein und demselben in mannigfachster Weise statt.

Es giebt ernste Tonsetzer, die mit einer gewissen Verachtung von der Beihilfe des Pianos sprechen und sie als ein Surrogat für schwächliche Kollegen bezeichnen — in diesen Äußerungen steckt jedoch etwas Heuchelei. Ich habe den größten Teil der berühmtesten Komponisten dieses Jahrhunderts persönlich gekannt und wüßte keinen, in dessen Arbeitszimmer ich nicht ein cembalisches Möbel gefunden hätte — sei es ein armseliges Spinett wie bei Cherubini, sei es einen Broadwoodschen Flügel wie bei Mendelssohn — alle Zwischenstufen waren bei den einen und anderen vertreten. Dazu kommt als weiteres sinnliches Hilfsmittel das edelste uns von der Natur gegebene Tonorgan: die Stimme, mag sie nun beim Komponisten süß tönend oder nur leise flüsternd, kreischend oder ächzend, dröhnend oder wimmernd zur Erscheinung kommen. Auch der Fertigkeit, die mancher Tonsetzer (ich nenne Spohr) sich im Pfeifen angeeignet, ist Erwähnung zu thun, wenn man von den sinnlich tönenden Anregungen spricht, die der Komponist zu Hilfe rufen mag. Darauf kommt es freilich an, welcher Art die Dienste sind, die der schaffende Musiker von seinem Instrument in Anspruch nimmt, denn er kann mit dem Klavier, am Klavier oder durch das Klavier komponieren und dazu singen, pfeifen oder — schweigen.

Nichts ist natürlicher, als daß der Tonsetzer sich gedrängt fühlt, von der klanglichen Wirkung des Erdachten eine wenn auch noch so unvollkommene sinnliche Idee zu erlangen. Es ist eine Fleischwerdung seiner im Geiste geborenen Tongeschöpfe, und wenn ihre Gestalt ihm gefällt, das heißt, wenn die in seiner Phantasie vertausendfachte Wirkung ihn befriedigt, so wird sich diese Befriedigung leicht in frischem vorwärts dringendem Erfinden äußern, vorausgesetzt, daß sein Gedächtnis ihn befähigt, das so sich Gestaltende festzuhalten. (Ohne diese letztere Geisteskraft wird es ihm überhaupt kaum möglich sein, anders als andauernd aufzeichnend zu arbeiten.) Im allgemeinen wird der mit dem Instrument Schaffende dasselbe schnell wieder verlassen und in seine musikalische Geisteszelle zurückkehren, wo beschränkte Fingerfertigkeit dem Flug seiner Erfindung nicht hemmend entgegentritt.

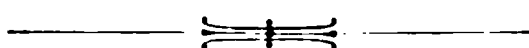
Es gab aber und giebt viele Tonsetzer, welchen es Bedürfnis ist, am Klavier zu komponieren (abgesehen von jenen, die nur für dasselbe schreiben), die das sinnliche Getöne nicht entbehren können, wenn sie auch noch so skizzenhaft ihre Erfindungen auf dem Instrument wiederzugeben vermögen. Besonders häufig findet man sie unter den Vokalkomponisten, denen das Instrument dann hauptsächlich als Unterlage dient für die Gesänge, die sie erfindend (mit mehr oder weniger Stimme) ertönen lassen. Niemand wird es einem Dichter verargen, wenn er sich entstehende

oder entstandene Verse vordeklamiert, und so wird man es auch dem Tonsetzer nicht verübeln dürfen, wenn er seine frischquellenden Melodien sich vorsingt und zwar so lange und so oft, als not thut, um sie zu vollenden — es bleibt dann immer noch genug zu thun übrig.

Instrumentalisten, die Solostücke für ihre Instrumente komponieren, werden wohl auch fast immer diese zu Hilfe nehmen. Was sie zu sagen wünschen, hängt meistenteils sehr eng mit dem Wie zusammen, und dieses Wie offenbart sich so unendlich viel intensiver, wenn sich dem Geiste die fühlende Hand gesellt, daß die Vorteile für letztere vielleicht größer als die Nachteile sind, die als eine Folge der oft gehemmten Erfindungskraft sich herausstellen mögen. Hier trennen sich nun, ziemlich leicht erkennbar, zwei Wege — der eine führt zum Ziel, indem der Künstler, wenn auch versuchend, wählend, improvisierend, nie der inneren Wärme, der Spontaneität verlustig geht, die dem Vollbrachten den Charakter des Gewordenen erhält — der andere, der halb auf mechanischem Wege, tastend und suchend, durch mehr oder weniger glückliche Experimente, etwas zu stande bringt, was immerhin wohlklingend und geistreich sein kann, dem man aber den Mangel der zeugenden Seele anfühlt. Man wird hierbei an das Wort Luthers über einen seiner Lieblingskomponisten erinnert: „Die anderen,“ sagte er, „müssen thun, wie die Noten wollen, bei ihm aber müssen die Noten thun, wie er will.“

Habe ich Ihnen nun, verehrte Freundin, auch nur annähernd die Frage beantwortet, die Sie an mich gestellt? Ganz aufrichtig gesagt — ich glaube kaum, und fürchte, mir mehr zugemutet zu haben, als meine schwachen analysierenden Geisteskräfte zu leisten vermögen. Zu tief versteckt liegen die Quellen künstlerischen Schaffens — zu eigenartig sind die Manipulationen, deren es bedarf, um aus ihnen zu schöpfen — zu zahlreich die Schwierigkeiten, die außerhalb der specifischen Begabung sich ausbreiten, wenn es sich um die Schöpfung eines wirklichen musikalischen Kunstwerkes handelt. Für die Wahrheit dessen, was der Komponist gestaltet, findet er ein Zeugnis nur in der eigenen Brust — die Schönheit ist nirgends zu beweisen — die Kunst soll zur Natur, die Natur zur Kunst werden. Jedes Erkalten, das die Selbstkritik so leicht mit sich bringt, ist lebensgefährlich — die Sorglosigkeit aber führt zur Stümperei. Eine Arbeit ist es, der des Schmiedes vergleichbar, der das glühende Eisen in kaltes Wasser taucht und dann fortfährt, es zu formen. Und auf wie vieles muß sich nicht seine künstlerische Sorge erstrecken! Auf den Bau im ganzen und im einzelnen — auf den Reichtum und die Logik der Gedanken, — auf die Harmonie der Farbe — auf alle die sorglichen Einzelheiten, welche die Tonkunst als Kunst der Töne, wie als Kunst der Spieler und der Sänger erheischt. Es gehört schon viel dazu, sich aller Schwierigkeiten bewußt zu werden — sie gänzlich zu bemeistern, ist den wenigsten gegeben. Deshalb sind vollendete Meisterwerke so selten in unserer Kunst. Glücklicherweise bedarf es derselben nicht, um die Menschen durch Musik zu beglücken — die Töne lassen sich viel gefallen, das Publikum noch viel mehr! Und so wird auch der ernsteste Musiker sich zuweilen mit Kleinmut die Frage vorlegen, ob seine Kunst mehr zu leisten im stande sei, als den Menschen einen Ohrenschmaus oder eine nervöse Aufregung zu bereiten.

Aber ich komme weit ab von der Frage: wie man komponiert? Vielleicht, verehrte Freundin, finden Sie jemanden, der sie Ihnen genügend beantwortet, ich wünsche es, auch im Interesse meiner Aufklärung. Am besten werden Sie jedenfalls thun, wenn Sie fortfahren, sich mit Ihrer schönen, vollen musikalischen Seele in die Meisterwerke unserer großen Tondichter zu versenken. Hingebendes Leben im Geschaffenen giebt eine Ahnung der Schaffenskraft.





Litterarische Mitteilungen.

Reliquien aus der Autographenmappe.

Von

K. v. Gerstenberg.



Bei der Durchsicht der vor mir liegenden Briefe und Manuskripte berühmter Männer und Frauen überkommt mich gewöhnlich das Gefühl, daß früher ein ganz anders denkend und fühlend Geschlecht als das heutige gelebt haben müsse. Der Geist, der mir aus den Schriften entgegenweht, paßt so wenig in unsere jetzige prosaische Welt, die den Blick nach den Sternen gänzlich verlernt zu haben scheint, wie die heilige Lotosblume der Inder unter unsere einheimischen Disteln und Brennesseln. Seitdem der Krämergeist die Welt regiert und aus dem tiefsten Materialismus eine Tugend macht, seitdem der kalte berechnende Egoismus mit der Halbbildung kokettiert, kommen mir Stimmen wie die vorliegenden immer mehr und mehr wie solche aus fernen Welten vor, die die Gegenwart noch nicht einmal zu kopieren versteht und von der nur ein sehr kleiner Teil sie zu begreifen gelernt hat. Musen und Grazien sind für unser Geschlecht so ziemlich dasselbe was die Berge des Mondes: man hat von ihnen gehört, aber von ihren Eigenschaften weiß man so viel wie nichts. Für Gebildete und Gemütvolle ist es daher immer eine Wohlthat, wenn sie sich einmal aus dem faden Einerlei des Oberflächlichen und Alltäglichen in die Sphäre des Erhabenen und Edleren flüchten und so zu sagen mit anderen reineren Geistern leben können. Der Einblick in die Briefe großer Männer kommt einem Verkehr mit denselben fast gleich, und so glaube ich, daß auch in nachstehenden Schriftstücken eine willkommene Erscheinung dieser Art geboten wird. Die Manuskripte entstammen, wie ich für deren Echtheit nur beiläufig bemerken will, dem Nachlasse Ifflands, gingen von diesem in den Besitz des Oberregisseurs des Berliner Hoftheaters, Herrn v. Lavallade, über und befinden sich jetzt in den Händen der Erben des letzteren, von denen sie mir freundlichst zur Verfügung gestellt wurden.

Das erste ist ein Brief Schillers an die Adresse des „Herrn Iffland, Direktor des Königlichen Nationaltheaters in Berlin“ und lautet:

„Weimar, 18. Dezember 1803. Sie haben mir und allen Freunden mit Zusicherung Ihres Kommens eine sehr große Freude gemacht, und ob Sie gleich, wie mir Herr Kirms meldet, Ihr Versprechen in Absicht auf den versprochenen Termin zurücknehmen, so ist uns doch nun Ihre Ankunft um einige Monate später gewiß. Indessen würden wir uns über diesen Aufschub nicht so leicht zufrieden geben, wenn nicht zufälligerweise auch unsere projektierten Feierlichkeiten einen Stoß erlitten hätten und zugleich unser Theaterpersonal durch die Krankheit zweier notwendiger Mitglieder so eingeschränkt worden wäre, daß es schwer hielte, einige Stücke von Wichtigkeit zu besetzen, in denen wir Sie so gern hätten auftreten sehen. Unter diesen Stücken ist ‚Mahomet‘, welches wir, im Fall Sie den Mahomet spielen, ziemlich vollständig gut besetzen können.

„Wir wünschen Sie ferner in Ihrem Stücke ‚Der Fremde‘ zu sehen. Dieses Lustspiel ist hier mit Recht sehr geschätzt, denn es ist trefflich angelegt und ausgeführt, von der echt komischen Gattung, und muß immer auf dem deutschen Theater bleiben.

„So sehnen wir uns ferner, Sie in dem ‚Spieler‘ auftreten zu sehen, dessen Darstellung uns noch allen unvergeßlich ist.

„Und daß Sie in meinem ‚Wallenstein‘ erscheinen, ist ein Freundschaftsstück, das ich

Ihnen nicht erlassen kann. Auch ist bis zu Ihrer Ankunft mein neues Stück fertig, und noch viel früher hoffe ich, soll aber eher in Berlin als hier gespielt werden, wenn Sie wollen, und die erste Repräsentation hier auf Sie warten. Eine Rolle ist wenigstens darin, die Sie sich gern aussuchen werden.

„Goethe ist jetzt sehr pressiert, den ‚Tankred‘ zu vollenden; Sie haben uns dadurch, daß Sie ihn ein wenig drängen und treiben, einen guten Dienst gethan, weil dies Stück ohne diesen Sporn leicht auf die lange Bank hätte geschoben werden können, denn Goethe hat einmal den Glauben, daß er Winters nichts Poetisches arbeiten könne; und weil er es glaubt, so ist es bis jetzt auch wirklich der Fall gewesen.

„Leben Sie recht wohl und helfe Ihnen die Göttin der Freude die kommenden Theaterwochen, die Plage der Direktionen, heiter überstehen. Ganz der Ihrige Schiller."

Diesem vorstehenden Briefe liegt ein anderer beigeschlossen, der von der Hand Charlotte von Schillers herrührt, sechs Wochen nach dem Tode ihres Gatten an Iffland gerichtet wurde und ein sprechendes Zeugnis dafür abgiebt, daß diese Frau mit ungemein viel Geist und Herz ausgestattet, würdig eines Schiller, dem Großen zur Seite stand. Sie schreibt noch unter dem vollen Eindrucke des Schmerzes, den der Tod des geliebten Mannes ihrem Leben aufgedrückt:

„Weimar, den 20. Juni 1805. Der Anteil, welchen Sie, mein verehrter Freund, an meinem Verlust und an dem Schicksal meiner Kinder nehmen, hat mich innigst gerührt. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen mit der Offenheit, die die Freundschaft des Verstorbenen für Sie heiligt, über den edlen Anteil schreibe, den Sie an uns nehmen. Ich bin ohne Wünsche für mich selbst, aber die Existenz meiner Kinder sorgenlos und heiter für die Zukunft zu machen, ist meine heiligste Pflicht. Jede Art, wie Sie selbst das Andenken eines Jugendfreundes feiern würden, würde seiner und Ihrer wert sein, das fühle ich. Aber dürfte ich Ihnen eine Art angeben, wie es nach meiner Meinung für die Existenz meiner Kinder am vorteilhaftesten geschehen könnte?

„Sollte es Ihnen nicht möglich sein, durch Ihren mächtigen Einfluß vom Könige die Erlaubnis zu erhalten, daß von Schillers sechs besten Stücken jedes einmal zum Besten meiner Kinder aufgeführt würde? Durch Ihren Einfluß hat Schiller zum erstenmal in Berlin das belohnende Gefühl genossen, für eine Nation gearbeitet zu haben, und gern würde ich auf diese Weise auch die schönste Existenz meiner Kinder Ihrer warmen edlen Freundschaft verdanken. Sie verzeihen diesen Vorschlag und vergessen ihn, wenn er nicht ausführbar oder nicht nach Ihrem Sinn wäre.

„Die Königin hat mir ihren rührenden Anteil an meinem Unglück versichern lassen, doch von Ihnen allein erwarte ich Anleitung, ob ich vielleicht von dieser Seite etwas für meine Wünsche zu erwarten hätte?

„Soll ich Sie, verehrter Freund, um Verzeihung für dieses geäußerte Zutrauen bitten? Nein, ich fühle, daß es Ihr Herz so aufnimmt wie das letzte Lebewohl eines entschlafenen Freundes, und daß es bei Ihnen allein verborgen bleibt, wenn Sie die Sache unausführbar fänden. Mit unbegrenzter Achtung und Freundschaft Ihre Freundin Charlotte v. Schiller, geborene v. Lengefeld."*

* * *

Eine weitere Reliquie ist ein Brief Ifflands an Herrn Rhode, der damals in Berlin eine Zeitschrift herausgab, in welcher er Ifflands Auffassung des Piccolomini in Schillers „Wallenstein" als eine unrichtige bezeichnet und hervorgehoben hatte, daß diese Person als ein Schleicher, ein Bösewicht dargestellt werden müsse. Iffland rechtfertigt seine Auffassung nun in folgender Weise, indem er betont, daß ihm bei seinen Darstellungen Gründe leiten:

„Für die Übersendung der Zeitschrift, zweites Heft, danke ich ergebenst. Sagen Sie, ich bitte, stets unbefangen über meine Kunstausstellungen, was Ihre Meinung ist. Die Kunst kann nur dabei gewinnen. — Piccolomini ist nach meiner Überzeugung kein Schleicher, wenn auch das rohe Streitvolk der Trinkbrüder den urbanen Italiener so nennt. Ein eifriger Katholik, Anno 1628, sah Gott und seinen gesalbten Oberherrn in einer Linie und glaubte fest an beide. So Piccolomini, dessen Herzlichkeit in den langen erschöpfenden Reden, wenn er ein Schleicher sein soll, vom Dichter ein ekelhafter Fehler wäre. Sollte Wallenstein allein, dessen alter Freund Piccolomini vor dem Lützner Traum war, nicht den Schleicher gesehen und sein Vertrauen von ihm gewendet haben? Der allvermögende Generalissimus durfte ja den Späher, den wohl er früh durchschauen mußte, ehe des Traumes Schwärmerei die frühere gute Meinung begründete, er durfte ihn nur fortschicken! Piccolomini liebt, ehrt, achtet, hält und hebt

‚das fromme Kaiserhaus‘,

er hat Wallenstein

‚dringend, hat mit Ernst ihm abgeraten‘,

nur hat er

‚seines Herzens Abscheu verborgen‘,

* Die Antwort auf den hier zum erstenmal abgedruckten und bisher als verloren gegangen geglaubten Brief findet sich in „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde". Stuttgart 1860. I, Seite 307.

weil es bei Wallenstein, den seine Sterne regieren, nichts gefrommt haben würde, sich, Sohn, Kaiser und Staat zu früh aufs Spiel zu setzen. Es ist ihm, dem feineren Staatsmann, ehrlich leid, daß es nicht immer möglich sei:

'im Leben sich so kinderrein zu halten'.

Er ist davon belebt, von seinem mit den ersten Begriffen empfangenen Dogma.

'Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiser treu zu dienen',

das, wie's ist, mit der Furcht, die er dem Sohne äußert:

'Wenn du das Brandmal ausdrückst unsres Hauses Adel'.

Der Mann, der so herzlich von seinem Sohne sich trennt, der so Vater ist — kann kein Schleicher, kein Bösewicht sein. So ist meine Überzeugung, die ich Ihnen als meine Privatantwort gebe, um Ihnen zu sagen, daß ich nicht ohne Gründe handle. Mit Hochachtung Ihr ergebener Iffland. Berlin, den 20. Aug. 1799."

* * *

Hochinteressant ist ferner ein Manuskript Wielands mit dem Datum „O., den 5. Mai 1800." Es ist hier unter dem O. Osmanstedt, das Landgut Wielands bei Weimar, gemeint, wo er auch mit seiner Frau und Jugendfreundin de la Roche unter einem Stein begraben liegt, der die von ihm selbst verfaßte Inschrift trägt:

Liebe und Freundschaft verband die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Den hier gegebenen Entwurf zu einem allegorischen Gemälde, welches auch später ausgeführt wurde, hatte er zu Ehren des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise von Preußen aufgesetzt. Das ganze Schriftstück zeigt den ebenso zartfühlenden, geistvollen wie für das hohe Fürstenpaar begeisterten Dichter. Dieses Autograph ist ferner in der Hinsicht wertvoll, als es Wielands volle Namensunterschrift trägt, der man selbst in seinen Briefen nur selten begegnet:

„Idee eines allegorischen Gemäldes ꝛc. Der Hauptgedanke, der dadurch dargestellt werden soll, ist: Dank der Musen und Friedenskünste Ihrem königlichen Beschützer und Beförderer Friedrich Wilhelm III. und der Königin, seiner Gemahlin (denn nach meinem Gefühl wenigstens kann und soll die liebenswürdigste und geliebteste der Königinnen von Ihrem erhabenen Gemahl auch in Kunstdarstellungen nie getrennt werden) als Stiftern des neuen National-Schauspielhauses dargebracht.

„Die Scene des Gemäldes ist der oberste über die Wolken emporragende Teil des Olymps oder bestimmter eine Vorhalle des Palastes Jupiters mit einem dazu gehörigen großen offenen Platz.

„Unter der Vorhalle der König und die Königin der Götter, in antikem Kostüm auf einem Bisellium sitzend, als ob sie in dem Augenblick vor dem Momente, den das Gemälde darstellt, den gegenüber einen Reihentanz schließenden Grazien und Horen zugesehen hätten.

„NB. Die schönste und edelste Darstellung eines sitzenden Jupiters, die ich kenne (mit einem Füllhorn auf dem Schoße und einer Hasta, auf deren Spitze ein Adler sitzt, in der linken Hand), befindet sich auf der 25. Tafel des IV. Teils der 'Tischbeinischen Vasensammlung'. Ich würde diese Figur vor allen anderen wählen (wiewohl sich der Künstler allenfalls auch an diejenigen, die im 'Museo Pio-Clementino', P. V, tav. 26, 27 zu sehen sind, halten könnte). Die sitzende Juno wird auf alten Denkmälern öfters mit einem Kinde auf dem Schoße gebildet. Wenn diese Bezeichnung (wie ich wünschen möchte) gewählt würde, so könnte etwa die Figur in Winckelmanns 'Monumenti Inediti' Nr. 56 zum Vorbilde dienen. Doch würde ich dieser eine andere noch vorziehen, die auf der 75. Kupfertafel im 2. Band der 'Galeria Giustineana' zu sehen ist. Ich weiß nichts Schöneres und Liebenswürdigeres als diese Idee, und sie würde hier (dünkt mich) sehr schicklich benutzt werden können.

[Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß die Götter ewig jung sind und daß auch Jupiter (seiner majestätischen Chevelüre unbeschadet) auf antiken Gemmen und Vasen ꝛc. jung erscheint.]

„Der Genius des Friedens oder der Friedenskünste mit zwei Kränzen, einen von Olivenblättern und einen von Myrten in den Händen, schwebt aus dem Äther herab gegen das Götterpaar, als ob er sie bekränzen wolle.

„Ein anderer Genius überreicht dem Götterkönig eine Tafel (oder halb aufgeschlagene Rolle), worauf (in gehöriger Nähe) der Aufriß des neuen Schauspielhauses zu erkennen ist.

„NB. Wie zwei oben fliegende Genien gegen eine unten thronende Figur schicklich anzubringen seien, zeigt unter anderem die Vorstellung auf der Opferschale in Neapel, welche Visconti im 'Mus. Pio-Clement.' Tom. III. auf der 3. Hilfstafel Lit. C. Nr. 1 abgebildet hat. Auch ist in den 'Pitture d'Hercolano', Tom. IV, tav. 41 ein Gemälde, das dem Künstler eine Idee geben könnte, wie der Figur auf dem Thron ein Riß vorzuhalten wäre.

„Verschiedene kleine Genien, als schöne Kinder gebildet und die zur Schauspielkunst gehörigen darstellenden Künste bezeichnend, spielen auf den Wolken, die den hervorragenden Olymp umwallen, mit Larven und anderen Zubehörden der tragischen, komischen und lyrischen Musen.

„Die Scherzi der kleinen Genien wünschte ich nach den anmutigen Vorstellungen in den ‚Pitture d'Hercolano', Tom. I, tav. 30—38 (unter anderem auch die Nr. 1, tav. 24, wo ein Genius den anderen mit der Maske schreckt) und nach den Gemmen im ‚Museum Florentinum', Tom I, tav. 78 (besonders Nr. 6) nachgeahmt zu sehen.

„Dem Götterpaar gegenüber tanzen die Grazien, leichtbekleidet und rosenbekränzt, mit den Horen Hand in Hand einen edlen und zierlichen (ja nicht hüpfenden) Reihentanz.

„Sollte der IV. Teil der ‚Tischbeinschen Vasensammlung' noch nicht zu Berlin angekommen sein, so könnte mit dem Blatte, dessen oben erwähnt wurde, von hier aus gedient werden.

O. (Osmanstedt), den 5. Mai 1800.

Wieland."

Litterarische Notizen.

Römische Dorfgeschichten von Richard Voß. (Frankfurt a. M., C. Koenitzer.) — Die große Gestaltungskraft, welche Richard Voß in seinen dramatischen und erzählenden Dichtungen bereits bewährt hat, tritt auch in diesen fünf Novellen, die teils im antiken, teils im modernen Rom spielen, sehr vorteilhaft hervor. Mehr und mehr treten die bizarren und gesuchten Eigentümlichkeiten in den Hintergrund und die rein menschliche Empfindung behält die Oberhand; so ist namentlich die Novelle „Das Venusopfer" eine allerliebste Variation des oft behandelten und leicht anfechtbaren Themas von der Liebe zwischen zwei vermeintlichen Geschwistern. Weniger natürlichen Fluß zeigen „Die Ikariden", und auch „Die Sibylle von Tivoli" ist nicht ganz frei von gewaltsamen Effekten.

Die Reichsgrafen von Walbeck. Roman aus der Gegenwart von Emil Peschkau. (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.) — Der talentvolle Verfasser dieses Romans hätte besser gethan, sich die Vorrede, in welcher er die Versicherung giebt, daß das, was er erzähle, wahr sei, zu ersparen, denn alle Welt weiß, daß die Verfasser socialer Romane teilweise wahre Begebenheiten und wirkliche Personen schildern; ihre größere oder geringere Kunst besteht alsdann darin, die flüchtigen Begebenheiten in fesselnder Anschaulichkeit darzustellen und den Gestalten typische Bedeutung zu geben. Beides ist Emil Peschkau gelungen, und es wäre daher nicht nötig gewesen, uns zu sagen, daß die Wirklichkeit die Quelle war, aus welcher er seinen Stoff geschöpft hat. Den Grund, weshalb er dies mitteilt, können wir noch weniger billigen, denn es ist dem Dichter wie dem Künstler unbedingt erlaubt, ins volle Menschenleben zu greifen und bald von den Höhen, bald aus den Tiefen der Gesellschaft seine Gestalten herauszuholen. Der rohe Egoismus, der Mangel des Sinnes für die anderen, wie der Dichter treffend sagt, wird in diesem Romane an den Pranger gestellt, und wir sind glücklicherweise so weit gekommen, um es vollkommen berechtigt zu finden, wenn die Wurzeln rücksichtslos bloßgelegt werden und der Boden gleichsam chemisch untersucht wird, welchem irgend eine sociale Giftpflanze entwächst. Vielleicht hätte Peschkau gewisse Einzelheiten seines Romans etwas mehr detaillieren dürfen, manches ist gar zu aphoristisch gehalten und würde durch behaglichere Ausführung gewonnen haben.

Die Grafen von Altenschwerdt. Roman in drei Bänden von August Niemann. (Leipzig, F. W. Grunow.) — Die dichterische Individualität Niemanns scheint keiner großen Entwickelung fähig zu sein, wenigstens zeigt dieser neue Roman dieselben Vorzüge und Schwächen wie seine früheren Arbeiten, und es ist leider in der Charakterzeichnung ein Übel dazu gekommen. Die Seele der ganzen Handlung, Gräfin Sibylle Altenschwerdt, ist eine der bösartigsten Intrigantinnen, welche sensationsbedürftige Schriftsteller jemals erfunden haben. Das jugendliche Liebespaar dagegen ist fast zu rein und fleckenlos. Der Verfasser läßt seine Figuren auch diesmal wieder viel zu viel reden; er hätte besser gethan, den Roman auf zwei Bände zu beschränken und einen Band Aphorismen und Sentenzen apart erscheinen zu lassen. Übrigens zeigt er sich wieder als vielseitig durchgebildeten geistvollen Mann, bei dem nur zu bedauern bleibt, daß ihm die Naivetät des wahren Dichters von Gottes Gnaden mangelt.

Die Nadel der Benten. Japanischer Roman aus der Jetztzeit von C. W. E. Brauns. Zwei Bände. (Berlin, Otto Janke.) — Die Verfasserin dieses Romans ist die Gattin des Professors Brauns in Halle, der mehrere Jahre

mit ihr in Japan gelebt hat, und man kann sagen, daß dieses Buch geradezu ein Unikum in der deutschen Litteratur ist, denn es zeigt nicht nur das japanische Leben, die Verhältnisse, Sitten und Gebräuche, das Denken und Empfinden daselbst mit überzeugender Treue und größter Objektivität, sondern die Erzählung ist für uns Europäer darum besonders fesselnd und interessant, weil sie den Einfluß der von einzelnen Individuen in die dortigen Verhältnisse übertragenen abendländischen Kulturkeime mit packender Wahrheit nachweist. Wie es bei einem Roman natürlich ist, handelt es sich hauptsächlich um die Ehe und die Stellung der Frau. Mit großem Scharfblick ist hervorgehoben, wie die japanische Frau sich in ihrer Würde beleidigt fühlt, wenn man sie aus ihrer Unmündigkeit und sklavischen Abhängigkeit befreien will. Der Titel bezieht sich auf eine kostbare Haarnadel, welche in einer Familie forterbt und dauernde Schönheit bewirken soll. Wird diese Nadel der Göttin Benten, der japanischen Venus, geopfert, so erfüllt diese die daran geknüpfte Bitte. Natürlich wird dies Opfer nur in äußersten Herzensnöten gebracht, und dadurch spielt die Nadel eine wichtige Rolle in der anziehenden und fesselnden Handlung.

Wir haben schon weit Besseres von Ida Boy-Ed gelesen als ihre zwei Novellen, die sie unter dem Gesamttitel **Getrübtes Glück** bei Otto Meißner in Hamburg hat erscheinen lassen. Ihr ansprechendes Talent verleugnet sich auch hier nicht, aber die Charakterzeichnung läßt manches zu wünschen übrig. Man verlangt ja nicht von weiblichen Autoren, daß sie die Männer besser, als sie sind, schildern sollen, nur richtig; dieser Henry in „Die Gewaltigste“ dürfte sinnlicher, konsequent gewissenloser sein, aber seine molluskenhafte Schwäche ist gar zu widerwärtig. Auch Volkardt in „Das vergrabene Pfund“ müßte weniger sentimental, nicht so durchaus der Mann seiner Frau sein, um Interesse zu erwecken.

Ein interessanter Briefroman unter dem Titel **Aus zwei Welten** von Dito und Idem (Leipzig, Wilhelm Friedrich) behandelt ein keineswegs neues Thema, aber in teilweise höchst anziehender und leidenschaftlich bewegter Fassung. Daß ein Weib zuerst den Vater für den Gatten opfert, dann später gegen den Willen des Gatten den Vater, dessen einziges Kind sie ist, auf dem Sterbebette aufsucht und endlich durch ihre echt weibliche Selbstverleugnung die schroffen Gegensätze versöhnt, erscheint hier in der neuen Variation, daß die Liebende eine Fürstentochter und ihr späterer Gatte, mit dem sie entflieht, nachdem der Vater seine Einwilligung versagt hat, Universitätsprofessor ist. Die Bekanntschaft knüpft sich durch einen Brief an, welchen die Prinzessin an den Professor als Autor eines Werkes schreibt; anfangs spielen beide in wenig geschmackvoller Weise Verstecken, bis die persönliche Bekanntschaft sie unwiderruflich vereinigt und das Verhältnis sich anziehend gestaltet.

Von Felix Dahns „Kleinen Romanen aus der Völkerwanderung“ hat besonders **Bissula** großen Anklang gefunden und bereits die vierte Auflage erlebt. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Es ist begreiflich, daß die reizende Gestalt der rothaarigen Schwäbin viele Verehrer gefunden hat, und da auch in diesem Buche wieder der Gegensatz von römischer Überhebung zu kernhafter alemannischer Volkskraft wirksam geschildert ist, ist die lebhafte Wirkung auf das romanlesende Publikum erklärt. Felix Dahn besitzt im höchsten Grade dasjenige, was man Routine und glänzende Mache nennt, aber er verbindet damit bedeutendes historisches Wissen und bleibt demselben überall getreu, wo es sich um den Hintergrund seiner auf allgemein menschlichen Vorgängen beruhenden poetischen Erfindungen handelt.

Chavrillac. Roman von Leo Warren. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) Wieder einmal ein deutscher Schriftsteller, der sich darin gefällt, nicht nur das Leben der französischen Hauptstadt zu schildern, sondern auch französische Muster nachzuahmen. Die Handlung spielt in den letzten Jahren des zweiten Kaiserreichs. Die Verhältnisse mögen gut getroffen sein, aber man hat dieses Durcheinander von lockeren Sitten und abenteuerlichen Vorfällen nachgerade oft genug vor Augen gehabt. An krassen Effekten ist in dem Buche kein Mangel, aber Gestalten wie Robin Marteau sind selbst in der französischen Litteratur seit Eugen Sue aus der Mode gekommen.

In die Zeit der napoleonischen Fremdherrschaft zu Anfang dieses Jahrhunderts führt uns der dreibändige Roman **Katharine Ollsand** von Johannes van Dewall (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), der in Hamburg zur Zeit der Occupation spielt und in buntem Wechsel der Handlung die französischen Emigranten und Occupanten, das Schmugglerwesen über Helgoland und die Leiden der patriotischen Bewohnerschaft schildert. Die Hauptgestalten treten frisch und anschaulich hervor, und ohne eigentliche Originalität zu beanspruchen, darf der Roman doch zu den empfehlenswerten Erscheinungen, die von gesunder Lebensauffassung durchdrungen sind, gezählt werden.

Der Peter von Danzig. Historische Erzählung von Reinhold Werner. (Berlin, Otto Janke.) Die Kämpfe, welche die reiche Hansestadt Danzig im fünfzehnten Jahrhundert gegen Dänemark bestand, sind hier sehr anschaulich zum Hintergrunde einer romanhaften Verwicke-

lung gemacht, wobei die Schilderung der städtischen Verhältnisse, besonders aber das Schiffswesen in interessanten Einzelheiten, das Leben auf dem Wasser von seinen ernsten und heiteren Seiten mit großer Lebendigkeit und seltener Treue geschildert ist.

Die Kunst, den Leser zu fesseln und durch die Entwickelung des Erzählten zu spannen, hat H. Rosenthal-Bonin in seinem Roman **Die Tierbändigerin** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) aufs neue bewiesen. Die Farben sind mitunter etwas stark aufgetragen, aber trotzdem weiß der Dichter den Stoff künstlerisch zu bewältigen und auch strengere Anforderungen zu befriedigen.

* * *

Ernst Kossak. Eine Schilderung seines Lebens und seiner Werke. Von A. Rutari. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.) — Es ist anzuerkennen, daß einem Schriftsteller wie Ernst Kossak, dessen Name selten mehr genannt wird, der aber für die Entwickelung der journalistischen Litteratur in Deutschland große Verdienste hatte, durch diese Charakteristik ein ehrendes Denkmal gesetzt wird. Kossak war ein schneidiger Journalist, hervorgegangen aus den Kämpfen des Jahres 1848, rücksichtslos gegen Halbheiten, fördernd für das wirkliche Talent, vielfach angefeindet, aber unantastbar in seiner litterarischen Ehrenhaftigkeit. Er verdankte einen großen Teil seiner journalistischen Bildung dem damaligen Pariser Feuilleton, das er an Ort und Stelle studiert hatte, und deshalb blieb auch das geistvolle Beleuchten der Tagesereignisse, namentlich auf den Gebieten der Musik und des Theaters, sein besonderes Feld. Da ihm selbst die Musik theoretisch und praktisch sehr geläufig war, galt er zu seiner Zeit als maßgebend in tonkünstlerischen Fragen. Die kleine Schrift ist mit viel Pietät und großem Fleiße verfaßt.

* * *

Die interessanten musikalischen Lebens- und Charakterbilder, welche Otto Gumprecht, der bewährte Musikkritiker der Nationalzeitung, unter dem Titel **Neuere Meister** im Verlage von H. Haessell in Leipzig hat erscheinen lassen, sind in zweiter Auflage versandt worden. Die beiden Bände enthalten: Schubert, Mendelssohn-Bartholdy, Schumann, Chopin, Weber, Rossini, Auber und Meyerbeer, und jedes einzelne dieser Lebensbilder zeichnet sich durch den Scharfblick des Verfassers, sein ihm eigentümliches schönes Maß im Urteil und die edle Sprache aus.

* * *

Unter dem Gesamttitel **Charakterbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert** hat der bekannte Publizist Leopold Katscher eine Reihe biographisch-kritischer Essays herausgegeben, die im Dümmlerschen Verlage in Berlin erschienen. Es sind vier Frauen und fünf Männer, welche der gewandte und belesene Verfasser charakterisiert, sämtlich Schriftsteller, wenn auch in verschiedenen Richtungen. Von den Frauenporträts ist uns besonders das der George Sand sehr anschaulich geworden, ihm zunächst das der Engländerin Harriet Martineau. Von den Männern sind besonders Taine, Buckle und Alfred de Musset durch sorgfältige Ausführung und gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials hervorragend.

* * *

Die Baukunst des Mittelalters in Italien von der ersten Entwickelung bis zu ihrer höchsten Blüte. Von Oskar Mothes. (Jena, Hermann Costenoble.) — Ein in jeder Hinsicht vortreffliches Werk auf den gründlichsten Studien beruhend und in gediegenster Ausführung. Der Verfasser hat italienische und deutsche Quellen sorgfältig erforscht und außerdem durch eigene Anschauung die Schätze der mittelalterlichen Baukunst in Italien genau studiert, so daß sein Werk den Gegenstand in erschöpfender Weise behandelt. Ganz besonders wertvoll sind die Illustrationen, welche nicht nur aus trefflichen Holzschnitten bestehen, sondern auch aus Nachbildungen von Originalaquarellen, die der Verfasser selbst an Ort und Stelle aufnahm und welche in buntem Steindruck überraschend schön ausgeführt sind. Für das Studium der Kunstgeschichte ist das Werk, welches die Zeit vom dritten Jahrhundert bis zum elften in gewissenhaftem Eingehen auf jede Einzelheit behandelt und dann bis zum fünfzehnten Jahrhundert mehr übersichtlich darstellt, von größter Bedeutung und reiht sich den hervorragendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete würdig an.

* * *

Im Verlage von Friedrich Bruckmann in München erschien in vorzüglicher künstlerischer Ausstattung in Folioformat ein Prachtwerk: **Die Säugetiere in Wort und Bild**, zu welchem sich zwei berühmte Männer, der Naturforscher Karl Vogt und der Maler Friedrich Specht, vereinigt haben und das in der That dem Rufe sowohl des bekannten Naturforschers wie des ausgezeichneten Tiermalers vollkommen entspricht. Das ganze Werk ist in 28 Lieferungen erschienen und enthält mehr als dreihundert Illustrationen, darunter vierzig

Vollbilder, die sämtlich von hervorragendem künstlerischem Werte sind. Der Text von Karl Vogt bewährt nicht nur aufs neue die gründliche Gelehrsamkeit des unermüdlichen Mannes, sondern zeigt ihn auch in der ganzen Frische seiner Darstellungsgabe und giebt gelegentlich Beweise von seinem unverwüstlichen Humor. Somit kann dies Werk nach jeder Richtung hin als ein ebenso gediegenes und nützliches wie künstlerisch wertvolles und schön ausgestattetes Hausbuch empfohlen werden. Daß Vogt seine Anschauungen über die Entstehung der Arten, die er häufig genug in seinen früheren naturhistorischen Werken und Wandervorlesungen dargelegt hat, auch diesmal gleich einem roten Faden durch seine Schilderungen gehen läßt, war vorauszusehen und ist jedenfalls eine interessante Eigentümlichkeit dieses neuesten Werkes mehr.

* * *

Tiere der Heimat. Deutschlands Säugetiere und Vögel. Geschildert von Adolf u. Karl Müller. (Kassel, Theodor Fischer.) Die beiden Naturforscher Adolf und Karl Müller sind dem deutschen Publikum so oft durch ihre Schilderungen aus der heimatlichen Tierwelt in den bekanntesten Zeitschriften nahe getreten, daß ihre Eigenart kaum eines weiteren Lobes bedarf. Sie gehören zu jenen Gelehrten, welche die Resultate ihres Forschens mit gewissenhafter Sorgfalt und dabei in liebenswürdiger Ungezwungenheit vorzutragen verstehen. Namentlich sind sie mit der Natur und den Gewohnheiten unserer Vogelwelt ungemein vertraut und wissen ihre Beobachtungen anschaulich und ohne Pedanterie dem Leser mitzuteilen. Das Buch ist auch äußerlich splendid und geschmackvoll ausgestattet; die darin enthaltenen Holzschnitte sind nach Zeichnungen von C. F. Deiker und Adolf Müller angefertigt und geben gleichfalls den Beweis für das liebevolle Eingehen auf die besonderen Eigentümlichkeiten unserer Tiere in Haus, Wald und Flur sowie in den Lüften. Die Gebrüder Müller zeigen in allen ihren Publikationen ein erhebendes Zusammenwirken und gemeinsame seltene Freude an der Natur.

* * *

Die Entdeckungsreisen in alter und neuer Zeit. Von Gerhard Stein. (Glogau, Karl Flemming.) Als Orientierungsmittel für ein größeres Publikum ist dies Buch vortrefflich geeignet, denn es giebt eine Geschichte der geographischen Entdeckungen in geschickter Auswahl nach den vorhandenen Quellen. Das Buch will nichts weiter sein als eine einsichtsvolle Zusammenstellung des Vorhandenen, und es sind daher alle hervorragenden Werke der neueren Zeit in geschickt gruppierten Auszügen darin vertreten. In gleicher Weise sind die Holzschnitte und Karten Wiederdrucke aus den betreffenden Reiseschilderungen, so daß man gewissermaßen einen gedrängten Überblick über das Geleistete erhält. Da man dem Herausgeber nachsagen kann, daß er mit klarem Einblick in die Bedeutung der Forschung und Erlebnisse gearbeitet hat, darf sein Werk als belehrender Rückblick auf die wichtigsten geographischen Reisen und Entdeckungen in fremden Weltteilen empfohlen werden.



Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



